



Nr. 1.

Sonntag, 2. Januar.

Jahrgang 1910.



## Zum neuen Jahre!

Wie heimlicher Weise  
Ein Engelein leise  
Mit rosigten Füßen  
Die Erde betritt,  
So nahte der Morgen.  
Jauchzt ihm, ihr Frommen,  
Ein heilig Willkommen!  
Ein heilig Willkommen,  
Herz, jauchze du mit!

In Ihm sei's begonnen,  
Der Monde und Sonnen  
An blauen Gezelten  
Des Himmels bewegt.  
Du, Vater, Du rate!  
Lenke Du und wende!  
Herr, Dir in die Hände  
Sei Anfang und Ende,  
Sei alles gelegt!

Eduard Mörike.

## Ein Volksschriftsteller.

Novelle von Bernhard Kiesel.  
(Nachdruck verboten.)

I.

„Wie konnten Sie es wagen, mir ein so liebedliches Buch in die Hand zu spielen?“ Die Arme in die Seite gestemmt, die schwarzen Augen in reizendem Zorn auf den Hausburschen gerichtet, forderte Lieschen Antwort.

Johann, in weißer Drillichjacke, eine verschabte Reservistenmütze auf dem Kopfe, einfältig lächelnd an den Türpfosten gelehnt, suchte die erzürnte Köchin zu beschwichtigen. „Aber hören Sie einmal, Fräulein Lieschen, das Buch ist aus der Bibliothek meines Herrn, und der liest doch sicher nichts Schlechtes. Auf dem Tische in der Laube hat er es liegen lassen. Da habe ich mir den Titel besehen: „Romantische Liebesabenteuer“; aha, dachte ich, etwas für Fräulein Lieschen, die liest ja Liebesgeschichten so gern. Da habe ich es heimlich auf den Tisch Ihres Zimmers gelegt, und das können Sie mir auf Ehre glauben, nur um Ihnen eine Freude zu machen, und nun bekomme ich schlechten Dank.“

„Woher wollen Sie wissen, daß ich gerne Liebesgeschichten lese?“

„Das ist ganz einfach; Liebesgeschichten lesen junge Mädchen alle gern, und haben Sie mich nicht öfters Bücher aus der Leihbibliothek mitbringen lassen, und mir oft dabei gesagt, der Bibliothekar möchte Ihnen etwas recht Interessantes geben, so etwas, wo einem das Herz ein bißchen warm wird?“

„So, daraus wollen Sie schließen, daß ich Liebesgeschichten gerne lese?“

O, Sie Kohlbruder! Ich bin nicht so dumm, wie Sie meinen. Sie halten mich für so eine, der man leicht ein X für ein U vormachen kann; ein wenig toll wollten Sie mich machen mit Ihrem verliebten Buche, aber da haben Sie sich gründlich verrechnet.“

Johann wurde lebhafter. „Aber wahrhaftig, mein liebes Lieschen, ich wollte dir nur eine Freude machen. Seit du im Hause bist, ist mir so wohl, und du weißt gar nicht, was ich an Liebe zu dir tun könnte.“

Jetzt wurde sie ernstlich böse: „Aber so was! Ich bin Ihr liebes Lieschen nicht, und Sie sollen mich auch nicht duzen, haben Sie mich verstanden? Nun machen Sie, daß Sie aus der Küche kommen.“

Verlegen brummte Johann: „Nun gut, dann werde ich Sie sitzen, kommt mir auch nicht drauf an, — aber das eine könnten Sie mir doch noch sagen: was ist denn eigentlich so Gefährliches in den „romantischen Liebesabentauern?“

Er sah sie mit einfältiger Neugier an. „O, Sie Schlauberger! Sie wollen mich glauben machen, Sie hätten die Verrücktheiten nicht gelesen, und ich soll Sie nun belehren. Fehlgeschossen! Machen Sie, daß Sie wegkommen.“

„Et, wie spröde! Während meiner Soldatenzeit bin ich mit manchen netten Mädchen bekannt geworden, hab' ihnen auch

manchmal Bücher mit Liebesgeschichten gegeben, aber keine war so ablehnend wie Sie. Die haben solche Geschichten immer recht gerne gelesen und auch gemütlich mit mir darüber geplaudert. Und das muß ich auch noch sagen: Ich hatte Glück bei allen; sie mochten mich alle gut leiden."

"Nun, dann hätten Sie Ihre „Romantischen Liebesabenteuer“ Ihren netten Mädchen bringen sollen und nicht mir." Sie lehrte ihn schmolend den Rücken zu.

Er wagte sich jetzt zaghaft näher, und ihre Hand erfassend, rief er: „O Liebes Lieschen, sei doch nicht so stupp! Du bist ja viel schöner, als sie alle, und ich kann doch nicht dafür, daß ich dir so gut bin."

Sie zog entrüstet die Hand zurück, stieß ihn von sich und zürnte: „Sie haben mich ja schon wieder geduzt, bleiben Sie mir 10 Schritte vom Leibe, oder ich rufe — werde Frau Venhoff das Buch geben, und die wird Ihnen schon Bescheid sagen. Daß dieses Lotterbuch aus der Bibliothek meines Herrn sein soll, glaube ich nicht. Sie haben es sicher bei einem unsauberen Freunde geliehen, oder bei einem Hintertreppentolporteur gekauft."

Johann war einige Schritte zurückgewichen. „Was ich gesagt habe, ist wahr: das Buch gehört meinem Herrn, aber Sie haben da etwas gesagt, damit wird es Ihnen doch wohl nicht ernst sein: der gnädigen Frau wollten Sie das Buch geben? Da könnten Sie mir eine nette Bescherung machen, mich wohl gar um meine Stelle bringen. Nein, so herzlos können Sie nicht sein!"

„Mir ganz egal; die gnädige Frau soll das Buch haben, mag dann geschehen, was will; nun gehen Sie."

Jetzt mußte Johann auf: „Nein, ich gehe nicht! mein Buch muß ich wieder haben, her damit!"

Sie nahm das Streitobjekt auf dem Küchenschrank und schob es rasch in ihre Tasche — Johann hatte dies bemerkt und suchte nun mit täppischer Kühnheit der Köchin das Buch zu entreißen. Lärmend und fauchend mit Stahngewandtheit verteidigte sich die Bedrängte.

Da auf einmal erschien die imposante Gestalt der Frau Venhoff in der Tür. Das gürtellose, leicht herabwallende Hauskleid erhöhte die Würde ihrer Erscheinung. Bei den klingenden augenblicklichen Erschrecken und — Waffenstillstand. Der arme Johann fuhr zurück und stand da wie ein armer Sünder. Lieschen, mit der Schürze über das erhitzte Gesicht wischend, erhob mit lastadenartigem Wortschwall ihre Anklage. „Her das Buch!" gebot Frau Venhoff, als ihr der Sachverhalt klar war. Lieschen überreichte es. Dann wandte sich die Herrin dem ängstlich dreinschauenden Johann zu. Fort von hier, an Ihre Arbeit! Was haben Sie überhaupt hier in der Küche verloren? Das weitere wird sich finden."

Er wollte aber sein Buch wieder haben und verlegte sich



Der ermordete Generalstabshauptmann Mader.

aufs Bitten. Frau Venhoff aber verließ die Küche, ohne seiner weiter zu achten. Auch Johann entfernte sich jetzt in gemüthlichem Zorn. Im Hausflur wandte er sich noch einmal um; erhob drohend die Faust und rief: „Wenn mir gekündigt wird, dann sollst du büßen; dann geht nicht einer, dann gehen zwei; sowahr ich Johann heiße!" Lieschen lachte ob dieser Drohung hell auf.

Frau Venhoff begab sich jetzt mit ihrer Beute auf die schattige Veranda und begann zu lesen. „Du lieber Gott!" seufzte sie, nachdem einige Blätter überflogen waren, wie schwer wird doch an der Volksseele gekrevelt! Dieses Buch ist ja eine wahre Brandsfadel zur Entfackung der niedersten Leidenschaften. Arme Jugend! Wehe dem angehenden Künzling, der aufblühenden Jungfrau, denen die Schrift in die Finger fällt. Gott möge unser Kind behüten!"

„Fritz Frei", nennt sich der Verfasser, eine recht saubere Pflanze im Garten des Schriftkellertums. Aus der Bibliothek Alfreds soll dieses Buch sein? Welche Unverschämtheit! Johann wird mir solche Bücher nicht wieder ins Haus bringen; dafür wird gesorgt werden." — Je weiter sie las, desto mißgestimmter wurde sie. Zuletzt flog das Buch sehr unsanft in den Papierkorb.

Wie zur Entschädigung griff sie nach dem Klavierauszug der neuen Oper „Tiefland" und prüfte einige Partien auf dem Klavier. Sie konnte dem anerkennenden Urteil des feinfühligsten städtischen Musikdirektors Werner, ihres früheren Gesangslehrers, der ihr das Werk zugeschiedt hatte, voll und ganz zustimmen.

Mitten in ihrer Arbeit wurde sie durch den Besuch einer älteren, dem Greisenalter nahestehenden Dame überrascht, die auf den ersten Blick als Lehrerin zu erkennen war; Fräulein Lina Carola, Vorsteherin des Mädcheninstituts „Marienwerth". Leichterichöpft ließ diese sich auf den nächsten Stuhl nieder und sächelte sich Luft zu.

Frau Venhoff war alsbald um sie bemüht. „Ich war in Sorge deinnetwegen, liebe Tante. Sicher hat sie wieder ihre leidigen Kopfschmerzen, dachte ich, und ist ans Haus gefesselt. Wärest du nicht gekommen, dann hätte ich dich sicher heute nachmittag besucht. Nun ist meine Freude doppelt groß, weil ich dich wohl sehe. Mache dir's bequem und erzähle mir recht viel neues, aber nur Angenehmes." Während dessen hatte sie Hut und Mantille beiseite gebracht und setzte sich der würdigen Dame, welche auf dem Sofa Platz genommen, gegenüber.

Diese strich ihrer Gewohnheit gemäß über das dünne, mit Grau untermischte Haar und versuchte, ihre Miene freundlicher zu gestalten. Warum ich gekommen bin, kannst du kaum ahnen. Die Tätigkeit in der Schule strengt mich von Tag zu Tag mehr an, so daß ich vollen Ernstes auf weitgehende Schonung meiner Kraft bedacht sein muß. Wie du weißt, hat mir der Frauenverein die Aufgabe zugewiesen, in der nächsten Vereinsversammlung einen Vortrag zu halten: „Schutz der Jugend gegen Aergernisse des öffentlichen Lebens", ein Thema, geradezu ein Lederbissen für mich, aber meine Kraft, meine Kraft! Möchtest du nicht einspringen und den Vortrag statt meiner halten?"

Frau Venhoff zeigte sich ein wenig überrascht und dachte nach, dann entgegnete sie: „Das Thema sagt mir wohl zu, aber meine Erfahrung? ist die nicht zu dürftig?"

Sichtlich erfreut fiel die Vorsteherin ein: „Ich sehe schon, du bist nicht abgeneigt; o, nun ist mir ein Stein vom Herzen. — Erfahrung? Darüber mache dir keine Sorge; die meinige steht dir in ganzem Umfange zur Verfügung, und ist, dank der Fülle der Jahre, wahrhaftig nicht klein. Ueberhaupt liegt die ganze Arbeit schon skizziert vor und du hast nur auszuscheiden, zu ergänzen und einzusprechen. Schon morgen werde ich dir durch Pia das Material zugehen lassen."

Frau Venhoff lachte: „Du bist doch das gute, superkluge Tantchen, das immer spielend erreicht, was es will. Da stehe ich und sinne, ob ich der Arbeit gewachsen bin oder nicht, und du bist schon eine Weile voraus, tust, als ob ich schon längst ja und Amen gesagt hätte; — hast mich bereits im dichtbesetzten Saal auf der Rednerbühne stehen. Nun, ich will dir die Freude nicht verderben; dir zuliebe übernehme ich den Vortrag. — Uebrigens, sieh' einmal hier, auch ein Stück Aergernis des öffentlichen Lebens." Sie griff nach dem in den Papierkorb geworfenen Buch: Komm' ich da vorhin in die Küche; was seh' ich? Den Hausburschen im Streit mit der Köchin, und zwar dieses nichtswürdigen

Buches wegen, das er ihr geflissentlich in die Hand gespielt hatte. Es ist voll der wildesten Sinnlichkeit und bietet sogar Verführungsszenen, von den berückenden Illustrationen gar nicht zu reden."

Tante Carola rücte interessiert die Brille zurecht: „Ei, zeige einmal „Romantische Liebesabenteuer“ v. Fritz Frei. Du lieber Himmel, das ist ja das Buch, das im Prozeß Härtinger mehrmals erwähnt wurde. Wie mir Polizeikommissar Hoffmann, der jetzt mein nächster Nachbar ist, mittheilte, hat Härtinger erklärt, dieses Buch sei seine Lieblingslektüre gewesen und habe sein ganzes Denken so mit willkürlichen Bildern angefüllt, daß er ihrer nicht mehr hab. Herr werden können. Dem Denken seien Taten gefolgt, zuletzt die schrecklichste, die himmelschreiende: der Mord an dem unschuldigen Kinde. — „Du lieber Himmel,“ seufzte Frau Venhoff, „hat denn der Staat kein Mittel, der Schundschriftenpest Einhalt zu tun — und die arme Jugend vor dem größten Unglück, vor Sittenvergiftung, zu schützen?“

„Ja, liebe Hermia, der Staat erkennt wohl die Gefahr dieser Schriften, ist seit Jahr und Tag gegen sie in stillem Kampfe, möchte sie samt und sonders auf einen Scheiterhaufen verbrennen, aber leider reicht seine Macht zu diesem Vertilgungswerke nicht aus. Der Augiasstall ist so groß, daß zum Reinigen desselben eine Million Herkulesse nicht ausreichen würde. — Solange sich in der Schriftstellerewelt noch Kreaturen finden, die das niedere Triebleben zu ihrer Domäne machen, und solange im Volke noch aieriae, nach Hunderttausenden zählende Abnehmer für Schundliteratur vorhanden sind, solange wuchern diese Gisterzeugnisse weiter wie Nachschatten auf Mobergrund.“

Ereifert fiel Frau Venhoff ein: „Wie ein Mann sollten die ehrenhaften Schriftsteller sich erheben und gegen das tagesscheue Gelichter zu Felde ziehen. Ans Licht mit den Schmierfinken, unbarmherzig an den Pranger mit ihnen! Für sie ist öffentliche Verachtung noch eine zu geringe Strafe. O, wären doch alle so ideal gesinnt wie mein Alfredo, dann würde die edle, den Volksgeist emporziehende Literatur erstarken und der unheimlichen Segnerin den Nährboden entziehen.“

Carola strich über das Haar: „Schön gesprochen, meine Hermia. Gute Schriftsteller sind Priester des Allerhöchsten — Priester im Laiengewand und aller Ehren würdig. Da muß ich meinen Vetter Dr. Hamborn loben. Durch Ungunst der Zeitströmung sind ihm äußere Erfolge versagt, aber seine erhabene Meinung vom Schriftstellerberuf konfuriert mit der eines Alopstock, eines Schillers und ist bis heute noch unerschüttert.“

„Der Dichter sei der Menschheit Tröster!“ Das ist seine Devise. Dieser gemäß schreibt und handelt er. Sein Mitgefühl für andere nimmt oft bedenkliche Formen an. „Wenn 99 lachen und einer weint, kann ich nicht mitlachen,“ äußerte er beim Besuche eines Wohlthätigkeitsbazars. Für sich selbst will er außerordentlich wenig. Selten hörte ich ihn über eine Unannehmlichkeit klagen, obwohl er deren schon die Fülle hatte. Als er den herbsten Verlust seines Lebens, den seiner lieben Braut zu beklagen hatte, trug er sein Leid in die Einsamkeit und verkehrte erst dann wieder mit Freunden und Verwandten, als seine Seele das Gleichgewicht wiedergesunden hatte. Als ich ihn fragte, warum er gerade in der traurigsten Zeit auf den Umgang mit Freunden verzichtet habe, wo derselbe doch so wohlthue, meinte er: „Trägt denn nicht jeder Mensch des Leids genug mit sich herum; — warum ihn noch zum Mittragen fremden Leides nötigen? Meine Freunde suche ich nur, um ihnen zu nützen, sie zu ermutigen, zu erfreuen; wie aber kann ich das alles, wenn ich selbst mutlos, aller Freude bar bin. — Er will seine Ideen zur Erhöhung des Menschenglücks nicht bloß durch Wort und Lied verkünden, sondern auch in die Praxis umsetzen, wie einst Theodor Körner, Schenkendorf, Arnö: u. a. ihre Vaterlandsliebe; ja, er scheut für seine Ideen der Tod nicht. Liebe Hermia, ich sähe es gerne, wenn dein Alfred Dr. Hamborn gegenüber sich weniger unnahbar zeigte. Beide sind nur um ein geringes ungleich an Jahren, aber fast gleich an Bildung und Talent. Dr. Hamborn schätzt deines Mannes Befähigung; was könnten nicht beide im gemeinsamen Schaffen leisten.“

„Wie kommst du auf einmal auf Dr. Hamborn? ich schätze bei diesem den inneren Menschen, aber der äußere steht zum inneren in Disharmonie, so urteilt auch mein Mann. Hamborn ist und bleibt ein Sonderling, ein stolzer Demütiger, der nie auf die Zeit Einspruch gewinnen, nie seinen Tag haben wird. Wenn ich in seinem Roman „Zwischen Sinn-

glück und Seelenfrieden“ herumblättere, — ich gestehe, dies geschieht oft, — und einzelne Partien in ihrer edlen, mit dem Leide des Lebens versöhnenden Sprache auf mich einwirken lasse, dann wird mir wohl, dann möchte ich wünschen, daß er doch auch einmal den Tag hätte, aber.“ — Carola machte eine abwehrende Handbewegung. (Fortsetzung folgt.)



Königin Wilhelmina von Holland mit ihrem Töchterchen, der Prinzessin Juliana.

## Jahreswende.

Von Henriette Brey.

(Nachdruck verboten.)

Josef Reinekt, cand. phil., saß am letzten Abend des Jahres in seinem Studierzimmer. Vor ihm auf dem Tisch lag eine Menge Bücher und Schriften; aber er schaute nicht hinein, sondern auf den Anzeigenteil einer Zeitung, welcher besagte, daß Stella Orsini, die berühmte Sängerin, die sich auf der Durchreise zwei Tage in hiesiger Stadt aufhielt, heute abend im Kaiseraal des Konzerthauses singen werde.

„Stella Orsini!“ — Wie seltsam fremd ihm der Name auf dem Papier vorkam! Und doch hatte er ihn tausendmal ausgesprochen, war er ihm all' die Jahre so vertraut gewesen!

Wie jetzt wohl die kleine Stella ausschauen möchte? Gewiß war sie eine Schönheit ersten Ranges geworden — eine Bühnenschönheit.

Ob sie wohl seiner noch gedachte?

Sie hatten sich einst gut gekannt, der junge, strebsame Student, und die siebzehnjährige Stella, die Tochter eines italienischen Meisters, der im selben Hause wohnte. Stella besuchte das Konservatorium der rheinischen Kunststadt, und die Musik war es auch gewesen, welche beide einander nahe gebracht hatte. Josef Reinekt war sehr musikalisch und liebte es, in der Dämmerung, bis die Lampe kam, die Geige zu nehmen und zu improvisieren. Eines Abends hörte die junge Italienerin ihn, und entzückt von seinem Spiel, ließ sie ihrem Vater keine Ruhe, bis er die Bekanntschaft vermittelte.

Von nun an kam Josef Reinekt Abend für Abend herunter und die beiden spielten und sangen Duos und trieben Musikgeschichte und Italienisch. Er lag bald völlig in den Banden des schlanken, dunkeläugigen Mädchens, und es war ein Glück für seine Studien, daß nach Jahresfrist Signor Orsini seinen Wohnsitz in der Residenz nahm.

„Wirfst du mich vergessen, Carlissima?“ fragte er, ihre Hände pressend.

Unter dem Eindruck der Trennung brach ihr süßlich heißes Empfinden hervor.

„Niemals!“ rief sie leidenschaftlich. „Wir gehören zusammen und wenn ich eine berühmte Sängerin sein werde und

ein Vermögen erworben habe, heiraten wir.“

Wie oft wird „niemals“ gesagt und wie bald vergessen!

Das „niemals“ dauerte auch hier nicht lange. Zweimal, dreimal, schrieb sie, — dann schloß die Korrespondenz ein; neue Freunde verdrängen die alten. Sie trat zum ersten Mal öffentlich auf und debütierte glänzend. Von nun an war ihr Leben ein steigender Triumph und er hörte nur noch durch die Zeitungen von ihr.

Gegenwärtig war sie die Primadonna der mailändischen Oper und einer der glänzendsten Sterne am Kunsthimmel. Sie hatte es weiter gebracht als er — wie er sich mit bitterem Lächeln sagte. Er war erst Kandidat der Philosophie. Bereits im vorigen Jahre hatte er sein Staatsexamen machen wollen und auch sollen — aber er hatte sich nicht sicher genug gefühlt und es daher aufgeschoben.

In den letzten Jahren hatte er seine Studien ohne rechten Eifer betrieben. Immer stand das Bild des kapriziösen, schönen Mädchens lodend und verwirrend vor seinem Geiste. Stundenlang saß er vor seinen offenen Büchern, dachte an sie, baute Luftschlösser und träumte sich in eine unmögliche Zukunft hinein — um dann sofort sich zu sagen, daß es nur ein törichter lächerlicher Traum sei. —

Und heute war Stella Orsini hier!

Er sah auf die Uhr. In einer halben Stunde begann das Konzert. Er wollte hingehen, sie sehen und hören — das würde ihn vielleicht am ersten von seiner Torheit heilen!

Er kleidete sich um und ging dem Konzertsaal zu. Der riesenhafte Raum war gedrängt voll. Die ganze vornehme Welt schien sich ein Stellbischen gegeben zu haben. Zwar war es Silvesterabend, und mancher hätte wohl die gemüthliche Feier im Familienkreise vorgezogen. Aber die Gelegenheit, die berühmte Orsini zu hören, durfte man sich doch nicht entgehen lassen. Josef Rheineck schaute in ein Meer von Licht, hellen Toiletten, Uniformen, Blumen und blitzenden Steinen. Ein wenig seitwärts, aber noch ziemlich in den vordersten Reihen, fand er noch einen Platz.

Das Konzert begann. Das Orchester spielte eine glänzende Ouvertüre. Hierauf folgte eine Rubinstein'sche Sonate für Klavier und Violine, und dann trug ein einheimischer



Besuch des Königs Manuel von Portugal in England. König Manuel (1), Prinz von Wales (2).

Künstler Beethovens Mondschinsonate mit vollendeter Virtuosität vor.

Das Publikum applaudierte jedesmal lebhaft, aber es hatte heute doch nur die halbe Aufmerksamkeit. Mit gespannter Erwartung sah es dem Auftreten der Italienerin entgegen.

Auch Josef Rheineck war in fieberhafter Spannung. Alles Blut strömte ihm zum Herzen, es wurde ihm abwechselnd heiß und kalt.

Endlich erschien Signora Orsini — und mit einem Male legte sich seine Erregung, er wurde völlig ruhig.

Triumphierend führte der Direktor die Sängerin, welche eine weißseidene Schlepprobe trug, am Arm auf das Podium und überreichte ihr einen kostbaren Strauß glühendroter Granatblüten, die Blumen ihrer Heimat — eine feine Huldigung!

Das Publikum brach in stürmische Ekstase aus. Anmutig sich nach allen Seiten verneigend, dankte die Sängerin. Es war eine königliche Gestalt, eine vollentwickelte Schönheit. Der südlische Schnitt ihres Gesichtes, die nachschwarzen Locken, die glänzenden, dunklen Augen, die anmutige Grazie ihrer Bewegungen verrieten sofort die Italienerin.

Josef Rheineck verwandte keinen Blick mehr von ihr; und je länger er sie betrachtete, desto ruhiger wurde er. — Diese vollendet vornehme Dame hatte nichts mehr von der kleinen temperamentvollen, eigenwilligen und doch so hingebenden Stella von ehemals. Sie war ihm fremd, vollständig fremd geworden.

Sie ließ ihre Augen durch den Saal schweifen und streifte auch ihn einen Moment, aber ihr Blick glitt gleichgültig über ihn weg.

Atemlose Stille herrschte, als Signora Orsini begann. Der wunderbare Schmelz ihrer so herrlichen, modulationsfähigen Stimme rechtfertigte den Ruf, der ihr voranging. Silberrein, gleich Perlen, klangen die Töne aus ihrer Kehle. Das



Die türkische Staatskommission zur Abschätzung der von der jungtürk. Regierung beschlagnahmten Juwelen des abgesetzten Sultans Abdul Hamid II.

jubelte und lagte, flehte und bebte. Sie beherrschte alle Stimmungen, von der höchsten Leidenschaft bis zur zartesten Innigkeit, vom seligsten Glück bis zur schmerzlichsten Sehnsucht.

Als erstes Lied hatte sie Westmeyers Traumlied gewählt. Süß und weich, mit zauberhafter Innigkeit, sang es.

„Wär' ich ein Traum, ich zöge dir ins Herz Und würde schön wie eine Lotos blüh'n. Und ruht im Herzen dein ein dunkler Schmerz, An meinem Blicke sollte er verglüh'n, Wär' ich ein Traum, ach wär' ich ein Traum! . . .“

Die Zuhörer hielten den Atem an. Dann aber brach ein jubelnder, stürmischer Beifall los, der sich mit jedem Liebes steigerte. Die Leute waren außer sich vor Entzücken und das Klatschen nahm kein Ende. Die Sängerin wurde mit Blumen überschüttet, Kränze und Duftets wurden ihr dargereicht. Lächelnd dankte sie immer wieder für die Ovationen.

Josef Rheinekt sah teilnahmslos da. „Wär' ich ein Traum! . . .“ Er fühlte jetzt, daß sie nur ein schöner Traum für ihn gewesen — ein Traum, aus dem es hohe Zeit war, sich aufzuraffen. Schon zu lange hatte er geträumt, zuviel Zeit an eine Kata morgana verschwendet, die vor des Lebens Wirklichkeit in nichts zerrann! —

„Stella Orsini! Sie trägt ihren Namen Stella mit Recht, sie ist wirklich ein „Stern“, sagte eine Dame hinter ihm zu ihrem Nachbarn.

„Nur schade,“ erwiderte dieser, „daß dieser „star“ nicht mehr lange am Kunststimmeln glänzen wird.“

„Wieso, Oskar?“

„Nun, es ist ihre letzte Kunst-Tournee, wie ich höre. Sie ist mit dem Marchese Bondini verlobt, der sie auch begleitet.“

Josef Rheinekt hörte nichts mehr. „Illusion perdue,“ murmelte er vor sich hin. —

Das Konzert war zu Ende; die Massen strömten hinaus. Josef Rheinekt verließ als einer der letzten den Saal.

Langsam und träumerisch ging er durch die hellerleuchteten Straßen. Hinter ihm rollte auf Gummirädern ein eleganter Wagen heran. An der Straßenkreuzung mußte er ein wenig halten, um die elektrische Bahn passieren zu lassen. Eine Dame zeigte sich am Fenster . . . und Josef Rheinekt stand ein Moment Auge in Auge mit — Stella Orsini!

Er blieb stehen und zog grüßend den Hut. Die Sängerin dankte flüchtig, sah ihn dann aber aufmerksam an; er schien



Zum Ausbruch des Vulkans auf der Insel Teneriffa: Der Gipfel des Vulkans.

sie an jemand zu erinnern. Forschend beugte sie sich vor und schien in ihrem Gedächtnisse zu suchen. Doch sie kannte ihn augenscheinlich nicht, obgleich die letzten Jahre ihn wenig verändert hatten. Liebenswürdig, aber fremd, erwiderte sie den Gruß und wandte sich dann lebhaft dem schwarzen Herrn mit dem südlich-dunklen Teint zu, der neben ihr saß.

Josef Rheinekt wandte sich zurück, um noch etwas zu promemieren.

„Sie hat mich längst vergessen,“ sagte er und lächelte; aber es war ein wehmütiges, resigniertes Lächeln. „Es war nur eine Episode in ihrem Leben, wie es auch nur eine Episode in dem meinigen hätte sein sollen.“

Und dann machte Josef Rheinekt einen Strich unter sein bisheriges Leben.

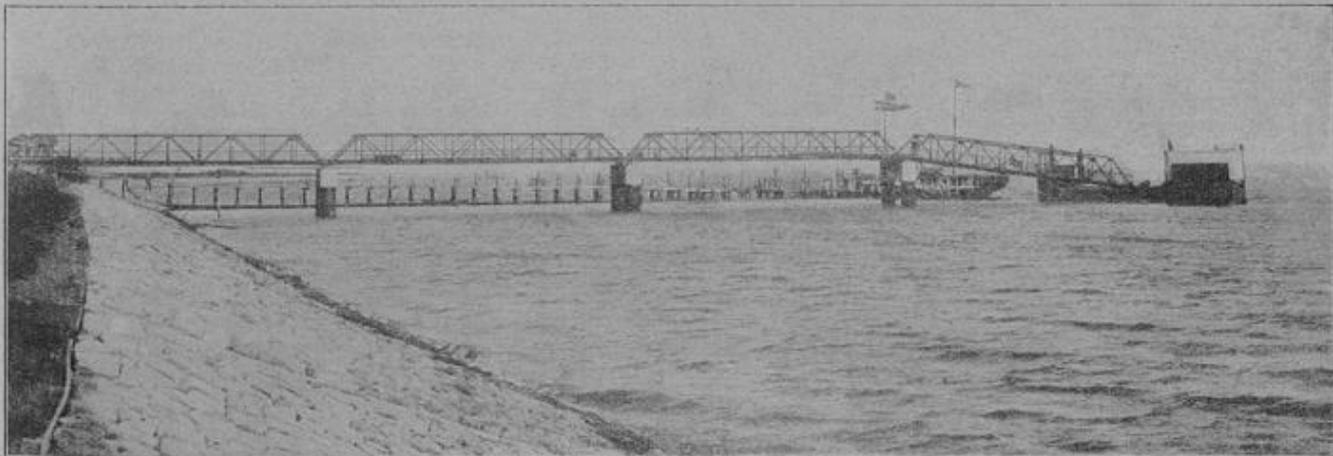
Er richtete sich entschlossen und mit festem Vorsatz auf. Er wollte energisch alle nutzlosen Träumereien verbannen, ernstlich arbeiten und nur für seine nächstliegenden Pflichten leben. —

Von der nahen Kirche begann es 12 Uhr zu schlagen — die Jahreswende! Ein neuer Zeitabschnitt!

Eine ernste Stimmung bemächtigte sich des jungen Mannes. Vom Turme floß die feierliche Melodie eines Chorals herab. Freudenerschüsse fielen, hier und dort öffnete sich ein Fenster und frohe Rufe schallten heraus. In den Straßen herrschte noch reges Leben und die Menschen, die einander begegneten, schüttelten sich die Hände und wünschten sich ein glückliches neues Jahr.

Josef Rheinekt nahm den Hut ab und ließ die kühle Nachtluft seine Stirn umwehen.

„Ein neues Jahr,“ sagte er bewegt. „Möge es mir und allen zum Heile werden — möge die Jahreswende auch ein Wendepunkt in meinem Leben sein.“



Die längste Landungsbrücke der Welt: Die aus Eisenbeton hergestellte und ausschließlich für Kriegsschiffe bestimmte Brücke bei Wilhelmshaven.

# Fröhlicher Silvester.

Humoreske von Adolf Thiele.

(Nachdr. verb.)

Brr! Ist das ein Schneegestöber heut am Silvesterabend! Die lange Straße herauf treibt der Wind die wirbelnden Flocken, und von den Dächern fliebt es hernieder, und all die im Laternenschein glitzernde Pracht weht und stürmt auf ein Eckhaus zu und teilt sich hier, nach rechts und links weiterstößernd.

Auch das Eckhaus, ein neues stattliches Gebäude, bekommt seinen guten Teil ab. Und wirklich, es ist schon jetzt, da alle die großen und kleinen Flocken der Stadt die achte Stunde verkünden, es ist schon jetzt recht hübsch beschneit und weiß.

Gar so sonderlich viele Leute gehen bei diesem Wetter nicht spazieren. Auch alle diejenigen, die einen wichtigen Gang haben, etwa um sich in der Apotheke oder — was manchmal dasselbe ist — im Wirtshause ein heißes Tränklein einfüllen und darreichen zu lassen, alle diese fördern gar mächtig ihre Schritte.

Und mag auch so mancher darunter sein, — und das ist er ganz sicher, — dessen Auge sich an dem prächtigen Flockenwirbel erfreut, den das lebhaft bewegte und doch so stille, lautlose Treiben gar seltsam an vergangene, jüngere Jahre erinnert, oder ihm so wunderbar und phantastisch von etwas erzählt, was er noch nie gesehen, nie gehört, — auch dieser sehnd oder enthusiastisch erregte Staatsbürger stapft seinen eiligen Schritt weiter. Und wenn er dann am Orte der Bestimmung angekommen, dann schlägt er die lustigen Flocken, deren Spiel ihn so bezaubert, vom Hute und schleudert sie von den Füßen und klopft und klopft und macht einen Höllenlärm.

— Der dort mit der Hand am Hute die Straße herunterlaviert, wird es auch nicht anders machen.

Halt, da bleibt er stehen! Vor dem Eckhaus steht er still und schaut ganz verwundert und kopfschüttelnd, wie einer, der verreist war, der bei der Heimkehr sein Haus abgebrannt findet, und dem auf der Trümmerstätte ein freundlicher Nachbar den verwaisten Hausschlüssel überreicht.

„Anorr ist ausgezogen.“

„Was Sie sagen? Wohin, bitte?“

Die Antwort verstehen wir nicht, der Wind verweht sie.

Dann eilen die beiden Nachtgestalten wieder vor einander, nachdem sich der Verwunderte für gütige Auskunft bedankt hat.

— Das Eckhaus ist einmal ein sonderbares Haus. Kaum ist der kopfschüttelnde Herr verschwunden, als ein zweiter kopfschüttelnder Herr erscheint.

Der kleine, runde Mann in Pelz und Pelzmütze staunt wie der andere am Eckhause empor, hilft sich aber ebenfalls durch eine Frage.

„Anorr ist ausgezogen.“

„Ah, — wohin denn, — wenn Sie so gut sein wollen?“

Und dann läuft er mit freundlichem Danke davon.

Wir sehen die runderliche Gestalt gerade im Schneegestöber verschwinden, da bleibt ein dritter Herr kopfschüttelnd stehen. Auch er betrachtet das Haus mit verwunderten Widen, dann sieht er sich, wie nach Rat suchend, um.

Aber es kommt gerade im Schneetreiben niemand daher als der Wind, und der gibt ihm doch keine vernünftige Auskunft.

Der Herr — er mag in den Dreißigern stehen, hat ein wenig edige Bewegungen und einen Vollbart — der Herr tritt daher in den Laden im Erdgeschoß des Hauses.

Die Schaufenster dieses stattlichen Ladens sind geschlossen, auch brennen nur zwei Gaslampen in demselben. Es scheint also, daß der Besitzer des Geschäfts — eines Wehwarengeschäfts, wie der Eintretende belehrt wird — seine Tür weniger dem Handel als dem Wandel geöffnet hält.

Eine Türglode erklingt, als der fremde Herr etwas zögernd eintritt.

Ist das ein reizendes, liebliches Mädchen, das da aus dem Hinterzimmer herauschwebt!

„Was ist Ihnen gefällig, mein Herr?“ fragt sie mit sanfter Stimme.

„Hm,“ antwortet der Herr etwas verlegen und räuspert sich. „Ich habe hier ein Rendez-vous, — er wird noch verlegener — „Sie entschuldigen gütigst. Anorr wohnt wohl nicht mehr hier? Ich mache Ihnen den ganzen Laden so voll Schnee!“ stottert er.

„O, das tut nichts,“ erwidert die hübsche Ladnerin freundlich. Anorrs Restaurant war allerdings in dem Hause, doch

ist dieser Laden jetzt an dessen Stelle. Anorr ist verzogen — bitte einen Augenblick!“

„O bitte sehr, bitte sehr!“ ruft ihr der Herr nach, als sie graziosen Schrittes ins Nebenzimmer eilt, und schnappt nach Luft, von so viel Liebenswürdigkeit überwältigt.

„Guten Abend!“ ertönt jetzt die Stimme eines jovialen Herrn in mittlerem Alter, der aus dem Nebenzimmer tritt.

„Sie wünschen zu Anorr, mein Herr?“

„Allerdings! Ich habe gewiß das Vergnügen, den Besitzer dieses Geschäfts zu sprechen?“

Jetzt, da das junge Mädchen verschwunden, scheint der Fremde auf einmal Mut bekommen zu haben.

„Zu dienen,“ sagt der joviale Mann.

„Nun, dann gestatten Sie mir, Ihnen den Fall auseinanderzusetzen! Wir waren eine Anzahl Freunde“ — ein schneller Blick nach der Zimmertür: das hübsche Mädchen ist nicht da — „lauter Junggefallen. Vor einigen Jahren feierten wir hier in diesem Raume den Silvesterabend und schwuren uns, im nächsten Jahre hier wieder zusammenzutreffen.“

„Sehr gut! Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Bin so frei. — Natürlich nur die Unverheirateten. Im ersten Jahre fehlte einer, im zweiten zwei, im dritten vier; wie wird es jetzt im vierten sein?“

„Und nun kommen Sie hierher,“ rief der Ladenbesitzer lachend, „und finden wohl das Haus, aber nicht mehr das Wirtshaus?“

„Freilich,“ sagte der Fremde etwas verlegen. „Was mache ich nun? Zu Anorr kann ich doch nicht gehen, denn der Schwur ruft uns hierher in dieses Zimmer oder vielmehr eigentlich dort hinein —“

„Brillante Idee!“ rief jetzt der Ladeninhaber mit lustigem Gelächter. „Lassen Sie sich vom Zufall leiten, verehrter Herr! Wenn Sie erlauben, lade ich Sie zu unserer kleinen Familienbowle ein — wir sind ganz unter uns — und Sie erwarten hier diejenigen Ihrer Herren Freunde, die noch nicht in den Apfel der Ehe gebissen haben.“

„Aber — wie kann ich? — bitte sehr, bitte sehr!“ stotterte der fremde Herr bescheiden.

„Machen Sie doch keine Umstände, wenn ich bitten darf.“

Damit öffnete der Ladenbesitzer die Tür und komplimentierte seinen Gast in das Wohnzimmer hinein.

Hier war es freilich recht gemächlich. Ein wahrer Strom des Behagens quoll dem Fremden aus diesem großen weiten, so ordentlichen und säuberlichen Gemache entgegen.

In der Mitte stand ein großer, fester, vierbeiniger Tisch, der nicht wackelte, mit einer hübschen Decke verziert und auf diesem festen Tische stand eine mächtige Lampe, deren Schirm nicht klapperte. Umgeben von einem grünen Lichtschein, einem wahren Augenlabfal, leuchtete sie einem schnurrbärtigen, behäbigen, älteren Herrn zu seiner Zeitung und einem Knaben zu seinem Buche, — ein Anblick, der den Fremden zu ermutigen schien.

„Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen,“ sagte er.

„Mein Name ist Hartig, Kaufmann Hartig.“

Der ältere Herr nahm den Kneifer von der Nase und erhob sich.

„Wir heißen Gelble,“ sagte der Ladenbesitzer. „Mein Bruder,“ stellte er vor.

„Gerade kein schöner Name,“ sagte der Bruder, „aber er erfüllt seinen Zweck.“

„Freilich, freilich!“ beteuerte Hartig.

„Das ist der weiße Gelble, und ich bin der schwarze,“ fuhr der Bruder fort. „Bitte, legen Sie ab und nehmen Sie Platz!“

Etwas erstaunt willfahrte der Gast dieser Bitte.

„Sie wundern sich vielleicht,“ nahm der Hausherr das Wort, „über diese Bezeichnung, da Sie uns beide doch weder weiß noch schwarz, sondern grau sehen.“

„Sie bezieht sich auf unsere Beschäftigung,“ fiel der Bruder ein. „Mein Bruder handelt mit Wehwaren, und ich fabrizierte früher — Wagenschmiere. Recht angenehmes Geschäft weniger schwierig, als vielmehr schmierig zu nennen.“

„Jedenfalls aber doch eins,“ sagte Hartig, um sich auch wichtig zu zeigen, „das vielen Leuten zu schnellerem Fortkommen in der Welt behilflich ist.“

Doch das letzte Wort erstarb ihm im Munde, als sich jetzt die Tür öffnete und zwei weibliche Gestalten eintraten eine etwas erstaunt, aber freundlich blickende, recht wohl konserverte, nette, runderliche Dame (die Rundlichkeit schien in dieser Familie epidemisch zu sein) und die reizende Ladnerin von vorhin.

Hartig's erste, instinttive Absicht, seine ziemlich lange und kräftige Gestalt unter die Tischplatte zu schieben, dürfte wohl kaum den Regeln der Schicklichkeit entsprochen haben. Er erhob sich daher mit jähem Ruck und machte unter undeutlichem Gemurmel einige tiefe und steife Verbeugungen.

„Meine Frau — meine Tochter,“ stellte Herr Selble vor. Hartig erschraf, weil er die Tochter für die Lednerin angesehen und wurde, wenn dies möglich war, noch verlegener. „Nun, meine Liebe,“ sprach der Hausvater zu seiner Frau, „wie steht es mit unserer heutigen Wagenstärkung?“ „Agnes wird sie sogleich hereinbringen.“

Das junge Mädchen war nach der feierlichen Vorstellung verschwunden und kehrte nun ins Zimmer zurück, eine mächtige Bowle tragend. Hinter ihr erschien das Dienstmädchen mit einem wahren Gebirge von Pfannkuchen.

Die ganze Gesellschaft nahm nun am Tische Platz. Zuerst wurde der goldige Glanz der dampfenden, würzig duftenden Blut bewundert. Herr Selble schenkte dann die Gläser voll und forderte zu Ausflügen auf das gebadene Hochgebirge auf, und alle griffen zu und waren guter Dinge.

Nur Hartig genoss anfangs nicht viel; ward ihm doch die Kehrle von seiner in Damengesellschaft stets hervortretenden Schwächernheit zeitweilig zugeschnürt! Der Onkel machte jetzt die Damen mit der Geschichte bekannt, die Hartig hergeführt hatte.

„Hoffentlich werden Sie sich nicht sehr langweilen,“ sagte Frau Selble freundlich, „da Sie diesmal Silvester, statt im Kreise Ihrer Herren Freunde, in einer stillen Familie verleben sollen.“

Hartig stotterte etwas von „Sehr angenehm!“ und ließ es an unterschiedlichen „Bitte sehr“ nicht fehlen.

„Nun, die Herren können ja noch kommen,“ nahm der Hausvater das Wort, seinem verschämt ablehnendem Gaste Zigarren anbietend. „Mit jedem Jahre sagten Sie, schmolz Ihre Silvestergesellschaft mehr zusammen?“

„Ja, voriges Jahr waren wir noch drei. Doch liebten wir stets auch die abgeschiedenen Freunde, wie wir sie nannten, geistig unter uns weilen. Einer von uns schrieb ihre Namen auf schwarz umrandete Kartons, und jedem von diesen räumten wir einen Stuhl ein und umgaben ihn mit einem Kranze.“

„Das war ja eine wirkliche Totenfeier,“ warf der Onkel ein.

„Nun für uns waren die Freunde doch auch gestorben. Ich bin übrigens der einzige, der noch hier in der Stadt wohnt, in der Oberstraße. Ich habe dort die Eisenhandlung an der scharfen Ecke.“

„Richtig, ich entsinne mich,“ sagte Herr Selble. „Ich komme freilich selten dorthin.“

„Ja, Dinge passieren in der Welt!“ sagte der weiße Selble. „Wie, denken Sie, wurde ich mit meiner Frau bekannt?“

„Aber Gustav, diese Geschichte zu erzählen!“ drohte Frau Selble scherzhaft.

„Das raten Sie nun und nimmer. — Hier in der Stadt war damals ein Sängerkonzert mit großem Festzug. Um diesen zu sehen, hatte ich mich auch in den Trübel gestürzt. Neben mir stand ein Herr in meinem Alter, der mir bereitwilligst Platz machte. Plötzlich läßt er seinen Spazierstock fallen, ich will den Erkenntlichen geben und bücke mich schnell, er fährt auch hastig nieder, und so hauen wir denn unsere Schädel aneinander, daß die Funken nur so sprühen. Wir heben unsere Hüte auf und lachen, sprechen über den vorüberziehenden Festzug, trinken ein Glas Bier in einem nahen Gasthause, treffen uns später mehrmals wieder, ich lerne sein Fräulein Schwester kennen, einen wahren Engel, sage ich Ihnen, an Schönheit und an Liebenswürdigkeit — da sitzt sie!“

Die Frau des Hauses sah es, wie alle Frauen, nicht gern, daß sich der Scherz auf sie ausdehnte. „Aber Sie bedauern sich ja gar nicht, Herr Hartig,“ sagte sie daher und forderte mit einladender Gebärde zum Sturm auf die gebadenen Duppeler Schanzen auf.

„O, bitte sehr!“ rief Hartig, „die Pfannkuchen sind geradezu großartig. Ich habe schon vier gegessen. Darf ich Sie nicht um die Adresse des Bäckers bitten?“

„Sehr gern,“ erwiderte die Hausfrau und nannte den Namen ihrer Tochter und dazu die Straße und Hausnummer.

Agnes aber errötete und schlug die Augen nieder. Jetzt brachte man Toaste aus.

Zuerst ließ der Onkel den Gast leben, dann erhob sich dieser zu einer wohlgemeinten Ansprache. Von oratorischem Schwunge hingerissen, rief er sogar: „Und wie der Dichter sagt: Ehret die Frauen, sie flechten und weben —“ vermochte sich jedoch der Fortsetzung nicht zu entsinnen und erweckte somit bei den Anwesenden das angenehme Bild von teils am Webstuhl webenden, teils Zöpfe flechtenden Frauen.

Da indessen die beiden Damen schon zufrieden waren, daß sie überhaupt geehrt wurden, da ferner der Redende den wichtigsten Punkt, den Schluß, nicht verfehlte, so verlief das gefährliche Unternehmen in befriedigender Weise.

Es war schon spät und still. Der Schnee fiel noch immer in dichten, wirbelnden Flocken hernieder und hatte sich vor dem Hause hoch aufgerichtet.

Eben kamen zwei Gestalten, anscheinend Arbeiter, um die Ecke und schwanften in Zickzacklinien vorüber.

„Wir alten Füssliere sind immer schneidig,“ rief der eine mit Stolz.

„Zawohl, immer schneidig!“ bestätigte der andere. Gleich darauf lagen die beiden im tiefen Schnee.

Sehr erheitert zog sich die Gesellschaft, die einen Augenblick an die Fenster getreten war, ins Zimmer zurück, das nun doppelt traulich erschien.

Der hellerleuchtete Tisch mit den fröhlichen Gesichtern rund herum, die dunkeln Wände und Winkel, das heitere Gespräch mit den gemütlichen Leuten: alles das heimelte Hartig ungemein an. Was diesen Hagestolz aber noch mehr anzog, war das hübsche, fröhliche, bescheidene, wirtschaftlich besorgte und — so schöne Pfannkuchen backende junge Mädchen. Mehr und mehr bildete sie sich in seinem vereinsamten Herzen zu einer Idealgestalt aus, und wenn er dies gewagt hätte, würde er es ihr auch zu verstehen gegeben haben.

Nun kam das neue Jahr. Die Glocken läuteten, die Gläser klangen, und als Hartig beim Glückwünschen Agnes' Hand ergriff, durchzuckte es ihn wie ein Zauberschlag. Er war befestigt, war gefangen — das fühlte er.

Doch mit Freude gab er sich diesem Gefühle hin. Kühn nahm er an Agnes' Seite Platz, und nun plauderte der bisher so verschlossene Gast in lebhafter Weise, so daß „Ch alle schier verwunderten. Aber auch Agnes und ihre Mutter fanden Freude an diesen bald ernstern, bald heiteren Gesprächen; erkannten sie doch mehr und mehr, daß sie es mit einem zwar etwas vernachlässigten, aber durchaus braven Manne zu tun hatten.

Die beiden Brüder jedoch, auf diese Weise so traurig in den Hintergrund gerückt, ergöhten sich mit den Erinnerungen an ihre „Dummenjungenstreiche“.

Schnell verflogen die Stunden, endlich mußte geschieden sein. Nach einem sentimentalischen Abschied, wie auf Tod und Leben (der Wunsch war ja sehr gut gewesen), geleitete Hartig den Onkel nach dessen nahegelegenen Wohnung versprach, ihn bald einmal zu besuchen, und trat dann nachdenklich den Heimweg an. Sehr nachdenklich, in der That, höchst nachdenklich.

Von den beiden Freunden, die sich am heutigen Silvesterabend in Knorr's Restaurant zusammengefunden war im nächsten Jahre nur noch — einer — versammelt. Bis zehn Uhr hielt der kleine, dicke Mann aus, dann wurde es ihm zu arg. Schnaubend warf er sich in seinem Pelz stülpte enttäuscht die Pelzmütze über und taunte geradenweges — in den Strom? — nein, aber beinahe ebenso schlimm — in eine Familie, wo er stets gern gesehen war und wo die älteste Tochter — doch genug!

Am nächsten Silvesterabend fiel die Hagestolzenversammlung aus Mangel an Beisitzern aus.

# Bildschön

macht ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut und blendend schöner Teint.

Alles dies erzeugt die allein echte

## Steckenpferd - Lilienmilch - Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.



### Unsere Bilder.



— Der ermordete Generalstabshauptmann Mader. (S. Bild Seite 2.) Unter dem furchtbaren Verdachte, der Absender der Chantallibriefe zu sein, denen durch einen glücklichen Zufall nur Hauptmann Mader in Wien zum Opfer fiel, ist in Linz, der Hauptstadt Oberösterreichs, der Oberleutnant Hofrichter verhaftet worden. Hofrichter war als maßlos ehrgeizig bekannt, und die Vermutung liegt nahe, daß er durch Beseitigung seiner Vordermänner schneller „Karriere“ machen wollte. Von seinen Vorgesetzten und Kameraden wird Hofrichter das Zeugnis eines fleißigen, pflichttreuen Offiziers und eines ehrenhaften Charakters ausgestellt.

— Besuch des Königs Manuel von Portugal in England. Unser Bild Seite 4 zeigt den portugiesischen König mit dem englischen Thronfolger, Prinzen von Wales, auf der Fahrt zum König von England. Die Verlobung des Königs von Portugal mit der englischen Prinzessin Alexandra, einer Tochter des Herzogs von Fife, wird von englischer Seite sehr entschieden in Abrede gestellt.

— Die türkische Staatskommission zur Abschätzung der von der jungtürkischen Regierung beschlagnahmten Juwelen des abgesetzten Sultans Abdul Hamid II. (S. Bild Seite 4.) Bei der Durchsichtung des Palastes des entthronten Sultans Abdul Hamid sind neben vielen Millionen baren Geldes auch zahlreiche Juwelen gefunden worden, die einen enormen Wert repräsentieren. Die Schätze sollen verkauft und ihr Erlös der Staatskasse überwiesen werden, da der entthronte Sultan Staatsgelder zu privaten Zwecken verwendet hat.

— Zum Ausbruch des Vulkans auf der kanarischen Insel Teneriffa (des bekannten Pic von Teneriffa): Der Gipfel des Vulkans. (S. Bild Seite 5.) Durch den Ausbruch des Vulkans wurde ein großer Teil der Inselbewohner getötet und die blühende Landschaft der Insel Teneriffa in eine trostlose Wüste verwandelt.

— Die längste Landungsbrücke der Welt: die aus Eisenbeton hergestellte und ausschließlich für Kriegsschiffe bestimmte Brücke bei Wilhelmshafen. (S. Bild Seite 5.) Die Brücke wurde jetzt dem Verkehr übergeben. Der letzte Teil der Brücke vermag sich, je nach dem durch Flut oder Ebbe bedingten Wasserstande, zu heben und zu senken. Ein über die Brücke laufendes Schienengeleise vermittelt einen direkten Verkehr zwischen Eisenbahn und Schiff.



### Zur Unterhaltung.



— Heiteres aus der Schule. Lehrer: „Woraus schließen wir auf die Kugelgestalt der Erde?“ — Schüler: „Aus dem Globus.“ — Lehrer: „Warum geht das Quecksilber in die Höhe, wenn man das Thermometer in heißes Wasser steckt?“ — Schüler: „Weil es ihm unten zu heiß wird.“ — Lehrer: „Also Dinge, welche durchsichtig sind, nennt man transparent. Emilie, führe mir ein Beispiel an.“ — „Eine Glaskugel!“ — „Gut, Ottilie, nenne du auch noch einen durchsichtigen Gegenstand.“ — „Ein Schlüsselloch.“

— Allzu aufmerksam. Chambregarnist (der von seiner Wirtin im besten Schlafe geweckt wird): Zum Donnerwetter, was wollen Sie denn? Lassen Sie mich doch schlafen! — Wirtin: Ach, entschuldigen Sie nur, Herr Müller, ich wollte Ihnen nur sagen, daß heute Sonntag ist und daß Sie noch weiter schlafen können.

— Anschaulich. Junge Dame: Sie waren also in Aegypten, Herr Leutnant, — wie haben Ihnen denn die Pyramiden gefallen? — Leutnant: Einfach rätselhaft! — Junge Dame: Und die rätselhafte Sphinx? — Leutnant: Pyramidal!

— Sehr offen. Gast (im Restaurant die Speisekarte studierend): Kellner, hier haben Sie fünfzig Pfennige und nun sagen Sie mir, was Sie mir am besten empfehlen können? — Kellner (heimlich): Geh'n Sie in ein anderes Restaurant.

— Höchste Eifersucht. Braut eines Naturforschers: Geh, Bruno, ich mag dich nicht mehr. Ich habe deinen Reisebericht belauscht und gehört, wie du deinem Papa gestanden hast, die reiche Flora im Schwarzwalde hätte einen mächtigen Eindruck auf dich gemacht.



### Rätzelecke.



Bezierbild.



Wo ist der gestürzte Nobeler?

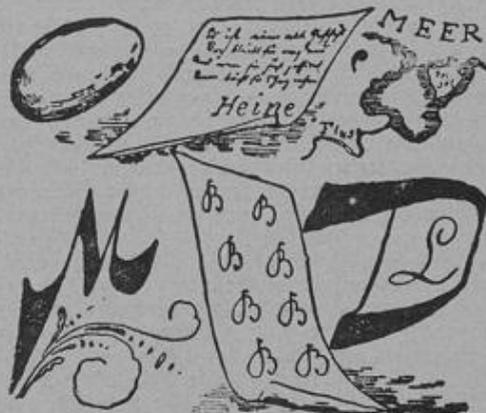
Silben-Rätsel.

a al be bu ci cu cum de del des du  
dy fa i fis le li lu mah mand mud  
na now o o que quer ra rar sa sar ser  
ta ta the ti val.

Obige 38 Silben sollen zwölf Wörter ergeben. Die Anfangsbuchstaben nennen einen berühmten Staatsmann, die Endbuchstaben einen großen Helden. Die einzelnen Wörter sind:

1. Eine Stadt in Rußland.
2. Ein norwegischer Maler.
3. Eine Pflanzengattung.
4. Ein Fastensonntag.
5. Ein römischer Feldherr.
6. Eine Göttin.
7. Eine Raizenart.
8. Ein Sultan.
9. Ein portugiesischer Kriegsheld.
10. Eine Stadt im Regierungsbezirk Potsdam.
11. Eine Burg.
12. Ein ungarischer Dichter.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.



## Ein Volksschriftsteller.

Novelle von Bernhard Kiesler.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mit abwehrender Handbewegung fiel Carola ein: „Nein aber, — möge Gott über deinen Alfred wachen, damit er allezeit an den sittlichen und religiösen Hochstand des Dr. Hamborn heranreicht und immer den guten Schriftstellern beigezählt werde. Die heutige Atmosphäre des Schriftentums ist mit Giftpilzen durchsetzt, und auch die edelsten Geister sind nicht gegen Ansteckung gesichert.“

„Sie schaute nachdenklich vor sich hin. „Wie? Zweifel? Wie soll ich das verstehen?“

Carola kämpfte sichtlich, ob sie schweigen oder reden sollte. Als Hermia aber kräftiger drängte, warf sie leicht hin: „Ei, man munkelt so allerhand über deinen Mann. Euer plötzlicher Wohlstand, — — aber papperlapap, was plaudere ich denn da! Schau' mich doch nicht so ängstlich an; — es ist nichts, — ich habe nichts gesagt, — gar nichts!“

„Aber, liebe Tante, auch du? So leicht lasse ich mich hier nicht abfinden. Es ist ja offenkundige Tatsache, daß dir mein Alfred immer unsympathisch war. Alles, was deiner Abneigung Nahrung geben konnte, hast du immer mit Bier aufgegriffen. Heraus mit der Sprache, was munkelt man?“

Carola nahm eine Miene an, die beruhigen sollte: „Ei, da stehst du wie die leibhaftige, weltgebietende Juno, zeigst eine Erregung, als sei die Erde plötzlich aus der schiefen Achsenstellung geraten. Vor allem ruhig. Hier nimm Platz

an meiner Seite und höre mich gelassen: „Man vermutet, daß dein Mann einer Gesellschaft nahe stehe, die mit Sensationschriften ein gutes Geschäft mache, sie mit seiner gewandten Feder unterstütze — aber sieh, da braust du ja schon wieder auf wie Herr Saujwind. Man munkelt ja nur und geglaubt hab' ich's ja nicht, werde es auch nicht glauben, bis ich vom Gegenteil überzeugt bin, denn ich weiß ja doch nur zu

gut, wie infam oft Frau Fama ist. Daß ich deinen Alfred verteidigt habe, wie man den Stern des Auges verteidigt, versteht sich ganz von selbst.“

Hermia gab sich keineswegs zufrieden: „Verteidigt bloß? Den Namen heraus! Die Zunge muß ich kennen, die sich zur Begeisterung eines für alles Edle und wahrhaft Gute bestrebten Menschen bereit zeigte. Die Hydr. der Verleumdung muß in der Wiege erwürgt werden.“

Carola wurde nur wenig eingeschüchtert. „Ei, ei, wenn nun diese Zunge jemand gehörte, der von Hochachtung für deinen Alfred erfüllt ist, der nur schüchtern tasten wollte, wie weit das Gerücht schon Boden gefaßt habe. Nein, Namen nenne ich in keinem Fall. Wenn ich mich jetzt zu Andeutungen über das Gemunkel herbeiließ, so geschah es nur aus Sorge für deinen Frieden. Wache, horche ins Volk hinein, und wo die Verleumdung sich ans Tageslicht wagt, dort greift zu, du und dein Mann, kräftig, schonungslos. In dieser hochwichtigen Ehrensache darf selbst der Staatsanwalt nicht gescheut werden. Auch ich werde wachen. Daß mir dein Mann unsympathisch sein soll, ist eine Mist. die ich schon längst kenne, die nur mit einer jeweiligen Stimmung die Tonart wechselt. Ich will kein Wasser in den Rhein tragen, deshalb verteidige ich mich nicht.“ Sie erhob sich: „Uebrigens ist jetzt meine Zeit abgelaufen. Zum Schlusse meinen Dank für die freundliche Bereitwilligkeit zur Uebernahme des Vortrags: Auf Wiedersehen!“

Mit der ihr eigenen Eifertigkeit hatte sie Mantille und Hut ergriffen und trippelte hastig zur Tür hinaus. Frau Benhoff lehrte, nachdem sie der Tante das Geleit gegeben,

wieder zu dem

Salvator zurück.

Mitten im erneuten Spiele wurde sie durch Pia gestört, die hastigen Schrittes aus dem

anstoßenden

Zimmer herein-

gestürmt kam.

Die blonden

Locken wehten

dem sechzehn-

jährigen Back-

fischchen anmu-

tig um das blü-

hende Gesicht.

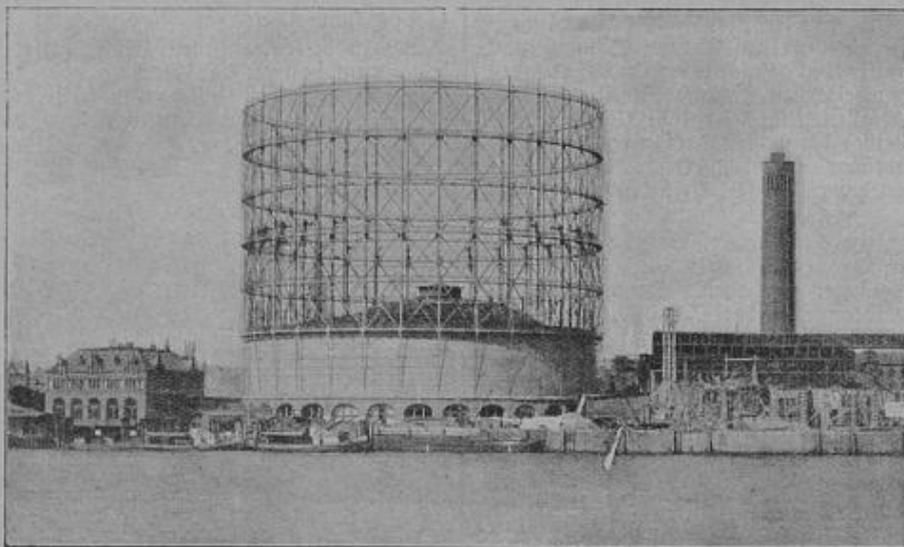
Die schönen gro-

ßen blauen Au-

gen erhoben sich

als sie auf eine

Stelle der mit-



Zu der furchtbaren Explosionskatastrophe in Hamburg:  
Die Gasanstalt vor der Zerstörung.

fragend zu der Mutter: „Schau hier steht etwas

vom Vater, was soll das heißen, ich verstehe es nicht recht."

Die Mutter nahm die Zeitung: „Aber, Kind, das ist ja eine Gerichtsverhandlung über den Mädchenmörder Häringer, — doch sicher keine Lektüre für dich. Du hast doch in Büchern und Zeitschriften eine große Auswahl, so daß dir nach Erledigung deiner Schularbeiten nicht um Lektüre verlegen zu sein braucht. Solche Sachen liest ein gebildetes Mädchen nicht.“

„Aber, Mama, warum soll ich so etwas nicht lesen? Nicht wahr, ich soll recht dumm und albern bleiben. Bin ich denn noch ein Kind, dem man Bücher über Missethäter, Spitzchen und anderen Krimtrams in die Hand gibt?“

„Aber Pia, erkennst du denn nicht, daß ich als liebende Mutter zu dir rede, die alles Schädigende von dir fernhalten will. Glaube mir, mein Kind, solche Lektüre schadet dir. Dieser Häringer ist ein Scheusal, und einen Blick in das Denken und Treiben eines solchen Menschen zu tun, besetzt ein unverdorbenes Herz immer. Vom Schlechten zeige es sich in Schrift, Bild oder Tat, wendet man den Sinn ab. Greife doch zu Vaters Werken: „Hartmann v. Siebeneichen“, „Große Seelen“, „Erzelsior“ u. a. Wie unerschöpflich reich sind diese; wie bildend und unterhaltend. Aber, worüber wünschst du Aufschluß, du sagst, es stände etwas vom Vater hier, ich sehe nichts.“

„Sieh' Mutter, wo ich hier den Finger habe, steht: „Der Staatsanwalt macht darauf aufmerksam, daß Häringer ein Liebhaber schlechter Lektüre gewesen sei; daß namentlich Schriften von Fritz Frei seine Phantasie hochgradig erregt hätten — und hier im Fragekasten steht: „Wer ist Fritz Frei? Vielleicht der vielgenannte Verfasser von Hartmann v. Siebeneichen“.“

Frau Venhoff schnellte in ihrer ganzen Würde empor. „Was steht hier, Kind! Bist du von Sinnen? Sie riß Pia die Zeitung förmlich aus den Händen und las den Passus langsam und bedächtig. Aus ihrem Gesicht sprach ein erschreckender Ernst.“

Pia wurde ängstlich, legte ängstlich besorgt die Hand um den Hals der Mutter: „Was ist dir? Was hat dich so erschreckt? Ist das schlimm, was da im Fragekasten gefragt wird?“

Die Mutter machte eine abwehrende Handbewegung: „Kind, laß mich einige Minuten allein, — wieder ein Anfall der leidigen Herzbellemmung. Geh' in die Küche und sieh' nach, wie weit Lieschen mit dem Tee ist, sei ihr etwas behilflich; Papa wird wohl gleich kommen!“

Jögernd entfernte sich Pia.

Die Hand aufs Herz pressend, schritt Hermia wie zur Verubigung einige Mal zwischen dem Vulkanflor der Veranda hin und her, dann blieb sie stehen und blickte nachdenklich in den sonnigen Tag hinaus. Sie ergriff abermals das verhängnisvolle Buch, bald an dieser, bald an jener Stelle immer deutlichere Spuren des Widerwillens der Verachtung zeigend. Nein, so etwas konnte ihr Mred. der Autor von Hartmann v. Siebeneichen nicht geschrieben haben. Die Zeitungsnotiz in Verbindung mit den Andeutungen Carolas weckte in ihr einen ganzen Schwall von Befürchtungen. Sie hatte das Erscheinen ihres Mannes nicht bemerkt, der in angeheitertem Zustande sich ihr näherte. Mit sichtlichem Wohlgefallen ruhte sein Blick eine Weile auf dem anmutigen Weibe; dann den Bart zurechtziehend und das üppige Haupthaar empor werfend, berührte er Hermias Schulter. Freudig erschreckt fuhr sie auf und warf das Buch beiseite.

„Heiße, holde Träumerin, dich grüßt Fortuna! Bald ist es eine Lust, zu leben; das Glück scheint auf einmal den Goldesel für uns aufgezaunt zu haben. Denke ir mein Roman „Wafun“, der solange in der Schublade geschlummert hat, ist für 5000 M. angekauft und sofort bar bezahlt worden. Siehst du, die Poesie ist doch nicht die verrufene Fee, die ihre schwärmerischen Verehrer nach Hungerdheim führt. Man muß ihr nur in der rechten Weise den Hof machen, dann führt sie nach Freudenstadt. Von Tag zu Tag fühle ich mehr und mehr, wie gut es war, daß ich dem Bahndienste Valet sagte. Wäre ich treu geblieben, dann sähe ich wohl jetzt als wohlbestellter Betriebsinspektor auf irgend einem weltverlorenen Neste, und du? Dich hätte die Monotonie des Alltags vergrämt — die Langeweile sicher krank gemacht? — aber jetzt? — Frau eines Volksschriftstellers! hörst du? — eines Volksschriftstellers, der von Millionen gelesen wird! Dir stehen Ueberraschungen bevor,

die du kaum ahnen kannst. Wenn ich da in den Garten hinunterglaube, komme ich mir fast vor wie Polykrates, dem das Glück einen Günstbeweis nach dem andern gab. Jubele mit mir, sei doch ein bißchen Echo!“

In seiner Freude lag etwas Seltsames. Ihr ernstfragender Ausblick zu ihm veranlaßte ihn zur schwärmerischen Aeußerung: „Sieh, jetzt schaust du gerade aus wie die Cäcilia von Nafael, — aber wie? Sagst du denn gar nichts? Fällt es dir so schwer, dich nur ein klein wenig mit mir zu freuen?“

Mit einigem Zagen entgegnete sie: „Es ist ganz selbstverständlich, daß ich mich mit dir freue, aber . . .“

„Was soll das „aber“, drängte er.

In ruhigem Tone fuhr sie fort: „Hast du schon die heutige Zeitung gelesen?“

„Einiges daraus, — nun?“

„Hast du die Gerichtsverhandlung über das Scheusal Häringer verfolgt?“

„Aber, Hermia, ich bitte dich, was soll das alles?“

„Wirst du so gleich hören: Kennst du Fritz Frei?“

Ein Juden ging über sein Gesicht und riß alle Heiterkeit fort, aber bloß für Augenblicke.

„Fritz Frei, Fritz Frei? Was ist damit?“

„Lies!“ Hiermit schob sie, seine Züge beobachtend, die Zeitung vor ihn hin, mit der Hand die Fragekastennotiz bezeichnend. Seine Finger begannen nervös auf der Marmorplatte herumzutrommeln; seine Augen suchten unstill umher. Endlich, wie zu einem kühnen Entschluß sich ermannend, hob er den Blick und richtete ihn fest auf das reine Antlitz seiner Frau.

„Aber, Hermia, du wirst doch nicht glauben wollen, daß Fritz Frei und mein „Siebeneichen“ in ursächlichem Zusammenhang stehen? Wieviele Hartmann v. Siebeneichen sind schon geschrieben worden, aber es bleibt immerhin ein Schurkenstreich dieses heimtückischen Dr. Rabenstein, daß er meinen ehrlichen Namen dem Verdachte ausgesetzt hat, identisch mit Fritz Frei zu sein; ich werde mit ihm abrechnen.“

Er zerriß das Blatt und gab die Fäden dem Wind; zum Spiel. Sie hatte sich erhoben und beobachtete jede seiner Bewegungen starren Blicks. Während er zur Wiederherstellung seines inneren Gleichgewichts in langen, wuchtigen Schritten die Veranda durchmaß, gewahrte er auf einmal das verhängnisvolle Buch. Mit raubtierartiger Hast griff er nach demselben und blätterte darin herum.

„Aber, was hast du denn hier?“

„Wie du siehst, ein Buch von Fritz Frei, das den Mädchenmörder Häringer so weitgehend beeinflusst hat. Dieser soll früher ein braver Junge gewesen sein; durch schlechte Schriften aber, namentlich durch Verführungsgeschichten, sei er auf die Lasterbahn und zuletzt auf die Verbrecherbank geraten, — und wie unvorsichtig von dir, dieses Buch in der Laube liegen zu lassen. Wie leicht hätte es Pia finden und in der ihr eigenen Neugier zum Schaden ihres noch reinen Herzens lesen können.“

Das klang ja sonderbar.

„Wozu diese fragenden Blicke, dieser unheimliche Ernst? Von wem hast du das Buch?“

„Johann hat es Lieschen zu lesen gegeben; er behauptet, dasselbe in der Laube gefunden zu haben; du hättest es dort liegen lassen.“



Der neue italienische Ministerpräsident Crispieno.



Teresa von Cordova, die Heldin von Kalabrien.

„Das wird ja immer schöner; der Flegel muß vi. aus dem Haus!“

„Höre Alfred, ein ernstes Wort. Seit längerer Zeit, ich möchte sagen, seit wir unser ärmliches Waldhäuschen verlassen haben, liegt etwas in der Luft, das mich um unsere Zukunft besorgt macht. Die Ehre deiner Person ist in Gefahr. Ich wollte schon längst reden, aber die Scheu, ich könnte dir wehe tun, schloß mir immer wieder den Mund. Man munkelt, du ständest mit anrüchigen Verlagsfirmen, die Sensationsschriften verbreiten, in Verbindung. Ich habe die schärfsten Kolterqualen ausgestanden, dich verteidigt, wie es meine Pflicht war, aber meine Unruhe ist nicht vermindert. Wehe, wenn ich an dir zweifeln müßte! Ich beschwöre dich: sage mir, ob man ein Recht hat, deinen Namen zusammen mit Kris Frei zu denken?“

Er wich einige Schritte zurück; sein Gesicht verfinsterte sich.

„Aber Hermia, weißt du auch was du lust? Ich und Kris Frei! — unerhört! Dein Zweifel, dein Mißtrauen beleidigen mich. Ein Königreich für ein Mittel, um dich in diesem Augenblicke von deiner Gespensterfurcht zu heilen! Nichtwahr, da ist Tante Carola mit ihrer von Wohlwolken riesenden Zunge wieder im Spiel gewesen? Wehe ihr, wenn meine Vermutung sich bestätigt! Mit Dr. Rabenstein werde ich abrechnen, daß ihm die Ohren gelten sollen. Aber was rede ich da? Das sind ja jetzt alles nur Nebensächlichkeiten. Das Schlimmste ist: dein Vertrauen zu mir ist erschüttert, das merkte ich an tausend Zeichen, und damit hat auch meine Hoffnung auf das so nahe geglaubte volle Lebensglück den Todesstoß erhalten. Was nützen mir jetzt schriftstellerische Erfolge, wenn du mir erkaltest?“

Sein Blick suchte finster den Boden. Hermia stürzte in seine Arme und barg das tränenüberströmte Gesicht an seiner Brust.

„Nein, Alfred, so sollst du nicht reden! Ich will deiner Vereinerung glauben; du hast mich ja niemals getäuscht, niemals! O laß mir den Glauben an dich, an den Adel deiner Gesinnung nicht verlieren; geschähe es, das wäre mein Tod.“ Sie ging in eine mildere Tonart über. „Laß uns wieder nach dem trauten, einfachen Waldhäuschen ziehen; dort drückten uns Lebensorgen, aber wir waren dem Glück näher. Hier im Getriebe der Großstadt scheint mit Erhöhung unseres Wohlstandes die Schar guter Genien mehr und mehr von uns abzurücken, und mich beschleicht mitten im Gebrause des Großstadttreibens das Gefühl der Vereinsamung. Aber verzeih', da bin ich ja schon wieder mitten im Fahrwasser des Trübnißs. Habe Geduld mit mir und hilf, daß meine Ausblicke in die Zukunft freundlicher werden. O, du weißt es ja, daß mein Leben in du aufgeht.“ Sie drängte sich wie hilfesuchend an seine Brust.

Bekommen zog er sie an sich. „Meine gute Hermia, ver- sprich mir, alle Verdächtigungen meiner Person gegenüber in unerschütterlichem Vertrauen zu mir zu verharren dann wirst du frei werden. Kannst du mir das geloben?“

Sie schaute mit ganzer Innigkeit zu ihm auf. „Ja, Alfred das gelob' ich dir hier vor dem Bilde meiner Eltern.“

In diesem Augenblicke ertönte die Telephon- glocke. Bennhoff wurde vom Verlags- händler Hardung angerufen, der ihn in dringender Angelegenheit zu sprechen wünschte.

Der Gerufene griff nach Stock und Hut; es schien ihm

nicht unangenehm zu sein, eine Gelegenheit gefunden zu haben, aus der beklemmenden Stimmungsatmosphäre heraus zu kommen. Mit fast flüchtigem Kusse verabschiedete er sich von seiner Gattin.

Draußen stieß er auf Johann, den er sofort zur Rede stellte. „Wie konnten Sie sich unterstehen, ein Buch aus meiner Bibliothek zu verleihen?“

„Nichts für ungut, gnädiger Herr, ich wollte Lieschen nur etwas zur Unterhaltung und Belehrung geben.“

„Ei, ei, wie besorgt um Lieschens Bildung! Das Buch paßt ja gar nicht für Lieschen, denn nicht jedes Buch ist für jeden geeignet.“

„Nichts für ungut; ich bitte ganz bescheiden um Verzeihung; ich werde nie wieder ein Buch aus Ihrer Bibliothek verleihen. Gut wäre es gewesen, wenn Sie darauf geschrieben: nichts für junge Mädchen, nur für die alten.“

„Alle Wetter, was maßt sich der Bursche an! Er ist zu warm geworden in meinem Nest, darum wird er frech. Innerhalb dreier Tage verlassen sie mein Haus.“

Johann prallte mit schreckverzerrtem Gesicht zurück; diese Wendung hatte er nicht erwartet.

„Aber Herr, das ist doch nicht Ihr Ernst?“

„Bitterer Ernst, wir sind miteinander fertig.“

Kalt schritt er an Johann vorüber, der Haustür zu.

2

Frau Bennhoff schickte alsbald nach Entfernung ihres Mannes nach einem Wagen und fuhr zu Dr. Rabenstein, dem Redakteur der Zeitung. Sie wollte Arbeit haben; dem Spiel mit der Ehre ihres Mannes mußte ein Ende gemacht werden.

Kaum war sie weg, so erschien Pia auf der Veranda, sich wundernd, daß die Mutter, ohne ihr ein Wort zu sagen, ausgegangen war. Sie sah einige Seiten der zerrissenen Zeitung, auch das verhängnisvolle Buch im Papiertorb. Gierig griff sie danach und begann zu lesen. Ei, das war ja etwas ganz neues; ihr Atem ging schneller; ihr Blick überflog die Zeile um Zeile mit fieberhafter Hast. Die blonden Haarlocken hüpfen immer wieder gleich neckischen Kobolden von der Stirne herab vor die Augen; Pia stieß sie wiederholt zurück, als sie sich aber gar nicht fügen wollten, hielt sie dieselben mit der Linken fest. Das Buch wurde interessanter, spannender. Ei, das mußte Lieschen, die im Nebenzimmer ordnete, wissen.

„Lieschen kommen Sie doch einmal geschwind her, etwas sehr Interessantes!“

Die Gerufene erschien alsbald voller Neugier. Beim Gewahrwerden des Buches machte sie große Augen und erhob drohend den Finger: „Kräulein Pia, das dürfen Sie nicht lesen, das ist nur für Erwachsene!“

„Was sagen Sie? Gehöre ich denn nicht zu den Erwachsenen? Was da steht, verstehe ich recht gut. Hören Sie nur einmal die reizende Stelle: Da liegt ein junger Mann vor einem Mädchen auf den Knien und bekümmert ihr vor: „Du bist mein Ginz und mein Alles, mein Traum bei Tag und Nacht; mein Himmel auf Erden. Nimm die Sterne vom Firmamente, ich vermisse sie nicht, wenn nur du mir leuchtest, die Sonne meines Lebens!“ Ist das nicht reizend? Wenn mir einmal ein Herr so etwas sagte, ich glaube, ich würde verrückt; du doch auch, Lieschen, nicht wahr?“



Frau Delia Schmidbauer, die erste Rechtspraktikantin in Bayern.



Zur Wahl des neuen Präsidiums  
des Deutschen Reichstages:  
Der Präsident des Reichstages, Graf Udo zu Stolberg-  
Wernigerode (Mitglied der konservativen Fraktion des  
Reichstages).



Der erste Vizepräsident des Reichstages, Oberlandesgerichts-  
präsident Dr. Spahn (Mitglied der Zentrums-Fraktion des  
Reichstages).

Diese lachte: „Et, gehen Sie doch, Fräulein, das ist ja alles Larifari. Dieses Buches wegen hat es vorhin in der Kneipe einen Krach abgesetzt; wehe Ihnen, wenn Ihre Frau Mama das Buch in Ihren Händen sähe; da wäre der Dufel los; geben Sie es geschwind her.“

Mit einem geschickten Griff wollte sie sich des Streitobjektes bemächtigen; Pia jedoch war klinter und hielt das Buch hinter sich: „Mir diesen köstlichen Fund entreißen zu können, das glauben Sie doch wohl selbst nicht; scheren Sie sich wieder an Ihre Arbeit, Hände weg! Sie haben gar kein Recht, mich zu bevormunden.“

Lieschen mußte lachen über die herausfordernde Haltung der kleinen hitzigen Gegnerin. Diese retrizierte hinter einen Tisch und hier sich sicher fühlend, demonstrierte sie in schnellstem Tempo: „In dem Buch steht viel über Liebe; gerade über Liebe möchte ich so gerne etwas wissen; meine Freundinnen sind darin viel klüger. Wie oft haben die mich schon ausgelacht, wenn ich dies und das über Liebe fragte. O, wie bist du dumm., hörte ich oft, und dumm mag ich nicht sein. In unseren Schulbüchern steht nichts über Liebe, — Mama sagt mir nichts, — Sie sagen mir nichts, — hier habe ich den rechten Ratgeber gefunden.“

Sie hob triumphierend das Buch empor und suchte herausfordernd damit in der Luft. Lieschen machte einen neuen Eroberungsversuch, rang mit Pia und blieb Siegerin. Als sie eifrig mit ihrer Beute entschlüpfte, rief ihr Pia im Schmolltone nach: „Sie sind recht garstig; jetzt mag ich gar nichts mehr von Ihnen wissen, und das Buch bekomme ich doch zu lesen, ich weiß schon, von wem.“

Dr. Rabenstein war sichtlich überrascht durch den Besuch der eleganten Dame. Instinktiv griff er nach einigen, auf dem Redaktionstisch kreuz und quer liegenden Schriftstücken, um dieselben in Ordnung zu legen. Er bot Platz, Frau Benhoff aber dankte gemessen und begann: „Sie können vielleicht schon ahnen, weswegen ich komme. In der heutigen Nummer Ihrer Zeitung findet sich im Fragelasten eine für die Öffentlichkeit berechnete Verdächtigung meines Mannes. Darf ich vielleicht um nähere Erklärung bitten?“

Eine unliebsame Überraschung für den Redakteur.

Er griff nach seinem Spitzbart und erklärte mit erkünstelter Ruhe: „Gnädige Frau, ich denke, hier ist keine nähere Erklärung nötig; der Sinn der Frage ist doch so klar wie Sonnenlicht.“

Der Ernst in Hermias Zügen verwandelte sich in Entrüstung:

„Ja, leider für den beabsichtigten Zweck mehr als klar; in hausbadenem Deutsch sagt die Frage: Man vermutet, daß Fritz Frei und Alfred Benhoff, der Verfasser von Hartmann von Siebeneichen, ein und dieselbe Person sind, d. h. daß Benhoff Hintertreppentromane verfaßt, die das Volk vergiften und die Jugend verderben.“

„Das ist zuviel aus der Frage herausgelesen!“ entgegnete Rabenstein mit wachsender Verlegenheit und zupfte noch eifriger an seinem Spitzbart. Er vermochte den durchdringenden Blick der großen, reinen Augen kaum auszuhalten. „Vor allem, meine Gnädige, die Sache nicht tragisch nehmen! Sie trauen der kleinen Frage eine allgemeine große Wirkung zu — befürchten einen Wellenschlag ins Ungeheuerliche.“

Hastig fiel sie ein: „Ja, Herr Doktor, einen Wellenschlag, der die Schriftstellerehre meines Mannes samt unserem Familienglück gleich einer Rußschale hinwegspült. — Brauche ich Sie, den Erfahrenen, zu erinnern an die geheimnisvolle Gewalt des gedruckten Wortes? Wissen Sie nicht viel besser als ich, wie schwer es ist, die Wirkung abzuschwächen? Mein Mann und Fritz Frei! O Gott, welche Gegenjäre! Hier der idealgesinnte, für die höchsten Güter der Menschheit ringende Kämpfer, der seinen Dichterberuf gleich einem Schiller, gleich einem Klopstock auffaßt? — Dort der erbarmliche Sudelkoch im Dienste der niederen Sinnlichkeit, — der gemeinen Sensation! Wie kommen Sie, der unachtige Literaturkenner, dazu, die Spalten Ihrer Zeitung einer so erbärmlichen, meinen Mann kompromittierenden Frage zu öffnen?“

Dr. Rabenstein lächelte ironisch. „Da sieht man, wie leicht die besten Absichten verkannt, ja sogar als Nebelwolken gedeutet werden können. Ich schätze Sie als eine Dame, die in der Öffentlichkeit mit Ehrerbietung genannt wird. Wo ein edles Bestreben das Tageslicht erblickt, darf man Sie in



Eine chinesische Marine-Kommission, unter Führung Cheng Jung Liang Ching's (X).

der Regel als Förderin suchen. Damen können im allgemeinen nicht leicht die Wahrheit ertragen. Sie, wehrte Frau Venhoff, glaube ich zu den rühmlichen Ausnahmen rechnen zu dürfen. Ich schenke Ihnen jetzt klaren Wein ein. Ihr Mann genießt das Ansehen eines guten Schriftstellers, ist als ein Talent anerkannt, das zu kühnen Hoffnungen berechtigt. Da zischelt auf einmal Fama, Venhoff sei den alten Idealen untreu geworden und mache in Sensation unter dem Pseudonym Fritz Frei. Sensationschriftsteller aber entehren den Schriftstellerstand und haben kein Recht, das Gewand des Ehrenmannes zu tragen.

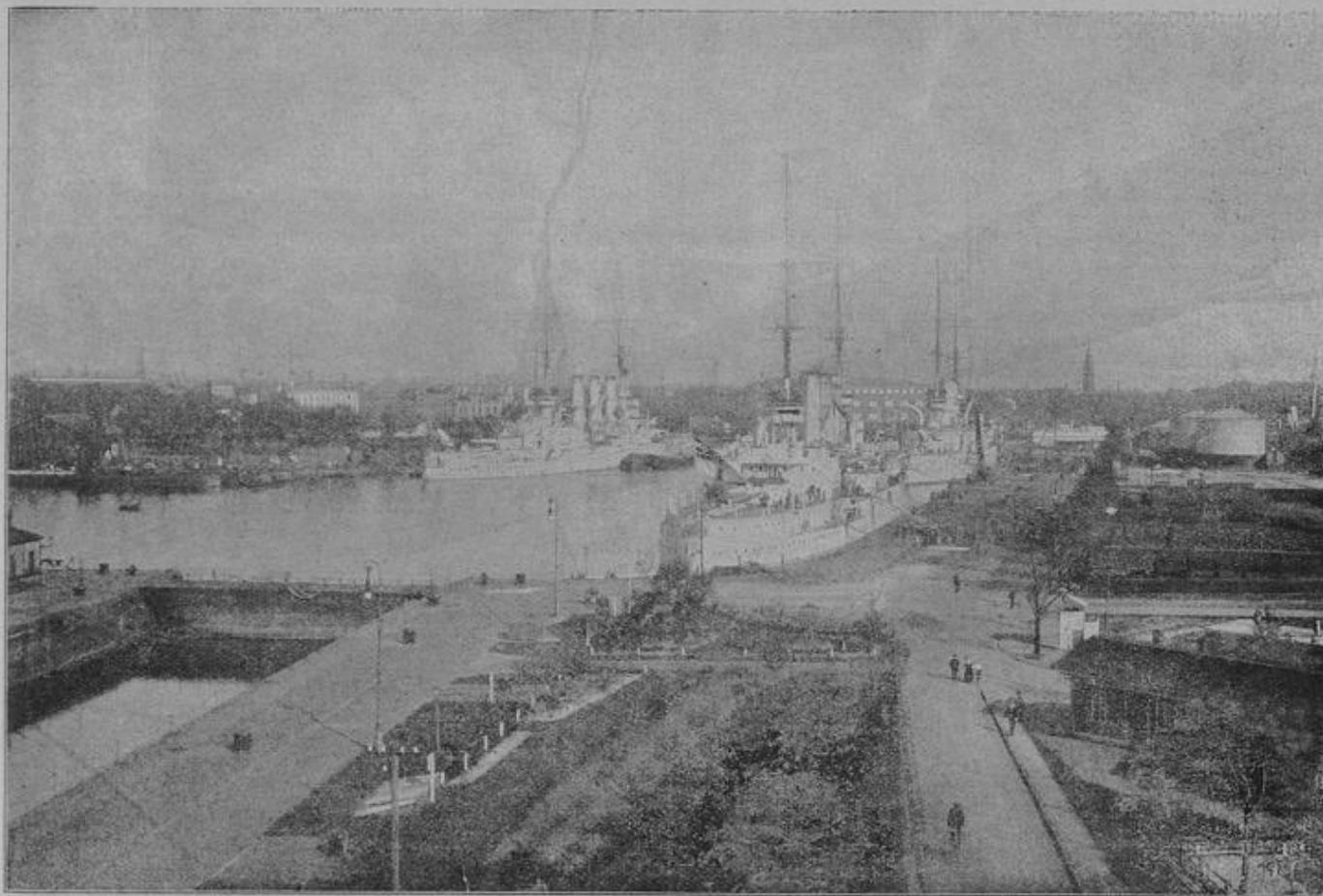
Ihnen dürfte vielleicht auch nicht unbekannt sein, daß ich dem Vereine zur Bekämpfung von Schundliteratur angehöre. Als nun im Prozeß Härtiger wiederholt Fritz Frei genannt wurde, dachte ich: dem Ding muß ein Ende gemacht werden; entweder ist es wahr, was Fama sagt, dann bloßgestellt in der Öffentlichkeit, — herunter mit der Maske, daß ihn jedermann sehen kann, — oder Venhoff ist unschul-

Gut, ich weiß dies zu denken. Beim Staatsanwalt sehen wir uns wieder. Adieu!"

Sie wandte sich der Tür zu; aber der Redakteur vertrat ihr entschlossen den Weg: „Gnädige Frau, Sie gestatten noch ein Wort. Schaden zu verhüten, ist ein Gebot der Nächstenliebe. Schaden verhüten will ich, wenn ich Ihnen den vom aufrichtigen Wohlwollen distillierten Rat gebe, in der peinlichen Angelegenheit außer Aktion zu treten. Der verhängnisvolle Wellenschlag, von dem Sie vorhin sprachen, könnte durch voreiliges Vorgehen Ihrerseits hervorgerufen werden. Die Wichtigkeit der Sache entschuldigt meine Kühnheit, wenn ich dringend bitte: Lassen Sie Ihren Mann handeln.“

Wieder schaute sie ihn mit ihren großen, dunklen Augen forschend an, als wollte sie zum tiefsten Grund seiner Seele vordringen.

Fortsetzung folgt.



Der neue Kriegshafen in Wilhelmshaven, der Station der deutschen Nordseeflotte.

dig, — und das nehme ich an, — dann geht er mit aller Schärfe gegen uns vor, erbringt den Beweis, daß Fama ihn ohne Grund verdächtigt hat, und wir beantworten dann die Frage in geordneter Form vor aller Welt: Der Verfasser von Hartmann von Siebeneichen steht Fritz Frei so ferne, wie der Sirius dem Mond. Die Schriftstellerehre Ihres Mannes leuchtet dann in versüngtem Glanze. Können Sie mir jetzt wegen meiner so ehrlich gemeinten Frage noch großen?"

„Ich kann mich dazu verstehen, bei Ihrer Rundfrage an die Öffentlichkeit eine gute Absicht anzunehmen, aber machen Sie es mir möglich, freudig diesen Raum zu verlassen, und dies können Sie, wenn Sie in der nächsten Nummer die ehrenrührige Frage in dem von Ihnen angedeuteten Sinne beantworten. Sie werden mir doch wohl zutrauen, daß ich meinen Mann kenne, besser als ihn jeder andere kennt; ja, er vielleicht sich selbst kennt. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß seine Feder nie ein ärgernisregendes Wort geschrieben hat. Sie zucken mit der Schulter?"

## Der Musikantenbub.

Skizze von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

Das böhmische Dörfchen Wietach besteht aus zwei merklich von einander geschiedenen Teilen. Die Scheidung vollzieht ein kleiner Bergbach, der froh und leicht über die weißen Kiesel hüpfet. Am rechten Ufer liegt die Kirche, und um diese herum steht Haus an Haus. Es gehört schon ein großer Optimismus dazu, will man diese Wohnstätten schön nennen. Und doch sind es wahre Paläste gegen die niedrigen, schmutzigen Hütten, die am jenseitigen Ufer des Bergbaches liegen. Hier hat sich allerhand Volk angesiedelt, das durch Landfahren sich soviel Geld erworben hat, daß es ein Stückchen Acker sich kaufen konnte. Alles andere kam dann fast von selbst. Aus Balken und Brettern, Weiden und Stroh wurde ein Häuschen, ein Stall und ein Schuppen

zusammengehauen. In diesen Höhlen wohnten lustige Menschen. Im Winter spielten die Männer Karten und tranken Schnaps; im Frühjahr nahmen sie die Instrumente vom Nagel und wanderten dann von Ort zu Ort bis bis hinauf nach Schlessen und Brandenburg.

In einem dieser Häuschen, ganz nahe am Bach, wohnte Jacek Cech mit seiner Frau. Der Mann hatte in seiner Jugend den großen Ehrgeiz gehabt, ein wirklicher Künstler zu werden. Aber die Not hatte ihn auf die Landstraße hinausgetrieben, und er war sein Leben lang landsfahrend geblieben. Jacek hatte dabei einen schönen Teil von Oesterreich und Deutschland gesehen. Im Laufe der Zeit brachte er es bis zum Kapellmeister, und im Winter unterrichtete er den musikalischen Nachwuchs von Wictach und bildete und erzog sich auf diese Weise tüchtige Kräfte für seine Kapelle.

Jacek Cech kannte nichts anderes als Landsfahren und Musizieren. Die häuslichen Angelegenheiten besorgte seine Frau, und wenn im Lenz die Feldarbeit begann, nahm Jacek, froh wie ein Vogel, die Fiedel vom Nagel, putzte sie fein säuberlich ab, sprach lachend und leuchtenden Auges seinen Abschiedsgruß und zog fort. Als er aber einmal wiederkam — der Herbst war gar früh mit Stürmen und Regen über die Musikanten gekommen — da fand er in seinem Häuslein am Bach ein wunderliches Geschöpfchen, das ihm seine Frau mit der Färtlichkeit aller Mütter entgegenhielt. Fast wäre Jacek bei diesem Anblick erschrocken, so unvorbereitet traf er ihn. Doch der kleine Kerl nahm die Störung seiner Ruhe übel auf und veranstaltete ein schauerliches Schreikonzert. Da erst fand sich Jacek in seine Lage und Würde als Vater, nahm den zappelnden Jungen in seine Arme und tanzte mit ihm einen richtigen Mazur.

Der kleine Jan gedieh prächtig, und sein Vater sah häufig an seiner Wiege und spielte die Geige. Das verstand er aus dem Fundament. Einmal — der Kleine lag wie gewöhnlich in der Wiege — fiel Jacek etwas ein: er hätte doch gar zu gern gewußt, ob Jan, sein Junge, auch Musikanter werden sollte. Darum legte er eine Geige und einen Geldbeutel vor Jan hin. Der Junge sollte selbst über seine Zukunft entscheiden. Und Jan griff mit der Rechten nach der Geige, mit der Linken nach dem Geldbeutel! Da lachte Jacek, daß die Hütte erschauert zusammenfuhr. „Haha, so ein Schlauberger! Der will vom Musikanterium reich werden! Haha!“ So sprach und lachte Jacek Cech durcheinander.

Die Fiedel war Jans erstes Instrument. Der Vater war sein Lehrmeister, und man muß schon sagen: einen besseren hätte er in Wictach nicht leicht finden können. Bald aber kam der Frühling, und Jacek Cech wurde so ungemüthlich, daß seine Frau ihn verwundert ansah. „Was er nur hat!“ dachte sie; „sonst wenn es fortgehen sollte war er voll Lustigkeit, jetzt macht er ein Gesicht, als hätt' er Essig getrunken.“

Und Jacek dachte ganz dasselbe. Begreifen konnte er das nicht, warum es ihm so sauer wurde, fortzugehen. Aber so ein böhmischer Musikanter quält sich nicht gern mit Gedanken; das überläßt er anderen Leuten. Jacek Cech zog mit seiner Kapelle ab. „Na, Junge,“ sagte er beim Abschiede zu Jan. „jetzt hast du bis zum Winter Batanz. Vergiß nur nicht alles!“

Jan sah jetzt jeden Tag auf einem Stein am Bach und hatte die Geige zwischen den kleinen Beinen. Er lauschte auf alles Mögliche; auf das Richern der Vögel, auf das Plätschern der Wellen, auf die Glocken im nahen Dorf. Ihr Klang gefiel ihm ganz ausnehmend. Er schwelgte förmlich in den langsam verhallenden Tönen. Dann nahm er die Geige und spielte die Intervalle der drei Glockentöne nach. Er konnte sich gar nicht genug tun daran, vergaß darüber auf alles, auch auf die Gänse, die er im Auge behalten sollte, bis seine Mutter schließlich zu ihm kam und sagte: „Nu hätt' ich dich, Jan, krah doch nicht immer ein und dasselbe; spiel doch was Vernünftiges und laß die Gänse nicht fortlaufen!“ Da sah er sie so eigen an, als wäre er aus einer anderen Welt gekommen, aus der kleinen Welt seiner drei Töne.

Jan war 10 Jahre alt, als sein Vater das Landsfahren aufgab. Verschiedene Gründe hatten ihn dazu betrogen: die Gicht plagte ihn, dann gab es in der Nähe von Wictach lohnenden Verdienst, und endlich mußte Jan intensiver ausgebildet werden. Sie und da besuchte er sogar die Schule. Nun, ein großer Gelehrter wurde Jan Cech grade nicht. Aber daß einmal ein sehr tüchtiger Musikanter aus

ihm werden würde, darüber waren sich alle Nachbarn einig, wenn sie's ihm auch beiseite nicht gönnten. So etwas von Spielen hatten sie noch nie gehört: das redete ja förmlich, klang durcheinander wie Lachen und Weinen. Kein Mensch in Wictach konnte dieses wunderliche Spielen so recht begreifen.

Mit 17 Jahren hatte Jan Cech ausgelernt. Sein Vater konnte ihm nichts mehr beibringen, und gar manchmal wischte er sich verschämt die Augen, hörte er seinen Jungen spielen.

Denn aus dessen Spiel klang ein Klagen und ein Sehnen, leidenschaftliches Auflehnen gegen Zwang und Fesseln und Enge.

Jan Cech durfte nicht den ganzen Tag musizieren, er wurde ja sonst für die Kost zu teuer. Nein, er mußte arbeiten, Geld verdienen. Da wohnte z. B. nahe bei Wictach ein Rentner Schwila. Der engagierte den jungen Cech als Gärtner- und Laufburschen. Dieser Dienst war ja durchaus nicht anstreugend, trotzdem konnte Jan ihm keinen Geschmack abgewinnen. Manchmal überkam ihn ganz unvermutet ein lodrender Zorn über die drückende, lästige Enge. In solchen Augenblicken wäre er am liebsten entflohen. Aber wohin sollte er gehen? Wer half ihm, daß er so ein echter und rechter Musikanter wurde? Aber das war's ja eben: keiner half, der Vater nicht, keiner.

Schwilas nahm um diese Zeit eine junge Verwandte in ihr Haus auf. Maruschka war die Tochter eines mit Kindern reichgejegneten Bruders des Rentners. Dieser hatte keine Kinder, und weil er gutmütig war und so ein junges Mädchen im Haus und Garten gut gebrauchen konnte, nahm er Maruschka zu sich. Mit ihren 15 Jahren war Maruschka ein prächtiges Mädel; aus ihren dunklen Augen lobte ein reines Feuer, ihr Gesicht war so blank und frisch wie eine Kirschblüte. Dabei war sie so lustig und freundlich und schmeichelte sich wie ein Sonnenstrahl im Mai in aller Herzen ein. Scheu und schüchtern blickte Jan Cech das kleine Mädchen an, er wagte es nicht, sie anzusprechen. Weil aber Maruschka an dem großen, schönen Jungen mit den seltsamen Augen Gefallen gefunden hatte, so suchte sie jede Gelegenheit zu nutzen, die sie in seine Nähe führte. Bald war Jans Schüchternheit besiegt; sein Herz schlug rascher, wenn er sie nur sah, und einmal brachte er seine Geige mit und spielte ihr vor: erst ein wenig zag und befangen, dann voll Schwung und Begeisterung. Mit atemloser Spannung lauschte Maruschka diesem Auf- und Niederwogen ergreifender Tonsolgen, und als er die Geige absetzte, schimmerte in ihrem Auge eine Träne.

Sie brach das Schweigen.

„Du bist ein Künstler“ flüsterte sie.

Er seufzte dazu und sagte: „Ich möchte es so gern werden, und ich will und muß es werden!“

An diesem Tage gab es zwischen Vater und Sohn eine lange Unterredung und am Schluß einigten sich die beiden dahin: Jan sollte nach Wien, um sich dort in der Musik weiter auszubilden.

\*

Es gehörte sehr viel Geduld, Zähigkeit, Optimismus dazu, alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die auf Schritt und Tritt sich dem jungen Jan Cech in den Weg stellten. Anfangs setzte er sich verhältnismäßig leicht darüber hinweg. Aber mit den zunehmenden Jahren wurde er empfindlicher, und einmal, es war an einem regnerischen Apriltage, da sah er keinen Ausweg aus seiner Not, als die Rückkehr in die Heimat. Denn der Vater war erkrankt, und die Unterstützung, die er sonst von ihm erhielt, blieb aus. Alle Mittel waren aufgezehrt, die Sorge ging mit ihm und grinsten ihn höhrend an. Das ertrug er nicht länger; er schnürte sein Bündel und wanderte in die Heimat. O, dieses Wandern! Diese Rückkehr in Enge und geistige Not! Immer denken zu müssen, was aus ihm hätte werden können und was aus ihm geworden war: ein Halber, ein Unfertiger, der mit Wicken der Sehnsucht in das Paradies der Kunst hineingeblickt hatte, aber nicht über seine Schwelle hatte eintreten dürfen. Da weinte er vor Zorn und Scham.

Es war düster, als Jan Cech in Wictach Einzug hielt. Auch in seiner Seele waren die Sterne der Hoffnung ver-glommen. Nacht und Verzweiflung breitete ihre Schwingen aus über sie.

So kam er an Schwilas Haus. Am Wege sah er ein Mädchen stehen. Die helle Schürze hob sich schwach von dem Grau des Abends ab. Es war Maruschka. Scheu

wollte Jan vorüberschleichen, aber er konnte es nicht; ein Gefühl, stärker als alle Sorge, hielt ihn fest. Und als er sie begrüßte, jauchzte sie auf, und obwohl zwischen ihnen noch nie ein Wort von Liebe gewechselt worden war, nahm Maruschka den Heimkehrenden in ihre Arme und er küßte sie. War das ein Entzücken! Sein Mut, der ihn in den letzten Wochen verlassen hatte, kehrte zurück, und Maruschka, der er alles erzählte, ermunterte ihn und verlor sich in Sinnen. Nach einer Pause sagte sie: „Ich habe mir 75 Gulden erspart, die will ich Dir — leihen, und ich werde auch den Onkel um ein kleines Darlehen bitten. Bleib nur einige Tage hier und ruhe Dich aus, dann mußt Du wieder zurück nach Wien, denn hier hieltest Du es doch nicht aus.“

Voll Mut und Vertrauen zog Jan in die väterliche Hütte ein. Er lächelte nur zu Besuch, meinte er, wolle nur sehen, wie es Vater und Mutter gehe. Und die alten, treuherzigen Leute lachten und weinten vor Freude, weil sie ihren Einzigen wieder hatten, weil er sie nicht vergessen hatte draußen in der großen Welt.

Schon nach kurzer Zeit machte sich Jan wieder auf den Weg nach Wien. Maruschka hatte ihrem Onkel tatsächlich ein Darlehen von 150 Gulden abgeschwindelt und ganz heimlich ihre Ersparnisse von 75 Gulden hinzugefügt. Stolz und Zärtlichkeit leuchtete aus ihren dunklen Augen, als sie diese Summe dem Geliebten übergab, und in überwältigendem Jubel zog er sie an sich, nannte sie sein Glück, seine Braut, sein Alles.

Von dieser Zeit ab war sein Lebensweg glatt und eben. Es dauerte nicht lange, da ging ihm der Stern des Ruhmes strahlend auf. Er wurde herausgerissen aus der Vergangenheit. Die Damen verwöhnten ihn und es war nicht seine Kunst allein, die sie bezauberte, sein blaßes, interessantes Gesicht mit den feinen Zügen, seine lobenden Augen unterstützten ihn. Doch es schien, als ließen ihn alle diese Erfolge gleichgültig. Nur eine Dame hatte ihn gefesselt, Rena Pagels, die gefeierte Sängerin. Fast täglich besuchte er sie in ihrem eleganten Heim und dann musizierten sie zusammen, und allmählich beherrschte sie ihn mit unumschränkter Gewalt. Nur glücklich machte sie ihn nicht: sie quälte ihn mit ihren Launen und Extravaganzen, sie hielt es für notwendig, von Zeit zu Zeit das Feuer seiner Liebe zu dämpfen, und wenn er zu ihr von Liebe reden wollte, schaute sie ihn an mit spöttischen, abweisenden Blicken. Trotzdem kam er immer und immer wieder. Er lebte dahin wie in einem Rausch, vergaß Heimat und alles.

Es war an einem düsteren Novembertage. Jan war, wie gehöhnlich bei Rena im Musikzimmer. Draußen drückten graue Nebelmassen die schlaftrunkene Erde, und auch im Salon wurde es düster. Rena hatte mit der Glut und Innigkeit, die ihr eigen war, gespielt. Vor dem Hause wurde eben die Laterne angezündet, und ein müder Lichtstrahl drängte sich durch die angelaufenen Scheiben in das behaglich durchwärmte Gemach. Vor Rena blieb der Lichtstrahl stehen, dann tanzte er um ihr Haupt. Und Rena spielte. Sie spielte meisterhaft. Einmal klang es wie Litz, dann wieder rauschten die Töne in majestätischen Bogen durch den Saal, versingen sich, kamen wieder, drängten zu einander, stießen sich ab. Und dazwischen immer wieder wehes Schluchzen wie Tränen um etwas Verlorenes.

Der Lichtstrahl umgaukelte noch immer ihr Haar, als könne er nicht zurück. Manchmal fiel er auf ihr Gesicht. Und Jan lauschte und lauschte. Was ihn bewegte, wußte er nicht; was ihn hinzog zu dem Weibe vor ihm, er konnte es nicht sagen.

Und plötzlich lag er vor ihr auf den Knien, bedeckte ihre herabhängende Hand mit heißen Küßen.

Kein Wort sonst. —

Da ging der Lichtstrahl fort. —

Jetzt erwachten sie. Langsam standen sie beide auf. Er konnte sie nur undeutlich sehen. Vielleicht fand er darum gerade den Mut, von seiner Liebe zu reden. Er sprach begeistert, warb um sie.

Da, was war das? Sie lachte! Ihr kaltes, spöttisches Lachen! Und dann sagte sie: „Sie sind wohl nicht recht geschick, mein Freund! Wenn ich mal meine Freiheit verlaufe, dann muß es um ganz anderen Preis geschehen. Die Liebe steht augenblicklich sehr niedrig im Kurs.“

Das war die Antwort. Sie verwundete ihn tief, aber sie ernüchterte ihn auch. Jan Cech begrub seine Liebe zu Rena und lebte still und zurückgezogen von aller Welt.

Um diese Zeit war es.

Der alte Jacel Cech saß vor dem rostroten Kanonenofen und pufete in das herabgebrannte Feuer, daß die Funken stoben. Draußen fuhr der Wind mit Heulen und Toben um das Haus; er schlug das Feuer im Ofen auseinander, und in dider Wolke zog der Qualm durch die kleine, niedrige Stube. Der Rauch legte sich dem alten Musikanten vor die Augen und preßte ihm Tränen aus.

Er mußte jetzt öfter denken, der alte Jacel Cech. Früher besaßte er sich nicht sonderlich damit. Jetzt eilten seine Gedanken immer einen und denselben Weg: nach Wien, wo sein Jan in Lust und Jubel lebte und — seiner Eltern vergessen hatte. Ja, vergessen! Er kommt nicht, er schreibt nicht. Maruschka liest ihm ab und zu aus der Zeitung vor, daß er einen berühmten Sohn hat. Sie tut es mit einem eigenen, ergreifenden Tonfall, und in ihren Augen schimmert es wie von verhaltenen Tränen. Seit Jans Mutter schwer krank ist, kommt das gute Mädchen gar häufig in das Musikantenhaus am Bach, und die beiden Frauen, die alte und die junge, ermuntern sich gegenseitig mit dem Trostspruch: „Und er wird doch kommen!“ Jacel ist fast verdrießlich über diese Worte, aber ganz tief in seinem Herzen wohnt derselbe Glaube, dem die beiden so häufig Ausdruck geben. Da packt ihn auf einmal der Zorn. „Abgezwacht hab' ich mir's Geld, hab' gearbeitet wie ein Hund, bin bei Wind und Wetter mit den Fremden in den Bergen herumgetrauert, nur um die Kreuzer zusammen zu bringen, die er in Wien brauchte. Aber er soll kommen, der Lausbub!“ so brummte er, nahm die Kappe vom Nagel, stapfte zum Bette seiner Frau und sagte: „Mußt schon ein bißchen allein bleiben. Will nur mal ins Dorf schauen.“ Damit ging er aus dem Hause.

Nicht weit von der Kirche wohnte sein Schwestersohn, der Schneider Jendra. Der konnte schreiben. Zu ihm ging Jacel Cech jetzt hin. Aus seiner Westentasche neßtelte er einen Viertelsgulden, warf die Münze auf den wackeligen Tisch und sagte: „Sollst mir dafür einen Brief schreiben.“ Der Schneider suchte sich sein Schreibgerät zusammen und schrieb, was der Alte ihm diktirte: „Lieber Jan! Komm doch nach Hause. Die Mutter tut's nicht mehr lange. Ich kann nicht mehr spielen und bin sehr alt. Wenn du nicht kommst, bist du ein elendiger Lausbub. Mit Gruß Dein Vater!“

Jan Cech bekam diesen Brief wenige Tage später, nachdem er so höhnisch von Rena Pagels abgewiesen worden war. Die Leidenschaft, die Rena in ihm entfacht, hatte ihn alles vergessen lassen: die Heimat, die Eltern, Maruschka. Und jetzt stehen sie vor ihm und drohen ihm und klagen ihn an: „Undankbarer, Pflichtvergessener!“ rufen sie ihm zu. Und dazwischen klingt ein spöttisches, kaltes Lachen und die Worte: „Sie sind wohl nicht recht geschick, mein Freund! . . . Die Liebe steht augenblicklich sehr niedrig im Kurs!“ Da erkennt er, daß er einem Phantom nachgelaufen ist, daß er ein Wesen ohne Herz und Gemüt an sich hatte fetten wollen und darüber der Menschen vergaß, denen er alles verdankte, was er war und was er besaß. Scham und Neue kamen über ihn wie grimme Schwertschlägen und schlugen in seiner Seele alles nieder, was wichtig, hohl, eitel war. Und aus den Trümmern erhebt sich die Liebe und eine große Sehnsucht nach Glück und Frieden . . .

Eine Stunde später kaufte er durch die Lande, und noch am selben Abend stand er am Krankenlager seiner Mutter, über deren verwittrte Züge die Freude wie Herbstsonnenschein huscht. In der alten, rauchgeschwärzten Hütte fand Jan seinen Vater wieder, und bald kam auch Maruschka, sein Lieb aus den goldenen Tagen der Jugend und Reinheit.

Nicht lange, so starb die Mutter. Jan reiste auch nach dem Begräbnis nicht sofort ab, er wollte hier in dem armen Wirtshaus genesen, ausruhen von dem Hasten und Treiben der großen Welt. Täglich kam er mit Maruschka zusammen, und sie ward ihm lieber und lieber; seine Seele sonnte sich in den milden Strahlen von Güte und Reinheit, die von ihr ausgingen, und ihr goldtreues Herz, in das er mit dem Griffel der Liebe seinen Namen und sein Bild unaussprechlich eingepreßt hatte, ließ ihn die letzte Vergangenheit vergessen. Im Sommer sollte Hochzeit sein, nein, er wollte nicht länger warten.

Zum Vater sagte Jan beim Abschiede: „Nun werde ich die Heimat nicht wieder vergessen, denn ich lasse hier etwas sehr Liebes zurück. Und hole ich dann das Liebe, dann habe ich meine Heimat bei mir auch im Glanz der großen Welt!“



### Unsere Bilder.



— Die Gasanstalt in Hamburg vor der Zerstörung. (S. Bild Seite 9.) Die Explosion der Hamburger Gasanstalt, bei der achtzehn Personen ihr Leben einbüßten und zahlreiche Menschen zum Teil sehr schwer verletzt wurden, ist die größte Katastrophe, die sich jemals in der Gastechnik ereignet hat. Der finanzielle Schaden, den die Stadtgemeinde durch die Zerstörung der beiden Gasbehälter erlitten hat, beträgt mehrere Millionen Mark.

— Der neue italienische Ministerpräsident Sonnino (s. Bild Seite 10) hat das Portefeuille des Ministers des Aeußern, das früher Tittoni hatte, dem bisherigen Vizepräsidenten der italienischen Deputiertenkammer, J. Guicciardini, übertragen, der als ein entschiedener Freund des Dreibundes und besonders Deutschlands gilt.

— Teresa Cordova, die Heldin von Calabrien (s. Bild Seite 11) wurde von Papst Pius X. mit der goldenen Medaille für hervorragende Leistungen im Dienste der Menschlichkeit dekoriert. Bei dem schweren Erdbeben, von dem Kalabrien vor Jahresfrist heimgesucht ward, entfaltete Teresa Cordova eine aufopfernde Tätigkeit.

— Frau Della Schmidbauer, die erste Rechtspraktikantin in Bayern. (S. Bild Seite 11). Frau Schmidbauer wurde nach abgelegter Staatsprüfung für den höheren Justizdienst am kgl. Bayerischen Amtsgericht in Traunstein als Rechtspraktikantin zugelassen.

— Eine chinesische Marinekommission, unter Führung Cheng Jung Chings (s. Bild Seite 12) ist zu Studienzwecken nach Europa gekommen und hat sich zunächst nach England begeben.

— Der neue Kriegshafen in Wilhelmshaven, der Station der deutschen Nordseeflotte (s. Bild Seite 13) wurde nach jahrelangen Arbeiten vor kurzer Zeit fertiggestellt. Er ist jetzt auch für die größeren Schiffstypen der deutschen Flotte benutzbar und diente beispielsweise kürzlich zu den Probefahrten des neuen Dreadnoughts „Rassau“. Die „Rassau“ ist 137 Meter lang und 27 Meter breit und hat bei einem Tiefgang von 8 Metern eine Höchstgeschwindigkeit von 20 Seemeilen in der Stunde. Unser Bild zeigt die „Rassau“ auf einer Fahrt in dem neuen Kriegshafen, begleitet von dem nicht minder riesigen Schiffskoloss „Westfalen“.



### Zur Unterhaltung.



— Auf dem Bahnsteig.  
(Eine Menschen-Studie.)

„Sehe ich recht? Fehlt?“

— „Hugo! Bist du es wirklich? Das nenne ich eine Ueberraschung! Wie lange haben wir uns wohl nicht gesehen?“

„Ja, das mögen wohl beinahe fünfzehn Jahre her sein. Aber erkannt haben wir uns doch sofort, und das ist die Hauptsache.“

— „Seltsam, wenn ich bedenke, daß es eine Zeit gegeben hat, in der wir einer ohne den anderen nicht einen Tag lang existieren konnten. Und eigentlich war es doch wohl ein großer Unsinn, daß wir uns später so entfremdeten. Ernstliche Differenzen hat es zwischen uns nie gegeben.“

„Höchstens Ansichtsverschiedenheiten. Es fing damit an, daß ich Wagnerianer wurde und du dich als Anti-Wagnerianer bekanntest.“

— „Richtig; und dann erklärte ich immer entschiedener meine politische Ueberzeugung als Liberaler, während du mit deinem Anti-Militarismus paradiertest.“

„Ja, ja, so war's. Du warfst mir beständig meinen Antifemalismus vor, und ich dir deinen Anti-Gouvernementalismus.“

— „Dazu kam, daß du dich späterhin auch als Riepscheaner bekanntest und dich mit mir, dem Anti-Riepscheaner nicht verständigen konntest.“

„Ueberhaupt die Kunstfragen! Weißt du noch, wie wir über Böcklin stritten, ich als Böcklinianer und du als Anti?“

— „Ach, das war es ja nicht allein; du warst Bimetallist, ich Anhänger der Goldwährung, du Bismarckschwärmer; ich

Anti-Bismarckianer, kurzum, je älter wir wurden desto entschiedener wurden wir geistige Antipoden.“

„Na und heute?“

— „Heute? Ich muß dir gestehen, daß mir alle die Fragen über die wir uns ehemals so ereiferten, herzlich gleichgültig geworden sind. Ich gehe meinem Erwerbe nach, verjore meine Familie und kümmere mich nicht um die Ansichten anderer.“

„Genau so ergeht es mir. Weiß Gott, ich fühle mich nicht mehr als dein Anti, du bist mein Freund wie ehemals, — komm an mein Herz, Fehlt! A propos, du fährst nach Hamburg?“

— „Jawohl, und von da nach London.“

„Ich nach New-York; na, dann haben wir wenigstens die vier Stunden bis Hamburg vor uns; die wollen wir in aller Gemütlichkeit und Freundschaft verplaudern.“

— „Ohne jede Meinungsdivergenz.“

„Bravo! Jede Gegenfährlichkeit zwischen uns sei begraben und vergessen. Steige also ein!“

„In dieses Rupee? Das geht nicht. Ich bin Raucher.“

„Ich bin Nichtraucher.“

— „Das trennt uns, na denn adieu!“

„Lebe wohl! hoffentlich sehen wir uns in dieser Welt noch einmal wieder!“



### Rätsecke.



Verwandlungs-Rätsel.

Was mit „e“ durch eine Hauptstadt geht,  
Mit „u“ gar leicht im Wind verweht.

Zweifelhige Charade.

Wenn der strenge Winter von uns flieht  
In sein Reich, die schneegekrönten Höhn;  
Wenn die Eins dann in die Zweite zieht:  
Ist in unsrer Zwei es wunderschön.  
Aber herrlicher muß die Natur,  
Muß die Erste dann im ganzen sein  
Lachender der Felder grüne Flur,  
Lodender der laubgeschmückte Hain.

Charade.

Lebt ihr die erste verkehrt, so nennt sie ein zierliches Wesen,  
Das, wenn die zweite sich naht, eiligen Laufes entflieht,  
Wenn ihr die beiden vereint, so erscheint euch ein Held aus der Vorzeit,  
Dessen befreiende Tat heut noch in Deutschland man preist.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Odessa, Eidemann, Taragacum, Oculi, Belfar, Idun-, Servat, Mahmud, Albuquerque, Athenow, Citabelle, Risfaludy. — Otto Bismarck. — Admiral Dewey.

Rebus: Eifersucht macht blind.



## Ein Volksschriftsteller.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Novelle von Bernhard Kiesel.

„Es ist klar, Sie wissen mehr, als Sie mir zu sagen wagen. Es sind Intriguen gegen meinen Mann im Gange, die vielleicht im allbekanntesten Schriftstellerneid ihre Wurzeln haben. Er knabbert nicht mehr am Hungertrübschen; seine Arbeiten haben jetzt auch endlich einmal materiellen Erfolg; das sieht man in gewissen Zirkeln nicht gerne, deshalb sucht man ihm eins anzuhängen, — ihm die Popularität zu verderben. Ich muß Klarheit in der Sache haben, Klarheit um jeden Preis. Sagen Sie mir ohne Umschweife: sind Sie für oder wider ihn? sein Freund oder Gegner?“

Wieder zuckte er mit der Schulter und zupfte an sein-er Spitzbarte. „Das nenne ich einem die Pistole auf die Brust setzen, — was soll ich da antworten? Ich wiederhole meinen Rat, meine Bitte: Lassen Sie Ihren Mann handeln!“ Er verneigte sich.

Mit zügellosem Aufruhr in Kopf und Herz mit hochgerötetem Angesicht verließ die stattliche Frau das Redaktionszimmer. Dr. Rabenstein schaute ihr mit einem Anfluge von Mitleid nach und murmelte vor sich hin: „Schade, schade!“

Bei der Rückkehr nach Hause kam der erregten Frau Lieschen entgegen, und zwar tiefbetäubt mit verweinten Augen.

„Gnädige Frau, ich bin schuld, daß dem armen Johann gefündigt wor-

den ist. Er möchte gern bleiben; er hat in der traurigen Zeit treu standgehalten, und jetzt, da es bessere Tage hier gibt, soll er gehen. Wollen Sie für ihn bei Herrn Venhoff nicht ein gutes Wort einlegen?“

Frau Venhoff betrachtete die Bittstellerin einige Augenblicke und ihre Züge nahmen eine gewisse Härte an. „Kind da werde ich wohl schwer helfen können. Mein Mann ändert wie Sie wohl selbst wissen, seine Maß-

nahmen nur äußerst selten. Johann hat sich unseres Vertrauens unwürdig gemacht. Ich will überlegen, ob ich einen Versuch zu friedlichem Ausgleich wage. Uebrigens wundere ich mich, daß Sie die Rückkehr Johanns, der Ihnen mit seinem schlechten Buch doch sicherlich keinen guten Dienst erwiesen hat, so geflüßentlich wünschen.“

„Konnte ich denn ahnen, daß dem dummen Buche eine solche Bedeutung beigelegt würde? Hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, dann hätten Sie das Buch nie zwischen die Finger bekommen, und wenn Johann nicht bleiben darf, dann gehe ich auch fort.“

Mit der Schürze nach den Augen fahrend, eilte sie der Küche zu. Frau Venhoff schaute ihr nach:

„Ah, steht es so, dann nicht.“

Gleich darauf meldete sich der Maler Büschel. Als Lieschen ihm sagte, Herr Venhoff sei abwesend, schaute er ungehalten auf seine Uhr: „Fatal, ich bin doch zu dieser Stunde bestellt, und meine Angelegenheit erduldet keinen Aufschub. Da werde ich wohl warten müssen.“

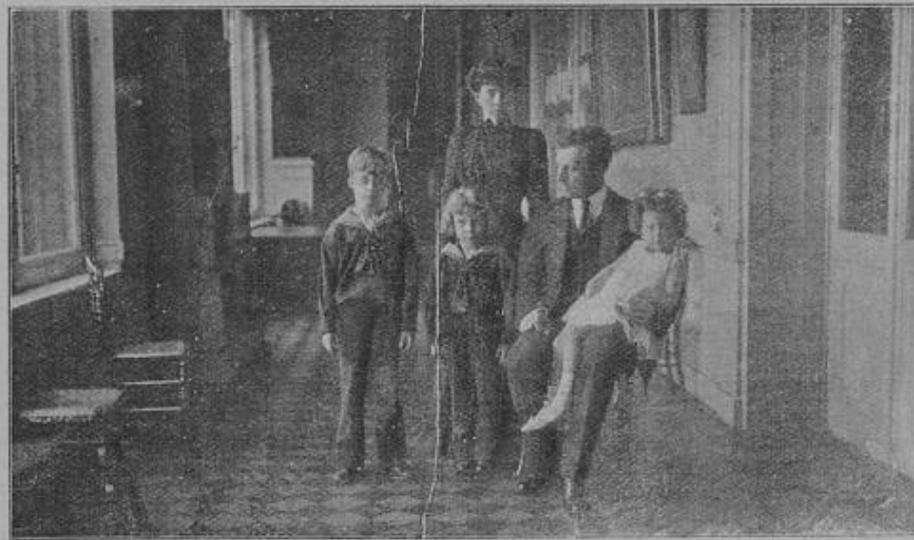
Er ließ sich ins Vorzimmer geleiten; dort warf er verstimmt seinen mächtigen Schlapphut auf einen Stuhl, schob seine Mähne zurück und begann in der großen Mappe zu blättern, die er mitgebracht hatte. Nach einstündigem Warten begann er in wuchtigen Schritten auf- und abzugehen. Frau Venhoff, die im Empfangszimmer den Blumentisch in Ordnung brachte, wurde aufmerksam und öffnete die Tür.

Büschel stellte sich vor und sprach unerbötlich sein Bedauern aus, daß Venhoff ihn so lange warten lasse. Er habe so viele Aufträge, daß seine freie Zeit kurz bemessen sei.

„Darf ich wissen, was Sie herführte?“

„Es wird Ihnen wohl bekannt sein, daß ich die Schriften Ihres Herrn Gemahls mit Illustrationen versehen —“

„So? Das ist mir neu; es ist mir nicht erinnerlich, daß mein Mann jemals Ihren Namen



Zum Thronwechsel in Belgien: König Albert von Belgien, der Nefle des verstorbenen Königs Leopold II. und seine Gemahlin, Königin Elisabeth, mit ihren drei Kindern.

genannt hätte.“ — „Sonderbar! Es läuft doch eine ganze Anzahl seiner Erzählungen, von mir illustriert, in der Welt herum, und Sie, seine Gemahlin, sollten sie nicht kennen? Durch seine Vermittlung bin ich in Verbindung mit der Firma Hardung gekommen.“

„Ist mir alles neu.“

„Dann kennen Sie wohl auch sein jüngstes Werk nicht: Das Modell des Tizian. Zu dieser Novelle habe ich Illustrationen angefertigt, die vorzulegen ich gekommen bin.“

Hermine wurde interessierter. „Gestatten Sie vielleicht einen Blick in die Arbeiten?“

„Mit dem größten Vergnügen.“

Er kramte seine Mappe aus und legte Frau Venhoff verschiedene Blätter vor. Sie stutzte; ein flüchtiges Rot ihres Gesichtes verriet nur zu deutlich, daß der Anblick der Zeichnungen ihr sittliches Gefühl verletzte. Sie schob die Blätter zurück.

„Entschuldigen Sie, ich glaube, hier liegt ein Irrtum vor. Solche Erzählungen, zu denen diese Zeichnungen passen, schreibt mein Mann nicht; er pflegt mir alle seine Produktionen vor der Drucklegung vorzulesen. Ein „Modell des Tizian“ hat er nicht geschrieben. Es handelt sich hier sicher um eine Autorenverwechslung.“

Büschel schaute überrascht auf. Ironisch vor sich hin lächelnd, kramte er dann seine Blätter wieder ein.

„Wenn Sie das so kategorisch behaupten, bleibt mir nichts anders übrig, solange über die Autorität Ihres Mannes im Unklaren zu bleiben, bis ich ihn selbst gesprochen habe. Da mein Warten für heute aussichtslos zu sein scheint, gestatten Sie wohl, daß ich mich empfehle.“ Er verbeugte sich tief, streifte Hermias Gestalt noch einmal flüchtig mit einem flüchtigen Blicke sichtslichen Wohlgefallens, und fort war er.

\*

Venhoff traf seinen Verleger Hardung beim Geldzählen. Den ganzen Bürotisch bedeckten blinkende Goldstücke und Kassenscheine.

„Du hast mich telephonisch gerufen, ich stehe zu Diensten.“

„Zunächst, dir bietet das Glück das gefüllte Horn; die Firma X. in Newyork hat 6000 Exemplare deiner „Flucht aus dem Harem“ auf einmal bezogen, und hier der ganze Geldsegen ist dein. Das macht Mut, nicht wahr? Wenn dies so weiter geht, wirst du bald Rothschilds Rivale und auch ich kann mir eine große Couponschere anschaffen. Aber, mein Lieber, du freust dich ja gar nicht; ist solch ein Segen deiner Arbeit keiner Freude wert?“

„Ach, brauch' das Wort Segen nicht. Segen, Segen! das sagt etwas anderes.“

„Meinetwegen dann Fluch der Arbeit, dem Wesen nach bleibt es dasselbe. Streiche diesen Fluch ein, und zeige mir das allerwenigste, das man jedem ordentlichen Menschen schuldig ist, ein freundliches Gesicht.“

„Hast du das Referat über den Prozeß Häring und die freche Frage im heutigen Anzeiger gelesen?“

„Ah, das ist es, was dich verstimmt hat; dachte ich's doch. Was liegt einem Mann deiner Qualifikation daran, was da ein obskurer Redakteur in sein gemischtes Publikum hineinschreibt. Wer wird sich wohl die Mühe nehmen, nachzuprüfen, ob Fritz Frei und der vielgenannte Verfasser des Hartmann v. Siebeneichen ein und dieselbe Person sind.“

„Doch, es gibt solche Leute, z. B. meine Frau, unter Umständen auch der Staatsanwalt. Wie nur dieser Dr. Rabenstein dazu gekommen ist, meine Person öffentlich zu verdächtigen!“

Nach kurzem Besinnen sprach Hardung:

„Wisser des Geheimnisses sind nur drei: ich und du und Herr v. Kosel. Bei mir liegt es selbstverständlich kaster-tief gesichert. Vielleicht verhielt es sich mit der fatalen Frage so: die Öffentlichkeit interessierte sich ja längst für Fritz Frei, wollte Genaueres wissen über seine Person; dieses Interesse wurde noch erhöht durch Erwähnung des Namens im Prozeß Häring. Da glaubte dieser Dr. Rabenstein in den Frei'schen Schriften deinen Stil erkannt zu haben, dir, dem Freunde seines Gegners Saron, der dich in der Volkszeitung bei jeder Gelegenheit auf den Schild hebt, eins versehen zu können, und so stellte er led die verdächtigende Frage.“

Venhoff entgegnete: „Ich hege eher Mißtrauen gegen Herrn von Kosel. Ich weiß nicht recht, was wir an ihm haben.“

Hardung ereiferte sich: „Hüte dich vor falschem Argwohn. v. Kosel ist treu wie Gold. Du weißt, was mein Verlag

vor der Verbindung mit ihm war, und was er durch ihn geworden ist. Seine Geschäftsroutine, die in Newyork, Paris, Hamburg, Berlin, Brüssel zu erstaunlicher Vollkommenheit gediehen ist, besonders seine Stellung zum Zentralverband, läßt es als ausgeschlossen erscheinen, daß er durch eine leichtsinnige Aeußerung oder unüberlegte Handlung Verrat an einem Geschäfte verübt haben sollte, dessen Teilhaber er ist. Aber noch einmal: Die Zeitungsnotiz ist nicht von solcher Tragweite, wie du anzunehmen scheinst. Ein Schlag ins Wasser, weiter nichts. Dein Eifer ist jetzt heiß; schmiede, schmiede! Schreibe, ohne nach rechts, nach links zu schauen, darauf los. Jede Zeile ist klingende Münze. Du bist und bleibst Volkschriftsteller in des Wortes verwegenster Bedeutung. Lasse dir durch keinerlei Anfeindungen die Firtel stören; in keinem Falle durch den gallischen Dr. Rabenstein, — auch durch deine Frau nicht.“

„Ich fürchte keinen Teufel, aber Sorge macht mir meine Frau. Ich habe bereits der Zeitungsnotiz wegen ein kleines Wortgefecht mit ihr gehabt. Du kennst sie ja ein wenig; sie ist so grundehrlich, so edelstehend und geht ganz auf in der Liebe zu mir. Ich bin ihr Stolz, ihr Glück; sie will keinen Schatten an mir sehen. Wehe, wenn ihr Vertrauen zu mir erschüttert würde. Du Allerweltsberater, wenn du kannst, so sage mir: Wie kann ihr Fritz Frei aus dem Kopf gebracht werden?“

Er strich mit der Rechten über die blinkende Glaze: „Ich als Junggeselle verstehe mich wenig auf Behandlung der Frauen, aber ich meine, in deinem Falle sei eine bestimmte Verneinung, ein scharfes Niederreden jedes aussteigenden Verdachtes am Plage; auch den schleichenden Gerüchten der Oessentlichkeit gegenüber dieselbe Praxis.“

Venhoff nickte zustimmend. „Der einzige Ausweg in meiner Klemme. Dr. Rabenstein muß ich durch das Pressege-  
sch in Schach halten.“

Während er sein Honorar einstrich, wurde energisch angefloßt und herein wirbelte eine mittelgroße Brünnet in phantastischem Auspus. Ihr lebhaftes, etwas hageres, aber doch nicht unschönes Gesicht belebte ein Paar pech-schwarzer Augen, wie Leuchtugeln funkelnd, und die blendend weiße, schöngewölbte Stirn war von braunen Loden umrahmt, die züngelnden Schlangen glichen.

Venhoff kaum beachtend, streckte sie Hardung die ring-reiche Rechte entgegen. „Ich störe doch nicht? Ich wollte mich im Vorbeigehen nur einmal erkundigen, wie mein „Wetterleuchten“ zieht.“

Hardung stand da in der ganzen Unbeholfenheit eines Ueberrumpelten, aber bald fand er seine normale Verfas-sung wieder.

„Ah, Fräulein Funt! Ich kann Ihnen eine günstige Antwort geben. Ihr Novellenzyklus hat nicht nur lobende Rezensionen, sondern auch guten Absatz gefunden. — Es dürfte Ihnen auch von Interesse sein, den Herrn kennen zu lernen, dem Sie es zu verdanken haben, daß ich Ihr „Wetterleuchten“ in Verlag genommen habe. Es ist mein literarischer Beirat, der Schriftsteller Herr Venhoff. Hier ist er.“

Venhoff trat vom Schreibtische näher und verbeugte sich. Ihre schwarzen Augen richteten sich so fest auf ihn, als gelte es, ihn mit Röntgenstrahlen zu durchleuchten.

„Venhoff? Venhoff?“ wirbelte es wohlklingend von ihren Lippen, „das ist ja ein Name, der dem Ohr des Gebildeten wohl tut, wie der Klang von Goldglocken. Ich hab' Ihren „Hartmann von Siebeneichen“ gelesen, — grandios! — aber noch besser haben mir Ihre „Großgeister und Epigonen“ zugesagt. — Titanenarbeit! imposant. Sogleich mehr darüber. Also Sie haben mein „Wetterleuchten“ unter die Lupe der Kritik genommen und ihm Daseinsberechtigung zugesprochen? Nun weiß ich auch, wem ich ganz beson-  
deren Dank schuldig bin.“

Sie verneigte sich grazios, und dazu ein vielsagender Blick. „Nun sagen Sie mir frei und offen, was Ihnen an „Wetterleuchten“ besonders zugesagt hat.“

Ihre Augen suchten die Antwort Venhoffs zu beschleunigen. Dieser entgegnete lächelnd: „Gnädiges Fräulein, das nennt man ohne Umstände die Pistole auf die Brust setzen. Wie gut, daß ich Ihnen eine zufriedenstellende Antwort geben kann. Sie haben in Ihren Novellen einen feinen Instinkt für die Bedürfnisse des lesenden Publikums be-hundet. Sie wissen, was ergötzt, entzückt, deshalb haben Sie sich in Ihren Stoffen auch kaum vergriffen. Ihre Per-  
sonen stehen mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirk-lichkeit und sind zumeist in kurzen, scharfen Zügen vor's

geistige Auge gezaubert, aber sie ergöhen mehr, als sie erheben. Jetzt kommt jedoch auch ein „aber“. Ihre Darlegungen bewegen sich stellenweise zu tief im Nebel der Reflexion, und Ihre Phantasie macht bisweilen solche Sprünge, daß dem Geist zumute ist wie bei Irrlichtanzug auf dem Seide-Moor.“

Fräulein Funt unterbrach ihn enthusiastisch: „Wie das wohl tut, so recht unverblümt aus Kennermünd die Wahrheit zu hören. Sie gefallen mir; ein geistiger Austausch mit Ihnen. — welche Wonne! Darf ich Sie sowohl, als auch Herr Hardung, zu einem Besuche meines Lusthums einladen? Ich möchte Ihnen einige Kapitel aus meinem jüngsten Roman „Der neue Prometheus“ vorlesen? Wann darf ich Sie erwarten? Sagen wir, nächsten Dienstag um 4 Uhr.“

Hardung gab seine Zustimmung; Venhoff konnte nicht nein sagen, und so war der Besuch im Handumdrehen beschlossene Sache. Unter glänzenden Verbeugungen wirkte die Schriftstellerin hinaus.

Venhoff schaute ihr durchs Fenster nach. „Ein wahres Quecksilber! Eine ganz interessante Erscheinung; sie paßt zu Ihrem „Wetterleuchten“ wie der Spiegel zum Bild.“

Hardung lächelte: Du hast bestätigt gefunden, was ich dir sagte. An dieser ist alles Blüth, Feuerwerk; sie hat das Zeug dazu, Millionen Schlafmüthen wach zu rütteln. Ein hartes Lebensschickal hat sie selbst wachgemacht. Sie gestattete mir einen Einblick in ihre Lebensumstände. — Zuerst war sie Putzmacherin, lernte einen Studenten der Philosophie kennen und lieben. Dieser machte seinen Doktor und fand nun auf einmal den Bildungsstandpunkt seiner Geliebten als zu niedrig. Als ihr das fühlbar wurde begann sie unter großen Opfern zu studieren, wurde Lehrerin und durch Gunst der Umstände mit dem Doktor an derselben Schule angestellt. Jetzt, da sie ihres Glückes sicher zu sein glaubte, heiratete er Knall und Fall eine andere. Nun tobt sich ihre aufgerüttelte Seele in der Schriftstellerei aus. — Für mich ist sie das, was der Kaufmann eine gute Akquisition nennt. Wenn nicht alle Reichen trügen, bringt sie Geld. Welch ein Unterschied zwischen ihr und dem Armenanwalt Dr. Hamborn. Welch ein Esel war ich, als ich leider auf deinen Rat hin, mich entschloß, seinen Roman „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden“ zu verlegen. Ca. 200 Exemplare sind abgesetzt und der Rest wartet vergebens auf Käufer. Heute stieß ich bei einem Rundgange durchs Lagerhaus auf dem Riesenballen. Derselbe mutete mich an, wie ein Grabstein auf einer gescheiterten Hoffnung.

Sieh, sieh! Dort geht unser Held eben über die Straße; ein wahres Krüppelchen. Kopf und Rumpf zu einem Stücke verwachsen. Das Taschentuch hängt ihm wieder kilometerweit aus dem akertümlichen Rock und Shatebearer würde sagen: Jeder Zoll ein vernachlässigter Junggeselle. Er lenkt seine Schritte hierher; — wahrhaftig, er zeigt Absicht, mich zu besuchen! Wahrscheinlich wünscht er wieder einen Vorstoß auf „Sinnenglück und Seelenfrieden“.

Fast hätte ich Lust, ihm einmal auf dem Zahn zu fäulen, ob er für unsere Zwecke nicht dienstbar gemacht werden kann.“

„Tue, was du für gut findest; ich will mit dem Sonderling nichts zu schaffen haben und ich geh' ihm aus dem Wege, wo ich kann. Noch keine fünf Minuten sind wir beisammen, dann haben wir den schönsten Wortstreit, namentlich in Sache der Religion und Kunst, und das scheue ich. Dein Versuch wird scheitern, schweige lieber.“ Schon vernahm man Dr. Hamborns gemessenen Schritt vor der Türe. Venhoff entfernte sich schleunigst durch den Nebenraum. „Schönen guten Morgen, Herr Hardung! Störe ich nicht?“ Er schaute in gebeugter Haltung auf den Verleger.

Dieser reichte ihm lächelnd die Hand. „Nicht im geringsten. Sie sind mir jederzeit willkommen.“

„Schön, aber ich bezweifle, daß Ihnen dies ernst ist. Sie haben durch mich doch noch keine Erhöhung des Glückes gefunden, im Gegenteil. Durch mich ist Ihr Betriebskapital empfindlich geschmälert worden, und Leute, die uns den Geldbeutel dünner machen, pflegt man in der Regel nicht willkommen zu heißen — oder sollte gar das Unglaubliche geschehen sein, und „Sinnenglück und Seelenfrieden“ über Nacht ungeahnten Absatz gefunden haben?“

Hardung lächelte. „Wunder gibts nicht mehr, besonders für uns Geschäftsleute nicht. Ihr Roman ist, — nehmen Sie mir's nicht übel, — uns ein Sorgenkind.“

Dr. Hamborn entgegnete begütigend: „Glaube ich schon,

aber ich werde wohl auch noch einmal meinen Long haben, dann wird alles ausgeglichen werden; nur Geduld.“

Er zog einige Zeitungen aus der Tasche und ein dickes Heft in blauem Umschlage. „Ich bin gekommen, Ihnen einige Rezensionen vorzulegen, die außerordentlich günstig sind, — und hier ist auch das Manuscript meines jüngsten Werkes: „Das Lied der Menschheit“, eine episch-didaktische Dichtung großen Stils, die wahren Wohltäter der Menschheit verherrlichend. Hören Sie gütigst die Einleitung:

Nun, Muse, singe das gewaltige Lied,  
Das Lied der Menschheit das erbraust und flutet,  
Viel mächt'ger als der große Meeresstrom,  
Das aufwacht in der Harmonien Fülle,  
Wie Sphärensang der fernern Sonnenwelten,  
Im Banne seiner Verse wandeln Völker,  
Jahrhunderte ziehen hin in seinen Strophen.  
Was Davids Harfe, was Horazens Lyra. . .

Hardung unterbrach ihn: „Erlauben Sie, das ist ja ein wahres Attentat! Glauben Sie wohl meine Ohren lechzten, Ihre Verse zu hören? Und meine Zeit wäre kein Geld? Mein lieber Herr Doktor! Mit „Sinnenglück und Seelenfrieden“ sind wir bis an den Hals hereingefallen; die Rezensionen sind ja ganz vortrefflich, aber die Käufer fehlen. Die Unkosten sind noch nicht zum zehnten Teil gedeckt, und nun geben Sie mich aufs neue an mit einem Verlaasartikel, der vom geschäftlichen Standpunkt aus gleichfalls Niemand zu werden verspricht. Nein, mein lieber Herr Doktor, Ihr „Lied der Menschheit“ werde ich um keinen Preis vorlegen. Gestatten Sie ein freimüthiges Wort. Ihr Pflügen in der Wüste dauert mich. Stürmen Sie doch endlich einmal mit Ihrem Pegasus mitten ins praktische Leben hinein. Erspähnen Sie, was der Menage gefällt, was unterhält, — amüsiert; — wenig Geist, viel Sinnlichkeit, — zeichnen Sie in recht kräftigen Strichen, wie schlecht die andern sind daß auch der lumpigste Leser Respekt vor sich selbst bekommt; — nur nicht ängstlich vor Moder und Leichengeruch; — Punkt 6 nicht zu vergaessen; — erotische Schwüle liebt man. Kommen Sie mit Werken dieses Genres dann öffnen sich die Tore unseres Verlaages weit. Mit Werken nach Schillers und Goethes Rezepten ist's unwiderruflich zu Ende. Beachten Sie dies; ich mein' es gut mit Ihnen.“

Dr. Hamborns Gestalt hatte da die demüthige Haltung verloren. Hoch aufgerichtet, funkelnden Blickes, trat er dem Verleger einen Schritt näher: „Dies alles wagen Sie mir zu sagen? So wenig wiege ich nach Ihrer Wertbemessung? — so leicht schämen Sie sich selbst ein? Sie kennen wohl die alte Sage von der Subilla von Cumäa: Diese kam eines Tages zu Tarquinius superbus und bot ihm ihre prophetischen Bücher, neun an der Zahl, zum Kauf an. „Gib mir 10 Talente!“ Tarquinius fand den Preis als zu hoch und wollte mit ihr feilschen. Da ging sie hin; verbrannte drei der Bücher, und forderte für die sechs übrigen 100 Talente. Der König spottete über ihr törichtes Ansuchen und wies sie ab. Da ging sie hin, verbrannte abermals drei der Bücher und forderte nun für die letzten 1000 Talente. Jetzt erst erkannte Tarquinius ihre Absicht, und damit nicht auch die letzten drei der kostbaren Bücher der Vernichtung anheimgegeben würden, zahlte er die fabelhafte Summe. — Ich empfinde im Augenblicke dieser Subilla gleich. Echte Geistesfrüchte schätzt man nicht wie eine gewöhnliche Ware nach Geldeswert. Und noch mehr: Jetzt sage ich Ihnen etwas, was Sie vielleicht zum Lachen reizt.



Der neue Berliner Generalstaatsanwalt Wirklicher Geheimen Oberjustizrat Supper.

Hören Sie, ein zweiter Tarquinius, mir jetzt für mein „Lied der Menschheit“ 1000 alente, Sie würden es nicht bekommen. Sehen Sie? Sie lachen schon. Ich würde es eher verbrennen, als Ihrem Verlage anvertrauen — warum? Ihr Rat bedeutet für mich die Erklärung, daß Sie mit Ihren alten Verlagsgrundsätzen gebrochen haben, sich dem sensationshungrigen Alltags-Bedürfnis anpassen wollen, daß sie entschlossen sind, — es ist ein hartes Wort, aber es muß heraus — unter die Volksverderber zu gehen.“

Jetzt war Hardung der Beleidigte. „Wer concediert Ihnen das Recht mir ein so verlegendes Wort entgegen zu schleudern?“

„Sie selbst mit der jaden Zumutung an mich, für den jaden Alltag zu schreiben. Wer so schreibt, wie Sie mir zu schreiben anriet, ist ein Volksverderber, und wer sich bereit zeigt, solche Werke zu verlegen, ist auch einer. Vermögen Sie mir einen Fehler in dieser Logik nachzuweisen, dann will ich Abbitte leisten — wo nicht, da bleibt die Wahrheit in ihrem bitteren Recht.“

Hardung war sichtlich in der Enge. Er fuhr mit der flachen Hand über seinen glatten Scheitel, setzte wiederholt zu Entgegnungen ein, räusperte sich, endlich polsterte er heraus: „Das war grob, und das Recht grob zu sein, hat nur der, welcher Geld hat, und Geld haben Sie nicht. Sie ein angehender Vierziger, haben nach bereits 20jähriger Tätigkeit noch nichts erschrieben, als eine Manfardenwohnung, einen gekrümmten Rücken und einen leeren Brotkasten. Sie sind Schwärmer, ein Mensch, der mit beiden Beinen in den Wolken strampelt, und doch fest auf der Erde zu stehen meint. Statt den Anwalt der Unbemittelten zu spielen, sollten Sie sorgen, daß Ihre Gläubiger befriedigt werden. Andere Dichter brachten es so weit, sich Paläste zu bauen, erhobenen Hauptes an der Seite von Fürsten zu gehen, aber Sie? — Sie müssen ängstlich Sorge tragen, daß Sie der spottlustigen Straßenjugend den Weg nicht kreuzen. Zu großen Worten passen kleine Taten schlecht. Ihren Roman „Zwischen Sinnensüß und Seelenfrieden“ habe ich nur auf Fürsprache des Herrn Venhoff hin und aus purem Mitleid mit Ihnen in Verlag genommen, und wie Sie



König Haakon VII. von Norwegen (1), Königin Maud (2) und der sechsjährige Kronprinz Olaf (3) auf einer Skipartie.

wissen, mit großem Kostenaufwand. Den Rat, sich der Zeit etwas anzupassen, habe ich Ihnen gegeben in der Absicht, Ihnen die einzige Möglichkeit anzudeuten, wie Sie aus der ewigen Geldverlegenheit heraus und zu bescheidenem Lebensgenuss kommen und könnten, — und nun werfen Sie mir in liebenswürdiger Dankbarkeit einen „Volksverderber“ an den Kopf; ich habe Sie nunmehr durchschaut. Zwischen uns beiden ist jetzt mehr als das Tafeltuch durchschnitten.“

Dr. Hamborn war durch diese in voller Erregtheit gegebene Erwiderung ganz bestürzt: „Entschuldigen Sie, Herr Hardung, diese Wirkung meiner Worte habe ich nicht erwartet. Nichts hat mir ferner gelegen, als Sie beleidigen zu wollen. Was Sie soeben zur Charakterisierung meiner Person vorbrachten, ist zum Teil zutreffend. Es ist wahr, ich bin ein Mensch ohne jeden äußeren Erfolg, habe in der Tat nichts erarbeitet, aber habe ich denn überhaupt nicht gearbeitet? War mein Wirken nichts, weil ich materiellen Gewinn nicht in den Vordergrund seiner Zwecke stellte? Sind meine Schriften vielleicht nicht gut? Trage ich die Schuld, daß meine Arbeiten ohne hingenden Lohn abließen sind? War es die Schuld Dantes, Schillers, Helle's und vieler anderer, daß Sie in Lebensjahren verkümmern mußten? Hätte ich als berechnender Egoist meine Ideale preisgegeben und mich nach Ihrem Rat, dem jaden Alltags angepaßt, dann hätte ich bessere äußere Verhältnisse, aber wo wäre meine Freiheit? Welche Bedeutung hätte mein Lebenswerk fürs Ganze? Was imponiert der Welt an einem Sokrates, einem Thomas Morus, einer Jungfrau von Orleans, einem Theodor Körner u. a. Doch nur die Tatsache, daß sie für ihre Ideen Opfer brachten, sogar starben. Hätten diese Menschheitszierden sich als berechnende Egoisten im Interesse ihres irdischen Wohlbehagens der jeweilig herrschenden Stimmung angepaßt, dann hätte die Geschichte ihren Namen nicht bewahrt; dann wäre das Vorbildliche ihres irdischen Waltens nicht Stärkungsquelle für Millionen geworden. Diesem Opferhelden muß der wahre



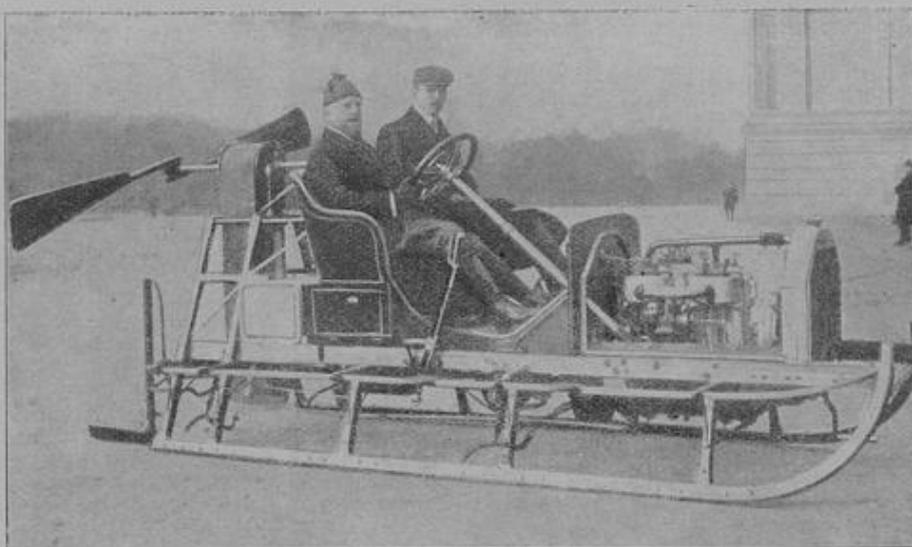
Wintersport im Riesengebirge: Die Riesensbaude am Fuß der Schneekoppe (1605 Meter), ein beliebter Ausgangspunkt für Hörnerschlittensfahrten und Skifahrten.

Dichter gleich sein, muß die Kraft in sich fühlen, für seine Ideale zu sterben. Schiller lebte arm und starb reich. Viele andere seiner Berufsgenossen lebten reich und starben arm; ich will arm leben, damit ich reich sterben kann. Der wahre Dichter ist der Tröster der Menschheit, nur der Höherstehende kann erfolgreich trösten. Der wahre Dichter ist das Herz für alle; er steht auf einer höheren Warte als auf der Finne der Selbstsucht. Um allen gehören zu können, darf er keinem gehören; dadurch wird er gerecht wahr und frei. Den Beauséant ins Koch spannen, mit Beihilfe desselben florieren und als Spasmacher der Leberwelt an die Tafel der Genußjäger gelangen wollen, ist ein Kriebel von unabsehbaren Folgen. O, ich habe eine unheimliche Ehrfurcht vor der wahren Poesie. Hoch in der Alvenwelt der ewigen Ideen, in den Schneereationen des Geistes ist des Dichters Heimstatt. Sein Blick schaut weit, weit, — Herrlichkeit neben Herrlichkeit; — seine Harfe jubelt's hinab ins Tal; er ist frei, beglückt, — und frei und beglückt macht sein Lied.

Wie das Dürrenum eine permanente Schädigung der Frauenwürde ist, wie die Frauenwelt keinen schlimmeren Feind zu bekämpfen hat als diesen, so hat der wahre Dichter im tagelöhnenden Dichtertum, das sich trennend zwischen ihn und das Volk stellt, seinen schlimmsten Gegner. Die sittlich veredelnde und das Leben verklärende Kraft der wahren Poesie wird durch die falsche lahm gelegt; die Verwirrung der Meinungen wächst; das Empfinden verwildert; überall sinnloses Ballen der rohen Triebe und in den Seelen der armen Erdenpilger wohnt der Jammer.

Ich habe dem Glend der Zeit ins Auge geschaut; ich kenne den Anteil, den schlechte Letztüre an seinem Dasein hat, deshalb stehe ich mit in der Reihe der Bekämpfer, fühle etwas in mir vom Mute eines Johannes des Täufers, bin bereit, jedem Baalspriester der Poesie vor die Stirne zu sagen: Du bist ein Frevler an der Menschheit, und jedem Verleger, der eine schlechte Schrift druckt und verbreitet: Du bist ein Gehilfe Satans, und ehe ich meine Feder zum Niederschreiben auch nur einer Zeile verwende, die einem armen Erdenpilger Schaden könnte, möge Gott meinen Geist mit Wahnsinn schlagen und meine Hand verdorren lassen."

Er hatte sich in einem solchen Eifer hineingeredet, daß er ganz erschöpft auf einen Stuhl niedersank und eine Weile nach Atem ringen mußte. Hardung stand da, als sei ein



Ein neuer Motorschlitten, dessen treibende Kraft ein durch den Motor angetriebener Propeller ist.

Hagelwetter über ihn hinweggegangen. Diese Situation war einzig in seinem Leben.

Dr. Hamborn erhob sich, um sich zu verabschieden. Schon hatte er die Türklinte in der Hand, da wandte er sich noch einmal um: „Noch eines; vielleicht segnet mich Gott doch einmal mit äußeren Glücksgütern, dann werde ich Ihnen die Herstellungskosten für „Sinnenglück und Seelenfrieden“ bei Heller und Pfennig vergüten.“ Das kam mit so drolligem Ernste heraus, daß Hardung seine heitere Stimmung wieder gewann. Er wollte mit einem Scherzwort antworten, aber der Sonderling war fort.

v. Kosel stand am großen altertümlichen Pulte seines Buchladens und schrieb. Da huschte jemand zur Türe herein, näherte sich ihm auf den Fußspitzen, zupfte ihm am Rock und duckte sich leise lichernd nieder. v. Kosel wandte sich hastig um.

„Ah, Fräulein Pia! Sie kleiner Schelm! wie haben Sie mich erschreckt! Das sollen Sie büßen. Er hatte die Feder weggelegt und griff nach ihren Händen, sie aber wich aus, wehrte ihn ab, legte den Finger auf den Mund, als gälte es ein Geheimnis zu bewahren.

„Seien Sie einmal vernünftig. Mama darf nicht wissen, daß ich hier bin; ich komme mit einer Bitte. Haben Sie Fritz Frei's „Romantische Liebesabenteuer?“

„Gewiß, mein Fräulein, ich habe alle Werke von Fritz Frei — können sie alle haben.“

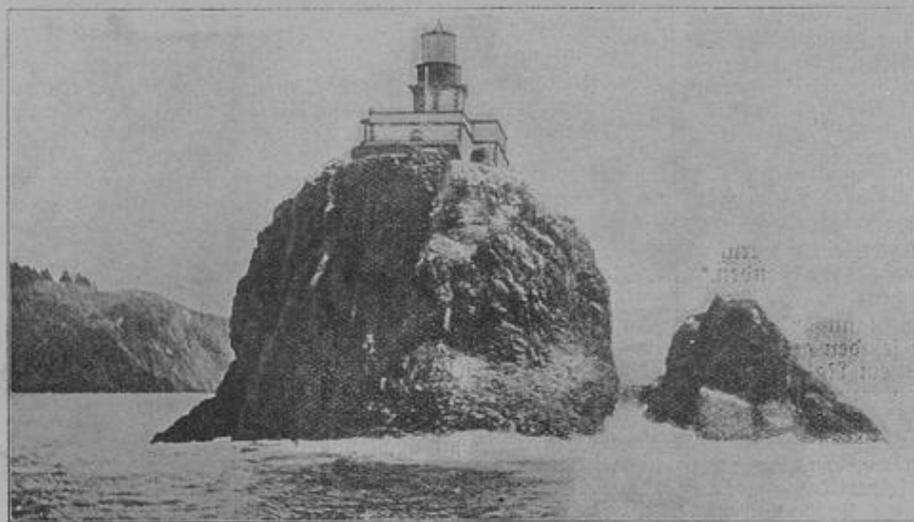
„Et das ist ja herrlich; geben Sie mir, bitte, das Buch geschwind; es ist so interessant, daß man gar nicht aufhören kann zu lesen.“

„Sie kennen also das Buch schon?“

„Na, ich fand es auf Mamas Zimmer. Lieschen, das unartige Ding, hat mir's weaenommen und meinte, ich wäre noch viel zu jung, so etwas zu lesen.“

„Et, Tarifari“ entaenete v. Kosel „lesen Sie nur, was Ihnen gefällt. Sie sind doch kein Babi mehr und brauchen nicht mehr am Gänsebande geführt zu werden. Wissen macht frei, und durch Lesen mehren wir unser Wissen.“

Sie schaute ihn ganz verklärt an und klatschte in die Hände. „Recht so! Da höre ich endlich einmal jemand, der vernünftig redet, mir ganz aus der Seele.“



Der Leuchtturm Tillamook an der Westküste von Nordamerika.

Ich esse, was mir schmeckt, und lese, was mir gefällt. Da mögen Mama und Tante Carola noch so viele „wenn“ und „aber“ auffahren. Jetzt rasch, geben Sie mir das Buch, ich habe keine Zeit.“

Während sich v. Kosel in dem Nebenraum begab, sagte er im Schmeichelton: „Ich freue mich so sehr, Ihnen, mein Fräulein, eine Freude bereiten zu können. Kommen Sie nur so oft als möglich. Ich habe außer den Werken von Fritz Frei auch noch andere Sachen, bei denen Ihnen die Augen übergehen; die sollen Sie alle zu lesen bekommen.“ Wider Klatsche Pia in kindlicher Naivität in die Hände. „O, wie mich das freut! Ich werde Ihnen auch recht dankbar sein.“

Als er mit dem Buche zurückkam und ihr dasselbe mit einer graziösen Verbeugung überreichte, fragte sie: „Warum haben sie diese Bücher nicht im Hauptraum?“

„Liebes Fräulein, das will ich Ihnen sagen; im Nebenraum lagieren nur die besonders interessanten Sachen, die nicht für jedermann sind.“

„Warum haben Sie draußen auf dem Schilde stehen: Hochmoderne Autoren, Spezialität?“

„Ei, das ist doch leicht verständlich; hochmoderne Autoren sind diejenigen Schriftsteller, die besonders interessant und unterhaltend schreiben, wie z. B. Fritz Frei.“

„Hochmoderne Schriftsteller sind also solche, die sehr amüsante Liebesgeschichten schreiben; die werde ich alle lesen.“ v. Kosel lachte: „Da haben Sie aber ein schönes Stück Arbeit vor sich.“

„Sagen Sie einmal, wer ist doch dieser Fritz Frei?“

„Ei, wie neugierig! ja, wenn Sie das wüßten! Jetzt verrate ich Ihnen das nicht, aber vielleicht später einmal, wenn er noch berühmter ist.“

Sie warf einen Blick durchs Fenster. „Ei, da kommt Lieschen über die Straße gelaufen, die soll wahrscheinlich nach mir suchen. Da muß ich mich sputen; besten Dank Herr von Kosel, auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen,“ rief ihr von Kosel in schwärmerischem Tone nach.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Geschichte vom redseligen Star.

Von C. Doering.

Nachdruck verboten.

„Zu — zu — zu — zu — gibt — gibt — zu“, sprach der Star mit schnarrender Stimme und blickte seine Herrin mit klaren Augen an. Dann hüpfte er von seiner Stange, nahm aus dem Futtertäfelchen mit einer Eile, als wenn er den halben Tag noch nichts gegessen hätte, ein paar Schnäbel voll und lehrte wieder auf seinen Platz zurück.

Frau Niedermaier sah den Vogel verzweifelt an. Seit vier Wochen plagte sie sich damit, ihm die paar Worte beizubringen.

„Wer nicht will, der will nicht“, sprach sie vor sich hin. Sie wußte es selbst nicht. Es war ihr zur Gewohnheit geworden. Was sie auch tat, der Vogel schien die drei Worte nicht begreifen zu wollen. Und sie hatte so große Hoffnung auf ihn gesetzt. Denn mit dem Wäscheliden ging es doch allzu kärglich. Ordentliche Arbeit, die ihren Fähigkeiten und Schulkenntnissen entsprochen hätte, gab ihr niemand. Wie mußte sie sich elend durchkämpfen, seit ihr Mann damals verunglückt war. Nicht einmal eine Unfallschädigung war ihr gezahlt worden, weil der Tod ihres Mannes infolge von Umständen erfolgt war, die mit seiner Berufstätigkeit nicht in unmittelbarem Zusammenhange standen. Gegen diesen Bescheid war nichts zu machen.

Es war ja auch unbestreitbar, daß ihr Mann nicht bei seiner Arbeit in der Zuckersfabrik selbst zu Schaden gekommen, sondern nur auf dem Wege dorthin mit dem Rade gestürzt war, als er sich eilen mußte um noch zu seiner Arbeit zu kommen, nachdem er für sein krankes Kind Medizin aus der Stadt geholt hatte. Leute, die des Weges kamen, hatten den Besinnungslosen an der Straße neben dem zertrümmerten Rade liegend gefunden. In seiner Tasche steckte die Schachtel mit den heilsamen Pulvern. Und während der Mann starb, genas das Kind.

Und ward von neuem Gegenstand schwerster Sorgen. Mehr noch als zuvor.

Denn wovon es jetzt nähren? Wovon es groß machen?, das liebe blondlockige kleine Kerlchen, das nun schon seit einem halben Jahre zur Schule ging, und mit doppeltem Hunger heimkam.

Helene seufzte tief auf, als sie an dies alles dachte. Der Vogel saß still da und blickte sie an. Er war eine Art Vermächtnis ihres Mannes, der das kleine aus dem Nest gefallene Tierchen gefunden und mitleidig heimgebracht hatte. Zuerst hatten sie garnicht geglaubt, daß der „Hansi“ (so hatten sie ihn genannt) leben bleiben würde. Aber zuletzt hatten seine gesunde Natur und das gute Futter gesiegt.

Wieder und wieder sprach sie ihm ihren kleinen Spruch vor. In einer zufälligen Eingebung war sie auf diese Worte verfallen, die sie oft gehört und gelesen hatte. Sie sprach sie oft und sorgfältig ihm vor, jede Silbe scharf betonend. Konnte er sie einmal, so wollte sie das Tierchen verkaufen. Wenn sie drüben in der Villa, wo der Direktor der Zuckersfabrik wohnte, hörten, was er gelernt hatte, so würden sie gewiß lachen und ein paar Mark für ihn geben. Und die brauchte sie dringend nötig.

Aber vorläufig hatte es noch gute Wege damit. Nur sehr langsam fing der Vogel an, einzelne Silben im Zusammenhange zu begreifen. Und Helene sprach seufzend: „Wer nicht will, der will nicht.“ Dann aber fuhr sie gleichwohl fort, von neuem geduldig die Worte zu sagen, die der Star lernen sollte.

\*

„Nu hören Sie bloß mal, nu hören Sie bloß“, zischelte eine häßliche alte Frau, die mit dem Hausmeister abends vor der Tür stand. „Früher habe ich immer nicht recht verstanden, was sie fortwährend geredet hat, aber heute hat sie mal das Fenster offen.“

Beide lachten. Da klang es deutlich und scharf betont, immer und immer wieder gleichmäßig:

„Zuckersaft gibt Muskelkraft! Zuckersaft gibt Muskelkraft!“

„Ich habe mich schon immer vor ihr gefürchtet“, sagte das alte Weib. „Wie sie einen ansieht, und immer den Kops im Genick als wenn sie wunder was wäre. Nu hören Sie, sie redet in einem fort dasselbe verrückte Zeug. Was sie bloß meinen mag?“

„Na, Sie wohnen doch gerade neben ihr auf demselben Flur. Haben Sie denn sonst noch nichts gemerkt?“

„I bewahre, wo werde ich mich um andere Leute kümmern. Ich bin 'ne ehrliche alte Frau. Und neuaerlia bin ich schon gar nicht. Ich hab' mich auch nich 'n bißchen geärgert, daß die Niedermaiern die Wäscheliderei bei den Leuten hier in den Häusern gekriegt hat. Ich gönne jedem sein Gutes. Aber, das sag' ich Ihnen, Herr Weber, die Person muß raus, sonst ziehe ich. Ich kann nicht mit 'ner Verrückten zusammen wohnen. Da ist man ja seines Lebens nicht mehr sicher.“

„Ich muß mal dem Herrn Bescheid sagen“, erwiderte der Hausmeister und ging bedächtig nach der Villa hinüber. Die Alte blinzelte boshaft hinter ihm drein.

„Geschieht ihr schon recht, ganz recht“, flücherte sie für sich: „warum hat sie die Klückerlei gekriegt?“

\*

Ein strahlend schöner Sommertag war angebrochen. Hell leuchtete und lachte der Sonnenschein in Helene's Stübchen und vergoldete das bißchen ärmliche Hab und Gut, das sie noch ihr eigen nannte. Und fröhlich sah auch die junge Frau drein. Hatte doch ihr Hansi heute zum ersten Male die drei schweren Worte richtig hinter einander ausgesprochen. Jetzt war der Tag gekommen, auf den sie so lange gewartet hatte. Gleich nachher wollte sie hinüber in die Villa, um ihr Heil zu versuchen.

An der Tür klopfte es stark. Helene öffnete. Herr Weber stand vor ihr.

„Hier“, sagte er mürrisch, soll Ihnen den Brief bringen vom Herrn Direktor. Wird wohl die Kündigung drin stehen zum Ersten!

„Die Kündigung . . .?“ stotterte Helene, „warum? . . .“ „Was weiß ich. Vergessen Sie nur nicht, daß die Miete vom vorigen Monat noch nicht bezahlt ist.“ Eiligst verließ er das Zimmer.

Wie betäubt blieb Helene zurück. Was war geschehen? Warum wies man sie plötzlich hinaus? Sie mußte es wissen, mochte ihr der Gang auch noch so schwer werden. Es mußte ein Mißverständnis vorliegen. War sie doch erst vor ein paar Tagen dem Direktor begegnet, der ihren Gruß

freundlich und leutselig erwidert hatte. Sie faßte sich ein Herz. Wenn sie mit ihm sprach, würde schon alles gut werden. Dann konnte sie auch ihr Anliegen wegen des Stars vorbringen.

Mit klopfendem Herzen betrat sie die Villa. Der Herr Direktor sei in seinem Privatkontor und nicht zu sprechen, war der Bescheid, den sie erhielt. Sie solle nachmittags wiederkommen. Niedergeschlagen wandte sich Helene zum Gehen, als die Tür des Kontors sich öffnete. Ein fremder Herr verabschiedete sich, der Direktor begleitete ihn bis zur Tür. Als er sich umkehrte, sah er Helene, die in ängstlicher Spannung da stand.

„Herr Direktor“, sprach sie mit stotterndem Atem, „ich bin gekommen, um zu fragen, ob ich wohl etwas Unrechtes getan habe, daß ich ausziehen soll?“

Der Direktor sah die Frau forschend an. „Es tut mir leid, daran nichts ändern zu können. Leute, die ändern Personen durch auffallendes Benehmen lästig fallen, kann ich in meinen Häusern nicht dulden.“

„Lästig?“ wiederholte Helene tonlos, „lästig?“

Der Direktor blickte mitleidig in das vergämte Gesicht. „Es tut mir ja recht leid, daß Sie sich nicht wohl fühlen. Aber es ist ja erklärlich. Sie haben Schweres erlebt, da wird der Mensch nervös.“

Zu übrigen, wenn ich so sehe und höre, will es mir selbst nicht wahrscheinlich vorkommen. Klären Sie mir nur das auf: warum, um alles in der Welt, sprechen Sie in Ihrem Zimmer fortwährend die Worte vor sich hin: „Zuckerfaß gibt Muskelkraft!“ Das ist ja ordentlich unheimlich.“

Da heiterten sich Helene's Mienen plötzlich auf. „Das ist leicht erklärt“, rief sie. Und sie erzählte, wie sie den Star dreijert habe und ihn dem Herrn Direktor gern zum Kauf habe anbieten wollen.

Der Direktor lächelte. „Also so verhält sich's. Mir scheint, man hat Ihnen einen Streich spielen wollen. Nun, Sie sollen Gemütsruhe erhalten. Ich nehme Ihre Kündigung zurück.“

„Tausend Dank, Herr Direktor. Und der Star?“

Sie hielt dem Direktor das Bauer hin, das sie bisher unter ihrem Tuch verhüllt gehalten hatte.

„Zuckerfaß gibt Muskelkraft“, schnarrte der Vogel und jagte mit den Flügeln.

„Sehr drollig, das ist wahr, aber brauchen kann ich das Tier nicht.“

„Ach bitte, Herr Direktor, nehmen Sie ihn mir doch ab; ich hab ein bißchen Erwerb so nötig.“

„Nein, nein, tut mir leid, ich mag keine Tiere. Sie können zufrieden sein, daß ich die Kündigung nicht aufrecht halte.“

Er wandte sich zum Gehen. Da tat der Hansi von neuem seinen Schnabel auf und sprach vernehmlich: „Wer nicht will, der will nicht.“

Der Direktor stand überrascht still. „War das auch Ihr Star?“ fragte er belustigt.

„Ja, ich glaub“, sagte Helene ganz bestürzt, „ich habe wohl manchmal so gesagt, wenn er nicht ordentlich lernen wollte. Aber er sagt es jetzt zum ersten Mal.“

„Ich will einmal meine Frau fragen, ob sie den Vogel haben möchte. Originell ist er wirklich.“

Helene atmete auf. Sie hätte die junge Frau, die erst seit wenigen Wochen im Hause schaltete, schon längst gern einmal gesehen. Manches Gute hatte sie schon von ihr gehört.

„Liebste Olga“, sprach der Direktor durch die Spalte der Salontür. „Bist Du einen Augenblick zu sprechen?“ Er setzte kurz auseinander, um was es sich handelte. Ein helles Lachen antwortete ihm. Gleich darauf öffnete sich die Tür und die junge Frau trat heraus.

Erstaunt blickte sie die ärmliche Gestalt an, die noch immer ihr Vogelbauer schüchtern in den Händen hielt.

„Ja“, rief sie, „ist es möglich, oder täuscht mich eine Ähnlichkeit? Sind Sie — bist Du nicht Helene Lahmann?“

„Mein Gott“, stotterte die Angeredete, „woher . . . ja, ich hieß so, ehe ich heiratete. Und die gnädige Frau erinnern sich meiner noch von der Schule her . . .“

„Aber ich werde doch meine alte Freundin nicht vergessen! Helene, wie ist es möglich . . . Wo kommst du her . . . und so . . .“

„Sie wollte mehr sagen, unterbrach sich aber errötend. Der Gatte stand mit verwundertem Gesicht dabei. „Du Arme, wie mag es dir ergangen sein“, rief Olga, „komm, du mußt mir von deinem Schicksal erzählen.“ Lieb-

reich faßte sie die Ueberraschte an der Hand und zog sie zu sich ins Zimmer.

Das war die Geschichte von dem redseligen Star. Und ich kann noch hinzufügen, daß Hans jetzt ein elegantes Bauer bewohnt, aber nicht im Zimmer der Frau Direktorin, sondern in der netten kleinen Wohnung, die Helene im Dachgeschoß der Villa inne hat. Sie braucht sich nicht mehr mit Wäscheleiden zu plagen, weil sie als Wirtschaftlerin und Freundin der Hausfrau in hohem Ansehen steht.



Nützliches fürs Haus.



— Das Töten der Fische. Die Art und Weise, wie man Fische schlachtet, ist von größtem Einfluß auf die Güte und Haltbarkeit des Fischfleisches. Viele Köchinnen töten die Fische, indem sie dieselben mit dem Kopfe hart aufschlagen, oder sie verzeren ihnen einen Schlag mit dem Hammer auf den Kopf. Alle diese Arten, Fische zu schlachten, sind grausam und eine Tierquälerei, da das Tier langsam zu Tode gemartert wird. Jeder Fisch wird regelrecht geschlachtet, wenn man ihm hinter den Kopf mit einem scharfen Messer einen einzigen tiefen Schnitt gibt, der das Gehirn vom Rückenmark trennt und den Fisch sofort tötet. Durch diesen Schnitt wird in einem Augenblick auch dem zählebigen Fisch die Empfindung geraubt, das Hirnmark wird zerstört und das Bewußtsein des Tieres hört auf, das langsame, qualvolle Absterben, wodurch die Güte des Fisches leidet und das Fleisch desselben zu einer geringwertigen Nahrung gemacht wird, wird verhindert. Wird der Fisch in der angegebenen Weise geschlachtet, so ist nicht nur sein Fleisch fester, der Geschmack besser, die Haltbarkeit größer und die Speise gesünder. Dies Verfahren soll es auch ferner möglich machen, in wenigen Minuten jeden Schuppenfisch mit einem gewöhnlichen Küchenmesser rein zu schuppen, ohne die Haut zu verletzen. Nachdem der Fisch getötet ist, wird er mit einem Tuche abgerieben und so von allem Schleim befreit. Darauf taucht man denselben 2—5 Sekunden in kochend heißes Wasser, und das Abschuppen ist dann in 1—2 Minuten geschehen, und zwar am besten durch Abreiben mit einem Tuche.

— Geflügelfütterung. Im Winter ist das Futter von trockenem oder ganzem Korn mit Ausnahme des Morgens mehr oder weniger eine Notwendigkeit für das Geflügel. Werden die Tiere eingesperrt gehalten, so ist es am besten, das Korn, sei es Mais, Weizen, Gerste, Hafer oder Buchweizen, zwischen Blättern oder Spreu auf den Boden zu schütten, um die Tiere den ganzen Tag in Tätigkeit zu erhalten, um die verderbliche Angewohnheit des Federausziehens zu verhüten. Wenn diese Art, das Korn zu geben, als Regel eingeführt wird, bleibt der Körper bei steter Bewegung warm. Die Arbeit des Scharrens erhält die Tiere gesund und bewahrt sie vor Langelweille, in der sie sich an Untugenden gewöhnen. Bei mäßiger Wärme im Hühnerhause werden daneben die Eierorgane zur Tätigkeit angeregt. Dabei ist aber zu bedenken, daß trodne oder ganze Körner nicht ausschließlich Kost für das Geflügel während der Winterzeit sein sollen, und namentlich nicht des Morgens gegeben werden dürfen. Der Körper muß etwas haben, was fördernd und anregend auf die Verdauungsorgane einwirkt. Grünfütter, oder was dem gleichkommt: Kohl, Stedrüben, Kartoffeln, Zwiebeln, Wurzeln oder Runkelrüben ist durchaus erforderlich. Fleischspeise ist auch notwendig, aber sie soll mit Maß gegeben werden. Diese Stoffe, im richtigen Verhältnisse gegeben, bilden die Hauptgrundlage für das Gedeihen des Geflügels und das Mittel, die Fruchtbarkeit im Eierlegen zu erhöhen.

# Brillanten

blendend schönen Teint, weiße, sammetweiche Haut, ein zartes, reines Gesicht und rosiges jugendfrisches Aussehen erhält man bei täglichen Gebrauch der allein echten

## Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, à St. 50 Pfg. Überall zu haben.



### Unsere Bilder.



— Zum Thronwechsel in Belgien: König Albert von Belgien und seine Gemahlin mit ihren drei Kindern. (S. Bild Seite 17). Der neue König von Belgien ist der Sohn des im Jahre 1905 verstorbenen Prinzen Philipp, des Bruders des jetzt verstorbenen Königs Leopold von Belgien, und steht im 35. Lebensjahre. Er gilt als guter Soldat und schwärmt für das deutsche Militär. Der deutschen Armee gehört er als Chef des 2. hannoverschen Dragoner-Regiments Nr. 16, das in Lüneburg steht, an, und seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß die belgischen Offiziere viel mehr Sympathien für Deutschland als für Frankreich haben. Bezeichnend für das Wesen des Königs und für seinen Drang, sich selbständig und unauffällig zu unterrichten, ist die wenig bekannte Tatsache, daß er als Thronfolger stets die Reporterkarte einer maritimen Zeitschrift bei sich trug. Er benutzte diesen Ausweis hauptsächlich, um sich die Häfen von Holland und Frankreich ohne fremde Führung anzusehen. — König Albert ist seit dem Jahre 1900 mit Elisabeth, einer Tochter des kürzlich verstorbenen Herzogs Karl Theodor von Bayern vermählt. Der Ehe sind zwei Söhne, der acht Jahre alte Prinz Leopold und der sechs Jahre alte Prinz Karl, sowie eine Tochter, die drei Jahre alte Prinzessin Marie, entsprossen.

— Der neue Berliner Oberstaatsanwalt, Wirklicher Geheimrat Oberjustizrat Supper (S. Bild Seite 19) war seit dem Jahre 1893 Vortragender Rat im preussischen Justizministerium. Er ist in Breslau geboren und steht im 63. Lebensjahre.

— Ein neuer Motorschlitten, dessen treibende Kraft ein durch den Motor angetriebener Propeller ist. (S. Bild Seite 21.) Der Propeller ist hinter dem Schlittensitz angebracht. Die Steuerung erfolgt durch zwei Steueruder, die hinter den Rufen drehbar gelagert sind. Sie ist somit ähnlich der Steuerung eines Bootes. Bei Probeversuchen wurde im weichen Schnee eine Geschwindigkeit von vierzig Kilometern, auf hartgefrorenem Schnee etwa das Doppelte in der Stunde erzielt.

— Der Leuchtturm Tillamook an der Westküste von Nordamerika. (S. Bild Seite 21.) Der Leuchtturm erhebt sich auf einem wildzerklüfteten Fels im Stillen Ozean und ist besonders im Winter heftigen Stürmen ausgesetzt. Der kürzlich verstorbene Leuchtturmwächter Gruber lebte 16 Jahre lang in dieser wilden Einsamkeit, ohne jemals das Fels verlassen zu haben.



### Zur Unterhaltung.



— Benützte Gelegenheit. „Wie geht es Ihnen, Herr Baron?“ — „Nicht gut. Hab' mein ganzes Geld verspielt, muß sehen, mir eine Anstellung zu verschaffen! Haben Sie nicht vielleicht einen Posten für mich?“ — „Als was denn eigentlich?“ — „Na, vielleicht als Ratgeber!“ — „Schön; dann geben Sie mir den Rat, wie ich Sie wieder los werde!“

— Eine weise Mutter. Frau Schulze: Ich hab' mich schon oft gewundert, daß Ihre Fräulein Töchter immer so zeitig nach Hause kommen, wenn sie abends wo zu Besuch sind. Wie stellen Sie denn das an? — Frau Müller: Sehr einfach. Wer zuletzt heimkommt, muß am nächsten Morgen das Frühstück machen.

— Eine böse Krankheit. Bauer: Ich möchte für meine Alte a Mittel gegen Schlaflosigkeit. — Arzt: Wie äußert sich denn das Uebel? — Bauer: No, i mag wie spät immer in der Nacht heimkommen, sitzt sie im Bett auf und fängt zu janken an.

— Kasernenhofblüte. Feldwebel (zum Rekruten): Mensch, hat man Sie deshalb so hoch über den Zivilstand erhoben, daß Sie so'n dämliches Gesicht machen sollen?

— Gut gedreht. (Eine Postkarte.) Liebe Eltern! In Eile teile ich Euch mit, daß ich die gesandten 50 Mark erhalten habe und danke bestens dafür. Nächstens mehr.

Gruß! Euer Sohn Max.

— Verteidigung. Hausfrau: Ich weiß nicht, Guste, immer, wenn ich herauskomme, stehen Sie am Ofen und tun nichts.

— Dienstmädchen: Ja, Madam, warum kommen Sie auch immer zur unrechten Zeit?



### Rätsel.



Begier-Bild.



Was ist das dritte Pferd?

Wort-Rätsel.

Mein Wort mit B ist Macht,  
Mit A ruhest du bei Nacht  
Darauf in süßem Schlaf,  
Mit V erhältst du's Leder,  
Bist folgjam du und brav,  
Run rate, seiner Schmecker!

Buchstaben-Rätsel.

Mit „a“ such' es im Böhmerland  
Mit „b“ ist es als Tier bekannt.

Rätsel.

Als Krankheit tödt's groß und klein,  
Als Fluß stürzt es sich in den Rhein.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Verwandlungs-Rätsel: Spree — Spreu.

Zweifelbige Charade: Mailand.

Charade: Hermann.

Rebus: Bekämpfung der Umsturzbestrebungen.



Nr. 4.

Sonntag, 23. Januar.

Jahrgang 1910.

## Ein Volksschriftsteller.

Novelle von Bernhard Kiesel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Im Kasino fand eine Sitzung des Vereins „zur Bekämpfung der Schundliteratur“ statt. Rechtsanwalt Dr. Wolf als erster Referent riet, bei Bekämpfung dieses Uebels energischer einzusetzen. Der Fall Häringier hat wieder klar bewiesen, wie zeitgemäß unser Bestreben ist. Häringier entstammte einer braven Familie, war ein braver Schüler, führte sich gut als Schreinerlehrling, als Gefelle und berechnigte zu den schönsten Hoffnungen. Da durchseuchte das Gift unfittlicher Schriften seinen Geist und wirkte wie freiesendes Feuer. Alle guten im Elternhaus und Schule gezeigten Grundzüge zergingen wie Wachs; die unreine Lust loderte ungezügelt auf und trieb ihn zur Tat, deren Erinnerung uns heute noch alle mit Grausen erfüllt. Wird kein energisch wirkendes Rettungsmittel gegen schlechte Lektüre gefunden, so muß in absehbarer Zeit, die ganze Volksseele ertranken. Was Schnaps für den Körper, ist schlechte Lektüre für den Geist. Dieselben Wirkungen, die sich bei Häringier im Kleinen zeigten, müssen hier naturgemäß im Großen in die Erscheinung treten wie beim Auslöschungsprozeß der klassischen Kulturvölker. Deshalb auf zum Kampfe ein jeder, der seine Kinder, sein Vaterland, seinen Gott liebt. Er empfiehlt sodann einen wohlgeordneten Feldzugsplan und Anschluß an andere Verbände mit gleichen Zielen. Ein zuverlässiger Ueberwachungsdienst solle die Tageszeitungen, Witzblätter, Kolportage, den Buchhandel, die Verlagsfirmen, Leihbibliotheken, die öffentlichen Aufführungen, die Schülerlektüre, Schaustellungen usw., möglichst auch die engere Familienlektüre ins Auge fassen und sofort Sturm läuten,

wenn es sich auch nicht gerade um ein Großfeuer handle. Besondere Kraft sei für Verbreitung guter Lektüre einzusetzen. Seine Darlegung fand Anhang; man beschloß seinem Wunsche gemäß.

Nach ihm bestieg Dr. Rabenstein die Rednertribüne. „Im Werte eines Afrikareisenden,“ so hub er an, „habe ich gelesen, daß in einem Negerdorfe unter den Kindern ein großes Sterben ausbrach. In den einzelnen Fällen zeigten sich Vergiftungserscheinungen. Als Ursache entdeckte man einen Baum mit wohlriechenden, apfelgroßen Früchten. Was taten nun die Neger? Sie vernichteten zunächst die zerstreut liegenden Früchte, aber damit waren sie keineswegs zufrieden; sie griffen auch nach der Art und hieben den Giftbaum um, ja, sie gruben sogar seine Wurzeln aus und verbrannten dieselben. Was soll das weither geholtte Beispiel für uns? Einen Wink geben für unsere Kampfweise. Jedes schlechte Buch ist eine Giftfrucht und der Giftbaum ist der, der es erzeugt hat: der schlechte Schriftsteller. Daher der Kampf vor allem gegen diesen gerichtet. Wir können nicht mit der Art gegen diese Art von Giftbäumen vorgehen, aber es stehen Mittel zu Gebote, die für unsere Zwecke der Art gleich wirken. Die Namen der Volksvergifter an den Pranger; die Spalten ehrbarer Zeitungen für sie geschlossen; die Verleger vor ihnen gewarnt; sie in geselligem und gesellschaftlichem Leben isolieren; und das Auge

des Gesetzes, die Polizei muß sie mit besonderer Wachsamkeit bedenken. Fort mit der von der Unehrlichkeit so oft mißbrauchten Ano- und Pseudonymität! Der Schriftsteller rede zum Volke, und wer wird in der Masse reden? Wer den Mut nicht hat, frei vor dem Volke die Stirn zu zeigen, das Auge klar und Ueberzeugung kündend über dem Worte leuchten zu lassen, mag schweigen. Zum Schluß empfehle ich, einige Verlagsfirmen scharf unter den Scheinwerfer zu nehmen; besonders



Zur Beisetzung des verstorbenen Königs Leopold II. von Belgien: König Albert von Belgien (1) und die auswärtigen Fürstlichkeiten, darunter der Bruder Kaiser Wilhelms II., Prinz Heinrich (2), an der Spitze des Trauerzuges.

die Naturgeschichte des „Zentralverbandes zur Verbreitung guter Volksschriften“ ein wenig genauer zu studieren.

Noch eindringlicher sprach der Kreischulinspektor Dr. Horst. Neben anderm meinte er: „Wenn es wahr ist, daß die Literatur eines Volkes vom jeweiligen Zustande desselben das treueste Abbild gibt, dann leben wir in einer grundloslosen, beängstigenden Zeit, aber Gott sei Dank, möchte ich sagen, ist das Urbild besser als das Spiegelbild, denn unter den Spiegelbildfabrikanten, den Schriftstellern der Neuzeit, finden sich viele Fälscher, allerdings Fälscher der gefährlichsten Art. Den schlechten Schriftstellern den Fehdehandschuh hinzuwerfen, hätten vor allem die Jugendbildner den fruchtigsten Grund, denn die Schule stelle die Jugend unter großen Opfern auf den Weg des Wahren, Guten und Schönen, auf die Bahn fester Grundsätze, suche ängstlich, jeder Abweichung vorzubeugen. Wenn dann der Unmündige soweit gebracht ist, den eingeschlagenen Weg mit Liebe und Treue zu verfolgen, dann — vielleicht auch noch früher — kommt der schlechte Schriftsteller, spottet über das, was die Schule als heilig hingestellt hat, lehrt gerade das Gegenteil, was sie gelehrt hat, und leitet den Harmlosen auf öde Irrwege, die in die Sümpfe des Verderbens führen. — Schlechte Schriftsteller sind für den Schulmann Eber, die den Weinberg verwüsten. Was tut der Weinbauer, wenn ihm die Wildschweine seinen Weinberg verderben? Er macht Jagd auf sie. Also, um im Wilde zu bleiben, Jagd auf die Weinbergseber, auf die schlechten Schriftsteller. Ihre Namen an den Pranger! Ihre Werke in Acht und Bann!“

Dr. Hamborn sprang wie elektrisiert empor und rief einmal über das andermal: Bravo! und klatschte in die Hände. Ohne den Redner zum Schluß kommen zu lassen, rief er: „Das war ein Wort zur rechten Zeit. Ich bitte, der Anregung des Herrn Horst und Dr. Rabenstein die weitgehendste Beachtung zu schenken. Die meisten Schundfabrikanten auf dem Gebiete neuzeitlicher Belletristik vertriehen sich hinter die Maske der Pseudonymität. Herunter mit der Maske! Machen wir die Sache direkt praktisch. Wer ist Frits Frei? Ich bin der Verteidiger Haringers gewesen. Es war ein Grauen, in diese verwirrte, zerrissene Seele hineinzuschauen, — eine Brandstätte der bösen Lust, die hier so unheimlich gehaust — und Frits Frei war der Brandstifter. Zorn erfaßte mich gegen ihn; ich hätte ihm gerne das Entsetzen des armen Verbrechers im Rückblick auf seine unselige Tat, sein Grauen vor der bevorstehenden Hinrichtung geschilbert, und ihm dann zugerufen: „Kain, was hast du getan? Aber ich wußte ihn nicht zu finden. Ich frage noch einmal: Wer ist Frits Frei?“

Zehndenlanges, peinliches Schweigen folgte; dann erhob sich der Vorsitzende. Bei Nennung von Namen wollen wir Vorsicht walten lassen, wenn ich auch annehmen darf, daß wir uns alle des strengdiskreten Charakters unserer Sitzungen bewußt sind. Uebrigens dürfen wir Frits Frei und seinen Werken gegenüber nicht passiv bleiben.“

„Noch um so mehr nicht,“ fügte Dr. Hamborn bei, „weil gerade die Schriften von Frits Frei ihre Gefährlichkeit für die Jugend im Falle Haringer erwiesen haben und: durch ihren brillanten Stil eine besondere Anziehungskraft besitzen. Die Jugend muß geschützt werden.“

Als er sich wieder niedersetzte, raunte ihm der Polizeikommissar Hoffmann an: „Haben Sie wirklich keine Ahnung, wer Frits Frei ist? das zwitschern ja sozusagen die Spazzen vom Dach.“

„So sagen Sie mir deutlicher, was die Spazzen zwitschern!“

„Ich werde mich hüten!“

In diesem Augenblicke trat der Buchhändler v. Rosel ein. Sein Erscheinen wirkte, als hätte jemand gerufen: „Pah! auf, der Fuchs kommt!“ Die Tagung nahm einen ruhigen, gemessenen Fortgang und schloß wie ein Musikstück, dessen Wirkung durch einen Falschspieler herabgemindert ist.

Vierzehn Tage sind verflossen. Die Hinrichtung Haringers ist erfolgt und hat die Gemüter noch einmal gründlich aufgeregert. Venhoff kommt von einer Reise nach Frankfurt zurück, wo er mit dem Theaterdirektor wegen der Aufführung seines „Hartmann v. Siebeneichen“ unterhandelt hat. — Ein Wagen hält vor der Tür; seine Frau erscheint auf der Treppe, zum Ausgehen gerüstet. Die Begrüßung ist kurz und kalt. „Wohin, Hermia?“

„Für unsere, für deine Ehre will ich kämpfen; die Verdächtigungen gewinnen immer breiteren Boden, du läßt ja das

Unheil von Woche zu Woche wachsen, bis es zur zerstörenden Lawine wird, die uns allesamt verschüttet. Ich gehe zum Staatsanwalt Hilben, um seinen Rat zu hören.“

Venhoff prallte zurück: „Hermia! Bist du von Sinnea? Um keinen Preis der Welt darfst du diesen Gang wagen.“

„Laß mich, — mich drängt's mit unwiderstehlicher Gewalt; ich muß der MACHENSCHAFT an die Wurzel; du tust ja doch nichts.“

Sie versuchte an ihm vorüber zu kommen, — er jagte ihre Hand: „Hermia, ich beschwöre dich, richte kein Unheil an! Du kannst, du darfst dein Vorhaben nicht ausführen. Ich beschwöre dich, laß' mich handeln!“

Fest richtete sie ihr großes, reines Auge auf ihn: „Deine Züge verraten Furcht; wehe, wenn du Grund hättest. — Mit Tante Carola habe ich soeben einen Strauß gehabt, der sehr unlieblich abschloß, weil sie behauptete, ich wandelte mit geschlossenen Augen; mein Vertrauen zu dir sei zu groß, meine Meinung, dich am besten zu kennen, sei ein Irrtum usw. Klarheit muß ich haben, volle Klarheit!“

Sie riß sich los und stürmte die Treppe hinunter, zum Tor hinaus, in den bereitstehenden Wagen, Alfred hinter ihr drein. Sie konnte nicht verhindern, daß auch er einstieg. Der lächelnd dareinschauende Kutscher schloß den Schlag und setzte das Gefährt in Bewegung. Nun saßen beide wie gelähmt einander gegenüber. Das erste, den Bann lösende Wort wollte nicht fallen, und doch wurde es von beiden schnellst herbeigewünscht. Venhoff fand den Mut zuerst; er umfaßte krampfhaft ihre Hand: „Hermia, wozu diese hochpeinliche Situation! Wo bleibt dein Gelöbniß? Gespenstfurcht, weiter nichts. Höre ein Geständniß, dann magst du tun, was dir beliebt.“

„O Gott,“ seufzte sie, „wenn du Geständnisse zu machen hast, dann scheint es sich doch um etwas mehr als Gespenstfurcht zu handeln. Wie werde ich aus diesem Labyrinth herauskommen?“

Er suchte sie mit den zärtlichsten Worten zu beruhigen, und hatte, wie dies gewöhnlich der Fall war, auch Erfolg. Auf sein Bitten hin verließ sie mit ihm den Wagen zu einem Spaziergang nach der nahen Volksschlucht.

Sie wählten den Feldweg, der mitten durch wogende Saatzfelder führte, das üppige Korn harnte der Senje entgegen. Die Schwüle des Tages war durch den würzigen Duft des reisenden Getreides erträglich. Eine größere Strecke schritt das stämmige Paar schweigend dahin. An einer freien Stelle, wo der entastete Stamm eines Birnbäumchens lag, machten sie, wie schon öfters, Halt und nahmen Platz auf dem Stamm. — Vertraulich Hermias Hand ergreifend, begann Venhoff: „Ich schulde dir Aufklärung, warum ich im Kampfe gegen die mir feindliche öffentliche Meinung so lässig bin, — noch keinen entscheidenden Schritt getan habe. Laß es dich nicht überraschen, wenn ich dir sage, daß ich Dr. Rabenstein gegenüber in einem Glashause sitze. Er ist mein erklärter Feind, sucht mir zu schaden, meinen Einfluß, mein Ansehen zu schwächen, wie und wo er nur kann. Auch das hat seine Ursache.“

Vor einigen Jahren schrieb ich bekanntlich fleißig für den Anzeiger, brachte Literaturberichte, Feuilletons usw. Da traf es sich, daß ich das Erstlingswerk eines angehenden Dichters zu rezensieren hatte, eines jungen Mannes, den Rabenstein auf alle Weise protegierte, zum Helden des Tages treibhänfeln wollte. Ich wußte nichts von dieser MACHENSCHAFT und urteilte nach Gerechtigkeit. Die Kritik fiel ungünstig aus, und was geschah? Der saubere Dr. Rabenstein, der bisher nie eine Zeile von meiner Hand beanstandet hatte, ließ den Kofstift in meiner Arbeit haften, und brachte sie so entstellt zum Abdruck, daß ich dieselbe kaum wieder erkannte. Tief verletzt eilte ich aufs Redaktionszimmer, wo es zu Auseinandersetzungen mit beleidigenden Epithetas kam. Die nächste Folge war, daß ich von da ab nicht mehr für den Anzeiger schrieb.“

Sie fiel ein: „Du lieber Himmel, davon weiß ich ja gar nichts; du jogst mich doch sonst in allen Angelegenheiten ins Vertrauen; warum hier diese auffällige Reserve?“

„Schonende Rücksicht gegen dich, — was sollte ich dich mit einer Sache behelligen, woran du nichts zu ändern vermochtest und die dich nur verstimmen mußte. Höre weiter. Das Gegnerblatt des Anzeigers, die „Volkszeitung“, nahm meine Beiträge mit Freuden auf. Redakteur Saron, noch heute einer meiner besten Freunde, lobte meine Werke, so oft sich Gelegenheit bot, wie erst ja noch heute, bisweilen wohl über Gebühr tut. Dadurch weckte er den widerlichsten Schriftstellereid und Schriftstellereid sitzt in Rabenstein

zentnerweis. Er wollte früher selbst die Nationalliteratur durch unsterbliche Werke bereichern; das glückte ihm aber wie so vielen nicht, weil ihm das nötige Hirnschmalz fehlte; nun ist er verbittert, schlägt wie ein Toller vom Richtersth der Kritik aus auf jeden los, der größer zu werden verspricht, als er, — der erreichte, was er nicht zu erreichen vermochte. Besonders auf Nicht-Doktoren hat er es abgesehen und der Nicht-Akademiker zählt bei ihm unter allen Umständen Null.

In meinem Schaffen für die „Volkszeitung“ beging ich die Unvorsichtigkeit, Rabenstein durch verstellte Angriffe zu reizen. Er blieb die Erwiderung nicht schuldig, und so wuchs unsere Gegnerschaft in offene Feindseligkeit hinein. Eines Tages ließ ich mich durch Hardungs Compagnon, Herrn v. Kosel, verleiten, zu später Stunde, in angeheitertem Zustande, das Café „Aurora“ zu besuchen, das sich nicht des besten Rufes erfreut. Als Schriftsteller — so meinte er und ich teile seine Ansicht — müßte ich das Leben in allen Formen durch Selbsterfahrung kennen lernen. Zudringliche Schönen, Großstadtblüten bedenklicher Art, plazierten sich uns gegenüber und versuchten ihre Künste. Die geschickte, amüsante Weise, wie der welterfahrene v. Kosel sich mit diesem Nachtschatten zurecht fand, ergötzte mich mehr, als es meiner Ehre zuträglich war. Der Leichtsinm baunte mich länger, als ich wollte. Der Verräter hatte gelauert. Am folgenden Tage las ich im Anzeiger: *Beobachtungen eines Nachtwächters*. Es wurden verschiedene nächtliche Großstadtszenen mit Heine'schem Sarkasmus geschildert; dann hieß es wörtlich: „Besonders lebhaft ging es im Café K. her. Weit über die Geisterstunde hinaus wurde dort selbst noch ein bekannter Großgeist der Literatur bemerkt, der unduftet von Lotosblumen und Nachtschatten emsig botanischen Studien oblag. Schließlich mußte ihn der Kellner in die öde Nacht hinauspendieren.“

„O, wie gemein!“ rief Hermine entrüstet. „Und siehe, demselben Dr. Rabenstein verdanke ich auch den ganzen Sturmloß auf meine Schriftstellerehre. Würde ich Klage erheben gegen ihn, so wäre er vielleicht böshaft genug, abzuleugnen, daß er mich gemeint hat oder mich ohne Rücksicht vor die breite Öffentlichkeit zu zerren und mit der Naude des Hohnes zu überschütten. Bei einer Gegenwehr meinerseits erging's vielleicht, wie bei einer Feuerflamme, je energischer man sie schlägt, desto größer wird sie. Du siehst doch jetzt ein, daß ich diesem gefährlichen Menschen gegenüber in einem Glasbause sitze und mit Steinen außerordentlich vorsichtig umgehen muß.“

„Das sehe ich allerdings ein, aber du bist unschuldig, wirst zu unrecht angefeindet. Vertrauend auf den Schutz von oben, mußt du kämpfen für deine Ehre, ob es dir angenehm ist oder nicht.“

Venhoff schwieg.

Nach einer Weile hub sie wieder an: „Ich darf dir nicht verschweigen, daß ich bereits eine Unterredung mit Dr. Rabenstein gehabt habe, und daß er deinen Gegenstoß erwartet.“

Er fuhr empor wie bei einer unerwarteten Unglücksbotschaft. „O Hermia, was hast du getan? Wo bleibt dein Gelöbniß unerfütterlichen Vertrauens? Die Wirkung deines blinden Eifers kannst du jetzt noch nicht ermessen, aber wir werden sie zu fühlen, bitter zu fühlen bekommen!“

Sie suchte ihn zu beruhigen und berichtete haarklein über den Verlauf der Unterredung. Nach Beendigung erwartete sie seine Rückäußerung, aber er schaute in finsternem Schweigen vor sich hin. Nach einer Weile setzten sie schweigend ihre Wanderung fort.

Der Feldweg senkte sich talwärts. Ein schmaler Wiesenspfad führte zum gegenüberliegenden Waldsaume, von wo aus man den lieblichsten Ausblick ins Rheintal hatte. Ein Meinungsaustausch war kaum möglich, weil man des schmalen Pfades achten mußte, der stellenweise durch Büschen und Schluppflanzen so eingengt war, daß nur der vorsichtig tastende Fuß vorwärts kommen konnte; dabei quirkte und gurgelte schmutziges Wasser aus dem Moorgrunde.

Als der sonnige Waldsaum endlich erreicht war, atmeten beide frei auf. Unter ihnen lag im Abendzauber die von Gärten, Parkanlagen und Industriewerken umrahmte Stadt. In zartem Dunstschleier gehüllt, ragten Türme und andere Hochbauten aus dem Häusermeere empor. Auf dem Rhein trugen Lastschiffe den Segen der Länder teils stromauf, teils stromab. Der überwältigende Zauber wirkte befreiend auf das Gemüt beider.

Ungefähr eine halbe Wegestunde unterhalb der Stadt ging eine Villa ihrer Vollendung entgegen; die Baugerüste, welche wie ein gewaltiges Gitterwerk das Gebäude umrahmten, waren zum Teil abgetragen. Hermias Blick ruhte mit Wohlgefallen auf dem eigenartigen Bau. Endlich hub sie an: „Sieh einmal, Alfred, die Villa dort hat mich auf meinen Spaziergängen besonders interessiert. Weißt du auch, warum?“

Sein Auge leuchtete auf in freudigem Glanze. „Nun?“

„Sie erinnert mich immer wieder an Miramar, das Wunderschloß an der blauen Adria, das in der Rückerinnerung an unsere himmlisch-schöne Hochzeitsreise wie ein Märchenpalast auftaucht. Wenn ich der Villa dort den Namen zu geben hätte, würde ich sie Klein-Miramar nennen. Auch die innere Einrichtung möchte ich kennen lernen; sie scheint mit dem Äußeren in vollkommener Harmonie zu sein.“

Nach der Schlucht war es noch eine Viertelstunde. Sie überlegten, ob es nicht geratener sei, den Rückweg wieder anzutreten.

Da hörten sie vom Walde her das Lied:

„Freut euch des Lebens,  
Weil noch das Lämpchen glüht,  
Pflücket die Rose,  
Eh' sie verblüht.“

Eine helle Mädchenstimme schmetterte es gellend in den Sommerabend hinaus, während eine Männerstimme in mäßiger Stärke sekundierte. Das Ehepaar blieb wie auf Kommando stehen und lauschte. Waren das nicht bekannte Stimmen? Bald haben sie zwischen den schlanken Kieferstämmen eine Mädchengestalt in helllichimmerndem Kleide der Lichtung sich nähern und hinter ihr her ein Mann, der sie zu haschen suchte.

„Et sieh' da, Pia und Herr von Kosel,“ rief Hermia überrascht.

Pia trug einen frischen Esentranz um das Hütchen und eine breit über die Schulter gelegte Schärpe von Waldblumen und Farnkraut. In gewandten Zickzacksprüngen machte sie es von Kosel unmöglich, sie zu erblicken.

Beim Anblicke der Eltern stuzte sie, blieb erschrocken stehen und strich die in reizender Unordnung flatternden Locken zurück. Aber im Handumdrehen hatte sie ihre ganze Unbefangenheit wieder, eilte auf die Eltern zu und begrüßte sie. v. Kosel folgte zögernd. Fast außer Atem erstattete sie in gewohntem Galopptempo Bericht. Herr von Kosel sei gekommen, um Papa in wichtiger Angelegenheit zu sprechen. Auf Lieschens Aussage hin, Papa sei von der Reise zurückgekehrt mit Mama aber sogleich auszufahren, sei dann bald nachher auf dem Wege nach der Wolfschlucht gesehen worden, wäre sie in Begleitung des Herrn von Kosel auf die Suche gegangen. Jetzt auf dem Heimweg sei ihre Freude doppelt groß, sie noch gefunden zu haben. In schwärmerischem Tone fuhr sie fort: „O wie schön war's im Wald. Da aab's der Herrlichkeiten soviel, daß man nicht wußte, wohin man sich zuerst wenden sollte. Wie dumm sind doch die Menschen, daß sie die köstlichste Zeit des Tages in dummen Höhlen, die sie Wohnungen nennen, zubringen. Wir sind fröhlich gewesen wie die Kinder, haben gesungen und gesprungen, gescherzt und gelacht und zuletzt haben wir noch Haschen gespielt. Nicht wahr, Herr von Kosel.“

Dieser antwortete mit einem tadellosen Salonknir.

Die Mutter ging mit Pia weiter, während Venhoff mit von Kosel in aerinaem Abstand folgte. Letzterer zog ein Schriftstück aus der Tasche: „Herr Hardung läßt um ihre Unterschrift bitten, falls Sie den Inhalt annehmbar finden. Die Sache dulde keinen Aufschub.“

Es handelte sich um einen neuen Vertrag mit dem „Zentralverein zur Verbreitung guter Volkslektüre“. Venhoff las, runzelte bei einigen Stellen nachdenklich die Stirn, dann gab er es zurück: „Nein, das kann ich unmöglich unterschreiben. Jeden Monat eine neue Erzählung zu liefern, ist mir unmöglich. Ueberhaupt bin ich ein Feind von Zwangsjacken. Ich werde nachher mit Herrn Hardung beraten. Daß über die Angelegenheit das größte Schweigen gewahrt werden muß, brauche ich Ihnen wohl nicht nahezu legen.“

v. Kosel legte die Hand auf die Brust und antwortete mit Pathos: „Ich kenne meine Pflicht; meine Zunge liegt an der Kette.“

Beide beeilten sich, die Damen einzuholen. Pia sang in tollem Uebermut:

O wunderschön ist Gottes Erde,  
Und wert, darauf vergnügt zu sein,  
Drum will ich, bis zu Staub ich werde,  
Mich dieser schönen Erde freu'n.

Der Pfad senkte sich in einen Hohlweg. An einer Biegung desselben stieß unsere Gruppe mit einem in der Vollkraft stehenden Herrn zusammen. Venhoff rief: „Ah, Herr Bellmann! welch überraschendes Zusammentreffen. Soeben haben wir Ihr nahezu vollendetes Werk, die neue Villa bewundert. Die Arbeiten sind doch dem Abschluß nahe.“

Bellmann bejahte: „Bin soeben auf dem Wege zum „Felsenkeller“, um mit dem Wirte ein Uebereinkommen wegen des Nichtfestes zu treffen. Wahrscheinlich wird die Feier am nächsten Mittwoch sein.“

„Meine Frau zeigt ganz besonderes Interesse für die Villa; kann sie dieselbe nach der Vollendung nicht einmal gelegentlich im Innern besuchen?“

Dieser Wunsch war von einem bedeutsamen Blick begleitet. Bellmann wandte sich mit einer Verbeugung an Frau Venhoff:

„Ein Besuch von Ihnen, gnädige Frau, bedeutet für mein Werk eine Ehrung. Bestimmen Sie einen Tag nach dem Feste, und ich stehe zu Diensten.“

Blick fielen ihm hier leere Reale auf, die seither bis zur Decke empor mit Bücherballen besetzt gewesen waren.

„Was ist denn hier geschehen?“ wandte er sich an Hardung, der ihm verstimmt die Hand reichte.

„Ja, was ist geschehen? Konfisziert sind die Sachen, sämtliche Werke von Fritz Frei und einige andere. Ich habe mündlich Protest eingelegt, aber was wird's nützen? Werden die Sachen nicht wieder freigegeben, was dann? Mein Renommé ist weg; welche Schadensteuere der Konkurrenzfirmen! Das Geschäft geht dem Ruin entgegen, und ich kann noch ans Hungern kommen, — alles schon dageswesen. Das haben uns die sauberen Brüder von der Vereinigung zur Bekämpfung der Sensationsliteratur beschert, besonders der tolle Dr. Hamborn, für dessen Werk ich ca. 3000 Mt. eingebrocht habe. Der soll mir für seine eigenartige Dankbarkeit büßen. Sein „Sinnenglüd und Seelenfrieden“ wird innerhalb der nächsten acht Tage öffentlich als Manufaktur verkauft. Voshast bin ich nicht, aber diese kleine Rache will ich doch haben!“

Venhoffs Vermutung war also bestätigt; der unerwartete Polizeieingriff gab zu denken; aber Hardungs kläglicher Ton reizte Venhoffs Humor:

„Du bist mir der rechte Held; tuft, als ob dir der Strich schon am Hals läge. — gleich auf den ersten Schuß schon Belsar auf den Trümmern von Carthago.“



Prinzessin Luise von Belgien.

Prinzessin Clementine von Belgien.  
Die Töchter des Königs Leopold von Belgien.

Prinzessin Stefanie von Belgien.

Hermia schaute Ihren Mann fragend an; dieser antwortete wie aufs Geradewohl:

„Sagen wir, morgen in 14 Tagen; paßt's da, Herr Bellmann?“

„Gewiß, ich stehe zu Diensten!“

Hermia hatte auch nichts einzuwenden; man verabschiedete sich kurz und freundlich und setzte den Weg fort. Pia war mit von Kosel schon weit voraus. Vom Pfade her, der sich zwischen umzäunten Gärten hinschlängelte, erscholl ihr fröhliches Lachen.

Hermia beschleunigte ihre Schritte, und als ihr Mann nach dem Grund fragte, meinte sie, ihr ganzes Gefühl sträube sich dagegen, Pia mit von Kosel allein zu wissen.

### III.

Eines Morgens sah Venhoff vom Fenster seines Schlafzimmers aus, wie Polizeibeamten im Hardung'schen Lagerhaus aus- und eingingen. Auch der Polizeidirektor wurde zeitweilig sichtbar. Mächtige Ballen wurden verladen und weggeschafft. Hardung erschien auch für Augenblicke, aber in eigenartiger Eilfertigkeit, wie es schien, auch nicht in der guten Laune, wie sonst beim Versenden großer Bestellungen. Was konnte das sein? Ein Verdacht stieg in Venhoff auf, der ihn drängte, sich, als die Fiedelhauben vom Schauplatz verschwunden waren, auf Hardung's Büro zu begeben. Als er hier den Geschäftsinhaber nicht fand, suchte und traf er denselben im Lagerhaus. Auf den ersten

„Zunächst ist doch Fritz Frei derjenige, der Grund hätte, sich die Hände wund zu ringen. Fritz Frei wird geächtet und du lamentierst; oder deutlicher: Fritz Frei bekommt die Prügel und du heulst.“

Angstliches Jagen,  
Bängliches Klagen,  
Wendet kein Glend,  
Macht dich nicht frei.

Wir müssen jetzt Hand in Hand arbeiten und alle zu Gebote stehenden Mittel zur Wiederfreigabe anwenden. Meines Erachtens hat die Polizei keinen ausreichenden Grund zu ihrem Vorgehen. Denn wo Bocaccio, Zola und Gefinnungsgenossen von den Schauspielern der Buchhandlungen aus die Kauflust anlocken dürfen, kann auch Fritz Frei, ohne sich nach einem soliden Anstandshöschen umzutun, paradieren. Zunächst müssen wir Herrn von Kosel hören; er hat Erfahrung in der Sache und ist ja auch als unser Kompagnon mitbetroffen.“

Wenige Augenblicke nachher trat von Kosel ein. Auch in seinem Buchladen (dem Verlagshaus gegenüber) hatte die Polizei sich gründlich umgesehen und darauf stark geräumt. Mit verblüffender Bestimmtheit erklärte er:

„Der Konfiskationsakt besteht nicht zu Recht. Es läßt sich nachweisen, daß armselige Prädurie dem ästhetischen und künstlerischen Interesse Gewalt angetan hat. Die in den konfiszierten Werken angestellten Menschen leben sich nach strenger Noturnotwendigkeit aus und wollen weiter nichts

als eine Spiegelung der Wirklichkeit sein. Vergernis daran kann nur die Dummheit, die Bosheit und der Haß nehmen. Fritz Frei führt seine Gestalten in derselben Weise vor, wie der Urheber des Lebens seine Menschen durch diese Zeitlosigkeit gehen läßt. Schritt für Schritt finden wir den Autor auf den Spuren des Schöpfers, und dem Urheber alles Lebens, dem Künstler aller Künstler wird doch wohl niemand den Vorwurf machen wollen, daß seine Werte gegen die guten Sitten, gegen die Staatsgesetze verstiehen. Uebrigens stehen uns Sachwalter erster Güte auf dem Gebiete der modernen Aesthetik und Kunst, der modernen Moral zur Seite. Eine in angedeutetem Sinne losgelassene Protestschrift wird wohl von erhoffter Wirkung sein."

Hardung rief bravo! und man übertrug von Kosel die Ausarbeitung der Schrift. — Die gegen Dr. Hamborn ausgesprochene Drohung wurde schon am folgenden Tage verwirklicht. Der ganze Vorrat der Hamborn'schen Schriften wurde teils als Manufaktur verkauft, teils eingestampft.

\*

Einige Tage später sah Frau Benhoff mit ihrer Tochter bei einer Handarbeit. Pia verhielt sich ihrer Gewohnheit zuwider schweigend und schielte oft durchs Fenster hinüber nach der Hardung'schen Duderei, wo die Arbeitsleute ab und zgingen. Von Zeit zu Zeit erschien auch v. Kosel in der Bürotür und schaute nach den Fenstern der Benhoff'schen Wohnung. Dem scharf beobachtenden Mutterauge war dies Spiel nicht entgangen, auch nicht, daß Pia etnigemale verstoßen hinübernickte.

Ganz unvermittelt stellte sie auf einmal die Frage: „Pia bist du mit Herrn von Kosel schon öfter im Wald gewesen?“

„Aber Mutter, wie soll ich das verstehen?“ rief die Ueberrumpelte erötend.

„Hier gibt es bloß ja oder nein.“

„Aber Mutter! nein sage ich, nein! Wie es kam, daß er am verfloffenen Montag mein Begleiter in den Wald wurde, weißt du doch; sonst bin ich mit v. Kosel noch nicht zusammen gewesen, und was war denn dabei? Freude habe ich gehabt, und die gönnst du mir nicht; dein Lebenshunger ist gestillt, der meinige will befriedigt sein. Wenn ich einmal einen Becher reiner Lebensfreude vor mir habe,

kommt deine mütterliche, die Vorsehung spielende Sorge und giebt Essig hinein. Wenn du mir wirklich gut sein willst, so gewähre mir mehr Freiheit.“

Frau Benhoff ließ sich durch diese ungeordnete Aufwallung des Temperaments ihrer Tochter nicht beirren.

(Fortsetzung folgt.)



Hänsel und Gretel. Nach dem Gemälde von Marie Wunsch.

## Das Gespenst als Bräutigam.

Aus dem Englischen übersezt von A. L.  
(Nachdruck verboten.)

In dem wildromantischen Odenwald, nicht fern von der Mündung des Mains, stand einst vor vielen, vielen Jahren auf stolzer Bergeshöh' das Schloß des Barons von Landschort. Es ist nun schon ganz verfallen und fast begraben unter wildem Gesträuch und dunklen Föhren; nur der alte Burgfried erhebt sich noch, um, wie sein einstiger Besitzer, hochmütig herniederzuschauen auf das umflieende Land.

Der Baron gehörte einer Nebenlinie der großen Familie derer von Katzenellenbogen an und erbt die Ueberbleibsel des einstigen Besitztums und den großen Stolz der Vorfahren. Obgleich durch die kriegerischen Bestrebungen seiner Ahnen die Familiengüter arg zusammengeschnitten waren, so bemühte sich doch der Baron, den Schein früheren Glanzes zu wahren. Die Zeiten waren ruhig; die germanischen Edlen hatten fast alle ihre unbequemen alten Schlösser, die wie Adlerhorste an den Bergen hingen, verlassen und sich angenehmere Wohnsitze in den Tälern gewählt; aber der Baron blieb stolz oben auf seiner kleinen Festung und pflegte mit peinlicher Genauigkeit alle alten Familiengebräuche, so daß er mit einigen seiner nächsten Nachbarn wegen Streitigkeiten, die sich zwischen ihren Ur-Urgroßvätern zugetragen hatten, noch immer auf schlechtem Fuße stand.

Der Baron hatte nur ein Kind, eine Tochter. Aber wenn die Natur ein Kind gewährt, so ist dieses immer, ob mit Recht, ob mit Unrecht, ein Wunderkind, und so war es auch mit der jungen Baronesse. Alle Kinderfrauen, Matroschaben und Landvettern versicherten dem Vater, daß sich an Schönheit ihresgleichen in ganz Deutschland nicht finde — und wer sollte es besser wissen als sie! Das Mädchen war überdies mit der größten Sorgfalt erzogen worden unter der Oberaufsicht von zwei Jungferntanten, welche einige Jahre ihrer Jugend an einem kleineren Hofe Deutschlands zugebracht hatten und wohl bewandert waren in allem, was zur Erziehung einer feinen Dame nötig ist. Unter ihrer Anleitung wurde das Mädchen ein Muster der Vollkommenheit. Mit der Zeit wurde sie 18 Jahre.

Sie stützte zur Verwunderung und zauberte auf die Leinwand ganze Heiligenbilder mit solcher Strenge des Gesichtsausdrucks, daß sie wie noch mal so viele arme Seelen aus dem Fegfeuer ansahen. — Sie konnte ohne besondere Schwierigkeit lesen und hatte sich schon durch manche Schrift der Kirchenväter wie auch durch die nationalen Wunderthaten im Heldenbuche leidlich durchbuchstabiert. Auch im Schreiben war sie bewandert und konnte ihren eigenen Namen zeichnen, ohne einen Buchstaben auszulassen und so deutlich, daß die Tanten ihn ohne Brille lesen konnten. Nebenbei verfertigte sie allerlei eleganten, nichtsagenden Sämit-Schnad, tanzte die absonderlichsten Tänze der Zeit, spielte eine Menge Melodien auf der Harfe oder Guitarre und wußte alle süßen Minnelieder auswendig.

Ihre Tanten, die in früheren Jahren dem Hirt und der Skoletterie nicht wenig gehuldigt hatten, waren nun wie echte alte Jungfern für ihre Nichte die gewissenhaftesten Wächterinnen. Nicht einen Augenblick ließen sie sie aus ihren Augen; nie überschritt das junge Mädchen die Grenzen des Parks ohne ihre Begleitung, beständig hielt man ihm Vorträge über Anstand und pünktlichen Gehorsam und was gar die Männer betraf! pah! — da lehrte man sie, dieselben in solcher Entfernung zu halten und mit solchem Mißtrauen zu betrachten, daß sie, ohne besondere Erlaubnis nicht einmal einen Blick auf den schönsten Ritter der Welt geworfen hätte, selbst, wenn er zu ihren süßen gestorben wäre.

Die guten Wirkungen dieser Erziehung fielen jedermann auf. Die junge Dame war ein Muster der Untertwürfigkeit und Korrektheit. Während andere ihre Jugendfrische im Glanze der Welt einbüßten und nahe daran waren, von jeder Hand gepflückt und achlos zur Seite geworfen zu werden, blühte sie still verborgen auf zu lieblicher, frischer Weiblichkeit unter dem Schutze dieser alten Jungfern gleichwie eine Rosenknoipe unter schützenden Dornen. Ihre Tanten betrachteten sie mit Stolz und Genugthuung und waren fest überzeugt, daß wenn alle jungen Mädchen sich verhielten wie dergleichen der Erbin von Katzenellenbogen passieren könnte.

Obgleich der Baron von Landschort nur ein Kind sein eigen nannte, so war sein Haushalt doch nicht klein; denn

die Vorsehung hatte ihn mit einer Unmenge von armen Verwandten bedacht. Sie zeigten alle die rührende Liebe, die bescheidenen Verwandten eigen ist, waren dem Baron unsagbar anhänglich und benutzten die geringste Gelegenheit, um in Schwärmen zu kommen und sein Schloß zu besuchen. Alle Familienfeste wurden von den guten Leuten auf des Barons Kosten geziemend gefeiert und wenn sie dann genug gegessen und getrunken hatten, so erklärten sie, daß nichts auf Erden köstlicher sei, als diese Familienzusammenkünfte, diese Feste des Herzens.

Der Baron, obwohl klein von Gestalt, hatte eine große Seele und diese schwoll vor Zufriedenheit in dem Bewußtsein, daß er der größte Mann in der ihn umgebenden kleinen Welt war. Er liebte es, lange Geschichten von den starken, alten Kriegern zu erzählen, deren Bilder grimmig niederhingen von den Wänden, und er fand nirgends so aufmerksame Zuhörer als unter denen, die sich's auf seine Kosten wohl sein ließen. Er war überdies sehr dem Wunderbaren zugetan und glaubte streng an alle Sagen, deren es in jedem Berg, in jedem Tal Deutschlands eine Unmenge gab. Der Glaube seiner Gäste übertraf selbst den seinen; sie horchten auf jede Wunderfrage mit weitauferissenen Augen und offenem Munde und verkehrten nie, sich jedesmal neuerdings zu ersäumen, wenn auch die Geschichte zum hundertsten Male wiederholt worden war. So lebte der Baron v. Landschort, das Orakel seiner Tischgesellschaft, der absolute Monarch des kleinen Gebietes, glückselig vor allem in der Ueberzeugung, daß er der weiseste Mann seines Jahrhunderts sei.

Zu der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, war eine große Familienversammlung auf dem Schlosse und zwar wegen einer Sache von äußerster Wichtigkeit. Es galt den erlörenen Bräutigam der jungen Baronesse zu empfangen. Unterhandlungen hatten stattgefunden zwischen dem Baron und einem alten bayerischen Edelmann, um die Würde der beiden Häuser durch die Heirat der Kinder zu vereinigen. Die Vorbereitungen wurden getroffen. Die jungen Leute wurden verlobt, ohne je einander gesehen zu haben und der Zeitpunkt festgesetzt, an welchem die Hochzeit stattfinden sollte. Der junge Graf von Altenburg war eigens zu diesem Zwecke vom Militär zurückberufen worden und befand sich schon auf dem Wege nach Landschort, um seine Braut zu begrüßen. Von Würzburg, wo er zufälligerweise aufgehalten worden war, hatte er bereits Nachricht gegeben und den Tag und die Stunde bestimmt, da man ihn erwarten dürfte.

Das Schloß war in völligem Aufruhr; denn ein fürstlicher Willkomm sollte dem Bräutigam geboten werden. Die schöne Braut war mit aller Sorgfalt geschmückt. Die zwei Tanten hatten ihre Toilette überwacht und dabei den ganzen Morgen gestritten, denn, wenn der eine rosa gefiel, so fand die andere blaßblau hübscher und so fort. Zwischen hatte die junge Dame den Streit benutzt und war ihrem eigenen Geschmade gefolgt, der sie auch prächtig leitete. Sie sah so lieblich aus, als es ein junger Bräutigam nur wünschen konnte und die zarte Nöte der Sehnsucht und der Erwartung erhöhte noch ihre natürlichen Reize.

Das Zittern der Lippen, der träumerische Blick des Auges, das leise Wogen des Busens, alles verricht den Sturm der Gefühl, der ihr kleines Herz durchzog. Die Tanten umschwebten beständig das holde Wesen und überschütteten es mit ihren Rathschlägen, wie es sich benehmen, was es sagen, auf welche Weise es den sehnlich Erwarteten empfangen sollte.

Der Baron war nicht weniger beschäftigt auf seine Art. Er hatte im Grunde ja eigentlich gar nichts zu tun, aber da er von Natur aus ein Wichtigtuier ersten Ranges war, so konnte er doch nicht ruhig sein, wenn sich das ganze Schloß in Aufregung befand. Er stürzte treppauf, treppab mit der größten Sorgenmiene der Welt, rief hier die Diener von der Arbeit weg, um sie mit einer Anfeuerung zu beglücken und summite und brumnte durch Hallen und Zimmer wie eine aufgeschreckte freche Fleischfliege an einem warmen Sommertag.

Wittlerweile war das gemästete Stalb geschlachtet worden, Wälder, Fischweiber und Geflügelhof hatten ihre größten Schätze in die Küche geliefert, der Keller bot ganze Ozeane von Rhein- und Moselwein auf und selbst das große Heibelbergerfaß hatte man sich tributpflichtig gemacht. Alles war bereit, den hohen Gast mit Saus und Braus im wahren Sinne zu empfangen, aber — — der Erwartete zögerte, seine Aufwartung zu machen. Die Sonne, die mit ihren scheidenden Strahlen die reichen Wälder der umliegenden Berge übergoß, hatte, vergoldete nun schon die

höchsten Spitzen. Der Baron bestieg den weithin blickenden Wachturm und ließ seine Augen in die Ferne schweifen in der Hoffnung, wenigstens ein Anzeichen zu entdecken, das ihm die Ankunft des Erwarteten besagte. Einmal glaubte er einen jungen Ritter mit Gefolge zu erblicken; — Hörnerschall drang herauf vom Tal, vielfach verlängert durch das Echo der Berge. Tief unten erblickte man eine Anzahl von Reitern, langsam vorwärtsdringend auf dem steinigem Pfad, — aber, als sie gerade den Fuß des Berges erreichten hatten, verschwanden sie plötzlich in entgegengesetzter Richtung. Der letzte Sonnenstrahl verschwand, Fledermäuse flatterten aus dem Gemäuer, düsterer und düsterer wurde der Weg, bis ihn endlich das Auge kaum mehr unterschied und nichts seine Ruhe zu stören schien als ein Landmann, der, müde von der Arbeit, seine Schritte heimwärts lenkte.

Während so das Schloß Landshort in einem Zustand vollständiger Bestürzung war, spielte sich ein höchst interessantes Schauspiel in einem anderen Teil des Odenwaldes ab.

Der junge Graf von Altenburg verfolgte seinen Weg in jener nüchternen, wohlbehaglichen Weise, in welcher ein Mann zum Hochzeitsfeste zieht, wenn ihm seine Freunde alle Sorge, alle Ungewißheit der Liebeswerbung abgenommen haben, und den eine edle Braut so sicher erwartet, wie ein gutes Mahl am Ende seiner Reise. Er hatte in Würzburg einen jungen Waffenfreund getroffen, Hermann von Starckenfaust, einen Ritter mit starker Hand und großmütigem Herzen, der nun vom Waffendienste heimkehrte auf's väterliche Schloß. Es lag nicht weit von dem Schlosse Landshort, aber eine alte Fehde hatte die beiden Familien entfremdet und zu Feinden gemacht.

In dem Augenblicke des freundigen Wiedersehens tauschten die jungen Freunde ihre vergangenen Abenteuer aus und der Graf erzählte die Geschichte von seiner beabsichtigten Vermählung mit einer jungen Dame, die er zwar noch nie gesehen, über deren Reize er aber die bezauberndsten Schilderungen erhalten hatte.

Da beide Freunde den gleichen Weg zu verfolgen hatten, so beschloßen sie, den Rest der Reise gemeinsam zurückzulegen; um das aber mit mehr Muße machen zu können, brachen sie schon zu früher Morgenstunde von Würzburg auf, nachdem der Graf seinem Gefolge die Weisung gegeben hatte, ihm zu folgen und ihn einzuholen.

Die Freunde kürzten sich den Weg, indem sie frohe Erinnerungen an ihre Waffenthaten-Abenteuer auffrischten, aber der Graf schien manchmal ganz in Gedanken vertoren; er beschäftigte sich wohl mit den gerühmten Reizen seiner Braut und dem Glück, das seiner wartete.

In dieser Weise waren sie in die Berge des Odenwaldes eingedrungen und durchquerten eben einen seiner einsamsten und dichtbewaldetsten Pässe. — Es ist wohlbekannt, daß zur damaligen Zeit die Wälder Deutschlands durch Räuberbanden und Begeleagerer unsicher gemacht wurden und um diese Zeit waren die Ueberfälle besonders zahlreich, wimmelten doch die Wälder von entlassenen Söldnern, die nun raubend und plündernd das Land durchzogen. Es darf uns deshalb nicht Wunder nehmen, daß die beiden Ritter in der Tiefe des Waldes von einer Bande solcher Landstreicher angehalten wurden. Sie verteidigten sich wohl mit Mut und Unererschrockenheit, waren aber doch fast überwältigt, bis des Grafen Gefolge zu ihrer Hilfe erschien. Beim Anblick der Diener entflohen die Räuber, aber nicht, ohne dem Grafen bereits eine tödliche Wunde verfeßt zu haben.

Langsam und mit großer Sorgfalt wurde der Schwerverwundete nach Würzburg zurückgeführt und sofort ein Mönch aus einem dortigen Kloster gerufen. Dieser war in der Behandlung von Leib und Seele gleich geschickt, aber hier war nur eines noch notwendig, denn die Augenblicke des Grafen waren gezählt. Mit brechender Stimme beschwor er seinen Freund, sich unverzüglich auf das Schloß Landshort zu begeben und die traurige Botschaft zu verkünden, warum er sein Wort nicht gehalten habe und nicht zur richtigen Stunde eingetroffen sei. Obgleich er nicht gerade der feurigste Liebhaber war, so war er doch ein gewissenhafter, pünktlicher Mann und deshalb erschien er ernstlich besorgt, daß seine Sendung aufs schnellste und ritterlichste ausgeführt werde. „Bis das nicht erlediat ist,“ sagte er, „werde ich keine Ruhe finden in meinem Grabe.“ Er wiederholte diese letzten Worte mit besonderer Feierlichkeit. Eine Bitte von so dringlicher Art erlaubte keine Zögerung. Starckenfaust bemühte sich, ihn zu beruhigen, versprach, getreulich seinen Wunsch erfüllen zu wollen und gab dem Freunde die Hand zum feierlichen Schwur. Der sterbende Graf drückte sie zum Zeichen des Verständnisses.

aber dann fiel er ins Delirium — träumte von seiner Braut, — seiner Verlobung, — seinem gegebenen Wort. — befahl sein Pferd, um auf das Schloß Landshort zu reiten und verschied, als er sich in seinen Phantasien eben in den Sattel schwingen wollte.

Starckenfaust widmete einen Seufzer und eine ehrliche Träne dem vorzeitigen Ende seines geliebten Freundes und dann brütete er über die heille Mission, die er übernommen hatte. Sein Herz war schwer und sein Geist verwirrt; denn er sollte sich als ungebeter Gast bei feindlichen Leuten einfinden, um ihre Festesfreude mit so entsetzlicher Trauerkunde zu stören. Außerdem regte sich in seiner Brust die leise Neugierde, diese weitgerühmte Schönheit von Stagenellenbogen zu sehen, die so vorsichtig vor der Welt verschleiert wurde und diese Neugierde war um so stärker, als er ja ein begeisteter Bewunderer des schönen Geschlechtes war und sein Charakter von jeher eine Unternehmungslust und eine gewisse Exzentricität zeigte, die eine besondere Vorliebe für Abenteuer erweckte.

Vor seiner Abreise hatte er mit den Brüdern des Konvents alle Anordnungen getroffen zum feierlichen Leichenbegängnisse seines Freundes, der in der Kathedrale zu Würzburg, nahe bei einigen berühmten Verwandten, seine letzte Ruhestätte finden sollte, während das trauernde Gefolge seines Freundes sich um dessen Hinterlassenschaft anzunehmen hatte.

Nun ist es aber höchste Zeit, daß wir zu der alten Familie von Stagenellenbogen zurückkehren, die ungeduldig auf ihren Gast, noch mehr aber auf ihr Fest wartet — und zu dem würdigen, kleinen Baron, den wir verlassen haben, als er sich gerade auf seinem Wachturm ein wenig lüftete.

Die Nacht brach herein, aber kein Bräutigam erschien. — Der Baron stieg nun vom Turme herunter — er war in heller Verzweiflung. Das Festmahl, das man von Stunde zu Stunde verschoben hatte, konnte nicht mehr aufgeschoben werden; denn alles war versotten, verbraten und der ganze Haushalt sah aus, wie eine belagerte Garnison, die durch eine Hungersnot zur Uebergabe gezwungen worden war. So sah sich denn der Baron, wenn auch gegen seinen Willen, genötigt, den Befehl zu geben, daß das Festmahl ohne den Bräutigam stattfinden sollte. — Aber kaum hatten sich die Festteilnehmer zu Tische begeben, um den ersten Gang zu kosten, da verkündete der weitgezogene Schall des Wächthorns die Annäherung eines Fremden. Ein zweiter, langer Schall erfüllte die weiten Höfe des Schloßes mit seinem Echo und wurde vom Wächter beantwortet. Der Baron eilte, seinen zukünftigen Schwiegerjohn zu empfangen. Die Zugbrücke war niedergelassen worden und der Fremde stand vor dem Thor. Er ritt einen schwarzen Streithengst, war groß und schlant und schien ein vollendeter Kavallerist zu sein. Sein marmorbleiches Antlitz war belebt durch ein schwarzes, feurig strahlendes Auge und über der ganzen Erscheinung lag eine tiefe, herzergreifende Schwermut. Der Baron war im ersten Moment sehr unangenehm überrascht, daß der Bräutigam seiner Tochter ohne jeglichen Prunk, ohne irgend ein Gefolge gekommen war. Er fühlte sich tief in seiner Würde verletzt und betrachtete es als einen großen Mangel an gehörigem Respekt, den der Graf doch einer so wichtigen Sache, wie der Verbindung mit einem so erlauchtem Hause, geschuldet hätte. Er beruhigte sich indes bei dem Gedanken, daß jugendliche Ungebuld den Liebenden veranlaßt hätte, seinem Gefolge zuvorkommen.

„Es tut mir leid,“ sagte der Fremde, „daß ich so unzeitig bei Ihnen hereinspreche“ —

Hier unterbrach ihn der Baron mit einer wahren Flut von Grüßen und Komplimenten; denn, um die Wahrheit zu sagen, war er stolz auf seine Höflichkeit und Beredsamkeit. Der Fremde versuchte ein- oder zweimal den Redestrom des Barons zu hemmen, aber umsonst — so neigte er denn sein Haupt und ließ ihn geduldig über sich ergehen. Mit der Zeit hatte der Baron eine Pause gemacht; sie hatten den inneren Hof des Schloßes erreicht und der Fremde versuchte noch einmal zu sprechen; aber er wurde neuerdings unterbrochen; denn der weibliche Teil der Familie erschien und führte ihm die zitternde, erröthende Braut entgegen. Er warf einen Blick auf sie, einen Blick, in dem seine ganze Seele lag; denn dieses entzückende Wesen hatte sein Herz im ersten Augenblicke gewonnen. Nun flüsterte eine der alten Jungfern dem Mädchen etwas zu; es machte den Versuch, zu sprechen; aber das feuchtschimmernde, blaue Auge war nur schüchtern aufgeschlagen, um einen scheuen, forschenden Blick auf den Fremden zu werfen und um sich sofort wieder zu senken. (Schluß folgt.)



### Unsere Bilder.



— Die Töchter des Königs Leopold von Belgien. (Siehe Bilder Seite 28.) Prinzessin Luise von Belgien, die geschiedene Gemahlin des Prinzen Philipp von Sachsen-Koburg-Gotha, steht im 51. Lebensjahre. Viel erörtert wurden ihre Verschwendungssucht, ihre Beziehungen zu dem früheren Hauptmann Mattachich und ihre Flucht aus dem Irrenhaus.

Prinzessin Clementine von Belgien, geboren in Laeken am 30. Juli 1872, wollte sich vor vier Jahren mit dem Prinzen Viktor Napoleon, dem in Brüssel wohnenden französischen Thronprätendenten, verloben, opferte aber ihren Herzenroman den Wünschen ihres Vaters.

Prinzessin Stefanie von Belgien, jetzige Gemahlin des Grafen Lonyay, steht im 45. Lebensjahr, war in erster Ehe vermählt mit dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich, und verheiratete sich 1½ Jahre nach dessen Tod unter dem Protest ihres Vaters mit dem Grafen Lonyay.

— Zur Beisetzung des verstorbenen Königs Leopold II. von Belgien. (Siehe Bild Seite 25.) König Leopold von Belgien hatte in seinem Testament den Wunsch geäußert, so einfach wie möglich bestattet zu werden. Nur sein Neffe und Nachfolger, König Albert, sollte seinem Sarge folgen. Trotzdem wurde aus staatspolitischen Erwägungen und mit Rücksicht auf die Bevölkerung bei der Beisetzung ein außerordentlicher Pomp entfaltet. Fast alle europäischen Monarchen hatten Vertreter zu den Beisetzungsfestlichkeiten entsandt.



### Zur Unterhaltung.



— Einzel-Parade. Otti: Ist es wahr, Alara, der Leutnant Knickwitz ist Dir zu Füßen gefallen? — Alara: Ja, Otti! Ach, es war ein entzückendes militärisches Schauspiel.

— Die galante Elektrizität. Schöne junge Dame: Ist es wahr, daß ein starker elektrischer Strom einen Menschen töten kann? — Professor: Allerdings. Ihnen würde der Strom wohl nichts zu Leide tun und sich gewiß sofort in einen sanften Bach verwandeln.

— Allerlei Fragen. Was ist eine Nüde auf der Nase eines Trinkers? Antwort: Ein Kupferstecher. — Was hat der Dichter des „Don Carlos“ mit den meisten Zechbrüdern gemein? Antwort: Eine „Schiller“-Nase. — Was ist ein „Beleidigter Fondsmakler“? Antwort: Ein Druckfehler. (Soll heißen Beleidigter.) — Welches Sprüchwort ergibt sich, wenn ein verrückter Koch einen Lendenbraten zubereitet? Antwort: Ein Narr macht Filet. (Viele.)

— Ein Verräter. „Du scheinst mit der Dame dort auf sehr vertrautem Fuße zu stehen.“ — „Woher weißt du denn das?“ — „Ihr Hündchen wedelt dich so intim an.“

— Ueberflüssige Ermahnung. Alter Zuchthäusler: Das ist ja der reine Hohn. Schreiben die da auf die Zellentür: „Nicht zumachen, die Tür schließt von selbst!“

— Schwer von Begriffen. Lehrer: Was ist dein Vater? — Schülerin: Begraben. — Lehrer: So meine ich das nicht. Was war er? — Schülerin: Tot, Herr Lehrer. — Lehrer: Du verstehst mich noch immer nicht. Was war er denn früher? — Schülerin: Lebendig, Herr Lehrer.

— Ein „massischer Meister“. Meister: Was hast du denn da wieder gemacht, du Lämmel? Du hast ja die Rockärmel von innen eingenäht. — Lehrling: Fotte doch, Meister, nee, ich hab' mir bloß vernäht. — Meister (indem er ihm eine runterlanat): Weeß ich, weeß ich alles, du bist der Zeist, der stets verneht.

— Lohnende Schriftstellerei. A.: Sagen Sie, wer ist denn jener Herr dort drüben mit der Dame am Arm? — B.: Das ist ein Schriftsteller. Denken Sie, dem haben vor etwa einem halben Jahre sechs Zeilen 100 000 Mark eingebracht. — A.: Ah, nicht möglich. — B.: Doch — doch, es war eine Heiratsannonce.

— Entschuldigung. „Wollen Sie wohl aus dem Kornfeld raus geh'n! Trampeln Sie in ihrem eigenen 'rum!“ — „Heeren Se, Kutester, ich hab' Sie nämlich far fee Kornfeld!“



### Rätseldecke.



Berier-Bild.



Wo mag doch unser Reisegefährte stehen?

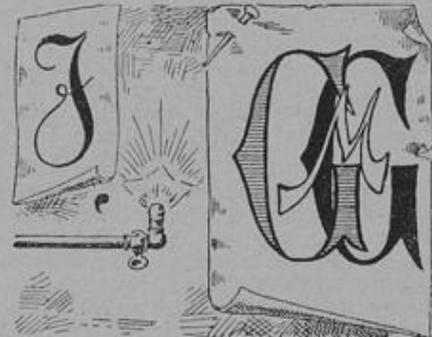
#### Arithmogriph.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	deutsche Stadt.
2	8	7	5	9						Komponist.
3	2	11	4	11	11	6				berühmte plastische Gruppe.
4	5	10	5	3						mathematischer Regel.
5	9	5	4							Held der Artussage.
6	5	7	11							babylonischer Gott.
7	2	9	4	2	9	11	3	5		Gondellied.
8	3	2	6	4	2					Waffenrod.
9	2	7	5	6	5	9				Satiriker.
10	2	9	6							Gespinnst.

#### Somonym.

Es ist ein lyrisches Gedicht,  
Es hat ein schönes Angesicht  
In einer Oper wohl bekannt  
Und ist ein Ort in fernem Land,  
In Mexiko, am Meeresstrand.

#### Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

#### Auflösungen aus voriger Nummer.

Wort-Rätsel: Wissen — Kissen — Bissen.  
Buchstaben-Rätsel: Eger — Eber.  
Rätsel: Ruhr.  
Rebus: Hergenschuß.



## Ein Volksschriftsteller.

Novelle von Bernhard Kiesel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Was ich dir sage und tue, bezweckt nur dein Wohl, dein Bestes, liebe Tochter,“ fuhr Frau Benhoff fort. „Mich drängt's, noch etwas anderes zur Sprache zu bringen. Früher sah ich Herrn von Kosel äußerst selten im Konzert; in jüngster Zeit fehlt er nie, wählt seinen Platz in der Regel in einiger Entfernung dem unsrigen gegenüber und sucht jeden deiner Blicke aufzufangen. Wie soll ich das deuten?“

Aufs neue errötend, neigte Pia das Köpfchen noch tiefer auf die Arbeit.

„Wann Herr von Kosel das Konzert besucht, liegt doch ganz in seinem Belieben, und wo er seinen Platz nimmt, geht mich auch nichts an, ebensowenig, auf wen er sieht; oder meinst du, wir sollten ihm hier bindende Vorschriften machen?“

„Schlagfertig geantwortet, aber nicht aufrichtig. Du bist ja auch vor einer Woche, — leider habe ich es zu spät erfahren — mit ihm im Theater gewesen und hast das verhängliche Stück „Frühlings Erwachen“ gesehen. Was sagst du jetzt?“

In die Enge getrieben, sprang die Kleine gereizt empor: „Aber Mutter, wer ist denn die wohlthätige Seele, die mich bei dir anzuschwärzen versucht hat? Sicher die überbe-

sorgte Tugendwächterin Tante Carola. Dafür wird sie morgen in der Schule geärgert; darauf kann sie sich gefaßt machen.“

In aller Ruhe erwidert darauf die Mutter:

„Kind, dich hat niemand anzuschwärzen versucht, auch Tante Carola nicht. Ist vielleicht dasjenige, was ich dir vorgehalten habe, denn nicht wahr? Pia senfte das Köpfchen und schwieg.“

„Hast du nicht auch schon schriftliche Freundschaftsbezeugungen von seiner Hand entgegengenommen?“

„Nein, niemals.“

Dir scheint es heute ein besonderes Vergnügen zu bereiten, mich zu soltern.“

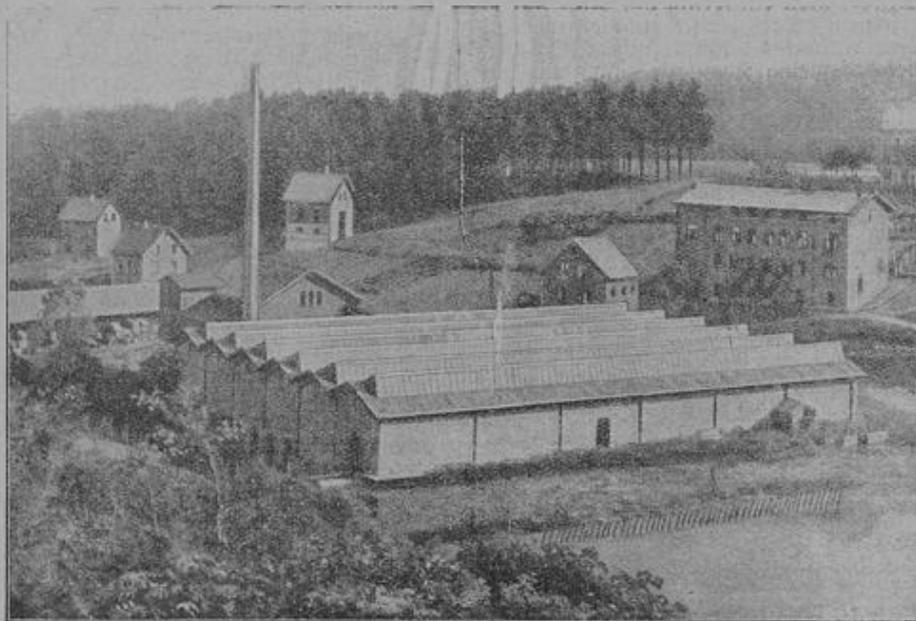
Ruhig zog die Mutter ein rothfarbnes Briefchen aus der Tasche: „Sieh, da ist z. B. eine kleine poetische Andenken-erinnerung an das letzte Sinfoniekonzert, unterschrieben: Dein Baldoun v. Kosel.“

Du warst so schön, so wunderschön,  
Und ich so vauer wonne;  
In deiner Nähe zerbrach mein Leid  
Wie Schnee im Strahl der Sonne.  
Den Saal durchwogte der Löwe Schwall,  
Es wogte in meinem Gemüte;  
Mir war's, als ob es die Liebe sei,  
Was dir auf der Wange glühte.

O zaubrische Täuschung, o rotiger Wahn.“

Weiter kam die Leserin nicht, Pia war erregt emporgesprungen, und jede Rücksicht vergessend, suchte sie mit gewandtem Griff der Mutter das verräterische Brieflein zu entreißen, erbeutete aber nur die Hälfte, und das Papier zertündernd, zürnte sie: „Aber Mutter, wie häßlich von dir, daß du sogar meine Kleider durchsuchst, um hinter meine Herzensangelegenheiten zu kommen. Ich bin doch kein Kind mehr, das am Gängelband geführt werden muß. Du bist ungerecht gegen mich; da ist Papa doch ganz anders. Wenn du's so weitertreibst, kannst du was erleben, — ich springe noch in's ...“ Ihre Stimme wurde von

Schluchzen erfüllt. In äußerster Mäßigung fiel die Mutter ein: Kind, vergiß dich nicht! Dich behüten ist meine heiligste Pflicht, denn du kennst die Gefahren des Umganges mit den Menschen noch nicht; ich aber kenne sie. Gerade in deiner Harmlosigkeit in deinem unbegrenzten Vertrauen in die Güte der Menschen liegt für dich die größte Gefahr. Du meinst jeder der dir freundlich entgegenkommt, sei aut wie du. v. Kosel ist der letzte, dem ich mein Vertrauen



Das neue Seminar für soziale Arbeit in Gummersbach im Rheinland.

schenken könnte." Vorwurfsvoll schluchzte Pia: „Gerade so ungerecht du gegen mich bist, bist du auch gegen v. Kojel. Er ist ein so liebenswürdiger, hochgebildeter, unterhaltender Herr, daß ihm ein ganzes Duzend junger Männer unseres Bekanntentums, ungeachtet seines vorgerudten Alters nicht das Wasser reichen darf. Nun weißt du genug. Noch eins: adelig ist er auch; was willst du noch mehr?"

Wie ein verschlehtes Wild stürzte die Kleine zur Tür hinaus. Die Wenter schaute ihr topfschüttelnd nach: „Ja, jetzt weiß ich genug, es ist weiter gekommen, als ich gedacht habe. Es regt sich ein Geist in diesem Kind, der sich hingestohlen hat und mich beängstigt. Da heißt es die Wachsamkeit verdoppeln."

Sie verschloß die Briefreise sorgfältig in ihren Schreibtisch.

\*

In den Buchladen des Herrn v. Kojel trat der Maler Büschel, seine riesige Skizzenmappe unter dem Arm.

„Ich möchte Ihnen etwas hübsches zeigen, Herr v. Kojel, haben Sie einen Augenblick Zeit für mich?"

„Für Sie immer; was haben Sie Gutes?" Büschel hatte bereits ein großes Skizzenblatt aus der Mappe gezogen und hielt es dem Neugierigen mit einem gewissen Triumph vor die Augen.

„Was soll das Bild? ach, jetzt verstehe ich; — eine Illustrationsstizze zum Woden des Tizian. Schon! — aber was sehe ich? Ist das nicht Frau Benhoff? Sie Schelm!"

„Drängt sich die Neugierigkeit so eindringlich auf?" „Für jeden, der die seltene Frau kennt, auf den ersten Blick. Weit entfernt von dem was sie etwas sparsam geweisen, und dies Bild wollen Sie hinaus vor die Augen aller Welt geben?"

„Gewiß."

„Und Sie glauben, Herr Benhoff sei blind und ließe das ruhig zu?"

„Oben bin ich auf dem Wege zu ihm, um die Zeichnung zur Begutachtung vorzulegen." v. Kojel sagte hell auf: „Nun, das nenne ich das non plus ultra der Berwegenheit. Wissen Sie auch, daß er ne samt Ihrer Stizze zum Haus hinauswinkt? Seine Frau ist ihm das Heiligste auf Erden und die läßt er nicht schaulustlerisch in seinen Worten prunten."

„Da bin ich anderer Meinung, Berwegenheit gehört heute zum Künstler, und wenn Herr Benhoff sofort meinen Eid merkt, glaube ich nicht, daß er Feuer und Flamme sperrt. Wissen Sie, was ich gehört habe? Er soll eifrig mit einer jungen schönen Schriftstellerin verkehren und seine Frau geradezu vernachlässigen — aber Mund gehalten, strengste Discretion! Noch eins: Frau Benhoff ist das schönste Weib, das mir je vor die Augen gekommen ist, — und diese Augen sind nicht von gestern; die haben sich schon an mancher Schönheit ergötzt. Das Schöne ist Gemeingut aller, und ist es wohl dazu bestimmt, von der Selbstsucht hinter Schloß und Riegel gehalten zu werden? Warum soll die Schönheit der Frau Benhoff nicht ein wenig auf den Leuchter kommen und viele erfreuen. Seit ich sie zum ersten Mal gesehen, trat bei jedem Anlauf zu künstlerischem Schaffen ihr Bild immer wieder vor meine Phantasie, und zwar mit solcher Zudringlichkeit, daß ich es endlich festhielt. Ich glaube, ich habe wohlgetan."

„Vor Euch Malern ist doch nichts Schönes sicher; wie freue ich mich, daß ich keine Schönheit bin. Nun Scherz beiseite! Glück zu Ihrem Wagnis! Sie haben mir ein Schloß vor den Mund gelegt, nun will auch ich Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit etwas anvertrauen. Frau Benhoff ist Mutter eines Töchterleins, das mit allen Reizen holder Weiblichkeit verschwenderisch ausgestattet ist, und dieses Töchterlein liebt mich, ist ganz mir zugetan; ist wie ein zahmes Vögelchen in meiner Hand. Wollen Sie nach einer Photographie das Bild für mich malen? „Mit größtem Vergnügen! aber wissen Sie auch, daß Sie mich an Mühseligkeit noch übertreffen?" „Möglich, der Hindernisse bin ich mir wohl bewußt. Benhoff ist mir gewogen, die Mutter dagegen scheut mich; im Traum hab' ich sie als Engel mit flammendem Schwert zwischen mir und Pia gesehen."

„Könnten wir nicht vereint marschieren und getrennt fliegen?"

„Wie meinen Sie das?"

„Einer hilft dem andern, bis jeder sattelfest in seinem Glück sitzt."

„Bon!" Büschel schob seine Mappe unter den Arm und verabschiedete sich. Nach wenigen Minuten finden wir ihn in der Benhoff'schen Wohnung.

Lieschen konnte ihm leider keinen anderen Bescheid geben, als daß ihr Herr wieder nicht zu Hause sei. Da ließ er sich ohne langes Bedenken bei Frau Benhoff melden. Nach einer Weile kam das Mädchen wieder: „Die gnädige Frau erwartet Sie."

Er wurde in dasselbe Zimmer geleitet, das er recht gut kannte. Frau Benhoff kam ihm entgegen. Seine überfreundlichen Begrüßungen nahm sie kuhl auf, und als er anfang, von neuen Skizzen zum „Modelle des Tizian" zu reden und wieder wie vor einigen Wochen in seiner Mappe herumzukramen begann, sagte sie abwehrend: „Bitte, bemühen Sie sich nicht weiter; ich trage nicht das leiseste Verlangen, diese neuen Skizzen zu sehen; ich habe noch genug an den alten. Ich sagte Ihnen ja damals, es scheint ein Irrtum vorzuliegen, und meine Vermutung hat sich bewahrheitet. Ich habe Rücksprache mit meinem Mann genommen und konnte von ihm die Erklärung hören, daß er weder ein „Modelle des Tizian" schrieb, noch über Skizzen dazu mit Ihnen zu beraten habe."

Das ging unserem Büschel doch über die Hut: „Aber gnädige Frau, diesmal liegt wieder eine Irrung vor, aber ganz bestimmt auf Ihrer Seite. Ich habe noch vor drei Tagen mit Ihrem Manne unterhandelt und die neuen Skizzen ganz nach seiner Idee angefertigt und hier sind ja sogar die ersten Druckbogen des Textes."

Frau Benhoff warf einen Blick auf den Titel: „Sehen Sie einmal hierhin; schneller konnten Sie nicht widerlegt werden. Das Wort ist ja von dem sauberen Fritz Frei, und nicht von meinem Manne."

Büschel wurde stutzig: „Sie erlauben; ist denn Fritz Frei nicht Ihr Herr Gemahl? Sind denn Benhoff und Fritz Frei nicht identisch?"

Nun war die Debatte an der Grenze. Würdevoll trat Frau Benhoff einen Schritt zurück: „Bitte, gehen Sie; Was Sie mir da sagen, empfinde ich als Beleidigung!" Sie griff nach der Tür.

Büschel aber wußte vor Verlegenheit nicht, was er beginnen sollte, endlich brachte er polternd heraus:

„Aber er hat mir's doch selbst gesagt!"

„Was hat er Ihnen gesagt?, er sei Fritz Frei?"

„Ja wohl!"

Hermia hatte jetzt ihre Ruhe verloren. „Mein Herr, Sie werden verzeihen, wenn ich jetzt einen Wunsch äußere, der Sie überraschen dürfte. Mein Mann sagte mir, er habe in den Geschäftsräumen des Herrn Hardung zu tun. Wollen Sie mich nicht dorthin begleiten und sich von ihm Ihre Aussage, daß er Fritz Frei sei, in meiner Gegenwart bestätigen lassen?"

Obwohl es jetzt Büschel bald kalt, bald warm wurde, heuchelte er doch im Brustton des Nutigen:

„Mit dem größten Vergnügen!"

\*

Unsere Erzählung greift drei Stunden zurück. Hardung und Benhoff befanden sich auf dem Wege zur Schriftstellerin Fanny Funt, um das ihr gegebene Versprechen einzulösen. Als Heim der temperamentvollen Dichterin stellte sich ein freundliches Schweizerhäuschen dar, von wildem Wein umrankt, mitten in einem Obstgarten außerhalb des Reichbildes der Stadt.

Fräulein Funt mußte beide erwartet haben, denn als sie den kleinen Vorraum betreten, kam sie ihnen schon in wallendem, rosafarbenem Gewand, das sie einer Bestatin nicht unähnlich erscheinen ließ, entgegen und überflutete die Antömmlinge mit einem Schwall von Begrüßungen.

Aus dem mit erotischen Pflanzen aller Art geschmückten Wohnzimmer strömte ihnen berückender Duft entgegen. Das Vielerlei von Kunstgegenständen und Naturgebilden wirkte sinnberückend.

Eine ägyptische Fächerpalme überdachte eine Broncefigur der Sapho; zwischen den lebensgroßen Wästen von Schiller und Goethe thronte überlebensgroß Aspasia; eine langblättrige Musa beschattete ein kleines kunstvoll gearbeitetes Aquarium mit seltsamen Fischen. Oben im Geranke echter Lianen türnten einige Papageien und Kaladus, und Orchideen, Chrysanthemen und Hortensien in originellster Bildung zierten jeden Winkel.

Benhoff gab seiner Ueberraschung Ausdruck: „Ei, ei, Sie haben sich ja einen Himmel auf Erden zurecht gezaubert, wie man ihn nur selten finden kann. Ich besuchte einst das Atelier Hans von Markarts in Wien; prunkvoller fand ich dasselbe, aber anheimelnder nicht."

Nicht ohne Stolz entgegnete Fanny: „Ein schönes Heim

war der Traum meiner Jugend, und soweit es in meinen Kräften lag, habe ich diesen Traum verwirklicht. Ich muß Leben haben um mich, frisches, blühendes Leben, anregend für Sinn und Geist, das Beste von Natur und Kunst. Ich hatte auch einmal einen Bräutigam; er ist mir leider abhanden gekommen. Dieser sagte einst in guter Stunde: Deine Wohnung ist mein kleiner Himmel, und du bist der Engel darin. Schön, nicht wahr?"

Beide konnten nicht anders, als beifällig zuzustimmen.

Niedliche Bordeauxfessel wurden zurecht geschoben und bald saßen beide behaglich an dem mit einer echten türkei-Decke gezierten Tisch. Vereinstehende Sektgläser ließen allerhand Vermutungen zu. Auch fehlte ein kleines, aber reichbestelltes Büffett nicht. Bald erschien ein Dienstmädchen mit dem Sektbübel in der Rechten und einigen Flaschen unter dem Arme, während die Hausherrin ein didleibiges Manuskript auf den Tisch legte.

"So, jetzt kann's losgehen," äußerte sie, nachdem sich das Dienstmädchen entfernt hatte. "Will nicht einer der Herren die Freundlichkeit haben und den Pfropfen lösen?"

Hardung war am erfahrensten in solchen Sachen, deshalb gab er sich schmunzelnd an die Arbeit. Als der Pfropfen knallte und das schäumende Weiß die Gläser füllte, rief Fanny ihr Glas erhebend:

"Champagner ist das Symbol des Geistes. Möge die Leseprobe dartun, daß in seinem unermesslichen Reiche auch die Frau heimatberechtigt ist."

Das Manuskript trug in Zierbuchstaben die Aufschrift: "Der neue Prometheus".

Sie begann zu lesen, schwärmerisch, wohlklingend, ganz in der Sache lebend.

Der Held des hochmodernen Romans ist ein Naturforscher. Er hat früh erkannt, daß die Wahrheit das Einzige ist, was die Menschen suchen. Ein großer Gelehrter hat ihm zugerufen: Der Weg zur Wahrheit geht durchs Reich der Wissenschaft. Dies beherzigend, ringt er sich unter arbeits-ten Opfern durch ihre weiten Gebiete. Jeder neuen Erkenntnis bemächtigt sich sein Geist. Seine Freunde fangen an, sein immenses Wissen zu bestaunen; ein Mädchen liebt ihn aber seine Sehnsucht nach Wahrheit ist härter als die Liebe zum Weibe; das Mädchen wird unglücklich und verdirbt. Je weiter er vordringt, desto mehr erkennt er, daß das, was die Menschen für Wahrheit halten, nur Herrbild oder wohl gar grobe Täuschung ist. Sein Drama nach Erkenntnis der wirklichen Wahrheit wird zur Leidenschaft. Er ist bereit, sein Leben einzusetzen, damit die in der irre kämpfende Menschheit durch ihn Kunde von der wirklichen Wahrheit erhalte.

Er sieht in der Gebundenheit des Geistes an den Körper ein Haupthindernis der wirklichen Wahrheit näherzukommen. Er versenkt sich in die Geheimnisse des Spiritismus, setzt sich mit den Geistern der Weisesten der Vorzeit in Verbindung. Diese verweisen ihn mit seinem Drama nach Wahrheit an die Weltmütter, von denen er schon im 2. Teile des "Kauf" gelesen hat; diese allein könnten Zeugnis von der Wahrheit geben. Die Geister zeigen ihm auch den Weg.

Es gelingt ihm, zum Orte der rätselhaften Mütter vorzudringen, aber sie verharren ihm gegenüber tiefverschleiert in unbeimlicher Ruhe. Alle seine Bemühungen, von ihnen eine Offenbarung zu erhalten, sind umsonst. Da beschwört er den Weisesten der Weisen und bittet ihn um Rat und Hilfe. Dieser sagt ihm, daß die Weltmütter sich nur den reinen Geistern offenbaren. Er müsse warten, bis sein Geist durch den Tod vom Körper getrennt sei, dann würden sie sich auch ihm entschleiern. Was konnte dies ihm aber nützen? Dann blieben ja Körper und Geist für immer getrennt und er konnte, seinem Lebensziel gemäß, den armen Menschen doch nicht Kunde von der wirklichen Wahrheit geben. Deshalb sprach er zum Weisesten der Weisen: Du bist reiner Geist; rede du für mich zu den Müttern; dir werden sie sich entschleiern und Zeugnis geben von der Wahrheit, die ihnen allein nur bekannt ist.

Der Geist tat es; die Mütter entschleierten sich, zerslossen in eins und gaben Zeugnis, und der Weiseste der Weisen ward ihr Dolmetsch. Ihr Zeugnis lautete: Es ist nur ein einziges Wesen mit wirklichem Sein, für den Menschengestalt ewig unfassbar. Dieses Wesen spielt Welten ins Dasein und wieder ins Nichts. Auch die Erde ist ein Spiel und alles, was darauf geschieht, und das Tun und Treiben der Menschen ist ein Spiel im Spiel. Nichts hat Zweck. — Freud' und Leid, — Gut und Böß, — Sein und Nichtsein sind gleich.

Nun ist für unseren "neuen Prometheus" die große Frage gelöst. Wie sein klassisches Vorbild das Feuer aus dem Himmel stahl und es zur kalten Erde brachte, so wollte unser Held jetzt Licht bringen in den Irrewahn der Menschen. Er wurde ein Apostel der Wahrheit, zog von Land zu Land und erregte Aufsehen. Bevorzugte Geister jauchzten ihm zu, aber die Masse erschrak vor seiner entsetzlichen Lehre und haßte ihn.

Als er seinem Drange keinen Einhalt tat und für seine Lehre immer mehr Anhänger zu gewinnen suchte, erklärte man ihn für wahnsinnig und sperrte ihn ins Irrenhaus ein. Dort schrieb er Buch auf Buch, versiel endlich dem wirklichen Wahnsinn und lachte sich endlich zu Tode, weil für ihn die ganze Welt und das Treiben der Menschen ein so überaus lustiges Spiel war.

Venhoff hatte die ersten Kapitel mit Zweifel über den künstlerischen Wert verfolgt, nach und nach aber wurde er unwillkürlich gepackt, vergaß den Standpunkt des Kritikers, bewunderte das in allen Farben schillernde Feuerwerk der Sprache und war nach und nach ganz verblüfft über die Kühnheit des Aufbaues und die Bestimmtheit der Charakterisierung. Und diesen Roman hatte ein Weib geschrieben, und dieses Weib sah mit leuchtenden, schwarzen Augen vor ihm und weidete sich an der Wirkung. Er war dem Gang der Handlung mit solcher Aufmerksamkeit gefolgt, daß er gar nicht bemerkt hatte, was mit Hardung vorgegangen. Dieser sah gebeugten Hauptes in seinem Sessel und schlief.

Venhoff wollte reden, Fanny aber hinderte ihn: "Bitte, sagen Sie nichts; das schönste Urteil über mein Werk lese ich aus Ihren verklärten Zügen. O, wie wohl das tut! Augenblick, du bist so schön, verweile!" Sie füllte das Glas, stieß mit ihm an und deklamirte in schwärmerischem Fluge: "Endlich eine Seele gefunden, die mich versteht; werden Sie mein Freund, mein Berater. Wann sehen wir uns wieder?"

Venhoff wurde es doch etwas unheimlich; er wußte nicht recht zu antworten. In seiner Verlegenheit streckte er seine Hand nach Hardung aus, um diesen zu wecken. Sie aber hielt seine Hand zurück und bat fast zärtlich: "O bitte, lassen Sie ihn doch noch ein klein wenig ruhen. Verraten Sie mir doch, was Sie zunächst schreiben?"

"Aber Diskretion, mein Fräulein; es ist ein Roman, der seinen Brennpunkt in der Frauenbewegung hat. „Eine Gefühlsamazonen“, betitelt er sich."

Fanny erhob schwärmerisch die Hände: "O herrliches Thema! Hochaktuell! Das möchte ich Ihnen schreiben. Dürfte ich Ihnen bei Ausarbeitung desselben doch ein klein wenig Frau von Stein sein." Sie schaute fast bittend zu ihm auf.

In diesem Augenblicke wurde aus Fenster geklopft. Beide saßen erschrocken herum. Vor dem Fenster stand Hermia mit dem hämisch dreinschauenden Maler Büschel. Das Gesicht der Frau war geisterbleich; es kündete unbeschreibliches Erstaunen. Im nächsten Augenblick war sie mit ihrem Begleiter verschwunden.

Der arme Venhoff! Seine Knie zitterten zu schlottern an. Er sah zu seinem Amazonenmodell mit bössartigem Blick empör, als wollte er sagen: "Du hast mir eine schöne Suppe eingebrockt", Fanny las gleichfalls verwirrt mit schweigender Angst in seinen Zügen und versuchte zu beschwichtigen. Mittlerweile war auch Hardung erwacht, sah die Verlegenheit beider und vermeinte, dieselbe durch seine Taktlosigkeit bewirkt zu haben. Er stotterte Entschuldigungen über Entschuldigungen, aber beide hörten gar nicht auf ihn. Venhoff verabschiedete sich kurz und förmlich. Hardung, noch in halber Champagneresultat, trottete hinter ihm her, als sei er aus dem Himmel gefallen und könne das Loch nicht wieder finden.

Längere Zeit gingen sie schweigend dahin. Venhoff hielt fleißig Ausschau nach allen Seiten, aber umsonst. Von Hermia und ihrem Begleiter keine Spur. Wie kam dieser Büschel an ihre Seite? — Vielleicht Intrigue! — Hardung hätte gerne gewußt, wem die Rundblicke galten, aber er scheute sich, durch Fragen Neugier an den Tag zu legen. Nach einer Weile hub er an: "Das Beste an der ganzen Lesung war der Sekt. Was hältst du von dem neuen Opus?"

"Nichts für die große Dessenlichkeit."

"Ich auch nicht, ich werde es nicht verlegen; das hieße den Bazillus der Langeweile sogar mittelst der Druckerschwärze verbreiten, — soll allerdings auch schon vorgekommen sein. Dir hat meines Erachtens die Leseprobe einen nicht zu



Der Großvater der damaligen Kronprinzessin, der russische Großfürst Michael Nikolajewitsch.

unterschätzenden Gewinn gebracht. Du bist seit längerer Zeit auf der Suche nach einem Modell für deinen neuen Roman: „Eine Geistesamazone“! Ist nicht in Fanny Funt ein vortreffliches gefunden?“

„Mag sein, dieses Weib hat wirklich Geist!“  
„Und nebenbei auch einen Körper?“ versuchte Hardung zu scherzen.  
Venhoff schwieg.

Hermia war so hochgradig erregt, daß sie Herrn Büschel gegenüber beinahe ihren verletzten Gefühlen Ausdruck verliehen hätte. Ihre Vernunft warnte sie noch rechtzeitig. In erzwungener Ruhe bat sie den Maler, sie doch jetzt allein zu lassen. Er möge über das Erlebte Schweigen beobachten und im Verlaufe des Nachmittags noch einmal an ihrer Wohnung vorsprechen.

Büschel sagte zu und verabschiedete sich äußerst geschmeidig.

Sie schlug jetzt einen sehr wenig begangenen Feldpfad ein. Je mehr sie in die Einsamkeit des Naturzaubers geriet, desto gewaltiger wogte ihr Empfinden auf, desto bedrückendere Gedanken stürmten auf sie ein. Es war ihr, als ob sie endlich einmal klar sähe. Noch stand ihr Alfred nicht gereinigt da von dem Verdachte, Schandschriften verfaßt zu haben, da kam ein neues, unheimliches Gespenst, der Zweifel an seiner Treue, die Eifersucht. Niemals hatte sie auch nur den leisesten Anlaß gehabt, an ein Schwanken seiner Liebe zu ihr zu denken; da auf einmal, jäh, unabweisbar steht eine Tatsache vor ihr. O, diese Situation! Er mit bittend erhobenen Händen vor ihr. — sie abwehrend, verklärt. O, wer könnte dieses Bild ins Nichts zurückweisen! Der Unglücksfelige hatte ihr so oft von einer großen Ueberraschung gesprochen: Ja, da war sie, aber welcher Art! Dieser und tiefer verwühlten sich ihre Gedanken. O, diese Schriftsteller! Bezüglich der Treue stehen sie nicht im besten Geruch, auch die berühmtesten nicht: Bürger, Goethe, v. Kleist, — besonders dieser Goethe nicht, den Venhoff so hochschätzte. Warum war ihr Mann in der letzten Zeit so selten zu Hause? Sein Erlebnis im Café? Hatte dort nicht möglicherweise diese Funt schon die Hauptrolle gespielt? Das wurde alles so deutlich vor ihrem geistigen Auge, daß

sie ausrief: „Nein, nein, das ertrag' ich nicht! Das geht über meine Kraft! Ich handle wie die Ibsen'sche Nora, ich gehe nicht wieder nach Hause.“

Aber da fiel ihr Pia ein, das arme Kind, — und auch wie lieb sie Alfred hatte — leben und von ihm getrennt! — Den Gedanken vermochte sie nicht auszudenken, — und war es denn erwiesen, daß er wirklich schuldig war? — Nein, sie konnte ihren Alfred viel zu gut, konnte sie ihn vielleicht zu den jaden Gestalten rechnen, die heute zu Marie gehen und sagen: „Du bist mein Engel“ und morgen zu Auguste: „Du bist meine erste Liebe, meine letzte sollst du sein!“ Nein, sie war sich nicht klar, sie hatte Rat nötig, aber wo finden? Bei Tante Carola? Nein, die hätte die Gelegenheit begrüßt, um ihre ganze Antipathie gegen Alfred einmal vollwertig zu Markte zu bringen. Zu Dr. Samborn? Der war ja verrückt. Da fiel ihr der städtische Musikdirektor Werner ein. Dieser war ein ganzer Mann, konnte sie von der Wiege auf hatte nach dem Hinscheiden ihres Vater immer mit väterlicher Sorgfalt über sie gewacht. Freud und Leid mit ihr geteilt, ja, der war der Rechte, ihm konnte sie alles sagen. Sie wollte ihn ja schon längst einmal besucht haben, um zu hören, warum er in der letzten Zeit, seit Besserung ihrer familiären Verhältnisse, sich in so auffallender Weise ferngehalten habe. Ja, sofort wollte sie zu ihm hingehen. Sie blieb stehen und hielt Ausschau nach dem kürzesten Wege. Da klopfte ihr jemand auf die Schulter. Erschrocken wandte sie sich um. Es war ihr Alfred.

Ohne Umschweife begann er: „Ich habe lange nach dir gesucht und freue mich, dich endlich gefunden zu haben. Ich bin dir Aufklärung schuldig.“ Er berichtete nun über seine Beziehung zu Fräulein Funt haarklein ohne etwas beizufügen oder zu verschweigen. Er verhehlte auch nicht, daß dieses Weib etwas Verübelndes habe was Männern gefährlich werden könnte. Er sei fest entschlossen, jeder weiteren Begegnung mit ihr aus dem Wege zu gehen; dieselbe könne sich einen anderen Literaturfreund und Ratgeber suchen, um denselben schließlich aus Dankbarkeit zu heiraten. Er habe Hardung, der doch Junggeselle sei, den Rat gegeben, einmal bei ihr anzuklopfen. Da habe der gelacht und gesagt: Nie? — heiraten! Lieber die Pechmarie der Frau Holle. — Der weitere Verlauf der Unterredung endete mit Venhoffs Wiedereroberung des vollen Vertrauens seiner Hermia.

Als ob plötzlich eine Zentnerlast von ihrer Brust abgewälzt sei, atmete sie wieder tief und frei auf. Die ganze Natur hatte nun wieder das schöne, feierliche Sonntagsgesicht und alles war in Harmonie. Mit dankbarem Vertrauen schob sie ihren Arm unter den ihres Mannes. Wie hatte sie doch auch nur einen Augenblick an seinem Wiederförmigkeits zweifeln können! Ihre Stimmung schlug sogar in fröhliche



Winterbild aus St. Petersburg: Der Newa-Quai und die Brücke über die Newa im Winter.



Graf Friedrich Praschma †.

Scherzluft um, und so wanderten sie fast vergnügt nach Hause. Auf halbem Wege kam ihnen Pia entgegen und teilte als Neuigkeit mit, daß der Gerichtsvollzieher bei Dr. Hamborn gepfändet habe, gerade zur Zeit, als dieser einem arbeitslosen Familienvater eine Stelle verschafft habe. Tiefbetrübt sei der Gepfändete zu Tante Carola gekommen. Diese habe ihm seine Zimmer wieder notdürftig ausmöbliert und ihm auch einiges Geld gegeben.

Venhoff meinte ärgerlich: „Der Sonderling ist an seinem Glend selber schuld. Der könnte in glänzenden Verhältnissen leben, wenn er nur wollte. Wozu braucht er jedermanns Notbesser zu sein, seine durch langes Studium erworbenen juristischen Kenntnisse fast ausschließlich für Unbemittelte zu betätigen; in Versammlungen für gemeinnützige Reden zu halten und jedes Wohltätigkeits-Vereinchen zu unterstützen. Jeder ist sich selbst der Nächste. Entweder dem Zeitgeist sich fügen, oder zu Grunde gehen; einen Ausweg gibt es nicht.“

Büschel fand sich am Nachmittag in Venhoffs Wohnung ein. Er trat mit einer gewissen Zuversicht auf, wie einer, der ein Recht erworben zu haben glaubt, familiär behandelt zu werden.

Venhoff setzte sofort im Beisein seiner Frau das Messer an.

„Sie haben heute morgen behauptet, ich sei Fritz Frei, das hätten Sie aus meinem eigenen Munde gehört.“

„Aber, Herr Venhoff, sind Sie denn das nicht? Das sagt doch alle Welt.“

„Was alle Welt sagt, kommt hier nicht in Betracht, bloß was ich gesagt habe. Wollen Sie Ihre Behauptung auf-

recht halten oder nicht?“ — Büschel kämpfte gegen eine anrüdende Verlegenheit.

„Wörtlich sagten Sie es nicht. Wenn aber jemand sagt: Illustrieren Sie mir meine Erzählungen; — Sie haben meine Intentionen herausgeföhlt — Sie haben mich befriedigt, und die in Frage kommenden Erzählungen sind von Fritz Frei, in welchem Verhältnis steht dann Fritz Frei zu diesem jemand?“

Jetzt stand Venhoff an der Kante. Er änderte aber keine Miene: „Machen Sie doch keinen langen Sums! Sie sind von der Firma Hardung engagiert worden, Werke für den „Zentralverband zur Verbreitung guter Volkslektüre“ zu illustrieren, und es ist Ihnen auch im Vertrag auferlegt worden, mir Ihre Skizzen vor Verwendung zur Begutachtung zu unterbreiten. Sie haben Erzählungen von verschiedenen Autoren, auch von Fritz Frei illustriert. Wir haben uns oft über Entwürfe unterhalten, aber mir ist keine einzige Aeußerung erinnerlich, die Sie hätte berechtigen können, mich und Fritz Frei für ein und dieselbe Person zu halten. Sie müssen ohne Frage falsch gehört haben.“

Büschels Gesicht zeigte einen satyrischen Zug: „Gestatten Sie, ist das Modell des Tizian, zu dem ich Ihnen bereits Skizzen gezeigt und neue mitgebracht habe, nicht von Ihnen?“

„Welcher Name steht auf dem Titelblatt?“

„Fritz Frei.“ — „Nun, also.“

Büschel griff mit beiden Händen nach seinem Kopf: „Samiel hilf! jetzt bin ich mit meiner Weisheit in der Sackgasse.“

„Sie werden jetzt übel oder wohl Ihre Meinung ändern müssen!“

„Ja, übel oder wohl; da werden aber viele andere ihre Meinung auch ändern müssen, — nun, mir soll's gleich sein; Schwamm drüber!“ Frau Venhoff verließ das Zimmer.

Venhoff schlug jetzt den Geschäftston an: „Kann ich die neuen Skizzen zum Modell des Tizian sehen?“

„Gewiß, hier!“ Er reichte nicht ohne Zagen ein Blatt hin. Venhoff prallte zurück: „Aber, Herr Büschel, wie konnten Sie sich diese Dreistigkeit erlauben? Das ist ja unverkennbar die Gestalt meiner Frau, und in welcher Situation?“

Büschel tat verwundert: „Dreistigkeit? Das Reich des Schönen ist eine Republik, und schaltet der Künstler nicht frei darin und darf die Schönheit fassen, wo er sie findet?“

(Fortsetzung folgt.)



Das Eisenbahnunglück bei Pardubitz: Die Unglücksstätte nach dem Zusammenstoß.

## Das Gespenst als Bräutigam.

Aus dem Englischen übersezt von A. L.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Die Worte des Mädchens erstarben, aber ein sanftes Lächeln spielte um ihre Lippen. Die reizenden Grübchen in den Wangen vertieften sich, alles ein Beweis, daß ihr Blick sie befriedigt. Es wäre auch unmöglich gewesen, daß ein 18jähriges Mädchen nicht mit einem so ritterlichen Bräutigam zufrieden gewesen wäre.

Die späte Stunde, in welcher der Gast angekommen war, ließ keine Zeit zu weiteren Erörterungen. So wurden denn alle übrigen Mitteilungen auf den nächsten Tag verschoben und der Baron führte seine Gäste zu dem noch unberührten Mahle.

Dieses fand in der großen Halle des Schlosses statt. Rund an den Wänden hingen die Bilder all der Helden aus dem Hause der Rakellenbogen sowie die Siegestrophäen, die sie im Schlachtfeld und auf der Jagd gewonnen hatten. Panzerhemden, Turnierlanzen, und alte verwitterte Banner wechselten mit Wäfsrachen, Hirschgeweihen und Eberhäuern.

Der schwarzgekleidete, bleiche Ritter kümmerte sich wenig um die Gesellschaft und die Unterhaltung. Selten kostete er eine Speise. dagegen schien er ganz versunken in die Bewunderung seiner Braut. Er unterhielt sich mit so leiser Stimme, daß man sie kaum vernehmen konnte; — denn die Sprache der Liebe ist nie laut; aber die holde Braut vernahm selbst das leiseste Klüffern des Geliebten. In seinem Wesen mischten sich Zärtlichkeit und Ernst, was auf die junge Dame gerade den mächtigsten Eindruck machte. Röte und Wärme wechselten auf ihrem Antlitz, während sie mit tiefer Aufmerksamkeit seinen Reden lauschte. Sie und da gab sie erröthend eine Antwort und wenn er gerade wegsah, warf sie schnell von der Seite einen Blick auf seine romantischen Züge und ein leiser Seufzer zärtlichen Glückes entfloß ihren Lippen. Es war klar, daß das junge Paar vollständig verliebt war. Die Tanten, die in den Geheimnissen des Herzens wohl erfahren waren, erklärten daß sich die Herzen der beiden gefunden hatten im ersten Augenblick, als sie einander sahen.

Das Fest nahm einen fröhlichen oder wenigstens geräuschvollen Verlauf. Die Gäste entwickelten jenen Appetit, der auf leichte Borsen und frische Vergnügung schließen läßt. Der Baron aab seine lässigsten und interessantesten Geschichten zum besten und hatte sie noch nie so gut und mit so gewaltiger Wirkung erzählt. Dann machte er seine Wirtin einen freilich dümmel als den andern; aber da sie jedesmal von einem Lumpen edlen Hochheimers bealeitet waren, so erzielten sie unter seinen dankbaren Zuhörern eine geradezu unlaubliche Wirkung.

Inmitten all dieser Lustbarkeit bewahrte der fremde Gast einen Ernst und eine Ruhe, die höchst sonderbar erschienen für einen allfälligen Bräutigam. Je weiter der Abend vorritt, desto tiefere Schatten legten sich auf sein Antlitz und so sonderbar es auch erscheinen mag, die Wirtin des Barons schienen ihn nur noch melancholischer zu machen. Bald war er in Gedanken verloren, bald ließ er sein Auge ruhelos über die Gesellschaft schweifen, man sah es ihnen an, daß etwas ihn drückte. Immer ernster und geheimnisvoller wurde seine Unterhaltung mit der Braut. Trübe Wolken stahlen sich über die schöne Klarheit ihrer Stirne und ein Schauer durchzuckte ihre zarte Gestalt.

All dies konnte unmöglich den Blicken der Gesellschaft entgehen; ihre Heiterkeit erstarb durch das unerklärlich düstere Wesen des Bräutigams; Blicke und Reden wurden gewechselt, die einen zuckten die Schultern, die anderen schüttelten bedächtig das Haupt. Gesang und Gelächter wurden seltener; laue Pausen unterbrachen die Unterhaltung, bis man endlich anfing, wilde Sagen und Geistergeschichten zu erzählen. Eine schauerliche Geschichte rief eine andere, noch schauerlichere hervor und endlich trieb der Baron einige Damen fast zu hysterischen Krämpfen durch die Geschichte von dem gespensterhaften Reiter, der die schöne Leonore entführte; eine fürchterliche aber wahre Erzählung, die seit der Zeit im Verste gelehrt würde und von der ganzen Welt gelesen und geglaubt wird.

Der Bräutigam lauschte dieser Erzählung mit tiefer Aufmerksamkeit. Er heftete seine Augen fest auf den Baron und als die Geschichte ihrem Ende nahte, begann er sich allmählich von seinem Sitze zu erheben, größer und immer größer wer-

dend, bis er den weitgeöffneten Augen des Barons fast wie ein Riese erschien und im Augenblick, als die Erzählung beendet war — stieß er einen tiefen Seufzer aus und nahm feierlich Abschied von der Versammlung. Die ganze Gesellschaft war starr vor Bestürzung. Der alte Baron war wie vom Donner gerührt.

„Was!“ rief er dem Gast in seiner Verzweiflung zu, „Sie wollen das Schloß um Mitternacht verlassen, nachdem alle Vorbereitungen zur Vermählung getroffen sind, nachdem die Zimmer bereit stehen, wenn Sie sich zurückziehen wollen!“

Aber der Fremde schüttelte traurig und geheimnisvoll den Kopf und sagte mit hohler Stimme: „Ich muß heute nacht mein Haupt in einem anderen Zimmer zur Ruhe legen.“

Es lag etwas in dieser Antwort und in dem Ton in welchem sie gegeben wurde, das dem Baron fast das Blut stocken machte; aber er nahm seine ganzen Kräfte zusammen und wiederholte seine gastfreundliche Aufforderung.

Der Fremde schüttelte jedoch bei jedem Anerbieten schweigend, aber energisch das Haupt und indem er der Gesellschaft ein letztes Lebewohl zuwinkte, verließ er langsam den Saal. — Die beiden Tanten waren vollständig versteinert, die Braut ließ ihr Köpfchen hängen und eine Träne stahl sich in ihr lebensvolles Auge.

Der Baron folgte dem Fremden bis zu dem großen Hof des Schlosses, wo das schwarze Streitroß ungeduldig den Boden scharrte und laut aufwieherte. Nachdem sie das Portal erreicht hatten, dessen tiefer Torweg nur mit einem Oellämpchen spärlich beleuchtet war, stand der Fremde plötzlich still, wandte sich an den Baron und sagte mit Grabesstimme:

„Jetzt, da wir allein sind, will ich Ihnen den Grund meines Scheidens bekannt geben. Ich habe eine feierliche, eine unlösliche Verpflichtung —“

„Aber warum?“ sagte der Baron, „können Sie nicht einen anderen an Ihrer Stelle senden?“

„Hier gibt es keinen Stellvertreter — ich muß der Verpflichtung in eigener Person nachkommen — ich muß fort in die Kathedrale nach Würzburg!“ —

„Aber nicht bis morgen, Herr Graf, morgen reiten Sie dann mit Ihrer Braut,“ erwiderte der Baron.

„Nein! Nein!“ rief der Fremde mit zehnfach verstärkter Feierlichkeit, „für mich gibt es keine Braut! — Die Würmer, die Würmer erwarten mich! Ich bin ja tot — ich wurde von Räubern erschlagen — mein Leichnam liegt in Würzburg — um Mitternacht werde ich beerdigt — das Grab wartet auf mich — ich kann ihm nicht länger entgehen!“

Er sprang auf seinen feurigen Rappen, sprengte über die Zugbrücke und der Hufschlag verlor sich mehr und mehr im Säuseln des Nachtwinds.

In voller Bestürzung eilte der Baron in die Halle zurück und erzählte, was sich begeben hatte. Zwei Damen fielen sofort in Ohnmacht; die anderen waren ganz krank bei dem Gedanken, daß sie mit einem Gespenst getaselt hätten. Einige hielten den Entschwundenen für den wilden Jäger der deutschen Sage, andere sprachen von Berggeistern und Walddämonen und anderen wilden Geistern, die ja seit undenklichen Zeiten in Deutschland hausten. Einer der armen Verwandten wagte sogar die Bemerkung, das Ganze könnte ein toller Streich des jungen Ritters gewesen sein; denn gerade das Düstere dieser Laune scheine mit dem melancholischen Wesen des Grafen übereinzustimmen. Dies zog ihm jedoch die Verachtung der ganzen Gesellschaft, insbesondere des Barons zu, der ihn für einen Ungetreuen hielt.

Wenn man aber anfangs an der Wahrheit des Vorgefallenen hatte zweifeln können, so war dies am nächsten Tage nicht mehr möglich; denn glaubwürdige Boten waren erschienen, um von der Ermordung des Grafen und seinem Begräbnis im Dom zu Würzburg zu berichten.

Das Entsetzen, das auf dem Schlosse herrschte, läßt sich nicht beschreiben. Der Baron schloß sich in sein Zimmer ein. Die Gäste, die gekommen waren, um sich mit ihm zu freuen, konnten doch nicht daran denken, ihn jetzt zu verlassen. So wanderten sie denn in den Höfen umher oder standen in Gruppen in der Halle zusammen, schüttelten die Köpfe und zuckten die Achseln, saßen länger denn je bei Tisch und aßen und tranken noch mehr als früher, um ihre Geister frisch zu erhalten. Wenn jemand Mitleid erweckte, so war es die verwitwete Braut. Sie hatte einen Gatten verloren, eke sie ihn umarmt hatte — und was für einen Gatten! Denn, wenn schon sein Geist so anmutig und edel war, wie mußte er erst als lebendes Wesen ausgesehen haben! — Das

gar e Haus hallte wieder von ihren herzerreißenden Klagen.

In der Nacht des zweiten Tages, nachdem sie Witwe geworden war, zog sie sich in ihr Zimmer zurück, begleitet von einer ihrer Tanten, die darauf bestand, bei ihrer Nichte zu schlafen. Die Tante, die sich rühmen konnte, eine der besten Erzählerinnen von Geistergeschichten zu sein, hatte eben eine ihrer längsten angefangen und war dann allmählich eingeschlummert. — Das Zimmer lag abseits und ging auf einen schmalen, kleinen Garten hinaus. Die Nichte betrachtete gedankenvoll den aufsteigenden Mond, der seine Strahlen durch die Blätter eines Eibenbaumes zittern ließ. Eben schlug die Schloßuhr Mitternacht, als eine sanfte Melodie sich vom Garten emporstahl. Sie erhob sich rasch aus ihrem Bette und eilte dem Fenster zu. Eine hohe Gestalt verbarg sich im Schatten der Bäume. Ein Mondstrahl fiel auf das Antlitz. Himmel und Erde! Sie erblickte ihren geisterhaften Bräutigam. Ein lauter Schrei schlug in diesem Augenblick an ihr Ohr und ihre Tante, die durch die Musik aufgeweckt worden und ihr ans Fenster gefolgt war, fiel ohnmächtig der Nichte in die Arme. Als diese wieder emporjah, war das Gespenst verschwunden.

Von den zwei Frauen bedurfte die alte Tante nun die meiste Aufmerksamkeit und Pflege; denn sie war völlig außer sich vor Schrecken. Was aber die junge Baroness betrifft, fand sie selbst in dem Geist ihres Liebhabers etwas Anziehendes. Es war doch noch der Schein der männlichen Schönheit und wenn sie auch nicht den ganzen Mann haben konnte, so tröstete sie sich wenigstens mit seinem Schatten. Die Tante erklärte, sie würde nie wieder in diesem Zimmer schlafen; die Nichte aber war zum erstenmal widerspenstig und erklärte ebenso bestimmt, daß sie in keinem anderen des ganzen Schlosses schlafen würde und die Folge war, daß sie allein in demselben blieb; ihre Tante aber nahm sie das feierliche Versprechen ab, niemanden die Geschichte von dem Gespenst zu erzählen, damit man sie nicht des einzigen, arm-seligen Vergnügens beraube, das Zimmer zu bewohnen, über welches der Schatten ihres Geliebten nächtliche Wache hielt.

Wie lange die gute, alte Dame ihr Versprechen gehalten haben würde, ist unklar; denn sie erzählte überaus gerne von wunderbaren Dingen und Ereignissen und dann ist es ja auch ein Triumph, wenn man die erste ist, die eine gruselige Geschichte erzählen kann; nichtsdestoweniger wird es jetzt noch in der Nachbarschaft als ein Beispiel weiblicher Verschwiegenheit erwähnt, daß sie das Geheimnis eine ganze Woche lang für sich behielt, bis sie plötzlich von aller Zurückhaltung befreit wurde durch die Nachricht, die sie eines Morgens am Frühstückstisch empfing, daß die junge Dame nirgends zu finden sei. Ihr Zimmer war leer, das Bett unberührt — das Fenster offen, der Vogel also entflohen.

Die Verwunderung und die Bestürzung, mit welcher diese Nachricht aufgenommen wurde, kann nur von jenen begriffen und verstanden werden, welche Zeugen einer Aufregung gewesen sind, wie sie das Unglück eines großen Mannes unter seinen Freunden hervorrufft. Selbst die armen Verwandten hielten einen Augenblick im Essen inne, als die Tante, die zuerst sprachlos gewesen, plötzlich die Hände rang und rief: „Das Gespenst! Das Gespenst, sie ist von dem Gespenst entführt worden!“

In einigen Worten erzählte sie von dem nächtlichen Geisterpud im Garten und schloß, daß der tote Bräutigam sicher seine Geliebte geholt habe. Zwei von den Dienern bestärkten sie in ihrer Meinung; denn sie hatten um Mitternacht Pferdegetrappel vernommen, das sich schnell vom Schlosse entfernte, und sie zweifelten nicht, daß es der gespensterhafte Bräutigam war, der auf seinem schwarzen Streitross die Braut zu Grabe trug.

In welcher bejammernswerter Lage befand sich nun der arme Baron! Was für ein herzerreißender Kummer war das für einen liebenden Vater, für ein Mitglied der erlauch-ten Familie von Katzenellenboan! Seine einzige Tochter war entweder dem Tode geweiht, oder er hatte vielleicht gar einen Waldgeist als Schwiegersohn. Wie gewöhnlich war er vollkommen verstört und das ganze Schloß in Aufruhr. Die Diener hatten den Auftrag bekommen, sich sofort aufs Pferd zu setzen und jeden Weg und jeden Steg, jedes Tal und jede Schlucht des Odenwaldes zu durchsuchen. Der Baron selbst hatte gerade seine Reitstiefel angezogen; sein Schwert umgürtet und wollte eben seine Stute besteigen, um sich selbst auf die zweifelhafte Suche zu begeben, als er durch eine neue Erscheinung aufgehalten wurde.

Man sah, wie eine Dame auf einem herrlichen Zelter sich dem Schlosse näherte, begleitet von einem Ritter zu Pferde. Sie galoppierte bis zum Tore, sprang vom Pferde und, dem Baron zu Füßen fallend, umschlang sie seine Knie. Es war seine verlorene Tochter und ihr Begleiter: — der gespensterhafte Bräutigam! Der Baron war sprachlos! Er schaute bald seine Tochter, bald das Gespenst an und zweifelte wirklich, ob er noch bei Sinnen sei. Die Erscheinung des Ritters hatte sich wunderbar gehoben seit seinem Besuche in der Geisterwelt.

Seine Rüstung war prachtvoll; seine Gestalt voll männlicher Schönheit. Er war weder bleich noch schwermutig. Sein edles Antlitz zeigte vielmehr Jugendfrische und hohen Sinn und eine hohe Freude strahlte aus seinem Auge.

Das Geheimnis war nun bald aufgeklärt. Der Ritter gab sich als Baron Hermann von Starzensauß zu erkennen. Er berichtete sein Abenteuer mit dem Grafen und wie er zum Schlosse geeilt war, um sich seines traurigen Austrages so bald als möglich zu erledigen, wie aber an der Verebbarkeit des Barons jeder seiner Versuche gescheitert war. Beim Anblick der lieblichen Braut sei er derart entzückt gewesen, daß er schweigend eine Verzögerung seiner Erklärung duldete, nur um einige Stunden neben dem holden Wesen verbringen zu können. Endlich sei er aber ganz ratlos gewesen, wie er auf anständige Weise seinen Rückzug antreten könne, bis ihm durch des Barons Geistergeschichte plötzlich die Idee zu seinem grauerregenden Abschied gekommen sei. Er habe dann die alte Feindseligkeit der beiden Familien gefürchtet und deshalb nur zur Geisterstunde den Garten gerade unter dem Fenster der jungen Dame heimgesucht, dort geworben — gewonnen — sie im Triumph davongetragen und so sei nun — mit einem Wort — die Holde die Seine geworden.

Unter anderen Umständen würde der Baron unerbittlich gewesen sein; denn er hielt zäh sowohl an seiner väterlichen Autorität als an den alten Familienfehden, aber er liebte seine Tochter, er hatte sie als verloren beweint und nun fand er sie doch noch am Leben und ihr Gatte war, wenngleich aus einem feindlichen Hause, so doch, Dank dem Himmel! kein Geist.

In dem Spaß, den sich der Ritter gegen ihn erlaubt hatte, lag etwas, man muß es gestehen, das mit des Barons Ansichten von strenger Wahrhaftigkeit nicht übereinstimmte, aber verschiedene alte Freunde, die selbst in Kriegen gedient hatten und nun zugegen waren, versicherten ihm, daß in der Liebe jede Kriegslust verzeihlich sei, und daß der junge Ritter ein besonderes Anrecht auf diese Erlaubnis habe, indem er vor kurzem vom militärischen Dienste zurückgekehrt sei.

So wurden denn die Dinge glücklich geregelt. Der Baron verzog dem jungen Paar auf der Stelle. Die Festlichkeiten wurden wieder ausgenommen. Die armen Verwandten überschütteten das neue Familienglied mit Liebeserklärungen, denn es war ja so ritterlich, so großherzig und — so reich.

Die Tanten waren zwar entsetzt, daß ihr System von strenger Abgeschlossenheit und pünktlichem Gehorsam sich als so schlecht erwiesen hatte, aber sie pflichteten es nur der Nachlässigkeit zu, daß sie die Fenster nicht hatten vergittern lassen.

Eine von ihnen war besonders ärgerlich, daß sich ihre Geistergeschichte als unwahr erwiesen hatte und daß das einzige Gespenst, das sie je gesehen hatte, eine Täuschung war; aber die Nichte schien vollkommen glücklich, ihren Geliebten verkörpert zu besitzen und lebte einträchtig mit ihm bis in ein hohes Alter.



## Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse samtmettliche Haut und blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

**Steckenpferd-  
Lilienmilch-Seife**

von Bergmann & Co., Radebeul  
à St. 50 Pf. Ueberall zu haben.

## Unsere Bilder.

— Das neue Seminar für soziale Arbeit in Gummersbach im Rheinlande. (S. Bild Seite 33.) In dem vom evangelischen Diakonieverein in Gummersbach begründeten Seminar bietet sich jungen Mädchen und alleinstehenden Frauen Gelegenheit, sich eine Berufsbildung für soziale Tätigkeit anzueignen, ohne jedoch für die Zukunft irgendwelche Verpflichtung zu übernehmen. Der Kursus dauert ein Jahr und ist unentgeltlich. Die Schülerinnen werden auf drei Monate zur Ergänzung ihrer Ausbildung einem Krankenpflege-Seminar überwiesen und während der übrigen neun Monate in Haus und Fabrik praktisch in den Anstaltsbetrieb eingeführt. Die gebotene praktische und theoretische Ausbildung ist so vielseitig, daß die Schülerinnen nicht nur zur Arbeit in Fürsorge- und Mädchenheimen herangezogen werden, sondern auch Stellen als Gewerbeinspektions-Assistentin und dergleichen mehr bekleiden können.

— Winterbild aus St. Petersburg: Der Newa-Quai und die Brücke über die Newa im Winter. (S. Bild Seite 36.) Daß der russische Winter ganz andere Kältegrade erzeugt, ist bekannt. Die Newa, ein breiter Strom, friert natürlich fest zu und die Petersburger sind froh darüber, denn jetzt brauchen sie nicht mehr die Brücken zu benutzen, sondern laufen oder fahren einfach über das Eis zu den anderen Stadtteilen.

— Der Großvater der deutschen Kronprinzessin, der russische Großfürst Michael Nikolajewitsch (Siehe Bild Seite 36) starb in Cannes im Alter von 77 Jahren. Großfürst Michael war ein Bruder des Zaren Alexander II., des Großvaters des regierenden Zaren Nikolaus, der im Jahre 1881 einem Bombenattentat zum Opfer fiel. Des Großfürsten Michael Tochter Anastasia war verheiratet mit dem im Jahre 1897 verstorbenen Großherzog Friedrich Franz III. von Mecklenburg-Schwerin. Der Ehe entsprossen drei Kinder, darunter Prinzessin Cecilie, die Gemahlin des deutschen Kronprinzen.

— Das Eisenbahnunglück bei Pardubitz: Die Unglücksstätte nach dem Zusammenstoß. (S. Bild Seite 37.) Am 1. Weihnachtstagsfesttag 1909 ereignete sich auf der Strecke Berlin-Wien ein Zusammenstoß eines Schnellzuges mit einem Güterzug durch das Verschulden des Stationsbeamten Zeis. Unter brennenden Trümmern lagen fast 20 Tote und zirka 30 Schwerverletzte. Die Unglücksstätte bot ein Bild wilder Verwüstung.

— Graf Friedrich Praschma. (S. Bild Seite 37.) Der vor einigen Wochen Verstorbene gehörte zum schlesischen Hochadel, war Mitglied des Herrenhauses und mehrere Jahre des Reichstages und preussischen Landtags. Er war Ehrenbürger der Malshefer-Ritter. Mit ihm ist wiederum einer der Veteranen der Zentrumspartei aus der Kulturkampfszeit dahingegangen.

## Zur Unterhaltung.

— Einfach und praktisch. Bei dem steinreichen Bankier Schulze, der drei Töchter zu vergeben hat, erscheinen eines Tages gleichzeitig drei Freier. Schulze wirft nur einen Blick durch das Fenster auf die Straße und bemerkt, daß die drei Bewerber per Droschke 2. Klasse angelangt sind. „Ich bedaure, meine Herren,“ erklärte er hierauf achselzuckend, „wer um eine meiner Töchter anhalten will, darf nicht zweiter Güte anfahren, der muß schon auf Gummi erscheinen. Fragen Sie heut' über's Jahr wieder an, vielleicht bringen Sie es bis dahin so weit. Wer die Sache am schlauesten anfängt, bekommt meine Jüngste.“ Im nächsten Jahre erscheinen die drei wieder gleichzeitig am festgesetzten Tage. „Wo haben Sie Ihre Equipage?“ fragt Schulze den ersten. „Die steht unten!“ gibt dieser, der inzwischen ein reicher Mann geworden, stolz zur Antwort. „Und Sie?“ „Ich bin auf dem Zweirad hergekommen,“ erklärt Nr. 2, „also auch auf Gummi!“ „Und Sie?“ Der Freier Nr. 3 zeigt statt jeder Antwort nur lächelnd auf seine Füße, die mit Gummischuhen bekleidet sind. „Sie sind der Schlauste,“ entscheidet Schulze, „Sie bekommen die Jüngste!“

## Rätselcke.

Beger-Bild.



Was ist das für ein alter Herr, den Herr Lehmann grüßt?

Kapsel-Rätsel.

Steht in ihm ein altes Maß,  
Das man schon beinahe vergaß,  
Dann ist es wohl in der Erden  
Reis, um angefüllt zu werden  
Mit so manchen Gegenständen,  
Die man später will verwenden.

Eine Leiste gibt alsbald  
Ihm ganz andere Gestalt,  
Um Papier wohl zu verbinden,  
Wird man sehr bewährt es finden.  
Stellt ein Affe sich hinein,  
Wird sogleich ein Mensch es sein.

Wenn des Babys Pflegerin  
Tritt hinein und bleibt darin,  
Dann ist einer von den Räumen,  
Wo es mällig läßt sich träumen,  
Doch die Eile drin, so finden  
Wir's als Bild in wald'gen Gründen.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Arithmogriph: Falkenburg, Auber, Laokoön, Regel, Graf, Nelo, Baratarose, Ulfanta, Rabener, Garn.

Homonym: Carmen.

Rebus: Jasminzweig.



Nr. 6.

Sonntag, 6. Februar.

Jahrgang 1910.

## Ein Volksschriftsteller.

Novelle von Bernhard Kiesel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Haben Sie nicht auch schon Jagd gemacht auf Modelle für Ihre Erzählungen?“

Benhoff donnerte auf Büschel los: „Durch diese unerhörte Dreißigkeit haben Sie sich für die Firma Hardung u. Cie. zur Null gemacht. Sie kamen aus dem Hungerland und sind nun an einen allzuüppigen Tisch gesetzt worden, deshalb schwillt Ihnen der Stamm. Ist das Dantbarkeit? Der Vertrag mit Ihnen wird heute noch außer Kraft treten, dafür Sorge ich.“ Er zerriß das Blatt und warf es Büschel vor die Füße.

Dieser raffte die Stücke auf und wollte sich aufs Bitten verlegen. Benhoff wies ihn kalt weg. Da wandte er sich an Hermia, welche mittlerweile wieder eingetreten war:

„Gnädige Frau, ich bin ein armer Künstler. Einer Kapasie wegen soll mir der Vertrag mit der Firma Hardung gelündigt werden. Legen Sie bei Ihrem Herrn Gemahl ein gutes Wort für mich ein, damit er seine Drohung nicht wahr macht.“

Frau Benhoff entgegnete kalt: „Wenn mein Mann es für gut findet, die Firma Hardung vor einem Manne sicherzustellen, der so leicht Verlegenheiten bereiten kann, dann habe ich nichts einzuwenden.“

Und Benhoff fügte bei: „Verlassen Sie mein Haus, um es nie wieder zu betreten.“

Erbost schob Büschel seine Mappe unter den Arm; an der Tür wandte er sich noch einmal grinsend um: „Zweimal zwei ist nicht fünf, und was ich sagte, ist doch wahr, er ist es doch.“ Er schloß sehr unsanft die Tür.

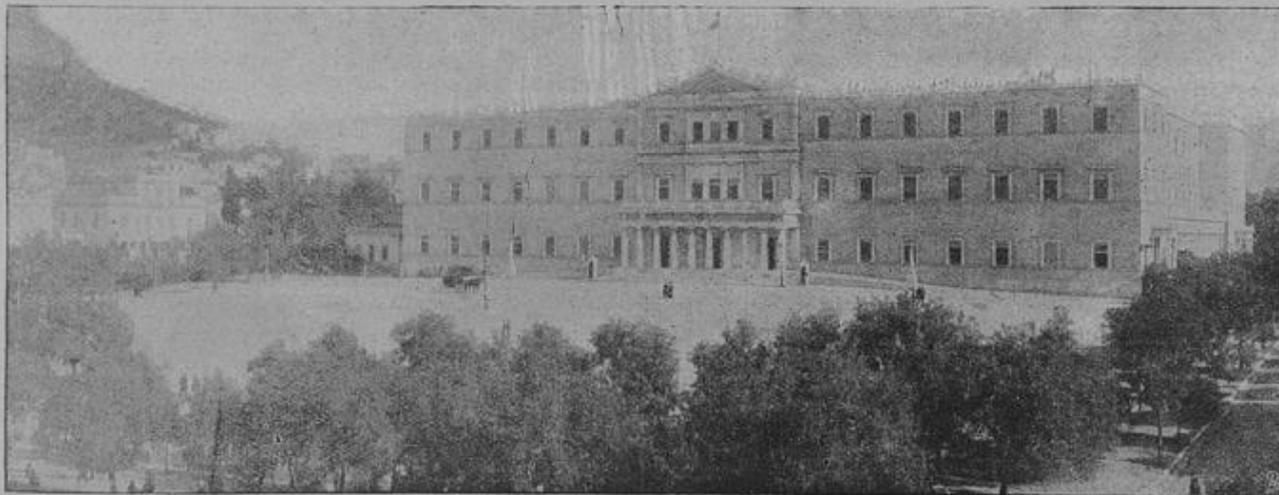
## IV.

Im Hardung'schen Verlagshaus herrschte heute eitel Freude. Die Polizeiverwaltung hatte infolge der v. Kosel'schen Protestschrift die beschlagnahmten Bücher ohne Ausnahme wieder freigegeben. Hardung jubelte: „Jetzt wird vor allem das Kellamejschildchen „konfisziert gewesen und wieder freigegeben“ gedruckt und vors Auge des Publikums gebracht. Herr von Kosel beabsichtigt, dieses Schildchen jedem der so glücklich der Polizeigewalt entronnenen Verlagswerte, die alle im Schaufenster prangen sollen, beizugeben. Auf gleiche Weise werden die verbündeten auswärtigen Buchhandlungen Propaganda machen. Das nennt die Geschäftssprache auf eine Goldmine stoßen, und ich bin der Ansicht, daß ein solches Glück nur bei Selt gefeiert werden kann. Wie ist de i n e Meinung?“

Benhoff, an den diese Worte gerichtet waren, schüttelte den Kopf.

„Diese Art der Ausbeutung des glücklichen Ereignisses gefällt mir nicht; wenigstens möchte ich die Schriften von Fritz Frei ausgeschlossen sehen. Der Grund liegt ja nahe. Der ganze Rabensteinrummel würde wieder aufgefressen werden; es würde wieder aufs neue gewählt und gezischt, und für meine Frau wirkt der Name Fritz Frei wie der Anblick einer Schlange auf eine Taube. Beim Rennen dieses Namens wird sie geradezu nervös. Die Werke können ja ausgelegt werden, aber ohne Schildchen. Im übrigen habe ich nichts dagegen, daß ein Sektabend arrangiert wird. v. Kosel soll aber auch dabei sein; die Kellamejsache läßt sich dann in aller Umficht regeln.“

Hardung stimmte zu. „Ei, da fällt mir noch etwas ein, was dich ergözen dürfte. Vorhin war Fräulein Junck da und erkundigte sich stark interessiert, wer Fritz Frei sei.“



Das königliche Schloß in Athen, das durch eine Feuersbrunst zerstört wurde.

Ich habe sie selbstverständlich im Unklaren gelassen, so daß sie verstimmt davon ging.

Venhoff verzog unmutig das Gesicht. „Diese auch noch? Ich denke, der Chor der Spionen ist doch groß genug. Wäre unser Geheimnis ein Hase, der wäre längst zu Tode gebeht; immerzu! alles egal!“

Während Hardung sich für die große Seltzitzung bereit machte, begab sich Venhoff in die Buchhandlung hinüber, um von Kosel Bescheid zu sagen.

Als er den Laden betrat, huschte eine Mädchengestalt in den Nebentraum, die Pia zu sein schien; aber das konnte doch nur eine Täuschung sein, denn Pia war ja in der Schule. Er informierte von Kosel und drängte zur Eile. Die Sitzung dürfe nicht zu lange werden, seine Frau habe heute abend Vortrag, wo er nicht fehlen dürfe.

Bald sahen die ungleichen Brüder wohlgenut im Ratskeller und tranken Seltz. — Seltz der besten Marken. v. Kosel zeigte sich besonders lebenswürdig gegen Herrn Venhoff. Hatte er doch in ihm einen neuen Schwiegervater erhalten, denn vorhin hatte er sich mit Pia heimlich verlobt.

Hermia beschäftigte sich mit ihrem Vortrag. Einige Verbesserungen waren noch angebracht, zum letzten Male war er überlesen. Sie hatte ihn ziemlich gut im Gedächtnis. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, wie rasch die Zeit vergangen war. Jetzt hieß es sich putzen, um 8 Uhr mußte sie zur Stelle sein, drum frisch zur Toilette. Ein Zeichen mit der Zimmerglocke, und Lieschen erschien. Unter Beihilfe derselben war die Metamorphose bald vollzogen. In bordeauxfarbenerm Margarethenkleid trat Hermia vor den großen Kristallspiegel und betrachtete ihre Erscheinung mit scharfprüfendem Blick, denn gerade heute, wo sie so vielen Damenaugen gegenüberstehen sollte, mußte ihr Äußeres ohne Fehl sein. Es gab nichts auszufehen, und sie lächelte zufrieden.

Sie schickte nach Pia, denn diese sollte sie begleiten; zu ihrem Verdrusse aber hörte sie, daß das Mädchen vor einigen Stunden ausgegangen sei, und zwar ohne jede nähere Auskunft. Weder vom Vater noch von der Mutter hatte sie Erlaubnis.

Hermia begab sich nach kurzem Warten allein auf den Weg. Ein Wagen brachte sie zum Versammlungstokale, zum großen Saal der Harmonia.

Jetzt zurück zu unseren Seltzbrüdern.

Bald wurden die Zungen gelöst und jeder offenbarte seines Herzens Meinung. Hardung, der alte verkümmerte Junggeselle, phantasierte über das nun bald für ihn in Sicht kommende Rentnerglück. Die Schule des Lebens habe ihn zum Realisten schärfster Richtung gemacht.

Früher sei er Idealist gewesen, habe gedacht, ein Verlagsbuchhändler könne viel für die höheren Lebensinteressen tun. Er habe sich insolge dessen edeler Autoren angenommen, habe bei Verlagsangeboten immer zuerst gefragt: Ist das Werk edel und gut? Er sei aber geschäftlich so schlecht dabei gefahren, daß er sein halbes Vermögen erfolglos eingebrockt und so nach und nach zu dem Standpunkt gedrängt worden sei: brinat das Werk Geld, dann verleg' ich's, bringt's feins, dann weg damit, mag selbst ein Engel vom Himmel sein Autor sein. Auf v. Kosels Frage, wie er wohl als Rentner seine Tage und seinen Mammon zu verbringen beabsichtige, meinte er: „Ich werde viel reisen, überall die besten Weine probieren, auch für gute Küchen ausreichend Sympathie betätigen. Antiquitäten sammeln, amüsante Kunstgenüsse nicht verschmähen, und endlich da, wo es mir am besten gefällt, mir ein Hüttchen bauen zu behaglicher Ruhe, ausgestattet mit allen Bequemlichkeiten, die unsere Hyperkultur ausaekügelte hat.“

„Das sind recht praktische Wünsche, ganz deinem Naturell angepaßt, die wohl Erfüllung finden können.“ meinte Venhoff. „Ich sähe auch gerne meine Zukunft in Uebereinstimmung mit meinem Ideal, aber leider bin ich in ein Klippmeer geraten und muß in der noch übrigen Lebenszeit sehr geschickt lavieren, daß ich ohne Schiffbruch wieder in klare See komme. Ideale! Du lieber Himmel! Als ich die Schriftstellerlaufbahn betrat schwebten mir rosige Bilder vor. Als Volksschriftsteller wollte ich im Geiste Schillers die Menge zu den alten ewigen Idealen emporziehen helfen, aber die Massen blieben stumpf, kalt, ließen mich daben; erst als ich mich herabließ und mit den Alltagsmenschen in ihrem seichten Wasser herumratschelte, da verstand man mich, da hatte ich Erfolg.“ Er tat einen bestigen Zug aus dem Glase. „Der beste Teil meines Ichs ist geopfert. Es

stehen mir Mittel zu einem behaglichen Lebensgenusse zu Gebote, noch reichlichere in Aussicht, aber zu spät, — der Lebenshunger ist vorüber, — die Freude am Dasein ist mir vergällt. Der Preis war zu hoch; ich habe Goldmünzen eingesetzt und Spielfennige gewonnen. Ich sprang in einen Abgrund und wußte nicht, wie tief er war. Mein teures Weib, mein holdes Kind sind mir das Liebste auf Erden, aber je mehr mein äußeres Glück wuchs, desto mehr wurde ich ihnen entrückt, und fast komme ich mir vor, wie Adam vor dem verlorenen Paradiese. — Ja, meine Herren, Sie schauen verwundert auf; im Wein liegt Wahrheit!“

In seinen Augen schimmerte es feucht.

„Ei, Herr Venhoff,“ fiel von Kosel ereizert ein, „Pessimismus ist eine abgetane Schnurpfeiserei der Philosophie. Champagnerstimmung muß anders reden. Es muß etwas flotter getrunken werden.“

Währenddessen hatte er die Gläser aufs neue gefüllt, und mit Venhoff anstoßend, begann er in Dithyrambenton mit hochgerötetem Gesichte zu schwärmen: „Auf Ihr ganz besonderes Wohl! Die lieblichste der Musen hat ihre Stirne geküßt und Funten gewedt, die ihre Seele in Zauberglut setzten. Und diese Zauberglut wallte auf, suchte und fand den Weg in die Augenwelt, in die Menschenherzen und beseligte und erquickte. Welche Erfolge! Ihnen ist der Nachruhm als Volksschriftsteller so sicher, wie mir mißvergünzte Erben. Daß Sie zum Volke herabgestiegen sind, war kein Opfer Ihres besseren Ichs, es war vielmehr ein Anpassen an den Kunstzweck, der rechtzeitige Ausgleich einer Strebenstrung.“

Nach meinem Dafürhalten liegt in den Bestrebungen eines Dichters, das Volk emporziehen zu wollen zu gewissen Idealen, eine Art Selbstüberschätzung, vielleicht sogar Hochmut. Der Dichter ist doch nur ein Glied des Volkes, ein so und so viel millionester Teil, und der Teil will das Ganze meistern, — emporziehen, — wie lächerlich!

Die Aufgabe des Dichters besteht nicht im Moralisieren, Problemlösen, Sittentrütern: er hat darzustellen, darzustellen das Schöne, d. h. was gefällt. Einen Unterschied von Gutem und Bösem kennt die Künstlerwage nicht. Was in der Seele des Volkes nach Ausdruck ringt, soll er gestalten, sprachlich schön zum Ausdruck bringen; er soll der Dolmetsch des Volksempfindens sein.

In je höherem Grade er das, was die Volkseele durchwagt, zu genußreicher Darstellung zu bringen vermag, mit um so höherer Berechtigung kommt ihm das Prädikat „Volkssdichter“ zu.

In der Brust des modernen Menschen hausen zwei Dämonen nebeneinander: eine unersättlich nach Erkenntnis ringende Faustseele, und der das höchste Glück im Sinnenrausche suchende Don-Juangeist. Don Juan und Faust beherrschen die Volkseele. Der Strebedrang Fausts führt durchs Genußreich Don Juans. Raslos arbeiten Erkenntnis und Schaffenstrieb im Dienste des Genußes. Das Begehrenswerteste ist das Weib; das Ewig-Weibliche zieht uns hinan. Ein möglichst vollgestrichenes Maß von Genußen zu erhaschen, ist Lebenskunst.

Diese Lebenskunst, Herr Venhoff, ist in Ihren Romanen und Erzählungen, die der „Zentralverein zur Verbr. g. B.“ verlegt hat, zur Offenbarung gekommen, wie kaum durch einen anderen Dichter der Gegenwart.

Da lebt sich alles streng naturgesetlich aus; da steht das Schönste auf Erden, das Weib, im Mittelpunkt der Interessen und übt seinen gewaltigen beglückenden oder vernichtenden Einfluß aus.“

„Zum Ausdruck mit Eurer Philosophiererei,“ wetterte Hardung, „trinkt doch, das Zeug schmeckt vortrefflich, trinkt!“ v. Kosel aber ließ sich nicht stören. „Schon vor meinem Eintritt in das Hardungische Geschäft war ich begeisterter Verehrer, ja Schwärmer für Ihre Schriften, die dem modernen Geschmacke angepaßt sind. Hier fand ich klar ausgesprochen, was ich schüchtern als Lebenszweck zu ahnen wagte; was ich bei meinen Aufhalten in Brüssel, in Paris, in Hamburg bei Tausenden als Beweggrund alles Wetters und Wagens erkannte. Die Helden Ihrer Erzählungen riefen mir aleichsam zu: Mensch, gedente zu leben. Genieße, was du kannst, und leide, was du mußt! Genieße! Beeile dich vom tarabemessenen Erdenglück einen möglichst großen Teil mitzubekommen! Wird das Leben zur Last, wirf es ab; schnell geht's zu Ende, und auf Besseres wartet der Narr! — Sie sehen, daß ich Ihnen bis zu gewissem Grade die Klärung meiner Weltanschauung zu verdanken habe; und wie ich beeinflusst worden bin, mag's mit Hunderttausenden der

Mitlebenden geschehen sein; Zeugnis davon gibt der rasende Abgang Ihrer Schriften. Ich erhebe mein Glas noch einmal: dem Lehrer der rechten Lebenskunst weih's der Schüler: Herr Venhoff lebe hoch!"

Hardung stimmte lallend ein. Der Verherrlichte stieß wohl an, aber mit sichtlichem Widerstreben. "Solche Wirkungen derjenigen meiner Schriften, die unterhalten, und die — es sei gerade herausgesagt — mich aus der Geldverlegenheit heben sollten, habe ich nicht erwartet. Wie oft ist mir Schillers bittere Klage in den Sinn gekommen, daß er den „Geisterseher“ nur des materiellen Gewinnes wegen schreiben mußte. Was Sie mir da sagen, Herr von Kosel, ist teilweise sehr schmeichelhaft, aber nicht ermutigend. Gälte Ihr Lob meinen Schriften älteren Datums, dann würde es mich beglücken. Mit dem neuesten Roman „Eine Geistesamazonen“ lehre ich zu meinen alten Idealen zurück, das ist beschlossene Sache. Inwieweit es glücken wird, weiß ich nicht. Wehe mir, wenn aus meinen jüngsten Schriften, die übrigens alle erst nach Ihrem Eintritt in die Firma Hardung verfaßt sind, Lebensgrundsätze gewonnen würden, die der allgemeinen Jagd nach dem Genuße noch Vorschub leisten. Sie haben es gut gemeint, und der Champagnerlaune ist auch etwas zugute zu halten; deshalb meinen Dank."

Er schaute nach der Uhr: „Ei der Tausend! Wie ich sehe, hat uns der Sekt die Zeit vergessen lassen; meine Uhr ist ja rasend schnell vorwärts gegangen. Ich habe meiner Frau versprochen ihren Vortrag zu hören; der wird wohl jetzt schon gehalten sein; fatal!“ Er griff nach Stod und Hut. „Wir begleiten dich.“ rief Hardung und wankenden Schrittes zogen die Sektbrüder von dannen.

\*

Jetzt zurück zu Hermia. Der hellbeleuchtete, dichtbesetzte Saal machte sie etwas bekümmert, noch um so mehr, da sich aller Augen auf sie richteten. Sie schaute nach Venhoff aus, konnte ihn zu ihrem Leidwesen aber nirgends entdecken. Tante Carola kam auf sie zu und begrüßte sie mit ermutigenden Worten. Gleichzeitig erschien ein Mitglied des Vorstandes um sie an den Ehrentisch zu geleiten. Kaum hatte sie Platz angenommen, so griff die Präsidentin nach der Glocke und eröffnete die Sitzung. Sie begrüßte die Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden, die Honoratioren, sowie auch die Vertreter der Presse. Sie bezeichnete es als ehrenvolle Ermutigung für den Frauenbund, sich der Sympathie so vieler hochachtender Personen und so breiter Volksschichten sicher zu wissen.

Die erste Rednerin, eine recht behäbige Dame, Gemahlin eines Weingroßhändlers, sprach über die Dienstmädchenfrage. Ihre überzuaenden, schlichten Darleannaen liefen in den Rat aus: Haltet euch hoch den Dienstboten gegenüber; seid freundlich gegen sie, aber nie vertraut; laßt sie nur Gutes sehen; macht die Mädchen nicht zum Spielball eurer Launen; vor allem seid gerecht gegen sie und hütet ihre Stillschickheit und Ehre wie eure eigene und wie die eurer Kinder. Nur so kann die heikle Frage einer befriedigenden Lösung entgegengeführt werden und würde allerorts nach dem hier gegebenen Rate verfahren, so würde man sich wundern über das rasche Wachsen der Zahl braver und zuverlässiger Dienstmädchen. Der ungeteilte Beifall stachelte den Mut Hermias an. Schon ihre schöne Erscheinung war ihr eine wirksame Empfehlung; dazu kam, daß sie als Förderin alles Schönen und Guten einen vortrefflichen Ruf besaß. Als sie das Rednerpult bestieg, strahlte ihr aus aller Blick das Vertrauen entgegen: die bringt uns sicher etwas Gutes, — und sie brachte es auch.

Im Begeisterungssturm überzeugte sie, daß die Jugend das höchste irdische Gut eines Volkes sei. „Wertobjekte haben, wenn sie vollwertig sein und bleiben sollen, einen Anspruch auf Pflege und Schutz. Geschützt muß die Jugend werden gegen alles, was die Körpergesundheit, die Seelenreinheit, die freie Entfaltung des Geistes beeinträchtigt.“ und darauf ließ sie die Aergernisse des öffentlichen Lebens Revue passieren, besonders die des Großstadtlebens, ohne Rücksicht ob sie einem Hochstehenden am Gewissen rüttelte, oder dem Plebejerman ein mea culpa weckte. Vergnügungssucht, Alkoholenuss, dem ästhetischen und sittlichen Maßstabe schlecht angepaßte Festschichten, Schaustellungen usw. wurden in ihrem schädigenden Einfluß auf die Jugend gebrandmarkt, aber ganz besonders zog sie gegen schlechte Schriften los. Sie redete sich in solchen Eifer hinein, daß ihr Gesicht zu glühen begann; ihre Blide flammten; ihre schöne Altstimme erhob sich zum Pathos der Tragödin:

Nieder mit der Sensationsliteratur; — nieder mit den schlechten Dichtern. Hoch der Name Schiller! Ihr Dichter, Ihr Schriftsteller, die Ihr nicht die eigene Ehre, das eigene Wohlbehagen, sondern das wahre Wohl der Menschheit, der werdenden Generation fördern wollt, zurück zu ihm. In seinem Adlerfluge zieht er die Seele des Jünglings, das Herz der Jungfrau aus der Flachheit des Alltags zu den Sonnenhügeln der alten, ewigen Ideale empor, und Ihr, die Hüter und Pfleger der Jugend, seid begeisterte Freunde und Förderer der Nachfolger Schillers, dieser Hochlandspioniere, dann wird die Sumpfliteratur hinwinken wie der Gispilz an der Sonne."

Donnerndes „Bravo!“ erscholl.

„Vielleicht die Richterinnen ihres Mannes, und sie ahnt es nicht. Wie herzlich sie ist in ihrer Begeisterung, wie eine Vestalin steht sie da!“ flüsterte Dr. Rabenstein seinem Nachbar zu.

„Nein, wie eine Fürstin!“ gab dieser enthusiastisch zurück.

In gleicher Höhe hielt sich die Begeisterung der Rednerin bis zum Schluß — da wollte der Beifall kein Ende nehmen. Aus allen Teilen des Saales stürmten Zuhörer leuchtenden Blicks zum Rednerpult und suchten Dankbarkeit und begeisterte Zustimmung zu bekunden.

Sämtliche Gäste am Ehrentische hielten die Rednerin gleich einer Ehrengarde umringt und überboten einander in Anerkennungen. Hermia stand da in ihrer ganzen Schönheit und Anmut und schien sich zu verwundern, daß ihre Darlegungen von so ungeahnter Wirkung waren.

Tante Carola ergriff sie bei der Hand und geleitete sie an ihren Tisch, wo sich eine Anzahl von Mitgliedern des literarischen Kränzchens eingefunden hatten, darunter auch Fanny Funt. Sie war aufgetaelt wie eine Fregatte. Ueberausend war es für Hermia, hier auch Hamborn zu finden, aber was war mit diesem vorgegangen? Eleganter Gehrock, weißseidene Weste, goldene Uhr mit schwerer Kette, Weißzeug erster Güte; hier feierte das Sprichwort „Kleider machen Leute“ einen wahren Triumph. Welch eine imposante Erscheinung war auf einmal dieser Dr. Hamborn. Unwillkürlich rief Hermia, indem sie ihm die Rechte reichte: „Aber was ist denn mit Ihnen vorgegangen? Man erkennt Sie ja kaum wieder!“

Lächelnd erwiderte der Sonderling: „Verehrte Frau, das Kästchen ist schnell gelöst. Ich hatte meinen Tag. Sie wissen ja, daß ich immer behauptet habe, ich würde noch einmal meinen Tag haben und er ist gekommen: das Nähere sagt Ihnen Fräulein Carola.“

Diese fiel ereifert ein: „Unglaublich, aber wahr! Dente dir, seinem Roman „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden“ hat die Manzoniengesellschaft den ersten Preis zuerkannt. Unter einigen Tausenden namhafter Romane der letzten drei Jahre wurde der Hamannsche als derjenige bezeichnet, der den Forderungen der Ästhetik und Moral in gleich hohem Grade genüge — 15 000 Mark hat er bekommen. Erstauslich, nicht wahr!“

Hermia beglückwünschte den von Fortuna überraschten auf herzlichste. „Man sieht doch, daß unsere alle Werte unwertende Zeit noch nicht die Fähigkeit verloren hat, wirkliche Werte richtig zu schätzen.“

Während des Beifallssturmes hatten die drei Sektbrüder den Saal betreten. — Venhoff suchte Hermia nahe zu kommen, hatte aber in dem Gewoge seine liebe Not. Viele Teilnehmer richteten den Blick verwundert auf ihn, als wollten sie sagen: Jetzt erst kommst du? v. Kosel, ihm folgend, drängelte sich mit der Gewandtheit eines Lebemanns, überfliegend von Freundlichkeit, bald hierhin, bald dorthin grüßend, vorwärts. Der torpente Hardung mußte im Schweife seines Angesichtes arbeiten, aber dennoch blieb er eine Strecke zurück.

Als Hermia ihren Mann mit seiner Begleitung kommen sah, huschte ein Schatten des Unmuts über ihr Gesicht. Sie beherrschte sich jedoch und rückte für die Angekommenen Stühle zurecht. Da kam zu Venhoffs Schrecken Dr. Rabenstein angesegelt, um gleichfalls seine Anerkennung zu bekunden: „Gnädige Frau, meine aufrichtige Hochachtung! Ihre Ansichten und Vorschläge bedeuten ein Programm, für das Propaganda gemacht werden muß. Ihr „Nieder mit der Sensationsliteratur, nieder mit den schlechten Schriftstellern!“ hat für die Gegenwart den Wert einer Parole. Ich werde die Trommel rühren!“

Hermia verneigte sich: „Es ehrt mich, daß Sie meinen

Gedanken praktischen Wert bemessen, noch mehr aber, daß Sie für die gute Sache so ritterlich einstehen wollen", und leiser fortfahrend: "Darf ich auch wissen, was Sie in der ehrenrührigen Sache, meinen Mann betreffend, zu tun gedenken?"

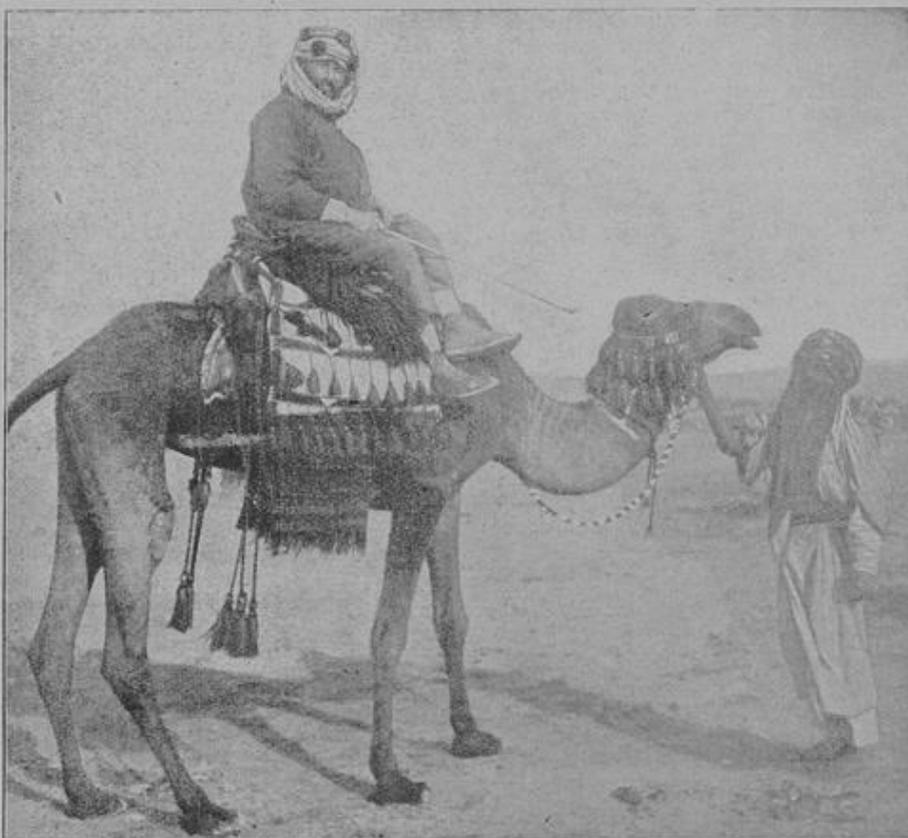
Diese Wendung hatte Rabenstein nicht erwartet, denn er begann an seinen Spigbart zu zupfen und suchte nach der rechten Antwort: "Ah, Sie meinen die Briefkastenfrage. hm! — Ich glaube, wir sind einig im Wunsche, daß die Wahrheit zum Siege komme, und sie wird zum Siege kommen, man ist ehrlich an der Arbeit."

Die Glocke der Präsidentin brachte das heikle Thema zur Ruhe. Mit feierlicher Stimme priest die Leiterin den Vortrag als rhetorische Leistung von nachhaltiger Wirkung. Die Ratschläge müßten zur Tat werden und um diese Umsetzung in die Tat zu erleichtern, beantrage sie Drucklegung des Vortrags auf Vereinskosten und Massenverbreitung desselben.

Der Antrag fand einstimmige jubelnde Annahme.

Dr. Rabenstein war verschwunden, ebenso Fräulein Funt, die sich vergebens bemüht hatte, mit Venhoff ein Wort auszutauschen. Zum Leidwesen Hermias war auch Carola weg. Diese fühlte sich nie wohl in Gegenwart Venhoffs und v. Kosels, aber ihr unverhofftes Verschwinden hatte noch einen anderen Grund. Es drängte sie, Hermia eine Entschuldigung unliebsamer Art zu machen. Via betreffend. Da sie zu zartfühlend war, um der Gefeierten Essig in den Becher edler Freude mischen zu können, so ging sie der Gelegenheit aus dem Wege und entfernte sich unbemerkt.

Am Ehrentische wirkte das Erscheinen Venhoffs wie ein kalter Wasserstrahl. Frostiges Begrüßen, — misstrauische Blicke, — tiefe Verbeugungen. Es entwickelte sich wohl eine Unterhaltung, aber sie glich einem Wasserlein in sandiger Gegend, das sich mühsam vorwärts ringt, immer schwächer wird und endlich versiecht. Einer nach dem an-



Der deutsche Orientalist Hermann Burchardt.



Prinzregent Tschun von China.

deren verabschiedete sich und schließlich blieben nur noch fünf übrig: Venhoff und seine Hermia, Gardung, v. Kosel und Dr. Hamborn.

Hermia, ermüdet und schläfrig, sehnte sich nach Hause, doch die übrigen einigten sich, noch ein Stündchen das Glück Hamborns zu feiern und zwar im Café Kasino.

Gardung wollte sich unterwegs abdücken, wurde aber mitgenommen. Im Café Casino blendete berückender Lichterglanz das Auge, so daß Hermia mehrerer Sekunden bedurfte, um sich in dem bunten Gewimmel des weiten Raumes zurecht zu finden. An einem kleinen Marmorischen gewahrte sie den Maler Büschel. Sie hätte so gerne kehrt gemacht, aber es konnte nicht mehr ohne Auffälligkeit geschehen; von Gardung war bereits ein Tisch in Beschlag genommen, der Platz bot für alle. Auch Venhoff hatte jetzt zu seinem Verdruß den nur wenige Schritte entfernt stehenden Büschel bemerkt. Dieser, der eifrig in einem illustrierten Werke herumgeblättert hatte, schob dasselbe jetzt beiseite, nahm eine herausfordernde Haltung an, musterte einen nach dem andern und qualmte trotzig seine Zigarre. Venhoff streifte ihn eintigmal mit verächtlichem Blick aber ohne Erfolg; da sagte er halb laut: "Seht mir doch den unverschämten Menschen! Wenn er seine Lattlosigkeit so weiter treibt, werde ich den Wirt veranlassen, ihn die Türe zu weisen."

Der Kellner brachte Chokolade. Gardung wandte sich an Hamborn: "Seht sind Sie der Gefeierte. Niemand freut sich Ihres Glückes mehr als ich."

Hamborn lächelte fein vor sich hin. "Es ist doch eigen in der Welt besonders mit dem Glück. Bei den meisten fällt es in den Traum, bei manchen auf eine Lotterienummer, bei mir ist es sogar auf ein Bündel Malulatur gefallen. Schade, daß sie so schnell löschlugen, sonst wäre Ihr Glück noch größer gewesen, denn ich hätte den ganzen Bestand aufgekauft, und Sie wären bei Heller und Pfennig zu Ihren Einfaß gekommen. Uebrigens sollen Sie doch schadlos gehalten werden."

Gardung fühlte den Stich: "Geld macht Mut, Herr Doktor, nicht wahr? Aber ich schlage vor, daß wir die schöne Stimmung nicht vergällen durch Herausbeschwören von unangenehmen Erinnerungen. Ich habe das Werk als Matu-

latur verkauft, nun ja, es war eine Dummheit, zugleich aber auch ein wenig Sühne!"

"Was? Sühne? Wofür?" brauste Hamborn auf.

Hardung suchte seine Ruhe zu bewahren: "Das wissen Sie recht gut, darum bitte ich um Schluß in der Sache."

Hamborn aber ließ sich nicht so leicht beschwichtigen: "Nichts weiß ich gar nichts. Habe ich Sie je beleidigt? Denn nur so allein wäre das Wort Sühne gerechtfertigt."

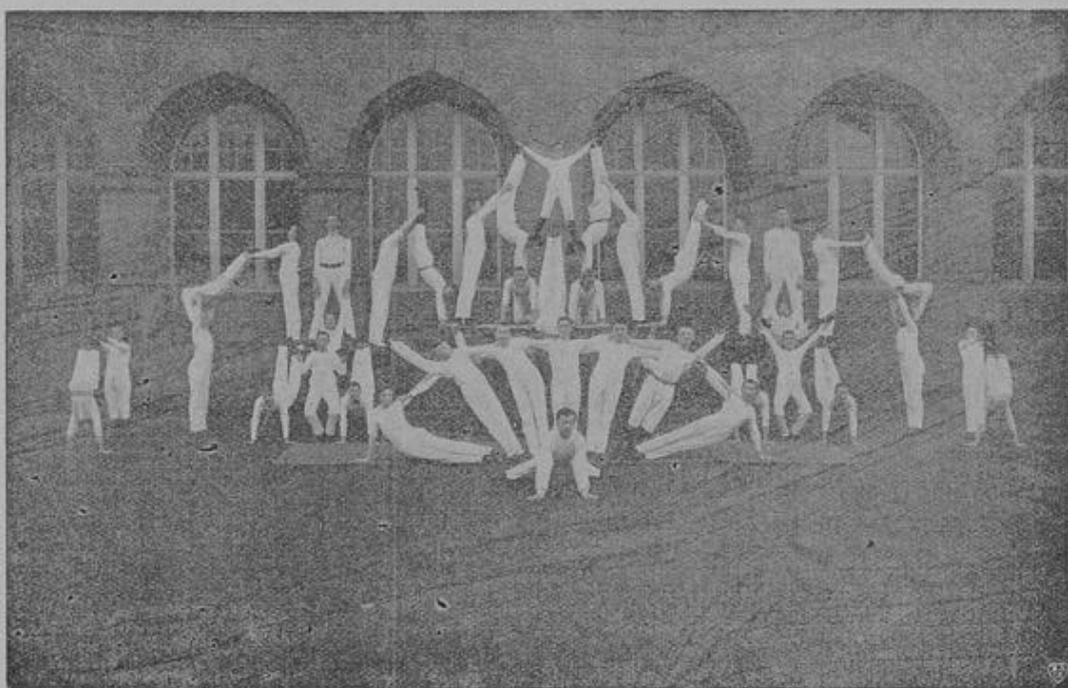
"Ja, wenn Sie es denn mit Gewalt auf dem Präsentierteller haben wollen, so sei es. Haben Sie nicht mitgeholfen, sogar hervorragend mitgeholfen, daß die Polizei in meinen Räumen nach verbotenen Schriften suchte und auch eine Anzahl konfiszierte, die aber Dank gerechter Gesetze wieder freigegeben wurden?"

"Ich soll hier irgend welchen Einfluß geübt haben? Das ist eine infame Verleumdung!"

"Nach einem Gewährsmann haben wir nicht weit. Hier sitzt er, Herr v. Kosel ist Zeuge gewesen, wie Sie im Verein zur Bekämpfung der Schundliteratur über Friß Frei losgefahren sind; wie Sie mit aller Wucht darauf gedrungen haben, daß er vor aller Welt bloßgestellt werde, daß die Polizei mehr als seither zur Aufführung schlechter Schriften in Anspruch genommen werde."

v. Kosel war ärgerlich, so plötzlich in eine Streitfrage verwickelt zu werden: "Was wahr ist, bleibt wahr, aber warum eine Sache zum Austrag bringen wollen, hier, wo doch nur die Freude zu ihrem Recht kommen soll. Ich bitte, diese Angelegenheit auf eine geeignetere Stunde zu vertagen."

Hamborn fiel ins Wort: "Mir sei ferne, ein Freudenstörer zu sein, wo aber Mißtrauen, falscher Argwohn usw. mit zu Tische sitzen, kann die Freude erst zu ihrem Rechte kommen, wenn diese unheimlichen Gäste vor die Tür gesetzt sind. Hiermit erkläre ich, daß ich weder direkt noch indirekt am Konfiskationsmanöver beteiligt gewesen bin, daß ich aber gegen Friß Frei geeifert habe, weil ich ihn als einen



Schauturnen der Turnabteilung Düsseldorf-Derendorf.  
(Jünglingskongregation St. Dreifaltigkeit-Düsseldorf und Arbeiterverein Düsseldorf-Nord.)

der gefährlichsten der sogenannten Volksschriftsteller erreichte."

Venhoff war ermüdet eingenickt.

Fast heftig fiel Hardung ein: "Die Polizei hat Friß Frei freigegeben; das beweist, daß Sie vorerst mit Ihrer Meinung allein stehen. Worin finden Sie das Gefährliche bei diesem beliebten Erzähler? Sollte der Neid, der schwefelgelbe Schriftstellereid, nicht ein wenig mitteden?"

"Neid lenne ich nicht, habe ich nie gekannt, vielmehr freue ich mich von Herzen, wenn am literarischen Himmel einmal ein ordentlicher Stern aufsteht. Aber Friß Frei ist für mich kein solcher Stern, nicht einmal eine überraschende Sternschnuppe. Was ihn gefährlich macht, ist die listige Weise, in welcher er unter Umgehuna verfehmter Ausdrücke und Derbheiten die Phantasie in Situationen zwingt, wo es kaum anders möglich ist, als daß der unreine Sinn auflodert. Bei Lektüre seiner Erzählung könnte man ähnlich urteilen, wie ein angesehener Kritiker nach Lesung von 'Tantris, der Narr': 'Hier können Augenlust und Kleischeslust sich einmal ordentlich sättigen. O moderne Aesthetik; wie knapp ist dein Gewand, und wie durchsichtig dein Schleier!'"

Er warf einen Blick auf Venhoff, der schlafend den Kopf noch tiefer sinken ließ. Dann fuhr er fort: "Man hat ja verschiedene Namen genannt die hinter der Maske 'Friß Frei' stecken könnten unter anderen sogar Venhoff; wer aber dessen 'Hartmann von Siebeneichen' kennt, weiß ganz genau, daß er 'romantische Liebesabenteurer' und dergleichen nicht geschrieben haben kann. Venhoff ist kein Priester der Muse, der ihren Altar schändet. Er ist mein Freund nicht hat sich sogar schon geäußert, ich sei ein halber Narr, aber ich pflege bei Beurteilung eines Menschen nie zu fragen: 'Wie stellt er sich zu mir?' Deshalb auch Herrn Venhoff gegenüber der Wahrheit die Ehre."

Hermia, die am anderen Tische saß, und mit Herrn v. Kosel



Zum Wiederaufbau der Stadt Messina.

geplaudert hatte, zeigte auf einmal durch freudige Beifallsbezeugung, daß ihr kein Wort Dr. Hamborns entgangen war. Aus ihren verklärten Augen las er einen herzlichen Dank.

Benhoff erwachte und schaute nach Büschel, der seither wie ein Luchs gelauscht hatte und jetzt in frecher, auffälliger Weise hustete. Es waren unheilkundende Blicke, die hier einander begegneten. Zum Glück erschien jetzt eine fliegende Kapelle, welche den Tannhäusermarsch zu spielen begann. Weil die Darbietung als echte Kunstleistung wirkte, war bald jedermann Ohr; nur die Genußjäger von Profession, noble Barbaren inmitten der Zivilisation, setzten unbekümmert ihre Unterhaltung fort. Hermia als geborene Musikfreundin lauschte mit ganzer Seele. Am Schlusse bemerkte sie, daß Benhoff abermals eingeknickt war, daß Dr. Hamborn und Hardung eifrig miteinander unterhandelten.

Sie hörte, wie Dr. Hamborn bestimmt und scharf erklärte: „Ich kann nicht anders; die zweite Auflage von meinem preisgekrönten Werke können Sie nur dann bekommen wenn Sie mir den Nachweis geliefert haben, daß Ihr Verlag seinen alten Prinzipien treu geblieben ist.“

v. Kosel suchte die Unterhaltung mit Hermia wieder anzuknüpfen. „Sie schwärmen für Wagner, ein köstlicher Komponist nicht wahr?“

„Mir gefällt an ihm der freie, volle Strom der Harmonien weniger das innere Wesen seiner Musik, Beethoven ist mir lieber.“

„Ich verstehe recht gut; Beethoven ist Ihnen der Nat. der sich zur Wolkhöhe erschwingt und das Menschengemüt sonnenwärts zieht während Wagner sich in seinen Flügen recht oft in bedenklicher Erdnähe hält, und zwar zum Wohlbehagen seiner Hörer.“

Hermia öffnete ihren Fächer. „Der Becker erhabener Gefühle ist mir ein größerer Künstler, als der Becker rein sinnlicher.“

„Wenn ich recht verstehe, wollen Sie v. Beethoven als Darsteller nur erhabener Gefühle, Wagner als Becker sinnlicher Empfindungen kennzeichnen.“

„Das entspricht meiner Meinung nicht ganz. Mir verweist Wagner immer Sinnliches, und v. Beethoven verführt mich immer Geistiges, deshalb gewährt mir letzterer auch nachhaltigere Befriedigung.“

v. Kosel sann einen Augenblick nach, dann entgegnete er: „Meines Erachtens sind eigentlich alle Gefühle ohne Ausnahme sinnlichen Ursprungs. Der Nachhall dessen, was der Sinn einmal als Glück empfunden, ist des Wiedererweckens wert; ich für meine Person ziehe jene Künstler, seien es Musiker, Maler oder Dichter vor, die diesen Nachhall des einmal empfundenen Sinnenglücks in möglichst hochgradiger Täuschung wiederzuwecken verstehen. Von diesem Gesichtspunkt aus sind Mozarts Don Juan, Gounods Faust und Wagners Tannhäuser meine Lieblingsoperen. Einst besuchte ich mit einem Freunde den Tannhäuser. Am Heimwege late er mit tiefster Ueberzeugung: „Ja, das war ein echter Genuß.“ Gestehe mir es, wir doch nur frei: Wir Diesseitigen können nur im Sinnenglück Befriedigung finden.“

Hermia säufelte sich frische Luft zu. Nach einer Weile warf sie vom Thema abspringend mit heiterer Miene hin: „Mein Mann hat mir erzählt, Sie schwärmten so sehr für amerikanische Zustände, für die dort herrschende Freiheit im Lebensgenusse. Ich bewundere Ihren Opfersinn. Wie können Sie es über sich gewinnen, in dem tristen Deutschland solange auszuhalten?“

Er parierte gewandt: „Amerika ist wohl schön, und das Leben ist wenig durch Schranken eingeengt, aber ich gehöre zu jenen Vögeln, die da ihr Vaterland haben, wo sie sich am wohlsten fühlen. Nirgends habe ich mich wohler gefühlt, als in dem biederen Deutschland, und sollte ich einmal einem Mädchen meine Hand zum Lebensbund reichen, so müßte es eine Deutsche sein. Gut soll sie's haben. — wie ein Turkestaubchen soll sie gepflegt werden; sie soll mein Himmel auf Erden sein.“

Er erwartete von Hermia eine Antwort. Sie aber schwieg. Sie hatte in seiner Seele gelesen und war wenig befriedigt. Von Musik verstand er soviel, wie ein Klüßer vom Sonnensystem: alles Scheinwissen, — Unklarheit, — Flachheit, — Berechnung. Und gar die letzte Anspielung auf ein deutsches Mädchen, — wie plump! Sie sehnte sich nach Hause.

Auf einmal bemerkte sie, wie v. Kosel verstohlen nach Büschels Tisch hinüberschielte.

Dort hatte sich ein behäbiger Herr mit ödem Quadratmetergesicht niedergelassen und zeigte sich mit Büschel vertraut. Er hörte dessen mit außerordentlicher Lebhaftigkeit unter großem Gesienaufwande gebotenen Mitteilungen hochinteressiert an; dann besah er sich die Gesellschaft an Benhoffs Tisch, wie ein Metzger, der den ungefähren Wert eines Tieres abschätzt.

„Er ist es,“ raunte v. Kosel Hardung ins Ohr.

Benhoff wurde geweckt. Bei seinem Ausblicke, als sei er aus einem schweren Traume erwacht, gewahrte er den Vierschrötterigen. So schnell, als es die Umstände gestatteten, erhob er sich und drängte zum Ausbruch. Dieser vollzog sich selbst bei dem sonst etwas schwerfälligen Hardung fluchtartig. v. Kosel lehrte, nachdem er seine Gesellschaft eine Strecke Weges begleitet hatte, und nun sicher unter Dach und Fach wußte, wieder zurück zu Büschel und dem Fremden. Dieser erwies sich als Direktor des „Zentralverbandes für Verbreitung guter Volkstheatre.“ Es erfolgte jetzt so etwas, wie eine geheime Konferenz.

Direktor: Hier war früher ein herrliches Absatzgebiet für unsere Schriften; auf einmal ist eine Stodung eingetreten. Wie kommt das, Herr v. Kosel?

v. Kosel: Es hat sich für unsere Stadt und Umgegend ein Verband gebildet gegen Sensationsliteratur. Dieser arbeitet gegenwärtig gegen die Zentrale und ihre Schriften.

Direktor: Da muß eine Gegenbewegung einsetzen. Sie werden uns in den nächsten Tagen berichten, mit welchen Mitteln der Verband arbeitet, welche Personen im Vordergrund stehen, wie sich die Firma Hardung und Herr Benhoff dem Gelichter gegenüber verhalten. Dieser Benhoff ist für uns eine gute Aquisition und muß dem Zentralverband erhalten bleiben, noch um so mehr, weil er durch seine früheren Schriften den Ehrlichkeitschein eines hochstehenden Dichters voraus hat und zwar in Kreisen, die durch uns beeinflusst werden sollen, d. h. wo wir unsere Heftakomben zu schlagen beabsichtigen. Bei Anarissen auf uns haben wir seinen Namen schon oft mit Erfolg als Schild vorgehalten.

Büschel: Ich erlaube mir zu bemerken, daß er ein unsicherer Kantonist ist. Ich habe mich mit ihm gründlich überworfen und durch seinen Einfluß arbeite ich nicht mehr für die Firma Hardung.

Direktor: Tut nichts, kommen Sie zu uns nach Brüssel, dort gibt's Arbeit in Külle für Ihren Stifft.

v. Kosel: Auch mir sänat hier der Boden an etwas heiß unter den Füßen zu werden.

Direktor: Unsere ganze Propaganda in hiesiger Gegend ist mit Ihrer Person unzertrennlich vereinigt und steigt und fällt mit Ihnen, deshalb müssen Sie bleiben. Finden Sie nicht Ermüdung in dem Gedanken, welche großen Werk Sie dienen? Wo unser Geist einschlägt, flaut der religiöse Irrwahn ab; die morschen Schranken einer veralteten Moral fallen und freier walzt das Banner der reinen Menschlichkeit.“

Die Kellner begannen die Stühle auf die Tische zu setzen und für die letzten drei von den vielen Erdenwallern, die hier im Verlaufe des Tages gespeist und getränkt worden waren, hatte das die Bedeutung eines Schluffruses für ihre Konferenz.

Fortsetzung folgt.

## Hauptmann Parisseaus Erfinder.

(Uebersetzung aus dem Französischen.)

Von Alex. A. Herrmann.

(Nachdruck verboten.)

„Ich kann die Erfinder nicht riechen!“ erzählte eines Tages Hauptmann a. D. Parisseau, während er sich im Café du Globe seinen Absinth mischte — einem Absinth, dem er mit unbeschreiblicher Vorsicht etwas Wasser beimischte. „Die Erfinder sind alle Dummköpfe, zu nichts tauglich, die sich in alles mischen, was sie nichts angeht, um sich interessant zu machen. Besonders seit einer dieser Spitzbuben meine Existenz vergiftet hat, kann ich sie nicht mehr sehen! Siehe ich da eines Tages ruhig bei mir zu Hause, beschäftigt, meine Pfeife zu rauchen und meine Gedanken niederzuschreiben, denn ich mache es wie die großen Schriftsteller, ich führe ein Tagebuch. Nach dem Beispiel Viktor Hugo's, der

immer, selbst in der Nacht, Bleistift und Papier bei sich hatte, habe ich immer ein Notizbuch zur Hand.

Ich war also dabei, in mein Notizbuch einzuschreiben, daß der Fourier der Kompagnie mir nicht sein Heft wie gewöhnlich vorgelegt hatte, als es an der Tür klopfte.

„Herein!“ rufe ich.

Ein Individuum von herabgekommenem Aussehen, eine Art Lausbruder, mager, abgemergelt, in einem Rock ohne Knöpfe, schlängelte er sich in mein Schlafzimmer, das mir zugleich als Salon dient. Er trug einen Koffer in der Hand.

„Was wollen Sie?“ fragte ich ihn.

„Herr Kommandant . . .“

„Ich bin kein Kommandant.“

„Herr Oberst . . .“

„Ich bin kein Oberst, Sie Muster von einem Esel!“

„Herr General“ dienert der Dummkopf.

„Ich bin kein General. Nennen Sie mich meinetwegen Hauptmann.“

„Ich bitte um Verzeihung.“

„Es ist nichts Uebles dabei.“

„Herr Hauptmann, entschuldigen Sie, wenn ich Sie störe, indem ich mir die Frechheit nahm, Sie aufzusuchen, ich bin nämlich Erfinder.“

„Erfinder? Danke schön, ich habe davon im Augenblick nichts nötig. Kommen Sie wieder.“

„Lassen Sie mich austreden, Herr Hauptmann . . .“

„Was haben Sie denn erfunden? Wieder so'n Viechlette, das sich in fünfundsiebzig Teile zerlegen läßt und das der Soldat dann auf seinem Rücken tragen kann? Sie sind der zweihundvierzigste, der mir diese Dreckmaschine anbieten kommt, auf welchen man die Zivilisten wie die Wolken umherrsagen sieht, mit krummen Rücken und heraushängender Zunge, die Beine entblößt — bald werden sie ganz nackt fahren, mein Ehrenwort darauf.“

„Herr Hauptmann,“ sagt er zu mir, „ich mache nicht in Viechletten.“

„Ich mache Ihnen mein Kompliment — arbeiten Sie niemals in diesen schändlichen Maschinen.“

„Ich beschäftige mich überhaupt nicht mit Radsfahren.“

„Also reden Sie weiter.“

„Herr Hauptmann, ich hege das höchste Interesse für die Armee.“

„Sie täten besser, einen sauberen Rock zu tragen.“

„Meine Erfindung geht die Armee aufs innigste an.“

„Ich sehe nicht ein, wie ein Zivilist etwas Gutes erfinden könnte, daß die Armee aufs innigste angehe.“

„Ich bin sicher, Herr Hauptmann, Sie wollen nur das Glück des Soldaten.“

„Gewiß wieder so ein Taschenbuch mit Geographiekarten und den Namen sämtlicher Könige von Frankreich. Kommen Sie wieder, ich habe in diesem Augenblick kein Geld für so etwas übrig.“

„Es handelt sich um kein Taschenbuch; ich beschäftige mich nicht mit der Ausrüstung des Soldaten.“

„Und Sie tun wohl daran, denn das geht Sie auch nichts an.“

„Ich beschäftige mich mit seiner Ruhe.“

„Ah, Sie kommen wie einer Thresgleichen, um mir ein Mittel vorzuschlagen, den Krieg abzuschaffen, dank einer Klinte, welche eine ganze Kompagnie in der Sekunde zu Boden streckt. Wenn die Soldaten nicht mehr Krieg führen, was sollen sie denn machen? Strümpfe stricken?“

„Nein, Herr Hauptmann . . .“

„Oder haben Sie einen Kürasch erfunden aus Papiermaché, an dem die Kugeln abprallen? Möglich auch, daß Sie imstande sind, es wie jener Artillerie-Hauptmann zu machen, der sich damit amüsierte, eine Kanone zu erfinden.“

„Herr Hauptmann . . .“

„Nicht? Na dann haben Sie eine Klinte hergestellt, die nicht explodiert, eine, die nie losreißt. In meiner Karriere habe ich davon hundertachtzig Male experimentiert.“

„Nein, Herr Hauptmann, es ist eine ganz neue Waffe, die ich erfunden habe.“

„Sie wollen mich vielleicht glauben machen, daß sie die Lenkbarkeit des Luftschiffes gefunden haben? Das kenne ich schon! Ich bin bei einer Kommission gewesen, die damit beauftragt war, einen solchen lenkbaren Ballon zu prüfen. Der Erfinder, ein Idiot, hatte einen ungeheuren Drachen gebaut, mit einem Windsaden, — aber Sie würden das nicht verstehen.“

„Ich beschäftige mich nur mit der Ruhe des Soldaten, mit seinem Schlaf.“

„Sie haben vielleicht Sprungfederbetten erfunden?“

„Nein Herr Hauptmann.“

„Wenn die Regierung solche für die Leute wird bezahlen wollen, wünschen wir nichts Besseres, als sie anzuschaffen.“

„Herr Hauptmann, Sie haben gewiß so gut wie ich konstatieren müssen, daß der Soldat unaufhörlich mit einem unüberwindlichen Feinde im Kampfe liegt?“

„Sie sollen wissen, daß es für den französischen Soldaten keinen unbesiegbaren Feind gibt.“

„Ich wollte sagen, einen Feind, der schwer zu vertreiben ist, einen Feind, der sich an seinem Körper heftet, um ihm das Blut auszusaugen.“

„Ich verstehe nicht. Versuchen Sie, sich deutlicher auszudrücken.“

„Ja, Herr Hauptmann, ein Tier, erlauben Sie mir, es zu sagen, das den besten Teil des Blutes der Kinder Frankreichs für sich einnimmt, sich gierig daran zu übersättigen.“

„Was erzählen Sie mir da?“

„Ich meine die Wanzen, Herr Hauptmann.“

„Konnten Sie das nicht gleichsagen?“

„Seit langem versuche ich schon, dieses große, soziale Rätsel zu lösen: Die Vernichtung der Wanzen.“

„Sie haben wohl einen guten Knopf dazu? Was haben Ihnen denn die Tiere getan?“

„Sie stören den Schlaf des Vaterlandsverteidigers. Es hieße der Armee einen großen Dienst erweisen, wenn man die Kasernen von diesem widerlichen Insekt befreite.“

„Das Mittel habe ich selbst schon lange gefunden.“

„Sie, Herr Hauptmann?“

„Tatsächlich; sobald ich eine Wanze in einem Bettstell bemerke, gebe ich dem Zimmerkorporal vier Tage Stubenarrest. Man sieht dann keine einzige mehr.“

„Das Mittel ist ein bißchen radikal.“

„Dagegen ich habe eine Flüssigkeit zusammengestellt, welche alle Wanzen vertilgt.“

„Eine Flüssigkeit, die man jeder Wanze eingeben muß? Das möchte ich sehen!“

„Nein, Herr Hauptmann, das würde praktisch nicht möglich sein. Es würde vielmehr genügen, davon in die verschiedenen Teile des Lagers einzuträufeln, und die Wanzen würden augenblicklich vernichtet sein. Dabei ist es nicht teuer: 1 Franc 25 Centimes das Flacon. Wenn Sie 500 nehmen, haben Sie Preisermäßigung.“

„Das glaube ich Ihnen.“

„Es verbrennt das Tuch nicht und läßt nichts für die Decken befürchten.“

„Ich hoffe sehr. Andernfalls würde ich Euch vor ein Kriegsgericht stellen lassen: „Zerstörung von Militäreffekten, fünf Jahre Zwangsarbeit.“

„Ueberdies, Herr Hauptmann, können Sie sich selbst überzeugen, daß ich nicht lüge; ich habe welche mitgebracht.“

„Was, mitgebracht?“

„Wanzen.“

„Wanzen? Wollen Sie machen, daß Sie hinauskommen!“

„Gestatten Sie mir, Herr Hauptmann, Ihnen einen kleinen Versuch vorzumachen. Ich werde einige Tropfen meiner Flüssigkeit in eine Untertasse gießen und dann einige Wanzen hineintauchen; Sie sollen dann selber über die Wirklichkeit urteilen.“

Und dabei langt das Individuum eine große, weiße Blechschachtel aus seinem Koffer, und stellt sie auf mein Bett.

„Das sind die Wanzen,“ sagt er zu mir.

„Lebendige?“

„Zarwohl Herr Hauptmann.“

„Passen Sie auf!“ rufe ich.

Der Kerl macht seine Blechbüchse auf, benimmt sich dabei ungeschickt und schmeißt die ganze Pastete über mein Bett, daß die Wanzen nach allen Seiten hin auseinanderlaufen.

„Lump! Kanaille!“ schreie ich. „Nimmst du sie wieder mit!“

Ja, Kuchen! Es war absolut unmöglich, sie wieder einzufangen, und ich habe mich ihrer niemals mehr entledigen können. Und daher kommt es, daß ich die Erfinder nicht mehr ausstehen kann.“



## Unsere Bilder.



— Das königliche Schloß in Athen, das durch eine Feuersbrunst zerstört wurde. (S. Bild Seite 41.) Das Feuer kam zum Ausbruch als König Georg von Griechenland mit seinen Angehörigen in Tatoi, seiner in der Nähe von Athen gelegenen Sommerresidenz, weilte, und äscherte den mittleren Teil des Palastes ein, in dem sich der Thronsaal und die Empfangshalle befanden. Viele alte Waffen und andere kostbare Erinnerungen an den griechischen Unabhängigkeitskrieg vor etwa achtzig Jahren wurden vernichtet. Auch die königliche Schloßkapelle wurde von den Flammen zerstört. Das Feuer entstand angeblich durch Kurzschluss der elektrischen Leitung. Das Schloß wurde unter König Otto, dem Vorgänger König Georgs, von dem Münchener Architekten Gärtner in den Jahren 1834 bis 1838 erbaut. Es besteht aus pentelischen Marmor und Kalkstein und liegt an dem mit schönen Anlagen geschmückten Konstitutionsplatz.

— Der deutsche Orientalist Hermann Burckhardt, der seit siebzehn Jahren Westafrika bereiste (S. Bild Seite 44) wurde in der arabischen Landschaft Yemen, in der Nähe der Stadt Mokka, von Eingeborenen ermordet. Ebenso fiel der italienische Konsul Venzoni, der in Burckhardts Gesellschaft reiste, dem Hasse der Eingeborenen zum Opfer. Burckhardt war Berliner und stand im 53. Lebensjahre.

— Prinzregent Tschun von China (S. Bild Seite 44) wurde beim Verlassen seines Wagens von einem Südhinesen angefallen und durch einen Dolchstoß in den Unterleib verletzt. Das Leben des Prinzregenten ist jedoch nicht gefährdet. Prinzregent Tschun ist der „Südhneprinz“, der seinerzeit in Berlin Abbitte leisten mußte für die Ermordung des deutschen Gesandten in China, Freiherrn von Ketteler.

— Schauturnen. In richtiger Würdigung des Turnens als eines Mittels zur Erhaltung der geistigen und körperlichen Gesundheit und der Erziehung wird das Turnen in den Jünglingsvereinigungen immer mehr gepflegt. Am 16. Januar war es eine Lust, die Turnabteilung Derendorf (Jünglingskongregation St. Dreifaltigkeit-Düsseldorf und Arbeiterverein Düsseldorf-Nord) in ihrem Schauturnen bei der Arbeit zu sehen. (Vgl. das Bild Seite 45.) Stabübungen, Geräte- und Gesellschaftsturnen, Turnspiel und die schmunzenden Pyramiden — alles klappte tadellos.

— Zum Wiederaufbau der Stadt Messina. (S. Bild Seite 45.) Ein Jahr hat genügt, um auf den Trümmern der zerstörten Stadt eine neue erheben zu lassen. Allerdings sind es fast ausschließlich nur Holzhäuser, die das neue Gemeinwesen bilden, aber es entwickelt sich in ihnen ein ganz modernes städtisches Leben. Geschäfte aller Art, ja sogar Hotels gibt es, daneben Schulen, Kirchen, Banken, Spitäler und andere Institute. Die Zahl der Häuser beträgt 30 000, die Länge der Straßen insgesamt 90 Kilometer. Die Bevölkerung ist bereits wieder auf 70 000 Köpfe, meist frühere Bewohner, angewachsen.



## Zur Unterhaltung.



— Aus einem Reisebrief. Wenn es mir meine Zeit erlaubt, will ich noch nach Hamburg und Helgoland; das letztere sieht allerdings nicht ganz fest.

— Friedliebend. Präsident (zum Angeklagten, der fortgehen will): „Ja, wohin denn?“ — Angeklagter: Fort will ich geh'n. Ich bin ein friedliebender Mensch. Wenn sich der Herr Staatsanwalt mit meinem Verteidiger beständig meinerwegen herumstreitet — so kann ich das nicht länger mitanhören!“

— Immer gründlich. Steuerbeamter: „Was sind Sie?“ — Herr: „Entenhändler.“ — Steuerbeamter: „Drücken Sie sich gefälliger genauer aus — sind Sie Zeitungsreporter oder Geflügelhändler?“

— Ungafant. Dame: „Sie können's glauben, meine Tochter erhebt zwei Mädchen!“ — Herr: „So alt wäre die schon?“

— Ein Anhaltspunkt. „Sepp, wann seid Ihr eigentlich geboren?“ — „So an die fünfzig Jahre wären's halt sei, damals hat mei sel'ge Mutta no' g'lebt.“

— Unangenehmes Versprechen. „Ei, grüß dich Gott, liebe Schwiegermama, lange das Vergnügen gehabt, dich nicht mehr zu sehen.“



## Rätsellecke.



Begier-Bild



Wo ist der Zollbeamte?

Dreißtellige Charade.

Trocknen Fußes die erste durchgeht,  
Wer auf der zweiten und dritten steht;  
Aber das Ganze hucht zwitschernd im Flug  
Ueber die erste, — nun wißt ihr genug.

Wechsel-Rätsel.

Dem Schmerze gleich, der dich erfasst,  
Kann's Tränen dir erzwingen.  
Wenn du veriezt zwei Zeichen hast,  
Melodisch wird's erklingen.

Wort-Rätsel.

Trennst du mein Wort in Teile zwei,  
Nenn' Körnchen ich und fremd' Gebräu;  
So wie es ist, aus einem Guß,  
Schützt und bewahrt es deinen Fuß.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kapselrätsel: Keller, Kleister, Kaffer, Kammer, Keite  
Rebus: Eine Schwalbe macht keinen Sommer.



Nr. 7.

Sonntag, 13. Februar.

Jahrgang 1910.

## Ein Volksschriftsteller.

Novelle von Bernhard Kiesel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Des andern Morgens erschien Benhoff mit schwerem Schädel am Kaffeetische. Hermia hatte schon längere Zeit auf ihn gewartet.

„Fatale Geschichte, daß ich da im Café einschlafen mußte! Du hättest mich wecken sollen. Wie ich mich erinnere, warst du mit v. Kosel in ein Gespräch über Musik verwickelt. Er ging so verstimmt hinweg; du hast ihn doch nicht beleibigt?“

„Wie? Zähle ich denn zu denjenigen, die ein Vergnügen darin finden, andere zu verstimmen? Herr v. Kosel hat meine Sympathie nicht, aber dessen ungeachtet war unsere Unterredung von Interesse, denn ich habe etwas tiefer in seine Seele geschaut, und ihn etwas genauer kennen zu lernen, war unter den obwaltenden Umständen für mich notwendig. Er ist mir seit her immer vorgekommen, wie einer, der Geheimnisse zu hüten hat, der stets Dunkelheit um sich verbreiten möchte, damit er nicht gesehen werde.“

„Ich sähe es gerne, wenn du ihm gegenüber ein wenig freundlicher wärest, denn er ist es in erster Linie, der durch seine Ge-

schäftskenntnisse, seine bedeutenden in- und ausländischen Verbindungen meinen Werken den erfreulichen Absatz ermöglicht hat. In seinem Schaufenster haben meine Werke den vornehmsten Platz und fort und fort hält er durch Wort und Schrift das Publikum warm für sie. Somit gehört er zu den Mitbegründern unseres Glücks und

hat ein Recht, wenn auch nicht auf unsere Freundschaft, so doch wenigstens auf unsere Dankbarkeit. Sein Verdienst ist noch um so höher, als es bei ihm auf keinerlei Gegenleistungen abgesehen ist, daß er sich ganz selbstlos in den Dienst anderer stellt und solche Leute sind doch ganz nach deinem Geschmack.“

„Ja, ich liebe Leute, welche die Interessen anderer, die Interessen der Gesamtheit, selbstlos fördern, aber Herr v. Kosel gehört für mich nicht in diese Menschenkategorie. Ich will ihm nicht unrecht tun, sonst würde ich nach meinem natürlichen Empfinden erklären: Er ist ein berechnender Egoist einer Spezies von Menschentäuschern, ein literarischer Hochstapler. Deine Mitteilung, daß er seine Universitätsstudien nicht zum Abschluß gebracht, daß er sich in vielen Berufsarten nach Weise unklarer Köpfe versucht hat, daß er in Brüssel, Paris, Newyork, Hamburg seine weltmännische und zugleich auch



Kandert. Nach dem Gemälde von F. v. Desregger.

seine buchhändlerische Ausbildung erwarb, schwächt meine Antipathie keineswegs. Weißt du übrigens, daß er sich für Pia mehr interessiert, als mir lieb ist, ihr förmlich den Hof macht?"

Venhoff lachte hell auf: „Du bist doch eine Hellscherin ersten Ranges, machst Beobachtungen, wo andere nichts sehen. Derartiges müßte mir doch auch aufgefallen sein, da ich doch bekanntlich auch nicht blind bin; aber was wäre dabei, wenn er unsere Pia zu seiner Lebensgefährtin auserwähle? Könnte sie eine bessere Partie machen? Er ist sehr reich, gebildet und lebenswürdig; aber, leeres Gerede! v. Kosel ist vorerst noch der fröhliche Lebemann, der auch im Traum nicht ans Heiraten denkt.“

Sie wich einige Schritte zurück: „Wie? Du schrickst nicht vor dem Gedanken zurück, Herr v. Kosel als Schwiegerohn in Frage kommen und das Lebensglück unseres einzigen Kindes gefährdet zu sehen?"

Er erhob sich; sein Gesicht zeigte Mißmut: „Geh, du bist langweilig, nächstens wollen wir über diesen Gegenstand weiter reden. Es lebe das Leben!" Damit schritt er hinaus.

Am seinem Arbeitszimmer traf er Lieschen, welche augenscheinlich auf ihn gewartet hatte. Sie zupfte an der Schürze und schaute beschämt zu Boden.

„Ich hätte eine kleine Bitte.“

„Und die wäre?"

„Sie haben den armen Johann so Anall und Fall fortgeschickt und er ist doch ganz unschuldig; er hat ja das schlechte Buch gar nicht gelesen, und ich habe es auch nicht gelesen. Ich habe bloß ein wenig hineingeguckt, da habe ich gleich gesehen, was los war, und da habe ich's in die Ecke geworfen.“

Venhoff lächelte: „Und was war denn in dem Buche eigentlich los?"

„Ja, was da los war, das kann ich doch nicht gut sagen, ich weiß nur, es ging gegen das sechste Gebot — und Sie werden ja das Buch genauer kennen, denn es war ja aus Ihrer Bibliothek.“

Diese Wendung brachte Venhoff in kleine Verlegenheit.

Lieschen fuhr fort:

„Johann ist jetzt Knecht an der Fähr, und es geht ihm gar nicht gut. Er möchte wieder zu seinem Herrn, dem er schon als Offiziersburche gedient hat, zurück. Er hat mich gebeten, ein gutes Wort für ihn einzulegen. Darf er wiedertommen? Bitte, sagen Sie ja!"

Das kam alles so naivherzlich zutage, daß Venhoff lachte: „Ah, jetzt verstehe ich; Sie möchten den Johann gerne wieder in der Nähe haben; Sie schlaues Mädchen!"

Ereifert fiel sie ein: „Ja, ich bin ihm auch gut und wenn er brav bleibt, so will ich ihn heiraten. Nicht wahr, er darf doch wiedertommen?"

Die Bitte war noch eindringlicher.

„Nun, Kind, wir wollen überlegen. Gedulden Sie sich noch bis zum Geburtstag meiner Frau, vielleicht kann dann Ihr Wunsch erfüllt werden.“

Ueberglücklich küßte Lieschen ihrem Herrn die Hand und eilte nach der Küche.

Behmütig schaute ihr Venhoff nach: „O Herzensersfalt! Ja, sie soll ihren Johann wieder haben. Wie reich sind doch diese schlichten Seelen; wie vielverheißend ihre Zukunft und die meine? Ein Rebellreich, — ein Klippenmeer. — wo werde ich landen?"

Der Briefbote erschien und überreichte ihm ein rosafarbenes Briefchen, dem ein ausdringlicher Beilichendust entströmte. Seine Vermutung war richtig. Fanny Funt schrieb:

Edler Freund und Verater!

Warum ließen Sie sich am Vortragsabende nicht finden? Ich hatte soviel zu fragen. Muß denn das beste Wollen immer auf Schranken stoßen? — Das Freiheitsgefühl in mir schreit auf nach seinen Rechten. Das Gebanntsein an diese eintönige Scholle behagt mir nicht mehr; hinaus drängt's mich in endlose Weiten, wo anderes Leben pulst, wo andere Lüfte wehen.

Wie ein Auf des Glücks berührte mich die Nachricht, daß am 9. Juli ein Luftschiff, dessen Sicherheit durch 30 glückliche Fahrten erwiesen ist, mit auserlesenen Passagieren die Alpen überfliegen will, von Basel bis Triest. Ich fahre mit; ich fühl's, auch Ihnen wäre eine solche Fahrt eine Wohlthat. Ich weiß, daß bei Ihnen ein ganz kleiner Willensakt genügt, um zwei gleichgestimmten Seelen das gemeinsame Veranügen zu bereiten, aus weltentrückter Gondel in die Herrlichkeit der Alpenwelt herniederzuschauen

und an der Fülle des Schönen das Herz zu berauschen. Fahren Sie mit! — Aber beileibe keine Syrenenstimme vermuten wollen, mein edler Odysseus.

Um baldige Nachricht bittet

Fanny Funt, Schriftstellerin.

Er schüttelte den Kopf, holte aus seiner Brieftasche eine Visitenkarte hervor und schrieb nur die zwei Worte: „Bedauere, nein." Lieschen brachte die Karte koubertiert alsbald zum nahen Briefkasten.

V.

Am einem Samstag nachmittag teilte Pia beim Mittagstisch mit, daß Tante Carola unpäßig sei. Ohne Säumen rüstete sich Hermia zum Besuch. Zwei ihrer Unterrichtsstunden hatte die Tante schon ausfallen lassen und das wollte bei ihrem Pflichteser viel jagen.

Hermia traf sie in Lächer eingehüllt in ihrem altertümlichen Lederesessel. Ein Freudenstrahl huschte über ihr blaßes Gesicht. Als sie bei ihrer Nichte eine leichte Beängstigung wahrnahm, sagte sie mit heiserer Miene: „Braucht nicht bange zu sein, bloß ein bißchen Lungenfatale, wird hoffentlich nicht lange währen. Am Vortragsabend, — es war ja im Saale so heiß, und draußen so kuhl, — habe ich mir eine Erkältung geholt, die ich anfangs zu wenig beachtet habe. Pia sollte die Mitteilung machen, aber sie scheint erst heute daran gedacht zu haben.“

„O, nimm's dem kleinen Wildfang nicht übel; sie hat ihre Zeit, wo der Himmel voller Daffgeigen hängt und da haben Mädchenköpfechen bekanntlich soviel zu denken. Aber, etwas anderes. Warum warst du am Vortragsabend so unheimlich schnell verschwunden. Gerade deine Segenart tat mir so wohl.“

„Ich hatte verschiedene Gründe, der Hauptgrund aber war eine Verfehlung Pias. Wäre ich geblieben, so hätte ich geplaudert und du wärst um den Lohn deines Vortrags, die süßliche Freudenstimmung gekommen, deshalb war es gut, daß ich ging.“

Hermia stuzte: „Pia? Aber was ist denn wieder mit Pia?"

„Vor allen Dingen ruhig, du sollst es hören, ja als Mutter mußt du's hören. Mache dir's bequem hier im Sessel. — Jetzt zur Sache. Am Donnerstag morgen finde ich Pia, während des Unterrichtes auffallend zerstreut. Ihre Augen hasteten in träumerischem Glanze umher. Durch verschiedene Fragen überrumpelte ich die Träumerin, — keine Wirkung; — ich redete ihr freudlich zu, ich tadelte. — Ich drohte — kein Erfolg. Minutenlang Aufmerksamkeit dann wieder das träumerische Hinausstarren in die blaue Welt. Es folgte eine schriftliche Zusammenfassung des Stundenergebnisses. Pia trikelte flüchtig etwas in ihre Kladder, war eher als alle anderen fertig und beugte sich dann zu einem Buche herab, das sie auf ihrem Schoße hielt. Warum legte sie das Buch nicht frei auf? Ich gehe unauffällig nach ihrem Plaze, nehme ihre Arbeit weg, — sie merkt es nicht; — puren Blödsinn hat sie geschrieben. Ich greife nach dem Buche; sie erschrickt, will es verbergen; ich halte fest, und denke dir, was ich in der Hand habe? „Romantische Liebesabenteuer" von Fritz Frei.“

Hermia war emporgeschneilt und starrte die Tante mit erschreckten Blicken ungläubig an.

Carola mahnte durch einen Wink zur Beruhigung: „Ich nahm das Buch ganz unauffällig mit aus Pult, so daß die andern Schülerinnen, welche sich in ihre Arbeit vertieft hatten, nichts merkten. Pia sah da mit hochgerötetem Gesichte, und mir verstoßen Hornesblide zusehend.“

Am Schluß des Unterrichtes hielt ich sie zurück, — wie sich von selbst versteht, ganz unauffällig. Ich beobachtete sie einige Augenblicke schweigend. Sie kämpfte sichtlich mit einer Verlegenheit, dann aber warf sie die Unterlippe empor, strich sich die Haare zurück und schaute mir fast dreist in Gesicht. Der Troß hatte die Oberhand gewonnen.

Ich redete sie ganz gemessen an: „Pia, ich habe mit dir zu reden.“

Sie fiel mir in's Wort: „Weiß schon, — des dummen Buches wegen. Warum soll ich das nicht lesen?"

„Aber Pia," sagte ich, „darfst du dich während des Unterrichtes mit anderen Sachen beschäftigen? Da ist ja ein sechsjähriges Kind nicht um die rechte Antwort verlegen, und was für einem Buche hast du da dein Interesse uae wandt? Trinke einen Becher Wissenssaft, und du hast nur einen kleinen Schaden im Vergleich zu dem, was du aus dem Buche gezogen hast.“

Sie lachte mir in's Gesicht: „Großtante, wie kannst du so grauenhaft übertreiben? Da Buch ist ganz interessant! was hast du dagegen. Meine Freundinnen lesen noch ganz andere Sachen. Da hat mir Hanna Volz erzählt, sie habe Erzählungen von einem gewissen Zola gelesen; da ständen einem die Haare zu Berge! da gäb's keine Geschichte, worin nicht alle sieben Todsünden getan würden. Ich unterbrach sie, ich sagte ihr, sie sei noch viel zu jung, viel zu unerfahren; sie könne ja die schlimmen Folgen gar nicht abwägen. „Wenn das deine Mama wüßte! Woher hast du das Buch?“ „Das sage ich nicht, — und wenn du auch noch tausendmal sagst, das Buch sei schädlich und Mama stimmte dir hundertmal zu, dann bleibe ich doch dabei; das Buch ist schön und schadet mir nichts, gar nichts. Ich bin kein Kind mehr.“

So stand sie trotzig zu Boden schauend vor mir. Du kannst dir leicht meine Aufregung und Verlegenheit denken. Was sagst du nun zu diesem Gesinnungswandel? Noch vor einem Jahre die bescheidenste, fleißigste und frömmste Schülerin, geradezu Hier der Klasse, und jetzt der unbeugsame, pflichtveräessene Tropf.“ Ein Hustenanfall hinderte sie am Weiterprechen.

Jetzt fand die Mutter das Wort: „Meine Pia, schlechte Letztüre?! Du lieber Himmel, das ist zu hart für mich. Woher hat sie das Buch? Vielleicht gar aus meinem Papiertorb. Ich veraaß es zu verbrennen. Du erinnerst dich doch noch; ich zeigte dir's ja.“ Immer noch mit dem Husten kämpfend, entseanete Carola: „Nein das ist es nicht, es war rot. Dort liegt's auf dem Real, gleich rechts!“

Hermia holte es: „Das hat ja einen grünen Einband. Zunächst werde ich jetzt erforschen, vom wem sie das hat. Du lieber Gott, wenn mein Kind mein einvozes Kind auf abschüssige Bahn geriete, ich würde verzweifeln!“

Carola beschwichtigte: „Nun, nun! nur nicht gleich wieder in's Ungehenerliche; so schlimm ist die Sache nicht. Es ist Gott sei dank, erst im Anfang, und durch umsichtige Ueberwachung läßt sich, so Gott will, das alte solche Geleise wieder gewinnen. Vor allem muß dein Mann sein excentrisches Wesen eindämmen; seine Kräfte weniger draußen in der sittenfeindlichen Welt als im häuslichen Kreise betätigen, nur sein religiöser Indifferentismus hat mich immer beängstigt und tut es jetzt ganz besonders. Kinder ohne das ermutigende elterliche Vorbild, ohne genügende elterliche Ueberwachung werden, wenn nicht ganz besondere Umstände günstig wirken, Wildwuchs; das ist eine alte unumstößliche Erfahrung, und du wirst mir doch zusehen daß dein Mann sich noch Spottwenig um Pia gekümmert hat. Pia ist einer höchstes Erdenquut, aber was man über deinen Mann weiß nicht, daß ihm sein Kind das Heißste auf Erden ist. Des Vaters Ehre ist des Kindes Ehre; des Vaters Schuld des Kindes Fluch. Was habe ich in diesen Tagen wieder hören müssen. Ein gewisser Maler Wüchel hat über ihn losgezoogen. Das Gerede über seine Verbindung mit anrüchigen Verlagsfirmen will nicht zur Ruhe kommen.“

Hermias Geduld war erschöpft: „Halt ein, halt ein! willst du mich zum Wahnsinn bringen? Wieder das alte Lied, das ewige Mißtrauen gegen meinen Mann. Ich erkläre dir jetzt aus der ganzen Tiefe der Ueberzeugung: mein Alfred steht rein und makellos da als standhafter Kämpfer für das Gute und Schöne. Warum bist du bestrebt ihn herabzuwürdigen? Was du gegen ihn vorzubringen hast sind Gespinste deiner jahrelangen Antipathie. Seine religiöse Gesinnung sähe ich auch gerne der unserigen gleich aber was kann er dafür, daß sein Bildungsweg ihn in die Sünde des religiösen Indifferentismus hineingewöhrt hat? Läßt sich das religiöse Denken und Fühlen vielleicht in die Seele hineinkommandieren? Ueberhaupt ist mir das anaeschnittene Thema peinlich. Ich danke für eine Freundschaft, die das Vertrauen in die Mitmenschen erschüttert; für ein Wohlwollen, das Argwohn und Unfriede säet.“

Das Buch zu sich nehmend, stürmte sie in voller Aufregung zur Tür hinaus.

Carola erschrak über die Wirkung ihrer Aeußerungen, wühlte sich aus ihren Decken und hastete nach der Tür, aber die Erzürnte war bereits die Treppe hinunter.

Nach Hermias Ankunft zu Hause mußte Pia sofort Rede stehen. Sie erklärte der Mutter, das Buch teilweise gelesen, aber keinen Anstoß genommen zu haben. Sie wisse recht gut das Schlechte von dem Guten zu unterscheiden. Sie hätte im Buche so manches gefunden, was sie schon längst zu wissen begehrt, worüber sie aber niemand gerne um Auskunft gebeten hätte. Beim Unterrichte habe sie gelesen, weil

die Grammatikstunde so entseghch langweilig sei, daß man Zilegen dressieren möchte, und von wem sie das Buch habe, das sage sie um keinen Preis. Die Mutter befürchtete, daß v. Stofel es ihr in die Hand gespielt habe, zürnte, drohte, weinte, alles half nichts. Schließlich wußte Pia durch Schmeicheltworte sie in andere Stimmung zu versetzen, ihr auch das Versprechen abzunötigen, dem Vater nichts zu sagen.

Dieser fand bei seiner Heimkehr abends ein rosafarbenes Briefchen vor, das nur die wenigen Worte enthielt: Ich fahre morgen in die gold'ne Freiheit. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehen in Avalum!

Fanny Kunt,  
Schriftstellerin.

Venhoff lächelte. „Günstigen Wind!“ Besseres kann man da nicht wünschen.

## VI.

Am Vorabend des Geburtstages der Frau Venhoff erhielt das Dienstpersonal umfassende Weisung. Hermia vergaß den Tag in der Regel, zeigte aber immer große Freude, wenn ihre Angehörigen ihn durch Zeichen der Liebe in Erinnerung brachten. Auch jetzt war Schweigen über die Vorbereitungen auferlegt. In diesem Jahre sollte er ganz besonders feierlich begangen werden. Der 35. Geburtstag war auserselben für die große Ueberraschung, von welcher Venhoff so oft gesprochen hatte.

Am Festmorgen in der Krühe erschien Pia blitzblank zum Ausgehen bereit, im Schlafzimmer der Mutter.

„Denkst du auch daran was Papa für heute Morgens dem Baumeister Bellmann versprochen hat?“ „Ach ja, die Besichtigung der neuen Villa. Da werde ich mich wohl spüten müssen.“

Seitern Sinnes erhob sie sich und war bald unter Beihilfe Pias und Pieschens mit der Toilette zu Ende. Auch Venhoff war bereit und schritt, die Hände auf dem Rücken, feierlich gestimmt auf der Veranda hin und her. Pieschen kam mit einem Korbe aus der Küche. Er rief ihr zu:

„Wenn heute abend alle Vorbereitungen beendet sind, dürfen Sie zur Kühle gehen und Johann Bescheid laaen, daß er morgen seinen alten Posten wieder einnehmen kann.“

Pieschen wurde ganz rot vor Freude. Ihre Blicke waren ganz Dankbarkeit und jubelnd hüpfte sie davon.

Nach einem kurzen Frühstück beaaben sich die drei in den sonnigen Tag hinaus. Vor dem Einsteigen in den Wagen, der bestimmt war, sie nach der neuen Villa zu bringen, überreichte der Postbote Hermia einen Brief, in dessen Aufschrift sie die Hand Carolas erkannte. Sie schob ihn ungelesen in die Tasche. Bei den letzten Häusern der Vorstadt wurde der Wagen verlassen und der reizvolle Weg dem Rhein entlang zu Fuß fortgesetzt. Bald lag das herrliche Bauwerk vor ihnen, von der Morgensonne beleuchtet in reichem Gurlandenschmucke. Eine mächtige Fahne flatterte auf der Plattform des Aussichtsturmes, gleichsam ein Willkommengruß und in großen Goldbuchstaben prangte auf der Fassade: „Alein-Miramar“. Begeistert hub Pia mit ihrer lieblichen Stimme an:

„Hast du das Schloß geseh'n,  
Das hohe Schloß am Meer?  
Golden und rosig weh'n  
Die Wolken drüber her.  
Es möchte streben und steigen  
In der Morgenröte Glut;  
Es möchte sich niederneigen  
In die spiegelklare Flut.“

Trefflichere Anwendung konnten die Uhlands Verse kaum finden. Mit verklärten Blicken schaute Venhoff auf seine Frau, welche den Prachtbau Teil für Teil bewunderte. „Schön, schön, sehr schön!“ rief sie, „in diesem Zustikum zu leben, welche Lust muß das sein.“

Herr Bellmann begrüßte die Angekommenen und übernahm die Führung.

„Aber sagen Sie mir vor allem.“ wandte sich Hermia an diesen, „wie sind Sie zu der Aufschrift gekommen?“

Bellmann warf Venhoff einen bedeutsamen Blick zu.

„Gnädige Frau, ihr Herr Gemahl erzählte mir vor einigen Tagen. Sie hätten diesen Namen als bestgeeignet für die Villa bezeichnet. Mir deuchte die Benennung so zutreffend, daß ich sofort das Schild mit derselben aufertigen ließ.“



Bischof Dr. Franz Nagl.

Hermia verneigte sich: „Da hätte ich ja auch einmal ein gutes Wort zur rechten Zeit gesprochen. Wenn ich eitel wäre, könnte ich mich jetzt um einige Zoll höher fühlen.“

Sie begaben sich ins Innere. Das Vestibül, die einzelnen Säle und anderen Räumlichkeiten erinnerten deutlich an das Vorbild an der blauen Adria, an das Schloß Miramar. Ueberall fand Hermia soviel Zusagendes, daß sie endlich ausrief: „Herr Bellmann, wie soll ich das deuten? Fast könnte es scheinen, als hätten Sie nicht nur den Namen nach meinem Sinn gewählt, sondern auch die ganze Ausstattung meinem Geschmacke angepaßt.“

„Angenehmer Zufall.“ meinte der Baumeister, Benhoff zulächelnd. „Freut mich außerordentlich; Ihr Beifall ist mir das schönste Lob.“

In den Sälen, Zimmern und Kaminen des ersten Stockes gab es eine Abweichung. Der Deckenschmuck im Jugendstil trug doch allzufreien Charakter, erinnerte an Büschels Zeichnungen, so daß Hermia aus Zartgefühl ihren Blick über manche Gestalt äußerst flüchtig hinwegleiteten ließ. Die Gesamtwirkung dieser malerischen Ausschmückungsweise hatte eine Herabminderung der gehobenen Stimmung Hermias zur Folge. Zudem las sie auch noch zum Verdruß unter einem Venusbilde den Namen Büschel. Alfred beobachtete die Wirkungen und beschleunigte den Mundgang.

Der Wachturm mit seinen mittelalterlichen Schießscharten gewährte einen bezaubernden Rundblick. In unmittelbarer Nähe der stolze Rhein mit seinem anmutigen Leben — seinen gesegneten Ufern, — und in blauer Ferne die burggekrönten Höhen.

Ein umfangreicher Park, der sich wie ein zauberprächtigter Phantasierahmen um die Villa legte, schickte aus seinen Blumen-, Strauch- und Baumanlagen Düfte herauf, die be-



Die Ozeanbahn: Eine mitten durch den Meerbusen von Florida führende Eisenbahn.



Ein vorbildlicher deutscher Fürst.

rückend wirkten. Sie jubelte und klatschte in die Hände beim Anblicke des großen Weihers, den Schwäne, Flamingos, Marabus und andere ausländische Vögel belebten. Sie stürzte hinunter, um all diese neuen Herrlichkeiten in der Nähe zu sehen. Zudem hatte sie auch v. Kofel neben einem Tarusbusch erblickt. Bellmann verabschiedete sich, weil die Arbeiter seiner bedurften, und so war das Paar allein.

Auf der Plattform nahm ein eigenartiges Zelt beide auf. Das war ja eine leibhaftige italienische Osteria. Ein zierlicher Tisch war beladen mit Trauben von Wazzia, Orangen von Fiume, Naschwerk von Venedig. Ein Niesentrauß von Blumen, lauter Kinder der Flora des Südens, trug ein künstlerisch ausgestattetes Täfelchen mit den Versen:

Heut grüßt das Glück dich, Hermia,  
Der langersehnte Tag ist da,  
Der große Ueberraschungstag,  
Wo Treu' erfüllt, was sie versprach.

Jetzt erinnerte sich Hermia plötzlich der Bedeutung des Tages, und aus ihren verklärten, in Freudentränen schimmernden Augen las Alfred ihren von Herzen kommenden Dank. Stumm lehnte sie ihr Haupt an seine Brust.

„Aber, mein Lieber, warum die Ueberraschung in diesem fremden Hause?“

„Das warum sollst du so gleich hören.“

Da wurde ein Bote mit Geschenken gemeldet. Benhoff eilte die Treppe hinunter, um die nötigen Weisungen zu geben.

In der entstandenen Pause erinnerte sich Hermia des Briefes. Sie zog denselben hervor und las:

Beste Hermia!

Es drängt mich, die Notglocke zu läuten. Wie Du aus der beigegebenen Abschrift eines Briefes des Herrn von Kofel erfiehst, ist Dein Mann identisch mit Fritz Frei. Das ist eine unumstößliche Tatsache. Laß Dir keinen Dunst mehr vormachen. Dr. Rabenstein, verbündet mit Büschel, hat alles aufgedeckt. Kerner habe ich bestimmt gehört dein Mann habe Dir ein Prachtichloß erbauen lassen; wollte Dich durch ein Leben in Neppigkeit über seine Falschmünzerei hinwegtäuschen. Nimm die Schenkung nicht an, denn dies Haus ist mit Sündergeld erbaut; setze Deinen

Fuß nicht über die Schwelle; halte Pia fern, denn Fluch und Verderben sind in den Grundstein eingemauert. Wenn ich einigermaßen wohl bin, werde ich heute Abend mit Dr. Hamborn zu Dir kommen.

Zu höchster Sorge  
Deine Tante.

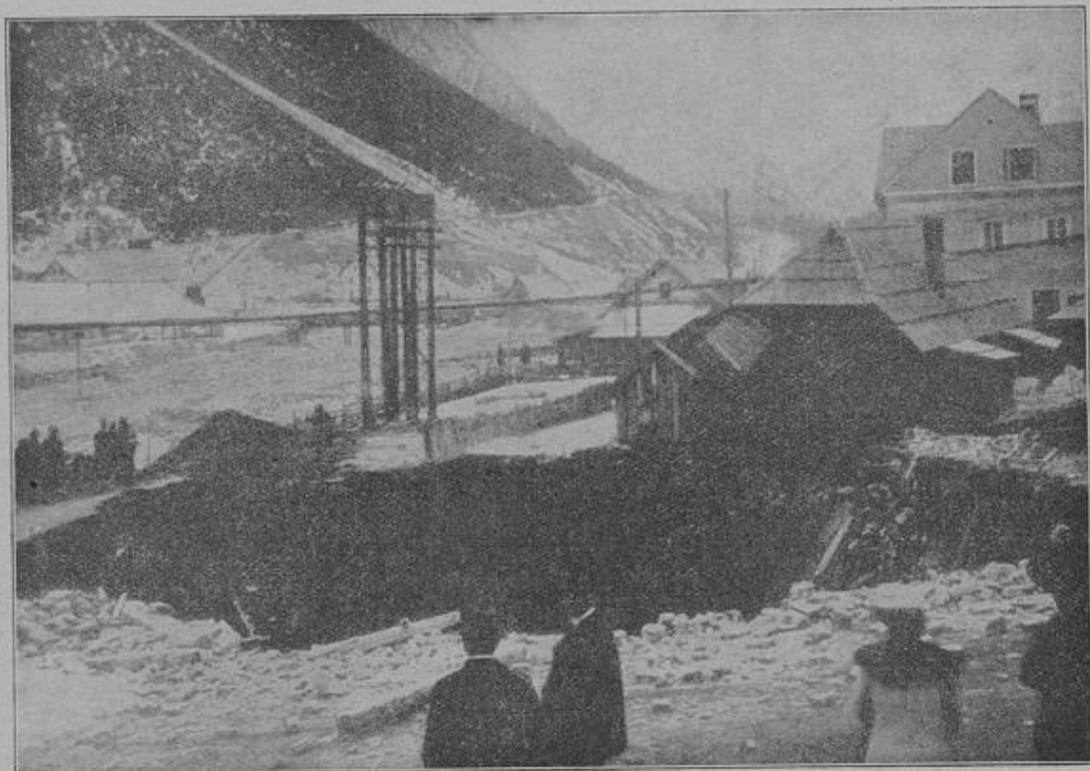
Das war ja schon wieder eine Ueberraschung. Hermia ließ erregt die Hände in den Schoß sinken: „Das ist doch die Höhe! Arme Tante! — Ihre Idee! — Wahnsinn, purer Wahnsinn!“ Sie zerriß den Brief und schob die Fäden in die Tasche. Während Sie v. Kosels Schreiben an den Vorsitzenden des Zentralverbandes zu lesen begann, kam Alfred in eiligen Sägen die Treppe herauf, beladen mit verschiedenen Geschenken, die er ihr zu Füßen legte.

Sie suchte ihre Aufregung zu bemeistern, strebte wieder in die vorige Stimmung zu kommen, doch vergebens. Sie nahm die Geschenke an, aber ihr Dank war weniger herzlich.

Er schob einen niedrigen Polsterschemel heran, ließ sich zu ihren Füßen nieder und erfaßte ihre Hand. Ueberquellende Gefühlsinnigkeit sprach aus Gesicht und Stimme. Diese Weise war für ihr Gemüt von magischer Wirkung.

„Beste Hermia! Erinnerst dich dieser Moment nicht an eine längst entschwundene Stunde gemeinsam genossenen Glückes?“

Sie schaute hinaus durch das Gütlandengeranke; ihr Auge erweiterte sich, als sähe sie in entlegene Ferne; fast als hätte sie eine Vision: „O ja, es ist ein Tag aus unserer Hochzeitstheater, der gleich beim Eintritt in dieses Zelt in meiner Erinnerung erwachte.“ (Fortsetzung folgt.)



Zur Katastrophe von Raibl (Kärnten).

## Seine Gedichte.

Novellette von Josef Schneiders, Düsseldorf.  
(Nachdruck verboten.)

Was war er? Ein kleiner, unansehnlicher Buchhalter mit noch unansehnlicherem Gehalte und einer sehr ansehnlichen Familie. Außer ihm und seiner großen, blonden Frau bestand sie aus sieben, lieben, lachenden Kindertöpfchen. — Eigentlich war er gegen seinen Willen zum Heiraten gekommen. Er hatte seine Sonderbarkeiten. Schon als Schulkunde zeigte er unverkennbare Anlagen zur Rezitation. Mit einem modulationsreichen Organ ausgestattet, konnte der schlichte Kontorstuhltreiter, namentlich beim Balladenvortrag, in eine solche Inspirationsstimmung geraten, daß die Einsichtigen und Kunstverständigen die über das Maß des Schönen hinausgehenden Gebärden des seelisch-tieferregten Schwärmers ganz vergaßen und von ihm mit über die starre Wand einsilbiger Alltäglichkeit in den singenden und klingenden Hain der deutschen Poesiesee unbewußt hineingezogen wurden. Aber es gab auch Leute, die durch Pechschicks Art, so hieß unser tragischer Held, sehr belustigt und komisch berührt wurden und keinen Anstand nahmen, an



Der französische Aviatiker Delagrange.



Der erste weibliche Operndirigent.

sogenannten Stellen wenig parlamentarisch auszufragen. Daß solche Heiterkeitsausbrüche den in höheren Gefilden Wandelnden wie einen von feindlicher Kugel getroffenen, niederstürzenden Edelfallen berühren mußten, ist leicht erklärlich. In solchen Augenblicken sprach er wie ein im Traumleben Redender weiter, ganz nach Innen gerichtet. Sein Auge wurde größer. Es funkelte, bedeckte sich zuckend mit den langen Wimpern, die wie von Diamanten umsäumt zu glänzen schienen. Er beherrschte sich und sprach schöner und gefühlvoller weiter. Und er erntete schließlich Beifall.

Einst deklamierte er in einer Gesellschaft, dem kaufmännischen Verein, Heine's „König von Babylon“. Bei der Stelle

„Jehova, dir künd ich auf ewig Hohn!  
Ich bin der König von Babylon!“

schrub er ein von Wein und Tanz erhitzter Jünger Merkurs: „Nein, Tuchkommiss bei Jsaak Kohn!“ Die Ergänzung der Heine'schen Verse klang so drastisch, daß trotz dem Ernst der Situation alles in herzerfrischendes Jauchzen ausbrach und „das gellende Lachen nicht einmal verstummte“, als der erste Vorsitzende das Unpassende dieses Heiterkeitsausbruchs in das rechte Licht setzte.

Beichel kam diesmal nicht zu Ende. Er verließ wie ein entthronter König das festlich geschmückte Podium und hatte noch dabei das Unglück auf seinen unsichern, schlotternden Beinen zu stolpern und zu Falle zu kommen. Das wirkte natürlich wie das rote Tuch auf den Stier. Das Publikum war außer sich; zwischen dröhnenden Lachsalven ertönten johlende Da capo-Rufe. Eine Karnevalsstimmung hatte sich aller bemächtigt. Selbst die Glocke des Präsidiums war machtlos, sie klang wie „das Glöcklein des Eremiten“ durch heiteren Tumult. Aber ein erster Vorsitzender hat Situationswitz. Er gab der Musik das Zeichen zum Tanz und zwar zu einem Damenschottisch.

Beichel hätte sich auf seinen Platz zurückgefunden, er wußte selbst nicht wie. Er ordnete seine verrutschte Kravatte mit gebrochener Seele, beschattete seine Augen mit der linken Hand und versenkte sich in das Studium des Programms. Nach Hause durfte er ja doch nicht gehen! Man würde ohne Zweifel dies als eine Feigheit ausgelegt haben. Vielleicht hatte man noch einmal seinen Witz an dem unglücklichen Deklamator geübt. Er blieb also wie ein geprügelter Schulbube äußerst resigniert auf dem Felde seiner Niederlage.

„Mein Herr, darf ich die Ehre haben?“ lodte eine angenehme Mädchenstimme. Vor ihm stand eine hochgehobene, anmutige Blondine mit klassisch getnotetem Haar. Die Waise setzen sie ihn mit zauderndem Lächeln zu laden. Schwachtern und verstimmt, wollte er erst höflich ablehnen und Uebermüdung vorzuschützen. Aber sie bot ihm so grazios und einladend den runden Arm, daß er die junge Glücksgöttin nicht von sich stieß. Bald flogen die beiden Ungleichem in flottem Tempo durch den Saal. Viele schauten sich bedeutsam an, wenn das seltsame Paar, vor innerem Vergnügen glühend, an ihnen vorüber treifte. Denn Grete, die schlanke, stolze Lehrerstochter hatte reiche Partien ausgeschlagen, wie sehr sie von ihrem rechnerisch tüchtigen Vater und ihrer fürsorgenden Mutter über den praktischen Wert eines reichlichen Auskommens aufgeklärt worden war. Und nun hing sie am Arme des schlecht besoldeten Kommiss' Jsaak Kohn's. Das war doch das Tollste vom Tollsten!

Grete Klug

und

Hyazinth Beichel

Verlobte

stand nach einigen Wochen im Kreisblatte. Man wußte nicht, was man sagen sollte. Aber der Verlobung folgte bald die Hochzeit und Grete und Hyazinth waren glückliche Paradiesbewohner geworden, wenn auch die Lustgänge durch Edens Garten von Beichels Gehaltsgrenze etwas beschränkt waren. Die urteilslose, neidische Menge der Kleinstadt hatte allerdings auch keinen Dunst davon, daß der kleine, unansehnliche Buchhalter nicht nur Soll und Haben-Posten ins Hauptbuch Jsaak Kohn's, sondern auch poesievolle lyrische Gedichte in seinen Mußestunden schrieb und daß gerade diese Eigenschaft sehr dazu beigetragen, die mitleidsvolle Gunst der schönen, großen Grete zu Hyazinth Beichel, aus einer sympathischen Zuneigung hervorsprechend, zur großen, dunkelrot-flammenden Tulpe einer leidenschaftlichen Liebe emporzutreiben. Selbst der praktische Vater Lehrer Klug nebst Gemahlin waren von der feurigen und gefühlvollen Diktion Hyazinth'scher Verse, so unwahr-

scheinlich es klingen mag, förmlich gemacht worden. Er rechnete schon stark mit der Möglichkeit einer staatlichen Dotation bei Bekanntwerden des schwiegerföhnlichen Dichtertalentes an geeigneter Stelle.

Der kleine Buchhalter lebte mit seiner großen Blonden behaglich und zufrieden hoch unter dem Dache. Ob nun hauptsächlich der letztere Umstand mit daran schuld war, genug, der rastlose Vogel Storch klopfte so oft und in solch' kurzen Zwischenpausen an die Scheiben des kleinen Heims, daß die Blumentöpfe beim siebenten Male fast von dem Fensterbrette fielen, das mit hoffnungsvollem Grün die fürsorgliche Schwiegermutter, Frau Lehrer Klug, mehr als einmal frisch gestrichen hatte.

Geschäftliche Ueberbürdung und mit dem zunehmenden Kinderlärm vermehrte Nahrungsvorgen, sowie nächtliche, poetische Tätigkeit hatten im Vereine mit dem bobrenden Gefühle des Verantwortens den guten Hyazinth körperlich und geistig so reduziert, daß er zu den ernstesten Besürchtungen Anlaß gab und nicht allein seine Familie, sondern selbst sein peluniär scharf kalkulierender Chef, Jsaak Kohn, einen guten, nicht zu teneuren Landausenthalt für Hyazinth als dringende Notwendigkeit erklärte und die Kosten auf sein Unkostenkonto setzen zu wollen, hoch und heilig versicherte. denn er war auch kein Unmensch und wußte die wohlthätigen Wirkungen einer alljährlichen Badetour nach Rorderney sehr wohl zu schätzen. Er machte einen Aufenthalt in einem Dörflein des Sauerlandes ausfindig, der den großen Vorzug der unbedingten Ruhe hatte, weil dieses Idyll sonst von keinem fremden Fuße betreten wurde und die guten Sauerländer daher auch keine Preise kannten.

Hyazinth fand denn auch nach längerer Bahnreise und einer rumpeligen Postkutschenfahrt nette, behagliche Unterkunft bei einem kleinen Bauern abseits vom Kirchspiele. Das Häuschen lag mit seinem bescheidenen Gehöfte direkt am gebläulichen Hochwald inmitten frischer, wasserreicher Wiesen. Gleich am ersten Tage ging ein begeisterter Ergruß über die hohen Natur Schönheiten des wildromantischen Sauerlandes an die große, liebe, blonde Grete ab, mit der Witte, alle etwa einlaufenden Briefe durch die Post um nachsenden lassen, denn er habe nun hinreichende Ruhe, alles gehörend zu beantworten. Der tausendmal Enttäuschte hoffte noch immer. Und wer hofft nicht? Hyazinth hoffte noch stark.

Kühmorgens pilgerte er nach einem schlappen Kaffee und dem Genuße ungewöhnlich reichlich geschmierter Butterbrotchen, genial gesäumt, den breiten Schlapphut in Wallenstein's Art auf die Locken gedrückt, in gemäßigtem Tempo aus dem Rahmen landwirtschaftlicher Natur- und Tierkunde dem Walde zu. Dem Walde zu! Dem deutschen Eichen- und Tannenwalde zu, ins geheimnisvolle Rauschen der sagenraunenden dunklen, dichten Waldung, in die von Wächlein durchrauscht und läserdurchsummte schöne, grüne Einsamkeit. Frei wie der Weih in den Lüften und froh wie das Sichhörchen an den glatten Stämmen emporstob, erging sich seine neuerwachte Phantasie in poesievollen Fahrten durch Berg und Tal und Wald und Land. Mehr als einmal sang er schallend aus vollster Brust und frischester Kehle:

Wer hat dich, du schöner Wald

Aufgebaut so hoch dort oben usw.

und warf den Schlapphut in die Luft, daß er wie ein großer, schwarzer Vogel mitunter in die nächsten Zweige flog und der wadere Sänger gezwungen war, den Künstler-schmuck seines Apollotopfes stöhnend aus dem Hoffnungsgrün der Blätter herunterzuholen. Er fühlte sich übermütig und tatensark wie nie zuvor. Manchmal entkleidete er sich der Schuhe und Strümpfe, ließ die naekten Füße in irgendeinem Dämpel baumeln, lag auf dem Rücken ausgebreitet, während er die strahlenden Blicke auf das sonnendurchstimmerte, seidenseine grüne Zelt über sich richtete und Gvethe's Verse: „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll“ traumhaft weich und feierlich vor sich hin deklamierte.

Ob er nun aber wirklich stets das Bild der großen, blonden Frau Grete Beichel vor Augen hatte oder sich ein ideal-schöneres und liebreizenderes vergegenwärtigte, das nicht, wie diese von sieben, lieben, hungrigen Genien 14 bis 16 Stunden täglich umschwärmt wurde, bleibt ein psychologisches Problem und wohl ein ewiges Geheimnis.

Wenn er bei solchen Phantastereien ertappt wurde, vertrocknete der naturfrischende, pflichttreue Buchhalter Jsaak Kohn's in das nächste Tannen- oder Eichenbüschel wie eine überraschte Nymphe. Er bekleidete dann meist sehr hastig die gebadeten Glieder und schlich sich fast beschämt bei einbrechender Dämmerung mit dem Gefühle eines ertappten

Sünder's behutsam unter das niedrige Dach seines harten den Kostwirts.

So kam er auch einmal von solch' einem Pegasusweidengange zurück, als ihm der westfälische Hausvater mit einem Auge lauff und die Hausmutter ihm einen verständnisvollen Nippenstoß versetzte. Sie lächelten ihn einige Zeit wie einen kostbaren Gegenstand an, bis der Hauswirt auf seine Frage nach dieser Geheimnistuerei, die kurze Pfeife aus dem Munde nahm, einige Male ausspuckte und ihm in umständlichster Weise enthüllte, daß der Postbote mit einem dicken Geldbriele dagewesen sei und nach dem Adressaten Kaufmann Hyazinth Veschel gefragt habe. Auf dem Briefe habe die Summe von sage und schreibe M. 600 gestanden. Den Brief solle er sich auf der Poststelle des naheliegenden Dörleins De.... persönlich abholen.

Der gute Hyazinth war sprachlos. Sollte Jsaak Kohn einen Mildtätigkeitsanfall gehabt haben oder, was zwar kaum glaublich, ein literarischer, pekuniärer Erfolg mit den rätselhaften M. 600 verknüpft sein?

Er konnte vor freudiger Erwartung den Abend nicht essen und die Nacht nicht schlafen. Mitten in der Nacht trieb es ihn vom Strohsack seines Lagers empor. Er hästete und hästete nach Streichhölzern, wobei er im Dunkeln auf ein Porzellan-Gefäß stieß, das ins Kollern geriet und klirrend vor seinen Fühen in tausend Scherben zersplitterte, so daß selbst der etwas schwerfällige Gastgeber erwachte und als berechtigter Eigentümer und schwer Geschädigter in westfälischer Verbheit unter zahlreichen Ausrufungszeichen an die Pforte des Dichterheimes donnerte. Der Angeblasene antwortete mit einem Moltke'schen Schweigen. Er lauschte stemlos auf den Höhen seines Olymps, bis die Hammerschläge des rajenden Hausgottes verhallt waren.

Nun rekonozitierte er mit allen Vorsichtsmaßregeln nach einem heilbringenden Feuerpane. Endlich brannte er den gefundenen göttlichen Funken an einem einzigen Kerzenrestlein an. Dann trat er vor die an der Wand hängende Glasscherbe, welche das Requisite eines Spiegels darstellte. Der erfolgreiche Hyazinth meinte sich in die Maske einer genialen Dichterphysiognomie hinein, denn die goldenen sechshundert Meter konnten unmöglich der zurückhaltenden Jsaak Kohn'schen Firmatasse entflammen.

Als endlich Haltung und Ausdruck seinen künstlerischen Erwartungen entsprachen, sagte er sich: „So sieht ein neuentdeckter, mit Erfolg aufgeschnittener, moderner, deutscher Lyriker aus.“ und suchte auf den Lorbeeren von bestem westfälischem Stroh den ersten Schlaf als berühmter Dichter zu tun.

Der goldlachende Morgen brach an, ohne daß der Poet nur für eine Sekunde die brennenden Feueranlagen geschlossen sein erster Weg, unter Verzicht auf den schlappen Staffee und die nahrhaften Butterstullen, war nach der Poststelle von De. Mit deutlichem Markieren seines Namens, unter Vorlage seiner Legitimation, stellte er sich dem Postverwalter, dem gleichzeitigen Gemeindefiskus vor, quittierte mit einem unnachahmlichen Schnörkel und nahm mit Herzloshen und Zittern den ersehnten Wertbrief an sich. Er nahm ihn mit in den Wald, um dort die erste Wonne der so lange vergebens erhofften Anerkennung zu durchkosten. Im düstigen Moosgrün liegend, öffnete er mit dem Federmesser vorsichtig den Umschlag, damit die schönen großen Siegel, welche einen Abdruck vom Vogel Greif zeigten, nicht verletzt würden.

Was enthielt der Brief? — Aber, Götter Griechenlands, erbarmt euch des armen Hyazinth! — Die Rücksendung seiner sämtlichen ausgewählten Gedichte, nebst einem Schreiben der Verlagsbuchhandlung R.... aus Leipzig!

Die Buchstaben der Schreibmaschinenschrift des Begleitbriefes tanzten wie lustige, heimtückische Dämonen vor den unnatürlich groß gewordenen Augen des armen Heimgesuchten. Er las — vielmehr, er wollte lesen und entzifferte mit einer herakleischen Anstrengung aller seiner Sinne endlich:

Leipzig, .....

Sehr geehrter Herr!

Gedichte noch unbekannter Sängers würden bei einer Drucklegung in unserem Verlage schwerlich eine Fruchtifizierung der aufzuwendenden pekuniären Mittel zu erhoffen haben. — Wir senden Ihnen daher Ihre Dichtungen unter Wertversicherung von M. 600 beifolgend wieder zurück.

Mit ausgezeichnetester Hochachtung  
R.....

Verlagsbuchhandlung.

Das also war der Erfolg aller seiner Nachtwachen, die tödliche Wirklichkeit seiner wunderbaren Stimmungsträume! — Er riß sich den genial geknoteten Selbstbinder vom Halse zerriß ihn in Fetzen, wie die biblischen Juden bei außerordentlichen Gemütsbewegungen sich Haar und Bart und Kleid zerkaufen. Er lachte so gellend und markdurchdringend, daß ein Waldvogel in nahem Busche erschreckt emporflatterte, schlug mit seinem Stocke an die vor ihm aufragende morriac Eiche, daß die Trümmer seines befahrten treuen Weggefährten im Splitterhael in das Moos niederschmetterten. Dann warf er sich platt auf den grünen Grund und schluchzte und schluchzte, bis er endlich in verzweifelter Starrheit in den Gemütszustand eines zum Tode Verurteilten verfiel.....

Nach einer Periode dumpfen Hinbrütens fand er soweit seine äußere Fassung wieder, daß er den vernichtenden Brief mit samt dem Manuskript wieder in den Umschlag packen konnte....

Er hielt den Brief in der Hand. Der rosige Flammenschein der niederstinkenden Sonne spiegelte sich auf dem glänzenden, roten Siegel, daß die Abdrücke des Greifen-Stempels wie fünf rote, frisch gefallene Blutstropfen blinkten... Selbstames Bild. —

Hyazinth hielt noch immer die schicksalschwere Botchaft in der zitternden Rechten. Sein Auge ruhte heißbrennend auf dem Briefe und Tausende von Stunden seiner gequälten Erdenpilgerschaft schritten in bunter Ereignisfülle von seinem Geiste mit erdrückender Deutlichkeit vorüber....

Kein Wunder, daß er im Banne der Erscheinungen keinen Blick für seine Umgebung besah.

Hinter ihm teilten sich vorsichtig die Zweige auseinander. Der Kopf eines Landstreichers schälte sich aus dem Blattwerk. Die heckenden Augen eines unheimlichen Gesichtes musterten den Ahnungslosen und blieben auf dem versiegelten Briefe haften. Mit der Gebärde eines deutbesprechlichen Tälers zog der Lauernde seinen breitschultrigen Körper geräuschlos nach. Er hielt den Atem an..... Hyazinth wandte instinktiv den Kopf etwas seitwärts. Eine Bewegung — — —! Hyazinth lag erwürgt unter der Eiche! — Kein Schrei verriet den Mord... Der Täter schaute schon um. Aber eine Ruhe lag über dem Walde, daß man die Grille zirpen hörte. Der Strolch griff nach dem Briefe. Er glaubte schon das Papiergeld in seinen Händen. Ein aräplicher Kluch entfuhr ihm.... Er zerstreute die Gedichte in alle vier Winde! „Um solche Albernheit schlug ich noch keinen tot!“ Er schwang den Knotenstoc und rannte davon.

Die Quartierleute des Ermordeten suchten am anderen Tage die ganze Gegend in Gemeinschaft mit den anliegenden Nachbarbauern ab und fanden ihn erwürgt unter der Eiche liegen. Unweit vom Tatorte lagen sie ein verwehtes Matt seiner Gedichtsammlung auf, dessen Schlusßworte lauteten:

Und Stand gehalten hat mein Stab  
In all' dem tollen Grauen.....  
Vom Herzen reicht er bis zum Grab  
Mein Stab, mein Gottvertrauen!  
Ich lehn' mich drauf wie du auf mich,  
Wie es der Herr geboten.....  
Laß still uns steh'n und inniglich  
Gedenken auch der Toten!

Wald stand in allen Blättern und Zeitschriften die Biographie des unter solch' seltsamen Umständen zu Tode gekommenen Poeten. Man erkannte in ihm ein eigenartiges Talent Man beachtete sich an seinen Versen und die Verlagsbuchhandlung R.... in Leipzig veranstaltete eine Nachtausgabe. Sein Tod war der Entdecker seines Talents.



## Zum Küssen

schön ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem jugendfrischen Aussehen, weißer sammetweicher Haut und blendend schönem Teint sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauchte man nur die echte

### Streckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. à Stück 50 Pf. überall zu haben.



### Unsere Bilder.



— Bischof Dr. Franz Nagl (Siehe Bild Seite 52), der neue Koadjutor des Fürsterzbischofs Dr. Gruscha und künftige Fürsterzbischof von Wien, war bisher Bischof von Triest. Seine Berufung zum dereinstigen Nachfolger des im neunzigsten Lebensjahre stehenden Fürsterzbischofs von Wien hatte den Rücktritt des Weihbischofs Dr. Marshall zur Folge.

— Ein vorbildlicher deutscher Fürst (Siehe Bild Seite 52) ist Fürst Albert von Thurn und Taxis. Seine Familie, die vor vierhundert Jahren die erste wirkliche Post von Wien nach Brüssel einrichtete und der dann bis zum Jahre 1866 der ausschließliche Postbetrieb in Deutschland und Oesterreich übertragen war, hatte seither völlige Postfreiheit im gesamten Deutschen Reiche. Fürst Albert hat jetzt erklärt, für sich und seine Familie auf die Postfreiheit fortan verzichten zu wollen.

— Die Ozeanbahn: Eine mitten durch den Meerbusen von Florida führende Eisenbahn. (Siehe Bild Seite 52.) Um von Newyork direkt nach Havanna zu gelangen, hat man in Nordamerika eine Eisenbahn gebaut, die mitten durch den Meerbusen von Florida führt. Beim Bau des 120 Kilometer langen Viaduktes benutzte man die zahlreichen Koralleninseln, die in dem Meerbusen liegen.

— Zur Katastrophe von Raibl (Kärnten), in welcher am 8. Januar 1910 ohne irgendwelche vorherige Anzeichen plötzlich das Spital in eine Tiefe von 41 Metern versank.

— Der französische Aviatiker Delagrangue (Siehe Bild Seite 53) stürzte mit seinem Aeroplan aus einer Höhe von 30 Metern ab und fand sofort den Tod. Delagrangue war früher Bildhauer und hatte einige schöne künstlerische Erfolge erzielt. Der Verunglückte stand im 37. Lebensjahre.

— Der erste weibliche Operndirigent. (Siehe Bild Seite 53.) Im Londoner Court-Theater schwingt jetzt allabendlich eine Dame den Dirigentenstab. Es ist Miss Marjerie Slaughter, die Tochter des kürzlich verstorbenen englischen Komponisten Walter Slaughter, dessen letzte Oper, „Alice im Wunderland“, sie dirigiert. Wie als Dirigentin, so hat sich Miss Slaughter auch als Komponistin vorteilhaft beim Publikum eingeführt, da sie zu der Oper ein sehr melodisches Intermezzo beigeuert hat.



### Zur Unterhaltung.



— Die Briestaube. Eduard hatte eine Briestaube aufgezogen. Um ihre Befähigung festzustellen, sendet er das Tier eines Tages von Berlin, seinem Wohnsitz aus, mit der Eisenbahn an einen Freund nach Hannover. Das Begleitschreiben enthielt die Worte: „Lieber Kuno! Ich sende Dir anbei in Korbverschluß eine Briestaube. Es handelt sich darum festzustellen, in welcher Zeit sie am Bestimmungsort ankommt. Notiere Dir also genau die Zeit und beobachte auch die Richtung. Mit Gruß Dein Eduard.“ WIDER ERWARTEN kam die Briestaube überhaupt nicht nach Berlin zurück. Dagegen traf nach zwei Tagen aus Hannover eine Postkarte ein, auf welcher der Freund die Meldung erstattete: „Stunde: genaue Mittagszeit. Richtung: nach meinem Magen. Die Taube war übrigens vorzüglich. Mit Dank und Gruß Dein Kuno.“

— Durchschau. Richter (zur Zeugin): Wie alt sind Sie? — Zeugin: In die dreißig bin ich gekommen. — Richter: Ah, und da wollen Sie nicht wieder hinaus?

— Richtige Bezeichnung. A.: Sagen Sie mal, der Assessor Müller ist wohl ein großer Jäger vor dem Herrn? — B.: Weniger vor dem Herrn, als hinter den Damen.

— Vor Gericht. Richter: Schämen Sie sich denn gar nicht, Ihre Frau steht ja ganz verprügelt aus. — Aber, Herr Richter, bei so 'ner Prügelei muß Einer doch die Schläg' bekommen.

— Boshaft. „Ich und meine Frau sind anderer Meinung!“ — „Natürlich, Ihrer Meinung.“



### Rätsellecke.



Begier Bild.



Vergleißt? Unfinn! So wat liebt's nich!  
— O Herr, ich seh' ihn schon.

Rätsel.

Schmerz brachte dir mein Kommen,  
Doch hat dein Mitterlein  
Mich jubelnd aufgenommen,  
Ob ich auch winzig klein.  
Für dich muß ich mich plagen,  
Dum pfleg' und schone mich:  
Schwer hättest du zu tragen  
Am Leben ohne mich.  
Und muß ich von dir scheiden,  
Dann sei nicht ungerecht,  
Wenn du mußt Schmerzen leiden  
Um einen alten Knecht.

Wort-Rätsel.

Mein kurzes Wort macht dich bekannt  
Mit einer Stadt am Donaustrand;  
Fügst du dem Wort ein Zeichen an,  
Ein Laubbaum dir erscheint sodann.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Dreißilbige Charade: Bachstelze.

Wechsel-Rätsel: Rot — Ton.

Wort-Rätsel: Sand — Me. Sandale.

Rebus: Gegen Arglist ist Ehrlichkeit machtlos.



## Ein Volksschriftsteller.

Novelle von Bernhard Kiesler.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Wir hatten das Wunderschloß Miramar besucht,“ fuhr Hermia fort. „Nach dem Rundgange hattest du mir in einer nahen Osteria die gleiche Ueberraschung bereitet wie hier; was ich hier sehe, ist getreue Wiedergabe dessen, was mich damals erfreute. Auch damals war mein Geburtstag: der 19.“

Noch zärtlicher fuhr er fort: „Weißt du auch, wie glücklich wir damals waren? Mit keinem Cherub hätten wir getauscht. Möge der heutige Tag, der die äußeren Umstände von damals so naturgetreu wiedergibt, auch das reine Glück wiederbringen, das in langer Kampfeszeit durch manchen Schatten getrübt worden ist. Erinnerst du dich noch, wie ich damals im Uebermaße der Seligkeit ausrief: Hermia, im Sonnenglanze deiner Liebe fühle ich mich stark, Berge zu versetzen. Ich werde die Völker zwingen, meinen Namen mit Stolz zu nennen. Ich werde Mittel gewinnen, dir ein Heim zu schaffen, das diesem Schloß an Herrlichkeit nicht nachstehen soll. Du lächeltest damals ungläubig und nanntest mich

scherzhaft: Zukunftsmusiker, aber siehe, der Tag ist gekommen, an dem ich mein Wort einlöse. — Diese Villa ist von mir erbaut, vom Segen meines

Schaffens, für dich, für Pia, die ihr ja den ganzen Inbegriff meiner irdischen Seligkeit ausmacht. Diese Villa übergebe ich dir heute als mein Geburtstagsgeschenk; schalte und warte darin nach Gütlichen. Sie

sollte Villa Hermia heißen, aber du gabst ihr ja den viel trefflicheren Namen: „Alein-Miramar.“

Hermia erhob sich; das war ein Sturz aus dem Himmel! Sie stand sprachlos vor Erstaunen, wurde bleich wie eine Leiche. „Also doch! o Gott, welch ein Abgrund.“

Alfred starrte ihr entsetzt ins Gesicht: „Was ist dir? Was soll das?“

„Was das soll? Nun glaube ich alles, was über dich seit längerer Zeit gezeichnet worden ist. Jetzt bin ich gezwungen zu glauben, daß du Fritz Frei bist, daß du verderbliche Romane geschrieben und unauslöschliches Vergnügen gestiftet hast; daß du des unglückseligen Häringers Schuld teilst; daß du mich jahrelang getäuscht, belogen und betrogen hast.“

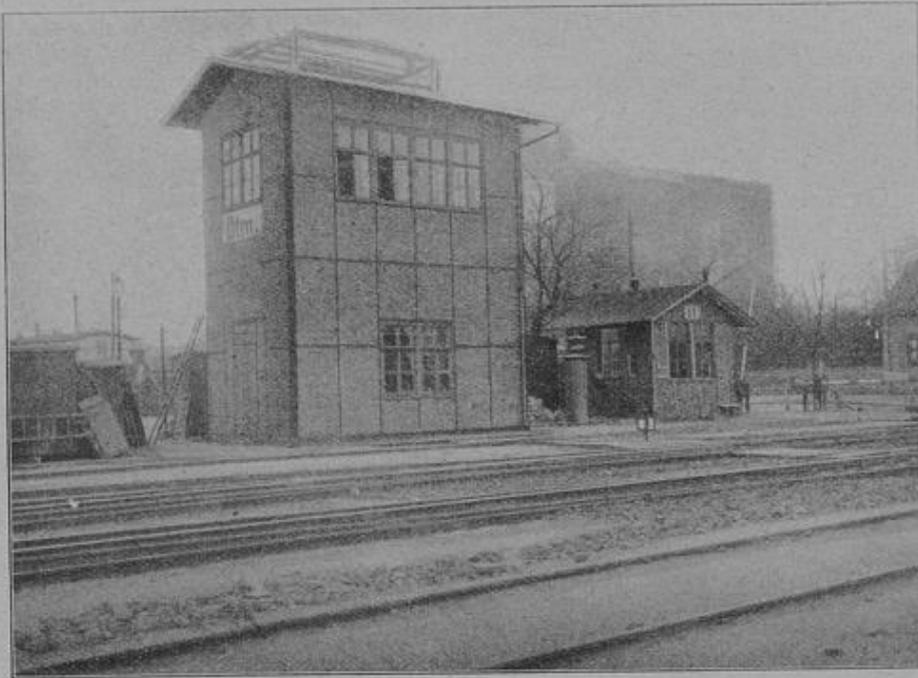
Mit einem unbeschreiblichen Blicke des Abscheus wandte sie sich von ihm ab, stürmte der Treppe zu, raffte ihre Kleider, um möglichst rasch zu entkommen. Er war emporgeschrenkt, hatte ihren Arm erfaßt: „O Hermia! Bringe mich nicht in Verzweiflung! Höre mein Geständnis! Gedanke unserer einstigen Liebe, unseres Kindes!“

Schluchzend und ihr Gesicht verhüllend stieß sie ihn hinweg und versuchte sich loszureißen. Seine Stimme wurde jetzt hart, heftig: „Gut! Bleibst du hartherzig, willst mir

auch die letzte Gelegenheit, mich zu rechtfertigen, versagen, so macht ein Sturz in die Tiefe meinem armseligen Dasein ein Ende.“

Sie fühlte nur zu sehr den Ernst dieser Aeußerung und gab nach. Willenlos ließ sie sich wieder auf ihren Platz geleiten und dumpf vor sich hinstarrend, hörte sie sein Bekenntnis.

„Vor 18 Jahren war es, als dein Jawort mich zu dem Glücklichen aller Sterblichen machte. Der Tag hatte für mich die Bedeutung eines Wendepunktes. Am



Die erste deutsche Licht-Signalstation für Luftschiffe in Spandau bei Berlin.

Abende vorher war mein „Barbarossa in Mailand“ aufgeführt worden, ein Stück, an das ich die fabelhaften Glücksträume geknüpft hatte. Da kam es, wie du weißt, kaum zu einem Achtungserfolg. Nur durch ein Häuflein bewährter Freunde wurde die völlige Ablehnung verhütet; ohne ihre Beifallsbezeugungen wäre ich nicht einmal gerufen worden. Nur mit Widerstreben betrat ich die offene Bühne; Giftestäfte aus tausend fremden Augen. — Mitleid im Gesicht der Freunde, — das war's, was ich wahrnahm. Da, im Augenblicke größter Trostlosigkeit kam dein Kranz geflogen; du allein hattest den Mut gehabt, den Glauben an meinen Genius zu bekunden. Mit diesem Kranz hattest du zur Rettung meiner Dichterehre dem Ungeheuer Publikum gewissermaßen den Fehdehandschuh hingeworfen. Wie mich das erhob, kräftigte und beglückte.

Als am nachfolgenden Tage während des ewig unvergesslichen Spaziergangs mich dein Entschluß entzückte, ungeachtet der Ungunst der Umstände mein Lebenslos teilen, meine treue Gefährtin werden zu wollen, da gab's für mich kein Bangen mehr vor der Zukunft. An diesem Tage gelobte ich, dich zu verdienen, mich deiner würdig zu machen. Ich wollte berühmt und reich werden; berühmt, — dein Glaube an mich sollte nicht zu schanden werden, — reich, — ein behaglicher Lebensgenuß sollte dir an meiner Seite gesichert sein, Ruhm nach dem Tode wollte ich nicht, mit klingender Münze sollte mir die Mitwelt mein Schaffen lohnen.

Unserer Hochzeit folgte ein Stückchen Zeit voll Harmonie, voll Seligkeit — und die Hochzeitsreise nach Italien! Wie ein Gruß aus dem Paradiese labt mich noch heute jede Erinnerung daran. O Sommerzeit in Triest, o Tag auf Schloß Miramare! Ich fühlte mich in meinem Glücke so stark, daß ich wähnte, die Welt aus den Angeln heben zu können. Als ich dir das Versprechen gegeben, dir ein Heim diesem Schlosse gleich schaffen zu wollen, lächeltest du ungläubig, nanntest mich Zukunftsromantiker, doch fügtest du im Ernste bei: Alfred, mir bist du jetzt genug, aber wenn du der Welt etwas geworden sein wirst; wenn jede Zunge deinen Namen nennt, wenn allerwärts deine Werke gelesen werden, wirst du mir sein, was Phidias einer Aspasia war, und du küßt mich. Dieser Kuß war ein königliches Siegel für meine Entschlüsse, ja berühmt wollte ich werden und reich, und zwar als Schriftsteller in möglichst kurzer Zeit.

Aber welche klägliche Illusion! Du weißt recht gut, wie schön die harte Wirklichkeit unseren Zaubertraum zerriß, wie wir gleich in den ersten Jahren unserer Ehe mit der Lebensnot zu ringen hatten. Ich war ohne Vermögen, deine Mitgift war bald zusammengeschnitten, aber standesgemäß mußte gelebt werden. Meine schriftstellerischen Erfolge blieben aus.

Ich schrieb, wie du dich erinnern wirst, wie ein Rasender; Romane, Novellen, Dramen, überall das Höchste anstrebend, den besten Meistern folgend, aber die Kritik blieb kühl, erklärte meine Produkte mehr als Kinder des Willens, — künstlerischer Begeisterung, das Publikum kaufte nicht. — Der städtische Musikdirektor sagte mir einmal in deinem Beisein: Du dauerst mich; die großen Taten machen dir fortwährend Konkurrenz; was du bringst, haben andere vor Jahren schon besser geboten. Die alten Ideale der Kunst kommen zudem mehr und mehr außer Kurs, wir leben eben in einer Verfallszeit. Das war ein Dilemma. Unsere Geldverlegenheit wuchs von Jahr zu Jahr. Du sahst mich verzweiflungsvoll ringen, sogar der Tagespresse als Handlanger dienen. Da begannst du dich zu opfern, durch Klavierunterricht, Gesangstunden, Veranstaltung von Konzerten halfst du unser Lebensschifflein über Wasser halten. Je mehr ich mit der Schriftstellerei vertraut wurde, desto klarer erkannte ich, daß das große Publikum mehr unterhalten, als an Geist und Gemüt bereichert sein will. Die dem niederen Triebleben die weitgehendsten Zugeständnisse machenden Schriften zeigten die meisten Auflagen, wurden mithin am eifrigsten gekauft. Statistiken über Leihbibliotheken, Reiselektüre, zugkräftige Theaterstücke bestätigten meine Annahme. Meiner Schaffenskraft drohte Lähmung. Schon trug ich mich mit dem Gedanken unzufrieden, wieder in den Bahndienst zurückzukehren, oder mich nach irgend einem Beamtenposten, der ein bescheidenes, aber doch ausreichendes Einkommen gewährte, umzusehen; die Umkehrung der Ordnung, daß die Frau den Mann ernährte, vermochte ich nicht länger zu ertragen.

Neuerst verstimmt traf ich eines Tages mit Hardung zusammen. Er sah mich eine Weile scharf an, dann sagte

er: „Höre, ich kann zu deinem Zustand nicht länger schweigen; deine Feder muß mehr Geld machen, mehr Geld!“ Fast wütend schrie ich ihm entgegen: „Mensch, siehst du denn nicht, daß ich aus allen Kräften, fast bis zur Verzweiflung ringe, meiner Feder diese Kunst beizubringen. Habe ich nicht fast ebensoviel geschrieben wie Schiller? Er entgegnete: „Nimm mir's nicht übel, das „viel“ macht's nicht. Du mußt praktischer, aktueller schreiben. Schaffe Sensationsschriften; schreibe für Leute, die wirklich lesen und schreibe nur das, was sie gerne lesen.“

Was der Geschäftsreisende ungeachtet der Ermüdung im Schlafwagen, — der Arbeiter in der Mittagspause, — der Brottagelinge beim ersten Morgenausgange, — das Dienstmädchen bei verschlossener Tür auf der Bettlante, — die Tochter des Hauses bei Abwesenheit der Mutter liest: Das sind die Sachen, die gefaßt werden, — die Geld dringen. Die Kritik schweigt tot, oder verurteilt, desto eifriger aber schleicht die geheime Kellame von Ohr zu Ohr: Das mußt du lesen! sojatt! o wenn du erst angefangen hast, kannst du nicht wieder aufhören, — und die Klauklau wacht auf. Soeben habe ich noch in der „Literaturrevue“ gelesen, daß ein gewisser B. mit einer einzigen Erzählung im angedeuteten Genre eine halbe Million verdient hat.“

Das war die Stimme des Verführers, aber mein Ohr wurde angenehm beruhigt, denn materieller Gewinn war in Sicht, wonach ich leachte. Vessungungeachtet steute ich mich erschröden: „Aber Freund, bedenke, was du mir antust! Sensationsjournalisterei soll ich werden, Elvatenmann, Sudelsojatt?“ Er lachte: „Du verzeihst mich jauch. Hast du nicht Geist? Ist es diesem nicht möglich, den Schein der Ehrlichkeit zu wahren, und doch zu schreiben, was dem „Sinn“ gefaßt? Wir haben ja mit dem Mantel des Ruhms behangene Schriftsteller genug, die als wahre Schlammweizger in den Sümpfen der Unmoral herumgehauert haben, aber immer geistreich, sich immer als Eiferer für das Gute und Schöne anzupreisen vermochten. Manche dieser Pegasusreiter, deren Kunstleistungen sich nur um Punkt 6 bewegten, haben noch das Verdienst für sich in Anspruch genommen, Uebelstände bloßgelegt zu haben, damit die bessere Hand wisse, wo sie mit ihren Heilmitteln einzusetzen habe. Einer dieser Helden hat sogar einen Ehrenplatz im Pantheon zu Paris, ein anderer wird von Literaturgeschichten populären Charakters in einem Atemzuge mit den großen Italienern: Dante, Petrarca, Tasso, Ariost genannt. Man halte nur einmal gründlich Umschau bei unseren Tagesgrößen des Schrifttums, und man wird sich wundern, auf wieviele man stößt, die Ruhm und Wohlhabenheit nur der Behandlung sequeller Probleme zu danken haben. Geschrieben werden solche Sachen und Geschäfte damit gemacht. Ist es nun nicht vernünftiger, daß Männer von Geist hier die Feder aufsetzen, als daß hier der aller Begeisterung unfähige plumpe Erwerbstrieb schafft und erntet?“

Ich erinnerte Hardung, daß sich bei ihm ein Besinnungs-umschwung vollzogen habe, daß er seinen alten Idealen untreu geworden sei. Er gab dies auch rückhaltlos zu und fügte bei, daß er jetzt wahrscheinlich ein armer Teufel wäre, wenn er auf dem früheren Standpunkt beharrt hätte. Die Gemeinde für wahrhaft gute Schriften sei zu klein. Sein Kompagnon, der Sortimentbuchhändler von Kofel, sei zur rechten Zeit gekommen, um ihm die Augen zu öffnen und sein Geschäft zu retten. „Ich werde mich hüten“, fuhr er fort, „jemals wieder ein Wort zu verlegen, das für die Gegenwart nutzlos ist, vielleicht erst nach hundert Jahren gelesen wird, wie z. B. Dr. Hamborn's Roman: „Zwischen Sonnenglück und Seelenfrieden“.“

Mein Verleger nahm jetzt eine geheimnisvolle Miene an und verschloß die Türe. Dann holte er eine Urkunde aus dem Schreibpulte, verpflichtete mich auf strengste Verschwiegenheit und sagte: „Ich habe einen Vertrag geschlossen mit dem „Zentralverband für gediegene Volkslektüre“, der nur Schriften verbreitet, die hochgradig aktuell sind, d. h. Sensationsschriften. Oberstes Prinzip ist: Die Volksaufklärung, — nieder mit dem Aberglauben, Produktionen müssen gefallen, müssen für Massenverbreitung geeignet sein. — Die Autoren haben unbeschränkte Freiheit. Die landläufige Moral wird nur insoweit respektiert, als staatliche Bestimmungen zwingen. Die Drucklegung besorgt der Verband. Die einzelnen dem Verbaude verpflichteten Verlagsfirmen verlegen nur solche Schriften, die von der Zentrale gutgeheißen sind. Die Autoren werden glänzend honoriert. Gewinn und Verlust tragen die vereinigten

Firmen nach strengtechnischen Normen. Er meinte weiter, bei meiner spielenden Beherrschung der Sprache sei es mir ein Leichtes, sensationell zu schreiben; übrigens könne ich ja auch, wenn ich die Literaturlust in angedeuteter Weise kräftig gemolken und mir ein Tuskulum erworben hätte, wieder zu der gewohnten, edleren Schreibweise zurückkehren und mit um so größerer Freiheit schaffen. Das letzte erhöhte mein Interesse für den Plan.

Er drängte und drängte, bis ich versprach, einen Versuch wagen zu wollen. Zugleich mußte er mir auf Ehre versichern, strengstes Stillschweigen über meine Mitarbeiterchaft zu wahren. Dir müßte sie tiefstes Geheimnis bleiben."

Venhoff füllte jetzt zwei Gläser mit „Samos“ und überreichte Hermia das eine. Sie nahm es wohl an, trank aber nicht, verhartete vielmehr in ihrem unheimlichen Ernste. Er fuhr weiter: „Das erste Produkt der neuen Muse war „Die Flucht aus dem Harem“. Sonst, du erinnerst dich wohl, pflegte ich dir jede neue Arbeit vorzulesen: „Die Flucht aus dem Harem“ war das erste Stück, das ich dir verheimlichte. Ich wußte, daß dein strenger Sinn die Erzählung in den Grund und Boden hinein verurteilen würde. Hardung fand sie als vorzüglich; sie ging an die Zentrale, wurde angenommen, und Hardung zahlte mir sofort 1000 Mark. Du wirst dich wohl noch erinnern, daß ich diese Summe jubelnd in unser bescheidenes Waldhäuschen brachte und dich glauben machte, es sei das Honorar für „Große Seelen“. Weil ich weiß, wie sehr Malerei die Wirkung der Poesie zu erhöhen vermag, ging Hardung auf meine Veranlassung mit dem gewandten Illustrateur Blüchel einen Vertrag ein, und meine „Flucht aus dem Harem“ ging so verlockend illustriert in die Welt, daß eine Auflage nach der anderen möglich wurde. Die Goldmine war getroffen. Mein Interesse wuchs; ich schrieb einen Roman nach dem anderen, alle nach dem Recepte des Zentralverbandes f. B. g. B.; alle wurden wie frische Brötchen weggekauft und gelesen. Wir bezogen unsere jetzige Wohnung; ich wagte dir zu sagen, daß die Zeit vorüber sei, wo du dein Können in den Dienst des Broterwerbs zu stellen gedrängt seist. Die Ordnung sei jetzt wieder aus ihrer Umkehrung zurückgetreten; der Mann ernähre jetzt wieder seine Frau.

Du fandest es sonderbar, daß dieselben Werte, die nach ihrem Erscheinen gar nicht hatten ziehen wollen, jetzt auf einmal bei unveränderter Richtung des Zeitgeistes so erstaunlichen Absatz zu verzeichnen hatten. Zu meiner Schmach muß ich gestehen, daß ich dein unerwartetes Zutrauen zu mir mit jedem Lügner vergalt. Das Geheimnis mußte vor dir um jeden Preis gewahrt bleiben, und es gab vielfach, wie du selbst gestehen mußt, keinen andern Ausweg für mich als die Lüge. Die Mittel zum Wohlleben stoffen immer reichlicher. Ein Erzählungszyklus ganz im Geiste der Boccaccia geschrieben: „Romantische Liebesabenteuer“ wurde geradezu zum Goldesel für mich. Auf der Suche nach Stoffen kam ich durch leichtlebige Freunde und den erfahrenen v. Kosel in Lebensbeziehungen, die meine Erfahrung bereicherten, aber meine Seele besetzten. Je mehr mein äußeres Glück wuchs, desto mehr verarmte ich im Innern. Alles, was ich gewagt hatte war aus Liebe zu dir geschehen, und doch hatte ich dich betrogen, hielt dich andauernd in Täuschung, sah dich zweifeln, nach Wahrheit ringen und konnte nicht helfen. Ich fühlte dein Bemühen, alle Verdachtsmomente gegen mich mit der Energie einer Heldin der Treue nieder — zu kämpfen, aber meine fälschliche Beschäftigung mit lockeren Romanestalten meine Erholungen im Verein mit Lebemännern machte mich härterherzig genug, die Rolle des Unehrliehen weiter zu spielen, — die Maske des Idealisten vor dem Gesichte. Der Zweck meiner freiwilligen Entlassung ist nun erreicht. Wir sind in weit in die Jahre hinausreichendem Wohlstand; die erträumte Villa für dich steht hehr und feierlich da; auch stehe ich auf dem Sprunge, wieder im Geiste meiner großen Vorbilder zu schreiben. Eine „Geistesamazonen“ soll mein nächster Roman sein im alten Fahrwasser und Kräulein Kunst sollte mir ein klein wenig Modell werden, aber auch weiter nichts.

Siehe, nun habe ich dir meine ganze Seele bloßgelegt. Ich bin schuldig gegen dich geworden, aber aus Liebe. Dieser Moment hat die Bedeutung eines Wendepunktes; verzeihst du mir, so wird alles wieder gut. Jetzt rede du!"

Sie erhob ihre Augen und schaute ihn kalt an: „Aber Alfred, das kommt nicht aus reinig fühlendem Herzen; das

kommt vom klügelnden Verstande, der auch jetzt wieder auf meine Schwäche spekuliert. Warum bekanntest du nicht zur rechten Zeit, als du am Scheideweg standest?"

Gesentien Hauptes erwiderte er: „Ich fand den Mut nicht, fürchtete deine Mißbilligung, kurz: was ich tat oder unterließ, geschah aus Liebe zu dir.“

„Aus Liebe? Liebe! Entheilige das Wort nicht! Dein Ehrgeiz, deine Eigenliebe waren immer stärker als deine Liebe zu mir. Mich jahrelang hintergehen — immer vor mir in der Ehrlichkeitsmaske einherstolzieren, ganz das Gegenteil von dem anstreben, was mir immer Herzenssache war, — mein Geschlecht, das Weib in den Not ziehen und ein ungeheures, nie auszugleichendes Vergerniß geben, — deinem eigenen Kind, unserem einzigen, durch deine Schriften die Unschuld vergiften — und das alles aus Liebe zu mir? O Alfred, mußte es soweit kommen? Das hab' ich wahrlich nicht verdient.“

Ein erschütterndes Weinen ersticke die letzten Worte — Alfred stand wie versteinert, ratlos, unfähig jeder Bewegung.

Plötzlich wandte sie ihm ihr Gesicht wieder zu, aber hart, kalt, eisigen Trotz verratend: „Es ist ein Gefühl in mich gekommen, das mich bange macht; das wie mit Eisenhand nach meinem Herzen greift und es zu zerdrücken droht. Ich bin fremd hier, — ich gehöre nicht hierhin. — Wo ist der Mann, den ich liebte, für den ich alles opferte? Wo das Kind, das ich mit heiliger Liebe gepflegt? Weg von diesem Ort, hier ist's schrecklich!"

Sie hatte sich der Treppe zugewandt. Er warf sich vor ihr auf die Knie und rang die Hände: „Hermia, habe doch Barmherzigkeit! Meine Schuld ist zwar groß, aber doch nicht so groß, daß du mich kalt in die Arme der Verzweiflung s'fen sehen kannst. Sühne ist möglich.“

Er umfaßte ihre Knie: „Verlange, was du willst, ich gewähre es. Was wäre mir ein Leben ohne meine Hermia. Stoße mich nicht weg von dir, ich beschwöre dich!"

Es ging wie ein Hauch von Mitleid über ihr Gesicht: „Du meinst, Sühne sei möglich? Nun wohl; mache den Schaden wieder gut; erhebe öffentliche Selbstanklage, wie so viele große Männer getan haben. Verurteile Fritz Frei's Verrat am Heiligsten, kaufe seine Schriften vom Buchhandel zurück und gib sie der Vernichtung preis. Küßst du dich stark?"

„Aber Hermia, du verlangst Unmögliches. Wohin wäre mein Name, unsere Ehre, wenn ich mich öffentlich als Fritz Frei bekennen wollte? Und wollte ich die Schriften zurückkaufen, Hunderttausende wären nötig, und wir versielen wieder der Armut, wir und unser Kind. Bedenkst du das?"

„Siehst du, welch ein Held du bist? Wenn ich dich durch Sühne geläutert wieder gewänne, so rein und edel, wie du mir einst am Altare gegeben wurdest, dann schreckte mich keine Armut, kein Erdenleid. Wozu Worte verschwenden! In dieser Fälschung deines Wesens, ungeküht und ungeläutert, kannst du keinen Teil mehr an mir haben.“

Wieder erhob er die Hände: „Hermia! beste Hermia! Da hast mir sovieler Beweise opfermutiger Liebe gegeben, füge der großen Zahl noch einen einzigen bei: glaube an andere Möglichkeiten eines Ausgleiches; vergiß nur für wenige Stunden und nimm an dem Feste teil, das dir zu Ehren für heute abend arrangiert ist. Ohne dich kann es nicht gefeiert werden. Absage an die Geladenen ist nicht mehr möglich. Hermia, laß dich erbitten.“

Sie wehrte seine Hände ab und wurde noch bitterer: „Siehst du, wie schlecht du mich kennst? Im Gefühle der Schmach, der Entehrung soll ich jubeln! Welch eine Zumutung! Als Leiche könnte ich wohl teilnehmen, aber nicht als fühlendes Wesen. Auf diesem Hause ruht der Fluch! fort! fort!"

Mit hocherhobenen Armen wandte sie sich zur Treppe. In diesem Augenblicke kam Pia heraufgestürzt, in den Händen eine farbenprichtige Blumenkrone, und ohne über die Situation klar zu sein, bemühte sie sich, die Mutter zu überraschen und ihr die Krone aufs Haupt zu setzen; gleichseitig rezitierte sie die Verse:

Alles eint sich heute in Freude;  
Alle Blumen jubeln heute;  
Diesen Kranz heut Liebe dar  
Der edlen Herrin von Miramar.

Einen Augenblick stand Hermia verwirrt, dann schob sie die Krone zurück, neigte sich herab, küßte Pia auf die Stirne, warf dann den Schleier übers Gesicht und stürmte die Treppe hinunter.

Benhoff stand da wie vernichtet. Seiner Tochter Jubel-  
laut war in Schrecken verwandelt. Sie ließ die Krone zu  
Boden gleiten und stürmte dem Vater an die Brust.

„Um Gotteswillen, was habt ihr? was ist geschehen?  
So rede doch!“

„O Kind, quäle mich nicht mit Fragen; du siehst doch, daß  
ich Differenzen mit der Mutter gehabt habe. Sie hat  
die Schenkung nicht angenommen, will auch an  
dem Feste nicht teilnehmen; was lang' ich nun an?“

„Was? nicht teilnehmen? Das kann nicht sein, ich werde  
sie zu bewegen suchen.“

Mit der Behendigkeit eines Eichlähchens glitt das Mäd-  
chen die Treppe hinab, eilte auf die Straße und erreichte  
die Mutter gerade in dem Augenblick, als diese in einen  
Wagen steigen wollte. Pia erfaßte leidenschaftlich ihre  
Hand.

„O Mutter, geh' doch nicht fort! Bleibe doch hier! Tu's  
dem Vater zuliebe! Bedenke seine Ehre, sein Ansehen!  
Ohne dich gibt's ja heute abend die größte Verwirrung!  
Das herrliche Fest, auf das ich mich so lange gefreut habe,  
ist in Gefahr! Denke auch ein klein wenig an mich; ich  
habe für dich noch eine ganz besondere Überraschung vor-  
gesehen. O bleibe doch!“

Sanft zog die Mutter die Hand zurück: „Armes Kind,  
ich kann dir in diesem Augenblicke nur das eine sagen: eher  
könnte das Wasser des Rheines seinen Lauf stromaufwärts  
nehmen, als daß ich an diesem Feste teilnehmen kann.  
Mein Herzenswunsch wäre, daß auch du dich nicht be-  
teiligtest.“

Sie war eingestiegen, zog den Schlag zu und gab dem  
Aufsicher das Zeichen.

Pia stand einen Augenblick wie eine Säule. War das  
ihre Mutter? In ihr Auge stahlen sich Tränen, diese aber  
suchte sie, als der Wagen davoneilte, gewaltjam zurückzu-  
drängen und eilte wieder in die Villa. Schluchzend fiel  
sie dem Vater um den Hals: „Sie ist fort, o wie hartber-  
zia! Aber sage mir doch, was voraesfallen ist!“

Der Vater wehrte ab: „Eine ernüchternde Meinungsverschie-  
denheit. — das sei dir vorerst genua; später wirst du alles  
erfahren. Das Fest kann nicht stattfinden; die Vorbereitun-  
gen müssen eingestellt, die Einladungen abgesagt werden.  
Fest heißt es, sich nach dienstbaren Geistern umsehen.“

„Allen Ernstes, Vater, willst du die Feier aufgeben und  
zwar einer Laune der Mutter wegen? Sie hat dich nie  
verstanden und mich auch nicht — die Feier ausfallen lassen,  
das kannst du, das darfst du nicht. Wie willst du wohl die  
vielen Einladungen rückgängig machen, da schon nach ein  
paar Stunden die ersten Gäste anrücken werden. Das Fest  
muß stattfinden, um jeden Preis. Denkst du denn nicht  
an meine Verlobung?“

„Aber wie kann das alles geschehen, ohne die Mutter?  
Erwäge doch!“

„Beim Fest will ich sie schon vertreten, daß du zufrieden



Bischof Johannes von Gud, apostolischer Bischof für Dänemark.

sein sollst und bei der Verlobung ist sie ja nicht unbedingt  
nötig. Findet diese nicht statt, dann weiß ich nicht, was  
geschieht; Herr von Kosel wird schon andere Wege finden.“

Ihr Gesicht hatte einen beängstigenden Ausdruck. „Nicht  
wahr, du hältst an dem Plane fest?“ Sie streichelte ihm  
die Wange.

„Nun gut! so mag die Feier stattfinden, aber nur um  
deinetwillen. Bereite dich eiligst vor, die Gäste würdig zu  
empfangen. Ich muß meinen Kopf durch einen kleinen  
Spaziergang wieder eini-  
germaßen in Ordnung brin-  
gen.“

Sie küßte den Vater in  
überquellendem Dankesge-  
fühl auf die Stirne und  
hüpfte fröhlich davon.

Gleich darauf wurde ganz  
schüchtern angeklopft. Lies-  
chen erschien.

„Gnädiger Herr, alles ist  
in bester Ordnung, darf ich  
Johann die Botschaft brin-  
gen?“

„Ah, so, daran hätte ich  
gar nicht mehr gedacht. Ja,  
gehe hin, aber komme bald  
wieder, man wird deiner  
bedürfen.“ Ueberstehend vor  
Freude küßte sie ihm die  
Hand und lief weg.

Der Spaziergang war von  
eigenartiger Wirkung. Stoi-  
scher Gleichmut gewann in  
Benhoff die Oberhand.  
Nichte ihm die nächste Zu-  
kunft leht bringen, was sie  
wollte, es ängstigte ihn



Der Untergang von Scopolo. Eine Ansicht von dem Ort vor Beginn des Erdbebens.

nichts mehr. In dieser Verfassung kam er zurück, sah nach den Vorbereitungen im Festsaal, in Küche, in Keller und begab sich auf ein kleines Balkonzimmer. Seine Toilette war bald beendet, und so konnte er der Gäste mit aller Behaglichkeit harren; jawohl, Behaglichkeit! In seinem Herzen war keine Spur von Feststimmung. Hatte er Hermia wirklich verloren? Diese Frage blühte wiederholt auf wie ein Funke aus der Asche. Die Tatsachen sagten ja; „nein!“ schrie sein Empfinden, das ist ja gar nicht möglich. Wie fremdartig auf einmal alles. Es kam eine Beklemmung über ihn, wie sie jemand fühlen muß, dem zum Bewußtsein kommt, daß er einen umgebracht hat.

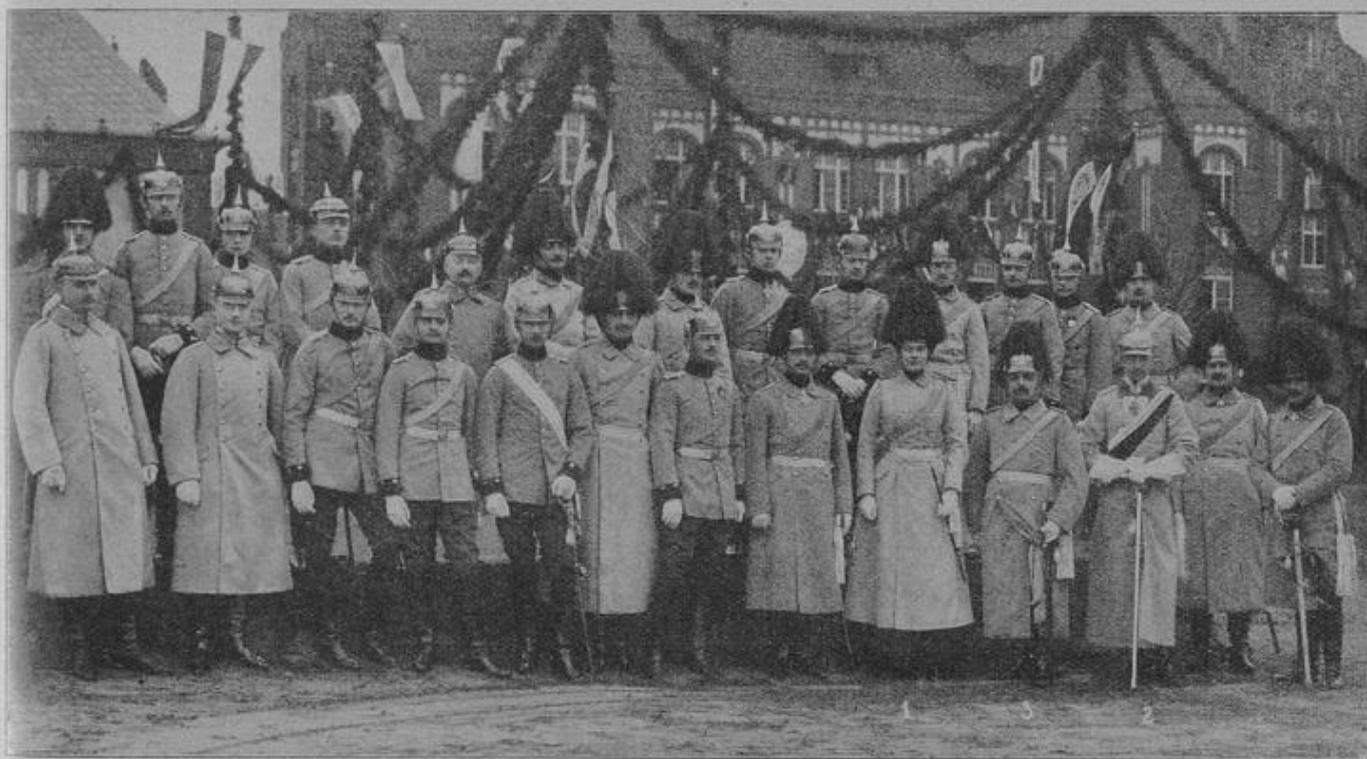
Wie zur Verstärkung kam Pia hereingestürzt, ganz Leichtsin, ganz Uebermut und prunkte in ihrem Festkleid. Der finstere Blick Venhoffs hellte sich auf. So Liebreizend hatte er seine Tochter nie gesehen. Die Vaterfreude fuhr wie ein Sonnenstrahl durchs Leid des Gatten, o sie war ihm ja noch geblieben, sie, sein einziges Kind.

Pia streichelte des Vaters Wangen. „Ich kann dir's wohl ansehen, ich gefalle dir, o wie mich das freut. v. Kojel meinte auch, ich sei reizend. Nun aber fort mit den häßlichen Sorgenfalten auf deiner Stirn. Mußt jetzt nicht

ders gerechnet hatte, sagte ab. Der Festsaal wies beträchtliche Lücken auf. Carola und Dr. Hamborn waren nicht eingeladen worden.

Ein kleines Orchester, zusammengesetzt aus wohlgeschulten Künstlern, leitete mit dem Hochzeitsmarsch aus Lannhäuser das Souper ein.

Die Rede zur Weihe des Hauses hielt Saron, der schwärmerische Redakteur der Volkszeitung. Bei seiner Präparation hatte er stark mit Frau Venhoff gerechnet, die ihm als Mittelpunkt des Festes bezeichnet worden war. Als er von ihrem Fehlen unterrichtet wurde, war es zu einer völligen Umformung der Rede zu spät. Leidlich half er sich über die Klippen hinweg, indem er die der Mutter zugeordneten Lobeserhebungen auf die Stellvertreterin derselben, auf die Tochter übertrug, was leider in einigen Punkten wenig zutreffend war. Des weiteren rühmte er, daß der Bau ein Segen rastloser, schriftstellerischer Tätigkeit sei, ein Heim, wie es einem erstklassigen Volksschriftsteller zustehe. Der Bau erweise sich auch zugleich als Protest gegen das landläufige Märchen, die Schriftstellerei sei eine brotlose Kunst. Nur der wahre Dichter sei solchen Lohnes wert, und ein wahrer Dichter sei der Festgeber in des Wortes



Der deutsche Kronprinz (2) und seine Gemahlin (1) mit dem Offiziercorps des Dragoner-Regts. König Friedrich III. (2. schlef.) Nr. 8 in Oels, dessen Chef die Kronprinzessin ist.

Zwischen dem Kronprinzen und seiner Gemahlin der Kommandeur, Oberstleutnant v. Wenzky u. Petersheyde (3).

mehr an Mama denken; die wird wohl bald ihr Unrecht einsehen und wieder friedlich werden. Heute geht's auch ohne sie.“ Währenddessen drehte sie des Vaters Schnurrbart, strich seine wallenden Haare empor. „Sieh, so bist du ein echter Dichter, siehst aus affurat wie Lord Byron, so gefällst du mir.“

VI.

Ein Diener mit geschmackvoller Livré erschien und meldete den ersten Wagen. Vater und Tochter eilten gleichzeitig hinweg, die Tochter in den Empfangssaal, der Vater ans For.

Junge Leute aus Künstlerkreisen, die beim Feste mitzuwirken hatten, waren die ersten. Nach längerer Pause brachte ein zweiter Wagen Venhoffs Rechtsanwalt und dessen Frau. Nun stellten sich die Gäste in etwas rascherem Tempo ein. Auch Entschuldigungsarten brachte die letzte Stunde, so vom Bürgermeister, vom städtischen Musikdirektor, von namhaften Künstlern und Schriftstellern. Sogar der Theaterdirektor, auf dessen Erscheinen Venhoff beson-

verwegenster Bedeutung. Dann vernehrte er die Uhländische Strophe:

Er singt von Lenz und Liebe,  
Von seliger, gold'ner Zeit,  
Von Freiheit, Männerwürde,  
Von Treu und Heiligkeit.  
Er singt von allem Süßen,  
Was Menschenbrust durchbebt,  
Er singt von allem Hohen,  
Was Menschenherz erhebt.

Es folgte Gläserklirren und das unvermeidliche donnernde Hoch. Einige der Gäste schauten verständnisvoll lächelnd vor sich hin und Venhoff saß da wie ein Sommerfrischler, über den jählings ein Hagelschauer hinweggeprasselt ist.

Das von v. Kojel verfaßte Einweihungslied besang Klein-Miramar als eine neue Pflanze des Rheins. Es sei kein Deutmal der alten, finsternen Feudalzeit, kein Pflegehaus langweiliger Bürgertugend, — es sei vielmehr ein

Heim echter Kunst und heiteren Lebensgenusses. Darin waltete als Burgfräulein Euphrosina, die lieblichste der Mäusen als treue Pflegerin von Frohsinn und Freude. Daß Pia hier eine Verherrlichung ihrer Person fühlte, zeigte das Verklärungsrot auf ihren Wangen und das seltsame Aufleuchten ihrer Blicke.

Als der Wein seine Wirkung tat, und die Zungen zu lösen begannen, wurde Harding von Venhoffs Seite hinweg gerufen. Der Polizeikommissar Hoffmann hatte ihn in dringlicher Angelegenheit zu sprechen. Als er nach längerer Weile nicht wieder erschien, wurde Venhoff unruhig und ging hinaus. Hier hörte er, Harding habe sich mit dem Kommissar eiligst entfernt.

Bei seiner Rückkehr in den Saal stieß er auf v. Kosel, dem er das Vorkommnis mitteilte. Dieser erblickte, fand aber alsbald seine Fassung wieder; er meinte scherzhaft, der alte Polizeidirektor sei dieser Tage pensioniert worden, da habe man, — über Außergewöhnliches dürfe man sich heute ja nicht mehr wundern — Harding vielleicht als Nachfolger ansetzen. Auf diese Weise suchte er Venhoffs Ernst und Nachdenklichkeit zu verschleiern.

Für den ausgebliebenen städtischen Musikdirektor hatte v. Kosel die Leitung des Festspiels „Raub der Sabinerinnen“, Pantomime von Venhoff, übernommen und beschleunigte den Beginn. Nach einigem Widerstreben übernahm der Dirigent des Orchesters die Musikbegleitung. Die Erwartung der Gäste war nach der Ankündigung hochgespannt. Endlich teilte sich der Vorhang der improvisierten Bühne.

Die erste Szene zeigte Bewohner der sabinischen Stadt Canina in der einfachen, altrömischen, aber malerischen Tracht. Eine Gesandtschaft des benachbarten, neugegründeten Rom erscheint, bringt Geschenke und ladet zu einem Kampffeste in Rom ein. Neugierige Frauen und Jungfrauen sammeln sich. Als sie von der Einladung hören, die auch ihnen gilt, brechen sie in hellen Jubel aus, der in einen bacchantischen Kreidentanz übergeht. Anführerin ist Polirena, die Tochter des Sabinerfürsten Titus Tacius.

Der zweite Akt führt das Kampfspiel in Rom vor Augen. Das vielköpfige römische Publikum, König Romulus im Vordergrund, war durch Malerkunst auf die linke Wand des Bühnenraumes gezaubert. Unter Posaunenschall zogen die stätlichen, kampfesmutigen Jünglinge in anmutigem Reigen auf. Mit Jubel wurden die Frauen und Töchter der Sabiner, die in phantastischem Aufzuge, von ihren Gatten oder Vätern begleitet, erschienen, begrüßt.

Das Spiel begann mit Diskuswerfen; die Scheiben schwirren in hohem Bogen hin und her. Dem Diskuswerfen folgte der Faustkampf, ein dem Voren nicht unähnliches Spiel. Sodann ging's unter lärmender Musik zum eigentlichen Ringkampf über. Mitten im Kampfe aber gab's eine Wendung. Ein schmetterndes Hornsignal setzte ein; die Kämpfenden ließen von einander ab. Stürmten auf die links im Vordergrund stehenden Jungfrauen der Sabiner los. Jeder ergriff eine derselben, verließ mit ihr den Bühnenraum, und bald entwickelte sich im Saale unter stürmischer Musik ein Tanz wild dahinwirbelnder Paare. Die Gäste bekundeten helles Entzücken.

Die Hauptaugenweide bildete das führende Paar, Polirena in bacchantischem Wirbel dahinschwebend, mit dem gewandtesten der Kämpfer, mit Damon. Jedermann erkannte in beiden Pia und v. Kosel. Plötzlich Schweigen der Musik. Unter hellklingendem Rauchen ergriffen die Jünglinge ihre Tänzerinnen und eilten mit den Widerstrebenden durch die weitgeöffneten Saaltüren hinaus in den dunklen, aber plötzlich zauberhell aufleuchtenden Park. Das Publikum stürmte in ungezügelter Schaulust nach. Die Villa stand auf einmal wie durch Wunderkraft in blendendem Lichtalanz. Hunderte von Lämpchen, zu symbolischen Figuren, Inschriften, Wappen etc. geordnet, erhöhten die Reize von Klein-Miramar. Doch mischte sich auch ein schriller Miston ein. Zu Venhoffs Verdruß ertäubte am Tor in blutroten Buchstaben, von böswilliger Hand angebracht, die transparente Aufschrift „Villa Häringer“. Venhoff ließ das Verhängnis sofort entfernen. Durch den blendenden Glanz wurden die ins Freie folgenden Gäste von den stehenden Jünglingen zeitweilig abgelenkt. Diese eilten bereitstehenden Booten am Rhein zu stürmten mit ihrer Beute hinein und bald war der in ruhiger Majestät dahinziehende Strom von Hunderten von Lichtern, schlagenden Rudern, hegesfroh aufschäumenden Pinalinasstimmen und scheinbaren Silberfusen der entführten Jungfrauen belebt.

Schluß folgt.

## Ein Danaergeschenk.

Von Anton Tschekow.  
Uebersetzt von M. Rubinski.

Nachdruck verboten.

Eines Tages erschien in der Sprechstunde des Doktors Koschollow Sascha Smirnow, einen sorgfältig in Zeitungspapier verpackten Gegenstand unter dem Arme tragend.

„Nun, mein lieber Freund,“ begrüßte ihn der Arzt, „wie geht es Ihnen?“

Sascha drückte die Hand gegen das Herz und sagte mit erregter Stimme: „Herr Doktor, meine Mutter läßt Sie sehr grüßen, und Ihnen tausendmal herzlich danken, daß Sie mir, ihrem einzigen Sohne, das Leben gerettet und mich von der gefährlichen Krankheit geheilt haben. Wir wissen gar nicht, wie wir uns Ihnen erkenntlich zeigen sollen.“

„Ich habe nur meine Pflicht getan,“ wehrte der Doktor die Danksaugungen seines Patienten ab. „Jeder andere hätte an meiner Stelle ebenso gehandelt.“

„Sehen Sie, Herr Doktor, wir sind nur arme Leute und können Ihnen leider Ihre Mühe nicht bezahlen, und das geht uns sehr nahe, denn gern hätten wir . . . Als kleines Zeichen unserer Dankbarkeit bitten wir Sie, diesen Gegenstand von uns anzunehmen. . . Er ist aus echter Bronze angefertigt und ist ein seltener Kunstgegenstand.“

„Aber es ist überhaupt nicht nötig, daß Ihr mir etwas schenkt,“ zürnte der Arzt.

„Nein, Herr Doktor, Sie dürfen unsere Gabe nicht zurückweisen,“ flüsterte Sascha, indem er das Paket hin und her drehte. „Dadurch würden Sie meine Mutter und mich sehr kränken. . . Es ist wirklich ein schöner Gegenstand, der Kunstwert besitzt. Papa hat ihn uns hinterlassen und wir hüteten ihn als ein teures Andenken. Mein Vater kaufte nämlich alte Bronzen auf und verkaufte sie dann an Kunstliebhaber. Jetzt bildet dieser Handel unseren Erwerb.“ Nach diesen Worten stellte Sascha das Geschenk feierlich auf den Tisch: Es war ein Kandelaber aus echter Bronze in künstlerischer Ausführung. Er stellte eine Gruppe dar. Auf einem Postamente standen zwei weibliche Figuren im Eposokosim. Sie sahen kokett aus, lächelten und machten den Eindruck, als ob sie für jeden Augenblick von ihrem Piedestal herunterspringen und im Zimmer einen bacchantischen Tanz aufführen wollten, wenn es nicht ihre Aufgabe gewesen wäre, den Leuchter zu tragen.

Der Doktor blickte zögernd auf das Geschenk und räusperte sich.

„Ja, das Ding ist sehr schön,“ murmelte er, „aber wie soll ich mich ausdrücken. . .“

„Was meinen Sie, Herr Doktor?“ fragte Sascha.

„Nun, ich meine, aufstellen kann ich hier den Kandelaber doch unmöglich!“

„Aber wie komisch Sie sind, Herr Doktor! Ich meine, die Hauptsache ist doch der Kunstwert,“ sagte Sascha belehrend. „Sehen Sie nur die Schönheit und Grazie dieser Gestalten. Ich finde, wenn man so viel Schönheit sieht, vergißt man darüber alles Feilsche. . . Die Figuren sehen wirklich aus, als wenn sie lebten, und welcher Ausdruck in den Gesichtszügen!“

„Das verstehe ich wohl, mein junger Freund,“ antwortete der Arzt, „aber aufstellen kann ich den Leuchter hier nicht, weil meine Kinder oft zu mir kommen und Damen. . .“

„Ja, Herr Doktor, wenn Sie ebenso wie die große Menge denken, dann freilich erscheint Ihnen unsere Gabe in einem anderen Lichte. Aber ich bitte Sie, Herr Doktor, versuchen Sie mit anderen Augen sie zu betrachten, um so mehr, als Sie meine Mutter und mich durch Zurückweisung unseres Geschenkes sehr verletzen würden. . . Sie haben mir das Leben gerettet und wir geben Ihnen mit Freunden den uns teuersten und wertvollsten Gegenstand. Es tut uns nur von Herzen leid, daß wir nicht ein Pendant dazu haben. . .“

„Vielen Dank, mein lieber Freund, und grüßen Sie Ihre Mutter vielfach von mir, aber. . . ich kann das Geschenk wirklich nicht annehmen. . . oder lassen Sie es nur hier,“ sagte schließlich Dr. Koschollow, als er das betrübte Gesicht seines Patienten bemerkte.

Sascha verabschiedete sich von seinem Lebensretter, indem er noch einmal seinem Bedauern Ausdruck gab, daß nicht noch ein zweiter gleicher Leuchter vorhanden wäre.

Nachdem Sascha den Arzt verlassen hatte, blickte Dr. Koscholtow lange auf den Standelaber und versank in Nachdenken.

„Wirklich ein Kunstgegenstand, darüber herrscht kein Zweifel. Ihn wegzuworfen, dazu ist er zu schade . . .“ resümierte der Doktor, „ihn aber in meinem Salon aufzustellen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Wem könnte man ihn nur schenken?“

Nach einiger Ueberlegung erinnerte er sich, daß er seinem Freunde, dem Rechtsanwalt Uchow, sich verpflichtet hatte, weil er ihm einen Prozeß mit Erfolg gratis geführt hatte. „Das ist ein glücklicher Gedanke,“ sagte sich der Doktor. „Als gutem Freund kann ich Uchow nicht gut Geld anbieten, es wird daher das Wichtigste sein, daß ich mich auf diese Art erkenntlich zeige. Er ist Junggeselle und denkt nicht gerade

Dr. Koscholtow schob die Angelegenheit nicht auf die lange Bank, sondern begab sich sofort mit dem Standelaber zu seinem Freunde.

„Lieber Freund,“ sagte er, „ich komme heute zu dir, um dir für deine Mühe zu danken . . . Da du von mir kein Geld für den Prozeß nehmen willst, so bitte ich dich, wenigstens diesen kleinen Gegenstand als Zeichen meiner Erkenntlichkeit anzunehmen . . . Es ist wirklich etwas Schönes.“

Als der Advokat das Geschenk sah, geriet er in unbeschreibliches Entzücken. „Das ist ja herrlich! Wundervoll! Wo in aller Welt hast du nur den Standelaber aufgesüßert?“

Als sein Entzücken erschöpft war, sagte er, nach der Tür blickend: „Weißt du was, Koscholtow, nimm den Leuchter nur wieder mit . . . ich nehme ihn nicht . . .“

„Aber warum denn nicht?“ fragte erschreckt der Doktor. „Nun, weißt du es ist eine peinliche Sache; zu mir kommen meine Mutter die Verwandten und Dienstmoten . . .“

„Du wirst mir doch nicht einen Storb geben wollen? Das wäre schlecht von dir. Ich versichere dir, es ist ein seltener Kunstgegenstand! Sieh nur, wie lebendig und ausdrucksvoll die Gestalten sind! Nein, lieber Freund, keine Widerrede! Du mußt ihn annehmen . . .“ Und froh, das Geschenk wieder losgeworden zu sein, verließ er das Haus seines Freundes.

Kaum war Koscholtow fort, so sah sich der Rechtsanwalt das Ding von allen Seiten an und zerbrach sich ebenso den Kopf, was er damit beginnen sollte, wie vorher der Doktor.

„Ein schöner Gegenstand,“ kritisierte er; zum Fortwerfen ist er eigentlich zu schade, aber behalten kann ich ihn unmöglich. . . Das Beste wäre, damit jemandem ein Geschenk zu machen. Aber wem? Ah! Da fällt mir ein, der Komiker Sawaschkin hat heute abend sein Benefiz, der ist ein großer Freund von solchen Sachen!“

Gesagt — getan! Gegen Abend erhielt der Komiker Sawaschkin den Standelaber. Nach der Vorstellung betrachtete er achselzuckend das Geschenk und sagte: „Was jange ich mit dem Leuchter nur an? Ich kann doch das Ding nicht so offen hinstellen! Das ist doch keine Photographie, die man den Blicken der Menge entziehen kann . . . und schließlich wohne ich doch in einer Privatwohnung . . .“

„Verkaufen Sie doch einfach das Ding,“ riet ihm der Friseur. „Ganz in Ihrer Nähe wohnt eine alte Frau, die alte Bronzen aufkauft. Sie ist sehr bekannt.“

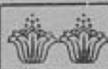
Der Komiker befolgte dankend den guten Rat.

\*

Als nach einigen Tagen Doktor Koscholtow ganz in Nachdenken über ein wissenschaftliches Problem versunken dasap, öffnete sich plötzlich die Tür und — herein trat Sascha Smirnow. Er lächelte glückstrahlend und seine Augen leuchteten. In der Hand hielt er wieder einen in Zeitungspapier eingewickelten Gegenstand.

„Herr Doktor,“ begann er, „denken Sie sich meine Freude! Es ist mir ganz zufällig gelungen, ein Pendant zu dem Standelaber aufzutreiben . . . Mama ist so glücklich . . . Ich bin doch ihr einziger Sohn . . . Und Sie haben mir das Leben gerettet!“

Und zitternd vor Dankbarkeit stellte Sascha den Standelaber vor den erstaunten Blicken des Doktors auf den Tisch. Dieser öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber die Zunge versagte plötzlich ihren Dienst.



## Nützliches fürs Haus.



— **Wässerige Kartoffeln mehlig zu machen.** Um diesem besonders in nassen Jahren häufig vorkommenden Mißstande abzuwehren, wird geraten, die Kartoffeln vor der Zubereitung einige Zeit in der Nähe des warmen Ofens auszubreiten. Nachdem die überflüssige Feuchtigkeit verdunstet, werden die Kartoffeln mehlig und gewinnen merklich an Wohlgeschmack. Dasselbe kann übrigens auch unmittelbar vor dem Kochen dadurch erreicht werden, daß man an jeder einzelnen Kartoffel rund herum einen schmalen Streifen abschält. Die so vorbereiteten Kartoffeln brauchen nicht lange zu kochen, werden mehlig und auch schmackhafter. Das vielfach angewendete starke Pressen der abgekochten wässerigen Kartoffeln wird dagegen als unpraktisch bezeichnet.

— **Sauerkraut nach Magdeburger Art.** Beste große feste Weißkohlköpfe werden nach Entfernung der äußeren grünen Blätter geviertelt, und nachdem die Stinde ausgeschlitten worden, auf einem scharfen, eng gestellten Kraut-hobel fein gehobelt. Das gehobelte Kraut wird in einem hölzernen Faße lagenweise mit einem Stampfholze unter Vermischung von Salz und Gewürz gleichmäßig festgestampft, obenauf geednet, mit einem leinenen Tuche und darüber mit einem hölzernen derart beschwerten Deckel zugeeckt, daß der vom Kraute abgeordnete Saft übersteht, und bei Zimmertemperatur der Gärung überlassen. Ist diese vollendet, so bringt man das Faß in einen kühlen Raum, z. B. Keller. Hält man das Faß von Anfang an in einem solchen, so wird die Gärung verzögert. Neue Fässer müssen vor dem Gebrauch mit Soda ausgelaugt, mit heißem Wasser nachgebrüht, alte gründlich gereinigt, gebrüht und ausgelüftet werden. An Salz rechnet man auf einen Hektoliter gehobeltes Kraut, das Ergebnis von etwa 100 Köpfen, ungefähr ein Kilogramm, als Gewürze nimmt man Dill- oder Kümmelsamen, in Scheiben zerschnittene feine — z. B. Vordorfer — Äpfel und Weinbeeren. Sollte sich nicht die zum Luftabschlusse erforderliche Menge Flüssigkeit absondern, so muß etwas Wasser zugegeben werden. Erscheinen auf der überstehenden Flüssigkeit Schaumbläschen, dann muß dieselbe entfernt, sowie die oberste etwas faulige Schicht Kraut entfernt und jene durch frisches, schwach salziges Wasser ersetzt, Tuch und Deckel aber gereinigt werden. Der Vorsicht halber geschieht letzteres auch bei jedesmaliger Entnahme von Sauerkraut. Zur Winterzeit kann man wohl für eine Woche Sauerkraut in Vorrat entnehmen. Nach Entnahme ist das rückständige Kraut an der Oberfläche wieder einzubehnen und wie vorher bei überstehender Flüssigkeit einzudecken.

— **Mittel gegen Zahnschmerz.** Man nehme zwei Drachmen Alaun und zerstoße ihn zu ganz feinem Pulver, ferner eine Unze Spirit-Nitri-Aether, mische es zerronnen in einem gut zu verschließenden Gläschen und hebe es zum Gebrauch auf. Der Gebrauch geschieht, daß man damit etwas Watte befeuchtet und diese an oder in den Zahn legt. — Ein gewöhnliches Hausmittel bei leichterem Zahnweh ist dieses, daß man etwas Salz in ein leinenes Tüchlein legt, in kaltes Wasser taucht, und, an die Nase gehalten, recht kräftig einzieht. Auch soll sehr gut sein ein längliches Stückchen geräucherter Speck in das Ohr der leidenden Seite zu stecken und 24 Stunden darinnen zu lassen.

— **Mittel, daß man im stärksten Winter nicht friert und Füße und Hände vor Erfrieren schützt.** Man nehme ein halbes Pfund reines Leinöl und lasse es in einer eisernen Pfanne etwas heiß werden. Vorher schneide man ungefähr zwei Hände voll Brennesselkraut sehr klein, überziehe solches in einem tauglichen Gefäß mit dem heißen Del, daß diese Kräuter davon verbrennen. Dieses Del samt dem Brennesselkraut lasse man dann 24 Stunden lang auf dem heißen Ofen oder in heißer Asche stehen und presse es durch Leinwand aus. Man bringe solches in ein starkes Glas und setze hinzu: Ein Quentchen Nesselöl und ein halbes Pfund stärksten Weingeist und schüttle das Ganze wohl untereinander, so daß eine gelbe Salbe daraus wird. Mit dieser Salbe bestreiche man die Hände, Füße und besonders die Brust und alle Stellen, die vor Frost geschützt werden sollen, und man wird sicheren Schutz vor Kälte dadurch finden.



Unsere Bilder.



— Die erste deutsche Licht-Signalstation für Luftschiffe. (Zu dem Bild Seite 57.) Um in der Dunkelheit den Luftschiffen die Möglichkeit zu geben, sich zu orientieren, werden jetzt an verschiedenen Punkten Deutschlands Licht-Signalstationen errichtet. Die erste dieser Art ist für den militärischen Luftschiffahrtsdienst bestimmt und befindet sich auf dem Weichenturm des Spandauer Güterbahnhofes. Auf dem Dache des Turms ist ein großer, wagerecht liegender Holzrahmen angebracht, der mit 38 großen elektrischen Glühlampen montiert ist. Die Lampen leuchten in bestimmten Zwischenräumen auf und verdunkeln sich wieder. Ähnliche Signalstationen sollen in kurzem auch in Rauen und Potsdam errichtet werden.

— Bischof Johannes von Guch, der apostolische Vikar für Dänemark, den unser Bild Seite 60 zeigt, feierte am 18. Januar 1910 sein 50jähriges Priesterjubiläum und alle Kreise der Bevölkerung, katholische und nicht katholische, brachten dem Jubilar ihre Glückwünsche dar — ein beredtes Zeichen für die Beliebtheit, deren sich der hohe Kirchenfürst erfreut.

— Der Untergang von Scopolo. Die Stadt Scopolo, die unser Bild Seite 60 zeigt, liegt auf einem Bergabhana der Apenninen, Provinz Parma (Italien). Seit einigen Tagen bemerkten die Bewohner zu ihrem Schrecken, daß ihre Häuser Risse zeigten und daß der ganze Boden sich in Bewegung befindet. Sie verließen nun den Ort und warteten jeden Moment auf den Einsturz der Häuser. Das ist nun nach und nach geschehen und mehr als 700 Bewohner mußten sehen, wie ihre Häuser zusammenstürzten und der ganze Berg zu Tale ging. Der Erdruß umfaßt einen Teil des Berges in ungefähr 1200 Meter Länge und 500 Meter Breite.



Zur Unterhaltung.



— Schwere Arbeit. „Ihre Tochter hat aber mal kräftige dicke Arme.“ — „Glaub's, wenn man so schwere Arbeit tut!“ — „Ihre Tochter schwere Arbeit?“ — „Na, etwa nicht? . . . Haben Sie sie noch nicht auf dem Klavier herumhauen sehen?“

— Bei der Affentierung. Franzl (hänselnd): Na, Seypl, was hab'n's denn zu Dir gesagt? — Seypl (stolz): G'wundert hab'n sie si'. Wonn der Qua net schlagl'n that, net an Kropf und an Bug'l hätt' und nett a so trumpharat war, hot vana g'moant, — dö's wurd' da Saubersti in ganz'n Regiment.

— Aus der Schule. Lehrer (in das Schulzimmer tretend, zu den Knaben, welche sich weit zum Fenster hinausbeugen): Werdet Ihr vom Fenster fortgeben, Ihr Schlingel! Es wird einer von Euch hinausstürzen — und dann wird es keiner gewesen sein wollen.

— Auf dem Ball. Kommerzienrat (zu Herrn Bär, der nicht tanzt und immer Eis isst): Lieber Herr Bär, ich sehe Sie immer Eis essen und nicht tanzen. Erlauben Sie, ich habe Sie doch als Tanzbär eingeladen und nicht als Eisbär.

— Ein rücksichtsvolles Mädchen. „Was, dein Dienstmädchen hat dir gekündigt, wo du ihr erst kurz vorher so ein schönes Weihnachtsgeschenk gegeben hast?“ — „Ja, und weißt du, was sie mir sagte, als ich ihr das auch vorwarf?“ — „Nun?“ — „Sie hätte mir vorher nicht die Freude am Christkinde verderben wollen!“

— „Flotter“ Rat. Junger Mann (zu einem älteren bekannten Herrn): „Ach, Herr Meyer, wenn mich mein Vater nicht Soldat werden lassen will, gehe ich ins Wasser!“ — Bekannter: „Schlagen Sie den Mittelweg ein — gehen Sie zur Marine!“

— Verschiedene Ansichten. Auf dem Chore einer Landkirche greift der Kontrabassist zu wiederholten Malen falsch, was ihm jedesmal einen strafenden Blick von seiten des dirgierenden Schulmeisters einträgt. Endlich werden ihm diese stummen Vorwürfe lästig und entrüstet ruft er dem Regenschori zu: „Du, Schulmoaschta, dascht'ich woascht: der Boß ischt mei', do lo' i' greifa, wiar i' will!“



Rätselecke.



Bezier-Bild.



Mein Herr Maler, mal er mir  
Meine teure Gattin hier. —  
Ja, wo ist sie denn? — O jeh!  
Steht doch ganz in Ihrer Näh'.

Rätsel.

Rechts, wie links, reich an „Moneten“,  
Frei von allen Arbeitsnöten,  
Eß und trink ich mit Genuß  
Und vermeide stets Verdruß.  
Wenn die Leute mich nun fragen,  
Um die Zeit mir tot zu schlagen,  
Was den ganzen Tag ich tu?  
Antwort' ruhig ich: „Ich ruh'!“

Zweifelhafte Charade.

Die erste ist ein Name kurz und klein,  
Nach ihr bist du vielleicht gar selbst getauft;  
Die andre Silbe, gut gewürzt und fein,  
Schmeckt jedem gut und wird sehr gern gekauft.  
Das Ganze wird von Klein und Groß verlacht,  
Wenn's seine wunderlichen Späße macht.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Der Zahn.  
Wort-Rätsel: Um — Ume.  
Rebus: Kunstausstellung.



Ar. 9.

Sonntag, 27. Februar.

Jahrgang 1910.

## Ein Volksschriftsteller.

Novelle von Bernhard Kiesel.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Benhoff stand mitten im Getümmel am Ufer in finsterem Ernste und schaute dem Kahn nach, der Damon und Polygyna entführte. v. Kosel hätte ihm beim Abstoßen vom Lande gar nicht vertrauenerweckend ausgesehen.

Die Anordnung der Pantomime besagte, daß die Flüchtlinge auf ein Hornsignal alle zurückzukehren, sich wieder im Saale zu versammeln und um das führende Paar einen Kreis zu schließen hätten, und dann sollte das Spiel in die Wirklichkeit übergehen und die feierliche Verlobung von Kosels mit Pia erfolgen.

Einige hundert Meter mochte der Kahn vom Ufer entfernt sein, ganz abseits von den übrigen, als die Lämpchen in demselben erloschen, und das Stimmengewirr aus den anderen Fahrzeugen durch einen hellenden Aufschrei übertönt wurde, der nur von Pia kommen konnte. Geradewegs wollte Benhoff, von jäher Angst gefaßt, auf einen noch festgebundenen leerstehenden Kahn stürzen, als er mit Heftigkeit am Arme gepackt wurde. Hardung, in Begleitung des Polizeikommissars, stand fast außer Atem, ohne Kopfbedeckung neben ihm: „Wo ist v. Kosel, dieser Lump! Dieser Hochstapler! v. Kosel heißt er gar nicht, sondern Gustav Bams; er hat gestohlen, betrogen, alles verraten! Ueberdies ist er auch verheiratet. Alles Varr-

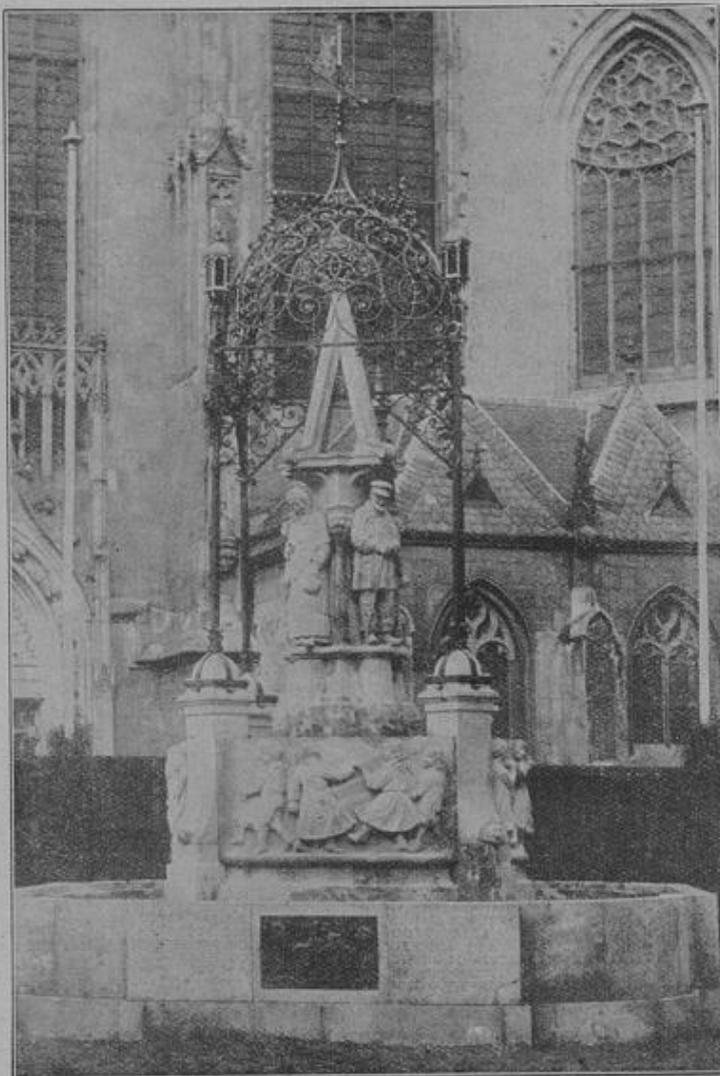
geld ist aus meiner Kasse verschwunden. Wo ist der Hund? So rede doch!“

Benhoff aber starrte mit weitgeöffneten Augen und geballten Fäusten auf das Wasser hinaus, und ohne Antwort zu geben, stürmte er in den Kahn, hatte denselben im Nu gelöst und trieb ihn mit wuchtigen Ruderschlägen auf die matt vom letzten Mondviertel beschienene Flut.

„Alle Wetter! Der ist vom Wahnsinn befallen,“ meinte der Kommissar. Hardung war außer sich. Das im Plane vorgezeichnete Hornsignal erscholl. Alle Boote kehrten nach der Villa zurück, nur das eine von Benhoff verfolgt nicht. Bei angestrengtem Blick erkannte er, daß Pia im Kampfe war. Jetzt vernahm er deutlich den Ruf: „Zu Hilfe! Vater! Vater!“ Das riß Benhoffs Kräfte zu äußerster Anstrengung empor. Sein Boot flog unter den wuchtigen Ruderschlägen wie ein Pfeil dahin.

„Pia, Mut, ich komme!“ Seine von Wut beeinflußte Stimme hallte schaurig über die wüste, mattenhellte Wasserfläche. Benhoff warf einen Blick zurück, prüfend, ob nicht andere gleichzeitig mit ihm die Verfolgung aufgenommen hätten, aber hinter ihm war's einsam; er war schon weit stromabwärts. Die neue Villa stand in Lichterpracht wie ein Palast im Zauberland; fröhliche Tanzmusik verriet, daß die versammelte Festgesellschaft vom Schrecklichen noch gar keine Ahnung hatte; — die weit hin schallende Pauke gab einen eigentümlichen Takt zu seinen Ruderschlägen.

Die Entfernung zwischen ihm und dem Entführer wurde geringer. Er sah, wie derselbe mit Aufgebot aller Kraft



Der neue Lambertusbrunnen vor der Lambertikirche zu Mönster i. Westf.

dem jenseitigen, buschreichen Ufer zustrebte. Wie pochte sein geängstligtes und empörtes Vaterherz! Seine Tochter, sein einziges Kind, in den Krallen eines Betrügers, wohl gar eines Scheufals! Er dachte an Häringer. Der Schweiß drang ihm aus allen Poren. Den Feststrack hatte er gleich anfangs abgeworfen; jetzt riß er auch Halsbinde, Kragen und alles Beengende ab. Als er glaubte, daß seine Stimme vernommen werden könnte, drohte er mit heiserem Ruf: „Gleider, bring' mein Kind zurück, oder ich vernichte dich!“ Ein höhrendes Lachen war die Antwort, zugleich vermeinte er noch einen matten Hilferuf Pia zu vernehmen. Wie von Verzweiflung gestachelt, suchte er die Schnelligkeit des Ruder durch noch wuchtigere Schläge zu beschleunigen; da brach das rechte Ruder. Jetzt bemächtigte sich seiner eine ohnmächtige Wut. Wie ein Tier heulte er und schleuderte das andere Ruder weit hinaus in die Flut. Er schaute zum sternbesäten Himmel auf. Es überkam ihn die Stimmung, als müßte er einen Hilferuf nach oben senden; aber zwischen seinen Gott und ihn hatte sich zuviel Weltfönn geschoben: beten konnte er nicht. Als er sah, daß der Kahn des Verbrechers den Gebüschen immer näher kam, warf er sich nach einem letzten, schauerlich in die Nacht hinaus-schallenden Hilfeschrei in den Fluß und suchte durch Schwimmen den Fluchling zu erreichen.

Im Fährhaus, am rechten Ufer, hatte man den Hilferuf vernommen. Schnell löste man einen Kahn und bemannte denselben.

„Geda, Johann!“ rief ein ergrauter Fährknecht, „du mußt auch mitkommen. Deine Lisbeth kann eine Weile den Mond besehen; dort ist einer am Ertrinken, flott, flott!“

Der so Angeredete ist uns bereits bekannt, es ist der von Benhoff entlassene Hausburische. Lieschen ist gekommen, und hatte ihm jubelnd verkündigt, daß er morgen seinen Dienst wieder aufnehmen könnte und zwar in der neuen Villa. Als er noch zögerte, ihre Hand loszulassen, drängte sie ihn jaßt dem Rettungsboote zu: „Geh und tu' deine Schuldigkeit: wenn Menschenleben in Gefahr sind, heißt es mit Sekunden rechnen, rasch!“

Im nächsten Augenblicke sah Johann bei seinen Kameraden und das Fahrzeug schoß unter den geübten Fährern wie ein Pfeil dem dunkel dahintreibenden Boote zu. Als sie es erreicht hatten, bemerkten sie, daß es leer war, zugleich aber wahrte man auch das andere Boot, das drüben ans Ufer stieß.

„Ich glaube, die um Hilfe geschrien haben, sind geborgen, da können wir wieder umkehren,“ meinte Johann, während die anderen den ledigen Kahn taperten und antoppelten.

„Ei, dem wird die Zeit zu lang, bis er wieder zu seiner Braut zurückkommt,“ meinte der alte Fährknecht; „nichts da, Bruderkn, jetzt wollen wir auch den einmal genauer besehen, der um Hilfe gerufen hat.“

Er strengte seine Augen an. „wenn ich nicht irre, sind es zwei; — jetzt steigen sie aus; — nein, — einer zerrt den anderen. — Ich glaube, es ist ein Weib dabei; — die Sache ist höchst verdächtig; vorwärts!“

Aber das angekoppelte Boot hemmte. Zum Glück hatte man zwei Reserveruderer mitgebracht, sonst hätte man es den Wellen überlassen müssen. Zwei Mann besetzten es und beide Fahrzeuge schossen mit gleicher Geschwindigkeit dem gleichen Ziele zu.

„Halt!“ donnerte plötzlich die Stimme des Knechtes, der im Rettungsboote am Ruder saß. „Dort kämpft einer mit den Wellen; ich glaube, er ist am Ertrinken.“

Alle strengten ihre Blicke an und wahrten den nur noch mit schwachen Kraftresten ringenden Benhoff. Nur rückweise regten sich die Arme, matt hob sich der Kopf, um alsbald wieder in die Wellen zutauchen.

Das Rettungsboot war bald an seiner Seite; von kräftigen Männerhänden erfaßt, war er mit einem Ruck in Sicherheit. In halber Ohnmacht stöhnte er: „Pia entführt, dort, dort, — von Kosel — der Hund.“

Er sank ohnmächtig zurück und lag langgestreckt im Boot. Johann beleuchtete ihn mit der Schiffslaterne.

„Barmherziger Himmel das ist ja Herr Benhoff, bei dem ich morraen wieder in Dienst treten soll. O Gott und die arme Pia, seine Tochter. Dem Lumpen von Kosel, der sie entführt hat, habe ich nie getraut. Ihm nach, der muß gepackt werden!“

Er hatte sich über den Leblosen gebeugt und half eifrig mit den Wiederbelebungsversuchen, wie sie bei Ertrunkenen üblich sind. Nach einigen Bemühungen meinte der

alte Fährknecht: „Der hat kein Wasser geschluckt, dem ist einfach die Kraft ausgegangen. Ob er sie wieder kriegt? Wer weiß! Er ist schon ganz kalt. Schnell mit ihm zum Fährhaus! Johann und ich bringen ihn zurück, ihr beiden sucht nach dem Räuber, der das Mädchen entführt hat.“

Beide setzten den aufgeschichteten Kahn alsbald nach dem linken Ufer, wo von den Flüchtigen nichts mehr zu sehen war, in Bewegung und der alte Knecht und Johann ruderten mit dem Leblosen der Fähr zu.

Dort war alles auf den Beinen, um zu sehen, wen der Kahn brachte. Im Vordergrunde stand Lieschen. Man hatte Benhoff in eine Wolldecke gehüllt; beim Tragen ans Land versob sich das Tuch und das Gesicht wurde bloß. Lieschen bebte zurück. Unter dem gellenden Aufschrei: „O Gott, das ist ja mein Herr!“ verhüllte sie ihr Gesicht. Johann eilte traurig auf sie zu.

„Ja Lieschen, er ist ertrunken und Pia entführt. Mehr Unglück kann auf einmal nicht zusammenkommen.“

Wehklagend stürzte Lieschen davon, in die Nacht hinein. Der Verunglückte wurde in ein Bett gebracht und durch Wärme und Einlösung von Wein wieder zu beleben versucht.

Die beiden anderen hatten mittlerweile das jenseitige Ufer erreicht, durchsuchten den auf Sand gefahrenen Kahn, wo sie ein zerrissenes Seidentuch, Fegen von fremdartiger Kleidung, Teile von Schmuckstücken fanden. Alles deutete darauf hin, daß ein Kampf stattgefunden hatte.

Eiligst begaben sie sich mit ihrer Laterne ins Gebüsch auf die Suche. Weit konnte der Verbrecher mit seiner Beute nicht sein. Sie horchten, ob ihnen kein Geräusch die Spur verriet, beobachteten scharf, ob sich nicht irgendwo im Mondlichte die Weidenispigen bewegten, doch umsonst.

Wohl eine Stunde lang hatten sie das Gebüsch nach allen Richtungen durchquert, da hielten sie weiteres Suchen für erfolglos und schlugen die Richtung nach der Stelle ein, wo sich ihr Kahn befinden mußte. Eine hohe Pappelweide diente ihnen als Kennzeichen. Noch waren sie einige hundert Schritte von dem Baume entfernt, da glaubten sie leises Stöhnen und Wimmern zu vernehmen. Sie hielten den Atem an. Richtig, — von dort, wo das Gebüsch am dichtesten war, kamen die Laute. Brombeerstauden, Dorngeflechte, Gräben hemmten ihren Fuß. Sie kamen an eine Stelle, wo sich Schwemmschiff angehäuft hatte. Dort lag eine weibliche Gestalt in hilflosem Zustande; es war Pia, deren Bedränger, die Verfolger weiternd, schleunigst entflohen war. Unter kläglichem Wimmern brachte sie hervor: „Schredlich — schändlich, — mit mir ist's aus! — Mutter! Mutter!“ Weitere Lebenszeichen gab sie nicht; selbst ihr Atem war kurz und matt.

Beide Knechte zeigten sich tief ergriffen. Behutsam hoben sie den zarten Körper vom Schiffsager und trugen ihn mit aller Vorsicht durchs Buschwerk ins Boot, wo sie ihn in Ermangelung von Decken und Tüchern auf ihre Wolldecken betteten.

\*

Lieschen war, fast von Sinnen, der Wohnung ihrer Herrin zugelaufen. Während sie, den geradesien Weg nehmend, über Wiesen eilte, Gräben übersprang und auf Aedern stolperte, sah Hermia tieftraurig, ganz in Schwarz gekleidet, am Tische ihres Arbeitszimmers, Dr. Hamborn und Tante Carola ihr gegenüber. Auf dem Tische lag von Kosels Brief an die Zentrale, der klaren Einblick in alle MACHENSCHAFTEN gewährte und Benhoffs Schuld klarlegte.

Es war eingehend Rat gepflogen worden, was zu tun sei. Ferneres Zusammenleben unter obwaltenden Verhältnissen war unmöglich. Hermia erklärte, unter keiner Bedingung ihren Fuß wieder in das Sündenhaus zu setzen. Vollständige Trennung hätte das öffentliche Vergernis sowie das Unglück der Zunächstbeteiligten noch vergrößert. Dr. Hamborn erbot sich, die äußerst schwierige Vermittlerrolle zu übernehmen, Benhoff zunächst zu bewegen, das Gelöbnis zu geben, nie wieder ein ärgerniserregendes Buch zu schreiben, die Villa und auch seinen anderweitigen Besitz zu verlaufen und mit seiner Familie ins Ausland, vielleicht nach Italien, oder noch besser nach Amerika zu gehen. Hermia gab endlich, weil sie bei angestrengtesten Nachdenken keinen besseren Rettungsweg finden konnte, ihre Zustimmung. Sie preßte die Hand an die rechte Schläfe, wie man bei Kopfschmerz zu tun pflegt und schaute grübelnd in das Licht der Lampe. Da kam Lieschen hereingestürzt. Ohne jede Vorbereitung schrie sie in unbesonnenem Eifer der nichtsahnenden Frau zu: „Wissen Sie's noch nicht?“

Denken Sie, was geschehen ist! Der gnädige Herr ist im Rhein ertrunken und Fräulein Pia ist von Kosel entführt."

Hermia schellte wie ein Pfeil empor. Hochaufgerichtet, mit großen Augen um sich schauend, fuhr sie mit der Hand nach der Herzseite. Dann neigte sie das Haupt, und wie nach einer Stütze suchend, griff sie mit der Rechten aus, und ehe noch Hamborn und das unbefonnene Mädchen helfend einspringen konnten, stürzte sie lautlos zu Boden. Ein Herzschlag hatte der Dulderin ein jähes Ende bereitet.

\*

Im Fährhaus war unter Aufgebot größter Mühe ein Arzt zur Stelle gebracht worden, der sich um die Wiederbelebung Venhoffs bemühte. Er wies alle Neugierigen hinweg und verlangte für den Verunglückten größte Ruhe. Nach längerer Tätigkeit erfolgte der erste lebendige Atemzug. Venhoff öffnete die Augen. Wie aus einem wirren Traume erwachend, schaute er um sich. Die fremde Umgebung beunruhigte ihn; er verlanate nach seiner Frau und nach seinem Kinde. Auf freundliches Zureden des Arztes trank er eine beruhigende Medizin und versiel in tiefen Schlaf. Mit der strengen Befehung, daß keine Störung erfolgen dürfe, ließ der Arzt den Geretteten in der Obhut Johanns.

Pia war noch in der Nacht ins Kloster der barmherzigen Schwestern gebracht worden. Die ausaestandenen Schreden, der verzweifelte Kampf mit dem Bösewicht hatte ihre Züge verunstaltet den Frühlingzauber der Jugend vollständig von ihr weggenommen. Das zerknitterte, teilweise zerfetzte Sabineraewand weckte den Kern aegen ihren Entführer zugleich aber auch das Mitleid mit ihr. Zur Besinnuna aekommen rana sie die Hände und klatete in zuaellosem Jammer. Unausgesiekt begehrte sie nach Vater und Mutter.

\*

Die Schredenlnacht verging. Ein lachender Morgen stiea ins Rheintal und weckte das Leben. Johann schien die Sonne in die Augen; er fuhr empor und schaute besorrt nach dem Lager seines Herrn. Der war fort. Erschreckt eilte Johann hinaus und zog bei seinen Kameraden die schon munter die Fährre bedienten Erkundbanaen ein, aber keiner konnte ihm Auskunft aeben. Ein Hausierer, der sich übersehen lassen wollte, hatte Johanns Kraaen mit anaeöhrt. Er trat hinzu und teilte mit, daß schon vor Sonnenaufganga ein Mann in dürftiger Kleidung und in einer Eile, als befürchte er, aesehen zu werden, das Fährhaus verlassen habe.

Johann ließ, was er laufen konnte, holte seinen Herrn aber nicht ein.

\*

In Venhoffs Wohnuna war mittlerweile solandes aesehehen. In der Frühe hatte jemand heftig an die Haustür geklofft. Lieschen vom Wachen und Weinen ermattet, war hinausaeieilt, hatte aedffnet und ihren Herrn stehen sehen, wirklich und lebhaftig. Am jähen Schreden war sie ins Haus geeilt aeradentweas ins Zimmer ihrer Herrin, die bereits aufaebahrt lag zu Häupten zwei brennende Kerzen und das Kruzifix. Eine barmherzige Schwester hielt betend die Wacht. Venhoff war Lieschen auf den Fuß aeolot. Der Anblick seiner toten Hermia war für ihn von unbeschreiblicher Wirkung aewesen. Mit einem unartikulierten Schrei war er niederaestürzt und als es Lieschen und der barmherzigen Schwester aelunaen war ihn wieder aufzurichten, hatte der Wahnsinn aus seinen Augen geschaut.

Johann traf gerade zur rechten Zeit ein, um die entsekten Frauen zu schücken, indem er dem Tobüchtigen in die Arme fiel. Dieser raste in wilden Phantasien: „Pöcht doch das Feuer aus! — Hu, blutrot — fort Häringer fort! — Nein ich nicht. — Reich mir die Hand mein Leben, komm auf mein Schloß mit mir! — Ha, ha, ha!“ Und so ginas weiter. Herbeiaerufene Männer mußten Johann Hilfe leisten, bis endlich der Arzt kam und schleunigst Vorbereitung traf zur Ueberführung ins Irrenhaus.

\*

Die Bestattung der edlen unglücklichen Frau erfolgte in aller Stille. Carola zog sich aus dem öffentlichen Leben zurück. Ihre Anstalt Marienwerth ging in andere Hände über. Dr. Hamborn und Lieschen unterstützten sie in der Pflege des unglücklichen Opfers der Schuld, der armen Pia. v. Kosel, mit dem wahren Namen Gustav Wams, wurde vom Arm der menschlichen Gerechtigkeit nicht erreicht. —

Im Tale der wilden Neuf tauchte seine Spur zum letzten Male auf. Jetzt ist er verschollen. Wahrscheinlich ist ihm das Leben zur Last geworden und er hat es abgeworfen. Johann mußte wieder zur Fährre zurückkehren. Nach Jahresfrist aber führte er sein Lieschen zum Altar. Hardungs Verlagsbuchhandlung ging ein.

Der Zustand Pias ängstigte anfangs den Arzt, doch setzte er Hoffnung auf ihre gutbemessene Jugendkraft. Es vergingen mehrere Wochen, bis sie wieder geordneten Denkens fähig war. Mit Vorsicht ließ man sie allmählich Klarheit über die furchtbaren Veränderungen der Zustände gewinnen. Daß sie Vater und Mutter verloren haben sollte, konnte sie anfangs gar nicht fassen. Sie war so menschen-scheu, daß sie zusammenschrak und am ganzen Leibe bebte, wenn sie in ihre Nähe ein anderes Gesicht erblickte als das der lieben Großtante. Dr. Hamborns Lieschen oder des Hausarztes. Letzterer befürchtete ein chronisches Herzleiden, denn das junge, in der Rückerinnerung gefolterte Herz klopfte oft hörbar. Man suchte die Leidende allmählich wieder fürs Leben zu interessieren, früheren Liebhabereien und Gewohnheiten zugänglich zu machen aber man stieß auf beharrlichen Widerwillen. Auch von Gebet und Kirche wollte sie nichts wissen. „Gott ist ja so hart aegen mich aewesen!“ entschloßte es einmal ihrem Munde. Einsam fühlte sie sich am wohlsten.

Eines Tages, als die Großtante ausgegangen war, beaob sie sich auf deren Zimmer und suchte sich mit Ordnen nützlich zu machen. Da gewahrte sie auf einem kleinen marmorenen Eckisch ein Mahagonischränkchen mit golddurchwirkter Gardine. Es war ihr früher nie aufgefallen. Neugierig schob sie die Hülle zurück. Da, eine Ueberraschung! Aus feinstem Marmor aearbeitet sah sie eine Mädchenaestalt, die von einem Verführer versolat zu Christus flüchtete der ihr lieblich die Arme entaegenstreckte. Es war die sinnige Skulpturengruppe „Christus und das Weib“ von Armen. Wie gebannt starrte Pia das Bildwerk lange mit Rührung an. Dann drückte sie die Stirne auf den kalten Marmor und begann kläglich zu schluchzen. In dieser Stellung wurde sie von der Großtante gefunden. Nur mit Mühe konnte sie beruhigt werden.

Als hies endlich doch gelunaen war, schlang Pia den Arm um den Hals der Greisin: „Gute Großtante, ich habe eine Bitte. Schenke mir das Schränkchen mit der Gruppe! Die ist so ergreifend schön!“

Die Bitte wurde alsbald gewährt; die Gruppe erhielt auf Pias Zimmer den schönsten Plat. Oft traf man sie in ernster Betrachtung vor derselben und in ihr Wesen kam mehr und mehr eine edle Ruhe. Auch zu beten fing sie allmählich wieder an und für Kirchenbesuch und edler Lesüre waanlich zu werden. Sie las das Leben der hl. Elisabeth von Thüringen mit Rührung; ebenso fesselte sie der Lebensgang der hl. Theresia u. a. Das Bild ihrer Mutter aewann in ihrem Vorstellungskreise mehr und mehr Verklärungsschein. Sie sah in ihr die erhabene Dulderin, das nächste anregende Vorbild. Auch der Schaffensdrang erwachte wieder, aber sie tat nur, was Gottes Ehre mehrte und was den Nächsten, besonders dem Notleidenden nützte. Sie vermehrte die große Gemeinde der Stillwirkenden, denen Gott dankt. So kam allmählich jener Friede in ihr Herz, den die Welt nicht kennt, den nur die Seläuterten finden.

\*

Die verhängnisvolle Villa wurde von einem Amerikaner gekauft und jetzt, nach Aenderung des Namens, nach gänzlicher Umgestaltung, weht von Klein-Miramir die ausländische Flagge.

## Der Sieger.

Erzählung von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

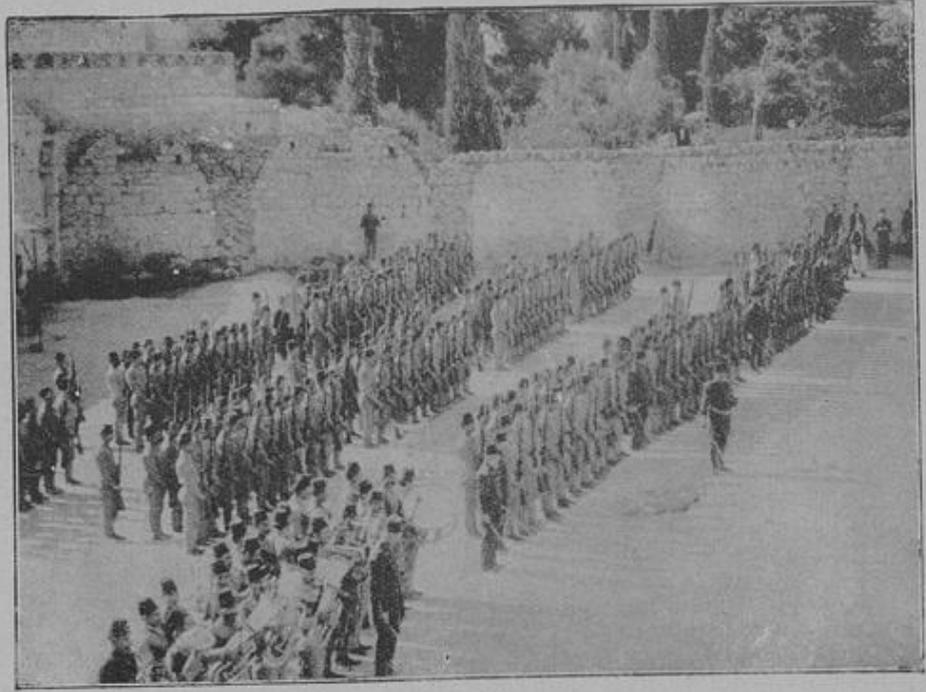
Die Winde, die hinter den grünen Hügeln den Mittag über geschlafen hatten, waren erwacht; sie strichen wie Liebesgesüßter durch den weiten Raum, sie kosteten um die Blütenpracht an den Zweigen der Bäume, und wie im Eisenregen flatternde schimmernde Blütenblätter auf den farbensaften Teppich der Erde. Dort ruhten sie, leuchtenden, weißroten Schmetterlingen gleich, und Wolken von Duft schwebten auf und nieder. —

Der Kurpark von Buchholzhausen glich in der Tat um diese Zeit einem Eden.

Buchholzhausen war noch ein verhältnismäßig junger Badeort. Baron von Bodenburg, sein Besitzer, hatte sich trotz glänzender Offerten nur schwer entschließen können, diesen herrlichen Teil seines Besitzes anderen Leuten abzutreten. Nur der Umstand, daß Schloß Bodenburg, der alte Stammsitz seines Hauses, ganz in der Nähe lag, daß durch die Erschließung dieser Gegend für den Fremdenverkehr unstrittig große Vorteile errungen werden konnten, hatte ihn schließlich zum Nachgeben bestimmt. Wenn er sich die Sache richtig überlegte, hatte er ein ganz gutes Geschäft gemacht, und eine vermehrte Einnahme war jedenfalls sehr angenehm. Seine Kinder wuchsen heran und sie mußten es ihm Dank wissen, daß er für die Vermehrung ihres Barvermögens Sorge trug. Daß die Badegeschichte manche Störung, manche Unannehmlichkeit zur Folge hatte, mußte er schon mit in den Kauf nehmen; für nichts ist nichts.

Dagegen hatte Baron von Bodenburg und seiner Familie das Bad manches Schöne, manch liebe Bekanntschaft gebracht, und schließlich war der Baron selbst stolz auf Buchholzhausens kraftvolle Entwicklung. Um die Zeit, wenn die Erde erwachte, kamen ganze Scharen von Sommerfrischlern und Badegästen hierher; in dem zum Kurhaus umgewandelten Schloß ließ es sich prächtig wohnen, und der Pächter des Kurhauses sorgte mit hingebendem Eifer für das Wohl seiner Gäste, so daß meist auf beiden Seiten die Stimmung ganz vorzüglich war.

Der Stellwagen des Kurhauses hatte neue Gäste gebracht. Unter denen, welche sich zur Begrüßung der Neuankommenden eingefunden hatten, befand sich auch Kräuslein Eleonore von Auenbach. Sie war auf Schloß Bodenburg Erzieherin und hatte ihre Tante, bei der ihre einzige Schwester Irma ein wenig freundvolles Leben führte, so lange nach Buchholzhausen eingeladen, bis die



Türkisches Militär in Kleinasien beim Gebet auf dem Paradeplatz.

alte Dame schließlich nachgab und ihr Eintreffen für heute bestimmt in Aussicht stellte. Offen gestanden: nach Tante Henriette hatte Eleonore kein sonderlich großes Verlangen; das war eine Dame voll Schrüllen und Eigenheiten, und Irma hatte genug darunter zu leiden. Aber die Schwester erwartete sie mit heißer Sehnsucht. Sie kamen ja so selten zusammen, seit des Vaters Tod ihrer herrlichen, genugsamen Jugend ein jähes Ende bereitet hatte. Eleonore hatte sich notgedrungen entschließen müssen, Erziehlerin zu werden, Irma aber war zur Tante Henriette gegangen und spielte in deren kleinem Haushalt in dem es gar artig und knapp herging, die Rolle des treu sorgenden Hausmütterchens. Irmas Stellung war noch viel weniger beneidenswert als das Los Eleonores, und aus den Briefen Irmas hatte so viel Enttäuschung und Zagheit geflungen, daß Eleonore sich darauf freute, die Schwester ein wenig aufmuntern und zu neuem Lebensmut führen zu können.

Wenn auch Tante Henriette und Irma nicht in Bodenburg wohnen würden — die Tante hatte das fast schroff abgelehnt — so war trotzdem die Möglichkeit eines häufigen Verkehrs da, denn Buchholzhausen war vom Schloß kaum eine Stunde entfernt, und fast täglich fuhr jemand in das lebhafteste Bad hinaus.

Auch heute war Eleonore nicht allein gekommen; Inge und Erna von Bodenburg hatten sie begleitet und wollten sie auch am Abend wieder holen, noch vor Sonnenuntergang solle der Bodenburg'sche Wagen zur Stelle sein und die jungen Damen heimholen.

So stand Eleonore an der Rampe des Kurhauses und blickte erwartungsvoll auf die aussteigenden Gäste: seltsamerweise waren Irma und die Tante nicht mitgekommen. Enttäuscht und ein wenig besorgt — denn dieses Ausbleiben deutete sicher nichts Gutes — wandte sie sich ab und wanderte langsam um das Kurhaus herum. Heller Sonnenschein lag auf ihrem Antlitz, das von klassischer Harmonie und Schönheit war, dem der Stempel des Bedeutungsvollen unverkennbar aufgeprägt war. Der stumme gedankenvolle Zug verschönerte es noch und bei diesem herrlichen Sommer-



Die Taksim-Kaserne in Pera bei Konstantinopel.

wetter — in dieser Umgebung von Blüten und Schönheit, ging ein starker Zauber aus von ihr.

Eleonore von Kuenbach suchte die Terrasse in der Nähe des Kurhauses auf. Dort hatte sie vorhin schon ein Weibchen gerastet und geplaudert, und die beiden Baronessen hatten sie im fröhlichen Kreise hier erwarten wollen. Ja, wollen, denn sie waren längst nicht mehr da, und die Terrasse war still und vereinsamt. Enttäuscht wandte Leonore sich ab. Gott weiß, wo die Gesellschaft sich aufhielt, das junge Volk war ja gleich von Anfang an in einer sehr vergnügten Stimmung gewesen, daß Stillstehen etwas ganz Unmögliches gewesen wäre. „Na, das kann ja für mich höchst langweilig werden, wenn ich die Mädels hier erwarten soll,“ dachte Eleonore. Sehr langsam, Eile wäre Torheit gewesen, verließ sie die Terrasse und erwog, nach welcher Richtung sie sich wenden sollte. Zu ihren Haupten rechte ein riesiger Apfelbaum seine mit mattrosa Blüten überpönnelten Äste in die blaue Lenzluft; zu ihren Füßen schimmerte der weiße Kies, und goldene Sonnenfunken hüpfen und tanzten um sie herum, Sprühfeuer lag auf ihren Haaren, leuchtete in ihren Augen. Bewundernd ruhten die Blicke des Mannes, der seit ihrem Austritt aus der Terrasse langsam ihr gefolgt war, auf der schönen Erscheinung. Mit einigen raschen Schritten war er an ihrer Seite und begrüßte sie. Eleonore zuckte ein wenig zusammen und sie konnte nicht verhindern, daß ihr Herz verräterisch pochte, daß ungewollt ein Ausdruck hoher Freude in ihr Gesicht kam. „Aber Herr Assessor,“ rief sie aus und hob in scherzhaftem Drohen ihre schmale Hand, „Sie haben mich ja beinahe erschreckt! Und so allein?“

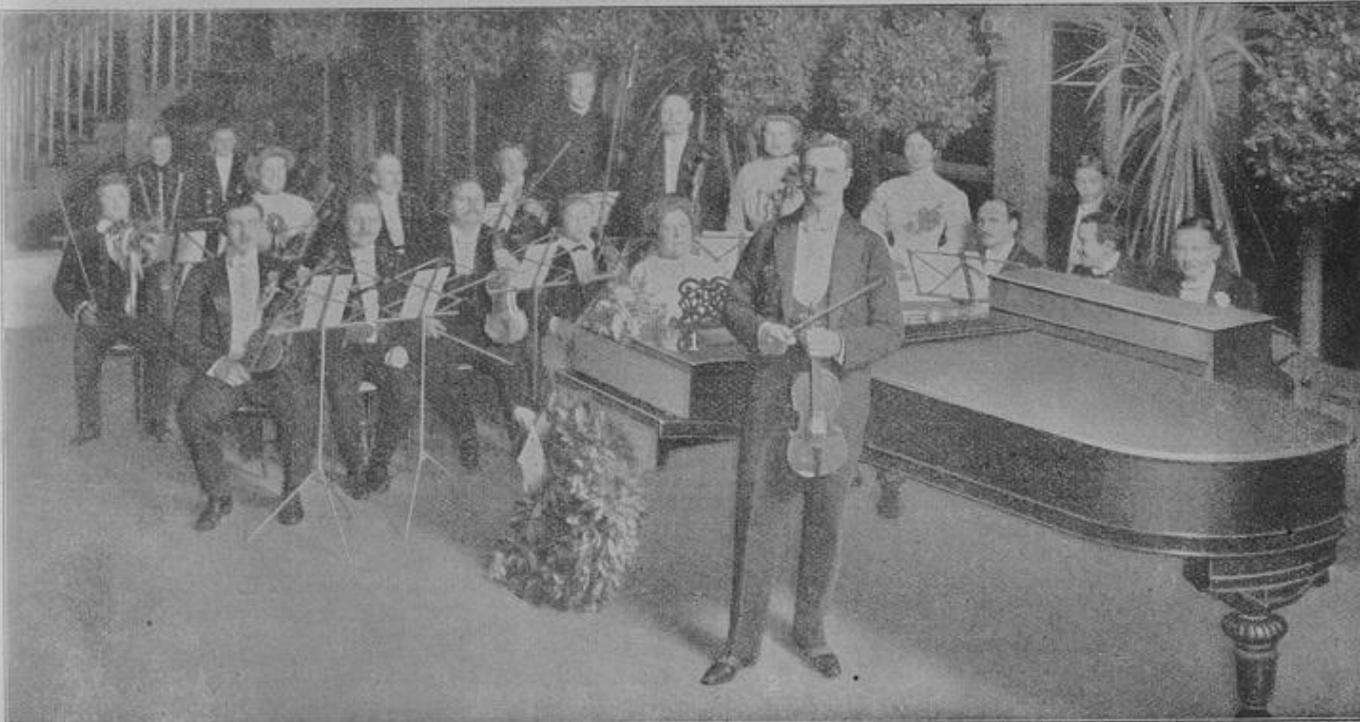
Otto von Bornward, der Assessor, erwiderte: „Schmeicheln will ich gerade nicht, weil Sie das nicht lieben, aber es war doch schade, daß ich meinen Kasten nicht bei mir hatte, hätte sofort geklopft! Na, und mit der Einsamkeit ist das auch nicht so schlimm, ich blieb nur als Nachhut zurück, um Sie ungefährdet zur Gesellschaft geleiten zu können, um welche Gunst ich hiermit ehrfürchtvoll bitte.“ Er beugte sich bei den letzten Worten ein wenig vor, als wolle er ihre Entscheidung abwarten; in Wirklichkeit aber vertiefte er sich nur in die Schönheiten ihres Profils, denn daß Eleonore sein Geleit annahm, war ja ganz selbstverständlich. Eleonore nickte lächelnd und sagte: „Nun allons, Herr Ritter, ich nehme Arm und Geleit dankend an!“

Sie überließ sich ganz seiner Führung und wunderte sich nur, daß er ohne weiteres vom Hauptwege abbog und einen Seitenpfad wählte, denn es war doch höchst unwahrscheinlich, daß die Gesellschaft den dichten, einsamen Buchen-



Eine schwimmende Schule für kranken Kinder.

wald als Ausflugsziel gewählt haben sollte; dagegen war mit Sicherheit anzunehmen, daß das lustige Völkchen im nahen Hornberg bei Kaffee und Kuchen und sonstigen Genüßmitteln sich vergnügte. Sie fragte nur: „Wohin führen Sie mich?“ Und er gab mit eigentümlichem Pathos zur Antwort: „Wir wandern in Krümmen dem Glück entgegen, wie ziehen hinein ins Märchenland!“



Ein Wohltätigkeitskonzert beim Fürsten zu Fürstenberg: Die Fürstin (1) und der Erbprinz Karl Egon (2).

Dem Glück entgegen!

Eleonore lachte leise auf. Es klang wie Spott. Und ihre Blicke ruhten mit seltsamem Ausdruck auf dem jungen Buchenlaub, das der Mai aus zartester Seide gemacht. Ebenso leise wie vorhin ihr Lachen, sprach sie:

„Ich glaube nicht ans Glück, wenigstens nicht an mein Glück!“

„Und warum nicht?“ sagte der Assessor.

„Ja, warum? Das ist so eine Sache! Ich kann Ihnen das wohl kaum klarmachen, darum will ich Ihnen eine Geschichte erzählen. Soll ich?“

„O, bitte, ich werde andächtig lauschen!“

„Recht wie ein Märchen hebt die Geschichte an: Es waren einmal zwei Mädchen, an deren Lebenspfad blühten nur Blumen, und sie hörten von Freude und frohem Genießen, und in ihren Herzen war viel Glück und Sonnenschein. Schönheit und Luxus umgaben sie, und das Leben war ihnen ein Fest, ein frohes Spiel. Jeder ihrer Wünsche wurde erfüllt: von allen Seiten wurden sie verwöhnt und umschmeichelt. Sie waren reich und anaesehen und tausend Stimmen sprachen: „Ihr seid schön! Doch noch fehlt in der großen Glücksinfonie ihres jungen Lebens ein Akkord, auf den jedes junge Herz eingestimmt ist: die Liebe. Die beiden Mädchen flatterten wie echte Schmetterlinge von Blume zu Blume, von Freude zu Freude, aber ihre Herzen schloßen noch. Nicht lange und sie erwachten. Jetzt erst war das Glück ganz groß und vollkommen, der fehlende Akkord klang jetzt in tausend und abertausend Variationen: Liebe und Glück — Glück und Liebe! — — Liebe kann sterben Glück kann zerbrechen. Auch das erfuhren die beiden Mädchen. Ganz plötzlich starb der Vater. Er war kein Finanzgenie, das wurden seine Hinterbliebenen nur zu bald gewahr. Eine kleine Pension, ein bescheidenes Kapital war ihnen abblieben, und sie starrten die neuen Verhältnisse hoffnungslos an. Kluge Menschen rieten: einschränken zurückerleben! Andere, die früher die besten Freunde waren rückten energisch von den Verarmten ab; mit Nadelstichen und Keulenschlägen bearbeitete das Schicksal ihren Stolz. Und als der heimlichen und offenen Kränkungen übergeben waren, besann sich die Aelttere auf sich selbst. Das Glück und die Liebe waren treulos von ihr gegangen; sie begrub sie und wurde — Erzieherin.“

Otto von Vornward aua nachdenklich neben Eleonore einber. Diese alltägliche Geschichte hatte ihn um seine Stimmung gebracht, hatte mit einem Ruck den feinen Nebelschleier zerrissen, den er in diesen Tagen vor die Welt mit ihren Härten gezogen hatte. Ein Rausch war über ihn gekommen an dem Tage, da er zum ersten Male als Gast auf Schloss Bodenburg weilte und Eleonore sah, die ihre Umaebung an Schönheit und Eleganz und sprühendem Geist so weit überragte. Sein leicht entzündbares Herz, das mit seinem nüchternen, praktischen scharfen Verstand so häufig im Kampfe lag und ihm so manchen Streich spielte, war bei Eleonores Anblick in stürmische Wallung geraten.

Und wieder sprach der Verstand ein vernichtendes Urteil über seine Schwärmerei aus; er hielt ihm seine mißlichen Verhältnisse vor Augen und sprach: Du darfst nicht begehren! Darfst nicht ein armes Mädchen zum Weibe nehmen. Für dich kann nur eine reiche Heirat in Betracht kommen, sie ist dein Notanker und Hoffnungsstern.

Das sah der Assessor ja selbst ein, er hätte ja ein Narr sein müssen, wäre dies nicht der Fall gewesen. Aber er konnte nicht mit einem Male die Liebe die so jäh in seinem Herzen entbrannt war, auslöschen wie man ein Licht auslöscht. Er berauschte sich an ihrem Glück kostete die Wonne einer herrlichen Gedankenliebe aus. Freilich machte er immer den Vorbehalt: Einmal und zur rechten Zeit muß das ein Ende haben!

Da hatte Eleonore mit ihrer Erzählung schon jetzt so früh den Knoten der Liebe zerrissen; denn selbstverständlich hatte sie ihm die Geschichte ihres Lebens erzählt und er konnte jetzt nur die Lehre aus ihr ziehen daß Eleonore für ihn unerreichbar war. Wenn er jetzt noch von Liebe zu ihr sprach nachdem sie offenberza ihre Verhältnisse ihm enthüllt hatte, dann war es für ihn eine Ehrenpflicht, die Hoffnungen zu erfüllen, die er weckte. Und was konnte er Eleonore bieten, er der verichuldete Assessor? Nein, es durfte nicht sein, er mußte einlenken.

Nach langer Pause fragte Otto: „Was erwartet die junge Dame von der Zukunft?“

Eleonore sah ihren Bealeiter voll an. Es lag etwas wie Triumph in diesem Blicke; er schien zu jagen: Wenn ich wollte, könnte ich dich zu meinen Füßen zwingen, könnte

deine Ansichten ändern, aber sie will nicht! Laut erwiderte sie: „Eigentlich erwartet sie nichts, und wenn sie eine Aenderung ihrer jetzigen Lage herbeiführen könnte, so würde sie es nur dann tun, wenn damit eine Rückkehr in frühere Verhältnisse verbunden wäre.“

Nun verließen sie den einsamen Waldpfad und lenkten in den Hauptweg ein, der sich zwischen bewaldeten Bergen hinzog. Sie schritten rascher aus, denn die Sonne neigte sich zum Niedergang. Vor ihnen lag der Hornberg, und in sanften Windungen schlängelte sich der Weg hinauf zum Pavillon. Verblutend lag der Frühlingstag auf den mächtigen Baumkronen dieses herrlichen Parkes, und den fernen Horizont verbräunte goldener Glanz . . .

„Na, da haben wir an Lebensproblemen gerüttelt, philosophische Gedanken mit uns getragen, und unterdessen trinken die Herrschaften die Bowle leer, die meine brüderliche Liebe uns in Aussicht stellte,“ meinte Vornward mit leisem, ironischem Unterton.

„Dann wird es aber Zeit daß wir uns beeilen,“ erwiderte Eleonore scherzend, „die Bowle winkt die Kelle klingen, ganz umsonst wollen wir nicht marschieren sein.“

Sie hatten den Pavillon kaum erreicht da schallte ihnen auch schon ein vielstimmiges „Willkommen“ entgegen. Die einfachen Korbessel wurden gerückt, Willy von Vornward, des Assessors Bruder, der sich hier in Buchholzhäusern von den Beschwerden eines arbeitsreichen Winters in England wo er als Ingenieur wirkte, erholt, rief mit dröhnendem Bass: „Wer nicht kommt zur rechten Zeit muß leben was hier übrig bleibt!“ und schob dem Anankommenen zwei gefüllte Gläser hin. Die unterbrochene Unterhaltung war bald wieder im Gange; wie frohes Vogelzwitschern klangen die hellen Stimmen der jungen Damen, und Inge Bodenburg ließ sich von Willy Vornward ein wenig den Hof machen. Sie lachte hell auf zu seinen trocknen, analischen Witz und Erna, ihre jüngere Schwester, sah Inge hie und da erlautet an. Dann zog Eleonore die Uhr und sagte: „Es wird Zeit für uns, der Wagen erwartet uns am Kurhaus, und wir dürfen nicht so spät nach Hause kommen!“

„Ach ach! doch Eleonore!“ sagte Inge ein wenig schmelzend, „jst nach Haus? Wir sind ja eben hergekommen: So ist es auch nicht. Laß den Wagen nur warten!“

„Das war ein weises Wort gnädiges Fräulein.“ ließ Willy sich hören, „ich werde Ihnen das nicht verpassen! Wie sollen wir denn sonst den Abend totkriegen? Ne, Fräulein von Auenbach, da wird nichts drauß! Es lebe das Leben!“

Aber schließlich — die Sonne blinzelte nur noch mit einem halben Auae auf ihr Soraenkind die Erde, die jetzt im Lenzschmuck prangte und schimmerte — mußte doch aufgebrosen werden. In bunter Reihe bewegte sich die frohe Schar fort und die Herren stütten vorforalich ihre Damen, obgleich das hier nicht sonderlich nötig war. Und als man unter Lachen und Scherzen am Kurhaus ankomen war, huschten graue Schatten durch die Luft. Die Pferde vor dem leichten Wagen stampften und schnaubten, die Ruhepause war ihrem Feuereifer zu lang geworden. Rasch wurde Abschied genommen und fort ging's in den raumenden Buchenwald. Die zurückbleibenden jungen Damen eilten ins Haus, um für den Abend Toilette zu machen, und die beiden Brüder promenierten noch ein Weilchen vor dem Kurhaus auf und ab und rauchten mit Behagen eine Zigarette. Sie unterhielten sich erst über gleichgültige Dinge. Mit einem Male unterbrach Willy: „Erlaube mal, mein Junge, du hast dir doch wohl nicht etwa die Eleonore Auenbach in den Kopf gesetzt? Ist ja ein superbes Weib, gewiß, aber du weißt ja auch, daß sie nichts hat, und dann munkelt man ja auch, daß der Vater nicht ganz freiwillig diesen Planeten verlassen hat. Na, das kann uns ja ganz egal sein, nur heiraten kannst du sie nicht, das geht gar nicht, du machst ja deine Karriere zuschanden. Ein niedliches Pädchen Schulden sollst du ja auch wohl haben, kann mit das schon denken, es geht mir ja gerade so. Also: die Auenbach mußt du dir schon aus dem Kopfe schlagen.“

Otto blieb ganz ruhig. Nur qualmte er mehr als vorhin. Das war alles. Schließlich sagte er: „Deine Sorge ist überflüssig; ja wenn ich reich wäre, dann, dann. — Aber so, ne da ist ja gar nicht daran zu denken und ich glaube auch gar nicht, daß der Eleonore mit einem armen verschuldeten Assessor gedient wäre.“

„Denn nicht,“ brummte Willy, „übrigens: diese Inge Bodenburg ist ein ganz prächtiges Mädel: temperamentvoll, anmutig, wohlhabend, könnte mir wohl behagen! Sonst ist

hier nicht viel los, mit Damen, meine ich, Du kannst mich gelegentlich mal in Bodenburg einführen, ja?"

Inzwischen fuhr der Wagen mit den Damen im raschesten Tempo durch den von den Schatten der Dämmerung verdunkelten Buchenwald. Erna Bodenburg brachte alle Augenblicke Bedenken wegen der späten Nüchternheit vor, aber Inge hatte dafür nur ein lustiges Lachen. „Ach, geh doch, Erna," sagte sie, „was bist du bange! Laß sie doch zu Hause in Gottes Namen ein bißchen brummen; Mama hält ja Vortalspredigten für unerlässliche Erziehungsmittel, und selbst Papa bleibt davon nicht verschont; doch das geht vorüber. Gott, war das ein löstlicher Nachmittag! Was habe ich über Herrn von Bornward gelacht, nein, das ist ein zu drolliger Mensch! Ich finde ihn entschieden netter als meinen Bruder. Was meinst du, Eleonore?" Sie blickte Eleonore bei dieser Frage schelmisch lächelnd an. Die ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen. Seelenruhig gab sie zur Antwort: „Wirtlich, so eingehend habe ich mich mit den beiden Herren nicht beschäftigt, daß ich ein präzises Urteil abgeben könnte."

„Nicht wahr," fiel hier Erna ein. „Inge hatte sich ein wenig aufdringlich benommen. Das war ja ein regelrechter Flirt. Nein, torrett war das nicht. Was meinen Sie, Fräulein?"

Inge schien diese Exkursion in die Anstandsstube sehr kalt zu lassen, denn sie trällerte und lachte mit der ganzen Zudringlichkeit ihrer 19 Jahre.

Da fuhr auch der Wagen schon durch das Hoftor; ein Ruck und die Pferde standen still. Inge sprang in einem Sage aus dem Wagen. Durch den Garten kam eben Baron Bodenburg, ihr Vater. Er hatte das grüne, arg verwitterte Rodenhütchen ein wenig zurückgeschoben; aus seinem runden Gesicht leuchtete Frohsinn und Gutmütigkeit. Die Hände hatte er in den Taschen seiner Zoppe vergraben. Bis über die Knie steckte er in lichtenledernen Stiefeln, deren Schäfte die bedenkliche Neigung hatten, wehmütige Falten zu bilden und zur Tiefe zu streben. Auf ihn stürmte Inge los und rief schon von weitem mit der ganzen Kraft ihrer Lunge — der Ton hätte einem Leutnant alle Ehre gemacht —: „Guten Abend, Papa, da sind wir wieder!"

Der Baron lachte hell auf und sagte: „Abend, dich kann man zur Not noch hören! Mädel, Mädel, bist du ein Wildfang!" Im geheimen hatte er seine rechte Freude über die urwüchsigke Kraft seiner Nette. Im Salon machte sich das ja weniger gut, aber er war auch kein rechter Salonheld, und Inge schlug von allen Kindern am meisten nach ihm.

Unterdessen kamen auch Eleonore und Erna heran; die Begrüßung vollzog sich viel stiller, und zu viere ging es ins Schloß. Am Portal nahm die Baronin die Anführerin in Empfang. Mit kritischen Blicken musterte sie die Tochter und sagte kühl und gemessen: „Es ist reichlich spät geworden!" Dann rauschte sie majestätisch davon, und der Baron sowie die jungen Damen suchten eilig ihre Zimmer auf, um sich für's Souper umzulegen. Bald füllte sich das Wohnzimmer mit den Gliedern der Bodenburg'schen Familie. Dr. Ihmer mit seinen Jünglingen Bodo und Heinz, Eleonore, Inge, Erna und Edith. Natürlich erzählte Inge von ihren Erlebnissen und die Baronin konnte sich nicht enthalten, tadelnd zu bemerken: „Kind, wie oft muß ich dir's doch sagen, daß du dieses burschliche Wesen ablegen sollst! Aber es nützt nichts! Merk dir's doch: eine junge Dame darf sich nicht so gehen lassen: Haltung, Grazie, Zartheit, die fehlen dir!"

Inge senkte reumütig ihr reizendes Köpfchen, und Bodo und Heinz blickten schadenstroh zu der großen Schwester hin, denn diesmal hatte Mama an ihnen nichts auszusagen.

Nach dem Essen begaben sich alle auf die Veranda. Inge aber verspürte noch Lust, Musik zu machen, und sie bettelte so lange, bis Eleonore mit ihr ging. Bald hüpfen Sprühseufseln gleich die Klänge eines Strauß'schen Walzers durch die Stille des Malabends. Der Baron sagte:

„Donnerwetter, das kribbelt einem ja in den Weinen! Das ruft ja förmlich zum Tanz! Wie wär's, Alice," wandte er sich an seine Frau, „wollen wir einen Walzer riskieren?"

Doch die Baronin winkte ab, sie schwärmte nicht für derartige Improvisationen. Ueberhaupt sorgte sie dafür, daß selbst im intimsten Familienkreise diese ungebundene Lustigkeit nicht so stark auskam. Sie schwärmte für Zeremoniell und Etikette, und der Baron seufzte manchmal auf und dachte: Die Hofdame verleugnet sich doch nie.

Bald lag die Stille der Nacht über Schloß Bodenburg und die alten Bäume des Parkes flüsterten sich vergessene Geschichten von Mäien- und Liebeswonne, von Wintersturm und bitterem Leid zu.

(Fortsetzung folgt.)



**Häßliches Mrs Haus.**



— Mittel, rotes Haar bleibend blond zu färben. Man nimmt dazu die Blätter des großen breiten Wegerich — plantago major —, womöglich frisch, zerschneidet sie klein und macht daraus ein stark destilliertes Wasser. Dieses Wasser wird wieder auf frischen Wegerich gegossen und in gewöhnlichem Brennzeug nochmals destilliert, so daß daraus ein doppelt destilliertes Wasser aus Wegerich entsteht. Darauf löst man in einem Liter dieses Wassers einviertel Lot venetianische Seife und einhalb Lot Soda, und das Ganze ist fertig zum Gebrauche. Die Anwendung geschieht so, daß man mit dieser Flüssigkeit mittels eingetauchten Kammes die Haare täglich durchkämmt, bis sie gut feucht sind und sie dann von selbst trocknen läßt und dieses so viele Tage wiederholt, bis sie die rechte Farbe erlangt haben. Nach einigen Wochen werden die Haare eine schöne blonde Farbe annehmen.

— Gipsfiguren zu stearinisieren. Man erwärme sie in einer heißen Ofenröhre, schmelze Stearinsäure und überziehe sie damit. Sollen die Figuren eine bestimmte Farbe bekommen, so muß zu der Stearinsäure noch etwas Gummigutti beigemischt werden. Statt Stearin kann auch Paraffin angewendet werden, welches den Gips noch durcheinander macht. Die Gegenstände, welche in letzterer Weise behandelt werden, müssen aber aus feinstem, von allen Unreinigkeiten freiem Gips angefertigt sein.

— Ueber das Treiben der Hyazinthen. Die geeignetste Zeit, Hyazinthen in Töpfe zu pflanzen, ist bis Ende September. Es kann zwar auch noch später — bis November — geschehen, jedoch liefern die im September eingepflanzten vollkommeneren Blumen, und bei denjenigen Zwiebeln, welche schon zu Weihnachten oder anfangs Januar blühen sollen, ist ein zeitigeres Einpflanzen — womöglich im August — unumgänglich notwendig. Die dazu geeignetste Erde ist die, welche von völlig verrottetem Pferdemist gewonnen ist und unter welche wenigstens ein Fünftel eines scharfen Fluß- oder Grubensandes gemischt wird. In Ermangelung dieser Erde genügt auch eine Mischung von vier Teilen feingesiebter, leichter Garten- und einem Teil Mistbeeterde nebst etwas Sand. Zu empfehlen ist es, die Erde vor dem Einpflanzen beim Mischen gründlich anzufeuchten, um dadurch das Begießen der Töpfe nach dem Einpflanzen entbehrlich zu machen, weil das auf die Zwiebeln gegossene Wasser sehr leicht in dieselben eindringt und zum Verfaulen resp. Krankwerden derselben beiträgt. Die Töpfe wählt man von 9—11 Zentimeter Durchmesser und 11—13 Zentimeter Höhe. Man benutzt jedoch niemals neue Töpfe, da diese fast stets Salpeter und andere Salze enthalten und ausscheiden, und die Wurzeln, sowie sie den Topfrand erreichen, verderben, anstatt den Topf voll zu bewurzeln, was zum Frühtreiben unbedingt nötig ist. Das Abzugsloch ist mit einem Scherben zu belegen, worauf dann die Töpfe bis auf 5 Zentimeter breit vom Rande mit Erde gefüllt und, damit sich die Erde ordentlich setzt, etwas aufgestoßen werden. Auf die Erde kommt noch eine einen halben Zentimeter starke Schicht reinen Sandes, auf diese, wenn man nicht mehr Zwiebeln in einen Topf pflanzen will, genau in die Mitte desselben die Zwiebel; hierauf wird die noch fehlende Erde angefüllt, noch einmal aufgestoßen und sanft angedrückt; man achte jedoch darauf, daß wenigstens 1—2 Zentimeter hoch Erde etwas gewölbt über die Zwiebel kommt.

# Liebling

Seife aller Damen ist die allein echte  
**Steckenpferd-Lilienmilch-Seife**

v. Bergmanns & Co., Radebeul, denn diese erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut u. zarten blendend schönen Teint. à St. 50 Pfg. über. zu haben.



Unsere Bilder.



— Der Lambertusbrunnen in Münster i. W. (Vgl. das Bild Seite 65.) Vor kurzem wurde in Münster i. W. ein sehr schöner Brunnen, der Lambertusbrunnen, enthüllt. Der Brunnen versinnbildlicht die alte Sitte der Lambertusspiele, die früher auf öffentlichen Plätzen aufgeführt wurden, jetzt aber nur noch vereinzelt in geschlossenen Hofräumen der Vergangenheit entrissen werden. Er ist nach den Plänen von Dr. Witte und Bildhauer Vänmer hergestellt. Das untere Fallbecken zeigt auf vier Bronzeplatten Darstellungen aus den Lambertusliedern, deren erste Strophen an der Seite der Bronzeplatten eingemeißelt sind. Ueber dem Fallbecken ist der Kinderreigen dargestellt, der den Hauptbestandteil der Lambertusfeier bildet. Inmitten des Kinderreigen stehen am Wasserhahn die vier Figuren des Liedes: „O Buer, watt lost dien Hai?“, Bauer und Bäuerin, Magd und Kind. Ein gußeiserner Baldachin trönt den Brunnen.

— Zur Neuorganisation der türkischen Armee. (Vgl. die Bilder Seite 68.) Nach den Plänen des Generalobersten Freiherrn von der Goltz für die türkische Heeresreform werden die drei ersten Armeekorps drei Nizam- (Linien-) Divisionen erhalten. Dementsprechend wird beim dritten Korps eine Teilung in zwei Korps erfolgen, das eine mit dem Stabe in Saloniki, das andere Monastir, möglicherweise Nestib. Das vierte Korps wird acht Divisionen stark; das fünfte Korps (Damasus) wird in Zukunft zwei, das sechste Korps (Bagdad) acht Divisionen zählen. Die Divisionen von Hedschas und Tripolis haben lokale Formationen und sind deshalb beim Neorganisationsobjekt nicht in Betracht gezogen worden. Die Divisionen bekommen eine gänzlich neue Gliederung. Sie werden zu drei Infanterieregimentern gebildet, das Regiment zu drei Bataillonen. Dazu tritt ein Jägerbataillon. Das vierte Bataillon jedes Infanterieregimentes erhält nur den Stab an Offizieren. Es hat die Aufgabe, die Rekruten, die zurückgestellt, aber brauchbar sind, auszubilden. Die nicht zum Heeresdienst herangezogenen Militärpflichtigen zahlen eine Steuer nach Ausweis des Gesetzes. Jede Division hat mithin zehn Bataillone und Bataillone von Rekruten. Im Kriegsfall erhalten diese Stabebataillone Reservisten zur Komplettierung ihres vollen Bestandes, so daß das Regiment mit vier Bataillonen ins Feld rückt. Die Einrichtung der Brigade fällt gänzlich fort. Die Regimenter stehen mithin unmittelbar unter dem Befehl des Divisionskommandeurs. Das dritte Korps (Saloniki) erhält seine Ergänzung auf acht Divisionen durch Abgabe je einer Division vom ersten und zweiten Korps und zwei Divisionen vom fünften Korps. Das dritte Korps bestand bisher aus fünf Nizamdivisionen, der 5., 6., 9. und 18., von denen die neunte zum Bestande des vierten Korps gehörte. Die Hauptstreitkräfte der Türkei werden mithin nach Mazedonien (dritten Korps) gegen die Balkanstaaten, nach Ostanatolien (sechstes Korps) gegen Persien verteilt. Die Durchführung dieser Heeresorganisation bedingt eine gänzlich neue Aufstellung des Militärbudgets, dürfte daher kaum vor zwei Jahren perfekt werden können. F. O. Koch (Friedenau).

— Eine schwimmende Schule für lungenkranke Kinder. (Vgl. das Bild Seite 69.) Frau Harrimann, die Witwe des kürzlich verstorbenen Eisenbahnkönigs in Newyork, hat einen Dampfer angekauft und als Schule für lungenkranke Kinder einrichten lassen. Die Kinder werden auf dem Schiff unterrichtet und beschäftigt und schlafen auch dort. Frau Harrimann verspricht sich von dem ständigen Aufenthalt der kranken Kinder in der frischen, reinen Seeluft einen besonderen Erfolg und beabsichtigt, wenn ihre Hoffnungen, wie zu erwarten, sich erfüllen, weitere derartige Schulen in verschiedenen Großstädten Amerikas zu errichten.

— Ein Wohltätigkeitskonzert beim Fürsten zu Fürstenberg: Die Fürstin und der Erbprinz Karl Egon. (Vgl. das Bild Seite 69.) In Donaueschingen, der kleinen Residenz des Fürsten zu Fürstenberg an der Donauquelle, fand kürzlich ein Konzert zum Besten des Deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz statt, bei dem neben namhaften Künstlern die Fürstin Irma zu Fürstenberg am Klavier mitwirkte, während der Erbprinz und seine jüngeren Geschwister, Prinzessin Lotti und Prinz Fritz, sich auf der Violine und dem Cello hören ließen.



Rätsellecke.



Begier-Bild.



Mein Bruder wollte mich doch abholen, wo steckt er nur?

Streich-Rätsel.

Schwertlilie, Sturmschwalbe, Taucherglocke, Begleiter, Bittenberg, Unwille, Ruderport, Poseidon, Savona, Leibamt, Führerlohn, Buschwacholder, Scheitel, Gesellschaft, Uebergabe, Befreiung.

Die Wörter eines gewissen Sinnspruches zählen zusammen 16 Silben. Von den letzteren ist der Reihe nach je eine in einem der vorstehenden Wörter enthalten. Es sind nun in diesen Wörtern die entsprechenden Buchstaben derart zu streichen, daß der Spruch in den einzelnen Silben zum Vorschein kommt. Wie lautet derselbe?

Zweisilbige Charade.

Die erste lockt dich hoch hinauf  
In Gottes weite Welt zu blicken.  
In manchen Meisters Lebenslauf  
Siehst herrlich du die zweite glücken.  
Das Ganze liegt in finst'rer Nacht  
Tief in der Erde reichem Schacht.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zweisilbige Charade: Hanswurst.

Rätsel: Rentner.

Rebus: Meiden und Scheiden bringt Leiden.



## Der Sieger.

Erzählung von Emil Frank.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der junge Tag erwachte früh und freute sich, daß er so schön war; er schüttelte die goldenen Locken und jubelte seiner Herrin zu, und alle Vögel sangen. Mit schelmischen Augen lugte er in die Fenster hinein und ärgerte sich, daß noch nicht alle Menschen sich mit ihm bekannt machten, daß sie schliefen, träumten, während er draußen das Schönste bot, was er während seiner kurzen Herrschaft zu vergeben hatte.

Inge war sonst gerade keine Frühaufsteherin; heute aber hatte eine köstliche Idee sie aus den Federn gelockt, und sie wollte sich die Sache noch näher überlegen und mit Eleonore darüber sprechen. Die hatte nämlich auf Mama einen großen Einfluß, und wenn sie Eleonore zur Bundesgenossin hatte, dann konnte ihr so leicht nicht etwas fehlschlagen.

Hinter dem Schlosspark lag nämlich ein prachtvoller Teich. Wie ein Smaragd schimmerte sein Spiegel, und die alten Eichen neigten sich gern ein wenig vor, um in das Klutengeläufel zu blicken. Dieser Teich nun hatte Inge eine köstliche Idee eingegeben. Die alten Rähne waren zwar schon etwas wacklig, wenn sie aber ausgebessert und neu gestrichen wurden, dann konnten sie sich schon noch sehen lassen. Beim nächsten Sommerfest sollte ja der Teich mit seinen Rähnen eine Hauptrolle spielen. Dieses mußte sorglich erwogen werden, bevor der Plan vor die höchste Instanz — die Mama — gebracht werden konnte. Eine Lokalprüfung konnte auf keinen Fall schaden, so dachte Inge. Sie kleidete sich rasch an, stülpte einen breitkrämpigen Gartenhut auf das blonde Lockengewirr und huschte aus dem Hause.

In den oberen Regionen war noch alles feierlich still,

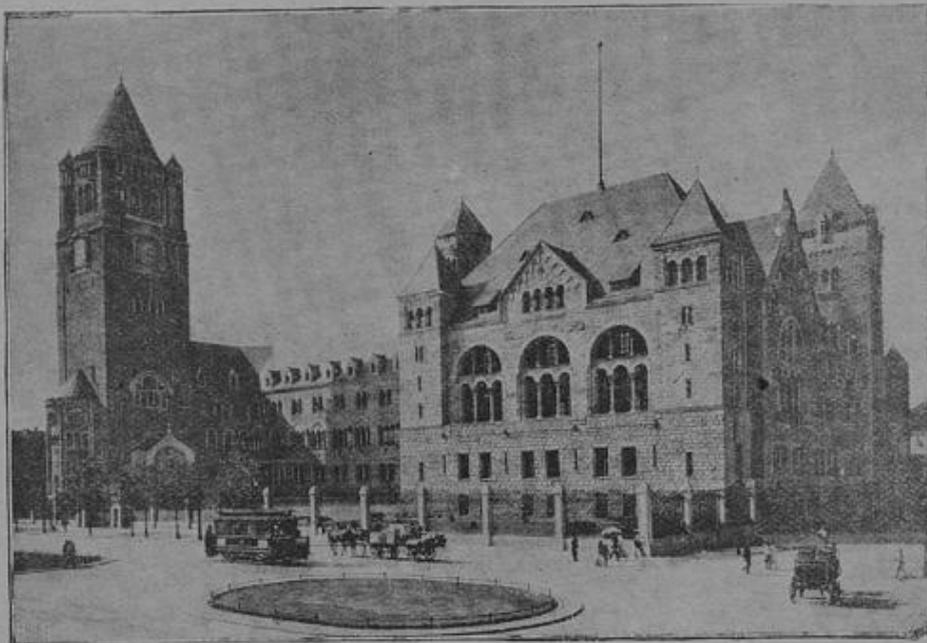
nut aus dem Zimmer der Brüder Vodo und Heinz drangen nervenerschütternde Schreitöne. Inge stand einen Augenblick still und über ihr liebliches Gesicht huschte ein schelmischer Zug, der etwa bedeuten sollte: Ihr Rader! Ich bin die älteste, ich will für Ordnung sorgen! In welcher Weise sie ihr Vorhaben ausführen wollte, ist leider unaußgeklärt geblieben, denn bevor Inge noch etwas tun konnte, öffnete sich die weiße Tür blizartig, die Schreitöne hörten auf und machten einem zornigen Jauchzen Platz, und in demselben Augenblick flog Heinz, als sei er aus einem Stapult geschossen worden, durch den Gang; mit kühnem Schwung legte er sich Inge zu Füßen, die verblüfft und sprachlos die ganze Szene verfolgte. Endlich raffte sie sich doch zu der Frage auf:

„Aber, was soll das eigentlich heißen?“

Heinz erhob sich allmählich; seine gute Laune schien empfindlich gelitten zu haben, denn er machte ein recht brummiges Gesicht, und knurrend erzählte er, sie hätten in Abwesenheit ihres Lehrers Tierstimmen nachgeahmt, und darüber sei es zum Kampf gekommen. Seine Rauflust schien mit einem Male zurückzukehren, denn mit kühnem Anlauf stürmte er gegen die weiße Tür, die vorhin immer auf und zugegangen war. Doch da knarrte auch schon der Miegel und Heinz vollführte ein grausig schönes Trommelkonzert. Es war ein Höllenspektakel, und Inge, die „Kette“, konnte nicht widerstehen, schlichtend in dieses Getöse einzugreifen. Ein-

dringlich machte sie beiden den Standpunkt klar, und die feindlichen Brüder trocken beschämt ob ihrer Missetaten in ihr weiches Lager zurück. Inge aber verspürte ein stolzes Gefühl und mit raschen Schritten eilte sie zum Park dem Teiche zu.

Unterwegs sah sie Dr. Zimer. Er sah auf einer Bank und hatte einen ganzen Stoß von Papieren neben sich liegen. Neugierig trat sie näher, und sie ahnte auch etwas von einem Zauber



Das Kaiser'schloß in Posen nach seiner Vollendung.

des Werdens, der diesen Mann gefangen hielt, denn Hugo Ihmer war ein Dichter. Ihr Gruß klang viel herzlicher, wie es sonst ihre Art war, und Ihmer blinnte erstaunt auf. Wie sie so vor ihm stand, da erschien sie ihm wie die Verkörperung alles Schönen und Lieblichen, und er vergaß, daß dieses holde Kind manchmal recht ungezogen sein konnte. Er entzückte sich an ihrer Anmut, er wurde scheu und schüchtern, weil sie ihn so warm, so freundlich anblickte. Doch dann raffte er sich lächelnd auf. „Wohin so früh?“ fragte er.

„O, ich will nur zum Teich, da muß es jetzt herrlich sein,“ gab sie zur Antwort, und leichtfüßig wie eine Gazelle setzte sie den Weg fort.

Dr. Ihmer blickte ihr lange nach. Dieses kurze, flüchtige Begegnen hatte ihn ergriffen wie ein Lenzgedicht. Wie er jetzt um sich sah, da war es ihm, als sei die im Lenzschmuck prangende Erde eine Harfe, und die goldenen Strahlen der Sonne rührten ihre Saiten, und ein herrliches Klingeln hob an. Das war wie Hymnen der Liebe, das klang wie Seufzer der Sehnsucht, und auch sein Herz packte die Sehnsucht und es öffnete weit seine Pforten und erzitterte in süßem Glück. Wonnesames Entzücken erfüllte seine Brust. Es trieb ihn fort von dem stillen Winkel, in dem er sich zu eifriger Morgenarbeit niedergelassen hatte, es trieb ihn hin zum Teich, wo Inge war. Er ging ganz langsam und kostete die intimen Reize dieser einzig schönen Stunden aus. Und er versenkte sich in Blätter der Vergangenheit und auf diesen Blättern war sein Leben verzeichnet: seine Jugend, die eigentlich keine Jugend war, sondern ein hartes Klampfen. Keine Freude hatte diese Jugend erhellet, das Wort „Bergnügen“ existierte damals nicht im Wörterbuch seines Lebens. Wohl aber das Wort „Liebe“. Sein mehr durch Krankheit als durch Alter gebrochenes Mütterchen hatte ihm viel, gar so viel Liebe gegeben bis zu jenem Tage, da er ihre Augen zudrückte zum letzten Schlaf. Seither war auch jene Wunderblume für ihn verblüht. Durch journalistische Fronarbeit kribbelte er sein Leben. Er lernte früh, sich von der Gewalt der Stimmung zu emanzipieren. So kam er vorwärts, langsam aber sicher. Dann promovierte er, und man hatte mit Ausdrücken des Respekts seine Dissertation aufgenommen. Obwohl er sein Staatsexamen mit Auszeichnung bestanden hatte, bemühte er sich vorerst um eine ihm zuzugende Stellung als Hauslehrer. So war er auf Schloß Bodenburg gekommen, und er fühlte sich hier sehr zufrieden. In seiner freien Zeit fand Dr. Ihmer eine herrliche Erholung. Da trat der Lehrer in den Hintergrund und der Künstler in ihm ward lebendig und formte und rang. Als dann vor etwa Jahresfrist die Kinder seiner Muse hinausgezogen in die Lande und vielen Weisfall fanden, da meinte er kein größeres Glück mehr finden zu können. Und heute, da hatte ein noch süßeres Gefühl an sein Herz gepocht, da hatte er eine viel schönere Stimme vernommen, ein Stück Heimatsehnsucht, Sehnsucht nach Liebe hatte Besitz genommen von seiner Seele.

Diese Gedanken beschäftigten Ihmer auf seinem Wege. Schon stand er an der Parkmauer und seine Augen suchten den Teich.

Dort führte Inge eben einen erbitterten Kampf. Sie hatte der Versuchung nicht widerstehen können, sich einem der Röhne, die sich leise auf der Wasserflut schaukelten anzuvertrauen. Sie stieg ein. Schon die ersten Ruderschläge hätten sie eigentlich vorsichtig machen müssen. Der Rahn hatte nämlich zwei Eigentümlichkeiten: erstens schlug Inge beim Einziehen mit den Ruderstangen jedesmal an ihre Knie; zweitens ging der Rahn immer ganz anders, als Inge es wollte. „Es fehlt mir einfach an Übung“ sagte sie hitzig; „wollen ihn schon kriegen!“ In richtigem Schneidentempo — trotz angestrengtester Arbeit — fuhr der Rahn durch die spiegelglatte Flut. Bald wurde ihr die Geschichte langweilig und sie wollte landen. Das wollte aber der Rahn nicht; der trieb mit konstanter Poßheit immer weiter vom Lande ab. Nun wurde Inge wild. „Infame Kreatur“ rief sie. „Ich will dir deinen Meister zeigen!“ Sie holte weit aus. Klatschend schlugen die schweren Ruderstangen ins Wasser, daß ihr die blanten Tropfen nur so um die Nase spritzten. Der Rahn gehorchte trotzdem nicht. „Und du mußt!“ rief Inge und legte noch weiter aus. Sie vergaß alle Rücksicht gegen sich und „ritsch“ auz es mit einem Male, sie hatte mit so einem Haken an der Ruderstange ihrem Kleid einen Miß von etwa 20 Zentimeter beibracht. „Meine Einfälle sind doch keinen Schutz Pulver wert!“ konstatierte sie in rührender Selbsterkenntnis. Es trieb sie fort aus diesem böshaftern Rahn. Sie war müde

und die Tränen drängten sich ihr in die Augen. Sie vergaß das Rudern, denn der Rahn bewegte sich von selbst dem Lande zu. Darum wollte sie die Ruderstangen einziehen. Doch es war noch nicht genug des Mißgeschicks. Die eine Stange fiel klatschend ins Wasser, der Rahn schwamm weiter. Inge beugte sich vor, um den Flüchtling rasch zu ergreifen, denn die Entfernung nahm jeden Augenblick zu. Da — mit einem Male — verlor sie das Gleichgewicht und sie fiel über den Rand des Bootes in das klare, kalte Wasser. Eine ganze Flut sonnendurchglüheter Sprühtropfen spritzte auf, in demselben Augenblicke sprang Dr. Ihmer in den Teich. Er hatte die Ruderübungen mit besorgten Blicken verfolgt und war langsam näher gekommen. Es war die höchste Zeit. Zwar war die Sache durchaus nicht gefährlich, denn der Teich wies höchstens in der Mitte eine beträchtlichere Tiefe auf. Aber Inge erschien er als Retter in höchster Not, und sie ließ sich wie ein schnees zages Kindlein von ihm ans Land tragen. Hugo Ihmer lief so rasch es ihm nur möglich war, mit seiner süßen Last durch den Park, und seine besorgten Blicke ruhten voll zarter Teilnahme auf Inge, in deren Herzen sich recht widersprechende Gefühle regten: Die Angst vor der geistreichen Mama, die Dantbarkeit gegen ihren Retter. Unter keinen Umständen durfte die Mama sie so zu Gesicht bekommen. Darum bat sie: „Lassen Sie mich laufen, Herr Doktor, sonst wird Mama gleich aufmerksam.“ Zögernd und behutsam stellte er sie auf die Erde, sie warf ihm einen ihrer süßen Blicke zu, der ihn bis ins Herz traf und alles Unbehagen, das die nasse Kleidung eigentlich verursachte, vergessen ließ. Inge sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Doktor!“ und „verraten Sie mich nicht!“ Dann eilte sie fort.

Dr. Ihmer hielt es für geraten, auf einem anderen Wege ins Schloß zu gehen, auch erinnerte er sich seines Manuskriptbündels, das verlassen dalag. Sonderbare Gedanken wogten in seiner Brust auf und ab. Wie süß sie in seinen Armen, an seinem Herzen gerührt hatte; wie scheu, wie kinderhaft und dabei doch so liebreizend und funderwärtend sie ihr beim Abschiede anblickte! Etwas geheimnisvoll Süßschmerzliches, ein Jubeln und Zagen erfüllte ihn, wie Lava glühte das Blut in seinen Adern und dann wieder durchrieselte ein Frösteln seinen kräftigen Körper. War er krank? War er so widerstandslos, daß ein Sprung ins Wasser ihm Fieber brachte? Oder war es nur die Steigerung jenes eigenartigen Gefühls, das in dem Augenblick entstanden war, als Inge von ihm zum Teiche ging? Er wollte gern Klarheit haben und fürchtete sich doch vor ihr, vor den Folgen, weil es ihm war, als höre er ganz von fern eine Stimme flüstern, die sagte: Du darfst das Vertrauen, das hier im Hause in dich gesetzt wird, nicht mißbrauchen indem du eine Liebeslei mit diesem reinen, harmlosen Kinde beginnst.

Dann wieder kam der Zweifel: Wie wenn ich gar nicht imstande wäre, diesem Kinde, dieser liebreizenden Menschenblüte Liebe einzulösen! Sah sie in ihm nicht etwa nur den bezahlten Lehrer und war darum so zutraulich?

Mühsam schenkte er alle diese Gedanken von sich. Mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft verbannte er die aus Jubel und Zweifel gemischte Stimmung, nahm sein Manuskript zur Hand und wanderte damit zum Schlosse zurück. Er dachte gar nicht mehr daran, daß seine Kleidung durchnäßt war, daß er nicht sonderlich präsentabel war, so sehr nahm ihn der Kampf, der in seinem Innern tobte, das Bauen des Vorfates: Du willst von deiner Seite nichts tun, was dieses Gefühl nähren oder verraten könnte in Anspruch. Er suchte unmerklich zusammen, als ihn kurz vor der Rampe der Baron in seiner jovialen Weise anredete: „Aber Doktor wie sehen Sie denn aus? Haha, wie'n beoßener Bubel! Sie haben wohl mit Inge Wetschwimmen veranstaltet. Na meine Frau hat das Mädel schon in der Kur; selbstverständlich ist Klädertee mit dabei. Der Tee und'n bißchen Stubenarrest wirken bei Inge allemal Wunder. Aber sagen Sie doch, wie ist denn das gekommen?“

Ihmer berichtete kurz von dem Vorfall. Er sprach eigentlich nicht gern davon es kam ihm vor, als profaniere er dadurch ein köstliches Erlebnis und ziehe es in den Staub. Baron Bodenburg wurde doch ernst, fast unwillig: „Na, so ist sie nu mal diese Inge“ rief er aus. „macht nichts wie tolle Streiche rennt rum wie ein Sausenwind.“ Dr. Ihmer lächelte er wußte ja, daß Inge wohl gerade darum des Vaters Liebstein war. Er empfahl sich schleunigst, denn es war hohe Zeit zum Frühstück und die Baronin war in bezug auf Pünktlichkeit außerordentlich genau und sie hatte eine Art, Vergeben gegen diese Tugend der Könige mit hoheits-

vollen Blicken abzustrafen, die nicht eben Jhmers Beifall fmd. Der Baron ging auf die Veranda, wo gefröhnt werden sollte und wanderte in dem lustigen Raume auf und ab. Kurz nach ihm erschien seine Gemahlin. Sie schien nicht gerade in rosigster Laune zu sein. Darauf deutete die Falte zwischen den Brauen. Na, daran war der Baron ja zur Genüge gewöhnt, er legte solchen Gefühlschwankungen kein sonderliches Gewicht bei, so kamen beide Teile am leichtesten darüber hinweg.

Dieses Mal aber fühlte die Baronin doch das Bedürfnis, sich auszusprechen, und Bodenburg hörte geduldig zu. Natürlich beklagte sie sich über Inge. „Ich will dem Mädel mal den Standpunkt klar machen.“ sagte der Baron, „nach dem Frühstück will ich zu ihr gehen.“

Indessen kamen die Jungen, die infolge der stürmischen Szenen von heute morgen einen lebhaften Hunger verspürten. Der Vater sagte: „Was war denn das heute morgen bei euch für ein Madau? Nächstens könnt Ihr solche Heulübungen draußen vornehmen, verstanden!“ Die Baronin warf dem Doktor einen mißbilligenden Blick zu, als wollte sie sagen: Wozu sind Sie denn da, Verehrter, wenn solche Sachen vorkommen! Doch Jhmer reagierte nicht sonderlich auf diese stumme Ermahnung, und das Frühstück verlief ungestört.

Nach dem Frühstück brachte der Diener die Postmappe. Bodenburg öffnete sie und teilte die Eingänge aus: einige Karten für die Mädchen Broschüren und Zeilungen für den Doktor für sich das Leibblatt, einige Drucksachen und einen Brief mit markigen, heißen Zügen. „Aha, Udo läßt etwas von sich hören.“ meinte er.

„Laß bitte sehen.“ sprach die Baronin, und Bodenburg reichte ihr das geöffnete Schreiben seines Bruders über den Tisch. Sie las sehr eifrig und begleitete die Lektüre mit einigen erstaunten Ausrufen: „Ich kann es nicht begreifen, was ihm da auf einmal einfällt; denk' dir, er will sich ins Privatleben zurückziehen, er, ein Mann in den besten Jahren in so glänzender Stellung!“ meinte sie kopfschüttelnd. Nun las auch Bodenburg den Brief. Darauf sprach er: „Du lieber Gott, das kann ich wohl begreifen, daß er die Geiselnichte leid ist mein Ideal wäre das auch nicht in so nem Dudeskädlichen Minister zu sein; wahrhaftig Udo hat ganz recht; er kann es sich ja leisten, nach seinem Geschmac zu leben. Wenn man so reich ist wie er, kann man alles haben. Schön daß er mal für längere Zeit zu uns rauskommt, man bekam ihn ja sonst selten aenna zu Gesicht.“

Damit packte er seine Drucksachen zusammen und begab sich in sein Arbeitszimmer.

Die Baronin unterbrach gleichfalls die gewohnte Morgenlektüre, die Ankunft des Schwagers, der auch seine Anzige Tochter mitbrachte machte manche Vorbereitungen nötig und sie gab der Wirtschafterin entsprechende Weisungen.

Eleonore überbrachte die Neuigkeit von dem bevorstehenden Besuch ihrer Freundin, der zu Stubenarrest verurteilten Inge. Die floh ihr förmlich entgegen und rief: „Wie nett Leonore, daß du kommst, ich weiß vor Langeweile nicht aus noch ein. Und dann — habe ich einen — insamen Sunaer. Dieser Niederteer ist ein grausames Strafmittel. Willst du mein liebes Leonorchchen, mir wohl etwas schmackhaftere Kost besorgen, ja? Aber laß' dich von Mama nicht erwischen!“

Eleonore erfüllte gern die Bitte ihrer Freundin, denn das war ihr Inge geworden. Obwohl Inge noch an einigen Stunden Eleonorens teilnahm so hatte die junge Erziehlerin doch von Anfang an ihr gegenüber einen durchaus freundschaftlichen Ton angeschlagen und Inge die alles Schulmeistern gründlich haßte und den früheren Erzieherinnen das Leben recht sauer gemacht hatte war vom ersten Tage an so begeistert von Fräulein von Auenbach gewesen hatte sich so willfährig aezelot daß selbst die Mutter gegen das freundschaftliche Verhältnis der beiden nichts einzuwenden fand.

Als Eleonore mit der Schmutzware aus der Küche zurückkehrte rief Inge ihr zu: „O du mein Goldborchen ich danke dir!“ Mit Eifer machte sie sich an die schmackhaften Sachen und nebenher erörterte sie die Neuigkeiten die sie vorher durch Eleonore erfahren hatte: „Onkel Udo ist ganz anders wie Papa er war früher mal Diplomat und das merkt man ihm wohl an. Hedwig seine Tochter, mag ich aber nicht recht leiden. Die ist mir zu korrekt, so mehr nach Momas Geschmac.“

Eleonore sah nach der Uhr: es war Zeit, mit dem Unterricht zu beginnen. Inge mußte schon sehen, wie sie ohne ihre Gesellschaft den Morgen verbrachte.

Nachmittags kamen die beiden Herren von Bornward und Bodenburg. Otto, der schon früher als Jagdgast im Schlosse gewohnt hatte, führte seinen Bruder ein, und Willy Bornward gewann durch seinen trockenen Humor bald die Sympathie des Barons. Die Herren blieben um Tee im Schloß, und nachher machte die ganze Gesellschaft einen Spaziergang durch den Park. Auch Dr. Jhmer nahm daran teil und eigenartige Gedanken bewegten ihn, als er Inge an der Seite des Ingenieurs denselben Weg wandern sah, auf dem er sie am Morgen nach der verunglückten Skandinavienpartie auf seinen Armen getragen. Sie hatten als erstes Paar die Führung übernommen und bald standen alle am Teich. Inge erzählte mit sprudelndem Humor ihr kleines Abenteuer.

Sie machte alles treffend aus: ihre vergeblichen Versuche, den Kahn zu lenken ihre Sehnsucht nach dem festen Land, die kleine Katastrophe und die Rettung. Fast unwillkürlich blickte sie hie und da den Doktor an, der mit verlegenem Nacheln an ihr vorüberfah und anscheinend sich nicht recht behaaltlich fühlte. Das äraerte Inge, ihr wäre es lieber gewesen, wenn Jhmer die Nitterrolle von heute morgen ein wenig mehr für sich ausgenutzt hätte. Da er sich aber reserviert hielt ließ sie das Thema fallen und entwickelte ihre Idee, die sie am Morgen hierher geführt hatte.

Willy Bornward prüfte mit kritischen Blicken die haufälligen wackeligen Kähne und sagte ganz trocken: „Schön sind sie nicht taugen tun sie noch weniger; gnädiges Fräulein Sie müssen auf Ihre Idee verzichten!“

„Dann verzichten wir eben!“ meinte Inge.

Man wanderte weiter und Willy war von der idyllischen Schönheit dieser stillen Gegend ganz entzückt. Das rechnete ihm Inge hoch an denn sie hing mit leidenschaftlicher Liebe an diesem Fleck Erde der ihre Heimat war und die zwei Jahre, die sie in Genf hatte zubringen müssen, um „dressiert zu werden“, wie sie sarkastisch meinte, waren reich an Heimweh und unstillbarer Sehnsucht nach den Hügeln und Tälern von Bodenburg gewesen.

Als die beiden Herren sich später verabschiedeten, lud der Baron sie auf das herzlichste zu einer baldigen Wiederholung ihres Besuches ein; er stellte ihnen seinen Wagen zur Verfügung, doch die Brüder lehnten dankend ab.

„Das ist ja ein ganz köstliches Mädel diese Inge“ sagte Willy unterweas; „ich alaube nicht daß man sich mit der mal in der Ehe langweilen würde. Rimberlich ist sie auch nicht; wenn ich nur wüßte ob sie Geld hat. In diesem Falle könnte ich ja meine Muzikzeit gar nicht besser anwenden als daß ich mir Inge erobere.“

Otto brummte etwas vor sich hin; er war nicht in der besten Laune: Eleonore hatte sich außerordentlich zurückhaltend aezelot war immer an der Seite der Baronin geblieben und er hatte sich doch auf das Plaudern mit ihr so sehr gefreut.

Willy schien des Bruders Mißstimmung nicht zu bemerken; er plauderte ruhig weiter:

„Uebrigens, hast du auch gehört, daß der Minister Bo-



Dr. Hagemann, der neue Direktor des Hamburger Schauspielhauses.



Erzprinz von Hohenlohe-Langenburg,  
der Vizepräsident des deutschen Reichstages.



„Herr von Oldenburg“.

denburg bald zum Besuch kommt? Da eröffnet sich dir eine schöne Aussicht, dich ein bißchen lieb Kind zu machen. Ich würde mir so eine Gelegenheit nicht entweichen lassen.“  
„Kann mir ja gar nichts helfen,“ erwiderte Otto. „Bodenburg tritt über kurz oder lang doch zurück. Und dann ist mir der Mann zu langweilig. Ne, da tu ich nich mit!“  
„Dann nich, dann läßt dir's bleiben!“ sagte der Ingenieur; „Du scheinst ja nicht gut bei Laune zu sein, hm? Liebeskummer, mein Junge! Das gibt sich, nur Geduld! Besser jest für 'n Augenblick verstimmt sein, als später ein ganzes Leben drückende Fesseln zu tragen.“

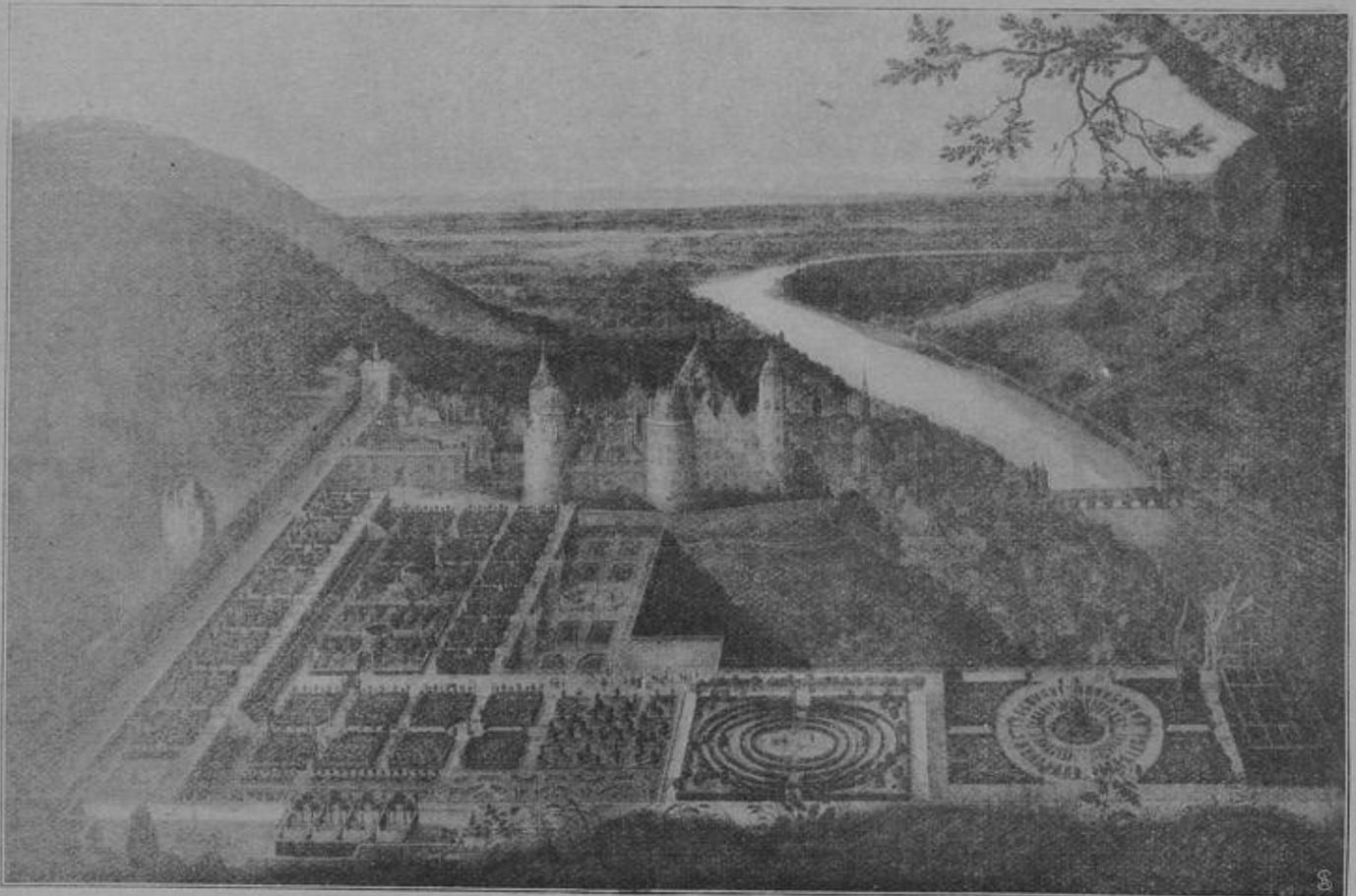
(Fortsetzung folgt.)

### Wie aus einem Elefanten eine Mücke wurde.

Humoreske von Max Wundtke.

(Nachdruck verboten.)

Daß aus einer Mücke zuweilen ein Elefant wird, das haben wir zur Genüge erfahren; aber auch das Umgekehrte kommt vor. Da fällt mir als recht drastischer Beleg das tragikomische Schicksal meines Dichters Leberecht Müller ein. Kein Mensch wird ihm bestreiten, daß sein Name zu den berühmtesten deutscher Zunge gehört. Doch träumte



Das vom Herzog von Sutherland der Stadt Heidelberg geschenkte Gemälde „Ansicht des Heidelberger Schlosses“.

er noch von einer besonderen Berühmtheit, die sich auf ihn und nicht allein auf den Namen erstrecken sollte.

Auch er war in Arabien geboren;  
Auch ihm hat die Natur  
An seiner Wiege Freuden zugeschworen"

Zeug zu einer Humoreske, die ich dem Leser nicht vorenthalte. So verzeih, lieber Freund, wenn ich fröhliche Tränen vergieße über das Schicksal deines ersten Meisterwerkes, das du selbst ja mit so viel Würde und Laune zu tragen verstehst.



Spiellätzchen. Nach dem Gemälde von H. Dehmichen.

und damit war sein Schicksal gezogen: Er wurde ein deutscher Dichter. Glücklicher Freund!

„Doch Tränen gab der kurze Lenz ihm nur...“

Doch da er nicht verurteilt war, ohne die Dichterei zu verhungern, so hatte die Geschichte seines ersten Werkes, mit dem er die Welt aus den Angeln zu heben hoffte, das

Sein Meisterwerk! Ja! Und sein erstes dazu! Jeder rechte deutsche Dichter hat mit zwanzig Jahren sein Meisterwerk vollendet, ein Werk, das sich den größten Werken der Vergangenheit ebenbürtig an die Seite stellt; um turmhoch alle Erzeugnisse der Gegenwart zu überragen. „Sein“ Meisterwerk war noch um ein Erntedliches größer. Wie

das dabei üblich ist, träumte er von Lorbeerkränzen, Beifallsstürmen, Denkmälern in jedem Winkel der Welt und natürlich zuguterletzt von fetten Honoraren, Schöffnern, Villen, Parks und Wäldern mit den dazu gehörigen Equipagen.

Dieses großartige Meisterwerk, das die Welt mit Stauen erfüllen sollte, war ein Drama. Als er seinen letzten Federstrich daran getan hatte, legte er die Feder beiseite und zeichnete den Hauptplan der Villa, die er sich im Harz von den Lantienen errichten lassen wollte. Ja, er überlegte schon, welchem Bildhauer er die Ehre einräumen sollte, seine Büste zu modellieren; denn daß nur der größte Meister instande war, die geistvollen Züge des größten aller Dichter würdig auf die Nachwelt zu bringen, stand fest.

Nun begann er sein Werk den Bühnen zu übersenden. Das lange Warten verdroß ihn nicht. Gut Ding will Weile haben.

Uebrigens war er vollauf beschäftigt, seine Lantieme zusammenzurechnen. Am Hoftheater sicherlich 500 Aufführungen im Jahre. Erst später kam er dahinter, daß das Jahr nur 365 Tage habe, von denen auch nur an 300 gespielt wurde. Also gut, nur 200 Aufführungen. Jede zu 300 Mark gerechnet, machte im Jahr 60 000 Mark. Und 30 solcher Theater gaben einen Verdienst von 1 800 000 Mk. Er überlegte, ob er sich angesichts solcher Einnahmen nicht auch noch eine Villa an der Riviera bauen sollte oder auch am Gardasee. Das war ja jetzt modern.

Schließlich dauerte es ihm zu lange, bis sich ihm der Dichterlorbeer um die Schläfe wand, und er fing an zu mahnen.

Keine Antwort!

Er wurde dringender, und — erhielt sein Werk zurück! Eine Dynamitbombe hätte ihn nicht tödlicher treffen können. Ohnmächtig vor Ingrimm starrte er das Paket vor sich auf dem Tische an. Sein erster Gedanke war, hinzustürzen, den Revolver in der Faust, und den Direktor zur Genugtuung für die Schmach zu zwingen, die er dem größten deutschen Dichter angetan hatte. War in ihm nicht die ganze Nation beleidigt?

Aber Ruhe! Ruhe! Gab's nicht noch mehr Theater? Wenn dieser Banauje den Wert seines Wertes nicht erkannte, so war das sein Schaden; und die Nachwelt wird ihn dafür an den Pranger stellen.

So wanderte das Meisterwerk weiter und hatte nach und nach ein halbes Duzend Theaterdirectionen passiert und war immer „danke abgelehnt“ worden.

Der junge Dichter wurde süchtig, namentlich um die Lantieme wurde ihm bange, zumal die Villa ein täglich dringender werdendes Bedürfnis wurde, da er oft genug nicht wußte, wo er die Miete für sein lahles Kämmerchen nehmen sollte.

Da geriet er durch Zufall an einen Regisseur, dem er das Stück zu lesen gab, d. h. er überfiel ihn damit wie ein Räuber und setzte ihm das Manuskript wie eine Pistole auf die Brust! Lange genug dauerte es freilich, bis er es gelesen hatte, und der Dichter suchte schon täglich nach seinem ersten grauen Haar, als der Regisseur es ihm zurückgab und meinte:

„Für die Bühne ist es ja eigentlich nichts; aber, Herrgott, machen Sie doch einen Roman daraus! Romane liest jeder Mensch; ins Theater aber gehen die wenigsten. Jedes Wurstblatt braucht einen Roman. Da werden Sie wenigstens gelesen und kriegen auch noch ein paar Mark Honorar dafür.“

„Aber erlauben Sie mal,“ sagte der Dichter entrüstet, „hat denn mein Drama so gar keinen Wert?“

„Wert?“ meinte der Regisseur gedehnt. „Großartig! Kolossal! Einfach pyramidal! Aber das ist nichts für die Menge. Wie gesagt, machen Sie einen Roman daraus, Sie sollen leben, da haben Sie gleich Erfolg!“

Des Dichters Gefühl lehnte sich gewaltig dagegen auf. Sein Drama, — das war doch die höchste aller Kunstformen; ein Werk für die Ewigkeit. Und nun sollte er ein so ephemeres Ding daraus machen wie einen Roman, an dem sich Großmutter, Mutter, Töchterchen, Dienstmädchen und Lehrlinge ergöhen?

So groß auch sein Widerwille dagegen war, von dem hohen Rothurn des Dramas zu dem platten Roman hinabzusteigen. — was half's? Die Not trieb, und so machte

er sich kurz entschlossen an die Arbeit. Aus seinem Drama wurde ein Roman, — ein fürchterlich dickeibiges Manuskript.

In seiner Vorstellung waren die Lorbeerkränze, die Schöffner, Villen und Parks immer kleiner geworden. Die Denkmäler waren schon lange nicht mehr so dicht gesetzt wie in der Berliner Puppenallee; er begnügte sich auch schon mit Büsten und vielfachen Gedentafeln; aber immerhin, mit einem Roman läßt sich auch noch eine Menge Geld verdienen.

Auch dieses Manuskript-Ungetüm trat seine Wanderung durch die Redaktionen an; selbstverständlich mit besterem Wert „Fünftausend Mark“. Das imponierte ihm, das imponierte den Postmenschen, und das mußte zweifellos auch dem Redakteur imponieren. Ach, die harmlose Seele begriff immer noch nicht, daß Theaterdirektoren, Verlegern und Redakteuren absolut nichts imponiert.

Monate des Wartens folgten, indes der junge Romandichter langsam aus einem gemieteten, herrschaftlichen Hause erst in die erste, dann in die zweite Etage, allerdings immer noch mit zehn Zimmern, übersiedelte. Das heißt, nur in der Phantasie; in Wirklichkeit sah er immer noch in seinem Dachstübchen fest und mußte sogar konstatieren, daß er für dieses bereits 24 Mark Miete schuldig war. Er überlegte eben noch, ob es nicht klüger wäre, sich mit einer Wohnung von fünf Zimmern zu begnügen statt der zehn Zimmer, als es klingelte und der Postbote ihm lächelnd, als hätte er einen Weihnachtsstollen gebracht, das Paket überreichte.

„Macht fünfzehn Fennie.“

Der Dichter zahlte.

Ein wahrer Segen, daß der Mensch nicht wußte, was darin war. Er konnte ja denken, es seien Honiataschen. Der Dichter hätte sich sonst zu Tode geschämt. Ach, er wußte ja damals noch nicht, daß man sieben Manuskripte zurückerbhalten muß um eins abzusehen.

Mit zitternden Fingern öffnete er das Paket. Was wird der Gewaltige geschrieben haben? Welche Gründe konnte er angeben dieses großartige Werk abzulehnen? Beariff denn der Mensch nicht daß er seine Zeitung aufs tiefste schädiate? Er mußte doch gar kein Verständnis für die Strömungen unserer Zeit haben.

Da lag nun der Zettel obenauf — ein gedruckter Zettel ohne irgend einen Federstrich!

„Wir danken für Ihr freundliches Anerbieten, sehen uns aber genötigt, Ihnen das Manuskript wieder zuzusenden.“ So, und nicht ein Wort der Erklärung!

An die nächste Redaktion richtete er die Bitte, bei etwaiger Ablehnung ihm doch die Gründe derselben mitzuteilen.

Die Ablehnung kam schon am zweiten Tage. Auf die Gründe wartet er heute noch.

Endlich fand sich eine Redaktion, die zwar den Roman nicht annahm, aber doch so lebenswürdig war, dem Verfasser mitzuteilen, daß der Roman sich für Familienlektüre eigentlich nicht eigne. Der Schluss sei jetzt doch gar zu trag, und man könne doch nicht verlangen, daß sich die Leute, die Romane lesen, gar noch ärgern sollen. Die beiden im Romane müssen sich kriegen, anders geht es nicht.

Der gute Autor ließ sich die Sache durch den Kopf gehen. Wenn es nur daran lag, — das konnte man ja schließlich ändern. Die große zermalmende Schicksalsidee des Dramas war ihm allerdings schon stark aus dem Gedächtnis verschwunden. Jetzt kam es vor allen Dingen auf die Moneten an. So setzte er sich hin und ließ die beiden sich kriegen.

Mit dem Hochgefühl des nun zu erwartenden Honorars packte er das Manuskript wieder ein und sandte es der Redaktion zurück.

„Bedauere sehr,“ antwortete man ihm, „aber wir sind jetzt auf lange Zeit verzeihen.“

Einen Augenblick hatte der Autor das dringende Verlangen, das Manuskript in das Feuer zu werfen. Er besann sich glücklicherweise aber noch und sandte es wieder fort.

Erneute Ablehnung.

Es wird in dem Roman eine Ehe geschieden, und das ist nichts für unser Publikum das zum Teil aus jungen Mädchen besteht,“ war die Erklärung.

Er überlegte. Also ganz stubenrein mußte die Arbeit

sein? Von Ehescheidung und anderen schlimmen Sachen darf nicht gesprochen werden?

Gut, der wahren Liebe ist ihr Himmelreich; dem wollte er nicht im Wege stehen, und seinem Honorar erst recht nicht. Er trat die Aenderungen und ließ die wahren Jammer Engel sein, die zwar viel leiden müssen, denen es schließlich aber noch recht gut geht.

Er sandte befriedigt sein Manuskript ab. Was schrieb ihm ein Redakteur?

„Gott, wenn Sie solches süßliches Gemisch von Tränen und Edelmut schreiben wollen, dürfen Sie sich nicht wundern, wenn Sie kein Glück haben. Unsere Zeit verlangt wüthendes Leben, lebhafte Menschen.“

Das war eine Offenbarung. Der Dichter begriff, daß der Redakteur recht hatte. Noch denselben Tag ging er von neuem an die Arbeit. Jetzt wurden eselt, Leben und Menschen mit einer Deutlichkeit gezeichnet, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Allerdings bekam die Arbeit dadurch ein ganz anderes Gepräge; aber was half's?

Wieder begann die Wanderung, und wieder kam das Manuskript zurückgeschlagen.

„Viel zu lang! Wir können nur Romane von höchstens achtausend Zeilen Länge brauchen, und der Ihre fast etwa fünfzehntausend Zeilen!“

Daran hatte er noch nicht gedacht, daß man Romane auch mit dem Zentimetermaß beurteilen muß; aber schließlich, — was war dagegen zu machen? Die Leute mußten sich nach ihrem Platz richten; das sah er ein.

Er hatte wohl noch zehn Jahre mit seinem Roman haufieren können, wenn er ihm nichts von seiner Länge genommen hätte. Also kurz entschlossen, er wurde gestrichen, kreuz und quer, bis das übliche Militärmaß erreicht war. So, nun konnte es doch wohl nicht mehr fehlen!

Wieder ging der Roman auf die Wanderschaft, und wieder kam er zurück.

„Der Roman ist so übel nicht, und wir hätten ihn vielleicht für unser Feuilleton erworben, wenn einige Typen darin nicht gar so deutlich gezeichnet wären. So laufen wir Gefahr, daß sich dieser oder jener aus unserem Leserkreise dadurch getroffen fühlt und die Zeitung abbestellt.“

Also, die Menschen waren jetzt zu deutlich geschildert; hm! Also fort mit allem Berlegenden. Aber nun war's doch gut?

Durchaus nicht!

„Ein Schuster spielt eine recht lächerliche Rolle in Ihrem Roman,“ hieß es. „Wir sind in Handwerkerkreisen besonders verbreitet und müssen auf unsere Leser Rücksicht nehmen.“

Der Schuster wurde zu einem Cato.

Dem Dichter stand der Schweiß auf der Stirn; aber er gefiel sich in der Rolle des Mannes, der es allen recht machen wollte. Noch einmal versuchte er sein Heil. Der Redakteur — es war eine Dame — setzte ihm auf vier Seiten auseinander, daß die eine Figur doch gar zu sehr als Bösewicht gezeichnet sei und daß der Roman ungemein gewinnen würde, wenn er die Figur ganz streichen würde.

Ich fand meinen Freund in Tränen schwimmend, als ich darüber hinzutram. Er hatte gerade diesen Bösewicht so recht innig geliebt; er war ihm aus Herz gewachsen.

„Was soll ich tun, Bester?“ fragte er mich tränenüberströmten Auges.

„Neber Bord mit dem Kerl!“

Zeuszend machte sich der Aermste an die Arbeit.

„So,“ sagte er mit leichenfarrer Miene, „jetzt hab' ich ihn aus meinem Herzen und aus dem Roman gerissen. Es schmerzt nicht mehr!“

In wenigen Tagen lag die Arbeit wieder auf seinem Schreibtisch.

„Sie enthält sehr große Längen; es sind Partien dartin, die das Publikum gar nicht interessieren. Wenn Sie die streichen wollten, und den Roman zu einer Novelle von mittlerer Länge umwandeln, so würden wir das Werk danach gern noch einmal prüfen.“

Also wenigstens einen Lichtblick! Noch einmal prüfen! Also doch eine Hoffnung auf Annahme! Allerdings um den Preis, aus dem fünfzehntausendzeiligen Roman eine Novelle geringen Umfangs gemacht zu haben! Schadet nichts! Und wieder setzte er sich hin und strich und änderte.

Ah, du schönes dickleibiges, rundes Manuskript, dich hat die Schwindsucht gepackt! Wie mager und dünn liegt du

jetzt vor ihm, und mager und dünn wird auch vermutlich das Honorar werden! . . . Aber doch Honorar . . .!

O du unverbesserlicher Optimist, wie täuschst du dich! Es gab auch nicht einmal dieses magere und dünne Honorar! Das Manuskript kam nach einem Jahre, und nachdem der Autor ein Vermögen für Mahnbriefe ausgegeben hatte, wieder zurück.

„Haben keine Verwendung dafür.“

Nachdem dieser Schlag überwunden war, versuchte der Unglückliche sein Heil noch einmal. Das Manuskript ging und kam zurück. Es ging wieder und kam wieder zurück. Und so ad infinitum, bis ihm ein liebenswürdiger Redakteur schrieb:

„Sie haben eigentlich ein ganz hübsches Talent für den Humor, und namentlich die eine Szene in Ihrer Novelle ist so komisch geschildert, daß ich Ihnen vorschlage, sie herauszunehmen und zu einer Humoreske zu verarbeiten. Aber nicht lang, wenn ich bitten darf, ganz kurz, hundertzwanzig Zeilen. Dann wären wir gern Abnehmer.“

Der arme Mensch bekam einen Lobsuchtsanfall. Eine Humoreske! Apoll und alle neun Muses! Aus einem Drama herausbefördert! Hundertzwanzig Zeilen der ganze Rückstand von allen Denkmälern, Schlössern, Equipagen — ein Quart, ein Hanswurst! Muse, verhülle dein Haupt!

Mit grimmem Haß sah er auf das Manuskript; aber was mußte das? Sollte es daliegen und verstauben? Also frisch ans Werk!

In einigen Stunden war die Humoreske geschrieben, und noch an demselben Tage flog sie wieder an den Redakteur zurück.

Langes, banges Warten, fünf, sieben Monate lang! Dann erhielt er eines Tages eine Zeitungsbeilage, in der seine Humoreske leibhaftig gedruckt stand!

Da lagen sie nun vor ihm, die kläglichen, jämmerlichen Ueberreste seines großen, dramatischen Meisterwerkes!

Aber nun doch das Honorar?

Eine Zeitlang war wieder alles still. Er bat endlich um das Honorar. Nach halbjährigem Warten erhielt er bare sechs Mark.

„Der Etat unseres Blattes erlaubt eine bessere Honorierung nicht,“ so schrieb der Edle.

Was konnte der Dichter weiter tun, als die sechs Mark in die Tasche stecken und ein für allemal seine Träume verabschieden? Damals war ihm freilich zu Mute gewesen, als sollte er in gerechter Entrüstung den ganzen Erdball in Trümmer schlaan. Sich so an dem Meisterwerke eines deutschen Dichters zu vergehen! O, mit unfühbarer Schmach hatte sich die schände Welt bedeckt. Heute freilich denkt er etwas anders darüber, was schon daraus zu entnehmen ist, daß er seine Geschichte gern in trautem Freundeskreise bei einem guten Glase Wein erzählt. Dann aber auch nur in vorgerückter Stunde.



### Nützliches fürs Haus.



— Wie schlachtet man Gänse ein? Von der Gans ist alles zu gebrauchen, außer der Galle, der Gurgel, dem Schnabel und den zwei sogenannten Spulwürmern, welche an den Gedärmen sitzen. Man nehme erst die Pfoten ab, dann schneide man die Zunge heraus, die als Zierde in das Weiskauer kommt, und habe den Hals nicht zu kurz an der Brust ab, wobei Schlund und Gurgel, sowie Schnabel und Augen entfernt werden. Darauf löst man die Flügel, sowie die Keulen vorsichtig ab, ohne die Brust zu verletzen, schneidet auf, nimmt das Bauch- oder Flohm fett heraus, zirkelt die Brust ab, daß sie eine schöne Form erhält, biegt sie über und schneidet sie heraus. Alle überflüssigen fetten Hautteile legt man zum Ausbraten zurück und bringt jede Sorte Fleisch in ein besonderes Gefäß. Sind alle Gänse soweit vorbereitet, so nimmt man die Eingeweide sowie auch die am Rücken liegenden Lungen heraus und läßt die Därme reinigen, nachdem sie vorsichtig von Fett, Leber, Magen und Herz getrennt worden sind.

— Rezept zu Eau de Cologne. 1000 Th. 90prozentiger Kornspiritus, 5 Th. Bergamotöl, 12 Th. Zitronenöl, 2 Th. Lavendelöl, 1 Th. Neroliöl, 0,6 Th. Rosmarinöl und 0,61 Th. Rosenöl zusammengemischt, geben eine sehr gute Eau de Cologne.



### Unsere Bilder.



— Das Kaiserſchloß in Poſen nach ſeiner Vollendung. (Siehe Bild Seite 73.) Der Bau des Kaiſerpalaſtes in Poſen iſt nunmehr völlig fertiggeſtellt, auch die innere Einrichtung geht ihrer Vollendung entgegen. Das Schloß, ein herrlicher Monumentalbau, wird im Frühjahr durch den Kaiſer eingeweiht.

— Dr. Hagemann, der neue Direktor des Hamburger Schauſpielhauſes, (Siehe Bild Seite 75), iſt der Nachfolger des Barons von Berger, der nach dem Rücktritt Dr. Schlenker zum Direktor des Wiener Burgtheatere ernannt wurde.

— Erbprinz von Hohentlohe-Langenburg, der 2. Vicepräſident des deutſchen Reichstages, (Siehe Bild Seite 76), der während der unüberlegten Rede des Abgeordneten von Oldenburg präſidierte. Erbprinz von Hohentlohe war vor dem Staatsſekretär Leiter unſerer Kolonialverwaltung.

— „Herr von Oldenburg“, Reichstagsabgeordneter, Rittergutsbeſitzer, Rittmeiſter a. D., (Siehe Bild Seite 76), iſt das enlant terribile der konſervativen Partei. Erad von Oldenburg ſteht im 55. Lebensjahre. Nachdem er auf drei Gymnaſien die Vorbildung zum Advokaten erlangt hatte, brachte er es in der Armee zum Rittmeiſter und übernahm dann in Weſtpreußen die Bewirtſchaftung der väterlichen Güter Januſchau und Roſenberg.

— Ein altes Bild des Heidelberger Schloſſes. (Siehe Bild Seite 76.) Ein wichtiges Dokument für das frühere Ausſehen des Heidelberger Schloſſes bildet das jüngſt vom Herzog von Sutherland den „Städtiſchen Sammlungen“ Heidelbergs geſchenkte Gemälde aus dem Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts. Nach dem Ergebnis der Forſchungen über den Urfprung des Bildes kann es direkt als Vorlage des berühmten Merianschen Stiſches gelten, der wiederum nach Jacques Fouquieres gleichartigem Gemälde gearbeitet iſt. Fouquieres, der von 1616—1618 an der Ausmalung des engliſchen Paneez Friedrichs V. gearbeitet hat, wird auch dies Bild zuſchreiben ſein. Wie er hier das Schloß wiedergibt, war es urſprünglich von Salomon de Caux, dem Baumeiſter des kurfürſtlichen Luſtgartens, geplant. Das Bild hat ſeltſame Schickſale gehabt. Wahrſcheinlich im Auftrage des „Winterkönigs“ gemalt, kam es 1685 nach dem Ausſterben der Pfalz-Simmernſchen Linie nach St. Cloud in den Beſitz der „Liefelotte“. Während der franzöſiſchen Revolution durch Philipp Egalité nach England gebracht, erwarb es dort Carl Blower, von dem es die Herzöge von Sutherland erbten, bis es nun wieder ſeinen Weg nach Heidelberg fand.



### Zur Unterhaltung.



— Kindermund. „Mama, bitte zieh' mir heute die dicken Hoſen an, heute gibt's Zeugniſſe!“

— Frage. Seit wann herrſcht in Prag ein gutes Regiment? Antwort: Seit Anfang Dezember, da kam das 49. Infanterieregiment.

— Wirt. Tänzerin: Ich weiß nicht, Herr Baron, warum Sie mich immer „teure Fanny“ heißen; die einzige Blume, die Sie mir gekauft haben, ſeit wir uns kennen, kann doch ſoviel nicht gelöſet haben!“

— Ein Pessimist. Braut (beim Gang zum Altar): „Aber Emil, geh' doch ein wenig raſcher!“ — Bräutigam: „Wozu auch noch ins Unglück — rennen?“

— Beim Wort genommen. Verſicherungsagent (der einen Herrn überreden will): „Ich verſichere Sie hoch und teuer.“ — Herr: „Verſichern Sie mich lieber hoch und billig!“

— Gefühlsdramen. Redakteur (zum Mitarbeiter): „Was ſitzen Sie denn müſſig da; machen Sie doch ein paar Wibe!“

— Mitarbeiter: „Ja, wenn ich nur Ideen hätte!“ — Redakteur: „Ach ſo, Sie haben keine Ideen? Na, dann ſchreiben Sie ein paar Gedichte!“

— Zu vorſorglich. Gattin: Aber, lieber Mann, du haſt ja zwei Regenschirme mitgenommen. — Profeſſor: Ja, weiſt du denn, ob es regnen oder ſchneien wird?



### Rätſelecke.



Bezier-Bild.

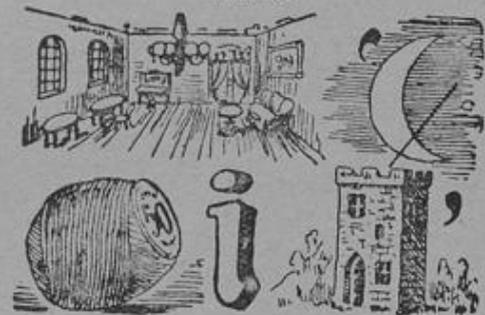


Geh' Hanſel, die Mutter ſieht uns zu.

Verſteck-Rätſel.

1. Es durſten in der Göttin heiligen Hain Oreftes' Eumeniden nicht hinein.
2. Es ritten die Dragoner ſtolz zu Schutz Und Trug der kleinen Reſidenz Baduz.
3. Es hat der Sturmwind achtundzwanzig Schiffe Geſchleudert an der Küſte Feſtentriffe.
4. Indes in Bergen Lavaſtröme ſieden, Stört Ueberſchwemmung jäh der Täler Frieden.
5. Der Raben Erbeil iſt der Gang zum Stehlen, Den Raub in ihrem Neſte zu verhehlen.
6. Vor ſeiner Götter Reid dem Herrſcher graut', Wenn das beherrſchte Samos er erſchaut'.
7. O, welch ein Tag, da ich am Schiffeſtrand Einſt vor dem Panorama Rio ſtand.
8. Daß unſrer Erde Bahn oval iſt, lehrt Der Forſcher Spruch, der immer ſich bewährt.
9. Es gault die Horniſſe, leicht beſchwingt, In blauer Luft: ihr Stich den Tod oft bringt. In jedem zweiseitigen Verſ iſt ein Dichternamen verſteckt; ſind die richtigen Namen gefunden, ſo bilden die Anfangsbuchſtaben den Namen eines deutſchen Schriftſtellers.

Rebus.



Auſlöſungen in nächſter Nummer.

Auſlöſungen aus voriger Nummer.

Streich-Rätſel. Wer Schwache leiten will, der ſei — Von ihrer Schwachheit ſelber frei.

Zweiseitige Charade: Vergewalt.

Rebus: Unſchuld iſt der herrlichſte Brautkranz.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Giedig. Druck und Verlag des Däſſelborſer Tageblatt, B. u. S. beide in Däſſelborf.



## Der Sieger.

Erzählung von Emil Frank.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)  
 Nach dieser Abschweifung setzte er seelenruhig das Programm für den folgenden Tag fest und erging sich dann in tiefen Betrachtungen über die Langweiligkeit des Lebens in Deutschland im allgemeinen und des Lebens in Buchholzhausen im besonderen. „Wie gesagt,“ meinte er am Schluß, „so ein kleines Lechtelmechtel mit Junge wäre nicht übel, schon mit Rücksicht auf meine Langeweile hätte ich es ganz gern. Nur binden will ich mich um keinen Preis, man kann ja nicht wissen, was sich sonst noch bietet.“

Seltamerweise fand er mit dieser Lebensphilosophie bei Otto keinen großen Anklang, wenigstens sagte der Assessor kein Wort dazu. In seinem Innern tobte ein erbitterter Kampf: alte, fest eingewurzelte Lebensansichten von der Art, wie Billy sie vertrat, kämpften gegen die starken Forderungen, die unstillbare Sehnsucht seines Herzens nach dem Glück einer großen, tiefen Liebe. Und er hatte das Weib gefunden, das eine gewaltige Leidenschaft in ihm zu entfachen und zu erhalten vermochte, und da stellten sich ihm tausend Hindernisse in den Weg und riesen gebieterisch „halt“. Und sein Verstand rechnete ihm ganz genau vor, was die Folgen einer solchen Torheit, wie die Verbindung mit Eleonore sie war, sein mußten. Mit zwingender Logik baute er Folge auf Folge, entrollte er das Bild eines Lebenslaufes voll unsäglichen Entbehrungen voll Kampf und Not. Und das alles konnte er vermeiden, konnte diesen Wirrsalen aus dem Wege gehen, er konnte sein Leben sonnig und schön gestalten, wenn er nur die Stimme seines Herzens zum Schweigen brachte, wenn er sich den Aussprüchen seines Verstandes unterwarf. Ihm, dem eleganten Kavaller, dem eine glänzende Karriere sicher war, mußte es gelingen, eine Partie zu ma-

chen, die ihn mit einem Schlage aus allen Bedrängnissen befreite, die ihm die Mittel bot, seine Fähigkeiten ins rechte Licht zu setzen. Aber das Herz sagte doch immer und zu allen Argumenten „nein“ und wieder „nein“ und „ich will und kann nicht entsagen“. Verstaubte, vergessene Jugendideale standen auf aus dem Dunkel und unterstützten des Herzens Wachtprüche; sie redeten von Manneswert und Manneskraft, von der alles überwindenden Gewalt der Liebe, die alles trägt und alles leidet.

War seine Liebe zu Eleonore dieser Art?

War sie nicht vielleicht abermals eine Täuschung, drängte sie sich vielleicht nur darum so auf, weil sich ihr so viele Hindernisse in den Weg stellten? —

Otto von Hornward sagte noch immer nichts; dem Ingenieur wurde dieses verdrossene Schweigen auf die Dauer unbehaglich und er wollte es mit Gewalt brechen. „Nu sag mal, mein Junge,“ so hob er an, „was fehlt dir denn eigentlich? Du läßt mich hier reden und reden und du schweigst dich aus in sieben Sprachen! Das wird langweilig, glaube mir das! A propos! Kommst du heute abend mit zu Wagners? Da gibt es fische Mädel und fidele Musik. Es ist doch mal wieder was anderes wie dieses ewige Kurhausgedudel.“

Otto schüttelte aber Kopfschmerzen vor. Es war ihm sogar lieb, daß er allein in seinem Zimmer bleiben konnte. Er hatte das Gefühl, als könne er nur in der Einsamkeit zu einem festen Entschluß kommen, und das wollte er. Zudem waren ihm seine früheren Junggesellenfreuden — und dazu gehörte auch ein Besuch des Wagnerschen Kabarets — mit einem Male widerwärtig geworden. So blieb

er denn gleich in seinem Zimmer und wanderte darin auf und ab. Endlich zog er aus der Zimenttasche seines Rockes ein Notizbuch und schrieb darin Zahl auf Zahl nieder. Es war sein Soll und Haben, das in Zahlen vor ihm stand, und als er endlich das Fazit zog, da entrang sich ein bitteres, gepreßtes Lachen wie ein Ausruf der Verzweiflung seiner Brust. Mit aller Macht setzte er dann ei-



Prinzessin Yolanda,  
 die älteste Tochter des Königs von Italien auf ihrem Lieblingspferd

nen Strich durch die peinliche Rechnung und schrieb — kaum war er sich dessen bewußt — darunter die Worte: Es hat nicht sollen sein! Plötzlich erhob er sich. Sein Gesicht hatte jetzt einen trostigen, verbissenen Zug. Aber in seiner Brust hatte der Kampf ausgetobt, er hatte entschieden, und dieser Entschluß war unerschütterlich fest: er gab Eleonore und seine Liebe um seiner Zukunft willen auf.

Jetzt duldete es ihn nicht länger in seiner Einsamkeit; Menschen wollte er sehen, frohe, lachende Menschen; aus der Freude Taumelstich wollte er schlürfen und sich belohnen und entschädigen für die Stunden bitterer Qual und harten Kampfes. Mit aller Sorgfalt kleidete er sich an und begab sich dann in einen der prächtigen Säle des Kurhauses. Aller Mißmut war aus seinen Zügen gewichen, er war wieder ganz der elegante Weltmann, der angenehme Causeur, der Liebling der Damen. In den letzten Tagen war er ein wenig still und zurückhaltend gewesen und die jungen Damen hatten dabei eine arge Enttäuschung empfunden. Heute wurde ihm jedoch in vollem Umfange Paraden gewährt.

Es war reichlich spät geworden, als Otto von Vornward sich endlich zum Aufbruch anschickte. Eben wollte er den Saal verlassen, da erblickte er an einem der kleinen Tischchen zwei Damen und einen Herrn. Ein freudiges Ersauern drückte sich aus in seinen Zügen, und mit vollendeter Eleganz verbeugte er sich vor den Gästen. Jetzt wurden sie auf ihn aufmerksam, die eine der jungen Damen bemerkte ihn zuerst. Dann sprang der Herr auf und mit klangvoller Stimme rief er Vornward seinen Gruß zu. Stühle wurden gerückt, man erhob sich und Otto mußte noch ein Weilchen bei den unvermutet angetroffenen Bekannten bleiben. Es war ein Freund aus der Jugend- und Studienzeit, Max Koloff, und die eine der beiden Damen war seine Schwester Brita. Der andere — seiner Frau — stellte er ihn vor mit den Worten: „Wir hummelten zusammen und studierten zusammen, und wenn der eine kein Geld hatte, dann hatte der andere in der Regel auch nichts.“ Das war zwar nicht ganz richtig, und Otto verbesserte im Stillen: Ich hatte aber viel häufiger nichts als du! Denn Max Koloff war sehr reich, und er verfügte schon als Student über Summen, gegen die Vornwards bescheidener Wechsel kaum in Betracht kam.

Brita Koloff beteiligte sich sehr lebhaft am Gespräch, das sich natürlich um Erinnerungen aus vergangenen Tagen drehte. Dabei hatte Otto häufig Gelegenheit, ihr Gesicht zu studieren. Es war nicht gerade schön, die Züge waren unregelmäßig, die Nase trat etwas stark hervor. Und doch lag darin eine Anmut, in ihren Augen war ein Leben und Glühen, ein jähes Aufblitzen heißer verlangender Blicke, dann wieder schien sich ein feiner Schleier über die strahlenden Sterne zu breiten, und etwas Naives, Kindliches, leuchtete mild daraus. Ihre tiefe, etwas verschleierte Stimme hatte einen musikalischen Akzent und schmeichelte sich in Herz und Sinn, und Otto Vornward ließ sich gern von diesen vielfältigen, rein persönlichen Reizen gefangen nehmen. Zwar hatte er im ersten Augenblick Vergleiche anstellen wollen mit Eleonorens sieghafter, königlicher Schönheit, aber er hatte sich und sein Gefühlsleben vollkommen in der Gewalt. Mit Freuden sagte er darum zu, morgen an einem Ausfluge in die reizende Umgebung teilzunehmen und er war gewiß, daß ein Festtag seiner warte.

Eleonore von Kuenbach hatte sich an diesem Abend früher als sonst zurückgezogen. Sie trat in ihr reizendes Zimmer und vor den weit geöffneten Fenstern hauchten sich die Gardinen, und zu ihren Füßen breitete sich des Parkes Blütenmeer aus. Sie rückte sich einen Sessel ans Fenster und ihre Blicke tranken die Schönheiten des Maiabends; ihre Seele spannte die Flügel aus, rana sich los vom Staube und eine große Sehnsucht war in ihr. Eine Sehnsucht nach Frieden. Nach einem fernen, stillen Glück verlangte sie, nicht nach den rauschenden Vergnügungen ihrer glanzvollen Jugendzeit, das lag hinter ihr in grauer Ferne.

Sie hatte keinen Grund zur Maae, man behandelte sie hier wie eine Tochter. Aber manchmal kam doch das schmerzhafteste Gefühl über sie, daß sie unfrei war, daß sie nur durch ihre Klugheit und ihren Takt sich ihre jetzige Stellung im Hause erobert hatte, daß eine Zeit kommen

konnte, wo sie in anderen, schwierigeren Verhältnissen wirken mußte. Und sie war zu feinsüßlich, zu sensibel, auf die Dauer würde bei starkem Druck ihre Spannkraft erlahmen, sie würde schwach und müde und elend werden im Kampf ums Dasein.

Bei der Kunde von der Ankunft des Ministers Bodenburg war sie zusammengezuckt. Ihr Vater war sein Vorgänger gewesen und mit einem Schläge war die Erinnerung an ihre glückliche Jugendzeit wachgeworden. Aber auch des Glückes Ende stand vor ihrer Seele, sie erinnerte sich des häßlichen Gezißes beim Tode ihres Vaters; antiliche Gelder sollte er veruntreut haben, und er hatte sich nicht wehren können, denn ein Schlaganfall hatte ihn aufs Sterbelager geworfen. Ohne die Besinnung wieder erlangt zu haben, schied er aus dem Leben, und ein Maler blieb auf seinem Namen. Die Leute munkelten von Selbstmord und kein Dementi vermochte die Ansicht zu erschüttern. Die Mutter hatte unter diesen Ereignissen schwer gelitten; sie siechte hin wie eine Blume, der mit einem Male Licht und Luft entzogen wird. Der Sturz von der Höhe des Glückes in die Tiefe des Glendes und der Mißachtung brachte ihr den langsamen Tod.

Daran mußte Eleonore denken, als sie in die Blütenpracht des Parkes hinabschaute, und noch andere Gedanken kamen mit elementarer Gewalt. Ein heißes Erröten zog über ihr Antlitz, und sie beugte das Haupt auf die Brust, als drücke sie eine Schuld. Nein, eine Schuld war es gerade nicht! Wohl hatte sie ihre Reize, ihre betäubende Schönheit auf ihn wirken lassen, es war über sie wie ein Rausch gekommen, als sie in seinen Augen das Auslodern der Liebe sah. Sein gewinnendes Wesen, seine stolze männliche Schönheit hatten sie bezaubert; aber noch zur rechten Zeit hatte sie auf dem Grunde seiner Seele gelesen und mit dem scharfen Blick des durch Leid gestählten Weibes erkannte sie, daß seine Liebe nur ein helloderndes Strohsfeuer war, das sie mit ihres Körpers Reizen entfacht hatte und das erlöschen mußte, so wie sie Ansprüche an ihn stellte. Nein, das war keine Liebe, die Not und Tod überdauerte, und eine solche mußte es sein, wenn sie mit Vornward den Gang durchs Leben wagen wollte. Bei dieser Erkenntnis hatte ihr Herz gezuckt in bitterem Weh, aber sie hatte tapfer alles niedergerungen, und sie war fest überzeugt, daß es ihr gelingen würde, Siegerin zu bleiben. Die letzten Verse eines Liedes kamen ihr in den Sinn:

„... Im strahlenden Flügelkleide  
zieht neues Hosen ein;  
Es muß ja noch anders werden,  
Mein Herz, verlier nicht den Mut:  
Dann wird auch die Liebe erwachen,  
Und alles wird wieder gut.“

„Ja, alles wird wieder gut!“ sagte sie leise, und es lag eine große Hoffnungsfreudigkeit, viel Vertrauen in die eigene Kraft in diesen Worten. —

„Eleonore, darfst du?“

Die Angeredete fuhr ein wenig zusammen, sie hatte Inges Kommen nicht gehört. Aber sie war doch sehr froh, daß sie da war, das gab eine Ablenkung, eine Unterbrechung unfröher Gedankenketten.

Inge schob sich ohne weiteres einen Sessel neben die ältere Freundin hin. Es war nun völlig dunkel im Zimmer. Draußen, auf dem Blätter- und Blütengeräsel aber lag breit wie ein Teppich aus Silberbrokat das Mondlicht, und die Nachtigall konnte sich gar nicht genug tun an schmelzendem Wohlklang und herzbevegender Weichheit. Das ist so recht die Zeit, wo an unberührte Menschenherzen die Liebe anpocht, wo jeder Pulsschlag ein geheimnisvolles Sehnen kündigt.

Die beiden Mädchen saßen wortlos zusammen; bei Inge war das eine ganz ungewohnte Erscheinung, und schließlich fragte Eleonore doch: „Was fehlt dir, Inge?“ Da sprang Inge auf und barg ihr eralühendes Haupt an der Freundin Brust: „Ich weiß es nicht was es ist.“ sagte sie ganz leise; „so süß, so seltsam! Das ist wie Feuer und Eis, wie Wohlklang und Mirkton, wie Gewalt, die zwingt, wie etwas unaussprechlich Süßes, das lockt —“. Sie verjant in Nachdenken und ihre sehnsuchtsvollen Blicke zogen hinaus in des Lenzes Wunderwerke, und über der schimmernden Herrlichkeit lag ein neuer Reiz, etwas, das von ihr selbst ausging, als sei ihren Auaen die Gewalt gegeben, mehr zu sehen als sonst. Und in ihres Herzens Nebel preßte sie Eleonore an sich und bedeckte ihren Mund mit heißen Küßen.

Eleonore verstand diese Regung nur zu gut. Sie hätte

ja nicht Weib sein müssen; ein Mädchenherz war erwacht zu höchstem Glück, es wartete auf den Mann, der mit dem Griffel der Liebe seinen Namen mit unauslöschlichen Zügen hineinschrieb. Und wie sie das heiße Mädchen mit stiller Zärtlichkeit streichelte, da lag in jeder ihrer Bewegungen, in ihren Blicken vor allem etwas echt Mütterliches.

Der folgende Tag wollte sich von seinem Vorgänger an Schönheit nicht übertreffen lassen. Inge — sie war wieder ganz die alte, lustige Inge — schlüpfte schon frühzeitig zu Mama hinein und hielt einen sehr eindringlichen Vortrag über den Wert der Fußwanderungen und schmeichelte ihr schließlich doch noch die Erlaubnis zu einem gemeinschaftlichen Ausflug mit Eleonore und Erna ab. Abends sollte sie der Wagen wieder vom Kurhaus in Buchholzhausen abhosen. War das eine Freude!! „Au aber siring raus, und dann heidi, angezogen und los!“ sprudelte sie heraus. Allmählich übertrug sie ihre Begeisterung auch auf Erna. Wenn sie sich auch bei ihr in viel ruhigeren Formen äußerte. Klein-Edith, das Nesthähnchen, verzichtete gern auf das Wandern. Sie war arg schwächlich, und begnügte sich mit der Aussicht am Abend per Wagen die „Großen“ abzuholen.

In aller Eile wurde das Frühstück eingenommen und dann aina's los. Sie marschierten durch die Bodenburgischen Waldungen nach Lettendorf. Dort war längere Rast geplant; denn Lettendorf hatte eine unvergleichlich schöne Lage. Auf einem Hügel drängten sich die winzigen weißen Dorfhäuser zusammen. In der Mitte stand die Kirche wie eine Gluckhenne inmitten der Äulen. Vom Garten des reizenden Gasthauses hatte man einen prächtigen Ueberblick über die umfließenden Täler und Hügel, über weite Wälder und üppige Felder.

Von der Buchholzhauser Seite kam auch eine Gesellschaft nach Lettendorf herauf. Dieser Weg war viel steiler und unbequemer, zumal für Damen war er recht beschwerlich. Frau Koloff schien dies nicht sonderlich zu empfinden; sie marschierte munter an der Seite ihres Gatten; Brita aber, die am Anfang so begeistert von dieser Partie war hatte sehr zu kämpfen, daß sie weiter kam. Natürlich half Vornward so gut er konnte; trotzdem blieben sie doch eine Strecke hinter dem ersten Paar zurück. Sie gingen sehr langsam denn die Sonne sandte ihre heißen Strahlen mit unerbittlicher Gleichmäßigkeit auf sie hernieder. Jetzt standen sie einen Augenblick still und betrachteten entzückt das Panorama zu ihren Füßen. Es war ein Bild zum Malen; die einzelnen Farbentöne hoben sich im alübröten Glanz der Sonne scharf voneinander ab. Einer schien des anderen vorzuziehen vertrauten zu haben. Da berührte Brita die Schulter ihres Begleiters. Wie aus einem Traum erwachend zuckte sie zusammen. Ihre Blicke waren verschleiert und die feinen Nasenflügel zitterten. Ob es Erreonna oder die Kolsae der Anstrenna war? Sie war bestrickend schön; etwas Schwüles Aufreizendes. Beenaendes aina von ihr aus. Otto von Vornward aab sich keine Mühe diesen Zauber zu brechen sich gegen das wilde stürmische Begehren seines Herzens aufzulieben. Jetzt schlug Brita die Augen zu ihm auf — unergründliche schillernde Augen — und eine feine Röthe deckte plötzlich ihre Wangen als sei sie sich erst nachträglich dessen bewußt geworden, daß ihr Haupt an des Mannes Schulter ruhte.

Sie gingen wortlos weiter. In Britas Augen lag ein Glanz ein Sehnen, daß der Affessor nicht kühl bleiben konnte. Dazu kam die eigenartige Szenerie. Ein sanftes Säuseln spielte um sie her und goldene Sonnensinken tanzten auf den grauen Steinen, so daß es aussah, als sprühten sie Feuer.

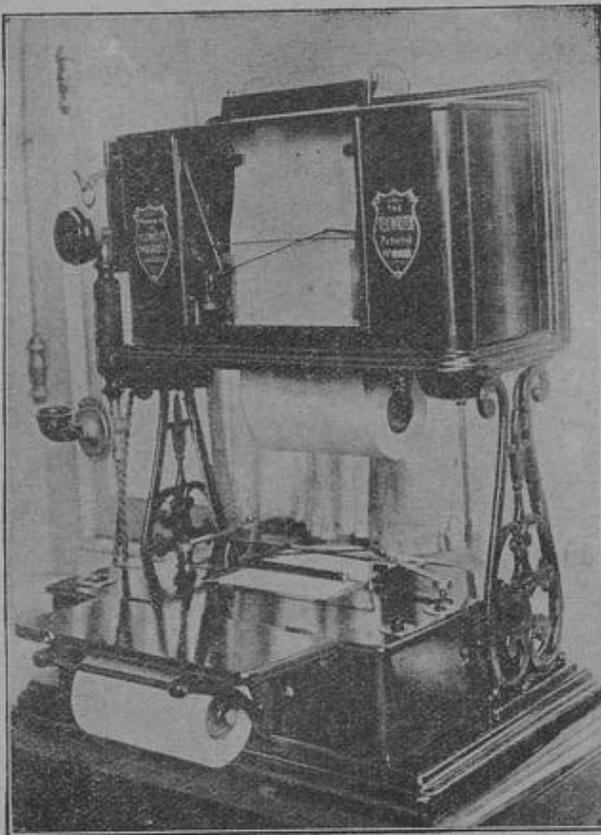
Doch dann schien der Zauber verflogen zu sein. Von dem ersten Paar war nichts mehr zu sehen. Otto der die Empfindung nicht los werden konnte daß Brita es vorhin darauf abgesehen hatte ihm eine kleine Lektion über die Macht ihrer Reize zu geben lachte im Herzen hell auf. Er war zwar nicht oeselt doacaen sein Herz war für Kronenschönheit sehr empfänglich aber er setzte sich doch leicht über derartige Gefühlsschwankungen hinweg. Nur einmal war sein Herz wirklich an seinem Gefühl beteiligt gewesen. hatte er wirklich geliebt doch das war nun vorüber ein für allemal. Um diesen störenden Gedanken an echte und unechte Liebe einen Damm entaeenzustellen raffte er sich zu unaebundener Fröhlichkeit auf. Seine Stimmung übertrug sich reich auf Brita. Sie veranstalteten einen kleinen Wettlauf und der Affessor ließ sich von ihr haschen wie ein Kind und er lachte aus voller Brust wenn ihre Hand ihn berührte. Auf diese Weise näherten sie sich dem ersten Paar, das schon besorgt Ausschau nach ihnen gehalten hatte.

„Seht euch einer den Kobold an!“ rief Max Koloff, „tut zuerst, als könne sie nicht mehr voran und läuft jetzt wie eine Gajelle!“ — Vereint legten sie die kurze Strecke bis Lettendorf zurück und ließen sich zu längerer Rast im Garten der „Grünen Burg“ nieder. Sie waren alle in der besten Laune und Max Koloff hielt begeisterte Reden und blinzelte sie und da verlangend nach dem Seftkübler, aus dem eine Flasche Kupferberg-Gold hervorluchte. Vornwards Aufmerksamkeit konzentrierte sich nach einer anderen Stelle des Gartens, wo aus dichtem Buschwerk helle Mädchenstimmen klangen. Ein Irrtum war ausgeschlossen: es waren die Bodenburgischen Damen. Er beurlaubte sich für einen Augenblick von seinen Begleitern und näherte sich mit raschen Schritten dem Hlederbain. Eben erhoben sich die Damen und schickten sich zum Ausbruch an, als Otto im Eingange der primitiven Naturlaube erschien. Ein kurzes Begrüßen, einige Fragen nach dem Woher und Wohin und ein inniges Bedauern des Affessors, daß ihre Wege so rasch sich trennten. Dann noch einige Worte des Abschieds und die Begegnung war zu Ende. Otto von Vornward hatte während der ganzen Zeit vermieden, Eleonore anzusehen — und sie war feinfühlig genug dies zu bemerken. Dadurch wurde ihre Vermutung vom vorigen Abend zur Gewißheit. Erst beim Abschied suchte er ihren Blick, und sie sah ihn mit der Ruhe und Kühle der vornehmen Dame an, weder herzlich, noch abweisend, höchstens gleichgültig. Und wieder flammte in seiner Brust die heiße Sehnsucht nach ihr — der einzigen, die er in seinem bewegten Leben wahrhaft geliebt — mit elementarer Gewalt auf, aber sie wandte sich mit vornehmer Sicherheit von ihm ab. Inge Bodenburg hängte sich in ihren Arm Erna folgte und so schritten sie durch den Garten zur Dorfstraße hin. In diesem Augenblick wurde in der Ferne eine dicke Staubwolke sichtbar in raschestem Tempo kam ein Wagen herangefahren. Mit einem Schlage standen die Pferde still, und Inge rief erstaunt aus: „Na, was ist denn los, daß sie uns schon jetzt den Wagen nachschicken?“

Das Rätsel war bald gelöst. Aus dem Wagen sprang Jhmer und überreichte nach kurzer Begrüßung Eleonore ein Telegramm. Sie erbrach es hastig und las: „Tante Henriette plötzlich schwer erkrankt. Komme sofort. Irma.“ Nun konnte sich Eleonore wohl erklären, weshalb die Tante vorgestern nicht eingetroffen war und schon aus dem Grunde, um ihre einzige Schwester Irma bei der Pflege der Kranken unterstützen zu können, entschloß sie sich zur sofortigen Abreise. Selbstverständlich mußte sie erst nach Schloß Bodenburg zurückkehren, um sich für die Reise fertig zu machen. Mit dem Ausdruck des Bedauerns teilte sie diesen Entschluß ihren Begleiterinnen mit, und Dr. Jhmer stand verwirrt neben ihr und fand nicht den Mut den beiden Damen seine Beileitung anzubieten, obgleich er eigens zu diesem Zwecke mitgekommen war. Inge jedoch war nicht so schüchtern. Sie meinte, daß Eleonore jetzt doch in höchster Eile würde nach Hause fahren wollen, sie aber noch keine besondere Lust hätte, den herrlichen Ausflug zu unterbrechen. „Fahr' du nur nach Hause, Eleonore“ so schloß sie. „Herr Doktor Jhmer bringt uns wohl nach Buchholzhausen und von dort aus kommen wir dann abends mit dem Wagen, der dich zur Bahn bringt, zurück.“

Da auch Erna gegen diesen an sich vernünftigen Plan nichts einzuwenden hatte so setzte sich Eleonore ohne weiteres in den Wagen und die anderen wanderten durchs Dorf nach Buchholzhausen.

Dr. Jhmer wanderte mit einem Herzen voll Seltsamkeit und Jubel an der Seite der beiden Damen. Erna war ja an und für sich schweiasam Inge aber leate sich durchaus keinen Zwang an und blauderte nach Herzenslust. Die Geand war reich an historischen Erinnerungen und der Doktor mußte erzählen. Noch eine andere Saite als die Freude an seinem Wissen klang mit in seiner Seele. Er sprach mit Begeisterung, weil er zu Inge sprach und sie blickte ihn tie und da mit freundlichen Blicken an und ein gewinnendes Lächeln umhuschte ihren Mund. Als Dr. Jhmer schließlich noch verriet daß er ein schlechtes Drama geschrieben habe das ein Stück der Geschichte des Bodenburgischen Geschlechtes verkörperte, da kannte ihre Begeisterung keine Grenzen. „Und das haben Sie uns bis jetzt vorenthalten? O. Sie Schlimmer und Schüchtern! Nein, so etwas, das ist ja arohartig! Und von einem berühmten Dichter, auf den wir sowieso schon stolz sein müssen. Herr-



Der Fern-Sprech- und Schreib-Apparat.  
(Siehe Beschreibung.)

lich, wirklich herrlich! Wissen Sie, ich habe eine Idee! Wir führen das Stück auf, während Onkel Udo bei uns zum Besuche weilt. Damit wollen wir ihn überraschen. Sind Sie damit einverstanden?"

"Natürlich bin ich einverstanden," erwiderte Ihmer, "nur müssen Sie sorgen, daß wir die notwendigen Personen zusammen bekommen. Für die Bühne und alles andere komme ich auf."

"Schön, nichts leichter als das," meinte Inge, "morgen wollen wir zu Hause eine große Konferenz abhalten, einladen, beraten, vorbereiten und so weiter. Wirklich, ich habe eine riesige Freude daran. Auf diese Weise kommt doch wenigstens ein wenig Schwung und Abwechslung in unser monotones Landleben, und ich erenne Sie schon heute — auf Bodenburger Grund und Boden — zum Bodenburgischen Wirklichen Hofschoenen und schmücke Sie in Ermangelung eines Vorberreises mit diesem Zeichen deutschen Besens: Dem Verdienst die Ehre!"

Sie hatte bei diesen Worten ein Eichenzweiglein geblickt und überreichte es dem beglückten Poeten. Ja, er war glücklich. Nicht etwa darum, weil sie seinem harmlosen Stücklein, das sie ja noch gar nicht kannte, soviel Begeisterung entgegenbrachte: Die Art und Weise, wie sie zu ihm sprach, das Zweiglein, das sie als Ehrenpreis ihm gab, das machte ihn so stolz, wie noch keine Anerkennung aus berufenem Mund ihn glücklich gemacht. Und er wußte, daß noch in späten Tagen, wenn ihre Wege schon längst auseinandergegangen waren, die Erinnerung an dieses süßliche Erlebnis in ihm fortleben würde, daß das Eichenzweiglein ihm ein wertvolles Andenken für alle Zeit war.

Inge fragte nach allen Einzelheiten des Stückes, nach der Anzahl der Personen und was derartige Sachen mehr wären, und der Doktor erstattete getreulich Bericht. So verging ihnen die Zeit im Fluge, denn auch Erna brachte dem Projekt Sympathie entgegen. Ehe sie sich dessen verfahren, erreichten sie Buchholzhausen, und Inge sagte:

"Wenn es Ihnen recht ist, werde ich gleich an Ort und Stelle die nötigen Personen für unser Theater an. Sie sollen sehen, daß unser Plan allseitig Anflang findet."

Erna wandte ein, daß bei diesem herrlichen Wetter wohl schwerlich jemand anzutreffen sei, doch auch da wußte Inge Rat:

"Erstens entfernen sich nur die wenigsten der für uns in Betracht kommenden Gäste weit über die Grenzen des Kurparks hinaus, weil sie sich hier bei Kurkonzert, Promenade und ähnlichen Dingen am besten amüsieren, und zweitens kommen die wenigen, die es doch tun, vor Anbruch des Abends wieder heim, und so lange bleiben wir einfach hier!"

Der erste, den sie trafen, war Willy von Bornward. Er hatte mit einigen älteren Herren im "Stern", einem reizend gelegenen Pavillon des Kurhauses, eine äußerst fröhliche Sitzung gehabt und machte sich jetzt die notwendige Bewegung, um auch für den Abend leistungsfähig zu sein. Mit gesteigerter Fröhlichkeit und noch kräftigerem Ton begrüßte er die Bodenburger und nahm ohne weitere Umstände seinen Platz an Inges Seite ein, als sei das ganz selbstverständlich. Dr. Ihmer hatte wieder sein feines, überlegenes Lächeln hervorgeholt und wanderte mit Erna getrost hinter dem ersten Paare einher.

Eben setzte Inge ihren Plan vor Willy auseinander. "Jottvoll, frohartig, übernehme natürlich eine Rolle, ganz einerlei, ob polsternden Alten oder komischen Liebhaber, haha, werde sicher Beifallstürme entfesseln," meinte der Ingenieur sehr laut.

"Wir rechnen also auf Sie, Herr von Bornward," bemerkte Inge und gab sich sichtlich Mühe, sein rasches Tempo zu mäßigen; sie hatte keine übergroße Lust, an Bornwards Seite den ganzen Kurpark zu durchlaufen. Merkwürdig, er gefiel ihr heute viel weniger, in seinem Wesen lag heute etwas Störendes, fast hätte sie es mit dem Namen "Ausdrinalichkeit" belegt. Gegen ihre sonstige Art benahm sie sich während der kurzen Wanderung auffallend kühl und zurückhaltend, was Erna und auch Ihmer mit Erstaunen und Freude konstatierten. Bei einer Biegung des Weges sagte Inge: "Lassen Sie sich nur nicht aufhalten, Herr von Bornward! Wir sehen Sie und Ihren Herrn Bruder, auf dessen Mitwirkung ich auch rechne, doch sicher in Bodenburg wieder!"



Der anrufende Teilnehmer am Fern-Sprech- und Schreib-Apparat. (Siehe Beschreibung.)

Das war eine deutliche Verabschiedung, und Billy Bornward empfahl sich auch. Als er außer Hörweite war, meinte Inge: „Der Herr hat so ein Weinstubenodeur, da wollte ich ihn nicht länger bemühen.“ Es lag viel Ironie in diesen Worten, und Inger hatte seine helle Freude daran, denn er mochte beide Brüder nicht leiden, Billy allerdings aus einem unbegreiflichen Grunde — so dachte er — am wenigsten.

Nichtig; ehe der Tag zur Reize ging, hatte Inge alles, was nur irgendwie „zählte“, für's Theater gewonnen, und sie triumphtierte über diesen Erfolg. Inger bemerkte schüchtern: „Wie nun, wenn Sie zu Hause auf Widerstand stoßen? Wenn beispielsweise das Stück nicht gefiele!“

„Ach was,“ entgegnete Inge sicher, „da verlasse ich mich ganz auf Sie. Ich darf doch, ja?“ Sie begleitete dieses „Ich darf doch, ja?“ mit einem so süßen Blick, daß der Doktor dafür allein ihr alles versprochen hätte, was in seiner Macht lag. So war denn völlige Uebereinstimmung in diesem Punkte, und die Tagesordnung war erledigt. Da kam auch schon der Wagen an. Eleonore im eleganten Reiseflostim saß darin, und die anderen geleiteten sie zum Bahnhof. Natürlich wurde auch sie in den Plan eingeweiht und Inge legte ihr dringend ans Herz, doch ja nicht allzulange fortzubleiben, das heißt nicht länger, als es eben unumgänglich nötig war. Sie fiel förmlich in einen bei ihr ganz ungewöhnlichen elegischen Ton. „Ach, Eleonore, ich werde dich sehr vermissen!“ Dann brauste der Zug heran, noch ein kurzer herzlicher Abschied, und Eleonore stieg ein. Hände winken und ein lebhaftes Täscherschwenken, der Zug setzte sich in Bewegung und entführte Eleonore mit sich in die weite Welt.

Fortf. 1.

## Die Mondscheinsonate.

Von H. de Fonseca.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Henriette Breh.

(Nachdruck verboten.)

„Die Musik ist eine Art unaussprechliche und unergründliche Sprache, welche uns an die Ufer der Unendlichkeit führt und uns einige Augenblicke den Blick in sie tauchen läßt.“

Carlyle.

Der Abend war schön, der Mond leuchtete hell am Firmamente, die schüchternen Sterne begannen zu flimmern. Zwei Männer in blühendem Alter spazierten über die Esplanade der schönen Stadt Bonn. Bei einem der äußersten Enden des Hofgartens (des Stadgartens) angekommen, standen sie still und betrachteten die herrliche Landschaft, welche sich vor ihren Augen aufrollte. Born in der Ebene floß der Rhein, ernst und majestätisch, weiterhin erhoben sich Hügel und Berge, durch entzückende Täler von einander geschieden — ein feenhafter Anblick, geschaffen, um den schönsten Schöpfungen der Phantasie Aufschwung zu verleihen.

Der eine der jungen Leute war nachlässig gekleidet. Man hätte ihn häßlich gefunden, wenn man nur seine groben,

unregelmäßigen Züge, seine rauhen, widerspenstigen Haare, sein blatternarbiges Gesicht bemerkt hätte; aber er besaß die wahre Schönheit. Augen mit strahlendem Blick, eine ausdrucksvolle, lebhaftige Physiognomie, welche das Feuer des Genies erraten ließen, von dem seine Seele entbrannte. Sein Begleiter hatte ein einfaches, aber tadelloses Aussehen. Er schien ruhig und ernst, und seine Züge drückten große Güte aus.

„Mein lieber Stephan,“ sagte der erste der jungen Leute, nachdem er lange sich schweigend seinen Gedanken überlassen hatte, „ich war eigentlich unzufrieden, als du diesen Abend kamst und mich in meiner Arbeit störtest, und nur ungern habe ich in diesen Spaziergang eingewilligt. Jetzt aber muß ich bekennen, daß er mir gut tut; er beruhigt und bezaubert mich. — Wie schön ist doch der Rhein hier bei unserer alten Stadt Bonn! Hier ist es, wo ich seit meiner Blindheit gelernt habe, die Natur zu lieben!“

„Ludwig, du vergiffest zu leicht, daß der Bogen nicht immer gespannt sein darf. Ein wenig Zerstreuung ist uns notwendig, körperlich und geistig. Ein Versenken in die Erinnerungen der Vergangenheit wird dir in der That wohltun.“

Die beiden Spaziergänger wandten sich, nachdem sie den Garten verlassen hatten, einer engen Straße zu. Plötzlich erregte der Klang eines Pianos die Aufmerksamkeit Ludwigs, des Künstlers.

Er lauschte, man sah ihm aber sofort an, daß etwas Außergewöhnliches ihn fesselte.

„Was höre ich, Stephan!“ rief er nach einem Augenblick, „es ist meine Symphonie! Und wie bewunderungswürdig wird sie gespielt!“

Und er blieb stehen, eine Beute lebhafter und schweigender Bewegung. Die beiden Freunde befanden sich vor einem Hause von ärmlichem und elendem Aussehen.

Das Spiel nahm seinen Fortgang. Mit feltener Vollendung wurde die Symphonie wiedergegeben; Klarheit, Sicherheit, zarter Ausdruck, feines und tiefes Verständnis des Wertes des größten Meisters.

Mitten im Finale brach das Spiel plötzlich ab und man hörte eine jugendliche weibliche Stimme schluchzend murmeln: „Ich kann nicht weiter . . . es ist herrlich, aber die Schwierigkeit übersteigt meine Kräfte! O, was gäbe ich darum, dem Konzerte in Köln beiwohnen zu können!“

„Ach, Schwesterchen,“ antwortete eine männliche Stimme von sanftem und tiefem Klang, „warum solches Bedauern in dir erwecken und das Unmögliche träumen? Kann nicht wir ja unsere Miete zahlen.“

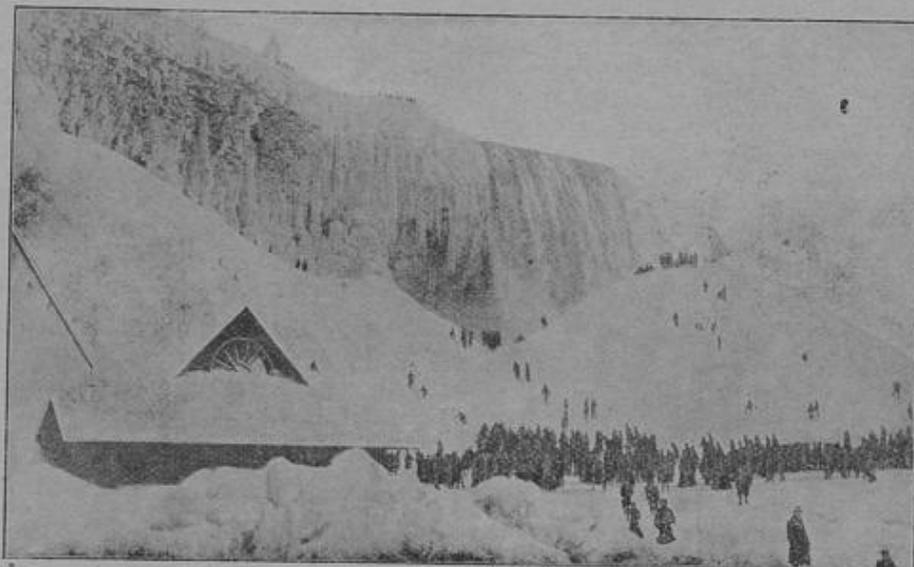
„Ach! ich weiß es nur zu gut — und dennoch, einmal in meinem Leben möchte ich gar zu gerne schöne Musik hören!“

Ludwig sah seinen Freund an und sagte: „Treten wir ein!“

„Eintreten, lieber Freund, und warum?“

„Ich werde für sie spielen. In dieser schlichten Wohnung herrscht die Liebe zur Schönheit, das Genie — sie wird mich verstehen, meine Ideen würdigen.“

Und ehe Stephan sich widersetzen konnte, war Ludwig bereits in das niedrige Häuschen eingetreten. Ein junger, bleicher Mensch saß an seiner Arbeitsbank und neben ihm, in trostloser Haltung sich auf ihr altes Piano stützend, befand sich ein junges Mädchen mit üppiigen blonden Haar-



Wintersport am Niagarafall.

locken, welche zum Teil ihr sanftes reizendes Gesicht bedeckten.

Ludwig fuhr bei ihrem Anblick betroffen zusammen — welches ein merkwürdiges Zusammentreffen! Dieses liebevolle junge Mädchen mit den reinen, klaren Zügen rief ihm die Erinnerung an ein anderes junges Mädchen zurück, welches die reine Seele eines Engels hatte, und welches später einen so wohlthätigen Einfluß auf das Talent und das Leben des Künstlers ausüben sollte.

Bruder und Schwester waren einfach, aber mit äußerster Keuschheit gekleidet. In ihrem ärmlichen Zimmer herrschte eine peinliche Ordnung. Sie erhoben sich bei dem plötzlichen Erscheinen Ludwigs.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte Ludwig, „ich hörte hier Musik und fühlte mich versucht, einzutreten, denn auch ich bin Musiker.“

Das Mädchen errötete tief, der junge Mann blieb ernst.

„Ich habe auch die Unterhaltung gehört, welche Sie miteinander führten, ich war Zeuge der Klage, welche das Fräulein ausdrückte — Sie wünschen Musik zu hören, wollen Sie, daß ich Ihnen etwas vorspiele?“

Diese seltsame Rede, stockend und unsicher, aber in einem Tone voll aufrichtigen Wohlwollens vorgetragen, hatte die Macht, das starre Schweigen zu brechen, Bruder und Schwester lächelten.

„Wir danken Ihnen, mein Herr,“ sagte der junge Arbeiter, „Ihr Anerbieten ist sehr freundlich, aber unser Instrument ist alt und in schlechtem Zustande und wir haben auch keine Noten.“

„Das macht nichts. Das Klavier ist ganz gut, es genügt mir — und wie kann denn das Fräulein ohne Noten spielen?“

Er blickte sie an und hielt ganz bestürzt inne . . . Das junge Mädchen hatte sanfte, blaue, weitoffene Augen, aber — es war blind! —

„O, ich bitte um Verzeihung,“ sagte er, „ich hatte nicht bemerkt . . . es ist also einzig das Ohr, welches Sie führt?“

„Einzig; — doch war ich früher, ehe ich mein Augenlicht verlor, im Gesangchor, und der Kapellmeister des Domes hat mir einige Unterrichtsstunden gegeben. — Nahe bei uns, in Brühl, wohnt eine Dame, welche abends spielte und das Fenster offen ließ. Es war mir ein Genuß, sie üben zu hören.“

„In dieser Weise haben Sie also die Symphonie gelernt, welche Sie soeben spielten?“

„Ja.“

Und das junge Mädchen, ganz verwirrt, sagte nichts mehr.

Ludwig setzte sich leise an das Klavier und fing an zu improvisieren. Niemals schien er mehr inspiriert zu sein, wie an diesem Abend, vor dieser jungen Blinden . . . Die Empfindungen, welche sein Herz erfüllten, flossen über — die Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend stiegen süß und anmutig in ihm auf. Er glaubte sich wieder in dem großen Salon der Mätin von Breuning zu befinden, umgeben von Freunden, die ihm teuer waren. — Da fühlte er sich in die Gegenwart zurückversetzt, die ihm die Verwirklichung seines Traumes bot! Er liebte und wurde wiedergeliebt von der bezaubernd schönen Guiletta Guicciardi. — „O, es ist so schön, sein Leben tausendmal zu leben,“ flüsterte er unter dem Eindruck dieses glückseligen Augenblickes.

Plötzlich erlosch die Flamme des einzigen Wachslichtes, welches das arme Gemach erhellte. — Stephan stürzte zum Fenster, öffnete die Läden, und der Mond erfüllte das Zimmer mit seiner silbernen Klarheit; die Strahlen des Gestirnes trafen voll den Meister am Piano. Dieser Umstand schien seine Ideenwelt zu unterbrechen — den Kopf auf die Brust geneigt, schien er in tiefe Betrachtung zu versinken, bis endlich der junge Arbeiter mit halblauter Stimme in ausbrechender Begeisterung rief: „Bewunderungswürdiger, genialer Künstler, wer sind Sie?“

Der Komponist zeigte ein strahlendes Lächeln — die Augen zum Himmel erhoben, mit dem Ausdruck tiefinniger, erhabener Inspiration, ließ er seine Hände über die Tasten des Pianos gleiten und begann ein wunderbares Motiv: inmitten der Ruhe einer heiteren Mondnacht erklingt eine fremdartige, beschwörende Liebeserklärung — es ist der trau-

rige und schmerzliche Ausdruck der höchsten menschlichen Zärtlichkeit, welche sich hinopfert, um getröstet und wiedergeliebt zu werden. Ach! diejenige, an welche sich diese rührende und glühende Bitte richtete, würde sie nie verstehen! — Unerwartet kam ein Scherzo, wie ein zufälliges Zwischenspiel, der Komponist verläßt seine Gedanken für einen Augenblick und scheint uns den fröhlichen Tanz zweier Wogen auf der See zu schildern. — Dann aber kommt der Schlußsatz — hastig eilend, leuchtend, zitternd — es scheint, als fliehe der Künstler vor irgend einem Ungeheuer, verfolgt von schattenhaften Gespenstern — oder eher könnte man sagen, daß den gottbegnadeten Künstler der Verrat drückt, dessen Opfer er werden würde, daß er ihn ahnte und ihn im voraus verdammt und verwünscht — in edlem Zorn, in aufbrausender, flammender Entrüstung scheint er die schrecklichsten Bannflüche zu schleudern, welche jemals, wie Tugend sagt, „die menschliche Gütigkeit“ über die Treulosigkeit einer Frau ausgesprochen hat. Und inmitten seines zerschmetternden Zornes und seines Grimmes glaubt man das wilde, richtende Wort zu hören: „Sie suchte mich weinend, aber ich verachtete sie!“

Die Bewegung der Anwesenden hatte den höchsten Grad erreicht. „Sie können niemand anders sein wie Beethoven!“ riefen Bruder und Schwester außer sich. Der Künstler hatte sich erhoben und wandte sich der Thür zu.

„Leben Sie wohl,“ sagte er tiefbewegt, „hier habe ich gespielt, weil ich mich verstanden fühlte.“

„Sie werden wiederkommen, nicht wahr?“ baten gleichzeitig der junge Arbeiter und seine Schwester.

„Ja ja . . .“ Beethoven sah die arme Blinde an, „ich werde wiederkommen und dem Fräulein einige Stunden geben.“

Und die beiden Freunde entfernten sich schnell.

„Gehen wir sofort nach Hause, damit ich diese Sonate schreiben während ich mich ihrer noch erinnere. Sie ist die Frucht meiner langen Reflexionen während dieser letzten Wochen.“

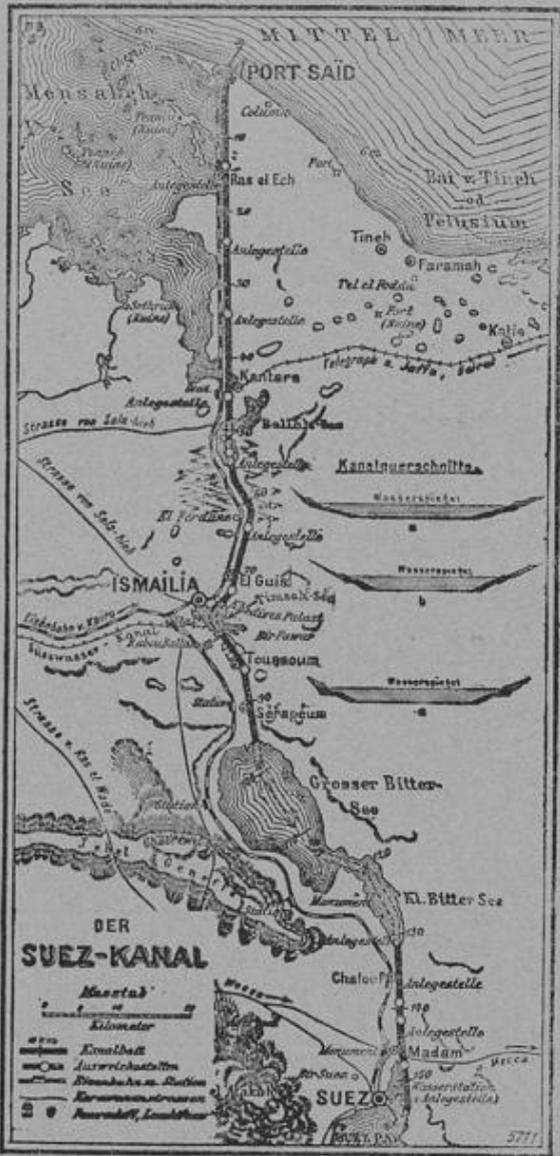
Er setzte sich hin, um zu arbeiten, und die Mornenröte fand ihn sein Werk beendend. Dann schrieb er mit zitternder bewelter Hand die Widmung: „Der Gräfin Guiletta Guicciardi.“

Die Geschichte berichtet uns nichts von Juliens Empfindungen, als sie von dieser Sonate Kenntnis nahm, welche ihren Namen unsterblich machte. Gefallsüchtia und oberflächlich, war sie nicht hochherzig aenua dem Künstler zu antworten. Diese erhabenen Blätter ließen sie kalt und gleichgültig, und einige Monate später heiratete sie den Grafen Galemba einen kleinen Edelmann welcher soeben eine vorteilhafte Anstellung zu Neapel bekommen hatte. Am Tage vor der Trauung schrieb Beethoven, vibrierend von edlem stolzem Selbstbewußtsein, an einen Freund diese Zeilen: „Mach Du Bilder, ich werde Kompositionen schreiben — und dies wird, vielleicht! uns beide zur Unsterblichkeit führen.“

Dieses ist die Entstehung der Mondschein-Sonate dieses einzaarthaen Werkes unter den Werken Beethovens, in welchem nach der Empfindung von Verlioz „die überirdische Melodie wie ein Adler im Aether schwebt.“

## Konzessionsverlängerung für den Suez-Kanal.

Am 9. Febr. er. begann die Generalversammlung der Aktionäre der Suezkanal-Gesellschaft mit der Beratung über die Konzessionsverlängerung. Die bisherige Konzession, welche erst im Jahre 1968 abläuft, soll auf englisches Drängen um weitere 40 Jahre bis 2008 verlängert werden. Diese beispiellos vorzeitige Verlängerung der Konzession bezweckte nichts weiter, als den englischen Einfluß in der Kanalverwaltung noch mehr zu festigen und die Ägypter, welche seit langem hiergegen heftigen Protest erhoben, vollends an die Wand zu drücken. Die ägyptische Nationalverwaltung, welche nur eine beratende, keine beschließende Stimme in dieser Angelegenheit hat, wird an dem gefaßten Entschluß der Gesellschaft nichts ändern



können. Inzwischen hat der Khedive von Aegypten dem Projekt auch bereits zugestimmt. Die Engländer, welche in den 60er Jahren, wenn auch nur indirekt, dem Bau des Kanals die größtmöglichsten Hindernisse in den Weg legten, sind in den Jahrzehnten systematisch vorgegangen, um den Kanal ganz in ihre Hand zu bekommen. Die verfahrenen Verhältnisse in Aegypten taten das Ihrige, um den Briten diesen Plan zu erleichtern. Obwohl nun vorwiegend Gründe politischer Art für die Konzessionsverlängerung, d. h. die völlige Preisgabe des Kanals an England, vorlagen, wird natürlich ein anderer Grund vorgeschoben, der vom wirtschaftlichen Standpunkt außerordentlich für den Vorschlag sprechen soll. Die Unzulänglichkeit des Kanals und das seit Jahren bestehende Verlangen nach dem Bau eines Parallelkanals soll die politisch höchst bedeutsame Forderung durchdrücken. Um diesen Bau auszuführen, wird nämlich beabsichtigt, das Kapital der Gesellschaft zu erhöhen; als Gegengabe für diesen neuen großen Ausbau des Unternehmens verlangt die Gesellschaft die Verlängerung der Konzession. Mit allen anderen Staaten ist auch das Deutsche Reich erheblich daran interessiert, daß jetzt bei den Beratungen die übermäßigen hohen Gebühren der Suezkanal-Gesellschaft verrinnert werden; betragen doch die von deutschen Schiffen entrichteten Durchfahrtsgebühren in vorigen Jahre allein über 15 Mill. Mk. Die Gebühr stellt sich gegenwärtig auf 620 Mk. für die Tonne und auf 8 Mk. für den Reisenden; ein Dampfer von 7500 T. und 400 Reisenden an Bord hat demnach nahezu 50 000 Mk. an Gebühren zu entrichten. Es wäre zu wünschen, daß die wiederholten Einsprüche der am meisten von diesen enormen Gebühren betroffenen Länder bei der jetzigen Neuordnung der Kanal-

Gesellschaft Berücksichtigung fänden. In unserer nebenstehenden Karte ist der Suezkanal in seinem Gesamtlaufe zur Darstellung gelangt. Die erste Strecke von Port Said bis Ismailia mußte seinerzeit fast gänzlich in festes Land neu gegraben werden, mit Ausnahme der Uferstrecke von Port Said bis Ras el Ech. Südlich Ismailia durchschneidet der Kanal den großen Bittersee und den damit verbundenen kleinen Bittersee, um nördlich von Chalouf wieder durch festes Land zu kommen. Die Entstehung des Suezkanals ist allgemein bekannt. Die ursprünglichen Kosten des nach dem Negredischen Projekt zur Ausführung bestimmten Kanals waren auf 200 Mill. Franks veranschlagt, eine Summe, die sich später, da sich fortgesetzt bauliche Verbesserungen notwendig machten, wesentlich erhöhte. Die Frequenz des Kanals ist in fortwährender Steigerung begriffen.



— Gelenkverletzungen. Bei Verletzung eines Gelenks infolge heftiger, übermäßiger Bewegung, wobei gewöhnliche starke Schmerzen eintreten, die bei jeder Bewegung des Gelenks wieder hervorgerufen werden, hat folgendes Mittel sich aufs Beste bewährt: Man gieße in ein Medizinglas etwa eine Tasse voll Essig, unter welchen man 8—10 Tropfen Terpentin und einen halben Löffel voll Bleiweiß mischt. Nachdem die Masse gut durchgeschüttelt worden, lege man ein mit dieser Flüssigkeit getränktes Leinenläppchen um das schmerzende Glied. Diese Umschläge werden bei ruhiger Lage des Gliedes so lange wiederholt, bis das Gelenk kühl und schmerzlos geworden ist. In der Regel dauert es nicht lange, bis das verletzte Glied wieder vollkommen wie ein gesundes zu gebrauchen ist.

— Hilfe bei Wunden. Reinhalten der Wunden; ein Stich in den Finger kann gefährlich werden, wenn er nicht mit Karbolsäure, Salzsäure, Bor säure, ausgewaschen wird. Die Wundwatte oder Gaze zum Verbinden muß damit getränkt werden. Beim Durchschneiden von Adern und Blutstillung hat man den Teil über dem Schnitt mit Gummischlauch, in Ermangelung desselben mit einem gewöhnlichen Halstuch, zu umschlingen — recht fest — und befeuchtet, kräftig zusammenzuziehen, damit der Druck zur Stillung des Blutstroms aus den Adern genügt. Der Arm ist alsdann in eine Schlinge von einem dreieckigen Tuch zu legen. Bei Gift nicht ebenfalls Unterbinden und Aus-saugen, Ausbrennen — Feuer, Kohle, heißes Wasser, Stricknadeln —, Ausäßen — Karbolsäure, Salpetersäure —. Bei Schlangenbiss Salmiakgeist oder viele Spirituosen. Bei Verbrennung mit Wasser reinigen, mit reinem Öl begießen, Butter, Fett bestreichen, mit Mehl, Stärke bestreuen, auch in lockere Watte hüllen. Pfefferminzöl ist bei Brandwunden besonders gut. Bei viel Blutverlust durch große Wunden gebe man dem Kranken einen wärmenden Trank, z. B. Tee, da sonst die Temperatur des Körpers zu sehr sinkt.

— Pudding von Fleischresten. Gebratenes und gekochtes übriges Fleisch wird gewiegt, ein Suppenteller voll; 1—2 in Wasser geweichte Brötchen fest ausgedrückt, rührt man zu einer in Butter gedämpften, gewiegtten Zwiebel, dann vom Feuer genommen, 4 Eigelb dazu, Salz, Pfeffer, einige Löffel Braten-sauce, oder wenn solche fehlt, in Wasser gelöster Fleischextrakt, fein gewiegte Champignons oder sonst gute Pilze, auch geriebenen Parmesankäse, zuletzt wird der Schnee der 4 Eier leicht durchgemischt und das Fleisch. In gut mit Butter bestrichener Puddingform kocht man diese Masse 1—1½ Stunde, gibt Champignonsauce oder auch nur eine gute Buttersauce dazu.

# Vornehm

wirkt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und ein blendend schöner Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

## Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul à St. 50 Pfg. Überall zu haben.

## Unsere Bilder.

Der Fernsprech-Sprech- und Schreib-Apparat (Siehe die Bilder Seite 84), oder der „Telewritter“, wie er kurz genannt wird, ist die Erfindung eines Londoner Ingenieurs und das Vollkommenste, was in den letzten zehn Jahren auf diesem Gebiete hergestellt und patentiert wurde. Der Apparat, dessen Patent ein englisches Syndikat erwarb, wird bereits in großen Mengen hergestellt. Der Londoner Generalpostmeister hat mit der Gesellschaft einen 20jährigen Vertrag geschlossen, wonach diese verpflichtet ist, die Apparate gegen einen angemessenen Betrag allen Telephonenteilnehmern zu liefern. London wird also die erste Stadt sein, in der diese hochwichtige Erfindung praktisch eingeführt wird. Der „Telewritter“ besteht aus dem Empfangs- und dem Sendeapparat. Wollen sich zwei Telephonenteilnehmer miteinander schriftlich oder mündlich verständigen, so ruft der eine in der üblichen Weise den anderen an, ergreift dann den untenliegenden Stift und kann nun gleichzeitig mündlich und schriftlich seine Wünsche zum Ausdruck bringen, denn in demselben Moment, wo der erste Teilnehmer schreibt, erscheint an dem Apparat des zweiten oben die Schrift in der jeweiligen Handschrift des Telephonierenden. Es können also per Telephon schriftliche Verträge geschlossen werden, und was noch besonders vorteilhaft ist: Klingelt man jemand an, der nicht zu Haus ist, so ist man sofort mittels des Apparates im Stande, den Betreffenden von seinen Wünschen in Kenntnis zu setzen.

Wintersport am Niagara-fall. (Siehe Bild Seite 85.) Der Niagara-fall ist der großartigste Strom-fall der Welt. Bei einer Breite von 578 Metern hat er eine Höhe von 44 Metern, und die Wassermasse, die in einer Stunde hinabstürzt, wird auf 30 Millionen Kubikmeter geschätzt. Nicht nur im Sommer bilden die Fälle des Niagara das Ziel vieler Tausender von Reisenden, auch im Winter werden sie gern aufgesucht, besonders wenn infolge strenger Kälte die Felspartien der Umgebung völlig vergletschert sind. Einen besonders imposanten Anblick bot die Landschaft um den Niagara in diesem Winter infolge der gewaltigen Schneestürme, die mit außergewöhnlicher Stärke gehaust hatten.

## Zur Unterhaltung.

Gefühlspoesien. Redakteur (zum Mitarbeiter): Was sitzen Sie denn müßig da? Machen Sie doch ein paar Witzel! Mitarbeiter: Ja, wenn ich nur Ideen hätte! — Redakteur: Ach so, Sie haben keine Ideen? Na, dann schreiben Sie ein paar Gedichte.

Gaunerhumor. „Nach Ihrem Neuhern sind Sie die in diesem Stechbrief gesuchte Persönlichkeit.“ — „Aber, Herr Gendarm, wer wird denn den Menschen nach seinem Neuhern beurteilen?“

Da hat sie Recht. „Nein, Mama verlangt aber auch wirklich Unmögliches von mir; ich soll die Augen niederschlagen, wenn ein junger Mann kommt! Wie soll ich dann aber sehen, ob er jung ist?“

Die Abergläubische. „Ich esse abends immer ein Duzend Auzern, meine Damen!“ — Fürchten Sie sich denn da nicht, wenn Sie dreizehn bei Tisch sind?“

Gedankensplitter. Reiz ist die Bewunderung kleiner, die Anerkennung großer Seelen.

Vorsichtig. Professor Duzler (der auf der Straße einen Bekannten trifft): Sie sehen ja so verstimmt aus, Herr Müller? — Müller: Ja, denken Sie, ich habe gestern in einer Droschke eine Briestafche mit hundert Mark Inhalt liegen lassen. Das Geld ist so gut wie verloren! — Duzler: Vergleichen könnte mir nicht passieren. Wenn ich etwas in einer Droschke liegen lasse, merke ich mir immer die Nummer.

Schlau. Gast (dem ein sehr kleines Beefsteak serviert ist, zu dem sich entfernenden Kellner): Warten Sie einen Moment! (Er spießt das Stückchen auf die Gabel und steckt es ungeteilt in den Mund.) Sehr wohl, schmeckt. Von der Sorte können Sie mir etwas machen!

## Rätsel.

Bester-Witz.



Wo ist der Jüngling, von dem die beiden Schwestern plaudern?

Zahlen-Rätsel.

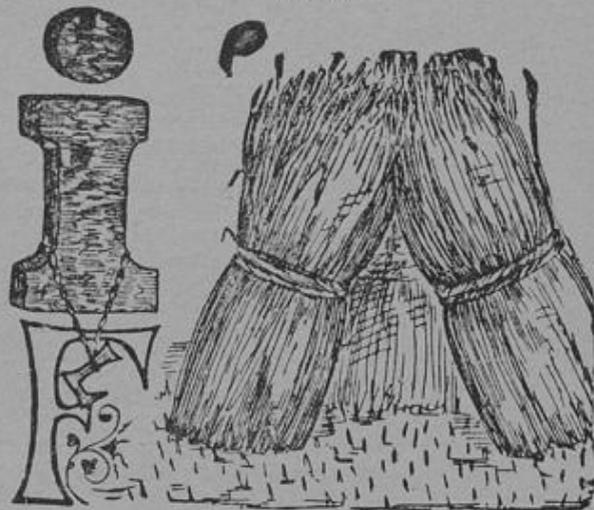
1, 2, 3, 4, 5 war ein König,  
Erst stieg er hoch, dann fiel er tief;  
5, 3, 4, 2, 1 kommt als Gast oft,  
Wenn schon der Gastfreund längst entschlief;  
4, 3, 1, 2, 5 keinen wußt' ich,  
Der, sehneud, nach dem Worte rief!

Streich-Rätsel.

Bernstein — Stendal — Schlieben — Chemie — Osteria —  
Stadium — Heluba — Nestor.

Aus den vorstehenden Wörtern sind je drei Lettern zu streichen, die überbleibenden ergeben einen Sinnspruch.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Versteck-Rätsel: Seume, U3, Dach, Ebers, Rabener, Moser, Ariost, Novalis, Kiffel. — Sudermann.

Rebus: Salongarnitur.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.  
Druck und Verlag des Düsseldorfster Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.



Nr. 12.

Samstag, 20. März.

Jahrgang 1910.

## Der Sieger.

Erzählung von Emil Grant.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Noch am selben Abend mußte Dr. Ihmer sein Drama im intimsten Familientreife vorlesen.

Der Inhalt des Stückes war folgender:

Albrecht von Bodenburg rüstete sich zur Teilnahme an einer Heerfahrt seines Lehnsheeren. Er stellt sein junges geliebtes Weib und sein einziges Söhnlein in die Obhut seines Freundes Wilhelm von Werne und zieht fort.

Monat um Monat vergeht; der Gatte kehrt nicht heim, und seine Kunde kommt von ihm. Dagegen schwirren Gerüchte durch das Land von blutigen Schlachten, ungeheuren Verlusten, von Not und Tod vieler, vieler Ritter. Und die Angst pocht an bei Frau Elisabeth, und quält und hegt und peinigt sie. Und noch etwas anderes drückt sie: Wilhelm, der herrliche, fröhliche Freund ist so verändert, sein Gesicht ist faßl, seine Augen blicken trübe, seine Fröhlichkeit ist verweht wie Spreu im Winde. Mit seltsam verglasten, jäh ausfordernden oder todtraurigen Blicken schaut er sie hie und da an, und ihr ist's, als gehe ein Feuer aus von ihm. Ja sie fürchtet sich und kennt die Ursache dieser Furcht nicht.

Eines Tages endlich kommt ein Bote in Pilgertracht und kündigt der Elisabeth den Tod des Gatten. Erschüttert

nimmt sie die Kunde auf, sie klagt und weint, und Wilhelm von Werne steht schen an der Schwelle der Kemenate und verschlingt mit lodernen Blicken voll heißer Sehnsucht das geliebte Weib. Nur mühsam hält er an sich, das Bekenntnis, daß er sie liebt, ringt sich los aus seiner Brust. Die Zeit war schlecht gewählt. Elisabeth in ihrem Witwenschmerz faßt die stürmische Erklärung als Beleidigung auf und weist Wilhelm die Tür. Er geht, und nun beginnt für

die unerfahrene Frau, die für ihr Söhnlein das Regiment führen muß, eine Zeit voll Bitterkeit und Verdruß. Denn es sind schwere Zeiten und eine starke Faust ist nötig, die Zügel zu halten. Da denkt sie immer öfter an den umsichtigen, klugen Freund; sie erinnert sich seiner Liebe, und die Zeit, die ihre Wunde geheilt, hat ihr eine mildere Auffassung seines Tuns beigebracht. Ja, manchmal fühlt sie Sehnsucht nach ihm, die Minne pocht mit zartem Finger an ihr Herz. Als die Unannehmlichkeiten und Verwickelungen in der Verwaltung ihren Höhepunkt erreicht hatten, schickte Elisabeth an Wilhelm von Werne einen treuen Boten. Sie entbietet ihm ihren Gruß, klagt über ihr Mißgeschick und bittet den Freund inständig, zu ihr zurückzukehren. Wilhelm kommt, er wirbt um Elisabeth und findet Erhörnung. Die Verlobung wird gefeiert.

Im letzten Akt kehrt ein müder Reiter im Krug zu Bodenburg ein. Der Buravogt, der hier seinen gewöhnlichen Trunk hält, beobachtet verwundert den seltsamen Fremden. Sie kommen ins Gespräch



Das jüngste Brautpaar im Hohenzollernhause:  
Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen und Prinzessin Agathe  
von Ratibor-Courven.

und der Vogt erzählt von der bevorstehenden Hochzeit, die ihm so viel Arbeit mache. Der Fremde wird immer unruhiger. Ganz plötzlich bricht er auf; der Vogt und die Wirtin blicken ihm nach, wie er auf seinem Napfen durch den Flecken sprengt, als säße ihm der Teufel auf den Ferse. Schon nach kurzer Zeit kehrt er zurück, diesmal ist er nicht allein; ein anscheinend siecher, hinsälliger Mann mit schneeweißem Haar kommt mit ihm. Trotz seiner schlichten Gewandung kann man nur unschwer den Ritterrang des Mannes erkennen. In der Wirtstube zu Bodenburg enthüllt sich dem heimkehrenden Bodenburg, der infolge schwerer Verwundung sehr lange todkrank war und der auch jetzt noch nicht genesen ist, was sein Begleiter hier erfahren hat. Erst flammt ein furchtbarer Zorn auf in seiner Seele, glühendes Verlangen, die Treulosen zu strafen. Doch bald bejähmt er sich, seine Kräfte verfallen, er fühlt, daß er ein Sterbender ist; da will er erst hören, dann richten. Es geschieht; die erschütterte Gattin berichtet weinend, wie alles gekommen ist, und Wilhelm von Werne bekennt sich schuldig und unschuldig zugleich; auch er war in dem Glauben gewesen, daß Albrecht tot sei, zu jeder Sühne ist er bereit. Albrecht von Bodenburg, dessen Körper bereits die Schauer des Todes erschüttern und durchrieseln, legt erneut beider Hände ineinander und spricht seinen Segen aus über ihren Bund. Dann sinkt er zurück und stirbt.

Die Ausführung konnte unmöglich große Schwierigkeiten bieten; Inge in ihrem Feuereifer hat sich die Rolle der Elisabeth aus. Doch die Mutter belehrte sie, daß sie mit der Wahl einer Rolle den anderen Damen nicht vorgreifen dürfe, und schweren Herzens leistete sie Verzicht. „Natürlich werden sie alle diese Rolle spielen wollen!“ dachte sie. Als es dann wirklich zur Verteilung der Rollen kam, gab es lange keine Einigung, bis Dr. Fjmer sich ins Mittel legte und kurzer Hand entschied. Auf diese Weise wurde Inge Elisabeth und sie schaute ihn dankbar dafür an.

Es schien, als wolle der Himmel den Buchholzhäuser Gästen recht viel Zeit zum Studieren und Leben geben, denn mit einem Male hatte das gute Wetter ein Ende. Alle Tage machte der Himmel dasselbe trübe Gesicht und die Sonne vermochte kaum auf Augenblicke den grauen Wollenschleier zu durchbrechen. Doch es war zu trostlos, was sie da unten erblickte. Da verbarg sie sich rasch wieder hinter den feuchten Wällen.

Wenn schon eine Reihe von guten Tagen schwer zu ertragen ist, so kann eine längere Regenzeit zu einem wahren Martyrium werden. Zumal für Sommerfrischler und Badegäste, die ein besonderes Anrecht auf des Himmels Gunst zu haben glauben und sich alle törichten Launen des Wetters entschieden verbitten. Leider nützte es diesmal nichts; es regnete und es regnete einen Tag wie den anderen.

Willy von Bornward wurde es schon am zweiten Tage zuviel. „Ich sehe nicht ein, was ich jetzt in diesem traurigen Nest tun soll! Ich habe in Berlin so wie so verschiedenes zu erledigen und entgehe für einige Zeit dieser schauerhaften Langeweile.“ Sein Bruder aber hatte den unbegreiflichen Mut, ohne Unterbrechung in Buchholzhäusern auszuharren, und er ließ Willy allein fahren. Er hielt wieder einmal gründliche Inventur, schloß die Tür seines Wohnzimmers ab und holte aus seinem Koffer die Korrespondenz der letzten Zeit hervor. Dann zündete er sich eine Zigarre an, setzte sich in den Sessel und begann die einzelnen Briefe der Reihe nach zu öffnen und zu lesen. Seine Stimmung wurde immer unbehaglicher, sein Gesicht rötete sich wie unter dem Einflusse körperlicher Schmerzen. Endlich war er mit der peinlichen Lektüre zu Ende. Grimmig warf er die Briefe auf den Tisch, stand hastig und geräuschvoll auf und wanderte dann mit lauen Schritten im Zimmer auf und ab. Es war zum Verzweifeln! Als hätten sich alle Gläubiger gegen ihn verschworen, so stürmten sie jetzt auf ihn ein, quälten ihn, bedrängten ihn, gesten ihm die Ohren voll mit dem Ruf: Bezahle! Otto Bornward lachte bitter auf. Ja, wo in aller Welt sollte er dieses verfluchte Geld denn hernehmen? Vorgen? Sein Kredit war erschöpft! Also mußte er weiter unter das laudniische Joch seiner Gläubiger sich beugen, um Verlängerung der Frist betteln, Prozente anbieten, denn er konnte nicht einmal Teilzahlungen leisten. Wie ihn das demütigte, wie er unter dieser Misere litt, das glaubte ihm keiner. Gab es denn wirklich kein Mittel, ihr zu entgehen?

Ein inarimigtes, krampfhaftes Lächeln erstarrte auf seinem Gesicht; sein Verstand predigte es ihm ja alle Tage vor; alle Tage sagte er ihm: Wenn du nicht so ein Narr

wärest, dann hättest du schon längst ein Ende gemacht. Da ist zum Beispiel Brita Koloff, die ist reich, enorm reich, sie nimmt dich mit Freuden! Greif doch zu! Sonst schnappt sie dir ein anderer vor der Nase fort, und du hast das Nachsehen. Immer nachdrücklicher und eindringlicher predigte diese Stimme, und heute nach der peinlichen deprimierenden Erkenntnis, daß er eigentlich ein ruinierter Mann war, der von der Gnade einiger Wucherer — ach was, Gnade — lebte, da hatte sie nicht viel Mühe aufzuwenden, um diese lächerlichen Reste sentimentaler Gefühlsduseleien aus dem Felde zu schlagen. Blieb ihm denn ein anderer Ausweg übrig, war es nicht lächerlich, zu zögern und zu dulden, nur weil er früher einmal geglaubt hatte, daß eine Ehe, die nicht auf der Grundlage der Liebe gegründet war, sondern um materieller Vorteile willen geschlossen wurde, etwas Unfassbares, Unsittliches sei? Was hatte ihm dieses Ideal und auch andere Anschauungen denn genügt? Wohin war er gekommen? Fort mit den unpraktischen Idealen! Es lebe die Vernunft!

Und er schleuderte das ganze Bündel Briefe in den Ofen, entzündete ein Streichholz und ließ die Peiniger brennen. Damit brach er die Brücke ab mit allen störenden Stimmen der Vergangenheit. Mit allem Eifer fleidete er sich an, er wollte schön sein, gewinnen, wollte — mußte! —

Darauf begab er sich in das gemeinsame Wohnzimmer der Familie Koloff.

Bei seinem Eintreten sprang Brita vom Diwan und machte ein Gesicht voll Glück und Sonnenschein. „Denken Sie sich, Herr v. Bornward, meine Not und Verlassenheit,“ so rief sie ihm zu. „Nur, dieser schreckliche Mensch, ist von seinem Schreibtisch nicht fortzubringen, seine Frau hat Migräne und mich lassen sie hier allein sitzen, jedenfalls um mich für begangene Sünden büßen zu lassen. Bemitleiden Sie mich, Herr Assessor, dann aber helfen Sie mir, diese endlos langen Stunden zu verbringen und ich verspreche Ihnen dafür so dankbar zu sein, als wie dies möglich ist.“

„Versügen Sie ganz über mich, gnädiges Fräulein,“ entgegnete Otto mit stark unterstrichener Galanterie, „was in meinen Kräften steht, soll geschehen, um die Woll des Mißfallens von Ihrer Stirn zu scheuchen. Belieben Sie eine Unterhaltung im Zimmer, oder einen Spaziergang in der Kolonade?“

„Unten ist das auch langweilig, sagte Brita, „die guten Leute machen griesgrämige Gesichter; wir wollen hier plaudern. Aber Sie dürfen nicht „gnädiges Fräulein“ sagen, das beeinträchtigt die Gemütslichkeit. Nicht wahr?“

Das ließ sich Otto ja ganz gern gefallen. Die Unterhaltung, die sich jetzt entspann, war auch nichts weniger als langweilig und steif, sie gab dem Assessor manche Gelegenheit, einen Blick in das Wesen Britas zu tun. Eigenart ließ sich ihr ganz entschieden nicht absprechen. Manchmal, wenn das Gespräch sich um ernstere Dinge drehte, sah sie mit nachdenklicher Miene da, als wollte sie der Menschheit geheimnisvolle Probleme ergründen. Doch plötzlich sprang sie auf, schnackte mit den Fingern und lachte wie ein Kobold, und ein schelmischer Zug war in ihrem Gesicht, und sie sagte: „Kleidet mich das?“ —

Dann kam Frau Marga ins Zimmer, begrüßte den Freund des Gatten und erging sich in Klagen über dieses länderhaft schlechte Wetter. „Da kann man ja nichts anderes tun als lesen. Freilich wenn man so gut unterhalten wird wie Brita“ — sie warf dabei einen Blick der Ermunterung und des Einverständnisses auf das Paar und bealeitete ihn mit einem lustvollen Lächeln. — „Dann kann man's allerdings aushalten. Sie werden mich darum wohl für einen Augenblick entschuldigen, Herr von Bornward.“ Das hieß so viel als: Ich will euer interessantes Zusammensein nicht stören! Sprach's und verschwand.

In der Tat waren es ganz interessante Stunden, die Otto mit Brita verlebte. Nur ließ sich gewöhnlich nur für kurze Zeit sehen und suchte mit einem Aufwand von Worten Erklärungen für sein Treiben zu geben, er beendete eine mühsame wissenschaftliche Arbeit, die viel Geduld und Zeit in Anspruch nahm. So erschien Otto täglich an Britas Seite, als ihr unzertrennlicher Bealeiter und Freund, und die meisten jungen Damen machten schmeichele Bemerkungen über diesen außerordentlich intimen Verkehr. Doch die beiden ließen sich nicht im mindesten stören, und ihr Verkehr wurde immer vertrauter. Otto von Bornward hatte allen Grund gehabt, zufrieden zu sein; Brita kam ihm bei seinen Bemühungen um ihre Gunst auf halbem Wege entgegen; es

bedurfte keines großen Scharfblickes, um zu erkennen, daß sie ein tieferes Interesse für ihn hatte. Ja, manchmal, wenn sie allein waren, schien sie es förmlich darauf abgesehen zu haben, ihn huldigend zu ihren Füßen zu zwingen. Dann stockte das Gespräch, und sie sah verträumt an ihm vorbei, um dann ganz plötzlich ihre Blicke mit all der Innigkeit, deren sie fähig war, auf ihm ruhen zu lassen. Das war ein stoßen mit Blicken, ein holdseliges Erröten, ein Bemühen, etwas zu verbergen, was man doch nicht verbergen kann. — Und Otto sah und fühlte das wohl, er ließ sich davon verzaubern, er war entzückt von ihrem Wesen und ihrer löstlichen Eigenart, er war überzeugt davon, daß er Brita liebe. Doch dann gab es Augenblicke, — Stunden, wo er allein war, und der Zauber verslog, und das Mißtrauen erwachte, und Zweifel über Britas Wert stiegen in ihm auf. Wozu dieses tolette Spiel? Oder war es doch nur der Ausfluß einer großen tiefen Liebe, die er ihr eingelöst hatte? Er quälte sich damit ab, hinter das Geheimnis ihres Wesens zu kommen, er spürte den Widersprüchen nach, auf die er im Verkehr mit ihr stieß. Es war ein innerliches Unbehagen, das ihn dann heimlich, eine Angst, daß vielleicht nicht alles in Ordnung war. Wo war Gewißheit zu finden? Und die Zeit drängte, er mußte zu einem Ende kommen, so oder so. Darum kämpfte er den Zweifel nieder und suchte alles zusammen, was in seinem Herzen für Brita sprach, und wenn er dann damit fertig war, so flüsteren dämonische Stimmen ihm hämisch zu. Sie ist reich, und das ist die Hauptsache! —

Eleonore v. Stuenbach wollte nun schon drei Tage in dem kleinen unscheinbaren Vorstadthaus, das ihre Tante seit zwanzig Jahren bewohnte. Das Wiedersehen mit der einzigen Schwester, die seit Jahren der Tante einzige Pflegerin war, hatte sie tief ergriffen. — Was war aus Irma geworden? Das lebenslustige, geist-sprühende Mädchen hatte sich in ein stilles, müdes, verblühtes und abgearbeitetes Hausmütterchen verwandelt. — Nein, Tante Henriette hatte der Verwandten keine Wohlthat erwiesen, als sie die Verwalterin in ihr Haus aufnahm.

Von morgens früh bis abends spät nahm sie deren Dienst in Anspruch, und Irma hatte ein viel härteres Los, als hätte sie irgendwo das Brot der Dienstbarkeit gegessen. Was sollte sie beginnen, wenn die Tante starb? Das Häuschen war ja von so geringem Werte, daß es kaum als Besitz in Betracht kam. Die kleine Rente, die pünktlich jedes Vierteljahr eintraf, erlosch mit ihrem Tode. Dazu war Irma erschöpft, nervös, sie bedurfte langer Ruhe, vorzüglicher Pflege, sollte sie wieder arbeitsfähig werden. Es waren also nicht die freundlichsten Gefühle, mit denen Eleonore der Tante gegenübertrat. Aber sie kämpfte ihren Mißmut nieder, denn es war ja zu deutlich mit der alten, verbitterten Frau würde bald ein anderer rechten, der Tod hielt an ihrem Lager sorgsam Wache und hielt das Stundenglas in der Anochenhand; jeder Tag, jede Stunde konnte die Auflösung bringen.

Eine kleine Erkältung, die unbeachtet geblieben war, hatte sich zur gefährlichen todringenden Krankheit entwickelt. Der abgekehrte Körper der Greisin suchte sie und da zusammen, das Fieber verwirrte ihren Geist und peitschte und beßte ihn durch wüste Orte, schauerliche Eindrücke. Von Zeit zu Zeit kehrte er zurück in seine irdische Wohnstatt, und dann richteten sich die müden Augen der Kranken fragend und

angsterfüllt auf ihre Umgebung, als könne sie dort eine Antwort auf die furchtbare Frage finden: Ist es denn wirklich mit mir zu Ende? Ihre Hände umklammerten die weiche Decke, als suchten sie Halt und Stütze in dem Kampf zwischen Leben und Tod.

Als Eleonore das Krankenzimmer betrat, war die Tante bei Bewußtsein. Mühsam lächelnd, von Hustenanfällen unterbrochen, begrüßte sie die Nichte, die ohne weiteres an ihrem Lager Platz nahm, um die Schwester abzulösen. Eben zog eine Schar Kinder vom Spielplatz heim und mit hingebender Kraft und Begeisterung sangen sie: „Freut euch des Lebens, so lang noch das Lämpchen glüht“.

Ein furchtbares Erschrecken packte die Todtranke, mit ihren zitternden, abgekehrten Händen griff sie in die Luft, als wolle sie Schreckgespenste, Spukgestalten verschrecken. „Zieh die Vorhänge zu!“ sprach sie leuchtend, und mit angsterfüllten Blicken folgte sie Eleonores ruhigen Bewegungen.

Stunde auf Stunde verrann, langsam, wartend. Die Nacht verhüllte mit schwarzen Schatten die Welt der tausend Wunder. Immer schneller folgten die Fieberanfälle aufeinander, immer kürzer waren die Augenblicke des klaren Bewußtseins. Schauerlich, nervenerschütternd gesten der Kranken Weherufe durch das kleine schmucklose Zimmer. Eine verzehrende Unruhe kam über sie. Dann kämpfte sie im Fieber gegen unsichtbare Feinde. „Mein Geld! Sie nehmen mir mein Geld!“ rief sie aus.

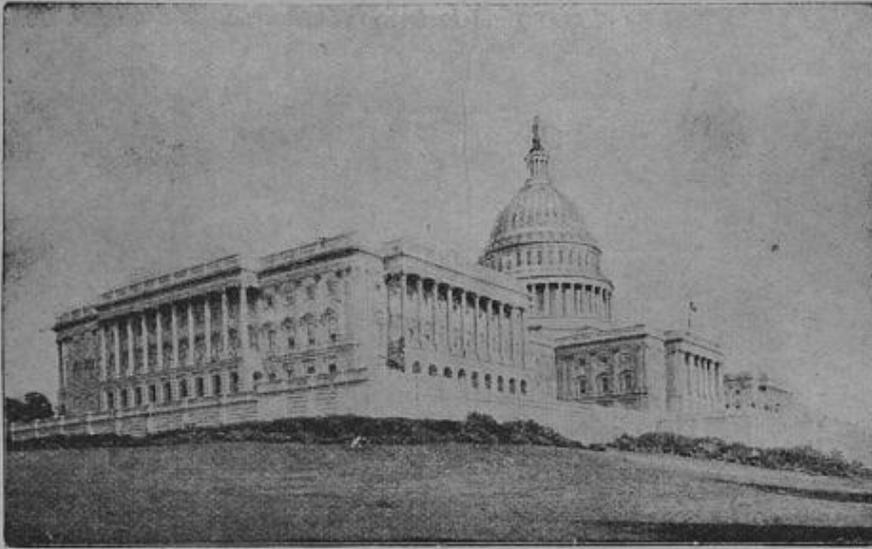
Der Morgen kam, er schien Linderung zu bringen. Regungslos, wie tot lag die Kranke da. Eleonore reichte ihr ab und zu die lindernde Medizin, den kühlenden Trank, strich ihr die Rippen glatt bis Irma sie ablöste. —

Drei Tage dauerte nun schon der Kampf; der Morgen des vierten brachte Erlösung. Tobend und pfeifend zog draußen eine Schar Kinder zur Schule. Darin richtete sich die Sterbende mit einem Nuck auf. Das Nöcheln und Keuchen hatte aufgehört. — Beide Schwestern standen am Paaer und beobachteten stumm die Tante. Sie begann zu sprechen, leise, kaum ver-

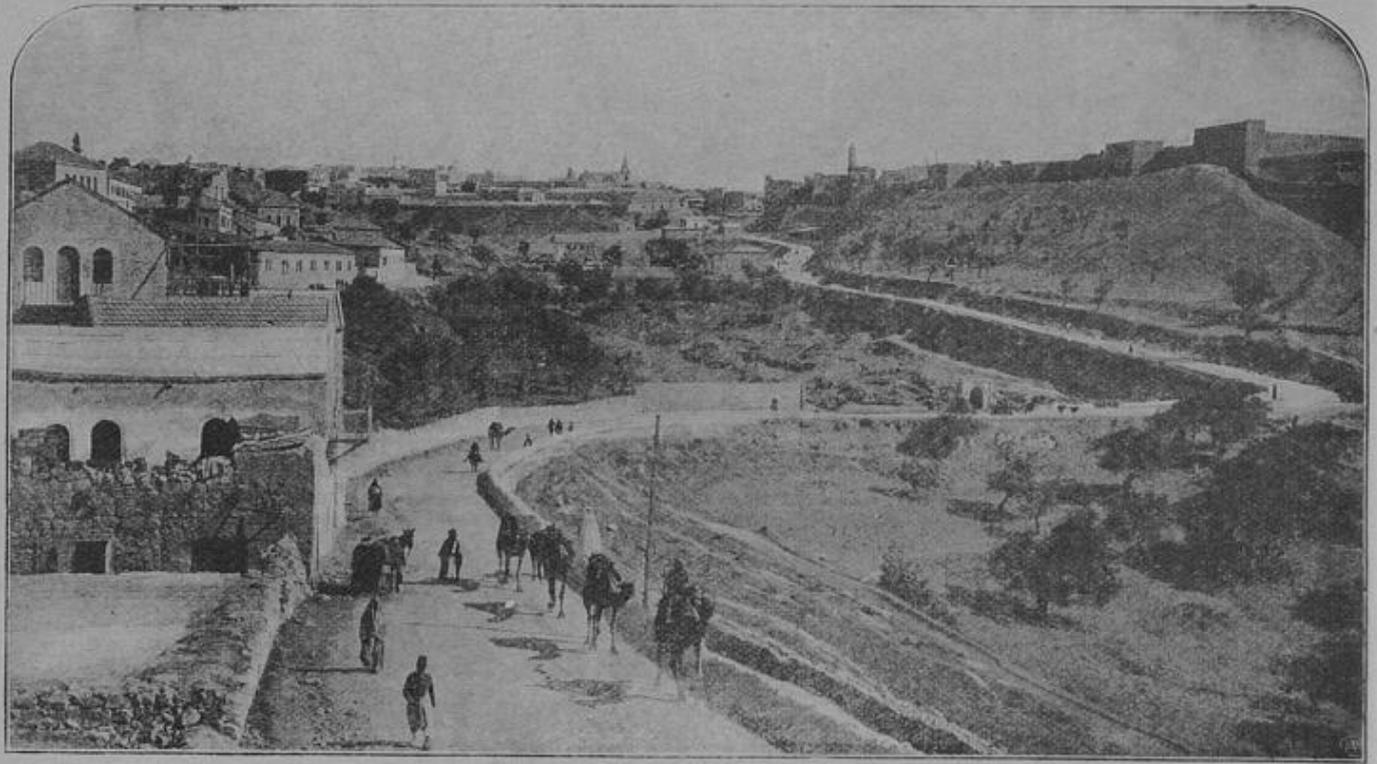
nehmbar. „Es geht zu Ende, Irma, gib mir mein Kästchen.“ — Sie tat es. Mit letzter Kraftanstrengung neigte Henriette ein Schlüsselchen hervor, öffnete das Kästchen, das sie während ihrer letzten Lebensjahre wie ein Heiligtum gehütet. Mit zitternden Händen wühlte sie darin, man hörte das Rascheln von Papieren. Dann sank sie zurück; ein Nöcheln ging durch ihren Körper, ein Zucken, die Hände fielen schlaff herab — Tante Henriette war tot. Eleonore drückte ihr die Augen zu. Dabei fielen ihre Blicke auf das Kästchen von Ebenholz; achlos wollte sie es schließen und fortbringen. Doch der Mechanismus des Schlosses versagte. Sie ging damit ans Fenster und betrachtete das Schloß. Eine seltsame Neugier erfaßte sie. Was mochte die Verschiedene darin verwahrt haben? Andenken aus einer Zeit voll Glück? Briefe?

Irma räumte aus der Nähe des Totenlagers all die kleinen Dinge fort, die jetzt überflüssig waren, Eleonore stand noch immer mit dem Kasten am Fenster.

„Gib ihn her,“ sagte Irma, „ich will ihn fortbringen.“ Aber sie hatte die Hände voll, und so trug Eleonore ihn hinaus. Sie ging in das Wohnzimmer, dessen Fenster nach dem winzigen Garten lagen. Wie ein schwarzer Fleck stand das Kästchen auf der hellen Platte des Eichentisches. „Wol-



Das Kapitol in Washington, das amerikanische Repräsentantenhaus, eines der imposantesten öffentlichen Gebäude der Welt.



Die heilige Stadt Jerusalem, so wie sie der Reisende von heute bei der Ankunft von der Straße aus sieht.

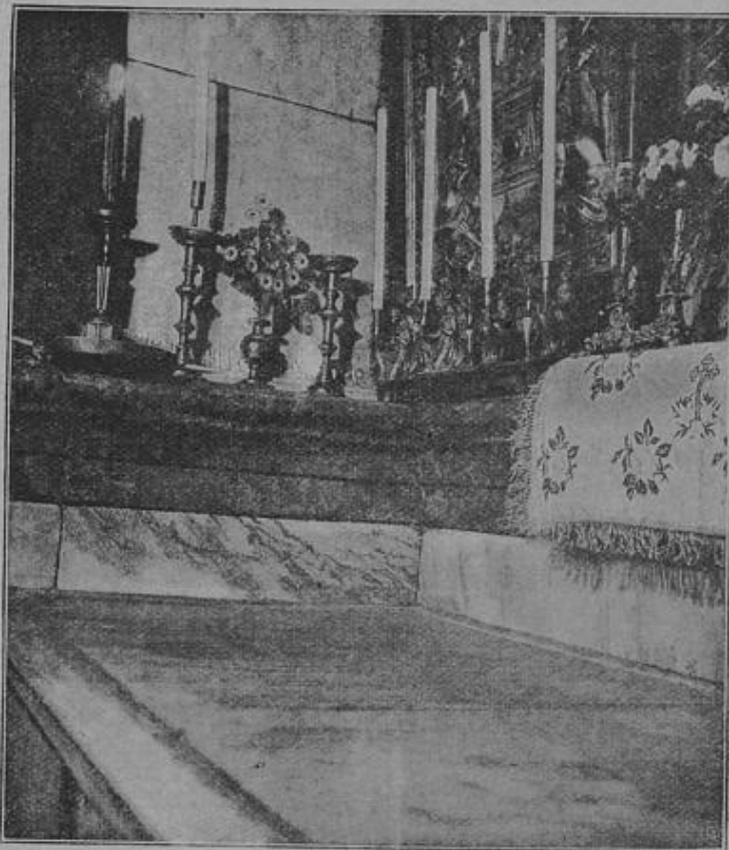
len wir mal nachsehen, was Tante darin verwahrt hat?" fragte sie die Schwester. Die nickte gleichgültig. Sie war müde und abgespannt und setzte sich aufseufzend in einen der altmodischen Sessel.

Eleonore stülpte das Kästchen um. Erstaunt besteteten sich ihre Blicke auf den Inhalt. Das waren keine Briefe, keine Andenken an vergangene Tage, es waren Schätze, Reichthümer — Hypothekenbriefe und Bankobligationen. Ihr schwindelte. Wozu diese Komödie von Armut und Not, wozu dieses lebenslange Entbehren bei so viel Reichthum? Und dann wählte ein bitteres Gefühl in ihr auf; sie hätte Armas Ruahnd erhalten und verschönern können und hatte es nicht getan. „Komm, Irma!“ rief sie der Schwester zu, „eine große Ueberraschung erwartet dich!“ Langsam erhob sich Irma: sie hatte ja die Papiere so manchmal gesehen, wenn sie schlief in das Zimmer der Tante trat aber sie hatte ihnen keinen großen Wert beigelegt. Darum war sie auch jetzt durchaus nicht neugierig. Eleonore wandte Blatt für Blatt um und legte die auseinandergefalteten Papiere in der ursprünglichen Reihenfolge hin. So kam sie auch auf ein mit krausen Buchstaben

beschriebenes Blatt, den Schlüssel zu dem seltsamen Geheimnis. Sie schrieb:

„Ich habe dieses Geld geliebt und gehaßt zugleich. Es war der Preis für mein Glück.

Unter dem Zwange missethlicher Verhältnisse gab ich meine Liebe preis und heiratete einen reichen Mann. Wie arm an Glück war doch diese Ehe! Hätte ich wenigstens Kinder gehabt, dann wäre mein Dasein wohl freudvoller geworden. Doch sie blieben mir versagt; alles blieb mir versagt, nur das Geld hatte ich, dieses erbärmliche, verfluchte Geld! Mein Gatte starb. Durch Zufall erfuhr ich, daß der Mann meiner Liebe elend geworden war. Ja, so war es in der Ordnung; ich, die Untreue war reich; er, der Treue, arm und elend. Da entschloß ich mich aus freien Stücken, ein armes Leben zu führen. Ich zog in diese Stadt, wo keiner mich kannte, kaufte dieses Haus und spann mich ein in meine unfrohen Gedanken. Bald war ich so sehr daran gewöhnt, einsam und arm zu sein, daß ich überhaupt keine Sehnsucht nach einer Aenderung empfand. Wo ich dieses schreibe, bin ich mir mit Bedauern dessen bewußt, daß ich auch Irma unter meiner Einbildung habe leiden lassen. Sie hatte es



Die heilige Woche in Jerusalem: Christi Hellsengrab in der Grabeskapelle, an dem täglich Messe gelesen wird.

nicht gut bei mir; aber ich folgte dabei einem Gedanken, der mir am ersten Tage kam, als Irma bei mir war; ich sah, wie verwöhnt, wie oberflächlich und schwach Irma war; sie sollte gestählt werden für den Lebenskampf, sollte zu einer ernsten Lebensauffassung geführt werden. Ich glaube, es ist mir gelungen, und ich bitte sie, über dem Erfolg das Heilmittel zu vergessen, und mein seltsames Erziehungswort milde zu beurteilen.

Mein Testament, das Irma und Leonore zu Erbinnen meines Vermögens bestimmt, liegt auf dem Gericht.

Weihet einen Gedanken der Liebe der, die viel geliebt, aber auch viel gelitten hat. *Eure Tante Henriette.*

Mit verwunder-ten Augen blickte Irma zu ihrer Schwester Leonore hin. Sie konnte es noch immer nicht begreifen, was diese Komödie von Armut und drückender Entbehrung bei so viel Reichtum bedeuten sollte; sie konnte sich auch nicht mit einem Male in die neuen Verhältnisse finden; ihr Zustand hatte etwas Traumhaftes, es war ein Bangen, daß das alles nur eine Halluzination sei, die früher oder später ein Ende nahm. — Leonore war gleichfalls von den seltsamsten Gedanken bewegt. Ob die Tante recht gehabt, so zu verfügen, wer wollte das entscheiden. Wer weiß, wie alles gekommen wäre, hätte sie damals, als ihr Vater starb, sie in ihr Haus aufgenommen. Leonore für ihren Teil war froh, daß es nicht geschehen war; sie hatten die trüben Tage des Kampfes, des Aufgebens aller Vorteile, liebgewordener Gewohnheiten wirklich gestählt; mit ganz anderen Augen schaute sie jetzt das Leben an.

Möchte es bringen, was es wollte, ihr Schicksal gestaltete sich schließlich doch selbst. Also: sie waren jetzt wieder reich.

Ja, wie reich denn? — Hastig riß sie ein Blatt Papier aus einem Notizbuch und trug darauf die Zahlen ein, welche ihr Vermögen bedeuteten. Da ergab sich die Summe von 400 000 Mark. Sie hielt das Blatt Irma hin, die starrte es an und dann löste sich bei ihr die Spannung, der Druck der letzten Stunden in einem Strom von Tränen auf.

„Weine dich aus, Irma,“ sagte Leonore und streichelte mit mütterlicher Zärtlichkeit das wirre Haar der Schwester, „und dann versuche zu ruhen, ich werde alles andere ordnen und besorgen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Zeppelin kommt.

Eine lustige Geschichte von Nanny Lambrecht.

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine Stadt mit einer Frau Oberbürgermeister. Und natürlich auch mit einem Herrn Oberbürgermeister — doch das nur nebenbei.

Von der Frau Oberbürgermeister wurde Zeppelin signalisiert, und das genügt.

3 3 war am Fliegen. Was verschlug es weiter, wenn er auch über K.-A. hinslog, eine Stadt, die entsetzlich stolz

darob gewesen wäre. Zeppelin hatte Drahtantwort geben lassen: „Wenn es möglich wäre —“

Seitdem rechnete man in K.-A. damit, wenn es möglich wäre, und war sehr auf sich und wartete auf Extrablätter.

Es war um die dritte Nachmittagsstunde.

Da rast die Telephonklingel des alten, neurenovierten Rathauses. Das bedienende Fräulein wippt an den Apparat und es ruft jemand in schweren Fiebererscheinungen:

„Wo ist mein Mann? Wo ist mein Mann?“

„Erlauben Sie,“ ruft das Fräulein dienstlich zurück, „wer ist denn Ihr Mann? Wer sind Sie denn, Sie?“

Haspelt dann die Antwort furchtbar spit: „Der Oberbürgermeister! — Der Oberbürgermeister!“

Hupp! ist Fräulein vom dienstlichen Stuhle auf. „Sehr wohl, gnädige Frau! Gnädige Frau einen Augenblick! Wollen gnädige Frau Platz nehmen?“

Fort ist sie — hupp, und hin zum Herrn und Gebieter über die 160 000 Seelen,

ausgenommen die der Frau Oberbürgermeister. Aber nun steht er am Telephon und ruft: „Was?“ und ruft wieder „Was?! Wa-s?!“ bis sie es ihm unter Zuhilfenahme beider Lungen ins Ohr schleudert:

„Zeppelin kommt! Ich ha —“

Da halt er ihr schon die Rede ab.

„Zeppelin, sagst du? Ist das so? Zep-ppelin?“

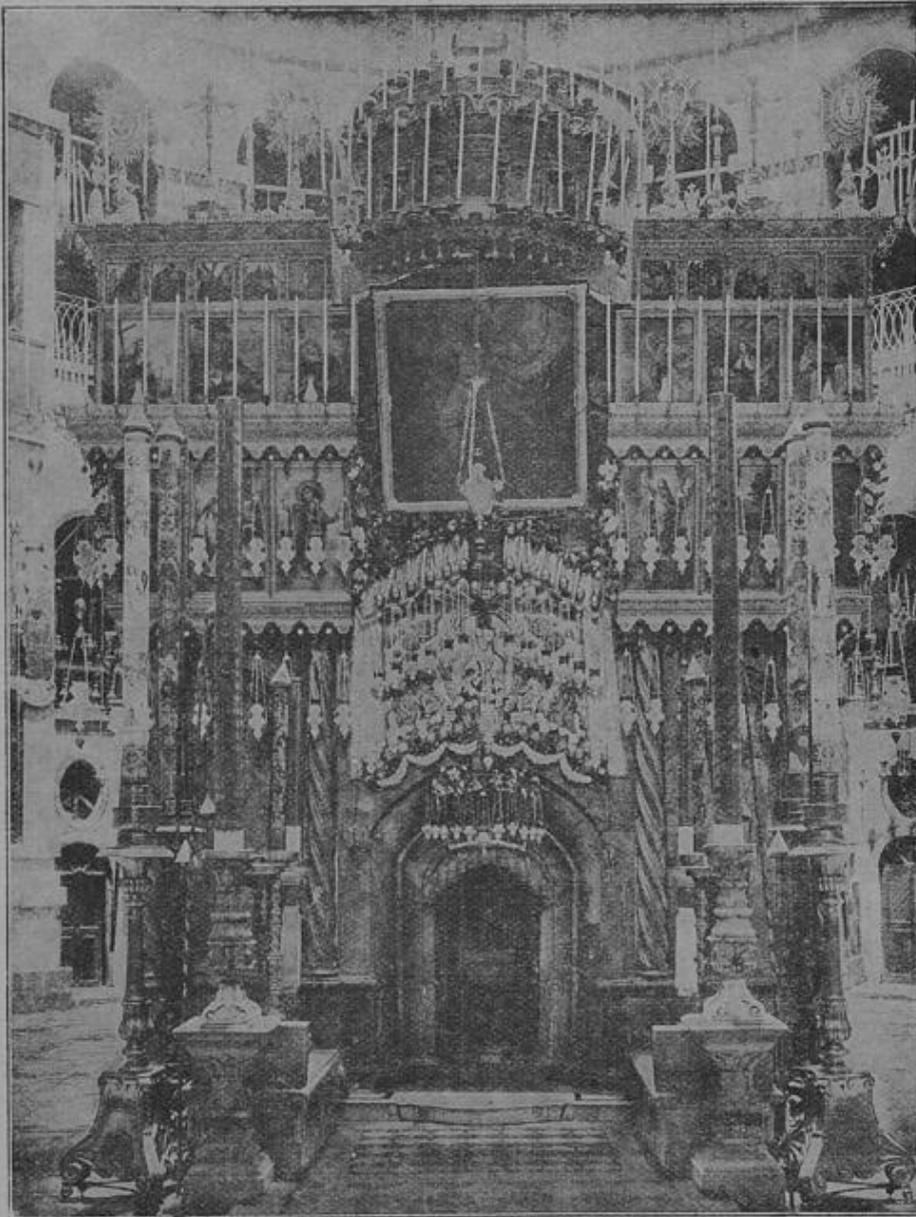
Ist's wirklich Zeppelin, 3 3?“

„Ich habe ihn gesehen!“

„Gesehen, wo?“

„Am Horizont!“

„Am Horizont, wo?“



Die heilige Woche in Jerusalem: Die Grabeskammer innerhalb der Grabeskirche in Jerusalem, die das Grab Christi umschließt.

„Zusteuern auf unsern Rathhausturm!“  
 „Auf unsern?“  
 „Direkt!“  
 „Wo sahst du das?“  
 „Vom „Klingelche“ aus, wir hatten im Wald unser Kaffeebränzchen —“  
 „Vom „Klingelche“ aus sahst ihr etwas in der Luft!“  
 „Einen ungeheuern, länglichen Ballon.“  
 „Einen ungeheuern, länglichen Ballon.“  
 „Mit einer kleinen schwebenden Gondel daran!“  
 „Mit einer kleinen schwebenden Gondel daran!“  
 „Drei Männer an Bord. Einer, der aussieht wie Bismarck, aber freundlicher.“  
 „Dann ist's Zeppelin!“ ruft da der Herr der Stadt, eilt davon, wirft rechts und links ein paar fieberhafte Worte ins Bureau, wirft auch dem Bürgermeister einen Arm voll kategorischer Imperativs hin:  
 „Völker aufstellen! Polizei, Militär benachrichtigen! Auf alle Fälle Vorbereitungen! Stichwort abwarten, dann los!“

Frägt da aufgeschreckt der Bürgermeister: „Und wie heißt das Stichwort?“  
 „Zeppelin kommt!“

Die Telephons wimmern. Die Drähte rasseln. Der elektrische Strom springt. In tausend Volt's jagt's nach dem Polizeipräsident: „Zeppelin kommt!“ Nach der Kommandantur: „Zeppelin kommt!“ Nach dem Amtsblatt: „Zeppelin kommt!“ Nach dem Domprälaten: „Zeppelin kommt!“ Droben auf den Zinnen des Rathhausturmes steht der Oberbürgermeister, der in dienstlicher Abföhrung Ob. heißt. Steht und starrt durchs Fernrohr. Zu ihm hinauf klettert der Polizeipräsident. Und nach ihm der General. Und nach ihm der Prälat. Und nach ihm der erste Vizeordneter. Und nach ihm ein Kommerzienrat dessen Grokwater im Zoologischen Garten der Stadt eine Denkmalsäule stehen hat. Und so sind sie droben auf der Spitze, die Spitzen stehen und schütteln sich die Hände. Stehen und starren ins Fernrohr.

Dann fragen sie ob's denn tatsächlich gewiß sei? Der Ob. faßt mit Nachdruck:

„Meine Herren Redebest ist avisiert wir müssen jedenfalls unsere Vorbereitungen treffen.“

Da stodert der Polizeipräsident von der hohen Spitze des Rathhausturmes herunter und tief hinab zu dem Redewort ins Büro aus Telephon. Er ist ein steifer Herr, fast starr. Es wird ihm mühsam sich zum Schreibröhrer hinabzubiegen. Es mühte ein Schutzmann bereitstehen und ihm „die Ritze“ aus Gesicht halten.

„Sie, Wachtmeister!“

Eine Stimme wie aus einem schlechten Phonographen heronschmissen antwortet:

„An Befehl Herr Präsident!“

„Weld'n Sie dienstun'd' Leutna', daß Zeppelin avisiert.“

„An Befehl Herr —!“

„Avisiert ist! Schutzmannpost'n verdoppelt, 'n Kordon auf Marktplatz. Veritt'ne am alt'n Tor, wenn ich —“

„Befehl Herr —!“ Schwab, ab. Rinkinkink.

„Wenn ich Befehl gebe!“ schmettert Herr Präsident ihm nach. Aber fort ist schon der Wachtmeister total fort. Ein Mann treudeutsch wie er wartet den Schwanz nicht ab wenn er den Kopf an den Hörnern gefaßt hat. Paum a e d a c h t sei der Wunsch vo l l b r a c h t. Rinkinkink Posten in den Straßen verdoppeln! Schutzmannkordon auf dem Markt! Verittene am alten Tor! Zeppelin ist avisiert!

Zwölf Völkertöpfe werden zum höchsten Bergesaibsel hinaufgeschleppt. Auf den Kirchtürmen spähen die Klüster, drunten im Turm sind schon kräftige Arme an den Glockenseilen, um im geeigneten Moment loszulassen. Schutzleute mit alkerblonden Helmen und weißen Paradehandschuhen in den Straßen. Eine Abtheilung Infanterie mit Kinnokana und Mattatam. Ein Rottel Kinder und Montagsbummler ihnen nach mit Geheul und Singana.

Hurra! Hurra!

Der Zeppelin sein Vossschiff is da!

Aus den Schulen strömt ein Getümmel und Gewimmel. Die Klassen sind zur Feier des Tages geschlossen. Die Selecta läuft mit Zeppelinbroschen herum. Auf dem Real-

gymnasium hält der Direktor noch eben bei aufgestülpten Hüften und scharrenden Füßen eine kurze patriotische Ansprache, und dann — los ist der Löw! Auf den Dächern etabliert sich eine Kolonie abgerissener Köpfe aus Lutern und Klappfenstern. Zwischendurch auch steil aufgeredete Arme, flatternde Bettücher und vom Trodenseil geraffte Hemden, Windeln und — diskrete Sachen. Heil Zeppelin! Die Fahnen wehen lautlos. Die Hunde bellen. Es wird Kaffeestunde, aber man denkt nicht daran. Die Häuser sind leer, in den Straßen werden Kinder zerquetscht. Und so furchtbar patriotisch wird's.

Aber die Zeitungen; Verbinden Sie mich unverzüglich mit Ob., unverzüglich, bitte! Sagen Sie Ob., das „Tageblatt“ wolle Auskunft bezüglich Z. 3. Sagen Sie, wir hätten Erzellenz als Leser, Erzellenz muß doch unterrichtet werden.

Der „Anzeiger“ fragt an, warum das Amtsblatt Kenseignements betreffs Z. 3 erhält, die übrige Presse nicht, z. B. der Anzeiger nicht? Ob Z. 3 amtlich avisiert sei? Und warum dann die Nachricht so spät bekannt gegeben werde?

Der „Expres“ will wissen, ob die beordnete Infanterie auf eine Landung Z. 3 schließen lasse.

Der „Stadt- und Landbote“ aber meldet, daß sein offizieller Vertreter, ein gewiegter Aviatiker, der schon diverse Male in einem Fesselballon aufaestiegen sei in der Halle des Rathhauses auf genaue Auskunft warte.

Und die „Volkstimme“, die die „Massen“ hinter sich hat, schiebt zu Händen des Ob. einen Fraaebogen.

Inzwischen rasselt am Telephon ein Choleraföhrer.

Zum Donnerwetter! wo steckt denn der Oberbürgermeister? Holen Sie ihn mal!

„So wer sind Sie denn?“

„Friseurgeschäft, Titus'. Meine Kunden wollen Auskunft über „Z. 3.“

„Aber schauen Sie denn daß jeder“ — beinahe hätte sie Lämmel gesagt — „jeder irgendwer den Oberbürgermeister an den Ivarat rufen kann?“

„Na, aber! Was hab' ich mit Ihnen zu schaffen! Sie, Fätsche wissen ja nichts!“

Schluf, Schwab, ab! Das Kräußein nimmt ein Aspirin-pulver und schwißt Blut. Und da häufen sich neben ihr noch die Deveschen. Anfragen Kundabebungen. Vorschläge zur Zeppelinehruna. Glückwünsche für die Stadt. Die meisten endigten auf „Heil Zeppelin!“

..... Und droben auf der Spitze stehen noch immer die Spitzen. Stehen sich die Knie steif. Stehen und starren nicht mehr ins Fernrohr. Sanft rötet sich der Abendhimmel. In den Straßen drunten blüht das Gaslicht auf.

Dann klingelt noch ein Verpöhteter am Telephon, der durchhöhren Skandal macht. Er teilt mit daß ihm soeben von privater Seite gedrahlet wird: „Z. 3 wegen Rebeles nicht aufgestiegen!“

Bei Oberbürgermeisters schluchzt die Gemahlin ins Taschentuch: „Und ich habe ihn doch gesehen!“

Das war in dem Augenblick, als man vom hohen Bergesaibsel in aller Heimlichkeit die 12 Völkertöpfe zererschlug. Und in dem Augenblicke war's auch als am sanfterödeten Abendhimmel etwas ungeheuer Bängliches lautlos hinschwebte gegen eine Telegraphenstange stieß und — zerris.

Die Schützenesellschaft von Schlaubach hatte einen Kiesen-Papierballon steigen lassen. Das war um die dritte Nachmittagsstunde.

Und weiter erzähle ich nicht.

## Der Tee.

Naturgeschichtliche Skizze von Dr. Karl Kunze.  
 (Nachdruck verboten.)

Unter dem allgemeinen Namen „Tee“ versteht man hof den aus China kommenden, wo er von mehr als 350 Millionen Menschen (dem dritten Teil aller Erdbewohner) seit undenklicher Zeit tagtäglich als Hauptgetränk genossen wird.

Man hat zwar auch in Britisch-Hinterindien (Provinz Siam) und an mehreren Orten des Himalayagebirges Teeanpflanzungen unternommen, die aber noch von keiner Bedeutung sind und kaum einige tausend Kisten im Jahre

nach England liefern, auch schwerlich gegen den chinesischen Tee werden auskommen können, so lange nicht Hinterindien dieselbe dichte, fleißige und geschickte Bevölkerung besitzt wie China. Ein gleiches gilt von Brasilien, wo der versuchte Teebau ohne erheblichen Erfolg geblieben ist. Auch auf der holländischen Insel Java (dem eigentlichen holländischen Ostindien) wird durch die auf dieser Insel lebenden vielen chinesischen Kolonisten Tee angebaut, ganz in derselben Art wie in China, und ebenso zubereitet und verpackt; doch steht dieser Javatee gegen den chinesischen sowohl in der Güte als in der Billigkeit zurück. In dem volkreichen japanischen Reiche wird ebenfalls viel Tee gepflanzt, aber nur wenig davon ausgeführt.

Der Teestrauch wird in China in gartenmäßigen Anlagen und regelmäßigen Reihen, gleich unseren Weinreben, gezogen, anfangs fleißig gedüngt und begossen und überhaupt mit vieler Sorgfalt behandelt. Der beste Tee ist der an sonnigen und quellenreichen Abhängen und Hügeln oder in der Nähe von Flüssen wachsende. Wie beim Weine wirkt der Boden, die Lage und ein gutes, sonnenreiches Jahr sehr auf die Güte des Tees. Die Blätter des Teestrauchs, der alle sieben bis acht Jahre beschnitten und dann durch Samen erneuert und drei bis vier Fuß hoch gehalten wird, sind schmal und von dunkelgrüner Farbe, ungefähr wie die Blätter der Sauerkirsche, mit weißlichen (im Innern gelblichen) Blüten, die unseren wilden Rosen gleichen, und werden erst im dritten Jahre der Anpflanzung zu verschiedenen Zeiten eingesammelt und in flachen eisernen (leinen kupfernen) Pfannen bei gelindem Feuer und unter beständigem Umrühren getrocknet. Das erste Abpflücken der Blätter geschieht anfangs April nach den warmen Regengüssen, die bis in den Juni dauern, die zweite Pflückung im Mai und die dritte im Juni. Die Einsammler (worunter viele Frauen und Kinder) haben einen Korb vor sich hängen, in den sie die abgepflückten Blätter werfen. Die frischen Teeblätter haben einen scharfen, bitteren und zusammenziehenden Geschmack, verlieren aber solchen im gerösteten Zustande gänzlich. Besonders ist dies beim schwarzen Tee der Fall, der stärker geröstet und dadurch, daß er von dem herausgeschwigten grünlichen Saft mehr befreit ist, weit gesünder ist als der weniger geröstete grüne Tee, daher man auch letzteren in China selbst nicht viel trinkt, sondern mehr in das Ausland versendet.

Nachdem der Tee geröstet und getrocknet ist, wird er sorgfältig sortiert und in Körben oder Kisten verpackt und vor dem Zutritt der Luft bewahrt. Die Teekisten, die nach Europa und Amerika verschifft werden, sind alle im Innern mit verzinnemtem Blei ausgefüllt und auf das sorgfältigste verlodet, außerdem auch noch von außen von allen Seiten mit geöltem Papier überlebt, so daß der Geruch des Tees auf das vollständigste erhalten wird und die Seeluft keinerlei Einwirkung darauf äußern kann. Bei einer früheren Versteigerung in London fand man in den Gewölben der Ostindischen Gesellschaft mehrere Teekisten, die dreißig Jahre dort gestanden und beim Öffnen noch fast ebensogut im Geruch und Geschmack waren als die später angekommenen.

Die schwarzen Sorten sind in China und England weit aus am beliebtesten. Der Pekoe (Pek-ho heißt im Chinesischen wörtlich weißer Flaum) ist der feinste und teuerste, weil er die ersten zarten Blätter, als erste Einsammlung im Frühling, enthält. Darunter sind viele junge Sprossen mit weißen seidenartigen Härchen überzogen, die man gewöhnlich als Blüten betrachtet und auch benennt. Der Karawanentees ist eine ausgewählte Sorte Pekoe. Der Pekoe-Congo, auch schwarzblättriger Pekoe genannt (Hong-Mueh), kommt von den zuletzt gepflückten Blättern der ersten Einsammlung, die keine weißen Sprossen mehr enthalten. Vier Wochen nach der ersten Einsammlung findet ein zweites Abpflücken der Blätter statt, die nun kräftiger und ebenfalls ohne weißen Flaum erscheinen und Souchong (Siaou-tschong) genannt werden; und nach weiteren vier bis fünf Wochen geschieht die dritte und bedeutendste aller Einsammlungen unter dem Namen Congo (Kong-fu, auch Kong-fu) oder letztes Pflücken, welche die eigentlich größte Masse des schwarzen Tees bildet. Dieses letzte Pflücken wird an manchen Orten bis in den Spätsommer fortgesetzt, ist dann aber von sehr geringer Qualität.

Der Souchong wird häufig dem Pekoe vorgezogen, nicht allein wegen seines billigeren Preises, sondern auch wegen seines milden und angenehmen Geschmacks und weichenar-

tigen Geruchs und weil er das kochende Wasser schneller färbt, auch in ihm das in dem Pekoe in flüchtiger Form vorherrschende balsamische Prinzip am unverkennbarsten zu einer gewissen Stabilität gelangt ist, was auch teilweise von dem Congo gilt, der jedoch im ganzen geringer ausfällt. Der Souchong ist nicht mit dem Pouchong zu verwechseln, der zwar ebenfalls angenehm riecht, aber weniger gut schmeckt, und ein gleiches gilt von dem Dolong, Campoy usw. usw. Der früher gebräuchliche Name Bohea (Bu-hi) ist ein allgemeiner Name für schwarzen Tee, der aus dem Verglande gleichen Namens (Bu-hi) kommt.

Die Chinesen teilen ihren Tee in Bergtee (Chan-cha) und in Gartente (Puen-cha). Cha wird in den Teedistrikten von Fokien stets wie T ausgesprochen.

Der Orange-Pekoe gehört zu den parfümierten Tees (englisch scented teas), die man in China durch Beimischung von Orange- und andern Blüten bereitet. Dazu gehört auch der in Holland beliebte Bloemtee. Howquamixture ist ein Gemeng von mehreren Teesorten und Blüten, aber teurer und im ganzen nur wenig begehrt.

Von den grünen Sorten geschehen in der Regel nur zwei Einsammlungen. Die erste, Hayson, bedeutet im Chinesischen „blühender Frühling“, die zweite Tontay (Twan-tay) bildet die letztere spätere Sorte, und Hayson-stein ist der Ausschuß vom Hayson. Was man den jungen Hayson (Urim) nennt, ist nichts anderes als abgesteibter oder klein geschnittener Hayson, der mehr nach Nordamerika geht. Aus den zarten Blättern des Hayson wird der Perlente (Chu-cha) bereitet. Man hat dafür die englische Benennung Gunpowder (Schießpulver) beibehalten, weil er in kleinen Körnern oder Kügelchen, von einem leichten Gummi überzogen, vorkommt, in der Größe des groben Schießpulvers oder vielmehr Erbsen. Imperial (Kaiserte) ist eine geringere Sorte des Gunpowders, weit größer von Korn und ungleich gerollt. Zuweilen fügt man den grünen Teesorten in China ein Pulver von Berlinerblau und Gips bei, wohl durcheinander gemengt, um ihnen eine schönere Farbe zu geben; doch geschieht dies nur bei solchem Tee, der für das Ausland bestimmt ist, weil die Chinesen einsehen, daß dies allerdings der Gesundheit nicht zuträglich ist. Der Name von andern grünen Sorten, wie z. B. Singlo, Soulong usw. rührt von den Distrikten her, in denen sie gewonnen werden.

Eine Erwähnung verdienen noch die (schwarzen) Teespißen, die von dem Pekoe und Souchong abgesteibt werden und die feinsten Bestandteile dieser beiden Sorten enthalten, auch von Kennern vorzugsweise begehrt sind, während man sie noch häufig in Deutschland, aus Unkenntnis, als bloßen Staub betrachtet, daher sich auch der ungemein billige Preis derselben erklärt. Man hat bloß darauf zu sehen, daß man sie nach dem Anbrühen langsam abgießt.

Einen geringen Tee bilden die Teelüchen, in Form von Ziegelsteinen, aus zusammengedrückten Blättern bestehend, wovon man je nach dem Bedarf Stücke abschneidet und die besonders in Tibet, der Tatarei und Rußland verbraucht werden.

Zu den Ländern, wo Tee vorzugsweise getrunken wird, gehören: China, Japan, Cochinchina, Siam und birmanisches Reich, Tibet, Rußland, England, Holland, Teile von Norddeutschland, Dänemark und Schweden, Teile von Nordamerika und Britisch-Australien, mithin die größere Hälfte aller Erdbewohner, und die Kaffee trinkenden Völker weit überragend.

Bei der Zubereitung des Tees ist es durchaus erforderlich, daß das Wasser siedend heiß übergegossen wird, sonst wird der Tee matt und schlecht, und nachdem er einige Minuten angezogen, gießt man noch so viel heißes Wasser hinzu, als man eben Lassen wünscht. Dabei ist besonders zu beachten, daß der Tee beim Anbrühen oder Ueberhütten auf keinen warmen Ofen oder Herd gestellt wird, da sonst die Kraft zu schnell herauszieht und er arzneiähnlich schmeckt, während er auf dem Teebrett oder sonst an einem nicht warmen Platze seinen natürlichen schönen Geruch und Geschmack behält.

In China trinkt man den Tee ohne Milch und ohne Zucker; die Tataren aber kochen ihren Tee in Milch. In Japan stößt man die trockenen Teeblätter in kleinen Mördern zu Pulver und tut dann eine Messerspitze voll in die Tasse, ehe man das heiße Wasser hinzugießt.



### Unsere Bilder.



— Das jüngste Brautpaar im Hohenzollernhause. (Zu dem Bild Seite 89.) Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der Bräutigam, ist der jüngste Sohn des verstorbenen Prinzen Albrecht, Regenten von Braunschweig, geboren 12. Juli 1880 in Kamenz; Prinzessin Agathe von Ratibor-Courvey, die Braut, ist die älteste Tochter des Herzogs Viktor von Ratibor, geboren 24. Juli 1888 in Schloß Rauden. Die Hochzeit wird jedenfalls im Frühjahr stattfinden. Der Prinz verwaltet augenblicklich die großen, von seinem Vater hinterlassenen Güter, mit dem Hauptitz auf Schloß Kamenz in Schlesien.

— Das Kapitol in Washington. Der imposante Bau, den unser Bild Seite 91 darstellt, ist der Sitz der Regierung der Vereinigten Staaten. Hier kommen die Repräsentanten und Senatoren zusammen, hier tagt das Obergericht, hier wohnt der Präsident. Auf einem künstlichen Hügel errichtet, ist das kolossale Gebäude von allen Seiten der Stadt aus sichtbar. Breite Treppen führen zu einer Plattform empor, auf der sich zunächst lange Reihen von Säulen aufbauen, hinter welchen Gänge fast um das ganze Bauwerk herumgehen. Die alles überragende Stuppel erhebt sich in drei von Säulen getragenen Absätzen zu einer Höhe von 396 Fuß über dem Erdboden. Auf der Stuppel steht eine riesige Bronzestatue, die Freiheitsgöttin, das Haupt mit Adlerfedern geschmückt, in der rechten Hand das Schwert in der Scheide, in der linken einen Schild, das Antlitz nach Osten gewendet. Den Grundstein zu dem Bundesgebäude der Republik hat der Präsident George Washington im Jahre 1793 gelegt. Der Plan stammte von einem englischen Architekten William Thornton, der Bau in seiner heutigen Gestalt geht aber über den seinerzeit ausgeführten weit hinaus. Man mußte bereits im Jahre 1850 zu Erweiterungen schreiten, und 1867 war das Kapitol, das im ganzen 13 Millionen Dollar gekostet hatte, vollendet. Es ist eines der größten Bauwerke der Erde und die gewaltigen Massen sind — nach antiken Vorbildern — glücklich verteilt, so daß die Gesamtwirkung nicht ungünstig ist.



### Zur Unterhaltung.



— Deutsche Treue und englische Aussprache. Hausfrau: „Aber Trine, warum weinen Sie denn?“ — Köchin: „Ach, Madame, mein Schatz hat mich betrogen! Er wollte nach Amerika gehen und mich später nachkommen lassen und jetzt schreibt er mir, er wäre mit der Red Star-„Line“ abgefahren!“

— Leder-Galanterie. Mutter (beim Ball zur Tochter): Die Unterhaltung ist heute entsetzlich ledern. Sind die tanzennden Herren auch so unbeholfen im Gespräch? — Tochter: Bisher sagten alle, daß es sehr betz hier sei!

— Entstehung der Arten. Lieschen (bemerkt einen Storch, der einen zappelnden Frosch im Schnabel hält): „Papa! Papa! Ruck mal, der Storch bringt eben ein kleines Froschbaby!“

— Warnung eines Zahlenmenschen. Lieber Freund, ich rate dir ein: Nimm dich in acht vor dieser bösen Sieben, ehe du vier Wochen mit ihr verheiratest sein wirst, hast du dich mit ihr entzweit und du wirst drei Kreuze hinter ihr machen, sie aber wird dich sehr schnell zur Null machen, so daß du nicht mehr bis fünf zählen kannst. Sie wird dich schon um sechs zu Bett schicken, und, wenn du doch mal entschläpfst und erst um zwölf nach Hause kommst, wohl gar eine neunschwänzige Skate über dir schwingen, daß du es nicht zehn, nein hundertmal bereust, sie zu deinem Weibe gemacht zu haben, trotz ihrer Millionen!

— Afrikanisch. Missionär: Großer Häuptling, willst du mir deinen Schutz gewähren? — Häuptling: „Ich will es; wer bedroht dich, weißer Mann?“ — Missionär: „Dein Bassall Abembo; er hat mir sagen lassen, er wolle mich töten und verschlingen.“ — Häuptling: „Wenn er das wagt, lasse ich ihn fünf Minuten später aufhängen.“ — Missionär: „Großer Häuptling, könntest du ihn nicht fünf Minuten vorher aufhängen?“



### Rätzelecke.



Bezier-Bild.



Schau, Alte, da hat sich vom Nachbarhose ein Gast eingefunden.

#### Silben-Versteck-Rätsel.

Mangel, Duldermiene, Bierglas, Schleichhandel, Muttertreu, Kose, Mündelgeld, Palast.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach in vorstehenden Wörtern versteckt sind, ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

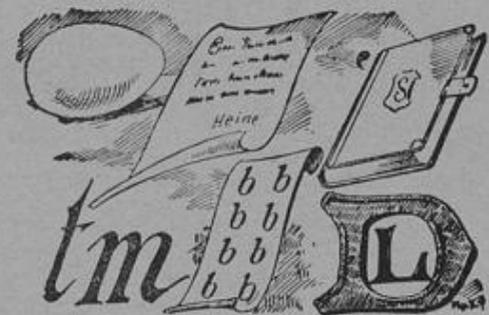
#### Doppelsinn-Rätsel.

Mit die hört man es anstatt Schutz  
Und Weideplatz oft sagen;  
Mit der wird's mit und ohne Fuß  
Als Schutz und Schmutz getragen.

#### Logogramm.

Es nennt mit „d“ dir einen Baum,  
Mit „l“ ist's dünn, man sieht's oft laum;  
Und wird ein „f“ ihm eingestekt,  
Dann wächst es draußen auf dem Feld.

#### Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

#### Auflösungen aus voriger Nummer.

Zahlenrätsel: Murat, Traum, Armut.  
Streichrätsel: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.



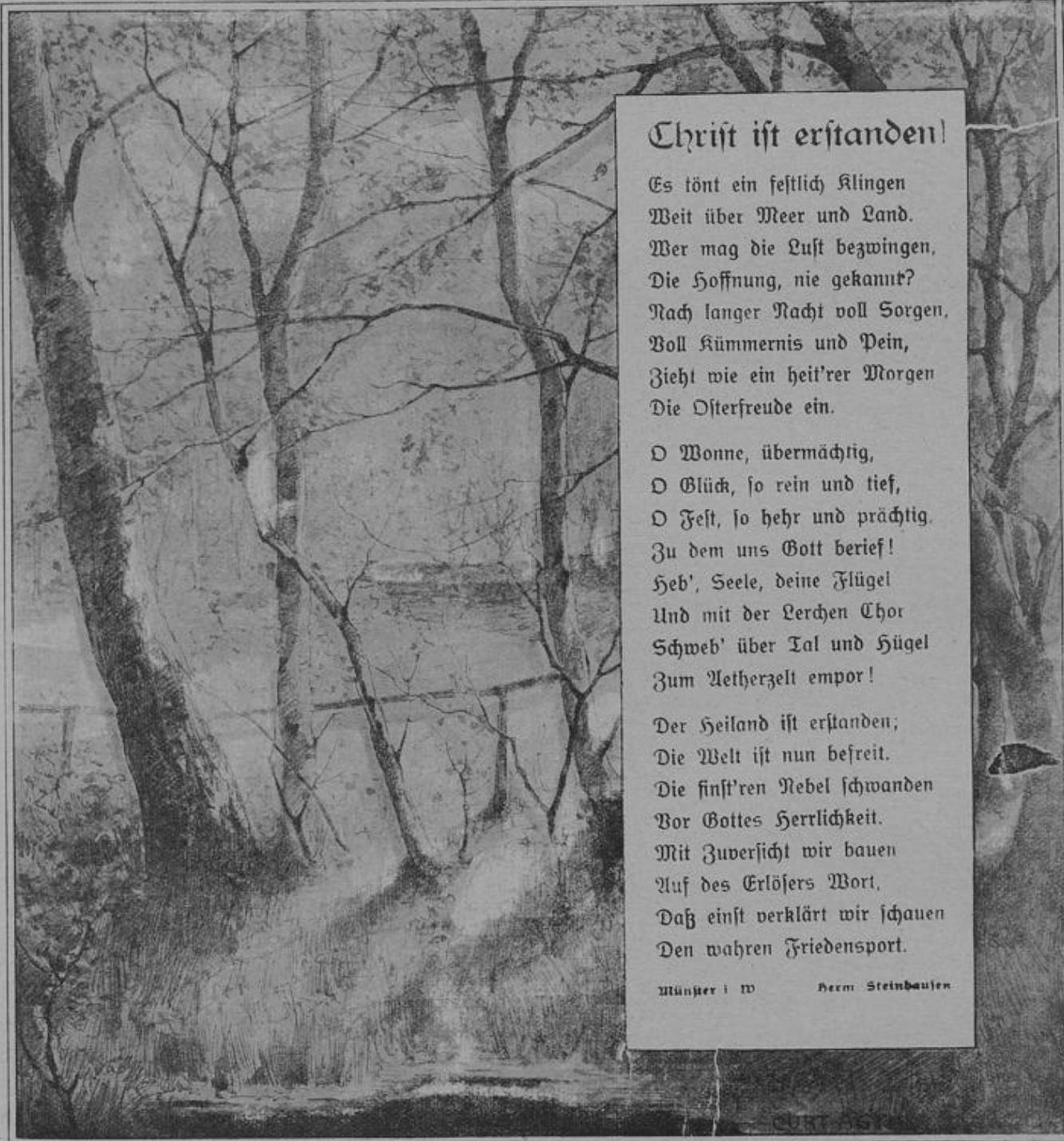
# S Düsseldorf SONNTAGSBLATT.

Beilage zum Düsseldorf Tageblatt.

Nr. 13.

Sonntag, 27. März.

Jahrgang 1910.



## Christ ist erstanden!

Es tönt ein festlich Klingen  
Weit über Meer und Land.  
Wer mag die Lust bezwingen,  
Die Hoffnung, nie gekannt?  
Nach langer Nacht voll Sorgen,  
Voll Kummernis und Pein,  
Zieht wie ein heit'rer Morgen  
Die Osterfreude ein.

O Wonne, übermächtig,  
O Glück, so rein und tief,  
O Fest, so hehr und prächtig.  
Zu dem uns Gott berief!  
Heb', Seele, deine Flügel  
Und mit der Lerchen Chor  
Schweb' über Tal und Hügel  
Zum Aetherzelt empor!

Der Heiland ist erstanden;  
Die Welt ist nun befreit.  
Die finst'ren Nebel schwanden  
Vor Gottes Herrlichkeit.  
Mit Zuversicht wir bauen  
Auf des Erlösers Wort,  
Daß einst verklärt wir schauen  
Den wahren Friedensort.

Münster: W. Herm Steinbullen

## Der Sieger.

Erzählung von Emil Franke.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Irma war der Schwester so dankbar für ihre tatkräftige Unterstützung, und auch die folgenden Tage brachten manches, was sie verwirrt und aufgeregt haben würde, hätte sie es allein erledigen müssen. Sie konnte kaum die Zeit erwarten, wo sie das kleine Haus verlassen durfte. Am Tage nach dem Begräbnis saßen die Schwestern zusammen im Wohnstübchen und berieten über ihre Zukunft. Eleonore machte folgenden Vorschlag: „Bis zum 1. Oktober muß ich es in Bodenburg aushalten; es wäre kindisch, wollte ich eine vorzeitige Lösung des Verhältnisses herbeiführen, nur weil ich über Nacht die Mittel erlangt habe, die mich in die Lage setzen, nach meinem Geschmade zu leben. Du bleibst so lange in Buchholzhausen, pflegst und erholst dich recht tüchtig, und dann sehen wir uns erst mal die Welt an. Wo es uns sehr gut gefällt, da bleiben wir. Bist du damit einverstanden?“

Natürlich war Irma einverstanden. Bald war alles so weit erledigt, daß sie die Reise nach Buchholzhausen antreten konnten.

Spingsten stand vor der Tür, das Wetter hatte sich wieder gebessert, da war es denn kein Wunder, daß die Zahl der Reisefreudigen sehr groß war. Die beiden Schwestern stiegen in ein Abteil, in dem ein älterer Herr und eine junge Dame saßen. Eleonore blickte verwundert den Herrn an. Sein Gesicht erinnerte sie an jemand, den sie sehr gut kannte, und doch konnte sie sich im Augenblick nicht besinnen, mit wem er eigentlich so viel Ähnlichkeit hatte. Er sprach einige Worte zu seiner jungen Begleiterin, allem Anscheine nach war es seine Tochter, deren Kühle und stolze Reserviertheit von seinem bei aller vornehmen Ruhe außerordentlich freundlichen und gewinnenden Wesen eigenartig abwich. Es schien, als ginge etwas Eistiges, Erfältendes von ihr aus. Die feinen Lippen hatte sie seit auseinander gepreßt, und man mußte fortwährend befürchten, etwas Herbes von ihr zu hören.

Interessiert beobachtete Eleonore die junge Dame, die so stolz über sie hinwegjah.

Irma blickte zum Fenster hinaus und nahm mit Freunden Abschied von der Gegend, wo sie lange Jahre ohne Freude und Glück gelebt hatte. Ein frohes Leuchten lag in ihren Augen und verschönte ihr feines Gesicht. „Was wird jetzt kommen, etwa das Glück?“ so fragte sie sich, und ihr Herz pochte rascher. Noch vor kurzem hatte sie abgeschlossen mit dem Leben, es hatte ihr nichts mehr zu geben und zu sagen, und heute war sie voll froher Hoffnungen und Erwartungen, ihr Herz pochte voll Jugendmut und die trübe Zeit lag hinter ihr wie ein böser Traum.

Nein, sie war noch nicht alt, wie sie immer gefürchtet hatte, sie konnte sich selbst noch begeistern, ihr Herz, das lange Jahre um sein Recht gekämpft war, hüpfte so fröhlich, und die ganze Welt war schöner und begehrenswerter geworden. Etwas wie heißer Dank, daß doch noch alles gut geworden war, daß auch ihr die Sonne wieder lachte, durchrieselte ihren Körper, und ihre Hände machten eine unwillkürliche Bewegung, als wollten sie sich falten. Dabei entglitt das Täschchen ihrer Hand und fiel auf den Boden. Galant hob der Fremde es auf und überreichte ihr dasselbe mit einem freundlichen Wort. Sie dankte errötend, fast schämte sie sich ihrer Unaufmerksamkeit. Von da ab ruhten des Mitreisenden Augen noch öfter auf Irma, und sie konnte nicht umhin, ihn hie und da, wenn auch verstohlen, gleichfalls anzublicken. Er hat gute Augen, urteilte sie das eine Mal. Dann kam sie zu dem Ergebnis, daß sie ihr Gegenüber viel gedacht haben müsse, daß er bei aller gewinnenden Freundlichkeit doch energisch sei, und seinem Willen Geltung zu verschaffen wisse. Eigentlich wunderte sie sich darüber, daß sie sich so viel Mühe gab, einen Blick in die Seele des Fremden zu tun. Sie schob das auf die Langleiwe des Fahrens und blickte wieder hinaus.

Eleonore hatte auch ihren Gedanken Audienz erteilt. Sie waren ein wenig widerspenstig und richteten sich zumeist auf Dinge, die für Eleonore eigentlich abgetan waren. So dachte sie zum Beispiel daran, was wohl Otto von Bornward für ein Gesicht machen würde, wenn er erfuhr, daß sie nicht mehr arm war! Ob er sich dann wohl wieder Mühe gab, ihre Gunst zu erringen? Möglich war das schon. Selbstverständlich war es ganz ausgeschlossen, daß zwischen ihnen jemals wieder von Liebe die Rede sein konnte. Wenn sie

es auch kaum begreifen konnte, daß bei der Lage der Dinge er wohl kaum imstande war, die arme Eleonore zum Weibe zu nehmen, so war es ihr doch unmöglich, zu vergessen, daß nur Geld und Gut bei ihrer Wahl entscheidend war. Nein, so viel Stolz besaß sie denn doch noch; die arme Eleonore wollte er nicht, die reiche wollte ihn nicht. Das war ein sehr glattes Exempel. Aber warum in aller Welt kostete sie dieser selbstverständlichen Entschluß so viel Willenskraft? Warum nur suchte sie mit ihrem ganzen Scharfsinn Gründe für sein Handeln zusammen? Konnte es ihr denn nicht ganz gleichgültig sein, ob ihm mildernde Umstände zugebilligt werden mußten oder nicht? Da brach sie mit jähem Entschluß diese Gedankenreihe ab, und sie beschäftigte sich mit Bodenburg, und sie empfand etwas wie Heimatssehnsucht, Sehnsucht nach lieben Menschen, z. B. nach Inge, nach Dr. Ihmer. Scharf lugte sie aus; man konnte nämlich vom Zuge aus die Zinnen der Bodenburg sehen. Erstaunt blickte der Fremde auf, als Eleonore ausrief: „Das ist Schloß Bodenburg. Wir sind am Ziel.“ Er gab sich vergeblich Mühe, sich diese Worte zusammen zu reimen, und inzwischen hielt der Zug auf der Station Buchholzhausen. Alle vier stiegen aus. Es waren ziemlich viel Menschen auf dem Bahnsteig, was ja um diese Zeit auch nicht verwunderlich war. Eleonore strebte dem Ausgange zu; sie wollte mit Irma nach dem Kurhaus fahren, sie ein wenig bekannt machen und dann zu Fuß nach Schloß Bodenburg gehen. Aus diesem Grunde hatte sie ihr Kommen nicht speziell mitgeteilt. Sie war nicht wenig verwundert, als sie plötzlich fast die ganze Familie Bodenburg erblickte: Der Baron, die Baronin, Inge und Heinz standen zusammen und beobachteten die Passanten. Noch ehe sie die kleine Gruppe erreichte, traten ihre beiden Mitreisenden auf Bodenburgs zu. Die Begrüßung war außerordentlich herzlich, und jetzt wußte Eleonore, wer die beiden waren, warum ihr die Zuge des Fremden so bekannt erschienen: es war der Minister von Bodenburg und seine Tochter. Noch bevor Eleonore sich freie Bahn bis zu den Herrschaften geschaffen hatte, war Inge bei ihr. In ihrer stürmischen, impulsiven Art fiel sie Eleonore trotz der vielen Menschen um den Hals und begrüßte sie so zärtlich, daß selbst Irma erstaunte.

Doch auch sie fand rasch Gefallen an dem prächtigen Mädchen, das so frei zu sein schien von Phrase und Verstellung. Natürlich unterblieb fürs erste die Fahrt ins Kurhaus. Die Baronin lud Irma aufs herzlichste als Gast ein, und Irma konnte auf die Dauer dem Reiz nicht widerstehen, für lange Wochen Mitglied eines behaglichen Kreises zu sein. Der Minister begleitete die Annahme der Einladung von seiten einer „alten Bekannten“ aus dem Zuge als Fügung, Fatum, Kismet; die ersten Eindrücke, die sie gegenseitig von einander empfangen hätten, wären besreit gewesen von dem lästigen „Wer bist du?“

Nach einer kleinen Promenade stieg man in die zwei bereitstehenden Wagen. „Nun sind wir bald ein ganzes Damen-Pensionat“, meinte Inge scherzend, „das muß aber ein Leben werden!“ Hedwig Bodenburg, die Tochter des Ministers, machte ein sehr lässliches und abwehrendes Gesicht, sie beteiligte sich kaum an der Unterhaltung, und Inge hatte es scheinen wollen, als sei bei der Erwähnung von Eleonorens Verhältnis zu ihrer Familie ein moquantes Lächeln über Hedwigs Gesicht gehuscht. Natürlich mußte die Stolz dafür bestraft werden, und Inge zeichnete ihre Freundin so offensichtlich aus, daß es nicht großen Scharfsinnes bedurfte, um den Zweck dieses Wandervers zu erkennen. Hedwig hüllte sich jetzt ganz in Schweigen, und Irma hatte ein wenig Mitleid mit ihr. Eleonore erzählte inzwischen kurz vom Ende der Tante, erwähnte auch kurz die so eigenartige Erbschaft und ihre Pläne für den Herbst. Da ging eine große Veränderung mit Inge vor; ihre Augen richteten sich mit einem Ausdruck ängstlicher Spannung und kindlich-naiven Erschreckens auf die Freundin. Mit den Armen machte sie eine halbe Geste, und sie fand nicht sofort die rechten Worte, so groß war ihre Bewegung. Doch dann sprudelte sie los: „Ne, Lenore! Und damit vergällst du mir die ganze Wiedersehensfreude. Das willst du mir antun? Das gibst einfach nicht! Ich lasse dich nicht! Oder ich gehe mit! Das wäre ja noch schöner! Nein, Eleonore, daraus wird nichts. Punktum!“

Jetzt ließ sich Hedwig hören. Ihre Worte waren ein Ausfluß ihrer erbitterten Stimmung. Daß Inge sie über der „bezahlten Lehrerin“ gröblich vernachlässigte, war für sie eine empfindliche Demütigung, die eine Zurechtweisung verdiente. Frostig, mit höhnischem Lächeln sagte sie: „Aber Inge, du tust ja, als sei Fräulein Ruenbach unerfänglich.“

Ihr Geld und gute Worte werdet Ihr doch wohl eine Erzieherin wiederbekommen können!"

Das war Inge zuviel. Mühsam hielt sie an sich, sonst hätte schon der erste Tag, das erste Zusammensein dramatisch geschlossen; und so viel Takt besaß Inge doch, daß sie ihre Pflichten gegen die Gäste des Hauses bedachte. Kalt, mit einem heimlichen Beben in der Stimme und starker Betonung der Worte, auf die es ihr hauptsächlich ankam, sagte sie: „Fräulein Eleonore von Auenbach ist mir nicht Erzieherin, sondern eine vertraute, liebe Freundin, der ich sehr, sehr viel verdanke, mehr als ich ihr jemals vergelten kann.“

Der tiefe Ernst und die heimliche Zärtlichkeit dieser Worte verfehlten doch ihren Eindruck nicht. Hedwig war nur betroffen, nicht eigentlich verletzt. Prüfend ruhten ihre Blicke auf dem Gesicht der „Erzieherin“, das in seiner vornehmen Ruhe und außerordentlichen Schönheit ihr schon während der Fahrt aufgefallen war, und sie besaß Gerechtigkeitsgefühl genug, um anzuerkennen, daß das Fräulein sich mit vollendetem Takt benommen habe, daß alles Aggressive hingegen von ihr selbst ausgegangen war. Darum reichte sie Eleonore die Hand hin und sprach: „Ich bitte, Fräulein von Auenbach, den peinlichen Zwischenfall zu vergessen, mein Benehmen zu entschuldigen.“

Eleonore verbeugte sich wortlos und nahm die dargebotene Hand an; doch blieb die Stimmung natürlicherweise gedrückt. Zum Glück langte man bald in Bodenburg an, und man war allerseits bemüht, über das Peinliche des vorhergegangenen Zusammenstoßes hinwegzukommen.

Aus Purpurdecken hob die Sonne ihr Haupt vom Schlaf, ungezählte Millionen glühroter Streifen drangen aus ihrem Auge und flogen durch die Morgenluft. Und alles wachte auf. Die Blumen tranken den vielfarbigen, schimmernden, klammernden Tau. Die Vögel pusteten sich die Wimpern, schüttelten sich des Himmels Raß aus ihrem Livree, und dann versuchten sie, ob ihr Stimmchen noch in Ordnung war. Das gab ein vielstimmiges Freiluftkonzert ohne Rhythmus und Takt, und doch voll süßer, herzbestimmender Harmonie. Es war ein echtes Sommerwetter, das endlich nach langen Regentagen wieder einsetzte. Wie mit einem Zauberbesen nahm alles eine andere Farbe an; nichts mehr von dem trüben Grau, ein fattes Grün allüberall, ein goldener Glanz um die grauen Berge, ein sonniges Klimmern auf dem Blättergewirr des Waldes.

Otto von Bornward stand einsam am Bach, der in anmutigen Windungen durch den Kurpark hüpfte. Eine Ahnung kommender Schönheiten hatte ihn ihm Morgen grauen hinausgetrieben. In der Pracht und dem Frieden des Sommermorgens schwiegen die widersprechenden Gedanken in seiner Brust. Und er stand an der Brüstung am Bachufer still und lehnte den Kopf gegen die kühle Eisentange; die eiligen Wellen murmelten und erzählten von alten vergangenen Zeiten.

Plötzlich fühlte er ein Paar weiche kleine Hände vor seinen Augen und eine schelmische Stimme fragte: „Wer ist's?“

Ob er's wußte! Natürlich war das Brita, mit der er in den letzten Tagen so schnell vertraut geworden, doch er gab sich keine Mühe, sich von ihrer Berührung zu befreien; so wohl tat ihm der Druck der weichen Frauenhände. Und als sie dann endlich die Arme sinken ließ, da fragte er nur: „So früh?“

„Du lieber Gott“ meinte Brita, „ein bißchen früh mag das ja sein; aber ich hielt es tatsächlich nicht mehr im Hause aus, ein unerträgliches Druck lastete auf mir, und da ging ich auf eigene Faust los.“

Arm in Arm kehrten sie zum Kurhaus zurück. In Britas Augen war ein seltsam Leuchten, als hätten sich die Sonnenstrahlen dort versammelt, und mit diesen sprühenden Augen blickte sie den Assessor hie und da an, und es lag ein Entgegenkommen und Ermuntern darin, ein erstauntes Fragen: Siehst du denn nicht? — Ach, er sah's nur zu gut, verstand nur zu gut, aber merkwürdig, er hatte das Gefühl, als seien sie nicht allein, als schritte an seiner Seite jemand, der voll Hoheit ihn anblickte, und ob er auch entschlossen sich abwandte; sein Herz sagte es ihm, daß sie da sei, sie, die eine, die Herrliche, die Königin, das Weib seiner Liebe. Etwa Brita?

Nein, die nicht; eine, deren Namen er nicht nennen wollte, weil es genug war des Kampfes und der Qual, vergeblichen Kampfes, nutzloser Qual!

„Wissen Sie was, Herr von Bornward?“ fragte Brita, „heute bleiben wir auf keinen Fall zu Hause! Es ist zu

schön draußen. Wollen mal gleich den Schlachtenplan entwerfen, nicht wahr?“

„Natürlich bin ich einverstanden, Brita,“ erwiderte der Assessor, er hatte sich selbst zum Trost diese vertraute Anrede gewählt, „wir können ja per Wagen nach Kahlwitz und Gemmenbach fahren und uns von dort am Abend abholen lassen. Von Gemmenbach aus kann man prachtvolle Wanderungen durch das Gebirge machen, und wenn das Wetter günstig bleibt, gibt es eine herrliche Tour.“

Ganz begeistert sagte sie: „Von, abgemacht, und nun wollen wir unsere Leutchen heranzustromeln. Alons!“

(Fortsetzung folgt.)

## Elisabeth.

Eine Oftergeschichte von E. King.

(Nachdruck verboten.)

„Fräulein Bach, Fräulein Bach, eben ist Besuch gekommen!“ Mit diesem Ruf stürzte Trina, das Hausmädchen, in die Lindenlaube, von der aus die Erzieherin ihre Blicke über das Land schweifen ließ. Von fern sprühten die Funken der Sonnenstrahlen auf den Wellen des Hafens und jenseits, weit hinten im Lande lag das Städtchen, das ihre Heimat war. Diese Laube liebte Elisabeth Bach sehr, das wußten alle im Gutshofe und daher lenkte Trina auch zuerst dorthin ihre Schritte.

„Wer ist es denn?“

„Ich glaube, es sind die Neuberger. Genau konnte ich das Fuhrwerk nicht mehr sehen, es fuhr gerade zwischen die Ställe hinein.“

„Na, wir werden ja sehen.“ Elisabeth eilte in das Haus, um der Wirtschafterin beim Herrichten des Kaffees zu helfen. Da sie schon ein Jahr in Altenbach war, kannte sie die Gewohnheiten der Hausfrau und diese war sicher, gut vertreten zu sein und sich in Ruhe ihren Gästen widmen zu können.

Nachdem Elisabeth die Tassen geordnet und mit den stets vorrätigen Kuchen die Schalen gefüllt hatte, betrat sie mit ihren Zöglingen, zwei allerliebsten Mädchen von acht und zehn Jahren, das Wohnzimmer, um die Gäste zu begrüßen.

Es waren richtig die Neuberger. Das alte liebe Ehepaar mit ihren Töchtern Anna und Marie.

„Grüß Gott, mein liebes Fräulein. Sie haben sich aber so lange nicht bei uns sehen lassen,“ begrüßte Frau Bungert die junge Erzieherin. „Sie müssen in den nächsten Tagen mit Maada und Erna zu uns kommen, um unsere Äpfel zu probieren. Köstlich sind sie in diesem Jahr.“

Elisabeth sah Frau Andrea fragend an, ob sie der Einladung folgen dürfe und Maada und Erna bestürmten ihre Mutter mit Bitten. So wurde beschlossen, daß Fräulein Bach mit beiden Kindern am nächsten Samstag nachmittag im Postwagen hinfahren sollte.

Die Zuaend hielt es nicht lange im Zimmer aus. Der schöne Herbsttag lockte sie in den Garten. Zuerst wurde die Lindenlaube mit ihrer Fernsicht besucht, dann ging es den terrassenförmigen Garten hinab zu dem stillen Teich, auf dem die Enten umher schwammen, über den kleinen Steg hinüber in den Wald, der noch zum Teil in den Gutsaarten mit eingeschlossen war. Herrliche Spaziergänge gab es hier, die Meisen huschten in den Zweigen umher und Erna machte wichtige Entdeckungen auf ihren Pfaden durch das Unterholz.

Anna Dumaert beteiligte sich lebhaft an der Erforschung des Waldes, während Marie mit Elisabeth von ihrer Aussteuer sprach. Sie hatte sie vor einigen Tagen in der Stadt besorgt. Auch von ihrem künftigen Heim, einem Gut in der Nachbarschaft, erzählte sie und daß Elisabeth unbedingt zu ihrer Hochzeit kommen müsse. Man hörte das Lachen der Kinder, die Rufe, wenn etwas Unbekanntes entdeckt war.

Plötzlich schrien sie laut auf. Sie hatten aus einem hohlen Baum eine Gule aufgeschreckt, die mit lautlosem Flügel Schlag dicht vor ihnen aufzog, um sich in weiter Ferne wieder zum Schummer zurückzuziehen, bis die Sonne untergegangen wäre.

Lebhaft erzählten die Kinder von der Gule und dem Schrecken und alle waren in Aufregung, als n statlicher blonder Mann im Jägeranzuge eilig daherkam. Es war der Oberförster Seger.

„Es ist doch hoffentlich kein Unglück passiert, Fräulein Bach?“ fragte er, „ich hörte die Kinder ausschreien und eilte deshalb herbei.“

„Nein, o nein,“ sagte Elisabeth lachend, „die Kinder haben sich nur vor einer Gule erschreckt, Herr Oberförster.“

„Guten Tag, Fräulein Anna, Fräulein Marie, Tag Magda, Tag Erna, na, wie geht's, habt ihr euch sehr erschreckt?“

„Ja, Onkel Otto, so große Augen hat sie gemacht und ganz dicht an meinem Gesicht flog sie vorbei.“

„Von Ihrem Herrn Bräutigam hätte ich Grüße bringen können, Fräulein Marie, ich traf ihn gestern in der Stadt. Herr Lehnert suchte verschiedene Handwerker auf, um sein altes Herrenhaus in hübschen Zustand für die künftige Herrin bringen zu lassen.“

„Onkel Otto, erzähle uns eine Geschichte,“ beführten Magda und Erna Herrn Seger. Doch Elisabeth drängte nach Hause, da es gewiß bald Zeit zum Abendessen sei.

Alle eilten durch den Garten, voran der Onkel mit seinen jubelnden kleinen Nichten, hinterher die drei jungen Mädchen.

Spät am Abend verließen die Neuberger Altenbach, und

Bony einspannen und wohlverpackt trat man die Reise an. Elisabeth lutscherte selbst und nach köstlicher einstündiger Fahrt hielt das Wägelchen vor dem Neuberger Herrenhaus. Sie wurden schon erwartet, der heiße Kaffee stand auf den Tisch und frisch gebadene Waffeln daneben. Die gab es für Erna und Magda stets in Neuberger und niemand verstand sie so zu backen wie Tante Bungert, behaupteten die beiden Mädchen.

Nach dem Kaffee ging es in die Ställe. Vor allem mußten die Kühen und Enten besehen werden, die die Brutmaschine ausgebrütet hatte. So etwas gab es in Altenbach nicht und die Kinder waren ganz entzückt von den Tierchen, die sie sonst nur im Frühling und Sommer kannten. Von hier wollte Anna mit Erna und Magda in den Pferdestall gehen, um zu sehen, ob ihr Bony auch gut untergebracht wäre. Gerade als sie den Hof betraten, kamen zwei Reiter angetrabt. Herr Lehnert und Onkel Otto. Jubel bei groß und klein, Marie und Elisabeth, die Kleiderstoffe und Wäsche der künftigen jungen Hausfrau besahen, kamen eiligst die Treppe hinunter, um die Ursache des Jubels zu ergründen.

„Grüß Gott, Marie.“

„Willkommen, Albert, das ist lieb von dir, daß du doch



Am Ostermorgen. Nach dem Gemälde von Hans v. Volkman.

auch der Oberförster verabschiedete sich, um bei dem herrlichen Mondschein die kleine Stunde nach seiner Oberförsterei zu Fuß zurückzulegen.

Beim Schlafengehen sprachen Herr und Frau Andrea noch von dem Besuch.

„Es sind doch prächtige Leute, die Bungerts, ich freue mich, daß Marie den jungen Lehnert heiratet und in unserer Nachbarschaft bleibt, ich habe das liebe blonde Mädchen gern.“

„Ja,“ meinte Herr Andrea, „weißt du aber, was mir auffällt? Daß dein Bruder Otto uns jetzt so häufig besucht. Sollte ein Magnet im Hause sein?“

„Meinem Wunsch läme Otto entgegen, wenn er Elisabeth zu seiner Frau nähme. Sie ist die geborene Landwirtin. Trotzdem sie aus der Stadt stammt, hat sie solches Interesse für die Landwirtschaft, Hühnerzucht, das Einmachen und Schlachten, daß Otto eine sehr tüchtige Frau bekäme.“

„Na, Alte, ich denke, wir überlassen das der Zukunft und schlafen jetzt, es ist Mitternacht vorüber.“

Am nächsten Sonnabend konnten Erna und Magda gar nicht recht ausspannen, so sehr freuten sie sich auf die Fahrt nach Neuberger. Gleich nach dem Essen mußte Paul den

noch Zeit gefunden hast, herüber zu kommen. Und den Herrn Oberförster hast du mitgebracht? Grüß Gott, Herr Seger.“

Unter herzlichen allseitigen Begrüßungen fand sich die ganze Gesellschaft wieder im geräumigen Wohnzimmer zusammen, um einen Besperimbis einzunehmen.

Herr Bungert, der auch vom Felde heimgekommen war, fragte Elisabeth nach dem Stand der einzelnen Saaten in Altenbach, und sie wußte ihm genau Bescheid zu geben. Auch darüber, welche Arbeiten getan waren und welche in nächster Zeit ausgeführt werden sollten.

„Ein ganz famoscs Mädcl,“ pflegte er zu seiner Frau zu sagen, „schade, daß wir keinen Sohn haben, die müßte er heiraten oder keine.“

Am späten Nachmittaa fuhren Elisabeth und die Kinder sehr vergnügt und mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, ab. Herr Seger hatte auch sein Pferd satteln lassen, um sie heim zu begleiten, trotz Elisabeths Versicherung, daß sie sich nicht fürchtete. Die Heimfahrt war sehr kurzweilig, da der Onkel lustige Spähchen erzählte, so daß Erna und Magda gar nicht aus dem Lachen herauskamen. Viel zu früh nach ihrer Meinung erreichten sie Altenbach,

wo sie der Mama nicht genug von dem herrlichen Nachmittage erzählen konnten.

Es war acht Tage vor Weihnachten. Leichter Frost mit hellem Sonnenschein und eine herrliche Schlittenbahn veranlaßten Herrn und Frau Andrea, den Tag zu ihren Weihnachtseinkäufen in der Stadt zu benutzen. Paul mußte den Schlitten anspannen, und munter trabten die Brauen mit dem leichten Gefährt davon.

Auf Altenbach entwickelte sich unterdes ein eifriges Herumwirtschaften. Das Kuchenbacken war für den Tag ange-  
setzt. Da die Hausfrau fehlte, mußte Elisabeth sie vertreten.

Erna und Magda halfen voller Eifer.

Alle Platter waren in der großen Öflichkeit eingelegt, und eifrig rollten die Wirtschaftlerin und Erna den braunen Teig aus, während Elisabeth für die Kinder allerlei Figuren ausschneiden mußte, Herzen, Sterne, Männer,

Frauen, Hunde waren schon gelungen u. schön knusperig gebacken aus dem Ofen gekommen. Ein Weihnachtsmann mit einem Tannenbaum sollte eben entstehen. als der Oberförster ins Zimmer trat.

Guten Tag Fräulein Bach alle so fleißig bei der Arbeit?"

Erna und Magda zogen ihr jubelnd zu ihren Pfefferluchen-Herrlichkeiten, indem sie mit ihren Mehlsingern seinen Rock beschmier-  
ten.

Da muß ich wohl auch helfen? Es ist Ihnen doch recht Fräulein Bach?"

„O, gewiß, Herr Oberförster, ich fürchte nur, ihr Anzug wird Spuren davontragen.“

„Wenn Sie eine Schürze für mich hätten?“

Elisabeth holte eine ihrer großen Wirtschaftsschürzen, die Frau Andrea ihr geschenkt hatte, und Erna und Magda banden sie dem Onkel um.

„Wie ein Koch siehst du aus!“

„Nein, wie ein Konditor.“

Jetzt entstanden aber die schönsten Dinge unter den geschickten Händen des Onkels. Ein doppeltes Herz, Mann und Frau untergefaßt, Pferde, Reiter, ein Tannenbaum. Aus Mandelstücken, Rosinen und anderen Dingen wurden Verzierungen angebracht. Elisabeth mußte den Teig ausrollen, und alle waren so eifrig, daß die Zeit schnell verging.

Der Abend brach an, ehe man es dachte. Elisabeth schickte die Kinder ins Bett. Sie selbst wollte auf Herrn und Frau Andrea's Rückkehr warten.

„Sie bleiben doch zum Weihnachtsfeste hier, Fräulein Bach, nicht wahr?“

„Nein. Ich werde Frau Andrea beim Herrichten des Baumes helfen und am 24. Dezember früh abreisen.“

„Ich hatte von meiner Schwester verstanden, daß sie Sie gern hier behalten hätte.“

„Allerdings, ich hat aber Frau Andrea, mich zu beurlauben, da ich lieber das Fest in der Heimat feiern möchte.“

„So sind wir Ihnen immer noch Fremde, Fräulein Bach?“

„Ich hatte gehofft, daß Sie sich in unserm Kreise wohl und heimisch fühlten? Erzwingen läßt sich ja eine Empfindung freilich nicht.“

„Ich fühle mich sehr wohl hier im Hause, liebe meinen Beruf und die herzigen Kinder sehr; Herr Oberförster, aber ich habe versprochen, zu Weihnachten heimzukommen.“

„Dann wünsche ich Ihnen ein recht frohes Fest. Leben Sie wohl.“

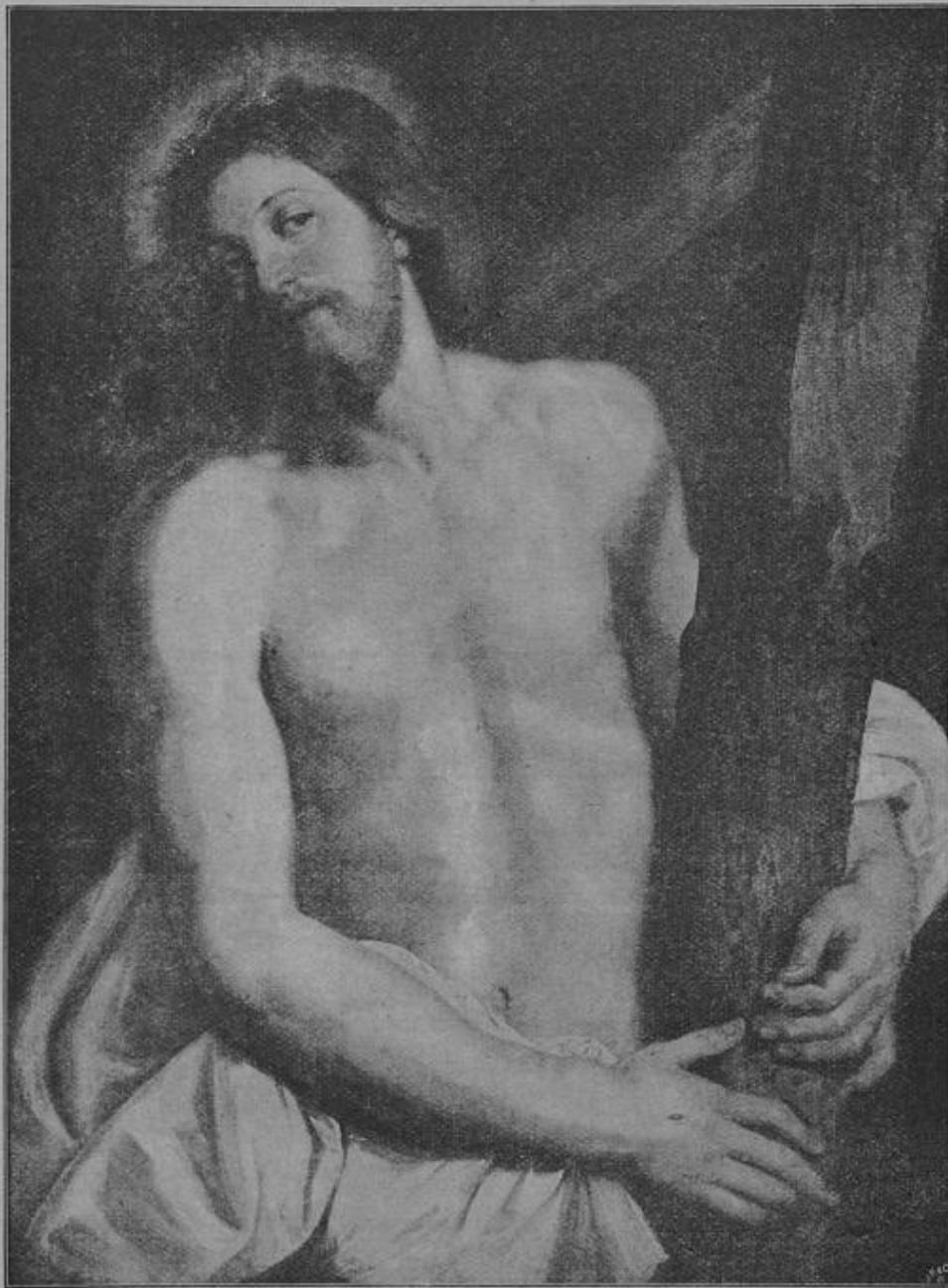
Er machte eine förmliche Abschiedsverbeugung und verlieh das Herrenhaus.

Elisabeth saß noch lange einsam im Wohnzimmer, ihre Gedanken weilten bei Otto Segger. Wie gern sie das Fest in Altenbach gefeiert hätte, wußte nur sie. Der alte Großonkel, der sie nach dem Tode der Eltern zu sich genommen und ihr das Studium zur Lehrerin ermöglicht hatte, freute sich aber gar zu sehr darauf, sie endlich einmal wieder einige Tage bei

sich zu haben. In seinem Häuschen war es auch jetzt gar zu still und einsam.

Gerade so einsam, wie es beim Onkel Otto ist, dachte Elisabeth. Daß er traurig über ihre Abreise war, hatte sie wohl gespürt; aber ihr Stolz verbot ihr, ihm zu zeigen, daß auch sie lieber hier geblieben wäre.

Weihnachten war vorüber, das neue Jahr hatte begonnen und in Altenbach ging alles wieder seinen gewohnten Gang.



„Christus“ von Rubens.

Früh lagen die Unterrichtsstunden, nach dem Essen ging Elisabeth mit den Kindern spazieren, dann folgten die Arbeitsstunden und nach dem Kaffee versammelten sich alle im Wohnzimmer, wo gelesen und Handarbeiten gemacht wurden.

Jeden Tag wartete Elisabeth auf Otto Seg. r; doch nicht wie sonst begegnete er ihnen auf ihren Spaziergängen. Auch wurden seine Besuche in Altenbach seltener, so daß es sogar Herrn Andrea auffiel, der sonst nur für seine Landwirtschaft Interesse hegte.

Am Abend, die Kinder hatten „Gute Nacht“ gesagt und sich zur Ruhe begeben, sagte er so beiläufig zu seiner Frau:

„Du, Anna, was hat dein Bruder Otto eigentlich? Man sieht ihn jetzt so selten und wenn er kommt, ist er mühselig und trübsinnig. Vor Weihnachten war er doch ein ganz anderer Kerl, immer fröhlich und wenn man schlechter Stimmung war und sah den Otto ankommen, lachte einem gleich das Herz vor Freude.“

„Ja, Fritz, du hast recht. Mir tut der arme Junge auch leid. Er ist wie verwandelt. Ich fragte ihn, ob er eine unglückliche Liebe hätte, da er aussähe, als wäre ihm die Peterfille verhängelt. Da wurde er ordentlich heftig, was man sonst gar nicht an ihm kennt. Finden Sie nicht auch, Fräulein Bach, daß mein Bruder jetzt ganz anders ist als vor Weihnachten?“

Elisabeth errödete bei dieser direkten Anrede, konnte aber weiter nichts tun als zustimmen.

„Wie haben Sie denn das Fest gefeiert, Fräulein Bach?“ fragte Herr Andrea, „Sie haben uns noch gar nichts erzählt.“

„O, wir waren still dabei, der Onkel liebt es nicht, viel Geselligkeit um sich zu sehen.“

„Na, da haben Sie doch aber gewiß viele liebe Bekannte in der Stadt aufgesucht und begrüßt.“

„Ja, denken Sie nur, welche unerwartete Freude wir hatten. Onkels Großsohn, der Marineoffizier ist, kam unerwartet zum Heiligen Abend an. Es war eine liebe Ueberraschung für uns. Der Hans hat auch kein Elternhaus mehr und steht ganz allein in der Welt; da sehen wir beide Onkels Haus als unsere Heimat an. Durch seinen Besuch ging es beim Onkel diesmal auch lustiger zu als sonst.“

„So, so, solche unerwartete Freude brachte Ihnen der Weihnachtsmann? Wir waren eigentlich nicht so vergnügt wie sonst, da beide Kinder stark erkältet waren, und wir Fräulein Bach außer dem sehr vermißten.“

„Das tut mir wirklich leid, Frau Andrea, aber der alte Onkel hatte mich so gebeten, und wer weiß, ob er noch ein Weihnachtsfest erlebt.“

„Gewiß, Fräulein Bach, war es Ihre Pflicht, dem alten Herrn den Gefallen zu tun.“

Bald darnach begaben sich alle zur Ruhe.

„Schade,“ meinte Herr Andrea, „daß Fräulein Bach schon einen Schatz hat, nun wird's mit Otto nichts.“

„Ja, ich muß es ihm sagen, daß sie wahrscheinlich mit ihrem Vetter verlobt ist, denn der arme Mensch scheint Elisabeth wirklich sehr zu lieben. Er sagte mir ja, daß er sie aebeten habe, Weihnachten hier zu bleiben, sie hätte aber gesagt, sie müsse reisen. Jetzt verzehrt ihn die Eifersucht. Ich muß ihm die Wahrheit mitteilen; Gewißheit ist immer besser als der Zweifel, und er wird es auch eher überwinden.“

(Schluß folgt.)

# Gretel und der Osterhas.

Von Hans Jung. (Onkel Hans.)  
(Nachdruck verboten.)

Durch den laublosen Buchenwald brauste der Tauwind, der ungestüme Vöte des Frühlings. Schwer tropfte es von den lahlen Nisten, und die dicke, niedere Tannenschonung am Waldbrand glitzerte von Nässe, wenn durch die jagenden Wolken hoch oben ein Sonnenstrahl leuchtete. Aber wie die kleinen Tannen tapfer die schwere Schneelast des Winters getragen hatten, so hielten sie jetzt auch die blinkenden Schmelztropfen fest in ihren verschlungenen Zweigen, so daß es unter ihnen hübsch trocken und warm blieb. Und das war gut, denn hier wohnte der Herr Osterhas mit Familie.

Jetzt gerade saß er, in nachdenklichem Gespräch mit seiner Frau, würdevoll auf den Hinterbeinen und hatte nebenbei ein wachsameres Auge auf seine beiden Kestchen, die in dem engen Raum sich im Purzelbaumischlagen übten, während im Winkel der kleinste, Kurzschwanz genannt, in seinem heugepolsterten Bettchen lag.

„Also morgen Mittag, wenn Försters Hühner draußen sind, spreche ich mit Frau Kragefuß, der schwarzen Henne — die legt immer die größten Eier —, daß sie mir ein ordentliches Nest voll anschaft,“ schloß Vater Osterhas seine Rede, „und die beiden Großen nehmen wir mit; der Kleine bleibt natürlich zu Hause.“



In der Ostereierfabrik.

Frau Osterhas schaute etwas sorgenvoll auf ihren Jüngsten — aber die Wohnung war ja warm und sicher, und der fastige Grüntohl in Försters Garten mußte wirklich wieder einmal probiert werden.

Am nächsten Mittag war die Hasenfamilie richtig nach der sonst vorsichtig gemiedenen Försterei gehoppelt. Nur Kurzschwanzchen hockte in seinem Heunest, denn es konnte noch nicht laufen. Da spitzte es plötzlich die Ohren — am Eingang raschelte und knisterte etwas. Jetzt guckten zwei große, dunkle Menschengenauheiten herein, und — das Häschen quiekte im Todeserschreck hell auf — hinter einem wirren, braunen Zottelkopf schob sich auf allen Vieren ein buntes, riesiges Etwas heran. Das war nämlich Gretel, Försters Entelkind, die seit vierzehn Tagen hier zum Besuch war, weil der kleine Bruder daheim die Masern hatte. Gretel lief, selig über die herrliche Freiheit hier draußen, den ganzen Tag im Freien umher und hatte heut ganz zufällig den Eingang zu Osterhaschens Wohnung entdeckt. Im ersten Augenblick konnte sie in dem dunkeln Raum nichts erkennen; aber sie hörte das leise Quieken des erschreckten Tierchens, und nun sah sie auch das winzige Geschöpfchen, fest zusammengeduckt, im Heu hocken. Im wohnigen Schreck schrie sie leise auf: „Ein Osterhäschen!“ Und gleich darauf hatte sie das wollige, zappelnde Häuslein gefaßt, barg es zärtlich im warmen Pelzmuff und troch vorsichtig aus dem Tannendickicht heraus. Dann ging es in stolpernder Eile dem Försterhause zu. In ihrer Wonne übersah die Gretel sogar die Familie Osterhas, die zusammengeduckt dicht am Weg hockte und mit starren, runden Augen auf das zitternde Ohrenpaar blickte, das aus Gretels Muff hervorklugte.

„Unser Kurzschwanz — ich erkenne seine Ohren!“ ächzte die Hasenmama. Vater Osterhas rang stumm die Kloten — die kleinen Brüder blickten in drohender Tapferkeit dem räuberischen Menschenkinde nach.

„Welche Frechheit — nicht einmal zu Haus ist ein armes Hasentind sicher — noch dazu eins von der berühmten Familie Osterhas, die doch überall in der Welt etwas gilt, und sogar vom Jäger respektiert wird —“ ging die entrüstete Rede durcheinander.

„Aber das weiß ich,“ rief Herr Osterhas in feierlichem Zorn, „nicht ein einziges Osterlein bringe ich jemals der bösen Förstergretel wieder! Und ich habe mich doch sonst immer so über das kleine, lustige Menschenkind gefreut!“ Und Hasenvater zerdrückte eine dicke Träne mit der rechten Pfote. Traurig lehrte die Familie in das verödete Heim zurück.

Gretel war freudestrahlend mit ihrem zappelnden Fund zum Großpapa gestürzt, der, eben heimgelehrt, behaglich im Lehnstuhl auf sein Mittagessen wartete.

„Ein Osterhäschen, Großvater, sieh bloß, wie entzückend! Das soll mit lauter schöne, bunte Osterlein legen!“ jubelte das kleine, wilde Mädchen und sprang vor Freude von einem Bein aufs andere. Aber der Großvater lachte nicht, sondern sah seine Gretel ernsthaft an, die buschigen Augenbrauen dicht zusammengezogen.

„Sieh mal, wie das Häschen zittert, weil es sich so entsetzlich vor uns Menschen fürchtet. Es fürdt in höchstens ein paar Tagen ganz sicher, weil es vor Angst nicht einmal Milch nehmen wird. Und die Hasenmutter — wie wird sie ihr Junges suchen! Denke mal, Gretel, wenn dich jemand mit Gewalt von deinem Mütterchen wegnehmen wollte?“

Gretel hatte dicke Tränen in den großen, dunkeln Augen. „Ich trag's wieder hin, Großvater,“ sagte sie leise. Der Förster nickte. „Aber nicht im Muff, Gretel, sondern in einem Körbchen voll Heu, und dann setzt du das Heubündelchen samt dem Tierchen dicht vor das Eingangslöcher der Hasenhöhle, kriegt aber nicht hinein, hörst du, Gretel?“

Und Gretel, die sich so sehr über ihr kleines, lebendiges Spielzeug gefreut, trug es jetzt tapfer wieder in den heimlichen Wald zurück.

Nachmittags war große Wiedersehensfreude bei Osterhasens.

Acht Tage waren seitdem vergangen, Ostern ganz nahe. Es fiel dies Jahr früh, noch im März. Die Eisdecke auf dem Mühlbach im nahen Walddorf hatte dem Drängen des Wassers nachgegeben, und in quirlenden, graugelben Strudeln schossen die Wellen, frei der Winterfessel, zu Tale und rissen im wilden Uebermut ganze Brocken von dem weidenbewachsenen Uferlande los. Ein langes Stück der Eisdecke hing, noch unzerbrochen, über dem gurgelnden Wasser, festgehalten von dem Stamm einer alten, überhängenden Weide, die dicht mit silberschimmernden Käschen besetzt war. In der Nähe kletterte Gretel, halbblau mit sich selber sprechend, auf dem Uferdamm umher, ein großes Bündel Weidenkäschen in dem aufgerafften Mantel. Sie wollte dem alten Kräuter-

toni, der gichtkrank im Bett lag, eine Freude machen, und die Weidenkäschen, die er sonst selber sammelte, seiner Frau bringen, damit sie auf dem Wochenmarkt der nächsten Stadt dafür ein paar Groschen eintauschte. Nun noch einen Arm voll von den wunderschönen da drüben auf der großen Weide, dachte sie, und stieg in dem nassen, vorjährigen Gras tiefer hinab, um auf das überhängende Eis zu treten.

Nähe dabei hockte, ausruhend von den vielen Osterbotengängen, Vater Osterhas, und sah immer sorgenvoller der wagehalsigen Gretel zu.

„Ein schreckliches Kind!“ dachte er und schüttelte bedenklich die langen Ohren.

„Natürlich wird es ins Wasser fallen — ja, wenn so ein Osterhas nicht zehnmal klüger wäre als die Menschen! Na — ich war ja eigentlich fürchtbar böse auf die Gretel — aber sie hat unsern kleinen selber wiedergebracht — — also — eins, zwei, drei, hopp!“

Und mit einem gewaltigen Satz sprang er auf, dicht vor der erschrockenen Gretel, die gerade den Fuß auf die trügerische Eisdecke gesetzt hatte. Sie fuhr zurück und sprang den Uferdamm wieder hinan, dem davonhoppelnden Osterhasen nach. Da ertönte dicht hinter ihr ein Knistern, Knacken, Krachen — und sich umwendend sah sie die Eisdecke, auf der sie noch eben gestanden, knirschend davontreiben in den trüben Fluten. Bläß und zitternd starrte das Kind der sich drehenden, auf und ab schwebenden Riesenscholle nach. „Wenn der Osterhas nicht gerade jetzt dagesewen wäre —“ künfterten die zitternden Lippen.

Am Nachmittage hatte der alte, kranke Kräutertoni seine Käschen, die dem wilden, gutherzigen Mädel fast das Leben gekostet, und die Gretel ging an des Großvaters Hand nach dem Tannendickicht und schleppte den größten Korb, der im Garten aufzutreiben gewesen war; den legte sie am Eingang der Hasenwohnung nieder. Und als sie ein Stückchen weg war, kamen lauter kleine Schnäuzchen hervor und zupften und zerrten an dem Lederbissen.

Zwei Tage darauf war Ostern. Der Großvater meinte zwar, diesmal würde der Osterhas für Gretel wohl nichts bringen, weil er doch gewiß noch böse wäre über den Raub des kleinen Häschens; aber siehe da! Gretel brachte am Ostermorgen in hellem Jubel ein Ei nach dem andern an, die im Buchsbaum des winterlich kahlen Gartens versteckt waren — blau, rot, gelb, grün, sogar ein großes Schokoladenei war dabei.

Da wußte Gretel, daß der Osterhas nicht mehr böse war und rief ein lustiges, lautes „Danke schön, liebes Häschen“ nach dem Tannendickicht hinüber, wo eben ein Paar lange, spitze Ohren unterduckten.



### Müßliches fürs Haus.



— **Alle Arten Käse zu verbessern.** Guter Wein wird so lange über gereinigtes Weinsteinalz gegossen, bis die Mischung nicht mehr aufbraust; dann werden damit leinene Tücher benetzt, diese um die Käse geschlagen und in einen Keller gelegt oder sonst kühlen Ort. Nach 24 Stunden neue Befeuchtung, Umkehrung der Käse. So etwa einen Monat lang fort behandelt, werden selbst ganz vertrocknete oder verdorbene Käse wieder ganz gut.

— **Blinde Fensterscheiben.** Man beseitigt sie, indem man einen in Leinöl getränkten Wollappen nimmt und die Scheibe damit reibt. Die Fettigkeit, die so auf der Scheibe entsteht, darf aber nur erst nach einigen Stunden abgewaschen werden. Ein anderes Mittel ist dieses, daß man die Scheibe mit Schmierseife einreibt und sie dann mit pulverisiertem Glas und Bimstein abreibt.

# Bildschön

macht ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut und blendend schöner Teint.

Alles dies erzeugt die allein echte

## Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.



## Zur Unterhaltung.



— **Verdächtiger Satzbau.** Er (auf der Hochzeitsreise): „Siehst du, Weibchen, jetzt kommen wir an eine Stadt, wo ich einst so gern zu weilen liebte.“ — Sie: „Ach — wen denn?“

— **In der Freude.** Herr: „Wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?“ — Fräulein: „28 Jahre.“ — Herr: „So alt sehen Sie aber wirklich noch nicht aus.“ — Fräulein: „Ich bin sogar noch älter!“

— **Bosheit.** Richter: „Sie müssen ja aber dem Michelbauer eine fürchterliche Ohrfeige gegeben haben.“ — Angeklagter: „Nur eben angerührt hab' ich ihn.“ — Richter: „Wie kann er denn aber so anschwellen?“ — Angeklagter: „Ach, das tut er aus purer Bosheit.“

— **Der unbrauchbare Lehrling.** Chef: „Ich schenke Ihnen ein Jahr von Ihrer Lehrzeit, von morgen an sind Sie Kommis, — aber nicht bei mir!“

— **Reingefallen.** „August sieht ja braun und blau im Gesicht aus, wo hat denn der gesteckt?“ — „Er ist reingefallen!“ — „Wie so?“ — „In der Kneipe zeigten wir ihm einen mächtigen Kerl und sagten, der wäre taubstumm. Da ist August an ihn herangegangen und hat zu ihm gesagt: „Sie sind ein Esel!“ — „Nun?“ — „Der Mann war gar nicht taubstumm.“

— **Ein kleiner Philosoph.** Vater (zu seinem Söhnchen, das zum ersten Male in der Schule war): „Nun, Fritz, wie hat's dir in der Schule gefallen?“ — Fritz: „Du lieber Gott, es ist alles einerlei auf der Welt. Zu Haus' krieg' ich Prügel und in der Schule auch!“

— **Ein scharfer Beobachter.** Schlaumeier (im Theater auf der Galerie): „Sieh nur die Kerls an, auf die ist auch kein Verlaß! Sobald der Kapellmeister mal nach der rechten Seite hinsieht, gleich hören die links mit dem Arbeiten auf.“

— **Ein glücklicher Mensch.** „Finden Sie nicht auch, daß das menschliche Leben nur Rauch ist?“ — „Weiß wirklich nicht — ich bin Nichtraucher!“

— **Praktische Erziehung.** Besuch: „Nanu, weshalb schlagen Sie denn Ihren Jungen so plötzlich — er hat doch gar nichts gemacht?“ — Vater: „Ja, wissen Sie, ich habe so sehr wenig Zeit und weil ich gerade nichts anderes vorhabe, haue ich den Bengel gleich jetzt durch!“

— **Abgewinkt.** Er: „Lassen Sie mich doch einen Augenblick ihre reizende Hand bewundern!“ — Sie: „Wozu? Die Nummer weiß ich aus dem Kopfe, wenn es sich etwa um Handschuhe handeln sollte!“

— **Aufgefressen.** „Wissen Sie, was der berühmte Artaxerges, König von Persien, einst zu seinem Hofphotographen sagte?“ — „Ne —!“ — „Ich auch nicht — denn damals gab's ja noch gar keine Photographen!“

— **Verfälschte Moralpredigt.** Vater: „Junge, Junge, du wirst noch mal der Nagel zu meinem Sarge!“ — Julius: „Ich denke, du willst dich mal verbrennen lassen, Papa?“

— **Leidensgenossen.** Der kleine Fritz ist, um einer ihm von der Mutter angedrohten Züchtigung zu entgehen, unter das Bett geflüchtet; als nun der inzwischen eingetretene Vater den Nagel aus seinem Schlupfwinkel hervorzuziehen will, ruft Frischchen: „Na, Papa, will wama dich auch prügeln?“

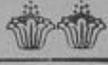
— **Der billige Theaterplatz.** Bauer (der zum ersten Male ein Theater besucht): „Nu, wat koste de Willjäte?“ — Kassierer: „1. Platz 3 Mk., 2. Platz 2,50 Mk., Galerie 1,50 Mk., Programm 10 Pfg.“ — Bauer: „Nu, dann will ich mich uff's Programm setzen!“

— **Ach so.** Onkel (der bei seinem Nefen, dem Studiosus Pumpmüller, zu Besuch ist): „Sag' mal, Leo, was sind denn das alles für Menschen, die dich hier zu sprechen wünschen? Das sind doch nicht etwa Gläubiger?“ — Nefse: „Wie kannst du denken! Die wollen nur ihre Geschäftsempfehlungen bei mir abgeben.“

— **Fatal.** Kommt da einmal ein Revisor in eine Schule und läßt die Schüler die schlesischen Gebirge aufzählen. Die Kinder nennen mehrere Gebirge, lassen aber auch einige, z. B. Glaser Gebirge etc., weg. Der Herr Revisor will die Kinder namentlich auf das Glaser Gebirge aufmerksam machen und zeigt wiederholt auf seinen Kopf, er trug nämlich eine Glaze. Nach längerem Fragen meldet sich endlich ein Knabe und ruft: „Das Lausitzer Gebirge.“



## Rätsellecke.



Begier-Bild.



Herr Professor, hier ein Brief.

Wort-Rätsel.

Mit S such' mich im Felde,  
Such' mich im grünen Wald,  
Mit R such' in der Stadt mich  
In jealicher Gestalt.  
Mit L such' mich, wo einer  
Nichts Gutes hat im Sinn,  
Mit B zu deinem Nutzen  
Ich allzeit tätig bin.  
Mit D such' mich auf Erden  
Bei keinerlei Verband,  
Trag' deinen Sinn hinüber  
Ins ew'ge Heimatland.

Geographisches Rätsel.

Halberstadt — Italien — Kiel — Magdeburg — Parma  
Rußland — Sachsen — Transvaal.

Vorstehende Namen sind so zu ordnen, daß der erste Buchstabe des ersten Wortes, der zweite des zweiten, der dritte des dritten und so weiter im Zusammenhang den Namen eines bekannten Vadeortes ergeben.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Silben-Versteckrätsel: Geduld erleichtert jede Last.  
Doppelsinn-Rätsel: Die Gut — Der Gut.  
Logograph: Linde, Linie, Linse.  
Rebus: Eifersucht macht blind.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.  
Druck und Verlag des Düsseldorfener Tageblatt, G. m. b. H., belbe in Düsseldorf.



Nr. 14.

Sonntag, 3. April.

Jahrgang 1910.

## Der Sieger.

Erzählung von Emil Frank.

(Fortsetzung.)

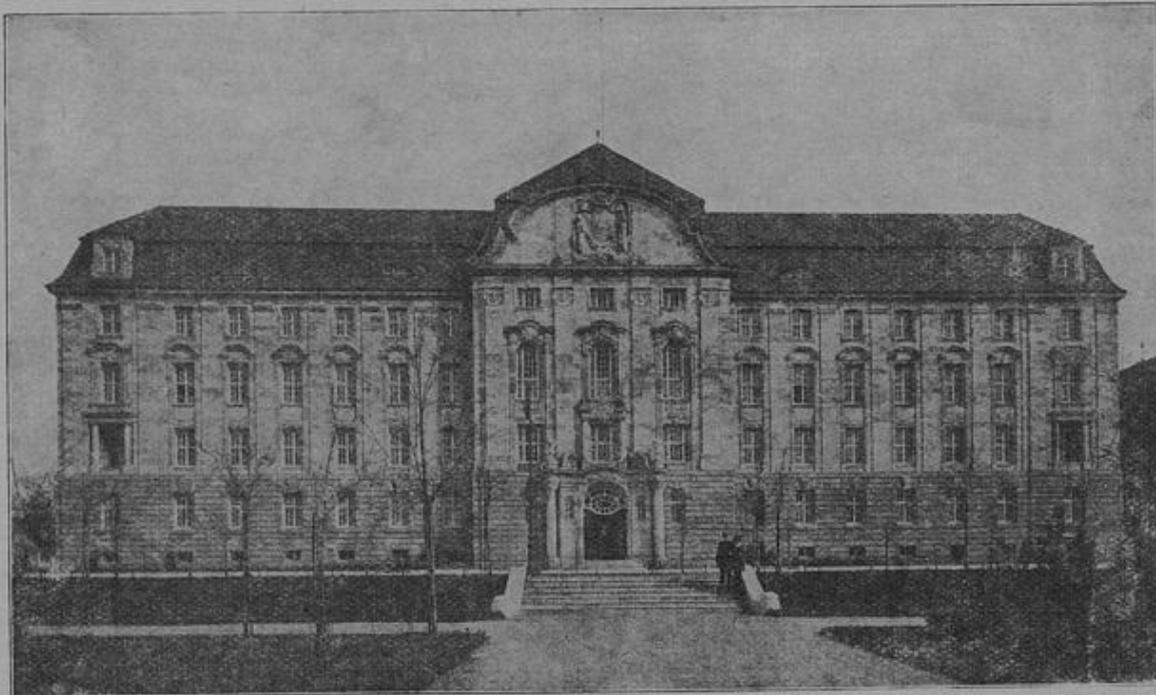
(Nachdruck verboten.)

Sie ließ seinen Arm los, setzte sich in Trab und forderte ihn zum Wettlauf auf. Das war nicht ganz leicht denn sie war leichtfüßig wie eine Gazelle. Doch schließlich ließ sie sich haschen wie ein Kind. Nun standen sie einander gegenüber. Rascher hob und senkte sich ihre Brust, die Anstrengung hatte ihre Wangen gerötet, und sie sah ihn wieder mit ihren heißen, verlangenden Blicken an. Und auch in ihm wird ein Begehren wach: küssen, nur einmal küssen. Doch dann ist es ihm, als hörte er irgendwo ein spöttisches, silberhelles Lachen. Da bezwang er sich rasch. Nun kam ihnen auch schon Leo entgegen und winkte ihnen mit seinem weißen Schlapphut zu. Natürlich wurde er sofort in den Reiseplan eingeweiht. Er wollte erst nicht so recht, schügte dringende Arbeit vor, doch schließlich mußte er mit all seinen Schmälern kapitulieren.

„So, mach' du dich fix fertig,“ wandte sich Brita an ihren Bruder. „ich gehe inzwischen zu deiner Frau. Und Sie, Herr Assessor, könnten wohl für Fahrgelegenheit sorgen, denn bei dem schönen Wetter wird später nichts mehr aufzutreiben sein.“ Damit verschwand sie im Hause, und die beiden Herren folgten langsam nach.

Es war dumpf und schwül. Ein Unwetter war in Sicht. Der Weg über das Gebirge war weit und unbequem. Als sie auf das Nahen des Wetters aufmerksam wurden, war es zum Umkehren bereits zu spät. Also vorwärts!

Müde, beklommen, im Blick bange Sorge, so gingen die vier Ausflügler weiter. Nicht lange, so brach der Sturm los. In kurzen, wilden Stößen fuhr er durch die Luft, durch die Kronen der Bäume brauste er. Dann wieder war es still, als wollte er verschnaufen, Kräfte sammeln. Er kam wieder. Wie eine ungeheure Walze drückte er alles nieder, knickte dicke Äste, wirbelte den Staub auf und trieb mit allem sein grausames Spiel, was nicht niet- und nagelfest war. Dazwischen fuhren Blitze krachend aufeinander, als wollten sie sich verschlingen in furchtbarem Kampf. Abseits von dem Wege, nicht allzuweit voneinander entfernt, lagen zwei Felsspalten, deren überhängendes Gestein wie ein Dach Schutz versprach. So schnell, als dies auf dem vom Regen doppelt glatten Gestein möglich war, suchten die beiden Paare die primitiven Zufluchtsorte zu erreichen. Sie schlüpfen hinein; es war auch die höchste Zeit. Das Wetter schien im besonderen darauf gewartet zu haben, denn erst jetzt brach es in seiner furchtbarsten Gewalt los. Als hätte die Hölle ihr ganzes Heer entlassen, daß es in den Höhen und Tiefen der Erde zugleich sein furchtbares Spiel treibe, so krachte, prasselte und flammte es. Brita und



Das neue kgl. Oberlandesgericht in Düsseldorf.

Otto standen dicht aneinander geschmiegt. Der Assessor suchte sich zu schützen vor dem eindringenden Sprühregen. Je mehr der fürchterliche Kampf in der Natur zunahm, je ängstlicher umklammerte Brita des Assessors Hand. Immer dichter schmiegte sie sich an ihn. Ihr heißer Atem streifte seine Wangen; er fühlte das Wogen ihrer Brust. Sie lehnte schüchtern ihr Haupt an seine Schulter, als wollte sie sich verbergen vor den sahlen Flammenblitzen.

Da — war es nicht, als hätte die Erde ihren Schoß geöffnet, als spien Himmel und Erde zugleich Flammen aus, als erdröhnte der Erdball in seinen Grundfesten?

Halb ohnmächtig sank Brita an Ottos Brust. Und er streichelte ihr das bleiche Gesicht, bereitete ihr in seinen Armen ein Ruheplätzchen. Dankbar schaute sie ihn an mit ihren von Tränen umflorten Blicken. Sie verbarnte in dieser Stellung, auch als das Wetter sich löste, als nur noch fern am Waldrand sahle Blitze matt zuckten und verloderten. Die Angst wich von ihr und die Spannung löste sich, und er fühlte wieder ganz das Verauschende ihrer Nähe. Sein Blut kreiste rasch durch seinen Körper, und wirbelte ihm durch den Kopf, benahm ihm den Atem, ließ ihn erzittern, ließ ihn seine Arme fester spannen um das Weib an seiner Seite. Dann küßte er sie und sie trank die heiße Flut, wie die Erde nach langer Dürre des Himmels Naß aufnimmt. Und sie entzündete in ihm lohende Feuerbrände und sie feierten ein Fest der Liebe.

Endlich riß sie sich los — erglühend, verwirrt, zitternd; in den Blicken aber lag Triumph, Seligkeit. Sie verließen den engen Zufluchtsort. Die Winde kamen und segten wie gewaltige Wesen den Himmelsgrund rein blau. Dann lachte die Sonne wieder und auf allen Blättern schimmerten demantell die Regentropfen im Sonnenstrahl. All die vielen Käferlein kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, streiften sich an den feinen Halmen das Naß vom Flügel und husch! waren sie fort. Ueberall sprühte purpurnes Licht, und selbst der bescheidene Grashalm glänzte wie eine blante Sklinge.

Wie sie so mit aller Vorsicht auf dem nassen glatten Boden weiterstritten, kam über Otto eine seltsame Stimmung. Sein Herz sprach so seltsames Zeug wie durcheinander. Ein Nausch! Etwas, wofür man nicht kann! Oder war es mehr als ein Nausch? War es Liebe? Nein! nein! Nicht Liebe, nur Zwang, die Liebe war anders, machte glücklich, nicht bange, machte friedlich, nicht friedlos, gab Jubel und Klingen, nicht Neue? Was hatte er getan? Er hatte dem Augenblick Folge geleistet, hatte Brita geküßt. Aber er begehrte sie doch zum Weibe! Ja, weil er mußte, weil ihr Geld sein Notanker und Hoffnungsstern war. Seine Liebe zu Brita würde sterben, wenn seine Blut erlosch, denn man kann nicht zwei lieben mit gleicher Kraft, und er liebte nur eine, eine, und das war nicht Brita!

Fort mit diesen peinigenden Gedanken! Er mußte überwinden. War er nicht ein Mann? Konnte er nicht Herr werden über dieses Gefühl der Schwäche, das in irgendeinem Winkel seines Herzens sich vertrock, um zu gelegener Zeit ihn zu überfallen und zu peinigen. Er mußte! —

Bis dahin hatte er Brita nicht angesehen. Jetzt schaute er ihr voll und entschlossen in die Augen. Er wollte ein Ende machen mit diesem Zwieispalt, wollte sich binden, um sie werben. Schon wollte er sein Vorhaben ausführen, zu Brita sprechen, da hörte er dicht hinter sich Stimmen: Leo und dessen Frau waren ihnen gefolgt; die Gelegenheit zur Werbung war vorüber. Und wenn er ganz aufrichtig sein wollte, ärgerte er sich nicht einmal darüber. Jede Stunde der Freiheit kam ihm vor wie eine neue, letzte Gnadenfrist. Auch sonst wollte an diesem Abend eine frohe Stimmung nicht aufkommen: die Damen schienen nach den gehabten Anstrengungen müde und abgespannt zu sein. So war denn die Heimfahrt ziemlich langweilig.

Im Kurhause traf Otto an der Treppe mit seinem Bruder zusammen, der nach längerer Abwesenheit ganz plötzlich und unangemeldet wieder zurückgekehrt war. In seinen Augen lag eine ganz außergewöhnliche Wärme und auch der Ton, mit dem er Otto bearückte, war viel inniger und herzlicher als sonst. Der Assessor empfand das nur undeutlich, er war viel zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Ohne weitere Umstände auaen die Brüder Arm in Arm in Ottos Zimmer. Der Assessor machte ungeniert Toilette. Willy setzte sich in einen Sessel, entzündete eine seiner schweren Piarren und blickte blinzeln den blauen Rauchwolken und den kunstvoll geschnittenen Kinnern nach.

Endlich war Otto so weit, daß eine Unterhaltung beginnen konnte. Willy begann zu erzählen:

„Ich habe in mehr als einer Beziehung eine merkwürdige, höchst merkwürdige Reise hinter mir; ich kann ruhig sagen: es ist ein Wendepunkt meines Lebens. Das mag ja aus meinem Munde seltsam pathetisch klingen, ist aber doch wahr. Also höre: Mich trieb nicht allein das schlechte Wetter fort aus Buchholzhausen, ich wollte in Berlin mehrere Fliegen mit einem Schläge fangen. Einmal stand ich mit einer höchst angesehenen Elektrizitätsgesellschaft in Unterhandlungen wegen Uebernahme einer Direktorstellung; dann hatte ich verschiedene äußerst wertvolle Projekte einem Kollegen mitgeteilt, damit er sich unter der Hand nach kapitalfräftigen Interessen umfab. Diese Projekte waren nicht allein die Frucht jahrelanger Arbeiten und Versuche, sie waren auch meine einzige Rettung aus großer finanzieller Not. Schröderken, der die Sache gegen entsprechende Entschädigung an den Mann bringen sollte, zögerte die Angelegenheit ungebührlich lange hinaus und vertröstete mich in seinen Briefen von Woche zu Woche, bis mir die Geschichte langweilig wurde. Ich fuhr also selbst hin. Schröderken war nicht zu Hause. So begab ich mich nach Charlottenburg, um wegen der Direktorstelle etwas Positives zu erfahren. Der Empfang war ganz außerordentlich kühl, und ich brauchte gerade nicht viel Scharfsinn aufzuwenden, um einzusehen, daß meine Chancen sehr schlecht standen. Das wunderte mich eigentlich, denn Schröderken hatte gerade in seinem letzten Briefe sehr zuversichtlich geschrieben, daß meiner Verufung nichts mehr im Wege stand. Da fiel mir gerade ein, daß Schröderken auch der Elektrizitäts-Gesellschaft meine Projekte unterbreitet hatte, und weil der Preis dafür mich aus allen Kalamitäten retten sollte, fragte ich auch nach dem Stand dieser Angelegenheiten. Doch jetzt wurde mir eine Ueberraschung zuteil: wohl hatte Schröderken der Gesellschaft Entwürfe unterbreitet; sie stammten aber von ihm und nicht von mir. Mühsam rang ich nach Fassung. Der Chef der Gesellschaft, mit dem ich unterhandelte, mußte doch wohl merken, daß hier etwas nicht in Ordnung war, denn er trat aus seiner Reserviertheit heraus, und als ich ihm gar einen der Entwürfe, den ich zufällig als Abschrift bei mir hatte, ihm vorlegte, da schien ihn eine seltsame Erregung zu packen, denn er sprang mit einem Ruck auf und blickte mich starr an, doch sagte er nichts, sondern bat mich nur, in zwei Tagen zu einer von ihm bezeichneten Stunde wiederzukommen.

Na, ich habe ja auch so 'ne Art Kanonenruhe; doch das brachte mich doch ein wenig aus dem Gleichgewicht. Auf dem Wege zum Hotel dachte ich angestrengt darüber nach. Daß hier etwas nicht in Ordnung war, lag auf der Hand, und ein bedenkliches Mißtrauen gegen Schröderken begann sich bei mir zu regen. Mir fiel ein, daß mein Freund unter allerhand Vorwänden mein gesamtes Material gewünscht hatte, doch hatte ich — weniger aus Mißtrauen, als weil ich die Notwendigkeit hierzu nicht einfab — seinem Wunsch nicht nachgegeben. Sollte Schröderken eine Teufel im Schilde führen? Es fiel mir ja sehr schwer, zu diesem Glauben zu kommen, aber ich konnte diese Erkenntnis nicht von der Hand weisen. Da entschloß ich mich, fürs erste ganz still zu sein, bis die zweite Unterredung mit dem Chef der Elektrizitäts-Gesellschaft stattgefunden haben würde. Bis dahin wollte ich Schröderken auch nicht aufsuchen sondern unter der Hand weiter forschen. In den zwei Tagen hörte ich so manches, was meinem Verdacht, Schröderken habe mich betrügen wollen, neue Nahrung gab. Bei der Unterredung mit dem Generaldirektor gingen mir die Augen vollends auf. Schröderken hatte meine Pläne gegen eine sehr hohe Abfindungssumme und gegen Zusicherung eines gut dotierten Postens der Gesellschaft zum Kauf angeboten, er wolle im Falle der Erwerbung auf alle Rechte verzichten, nicht einmal sein Name sollte genannt werden. Das Angebot war den Vorstandsmitgliedern so günstig erschienen, daß seine Annahme außer allem Zweifel stand. Hatte Schröderken erst einmal das Geld in den Fingern, dann stand es ihm noch immer frei, entweder den Kampf mit mir aufzunehmen, oder zu verschwinden. Nun war ich aber unangemeldet auf der Bildfläche erschienen und hatte den Kampf gegen ihn aufgenommen, ohne daß er eine Ahnung von dem drohenden Unheil besaß. Ich konnte natürlich mit Leichtigkeit den Nachweis führen, daß hier ein ganz gemeiner Diebstahl vorliege und zögerte auch keinen Augenblick bei der Staatsanwaltschaft Anzeige zu machen. Das Protokoll der letzten Unterhandlung mit den Vertretern der Elektrizitäts-Gesellschaft leate ich als Beweismittel bei. Eine Haussuchung bei Schröderken lieferte die Ergänzung zu diesem Beweis; Schröderken sollte daraufhin verhaftet werden. Doch zog er es vor, sich durch einen wohl-

gezielten Schuß ins Herz der Gerechtigkeit zu entziehen. Schwer verletzt brachte man ihn in die Charte, und am Abend dieses ereignisreichen Tages übermittelte mir ein Arzt den Wunsch des Sterbenden nach einer letzten Aussprache. Ich kämpfte lange mit mir, schließlich aber ging ich doch hin. Da lag er vor mir, der Unglückliche, der seine zerrütteten Verhältnisse durch den Verrat am Freunde hatte in Ordnung bringen wollen. Er erzählte mir alles, so gut es sein Zustand erlaubte. Es war eine ganz alltägliche Geschichte: er hatte äußerst luxuriös gelebt, kostspielige Liebschaften unterhalten, Schulden über Schulden gemacht. Als ich ihm meine Pläne zuschickte, da war er bereits ein verlorener Mann. Die Verzweiflung machte ihn zum Schurken, der Streich schlug fehl, und nun blieb ihm nichts übrig als der Revolver.

Die Geschichte hatte mich doch arg erschüttert. In der folgenden Nacht durchforschte ich die letzten Blätter meines Lebensbuches und fand darin so manches verzeichnet, wovor ich errötend den Blick senken mußte. Nun mußt du mich nicht für eine zimperliche alte Jungfer halten, mußt nicht denken, als wollte ich jetzt gleich Kopfhänger werden, nein! aber ich will ein Mann sein, will den Platz, den ich mal einnehme, auch ganz ausfüllen; Arbeit und Pflichterfüllung sollen mir nicht mehr bloße Mittel zum Zweck sein, ich will nicht mehr einzig des Vergnügens willen arbeiten, sondern um vor mir und der Welt als ganzer Kerl dazustehen. Diesen Entschluß habe ich damals gefaßt, und ich weiß, daß ich ihn ausführen werde.“

Willy sah seinen Bruder dabei warm an und fuhr dann fort: „Na, alles andere war dann höchst einfach: ich hatte gar keinen Grund, andere Bedingungen als Schröderken zu stellen, und wir waren auch bald im reinen. Jeden Augenblick kann meine Einberufung stattfinden, und ich bin glücklich in der Lage, meine Schulden zu bezahlen. Damit hat alle meine Not ein Ende.“

Otto von Bornward sah still und ernst da.

Ja, Willy hatte wohl Grund, froh und zufrieden zu sein. Wie ganz anders stand er jetzt da in der Welt! Was nützte es ihm, wenn er auch in Kürze zum Regierungsrat befördert wurde? Ohne eine reiche Frau konnte ihm die beste Karriere nichts helfen. Es hatte darum auch keinen Zweck, daß er sich zu Vorsätzen wie Willy verstieg; der hatte gut Vorsätze schmieden; wenn man Direktor mit einem mehr als auskömmlichen Gehalt war, alle seine Schulden bezahlen konnte, dann war es leicht, zu sagen: ich will ein Mann sein!

So starrte Otto in sich hinein und hatte fürs erste kein Wort für den glücklicheren Bruder. Doch dann besann er sich plötzlich darauf, er reichte Willy beide Hände hin und sprach mit leise vibrierender Stimme: „Ich gratuliere von Herzen!“

„Danke, danke, mein Junge!“ gab Willy zur Antwort und fuhr dann fort: „Ich habe heute schon ein Stündchen mit den Bodenburgern zusammen verlebt. Na, da hat sich ja manches verändert, doch weißt du das ja besser als ich.“

Der Assessor wußte jedoch nichts, und Willy erzählte: „Also erstens ist Erzellenz Bodenburg mit Tochter anwesend. Hedwig, so heißt das Töchterlein, blickt arg läßl und hochmütig in die Welt, sie schien mich erst auf meine Hofiabilität prüfen zu wollen. Da lachst du über. Interessanter ist wohl die andere Neuigkeit: Eleonore Auenbach ist mit einem Schlage reich geworden; eine alte Tante — muß ein netter Weizkraagen gewesen sein — hat sie mit dem Zeitlichen gesegnet.“

Er plauderte noch eine Weile und dachte gar nicht daran, wie sehr diese eine Nachricht den Bruder erschüttert hatte. Er war ja immer noch sehr mit seinen etagen Anaelegenheiten beschäftigt, so daß er die Geschehnisse der Außenwelt fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkte des Ich torierte.

Gemächlich stand er auf und sagte: „So, mein Lieber, jetzt will ich mich auch ein bißchen fertig machen. Wenn du willst, kannst du mich gleich abholen. Ja?“

Damit verließ er das Zimmer.

Der Assessor starrte ins Leere und fuhr mit der Hand durch die Luft, als wollte er unangenehme Gedanken abwehren.

Wie hatte Willy von Eleonore gesprochen?

„Die ist ja mit einem Schlage reich geworden... eine alte Tante hat sie mit dem Zeitlichen gesegnet.“

Nun war sie für ihn verloren ein- für allemal! Sie, die seine Seele erfüllte trotz allem, was sich heute ereignet hatte. Die Selbstachtung verbot es ihm, sich Eleonore wieder zu nähern, denn er hatte sie ja nicht zu erringen gesucht, als sie noch arm war. Und dann hatte er sich künstlich in eine Liebe hineingezwungen, sein Blut aufgepeitscht und unter starkem Druck seines Willens in Wallung gebracht. Und wie er das Wort der Werbung zu Brita hatte sprechen wollen, vor allem aber jetzt nach dieser Neuigkeit, da erschien ihm diese vermeintliche Liebe als ein Unding, eine Unmöglichkeit. Unrast kam über ihn, es trieb ihn hin und her, fort von hier aus der Enge, aus der Qual. Es war ihm jetzt ganz unmöglich, unter Menschen zu sein. Allein mußte er durchkämpfen, was er allein verschuldet hatte.

Der Abend dämmerte als er das Kurhaus verließ. Planlos schlenderte er umher, vermied die kunstvollen Wege, bis er endlich in ungebahnten Vergeregionen sich wieder fand. Chaotisch aufgehäufte Vergrümmter, vom fahlen Licht des Mondes gespenstisch beleuchtet verstreuten den Weg. Dazwischen Gestrüpp und wucherndes Unkraut.

Da kehrte er wieder um. Es war nun völlig dunkel geworden, und ein leichter Wind spielte mit den Bäumen. Der Assessor achtete nicht darauf, achtete auch nicht auf den Weg. Plötzlich stand er vor einem kleinen See, den er noch niemals gesehen hatte. Er sammelte seine Gedanken, suchte sich zu orientieren. Doch ein Gefühl von Müdigkeit und Schläffigkeit beherrschte ihn, und er lehnte sich an einen Baum am Ufer des Gewässers. Er blickte hinein in das Plutgekräusel, das der Mond ganz schwach beschien; er hörte das Klatschen der spielenden Wellen, der See warf sein verzerrtes Bild zurück und die Wellen hüpfen darüber hinweg. Ihm war's, als tönten durch des Sees eintönigen Sang wechselweise die Worte: Ruhe, — Friede!

Ja: Ruhe — Friede! Wo sind sie? Hier nicht, für ihn nicht! Verlorenes Glück! Scherben, Scherben, und nur Bitterkeit und Ekel waren zurückgeblieben. „Komm zu uns auf den grünen Grund!“ lockten die Wellen, und Otto von Bornward überkam eine wahnsinnige Lust, dort Ruhe



Der verstorbene Erste Bürgermeister von Wien, Dr. Lueger.



Der verstorbene Reichstagspräsident  
Graf Stolberg-Wernigerode.

und Frieden zu suchen. Aber er wandte sich ab. Fort, fort, den Ausweg sich bahnen, der aus diesen Trümmern führte. —

In später Abendstunde erreichte er das Kurhaus. Unmittelbar nach ihm kam sein Bruder herauf, verschloß sorgfältig die Tür und sagte mit einer Stimme voll Teilnahme, die an ihm doppelt ungewohnt war, und darum besonders wohl tat: „Mein armer Junge, erzähle mir, was fehlt dir? Ich hab' in den letzten Stunden Angst um dich gehabt!“

Und Otto erzählte. Er nannte alles beim rechten Namen: wie er Eleonore geliebt, wie er unter heißen Kämpfen auf ihren Besitz entsagt, weil er sie nicht stark genug glaubte, des Lebens Misere, diese ewige Finanzkalamität zu ertragen. So war er dem Schiedsspruch des Verstandes gefolgt, der ihn ermunterte, Brita Koloff zu erobern, denn sie hatte das, was sein Leben erleichterte und verschönte: Geld!“

Hier unterbrach Willy seinen Bruder: „Na, da hättest du dich aber schön in die Kesseln gesetzt! Denn diese Brita Koloff kenne ich zufällig ein bißchen genauer. Ein ganz unmögliches Menschenkind. Sie ist wenn ich nicht irre, schon zweimal durchgebrannt, natürlich nicht allein! Aber jedesmal lehrte sie recht in den Schoß der Familie



Der neue Reichstagspräsident Graf von Schwerin-Löwik.

zurück und wußte sich Verzeihung und Vergessen zu erschmeicheln. Und auch sonst erzählt man sich von ihrer Vorliebe für Männer wunderbare Sachen. Sage mal aufrichtig: Hast du dich mit ihr schon so weit eingelassen, daß ein Rücktritt für dich unmöglich ist?“

Otto von Bornward verneinte erleichtert. „Na, dann ist alles in Ordnung! Du verschwindest noch heute oder in früher Morgenstunde, und ich erzähle das Brita oder ihrem Bruder, und die Geschichte ist in Ordnung!“ sprach Willy.

Der Assessor sah es wohl ein, daß dieser Vorschlag gut war. Aber es hielt ihn hier fest, mit starken Banden war er an Buchholzhausen gefesselt. Und dann: seine Schulden! Freimütig bekannte er alles dem Bruder, dem er für seine ungewöhnliche Teilnahme sowieso von Herzen dankbar war. Willy schien nachzudenken. Nach einer kleinen Pause sprach er: „Ja, so laß's gehen.“ Ich hab' ausnahmsweise was übrig und kann auch leichter Geld kriegen als du. Wir wollen teilen, damit hältst du dich



Wahlrechtskundgebungen im Circus Busch in Berlin: Die Demonstranten ziehen nach dem Schloßplatz.

wenigstens fürs erste über Wasser. Und wegen Leonore | holzhausen verließ. Ein holder Stern war ihm hier auf-  
fahr' du nur mal unbekümmert. Sollte irgend jemand bei | gegangen, ein Stern, der nach lichterem Gesilden wies; er



Am weißen Sonntag. Von Carl Marr.

ihr deine Kreise stören, teile ich es dir mit. Im übrigen | war ihm nicht gefolgt, und nun war Nacht in seiner  
verlass' dich mal aufs Glück." | Seele. (Fortsetzung folgt.)  
So kam es, daß Otto von Bornward vorzeitig Buch-



Ein elfjähriger Erfinder.

Der elfjährige Wiener Gymnasialschüler Josef Ganz hat eine selbsttätige Schuhvorrichtung für Straßenbahnen konstruiert, die ihm auch patentiert worden ist. Das Modell zu seiner Erfindung hält der Knabe in der Hand.

## Elisabeth.

Eine Ostergeschichte von C. King.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der von Erna und Magda so sehnsüchtig erwartete Tag des Volterabends von Marie Bungereit und Albert Lehnerit war da. Die Kinder waren seit einer Viertelstunde zum Abfahren bereit, und auch Elisabeth war fit und fertig. Der Wagen wartete vor der Tür, unruhig scharrten die Braunen. Der Herr des Hauses war aber erst vor kurzem aus den Ställen herübergekommen und kleidete sich um.

Ungeduldig trippelten die kleinen Mädchen umher, immer wieder übten sie ihre Verse oder liesen an die Schlafstubentür, um zu fragen, ob Papa noch nicht fertig sei.

Endlich endlich fuhren sie ab.

In Neuberger herrschte reges Leben, die ganze Nachbarschaft und viele auswärtige Verwandte von Braut und Bräutigam waren erschienen. Herren, Damen, Kinder, junge Mädchen drängten in den Zimmern und Korridoren, es herrschte die Aufregung und Spannung, die jedem großen Ereignis vorauszugehen pflegt. Endlich erschien die Braut mit den Eltern, herzlich von allen begrüßt und man begab sich in den großen Saal, an dessen einem Ende die bekränzten Stühle für das Brautpaar aufgestellt waren. Dahinter waren die Plätze für die älteren Herrschaften, die nicht an den Aufführungen teilnahmen.

Nachdem einigermaßen Ruhe eingetreten war, überreichte Anna Bungereit der Schwester den Brautkranz und Elisabeth Bach den Schleier mit wenigen herzlichen Worten. Dann kamen Erna und Magda als Genien und überbrachten Brot und Salz, das nie im Hause fehlen sollte. Nachdem so die ernstesten Sachen beendet waren, trat der Humor in sein Recht.

Ein Wankelgänger mit einer Drehorgel sang die Lebensgeschichte der Braut und des Bräutigams in furchtbaren Mittelversen nach der Melodie eines Gassenbauers sein Gefährte zeigte mit einem Stock auf die auf einer Tafel dargestellten Szenen.

Es kamen Köchinnen, Schornsteinfeger, Höckerinnen, Zigeunerinnen, die Gutes für die Zukunft wahr sagten, ferner

eine ganze Reihe von großen Kornfäden, die gute Genien prophezeiten, Händler und Händlerinnen mit Geschirr, Löffeln, Bürsten. Jeder überreichte etwas, so daß das Brautpaar von einem Kranz der verschiedenartigsten Gegenstände umgeben war. Nicht vergessen sei der Pantoffel, den Marie bekam, mit der Weisung, ihn fleißig zu schwingen.

Alle Aufführungen wurden mit dankbarem Jubel begrüßt, besonders die Anspielungen auf Dummheiten aus der Kinderzeit der Brautleute. Nach den Aufführungen stärkten sich alle an dem kalten Braten, den Salaten, Butterbröten, Wein und Limonaden, die für die hungrigen großen und kleinen Gäste bereit gestellt waren.

Dann begann der Tanz, dem auch die Kinder noch ein Weilchen zusehen durften.

Otto Seger hatte sich an den Aufführungen nicht beteiligt; er beneidete die beiden um ihr Glück, und so oft er Elisabeth ansah, wallte seine Liebe zu ihr mächtig auf. Er wollte diese Leidenschaft aus seinem Herzen reißen. Wußte er doch von seiner Schwester, daß sie aussichtslos sei. Doch wenn er dabei ruhig an Elisabeth denken konnte und hoffte, ihr gleichgültig gegenüber treten zu können, so war ein Blick von ihr alle Vorsätze und Vermunftaründe um. Wie Liebreizend sah sie aus wie anmutig sprach sie die Worte bei der Ueberreichung des Schleiers. Otto mußte in den Garten hinausgehen, um wieder ruhig zu werden.

Im Verlaufe des Abends überraschte er Elisabeth oft dabei, wie sie ihn fragend und traurig anblickte. Es mußte nicht nur ihr, sondern auch den Bungereits auffallen, daß er, der früher nach jeder Gelegenheit suchte, um mit ihr zusammen sein zu können, sie heute direkt mied.

Otto nahm sich also gewaltig zusammen und forderte Elisabeth zum Tanz auf.

„Reisen Sie zum Osterfest wieder zu Ihrem Herrn Onkel?“

„Nein, ich bleibe in Altenbach; ich kann Frau Andrea nicht schon wieder um Urlaub bitten, obgleich der alte Onkel mir leid tut, denn er fühlt sich in letzter Zeit nicht wohl, und zudem hat Vetter Hans auch gleich nach Neujahr wieder abreisen müssen. Jetzt fühlt er sich doppelt einsam.“

„Wieder dieser Hans?“ dachte Otto, „immer spricht sie von ihm. Ich war töricht, sie zum Tanz aufzufordern.“

Ihm blieb nicht Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn wieder hörte er die geliebte Stimme, diesmal zaghaft und zögernd.

„Herr Oberförster, verzeihen Sie aber ich muß Sie bitten, mir zu sagen, ob ich Sie irgendwie unbewußt verletzt und erzürnt habe. Sie waren früher stets freundlich zu mir, und jetzt sind Sie es nicht mehr. Ich weiß nicht was ich getan habe; darum kann ich mich nicht entschuldigen, was ich doch gern möchte. Erna und Magda vermissen Sie sehr, und es tut mir leid, daß ich die Schuld an der Veränderung zu tragen scheine.“

„Ach so, wegen Erna und Magda tut es ihr leid, daß ich nicht so oft komme. Ich Tor hatte mir eingebildet, daß Elisabeth mich gern hätte,“ dachte Otto. Laut sagte er: „Sie haben mich durchaus nicht gekränkt, Fräulein Bach. In Ernas und Magdas Freude werde ich mich jetzt öfter in Altenbach sehen lassen. Ich hatte in der letzten Zeit viel zu tun, da blieb mir keine Zeit zu andern Sachen und Gedanken.“

Der Tanz war zu Ende. Otto führte Elisabeth zu ihrem Platz zurück.

Andrea's kehrten bald heim, da die Kinder müde waren und auch über Kopfschmerzen klagten. Es war eine stille Fahrt.

Am nächsten Tage husteten die Kinder und mußten im Bett bleiben. Zur Hochzeit zwei Tage später, am Sonntagabend vor Fastnacht, konnten sie nicht fahren, da die Erhaltung zwar nachgelassen hatte, aber aus Vorsicht der Aufenthalt im Bett nötig war.

Elisabeth hat Frau Andrea bei den Kindern bleiben zu dürfen, ihr Herz war traurig. Sie fürchtete auch, es nicht auszuhalten, einen ganzen Nachmittag mit Otto zusammen zu sein und von ihm so sichtlich gemieden zu werden.

Frau Andrea wollte zuerst nicht zugeben, daß sie der Hochzeit fern blieb. Erna konnte ja bei den Kindern sein, denen doch gottlob nichts Ernstes fehlte. Aber Elisabeth hat nur noch dringender und schien selbst so elend, daß Frau Andrea ihre Einwilligung gab. —

Am Sonntag standen die Kinder wieder auf und verzehrten die Süßigkeiten, die Tante Bungert ihnen geschenkt hatte, und Mama mußte von der Hochzeit erzählen. Elisabeth hörte still zu.

„Kind,“ sagte Frau Andrea, „Sie sehen aber wirklich so krank aus, daß ich um Sie in Sorge bin, Sie sollten sich hinlegen. Fühlen Sie sich sehr schlecht?“

„Nein, Frau Andrea, ich bin vollständig wohl, und danke Ihnen herzlich für Ihre Teilnahme.“

Am Nachmittage kam Otto. Er war in lustiger Stimmung und erzählte Erna und Magda eine Schurre nach der andern. Er wollte sich nach dem Befinden der kleinen Patienten erkundigen und freute sich, sie so wohl anzutreffen.

Elisabeth bekam nur eine sehr kühle Begrüßung, auch verabschiedete Otto sich bald wieder, um noch zu Bungerts zu gehen und sich nach den alten Herrschaften und Fräulein Anna umzusehen, denn es waren doch anstrengende Tage für die Neuberger gewesen.

„Die glückliche Anna,“ dachte Elisabeth, „zu ihr wird Otto nicht so kühl und unliebenswürdig sein. Wenn ich nur wüßte, was ich ihm getan habe, daß er mich jetzt so schlecht behandelt.“

Das Wetter war in der Osterwoche sehr schön, so recht frühlingmächtig.

Die Mädchen, besonders Trina, sprachen viel vom Osterwasser, und Elisabeth hörte von dem wunderbaren Zauber, den es ausüben sollte, und wie schwierig es zu holen sei. Gerade im Augenblick des Sonnenaufganges mußte es geschöpft werden, und ohne zu reden müsse man hin- und hergehen. Nachts, wenn Elisabeth wach in ihrem Bett lag, das Herz vom Kummer zerrissen, fiel ihr das Osterwasser und seine Kraft ein. Erst zaghaft und dann immer fester bildete sich bei ihr der Entschluß, es auch zu holen.

Einen Quell wußte sie, allerdings war er eine halbe Stunde weit entfernt, aber da Ferien waren, fiel es nicht auf, daß sie spazieren gegangen war. Sie liebte die Natur in der Krübe ganz besonders, das wußten Andrea's.

Am Ostersonntag sollte die Sonne um 36 Uhr aufgehen. Elisabeth hatte vor Erwartung nicht schlafen können. Leise erhob sie sich, um niemanden zu wecken, und verließ das Haus. Nichts reate sich, auch aus den Ställen hörte man nur das leise Klirren der Ketten, die Knechte benutzten den Feiertag, um etwas länger zu schlafen als sonst.

Als Elisabeth den Hof betrat, sprangen die großen Hunde freudig an ihr empor, sie nahm sie bis zum Tore mit. Eine Klaische für das Osterwasser trug sie in der Hand, und fröhlich küßte sie sich fester in ihr Tuch, denn der Morgen war kühl.

Küßig schritt Elisabeth zwischen den Feldern hin. Rechts bewegte der Morgenwind die zarten Halme des Winterkorns, während links Wiesen sich hinzoogen, auf denen leichter Dunst schwebte. Die Bödel schliesen noch, nur einzelne Hähne krähten drüben im Dorfe.

So früh war Elisabeth noch nie über die Felder gegangen. Am Osten färbte sich der Himmel ein wenig heller, die Wälder der Wälder begannen zu leuchten. Sie beschleunigte ihre Schritte, jetzt noch eine kurze Strecke durch den Wald, und rechts sprudelte das Quellchen hervor.

Elisabeth setzte sich; die Sonne ging noch nicht auf, aber der Himmel erstrahlte in schönem goldigem Rot, das durch die fahlen Bäume hindurchschien. Der Waldboden war mit frischen arünen Pflänzchen bedeckt, Osterblumen und das blaue Leberblümchen blühten schon dazwischen. Elisabeth pflückte einen kleinen Strauß und betrachtete die zarten Frühlingssprossen.

Küßlich schoß ein goldiger Strahl am Himmel empor. Schnell bückte sich Elisabeth und schöpfte das Osterwasser. Jetzt da sie ihren Zweck erreicht hatte kam ihr ihre hoffnungslose Liebe zu Otto so recht zum Bewußtsein. Sie war der Verzweiflung nahe, und aufschluchzend barg sie ihr Gesicht in den Händen.

Da hörte sie Schritte im Walde, ein Hund lief mit Gebell auf sie zu. Erschreckt sprang sie auf. Wenn jemand sie jetzt sähe! Sie schämte sich ihres Glaubens an die Kraft des Osterwassers. Doch es war zu spät. Otto kam heran, er mit dem ein Zusammentreffen ihr jetzt am un-

angenehmsten war. Sie trocknete schnell ihre Tränen und jentte den Kopf.

„Was sehe ich, Sie sind so früh schon hier im Walde, Fräulein Bach?“

Seine Liebe zu ihr erwachte mit doppelter Gewalt, als er ihr verweintes, liebes, bleiches Gesicht sah und ihre Hilflosigkeit.

Krampfhaft barg Elisabeth die Flasche unter dem Tuch. „Wenn er doch ginge,“ dachte sie, „ich darf nicht reden, sonst wirft er mich nicht und alles war umsonst.“

Doch Otto tat ihr nicht den Gefallen. „Sie gestatten, daß ich Sie nach Altenbach zurückbegleite. Ich wollte für Erna und Magda das Osterhäschen spielen.“

Elisabeth mußte sich setzen, die schlaflose Nacht, die Aufregung und der Kummer hatten sie sehr angegriffen, dazu diese unerwartete Begegnung mit dem Geliebten.

„Suhlen Sie sich nicht wohl, Fräulein Bach? Mein Gott, wie kalt Ihre Hände sind, wie Sie zittern. Weinen Sie doch nicht, ich kann es nicht ertragen. Nennen Sie mir Ihren Kummer, vielleicht kann ich Ihnen helfen. Haben Sie schlechte Nachrichten von daheim?“

So sprudelten die Worte aus Ottos Mund. Unbewußt hatte er ihre Hand gefaßt, die er sanft streichelte.

Diese unerwartete Zärtlichkeit ließ Elisabeth noch heftiger weinen. Sie sagte nichts, entzog ihm die Hand aber auch nicht.

„Haben Sie kein Vertrauen zu mir? Ja,“ brauste er auf, „wenn ich Ihr Vetter Hans wäre, da würden Sie gewiß nicht zögern, mir ihr Herz auszuschnitten und mich freundlich anzusehen. So aber haben Sie für mich keinen Blick und kein Wort. Wenn ich Ihnen jetzt so verhaßt bin, werde ich Ihren Weg nicht mehr kreuzen. Es gab Zeiten, wo ich glaubte, Ihnen nicht gleichgültig zu sein, meine Hoffnung haben Sie schwer getäuscht. Leben Sie wohl, ich will versuchen, Sie zu vergessen. Werden Sie glücklich mit Ihrem Hans!“

Ihre Hand hatte er längst freigegeben, jetzt stürmte er durch den Wald davon.

Da konnte es Elisabeth nicht mehr ertragen, das Osterwasser war vergessen.

„Otto! Otto!“ schrie sie angstvoll, und sprang auf, ihm nachzueilen, ihn festzuhalten.

Otto stutzte und wandte sich um. Er sah die sehnsüchtig ausgebreiteten Arme, die Verzweiflung erfüllten Augen der Geliebten.

„Elisabeth!“ rief er jubelnd, sie umfangend, „ist es Wahrheit, herrliche Wahrheit, daß ich dich halte, du mein Alles, und daß du mich ebenso liebst, wie ich dich?“

Unter vielen Küßten fand die Besiegelung ihrer Liebe statt. „Aber wie ist denn das mit deinem Vetter Hans?“ fragte Otto. „Ich denke, du bist so gut wie verlobt mit ihm?“

„Nein,“ sagte Elisabeth unter Tränen lächelnd, „an so etwas nur zu denken. Hans ist mit meiner Freundin verlobt, d. h. im Stillen. Veröffentlicht soll es erst werden, wenn er von dieser Reise zurückkehrt. Aber wie kommst du darauf?“

„Wir haben es alle geglaubt, weil du so viel von ihm erzählst und durchaus Weihnachten mit ihm feiern mußtest, während ich mich hier in Sehnsucht nach dir verzehrte.“

„Du lieber, böser Otto, wie viele schlimme Stunden hast du uns bereitet. Hättest du mich doch offen gefragt, ob ich mit ihm verlobt wäre, wie lange hätten wir schon glücklich sein können.“

Mit einem innigen Kuß schloß er ihre Lippen. Dann fragte er, was sie so früh in den Wald getrieben hätte.

„Osterwasser habe ich geholt,“ flüsterte sie verschämt.

Lachend schloß er sie in seine Arme.

„Jetzt wollen wir aber nach Altenbach gehen, mein Lieb, sonst anaaktat sich meine Schwester über dein Ausbleiben. Wie werden sie sich mit uns freuen.“

Der Weg war bald zurückgelegt. Als sie Arm in Arm daherkamen, stießen jung und alt zusammen um zu hören, wie sie sich endlich gefunden hätten.

„Beim Osterwasser fanden wir uns, seine Zauberkraft hat sich an uns bewährt.“



## Unsere Bilder.



— Das neue Kgl. Oberlandesgericht in Düsseldorf (Vergl. das Bild Seite 105), befindet sich an der Cecilienallee neben dem Neubau der Kgl. Regierung auf der sogenannten Goltzheimer Insel. Das Rheinstromgebiet an dieser Stelle hat in den Jahren 1900 und 1904 eine 4 Meter starke Aufschüttung erhalten und bot der Bauausführung größere Schwierigkeiten, als man erwartet hatte. Der Grundriß des Gebäudes bildet ein Rechteck von 30 mal 73 Meter Länge. An das die Mitte des Gebäudes einnehmende Haupttreppenhaus schließen sich zwei Innenhöfe, der Hauptzugang liegt in der Mittellinie der Rheinfront. In größeren Räumen enthält das Gebäude sechs Sitzungssäle für die Senate, den Plenar-Sitzungsaal im Mittelbau der Vorderfront, und die zweigeschossige Bibliothek an der Hinterfront. Die äußere Architektur ist im Charakter des Barocks gehalten. Im Mittelbau tritt das Hauptportal hervor und bildet mit den hier reicher behandelten Fenstern und dem mit ornamentalem Schmuck versehenen Hauptgiebel eine maßvolle Steigerung der architektonischen Gliederung. Das Gebäude wird am 1. Mai dieses Jahres dem Verkehr übergeben.

— Dr. Karl Lueger (vgl. das Bild Seite 107), erster Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Wien und Führer der christlich-sozialen Partei, ist 66 Jahre alt, nach langem, schwerem Leiden, das schon seit Jahren am Marke seines Lebens zehrte, gestorben. Seine Verdienste um die Entwicklung der Stadt Wien sind von Freund und Feind anerkannt. Halb Wien folgte seinem Leichenzuge, der Einsegnungsfeier im Stefansdomo wohnten auch der Kaiser mit den Erzherzögen, die Regierung usw. bei.

— Zum Wechsel im Reichstagspräsidium. An Stelle des kurz vor Vollendung seines 70. Lebensjahres verstorbenen Grafen Udo zu Stolberg-Bernigerode (Vergleiche das Bild Seite 108), eines liebenswürdigen, freundlichen Mannes, dem alle Parteien des Reichstages mit Sympathie entgegenkamen, wurde Graf von Schwerin-Löwitz (Vergleiche das Bild Seite 108), zum ersten Präsidenten des Reichstages gewählt. Er gehört dem Reichstage als Mitglied der konservativen Partei seit dem Jahre 1890 an und vertritt den Wahlkreis Stettin I. Graf Schwerin, der im 63. Lebensjahre steht, ist der 12. Präsident seit Errichtung des Reichstages.

— Wahlrechtskundgebungen im Zirkus Busch in Berlin: Die Demonstranten ziehen nach dem Schloßplatz. (Siehe Bild Seite 108.) An derselben Stätte, wo in jedem Jahre der Bund der Landwirte tagt, der Zirkus Busch in Berlin, in dem auch die Versammlung zur Begründung des Hansabundes stattfand, wurde kürzlich gegen das preussische Wahlrecht demonstriert. Vertreter aus Kunst und Wissenschaft, Handel, Handwerk und Industrie hatten zu einer Volksversammlung geladen, die von über 8000 Personen besucht war.



## Zur Unterhaltung.



— Gut begründet. Frau (zu ihrem bezechten heimkehrenden Mann, einem Schornsteinfeger): „Na, hast wohl wieder viel Gasthäuser unterwegs getroffen?“

— Schwierige Sache. A.: „Weshalb besuchst du mich denn gar nicht mehr?“ — B.: „Ach, du wohnst mir zu hoch! Jedesmal, wenn ich zu dir kommen will, muß ich erst zu mir kommen und das ist doch zu umständlich!“

— Widerspruch. Bäuerin: „Du, Mann, unsere Sau ist schon wieder krank!“ — Bauer: „Was? Das ist doch wirklich Pech, so ein Schwein zu haben!“

— Vom Katheder. Professor: „Meine Herren, Sie sehen also in den Herzkammern die bekannten Klappenzipfel — pardon, — umgekehrt — Zipfentlippel — das heißt — Anappenzipfel — nein Zappentlippel — Anappfelzippel — Zapfentlippel — Kipfelzappen — Zipfentlippel —“ — Student: „Meinen Sie vielleicht Zipfentlippel, Herr Professor?“ — Professor: „Ganz recht, also Zipfentlippel! Ich danke Ihnen!“



## Rätsellecke.



## Rätsel.

Wenn sich dem frommen, gottergeb'nen Dichter  
Die Himmel öffnen und das göttlich Große,  
Die Wunder der allmächt'gen Lieb' und Weisheit  
Sich dem verklärten Auge frei enthüllen;  
Dann rauscht es durch der Harfe gold'ne Saiten  
In überird'chen Tönen, einer Sprache,  
Die aller Herzen vor das Hochbild zaubert,  
In Tönen, die, wenn längst die Saiten schlummern  
Noch immer albe<sup>nd</sup> ernd wiederlingen.  
Wer nennt den Namen mir des Hohenliedes? —

Run ein Zeichen mehr: Ein Wand'rer grüßt euch;  
Durch Deutschlands Gauen zieht er ruhelos,  
Niemand kann saen, wie viel tausend Jahre;  
Des Reisens Hochgenüsse kennt er nicht;  
Doch reiche Gaben für ein gastlich Bett,  
Streut er verschwenderisch den Menschen aus.  
Tiefeländer sind es meist die er bevorzugt,  
Die tief im Innern reiche Schätze bergen.  
So wenig sie durch auß're Schönheit glänzen. —

Das Schwänzchen weg! ein Zeichen vor die Stirn!  
Welch' unbearbeitlich lächerliches Herrbild  
Des edlen Strebens nach der höchsten Schönheit  
Des Strebens nach der Gottheit Lichterscheinung  
Zeigt dort das fremde, beifäll'liche Weib!  
Tyranisch herrscht sie über die Vernunft,  
Und Millionen wahnbetörter Wesen  
Umschwärmen ihren bunten Siegeswaaen. —  
Kopfschüttelnd schließ' ich, sucht euch selbst die Lösung.

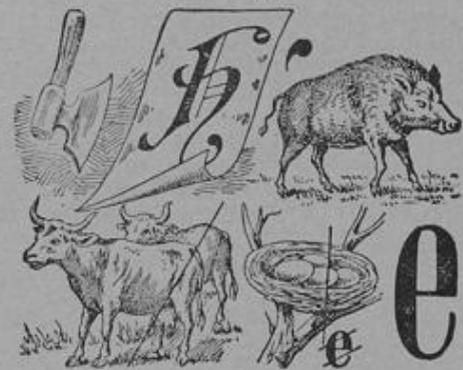
## Biersilbige Charade.

Den beiden ersten kannst du schau'n  
Bei Nacht ins Auge nur mit Graun:  
Im zweiten Paar mit hellem Licht  
Siehst du dein eign'es Angesicht;  
Dem Ganzen aber bist du gleich,  
Begehst du einen Narrenstreich.

## Wechsel-Rätsel.

Hab' ich mit „f“ dich überfallen,  
So bist und bleibst du kleinlaut, wortfarg, still,  
Ob auch mit „t“ ringsum von allen  
Ein froher Sinn dich anders stimmen will.  
Mit „i“ singst lustig du die alten Lieblingslieder,  
Mit „s“ ist Sing und Sang dir stets zuwider.

## Rebus.



## Auflösungen in nächster Nummer.

## Auflösungen aus voriger Nummer.

Wort-Rätsel: Hauer, Mauer, Lauer, Bauer, Dauer.  
Geographisches Rätsel: Kiel, Halberstadt, Parma,  
Italien, Sachsen, Magdeburg, Transvaal, Rußland  
— Karlsbad.

Rebus: Wie gewonnen, so zerronnen.



## Der Sieger.

Erzählung von Emil Frank.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Auf der Bodenburg herrschte ein geschäftiges Leben und Treiben. Nach mannigfachen Schwierigkeiten war doch alles so weit gediehen, daß die Aufführung stattfinden konnte. Die plötzliche Abreise Otto Bornwards hatte im letzten Augenblick eine empfindliche Störung verursacht, denn dieser spielte die Rolle des Wilhelm von Werne, und es war in so kurzer Zeit nicht leicht Ersatz zu finden. Da entschloß sich Ihmer, der im Interesse einer sorgfältigeren Regie auf jede Rolle verzichtet hatte, den Wilhelm von Werne zu übernehmen. Junge Bodenburg war davon so entzückt, daß sie ihm ein Lob über das andere sagte. Und nun deklamierte Hugo Ihmer die sein zifelierten klingenden

Zamben mit den heimlichen und offenen Liebesworten vor ihr, die als Elisabeth mit holdseligem Erröten seine Minne abwehrte. Und gerade über diesem Gegenspiel lag ein zarter Hauch, es war als gewannen die Worte, die sie beiderseits sprachen, jedesmal neues Leben, sie hörten auf, Kunstausdruck zu sein. In der übrigen Zeit mußte Dr. Ihmer immer mehr mit der Uebermacht seines Gefühls in Kampfe liegen heimlich und in verborgenen was aus einem Gefühl hoher Verehrung für Junge die Liebe erblüht, eine Liebe, die er vergeblich unterdrücken wollte. Und so mußte er an ihr leiden,

sagte er sich, denn der Gedanke an die Erfüllung und Arönung dieser Liebe erschien ihm so absurd, daß er gar nicht in Gefahr kam, ihn zu erwägen. Sein Plan war gefaßt: so bald wie möglich verließ er Schloß Bodenburg, um irgendwo ganz seiner Kunst zu leben.

Udo von Bodenburg wunderte sich über das eigentümliche Gebaren der jüngeren Hausgenossen, denn man hatte es auf das strengste vermieden, auch nur die leiseste Andeutung zu machen, das Stück sollte eine Ueberraschung sein. Hedwig, seine Tochter, beteiligte sich nicht an dem Stück, und auch Irma hatte abgelehnt. Eleonore hingegen leitete mit ihrem feinen Geschmack und praktischen Sinn die Ausstattung, und sie unterstützte auch Dr. Ihmer in der Regie. So hatte Hedwig von Bodenburg keine andere Gesellschaft als Irma. Auf eine eigentümliche Art und Weise hatten sie sich näher kennen gelernt.

Irma, die sich an den Müßiggang noch nicht recht ge-

wöhnen konnte, erbat sich die Erlaubnis, in dem abgelegenen Musiksaale musizieren zu dürfen. Sie hatte in den früheren Jahren mit Leidenschaft an dieser Kunst gehangen, und nur die genußarmen Jahre bei Tante Henriette hatten eine Unterbrechung gebracht. Jetzt regte sich ihre Liebe wieder, und sie prüfte mit Kennermiene Instrument und Noten. Dann begann sie zu spielen, schüchtern erst, dann immer begeisterter, selbstvergessen. In majestätischen Wogen rauschten die Töne durch den Saal, versingen sich, kamen wieder, drängten zu einander, stießen sich ab und dazwischen immer wieder we-



Die deutsche Kaiserin (1) mit ihrer einzigen Tochter, der jetzt 17jährigen Prinzessin Viktoria Luise (2) auf einem Spaziergang im Berliner Tiergarten.

hes Schluchzen, wie Tränen um etwas Verlorenes. Schließlich kam sonniges Leuchten in ihr Spiel; die Hoffnung, die Spannkraft der Jugend siegte, die Liebe kam und jubelte und blieb. Feierliche Altäre bildeten den Schluß des improvisierten Tongemäldes.

So ganz hatte sie das Spiel hingerissen, daß sie die Bewegung der Portieren, das Kläuschen eines Frauengewandes überhörte. Jetzt wandte sie sich um. Ein flüchtiges Not huschte über ihre Züge, Hedwig stand neben ihr.

„Verzeihen Sie der unberufenen Lauscherin,“ sagte sie leise und ihre Stimme klang nicht so frohlich als sonst, „ich wollte nicht unterbrechen, um mich des Kunstgenusses nicht zu berauben.“

Irma blickte erstaunt die Hausgenossin an, die das Spröde abgestreift hatte, aus deren Augen jetzt nicht Stolz, sondern eine sanfte Trauer sprach.

„Wollen wir einmal gemeinschaftlich unser Können versuchen?“ fragte Hedwig; „hier ist etwas, was auch den verwöhntesten Geschmack befriedigen muß.“

Sie reichte ihr die Notenblätter hin: „Ipsdens Liebestod.“ Und dann spielten sie und ließen sich mitreizen von dieser Kunst, die beseligte und marterte, die alle Pfaffen menschlichen Gefühlslebens darstellte bis zur Vernichtung.

Von dieser Zeit ab waren Irma und Hedwig sehr häufig zusammen. Während die anderen probten und prüften, gingen sie durch den schwartigen Buchenwald, oder sie saßen im Musikzimmer und pflegten echte Kunst. Allmählich taute Hedwig auf, sie gab sich frei und ungezwungen, ließ Irma in den Tiefen ihrer Seele lesen. Und da zeigte es sich, daß dieses Mädchen in seiner Eigenart, das so früh die Mutter verloren, sich den Stolz wie eine Mäcke gewählt hatte, um leichter und unbeirrter den Weg durchs Leben mit seinen Härten wandern zu können. Unter dem Einfluß Irmas milderte sich dieser Stolz; sie lernte vertrauen, wo sie bisher meist nur verachtet und übersehen hatte. In ihren Augen leuchtete es zuweilen auf von verhaltener Glut. Das Frostige, Starre, Schrofne fiel ab von ihr, sie wurde ganz Weib voll Anmut und Schönheit. In ihr Herz fiel ein Funke von Liebe: Liebe zu einem edlen Mädchen, das so anspruchslos und bescheiden war und das doch einen so großen Fonds von Güte in sich barg. An einem Morgen im Juni, als sie zusammen in einem abgelegenen Teile des Parkes spazieren gingen, blieb Hedwig plötzlich stehen. Sie schien mit sich zu kämpfen; dann sprach sie: „Irma, wollen Sie, der ich so vieles zu danken habe, mir ein Lebtjes geben und mir Freundin sein?“

Da schloß Irma das mutterlose Mädchen in ihre Arme, mit Tränen der Freude küßte sie Hedwig. So schlossen die Mädchen einen Bund der Herzen fürs Leben.

Die Veränderung, die mit Hedwig in den wenigen Tagen vor sich gegangen war, war zu auffällig, als daß sie den andern hätte entgehen können. Einer aber sah sie mit höchster Freude, ein heißer Wunsch ging ja damit in Erfüllung, und dieser eine war Hedwigs Vater, der Minister. Zwar war er nie im Zweifel gewesen, daß der Kern von Hedwigs Wesen gut und edel war, aber er hatte doch gefürchtet, daß bei ungünstigen Einflüssen sie zu einer unduldsamen Frau werden könne, die sich und anderen das Leben verbittere. Sein Amt nahm ihn ja so sehr in Anspruch, er hatte niemals viel Zeit gehabt, auf Hedwig einzuwirken, er hatte auf das Leben, das Erwachen des weiblichen Gefühls gehofft. Und nun war es Wahrheit geworden: Hedwig war lieb und hingebend geworden.

Und das dankte er diesem schlichten Mädchen, das so bescheiden seinen Weg ging. Es trieb ihn zu Irma hin, um ihr das auszusprechen, was er fühlte, und er war überrascht von ihrer feinen, stillen Art.

Von da ab nahm er häufig an den Spaziergängen der beiden Mädchen teil, lauschte er den musikalischen Uebungen der Freundinnen. Bald wurde man darauf aufmerksam, wie sehr der Minister die schlichte Irma, die bei aller inneren Bornehmheit so bescheiden auftrat, auszeichnete, und hie und da regte sich wohl der Gedanke, daß es nicht bloß Dankbarkeit für die Freundin seiner Tochter war, was ihn dazu veranlaßte. Denn Udo von Bodenburg war ein Mann in den besten Jahren, kaum achtundvierzig, und man hatte sich schon lange gewundert, daß er sich nicht entschließen konnte, einen zweiten Bund fürs Leben zu schließen. Jetzt schien er ja auf dem besten Wege dazu zu sein, und man konnte seine Wahl nur billigen.

Doch diese Gedanken kamen nur den Unbeteiligten: die Hauptpersonen ahnten es nicht. Wohl regte sich im Herzen des Ministers im Laufe der Zeit ein stilles Gefühl der Zuneigung zu Irma, wohl wurde ihm ihre Person über alles wert, aber er hielt dies für eine reine Seelenharmonie, er kam sich so alt vor im Verhältnis zu Irma, daß er gar nicht glaubte, noch eine tiefe Liebe einflößen zu können.

Und Irma erging es nicht anders. Sie war niemals so ziel- und selbstbewußt gewesen wie Eleonore; die Jagre der Einnamkeit bei der Laute hatten sie darin nicht geübt. So kam es, daß sie sich in die neuen Verhältnisse, obwohl sie denen im Elternhause durchaus entsprachen, nicht so rasch einleben konnte, daß sie nicht den richtigen Abstand zu der Welt und den Menschen nehmen konnte. Es war und blieb daran etwas verschoben, und das blieb sie so rasch nicht aus.

Endlich war der große Tag des Theaters gekommen. Feterlich und pathetisch lud Inge den Omiel zum Festspiel, das ihm zu Ehren veranstaltet worden sei, und der Minister war galant genug, für diese Aupnterkeit und Ehrung schon im voraus geziemend zu danken.

Willy von Bornward, der die Rolle des Abrecht von Bodenburg übernommen hatte, war zu allen Proben getreulich herausgetommen, obwohl er von seiner Rolle keine Zeile auswendig wußte. Bei der letzten Probe war er noch um nichts weiter. Da nahm ihn Inge in „ritterliche Hast“, auf der Bodenburg sollte er für seinen Frevel büßen und das Veräumdte nachholen. Das ließ er sich ja ganz gerne gefallen, und er präparierte sich auch so weit, daß er auf den Strüden von einigen Souffleuren seinen Weg über die Bretter, welche sonst die Welt bedeuten, machen konnte.

Daß er nämlich auch auf Schloß Bodenburg nicht zu einem eifrigeren Studium kam, daran war sein selbster eigenartiges Interesse schuld, das er an Hedwig Bodenburg nahm. Beim ersten Zusammentreffen — es war im Kurpark in Buchholzhausen — hatte sie ihm im Geheimen ein mitleidiges Lächeln abgenötigt, und er hatte sie allen Ernstes eine Gans genannt.

Dann blieb er anlässlich einer der Proben abends zu Tisch, und es fügte sich, daß Hedwig seine Tischdame war. Um nicht unhöflich zu sein, milderte er sein burleskes Wesen um einige Nuancen und sprach sehr kultiviert, aber er sagte das Ganze als Scherz auf und konnte nur nicht begreifen, wie er sich so in diesem Mädchen geirrt haben konnte. „Donnerwetter, das ist ja ein ganz originelles Weib! Was hat die für Augen! Da kann einem ja angst und bange werden! Und wie vernünftig sie spricht!“ So dachte Willy von Bornward, und den ganzen Abend blieb er an Hedwigs Seite, nur um der Ursache seiner ersten falschen Beurteilung auf den Grund zu kommen. Aber je mehr er danach forschte, desto mehr imponierte ihm Hedwig, und das war bei seinem Naturell sehr viel. Wenigstens hätte er früher nie geglaubt, daß ein Weib ihm dieses Gefühl unbegrenzter Hochachtung würde abnötigen können. Fast schämte er sich seiner Knechtschaffensheit, wie er im stillen sein Verhältnis zu Hedwig nannte. Und je öfter er kam, desto stärker zog ihn Hedwig an. Auch fern von ihr stand er in ihrem Bann; er begann nachzudenken über sein Wesen und seine Vergangenheit, und er fand viel Oberflächlichkeit und Flachheit, aber wenig Werte, deren er sich wirklich hätte rühmen können. An diesem reinen Mädchen gemessen fand er zum Unwert, sein Leben erschien ihm als lange Kette von verschuldeten Torheiten und Verirrungen.

Erst kam er mit seiner lachenden Philosophie über solche Regungen hinweg. Er machte Witze über seinen moralischen Katzenjammer. Aber ein Stachel blieb zurück, eine Sehnsucht, Vergangenes auslöschen zu können, eine neue Lebensseite zu beginnen, des Mädchens, das so überraschend schnell und in so hohem Grade Einfluß auf ihn gewonnen hatte, würdig zu sein oder zu werden.

Die Tage vor der Aufführung traf er sehr häufig mit Hedwig zusammen, obgleich ihn Inge ja eigentlich in ritteilicher Hast halten wollte. Meist war Irma zugegen, aber sie störte ihn nicht im mindesten. Gerade in dieser Zeit vollzog sich in seinem Herzen eine bedeutungsvolle Wandlung. Es war ihm, als sei nur da Licht, wo Hedwig war, als sei ohne sie die Welt öde und freudlos, als habe mit ihr sein Leben einen neuen Inhalt, ein erstrebenswertes

Ziel erhalten. Worüber er früher gelacht und gespottet hatte, was er für ein Phantasieprodukt der Poeten gehalten, jetzt erlebte er es an sich: der Liebe Macht. Sie machte ihn ernst und machte ihn weich; sie lehrte ihn den Begriff Treue kennen und schätzen, sie gab ihm Sehnsucht und der Hoffnung Wonnen, führte ihn zur Einkehr in sich selbst und zur Selbstbeobachtung. Sie ließ ihn aber auch auf jede Regung der Geliebten lauschen, er gab sich Mühe, sie ganz zu verstehen.

Nur ein Zweifel quälte ihn: Wird sie mich auch lieben können?

Er, der Selbstbewußte, der verwöhnte Liebling der Damen, fand nicht den Mut, die entscheidende Frage zu tun, die ihn aus diesem Zweifel herausriß; er wollte lieber zwischen Hangen und Bangen leben, als schon jetzt seine lähnen Hoffnungen vernichten lassen.

Der Abend der Aufführung kam. Eine große Schar geladener Gäste aus Buchholzhausen und der engeren und weiteren Umgebung von Bodenburg traf ein. Die Akteure, soweit sie nicht schon im Schlosse wohnten, waren zum größten Teil schon früher gekommen. Es war ein Leben und Treiben, wie man es in Bodenburg nur bei sehr großen Festen kannte. Allmählich füllte sich der große Saal mit Gästen. Hinter der Bühne war ein regeres Leben. Dr. Ihmer prüfte mit forschenden Blicken die Dekorationen, die Leuchtkörper und ähnliche Dinge. Er war so vertieft in dieses Geschäft, das er das Rauschen eines Frauengewandes gänzlich überhörte. Plötzlich zog er die Uhr. „Hohe Zeit,“ flüsterte er, und wandte sich rasch um. Da stand er Jünger im Kostüm der Elisabeth gegenüber. Seine Blicke konnten sich nicht losreißen von der herrlichen Gestalt Jüngers, die mit dem Kostüm auch etwas eigenartige Würde- und Hoheitsvolles angelegt zu haben schien. Wie eine Königin stand sie vor ihm, und er erinnerte sich der süßen Minneweisen und -Lieder, in denen bis zum Ueberschwang Frauenanmut und -Würde gepriesen wurde. Und wenn er auch das alles ihr hätte sagen können, es wäre ihm in diesem Augenblicke als viel zu schwacher Ausdruck dessen erschienen, was sein Herz bewogte. Wie sollte er dieses wonnensame Klingeln in Worte fassen? Wie konnte er dieses zwischen tiefster Ergriffenheit und feurigster Begeisterung schwankende Gefühl genügend ausdrücken?

Da ergriff er wortlos ihre Hand, und sie ließ sie ihm mit holdem Erröten; er sah ihr stumm in die Augen, als könne dieser eine Blick ihr sein ganzes Innere mit allem Jubel, aber auch mit all seiner Trauer enthüllen. Langsam, ganz langsam, rang sich etwas los in ihm. Er mußte ein Ende machen, jetzt war die Zeit dafür gekommen. Er trat noch ein wenig näher und sagte sehr leise: „Sie brauchen nichts zu fürchten. Inae, nur heute rede ich so vertraut zu Ihnen: nur heute kann und will ich von meiner großen Liebe zu Ihnen sprechen. In den nächsten Tagen verlasse ich das Haus, und Sie sind dann so sicher vor mir, als läge ich im Grabe. Meine Liebe nehme ich mit mir, ich will sie hüten und bewahren wie ein Kleinod. So lassen Sie mich denn schon jetzt Abschied nehmen. Abschied für immer! Gott behüte Sie. Inae, möchten Sie viel, viel Glück finden im Leben.“

Damit wollte er sich losreißen. Doch Inge hielt ihn fest. Ein Augenblick des Kampfes hatte ihr den Weg geebnet, den sie gehen mußte. Zwar ärgerte es sie ein wenig, daß er sie so leichten Kaufes preisgab, nicht einmal den Versuch wagte, sie zu erröthen. Aber er war nun einmal ein Idealist und er hatte ihr so schlicht seine Liebe gestanden. Sie erwiderte: „Also fort wollen Sie? Wie nun, wenn es schon zu spät wäre? Wenn ich Sie auch liebte!“

Er starrte sie an, jeder Blutstropfen wich aus seinem Gesicht. Sie machte sich über ihn lustig, Verspottete seine Liebe! Herr Gott, wie tat das weh! Doch nein, nach Svott sah sie nicht aus, das war nicht Scherz und Uebermut was aus ihren Augen strahlte. War's denn möglich? Durfte er wirklich daran glauben? Inge liebte ihn! Gewißheit, nur Gewißheit, dann mochte kommen, was da wollte. Und er fraute sie mit ersticker Stimme: „Inge, lieben Sie mich.“

Sie nickte und lächelte ihm holdselig an.

Da fiel die Trauer von ihm ab. Nun war alles gut, frisch auf zum Kampf gegen alles, was sich seiner Liebe in den Weg stellte. Für seine Liebe wollte er alles traen, nicht rasten wollte er bis er den Siegespreis erröthen. Und er beugte sich über Inges Hand und bedeckte sie mit heißen Küßen.

Das Stück fand viel Beifall. Die Darsteller waren mit einer hinreißenden Hingebung bei der Sache, und unter den Zuschauern war nur eine Stimme des Lobes. Dr. Ihmer mußte am Schluß manche Schmeichelei anhören, er war der Held des Tages. Doch was wollte dieser kleine Erfolg besagen gegen das Glück, das wie Sonnenschein sein Herz erfüllte! Bisher hatte sein Leben immer die Entfagung zur Begleiterin gehabt. Jetzt dachte er nicht an Entfagung.

Hedwig von Bodenburg hatte nach der Vorstellung auch eigene Gedanken. Das Stück hatte sie weich gestimmt: viele Stellen hatten wie Pfeile ihr Herz getroffen. Sie sann darüber nach, ob auch sie sich zu solch einem Heroismus der Liebe aufraffen könne, ja, ob sie wohl überhaupt der Liebe fähig sei. Vor kurzem hätte sie diese Frage sicher verneint, doch heute gab sie lieber überhaupt keine Antwort darauf.

Sie erwartete den Vater, der noch mit Dr. Ihmer sprach, und sie lugte unter einem der großen, schweren Fenstervorhänge in den Park hinab. Sie wehrte sich nicht gegen das Weiße, Kühnste, das mit elementarer Gewalt in ihr aufquoll. Welche Wandlungen hatten sich in wenigen Wochen in ihrem Innenleben vollzogen! Sie, die so peinlich über jede Gemütsregung gewacht hatte, die es noch vor kurzem als Schwäche gedeutet haben würde, hatte sie jemand Einblick in die Tiefen ihrer Seele gestattet, sie hatte eine treue, liebe Freundin gefunden und sie kostete jetzt täglich aus, was es heißt: Vertrauen zu zeigen und Vertrauen zu finden. Wie arm an Liebe und Glück war sie früher, wie reich war sie jetzt.

Mitten in ihrer Gedankenreihe unterbrach sie das Kommen des Herrn von Hornward. Er blieb an ihrer Seite und plauderte mit ihr, wie er es in diesen Tagen so häufig getan. Willy von Hornward hatte viel gesehen und erlebt, und als er merkte, daß Hedwig sich für seine kleinen Erlebnisse unter fremden Völkern sowohl, wie auch für die Fragen seines Nachen lebhaft interessierte, wurde er nicht müde, mit ihr darüber zu plaudern. Er tat das in seiner originellen Art ohne Pedanterie und Steifheit, aber auch ohne die Blasiertheit, die er früher gern hervorgekehrt hatte. Heute aber sprachen sie von dem allgemein Menschlichen, das Ihmers Stück verkörperte. Hornward sagte schließlich:

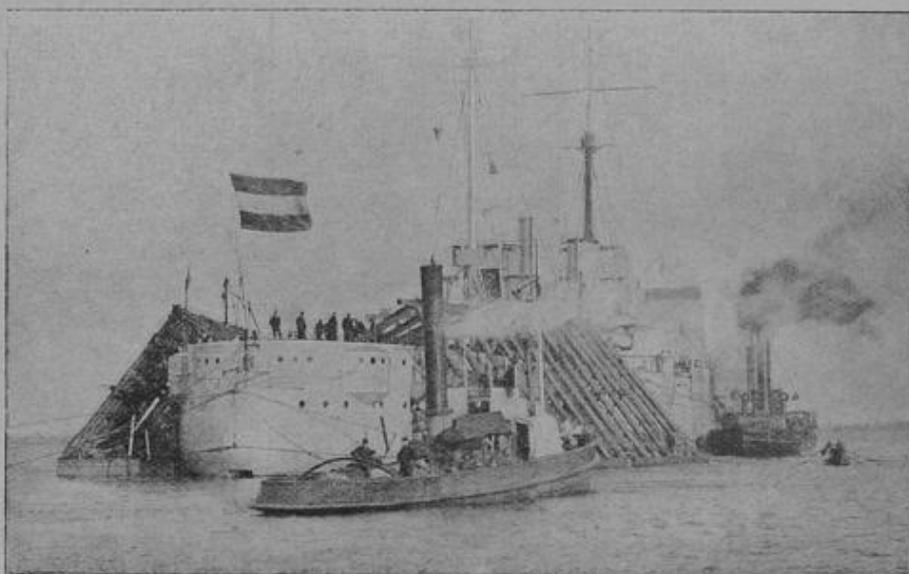


Das Schutruppen-Denkmal für Windhut.

„Noch vor kurzem hatte ich all den Zauber von Liebe und was so damit verbunden ist, für Pumbug gehalten. Ich war ein Mensch, der sich an die Auserwählte des Lebens klammerte, der alles unter dem Gesichtswinkel des Materiellen sah und tagierte. Doch alles ist wandelbar, und ich freue mich, daß ich das auch von meiner Lebensanschauung sagen kann.“

Er hatte noch viel mehr sagen wollen, hatte so eine Art Lebensbeichte ablegen wollen aber das Hinzutreten des Ministers verhinderte dies. Udo von Bodenburg schien in vorzüglicher Laune zu sein, und unter frohen, angeregten Gesprächen verließen die drei den Saal und folgten den übrigen Gästen, die im Park sich ergingen. Auf der Rampe trafen sie mit Irma zusammen, die wohl ins Schloß hatte zurückkehren wollen. Der Minister, der sie heute noch gar nicht zu Gesicht bekommen hatte, bat nun Irma, doch an ihrer Promenade teilzunehmen. Darum lehnte Irma wieder mit ihm, doch waren Vornward und Hedwig schon ein Stück weiter gegangen. Willy erzählte von Rußland.

„Wir kommen mal in so 'n Dorf tief drin in Rußland; es sah so miserabel aus, wie nur irgend möglich; aber in seiner Nähe sollte die Eisenbahn vorübergehen. Schön. Uns jungen Menschen machte es Vergnügen, mit den Dorfleuten russisch zu sprechen. Na, es war ein schönes Nadebrechen, das können Sie mir getrost glauben! Schließlich fragte mein Kollege, der sich arg für das Kulturelle interessierte, nach der Lektüre. „hm, meinte der eine, so was gäb' es hier nicht. Na, aber sie müßten doch was lesen, sagten wir. Ob denn keine Zeitung oder Bücher ins Dorf kämen. Bücher nicht, war die Antwort, aber eine Zeitung, denn die hat viel und weiches Papier und daraus ließen sich so wundervolle Zigaretten machen. Das Papier der Bücher sei viel zu hart, sie hätten sich davon überzeugt.“



Eine schwimmende Festung:  
S. M. S. „Rheinland“, das größte Linienschiff der deutschen Kriegsmarine.

In diesem Augenblick kam ein Diener zum Schloß und überbrachte dem Ingenieur ein Telegramm. Ueberrascht erbrach Willy dasselbe. Es enthielt die Mitteilung, daß man in Berlin auf sein baldiges Kommen rechne. Zwar hatte er auf diese Einberufung gefaßt sein müssen; vor kurzem noch hätte er sie wie eine Erlösung aus der Lage des kleinen Badeortes aufgefaßt. Heute war das anders. Da war ihm die Enge lieb geworden; wie so vieles andere hatte sich auch das geändert. Man sah es ihm deutlich an, daß die empfangene Nachricht ihm nicht sonderlich angenehm war, und er gab sich auch keine Mühe, dies zu verbergen.

„So,“ meinte er, „nun ist auch das zu Ende, morgen reise ich jedenfalls ab. Ich glaube, ich werde noch ganz sentimental dabei. Tja, man ändert sich!“

Er sprach von seinem neuen Wirkungskreise in der Reichshauptstadt, aber durch alle seine Worte klang doch etwas wie verhaltene Wehmut. Mitten im Gespräch fragte er:

„Würden Sie mir zürnen, gnädiges Fräulein, wenn ich bei passender Gelegenheit Ihnen einmal meine Aufwartung machte? Ich glaube, daß mir das Scheiden leichter würde, wenn ich hoffen dürfte, Sie wieder zu sehen.“

Der Ton, in dem er sprach, verriet zu deutlich, daß er ihre Antwort mit lebhafter Spannung erwartete, daß seine Frage mehr war und sein wollte, als eine gewöhnliche Höflichkeitsphrase. Das merkte auch Hedwig, und sie erstaunte darüber. Mit einem Male kam es ihr vor, als hätte sie an diesem Manne doch ein gar zu lebhaftes Interesse befundet und sich nicht einmal Mühe gegeben, es zu verbergen. Hatte er darum nicht das Recht diese Frage an sie zu stellen ihr diesen besonderen Unterton zu geben?

Witzartig durchzuckten sie diese Gedanken, aber sie empfand nur eines: das Scheiden Vornwards würde eine Lücke reißen und wenn dann früher oder später noch die Trennung von Irma kam, dann war



Die Hohenzollernstraße in Tsingtau.

alles wieder erlöschten, was ihr Leben leicht und schön gemacht hatte. Und sie hatte den festen Willen zur Lebensfreude, wollte nicht wieder in den Zustand der Frostigkeit und künstlichen Gleichgültigkeit zurückkehren. Sie gab zur Antwort: „Es wird uns, Papa und mich freuen, Sie bei uns zu sehen. Ich weiß es von Papa selbst, daß er Sie sehr hoch schätzt, und darum bin ich berechtigt, Sie auch in seinem Namen einzuladen.“

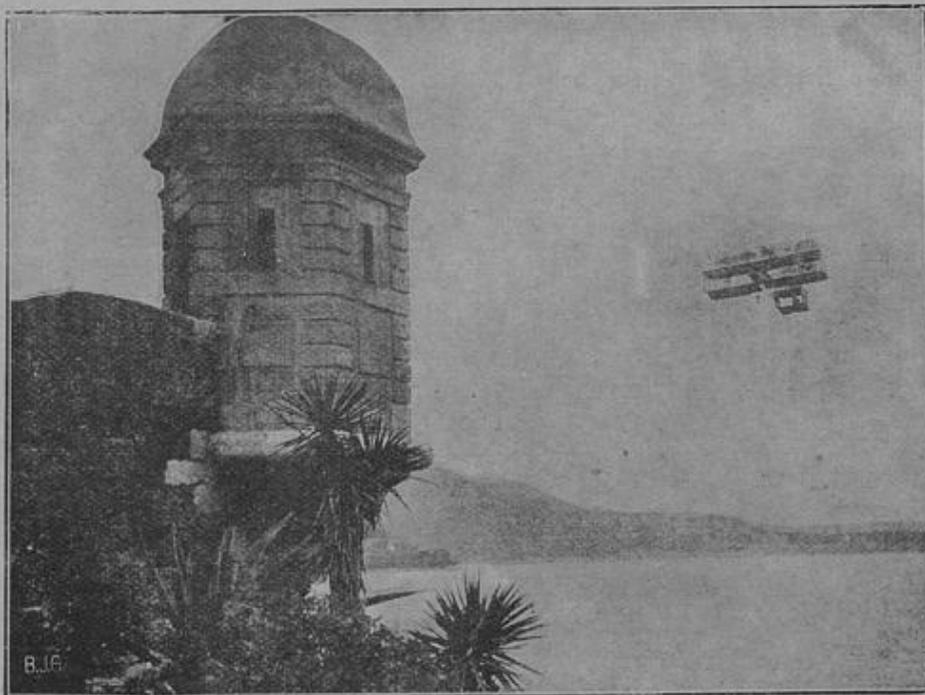
„Dank, tausend Dank, Hedwig,“ rief er jubelnd aus; er merkte es kaum, daß er die förmliche Anrede unterlassen hatte, so freudig war er bewegt, „ich werde von Ihrer gütigen Einladung Gebrauch machen, so oft es mir möglich ist.“ Damit ergriff er ihre Hand und küßte sie.

Von der Terrasse des Schlosses klangen die frohen Weisen der Buchhändlerkapelle. Die Gäste, die sich bis in die entlegensten Teile des großen Parks zerstreut hatten, kehrten bei diesem frohen Signal allmählich zum Schlosse zurück.

Auch Hedwig und Vornward wandten sich um. Der Pfad war leer und einsam, nur aus der Ferne hörte man das Summen froher Menschen. Willy von Vornward ging mit Absicht sehr langsam. Er wollte die wenigen Augenblicke des Alleinseins mit Hedwig die ihm jetzt noch beschieden waren, ausnützen, um von ihr Abschied zu nehmen.

„Wie haben Sie mich mit Ihrer gütigen Erlaubnis so unaussprechlich glücklich gemacht!“ sprach er und sah sie mit leuchtenden Augen an. „Sie macht mir das Scheiden leicht und erfüllt mich froher Hoffnung. Sie sollen und müssen es wissen, warum ich ihr so großen Wert beilege. Hedwig, ich liebe Sie, wie ich noch nie ein Weib geliebt habe, und wie ich nie geliebt habe lieben zu können! Sie sollen jetzt keine Entscheidung treffen, aber Sie sollen mir's noch einmal sagen, ob ich unter diesen Umständen kommen darf!“

Hedwig war ein wenig erschrocken. Also war's doch Liebe, was ihn zu ihr trieb! Liebe! Wie dieses kleine, inhaltsschwere Wort sie bewegte, wie unsicher und haltlos sie doch mit einem Male war. Saate ihr nicht das Herz, daß es wohl um dieses Geheimnis wußte, daß es sich gern zum zweiten Male bezwingen ließ?



Rougiers Flüge über das Mitteländische Meer.

„Ja, Sie dürfen kommen!“ sagte sie schlicht und blickte an ihm vorbei, als wolle sie ihn nicht merken lassen, daß in ihren Blicken ein verräterisches Feuer glomm, das ihres Herzens Jubel kündete. Doch er sah es, sah es mit heller Freude, und er sagte nichts als: Hedwig! und wieder: Hedwig! als könnte er in diesen ihren Namen alles das hineinlegen, was Hohes und Süßes ihn erfüllte. —

Bei Tisch saß er an ihrer Seite, doch war er stiller als sonst, so daß Inge, die ihm gegenüber saß, sicherhaft bemerkte: „Das Spiel hat Sie wohl sehr angestrengt, Herr von Vornward? Aber Sie haben Ihre Sache wirklich gut gemacht.“

Willy dachte: „Ich habe meine Sache wirklich gut gemacht!“ und er verneigte sich halb gegen Inge, halb gegen Hedwig. Diese war noch schweigsamer als sonst und unwillkürlich kam Inge auf die Vermutung, daß zwischen den beiden etwas nicht in Ordnung sein müsse. Doch sie hatte nicht Zeit, solchen Gedanken lange nachzuhängen. Einesteils war sie viel zu sehr mit ihren „eigenen Angelegenheiten“ beschäftigt, andererseits plauderte sie viel mit Herrn von Barthberg, ihrem Tischnachbarn einem guten Freunde und Nachbar ihres Hauses, der seine Kraft zwischen Essen und Trinken und Plaudern verteilte und auf allen drei Gebieten Hervorragendes leistete. Herr von Barthberg war noch Junggeselle und eine gute Partie. Darum fiel es besonders einigen Damen auf, wie ausschließlich er sich mit Inge beschäftigte. Wanda von Blachner, die mit Ausbietung höchster Kunst sich noch immer ein jugendfrisches Aussehen zu verleihen wußte, zischelte ihrer Nachbarin zu: „Sieh doch, Lotte, wie ungeniert die beiden mit einander charmieren! Diese Inge verdreht doch allen Männern den Kopf. Na, Herrn von Barthberg hätte ich doch mehr Geschmack zugetraut.“

Eine feine Rede des Ministers brachte Abwechslung und gab das Signal zu einer Fülle



Kinderfürsorge in Paris: Unbemittelte Schulkinder werden in städtischen Speiseanstalten unentgeltlich mit warmem Essen bewirtet.

von Toasten, in denen alles Mögliche gepriesen und gefeiert wurde, und jedesmal, wenn die Gläser hell an einander klangen, flüsterte Billy: „Es lebe die Liebe!“ Ob Hedwig das verstand? Sie errötete ein wenig, schien aber nicht ärgerlich über diesen Sondertoast zu sein.

Nach dem Souper gab es noch einige Stunden gemüthlichen Beisammenseins, die hauptsächlich mit Musik ausgefüllt wurden. Auch Irma ließ sich bewegen, einen Beitrag zur Unterhaltung beizusteuern: sie spielte mit hoher Meisterschaft, und es war feierlich still in dem großen Saal. Selbst die Herren, die in einigen Nebenzimmern mit Kartenspielen die Zeit totschlugen, kamen leise heran und blieben am Eingang des Saales stehen. Stürmischer Beifall lobnte sie am Ende für ihr herrliches Spiel. Schon wollte Irma zurücktreten, da stand der Minister neben ihr und saate leise: „Bitte spielen Sie noch einmal das Stück mit dem Sie meiner Tochter Herz gewonnen.“ Sie sträubte sich nicht lange: nach kurzem Präludium setzte sie mit der Phantastie ein, die ihr so lebhaft in der Erinnerung achlieben war, und Hedwig blickte zu ihr hin mit leuchtenden Augen. Das Günst und das Fest zogen vor ihrer Seele vorüber, und sie war glücklich, daß das Fest so schön, so sonnenhell sie anmutete.

Wagen auf Wagen rollte durch den Park, die Gäste nahmen Abschied und allmählich erkloß das Leben in den Gesellschaftsräumen des Schlosses. Das junge Volk: Hedwig, Anae, Eleonore, Irma, Billy und Dr. Köhler machten noch einen kleinen Spaziergang, Udo und Eberhard von Bodenburg aber saßen bei der Baronin auf der Veranda und plauderten über die Ereignisse des Tages. Die Baronin meinte: „Ist es Euch nicht aufgefallen, daß Anae und der Doktor — hm, wie soll ich saagen — sehr natürlich hielten?“ „Kann schon sein,“ entgegnete Eberhard von Bodenburg, „ich habe nicht sonderlich darauf acht gegeben. Aber süß sah das Mädchel aus, und Köhler ist ein Poet, die haben für so etwas immer besondere Augen.“

„Und das sagst du so gleichgültig, Eberhard? Das begreife ich nicht? Ich hatte den ganzen Abend keine Ruhe, allein deswegen! Es wäre doch zu schrecklich, wenn sich da hinter unserem Rücken etwas angesponnen hätte. Inge ist ein Feuerkopf, die ist imstande und geht durch. Daß man doch so vertrauensselig ist!“ sprach die Baronin.

Ihr Gatte wollte beschwichtigen, ihr die Sache ausreden, er glaubte auch wirklich nicht recht daran, und dann beurteilte er die Angelegenheit von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus. Er rühmte sich ja hie und da zur großen Entrüstung seiner Frau seiner demokratischen Ader und war überzeugt, daß der Adel in der Gesinnung und Lüchlichkeit den Adel der Geburt an Wert übertriffe. Doch solche Ansichten waren seiner Frau ein Greuel und aufseuzend über Eberhards manachhaften historischen Sinn brach sie jedesmal derartige Auseinandersetzungen ab. Heute handelte es sich aber ihrer Meinung nach um viel mehr als um Ansichten, das Glück und die Zukunft des Kindes kam in Frage, da ließ sie sich nicht so leicht belehren. Ihr Mißtrauen war schon seit einiger Zeit wach; aber sie betrachtete dieses intime Verhältnis als Folge des häufigen Beisammenseins.

Fortsetzung folgt.



Der einzige Ueberlebende bei dem Untergange des französischen Dampfers „General Chanzy“

ist der Franzose Marcel Bodez. Das Schiff ging bei der Insel Mallorca im Mitteländischen Meer unter. Außer Bodez fanden sämtliche Passagiere und Besatzungsmannschaften, insgesammt 153 Personen, den Tod.

## Der Herr Rat.

Von Ilse E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Herr Rechnungsrat Trusheim hatte schon am frühen Morgen hinreichend Gelegenheit gehabt, sich über alle erdenklichen Dinge zu ärgern. Zuerst waren die Stiefel nicht blank genug gewischt, dann war der Kaffee nicht so glühend heiß wie er ihn liebte, und die Brötchen waren zu ausgebacken, daß er sich die wenigen Zähne fast ausbiß, und zuletzt blieb die Zeitungsfrau länger fern als gewöhnlich. Auch der sonst so verständige Mantelsohn hatte heute seine Lücken. Es zog fürchterlich im Rohr, aber brennen wollten die Kohlen partout nicht. Sollte sich der Herr Rat unter diesen Umständen nicht beinahe schwarz ärgern? —

In seiner Wirtschaftlerin fand er wie immer eine Person, an der er sein Mütchen kühlen konnte. Er machte ihr über alle die Bagatellen Vorwürfe, als wenn sie die Schuld an allem trüge. Da sie aber schon Jahre mit ihm zusammen haufte, kannte sie ihn zu genau um sich über ihn zu ärgern. Fräulein Franziska Mond hatte ein dickes Fell, das so leicht nichts durchließ, dazu zwei reichlich große Ohren, und was das letztere besaagen will, weiß der Leser. Die Griesgrämigkeit des „Alten“ locht sie deshalb nicht im geringsten an. Sie ließ ihn austoben, neigte bei seinen heftigen Worten energisch den glattgeschneideten Kopf und verließ brummend die Stube. Es war dem Herrn Rat, als ob sie etwas wie „Knurrbeter“ gesagt hätte.

„So eine unverschämte Person,“ dachte er ergrimmt, „ich werde ihr kündsaen. Ich kann jeden Tag eine neue Haushälterin bekommen.“

Na das hätte er selbstverständlich gekonnt. Ein „alleinstehender“ Herr ist für diese Würdenträgerinnen das beehrenwerteste Objekt, aber welche „Perle“ konnte man unter ihnen finden. Uebriens hatte er sich schon hundertmal voranommen, Fräulein Franziska Mond aus seinen Diensten zu entlassen, aber bei ruhigem Nachdenken gab er diesen Gedanken seiner schwachen Stunde wieder auf.

Fräulein Mond strzte plötzlich in die Wohnstube zurück. An der Rechten schwenkte sie ein entfaltetes Zeitungsbblatt. Ihr rundes fettes Vollmondgesicht war vor Aufregung stark gerötet.

„Herr Rat — Herr Rat —“ leuchte sie atemlos „hier — schwarz auf weiß — da haben wir's Unollst!“ „Was haben wir?“ fraate der alte Herr auffpringend. „Was liebe Franziska? Welches Unollst?“

„Sehen Sie selber — hier —“ Sie leate mit Behemeng das Lokalbblatt vor ihren Brotherrn auf den Tisch und deutete mit ihrem dicken Daumen auf eine Stelle im Neu'ketontell unterm Strich.

„Das muß ich mit Verstand lesen!“ saate der Herr Rat, schlua mit der flachen Hand bekräftigend auf die Zeitung, fuhr in seine obere Westentasche und zog hastig den Aneifer heraus. Nachdem er ihn mit seinem rosettenen Taschentuch sorgfältig blank gerieben, neigte er seine Nase zum Lokalbblatt herab.

„Schwenzeleng — was ist das —?“ „Ja, eine Sünde und Schande ist's Herr Rat!“

„Hier steht ja: „Ein neuer vielversprechender Dramatiker ist uns erstanden —““

Herr Rechnungsrat Trusheim sah über seine Brillengläser hinweg seine Haushälterin fragend an.

„Soll das heißen...?“ „Na, Es soll heißen, Lesen Sie nur erst weiter — dann wird Ihnen schon ein Licht aufsaehen.“

... der aller Wahrscheinlichkeit nach noch Großes vollbrinaen wird. — August Friederichs dramatisches Erstlingswerk „Die weiße Matte“ ist ein Lustspiel von so bewundender Komik, daß bei der Uraufführung in Dingstadt im Auditorium kein Auge trocken blieb —“

„Ist das... Himmel...!“

„Ja, das ist Ihr sauberer Herr Newöh, jawohl, der Heber, wie der Professor neulich zu uns saate, den überschwemnten deutschen Literaturmarkt mit seinen Produkten noch mehr überslutet, statt bei seinem anständigen bürgerlichen Beruf zu bleiben! Eine Affenshände ist es, seinen ehrlichen Namen auf das Theater zu bringen, damit er in aller Leute Mund ist. Jawohl, eine Sünde und Schande —“ bekräftigte sie nachdrücklich. — Der Herr Rat schönte.

„Und seit er nun noch obendrein die junge Frau hat,“ jagt sie empört fort, „soll er sich erst recht was schämen. Anstatt seine Familie anständig zu ernähren, macht er Gedichte, die ein junges Mädchen, wie ich, nicht mal lesen soll. Psst, wer hätte das von ihm geglaubt!“

Der Herr Rat fuhr sich mit der Hand über die Stirne. „Ja, wer hätte das geglaubt,“ wiederholte er mechanisch aus seinen Gedanken heraus.

Fräulein Franziska Mond nahm die Zeitung.

„... Das humorvolle, von guter Sattler getragene Stück wird in den nächsten Tagen auch in unserem Theater über die Bretter gehen. Wir hoffen, dem Publikum einige anregende vergnügte Stunden mit dieser Ernaussprache zu bereiten.“ Haben Sie überhaupt noch Worte, Herr Rat — uns beiden das anzutun! Ich bin einfach außer mir!“

Die Hausglocke ertönte. Fräulein Franziska Mond begab sich hinab, um nachzusehen, wer Einlaß begehrte.

„Es wird der Briefträger sein,“ rief Herr Rat ihr nach. Als er sich allein sah, wurde ihm plötzlich ganz sonderbar ums Herz. Es war ihm, als müsse die Post ihm heute etwas Ungewöhnliches bringen. Er gedachte des Kessens, von dem jetzt die Zeitungen verrieten und ganz heimlich regte sich in seinem Herzen ein wenig Neid. — Auch er hatte in seiner Jugend, wie wohl jeder Jungling, gedichtet. Er hatte begeisterte lyrische Gesänge auf den Frühling und auf die blonde Anna Stein angestimmt. . . .

Die blonde Anna! Er durfte gar nicht an sie denken, wenn er nicht von leiser Wehmut überfallen werden wollte. Wie hatte er die süße Anna damals geliebt! Wie hatte er sie in seinem Herzen heiß begehrt, aber niemals war ein Wort von seiner Liebe zu ihr über seine Lippen gekommen. Sie, die Ahnungslose, hatte einen anderen Mann zum Gatten auserkoren, und er hatte mit blutendem Herzen abseits stehen müssen. — Die Gedichte, die er in jener Zeit seiner seelischen Zerrissenheit verbrochen hatte, trugen alle den Stempel tiefsten Welt Schmerzes, der sich in unzähligen verstoßenen Liebesseufzern nach Lust ringen mußte. —

Dann versiegte allmählich die dichterische Ader. Er fand sich stillschweigend mit seinem Loos ab, plagte sich jahrelang, jahrein, redlich auf seinem Büroplatz ab, verbrachte seinen alljährlichen Sommerurlaub in irgend einem weltfernen Dörfchen — — — aber sein Herz hatte nicht mehr gesprochen — — —

Fräulein Franziska Mond brachte einen Brief. Sie legte ihn mit sichtlich ertrübter Entrüstung auf den Tisch. Ihr Gesicht verriet deutlich, daß sie wußte, wer der Absender war. Der Herr Rat riß mit bebenden Fingern den Umschlag auf. Nun weiteten sich seine Augen. Er hielt eine Einladung zur Premiere, die von einigen herzlichen Worten begleitet war, in der Hand. Zwei Theaterarten lagen bei.

„Ich würde es mir nie vergeben, wenn ich in diese Vorstellung ginge,“ sagte Fräulein Mond erboßt. „Sie können natürlich tun und lassen, was Ihnen beliebt. Sie lassen sich von mir doch keine Vorschriften machen. Sie sind auch alt genug geworden, daß Sie wohl wissen könnten, was Sie zu tun haben — — nicht wahr?“

Mit diesen Worten setzte sie aus der Stube. In seine Gedanken versunken, starrte Rechnungsrat Trusheim vor sich nieder. Als er nach einiger Zeit seinen Mantel anzog und den Hut aufsetzte, war er merkwürdig verjöhlich gestimmt. Es stand in ihm fest, daß er trotz der bitteren Worte seines Hausdrachens die Premiere besuchen wollte. Und während er seinen stereotypen täglichen Spaziergang um die Stadt machte, war es ihm, als ob ein gewisser Stolz in ihm emporleimte. Was er selbst in seiner Jugend erhofft und erträumt hatte, das hatte sein Nefse erreicht — ein wirklicher Dichter war der geworden.\*

Der Tag der Premiere war gekommen. Fräulein Franziska Mond mußte den schwarzen Gehrock ihres Geblüters aus dem Schrank nehmen, ihn fein säuberlich bürteln und ihn darauf zum Schneidermeister tragen, damit der einmal gründlich mit seinem schweren Bügeleisen darüber hinfuhr.

Schon lange vor Beginn der Vorstellung begab sich der Herr Rat auf den Weg zum Theater. Er forderte sich an der Kasse einen bescheidenen hinteren Parterreplatz. Seine Frelarte mochte er nicht benutzen. Er fürchtete, von seinen Bekannten gesehen zu werden, wenn er in einer Loge saß, au-

ßerdem konnte er mit Sicherheit darauf gefaßt sein, den Kessen mit seiner jungen Frau, die der Herr Rat noch gar nicht kannte, dort zu finden. Weit Herzklopfen sah er, wie das Haus sich allmählich füllte — mit gesteigertem Herzklopfen erwartete er das Aufgehen des Vorhangs. Noch strahlten überall im Zuschauerraum die elektrischen Lichter, noch lachte und sprach man durcheinander, dann richteten sich plötzlich, wie auf ein Zeichen, alle Augen hinauf zur Prozentumsloge.

„Da ist er — —!“ flüsterte man sich ringsum zu. Herr Rat fuhr sein Herz in wilder Erregung pochen, denn neben seinem Kessen, den er jetzt deutlich erkannte, sah er eine junge liebevolle Frauengestalt, der ein inniges Glück aus den lauchten Blauaugen sprach. — Er glaubte zu träumen. Das liebevolle Wesen, das sich vor den vielen neugierigen Blicken zu verbergen suchte, war niemand anders, als Anna Stein, seine einzige Jugendliebe. —

Da verlor sich das Licht. Die Rampenlichter bligten auf und langsam tauchte der Vorhang in die Höhe. Niemand vergaß die Zuschauer. Niemand sah Herr Rechnungsrat auf seinem Platz. Er dachte nicht daran, was auf der Bühne vorging, er träumte sich um Jagre zurück — — er dachte an Anna Stein. — Wie kam sie in dieser jugendlichen Gestalt hierher? War es ein Erugoid, das ihn gerade heute narren wollte? —

Obt brach heiteres Lachen im Zuschauerraum los — dann setzte sich nach dem ersten Akt der Vorhang. Nun mit es Herr Rat nicht länger auf seinem Platz. Er ging hinaus, ließ sich von einem Theaterdiener den weg zur Prozentumsloge zeigen. — Endlich stand er vor dem Kessen, den er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Neue Freude leuchtete aus des jungen Mannes Gesicht. Er wußte zur des Unfels Erregungen nicht dann genug zu finden. — „Und hier, lieber Onkel — muß ich dich mit meiner kleinen Frau bekannt machen.“

„Deine Frau? Nein, ich dachte —“

„Ja, was dachtest du denn?“

„O — nichts. Also das ist sie — — das ist sie?“

Während er ihr die Hand reichte, mußte er sie immerfort ansehen.

„Und hier, Onkel,“ sagte der Kesse vergnügt, „ist ihre liebe Mutter, Frau Witwe Anna Berghaus, ein ewiges Juwel von einer Schwiegermutter.“

Jetzt erst sah Herr Rat die stattliche, noch immer hübsche Frau mit dem merkwürdig jugendlichen Gesicht. — Als sich der Vorhang bald darauf wieder hob, verspürte er keine Neigung mehr, seinen Parterreplatz wieder aufzusuchen. Die amüsantesten Szenen der „Weißen Ratte“ vermochten es nicht, seine Aufmerksamkeit von seiner freundlichen Nachbarn abzulenken, und als er sie schließlich nach ihrem Mädchennamen fragte, weil ihm manches in ihren Worten durcheinander nicht unbekannt war, da wußte er plötzlich, warum die junge Gattin seines Kessen diese frappierende Ähnlichkeit mit seiner blonden Anna Stein hatte.

Am Schlusse des zweiten Aktes wurde stürmisch nach dem Dichter gerufen. Er mußte immer wieder vor der Rampe erscheinen. Nicht endenwollender Beifall füllte das Haus. Frau Berghaus und Herr Rechnungsrat Trusheim aber saßen in vertrautem Gespräch vertieft und erzählten einander von ihrer Jugend. — — —

Als der alte Herr am späten Abend seiner Behausung zugeing, fühlte er sich seltsam zufrieden. Er war bisher sein Lebtag einsam geblieben und seine Anna war wieder einsam geworden, und nun wußte er, daß sie fortan ihr Lebensschifflein gemeinsam steuern würden. —

# Brillanten

blendend schönen Teint, weiße, sammetweiche Haut, ein zartes, reines Gesicht und rosiges jugendfrisches Aussehen erhält man bei täglichen Gebrauch der allein echten

## Steckenpferd · Lilienmilch · Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.



Unsere Bilder.

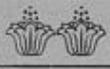


— Das Schutztruppen-Denkmal für Windhul. (Bild Seite 115.) Für die während des Herero-Aufstandes in Deutsch-Südwestafrika gefallenen Offiziere und Mannschaften wird in Windhul ein Denkmal errichtet. Die Modelle hierzu sind im Zeughaus in Berlin ausgestellt und prämiert worden. Den ersten Preis erhielt der obige Entwurf des Bildhauers Albert Moritz Wolff.

— Eine schwimmende Festung: S. M. S. „Rheinland“, das größte Linienschiff der deutschen Kriegsmarine. (Bild Seite 116.) Da das nach dem Typ der englischen „Dreadnought“-Klasse erbaute Linienschiff „Rheinland“ einen entsprechend bedeutenden Tiefgang hat, mußte das Schiff für den Transport nach Swinemünde durch Prähme und Gerüste gehoben und durch sieben Dampfer geschleppt werden.

— Die Hohenzollernstraße in Tsingtau. (Bild Seite 116.) Ganz nach deutschem Muster erbaut, wirkt die Abbildung der Hohenzollernstraße in Tsingtau, wie eine Aufnahme aus einer mittleren deutschen Provinzialstadt. Im Hintergrund des Bildes befindet sich das neu errichtete Bahnhofsgebäude.

— Rougiers Flüge über das Mitteländische Meer. (Bild Seite 117.) In der unmittelbaren Nähe der Küste von Monte-Carlo vollführte der französische Aviatiker Rougier einige Flüge bis zu 1000 Meter über dem Meere.



Zur Unterhaltung.



— Abwechslung muß sein. Töchterchen: „Du, Papa, die Mama läßt dir sagen, du sollst essen kommen, das Essen wird sonst kalt.“ — Vater: „Sag' du der Mama, es schadet nichts, wenn's auch heut' mal angefroren; bisher war's ja immer angebrannt.“

— Mißglücktes Kompliment. In einer größeren gemischten Gesellschaft liest ein Herr einen Zeitungsartikel über die Opfer eines Quacksalbers vor. Als er geendet, bemerkt ein Offizier: „Na ja, bekannte Sache, die Dummen werden nicht alle, natürlich — Anwesende ausgeschlossen.“

— Abgewinkt. „Herr Landgerichtsrat, ich gestatte mir soeben, bei Ihrer wertigen Frau Gemahlin um die Hand Ihres Fräulein Tochter anzuhalten; Ihre Frau Gemahlin hat mich aber an Sie verwiesen. Da bin ich.“ — „Biewiel Gage beziehen Sie, Herr Leutnant?“ — „Monatlich 105 Mark, Herr Landgerichtsrat.“ — „Da tut's mir leid, da bin ich auch unkompetent. Ich entscheide nur bei Objekten von 150 Mk. an aufwärts.“

— Wenn die Dinge reden könnten! „Hier müssen wir abbrechen!“ sagten die hohlen Zähne, wenn ihre Besitzerin Verleumdungen aussprechen will.“ — „Jeder hat seine schwachen Saiten,“ meint die Geige, wenn dem Virtuosen die Quinte reißt. — „Sie können sich keine Vorstellung davon machen,“ erklärt das Papier dem Dichter, wenn er ein schlechtes Drama darauf schreibt. — „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen,“ senkt die silberne Uhr, wenn sie der Goldschmied nach neuester Mode schwärzt. — „Erkenne dich selbst,“ ruft der Spiegel uns zu, wenn wir hineinschauen. — „Er ist besser als sein Ruf,“ sagt das Echo, wenn der Tourist es mit heiserer Stimme anruft.

— Unsere Dienstboten. Frau (zum Kindermädchen): „Aber Karlina, wie konnte denn das Kind nur ausgleiten — führten Sie es denn nicht an der Hand?“ — Mädchen: „Wie konnt' ich denn? An einem Arm hatt' ich den Jardißen um mit die andere Hand mußt' ich mir die Schleppe hochnehmen!“

— Getäuschte Hoffnung. Straßenräuber (einem in der Vorstadt einsam dahinwandernden Herrn die Pistole vorkhaltend): „Das Geld oder das Leben!“ — Der Herr gibt ohne ein Wort sein Portemonnaie her. — Straßenräuber (es schnell öffnend und dessen Inhalt — sieben einzelne Pfennige — zählend, verächtlich): „Sie Schwindler!“

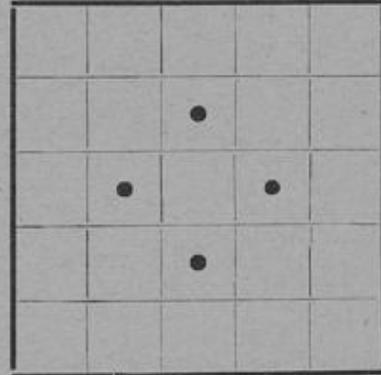
— Erkennt. „Lieber Onkel! Leider kann ich deiner Einladung nicht Folge leisten, da ich gerade fürchterliche Zahnschmerzen habe. Mit bestem Gruß dein armer Nefte.“ — „Lieber Nefte! Komm' nur! Du brauchst ja nicht im Frack zu erscheinen! Onkel Max.“



Rätzelecke.



Füll-Rätsel.



In die Felder obenstehender Figur, mit Ausnahme der vier schwarzen Felder sind die Buchstaben A A D E E E E G G J L N O R R R S T U derart einzutragen, daß die vier Außenreihen und die beiden Querreihen von Ecke zu Ecke Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. Volk aus Asien; 2. Volk aus Afrika; 3. Wasserpflanzen; 4. Wassergerät; 5. Blume; 6. Amtsperson.

Rätsel.

Wer's guter Lehr' verschließt,  
Verdient Tadel;  
Wer's mit zwei Punkten liest,  
Sieht's an der Nadel.

Buchstaben-Rätsel.

Mit „I“ am Ende weit und hell,  
Mit „r“ läuft es durch Deutschland schnell;  
Mit „t“ kreuzt's durch frisches Grün,  
Mit „j“ dort Hopfenpflanzen blüh'n.

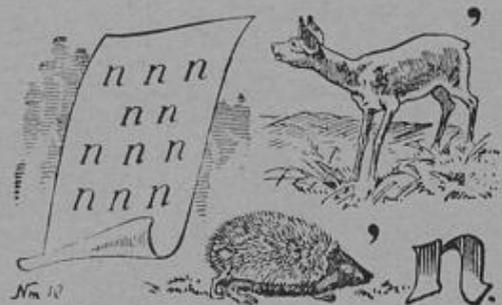
Charade.

Das erste ist der Seele Spiegel,  
Im anderen liegt so manches Wort.  
Das Ganze hemmt nicht Schloß, nicht Niegel;  
Wie es erscheint, ist's auch schon fort.

Wechsel-Rätsel.

Mit J ein Flüßchen im Weimarerland  
Mit U als deutsche Festung wohlbetannt;  
Mit A ist's duft'ge Trift in reinen Höh'n,  
Auf der die munt'ren Herden weidend geh'n.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Ode — Oder. — Mode.  
Vierfüßige Charade: Eulenspiegel.  
Wechsel-Rätsel: Heiser — Heiter.  
Rebus: Liebhaberkünste.



## Der Sieger.

Erzählung von Emil Frank.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Heute bei der Aufführung war die Baronin sich klar darüber geworden, daß zwischen Inge und dem Doktor etwas vorgegangen sein mußte, das ihr Spiel beeinflusst hatte.

„Was meinst du, Udo?“ wandte sie sich an den Schwager.

„Ja, was soll ich dazu sagen?“ meinte der Minister; „ich glaube, das Beste ist, du wartest ab. Wenn ich es auch begreifen kann, daß dir ein anderer Schwiegerohn lieber wäre, so hielt ich es doch gerade für kein Unglück, wenn Inge diesen angenehmen und tüchtigen Menschen liebte. Ich habe offen meine Meinung gesagt.“

Sehr betroffen schaute die Baronin die beiden Herren an. Also auch er, den sie im stillen immer als eine Herde der Aristokratie eingeschätzt hatte, ihr Schwager, war mit diesem demokratischen Del gefalbt!

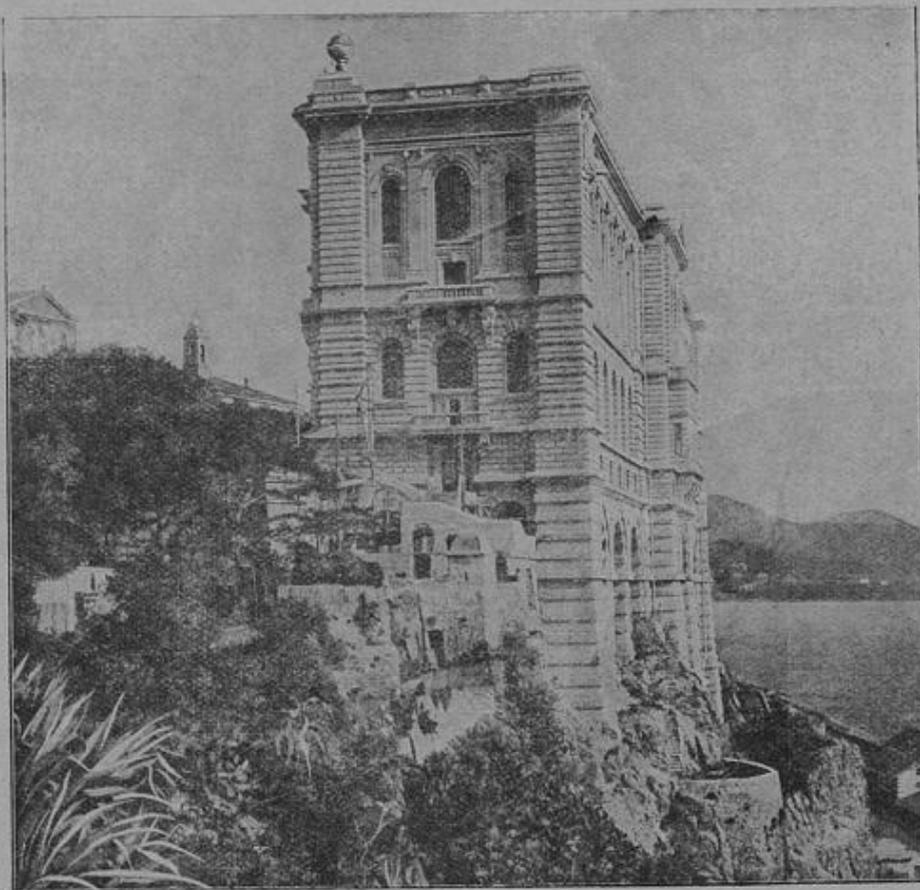
Ein einziges Glück war es nur, daß ihre Vermutung ja nicht unbedingt wahr zu sein brauchte. Aber sie wollte Inge sofort — nein, besser morgen — vornehmen und danach ihr Handeln richten; denn es lag klar auf der Hand, daß sie nicht müßig zusah, wie ihre Tochter ein so unpassendes Verhältnis einging.

Da kamen die Spaziergänger alle wieder und Frohsinn, helles Lachen und Scherzen verdrängten die Ruhe und den Ernst; nur die Baronin blieb verstimmt. Mit forschenden Blicken betrachtete sie Inge, doch sie konnte nichts bemerken, was ihrer Befürchtung neue Anhaltspunkte gab. Dagegen nahm sie wahr, daß Herr von Bornward sich noch mehr als sonst um Hedwig bemühte, und daß diese ihm noch weiter als sonst entgegenkam. Doch dagegen hatte sie durchaus nichts einzuwenden, denn Bornward war trotz seiner Ingenieurstellung Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle, dachte sie.

Beim Auseinandergehen nahm Billy von Bornward herzlichen Abschied von den Gliedern des Familientreffes, weil er morgen mit dem ersten Zuge abreisen wollte. Von

Hedwig hatte er vorhin Abschied genommen und er hatte dabei die feste Ueberzeugung gewonnen, daß Hedwig ihn liebe. Er freute sich schon jetzt auf ein Wiedersehen und die warme Einladung des Ministers, ihn gelegentlich zu besuchen, machte ihn so glücklich, daß er große Mühe hatte, seine Freude zu verbergen.

Trotzdem es schon ziemlich spät war, begab er sich doch noch nicht zur Ruhe. Seine Koffer standen gepackt und alle Vorbereitungen zur Reise waren getroffen. Also hatte er eigentlich nichts zu tun. In freudiger Erregung wanderte er in seinem Zimmer auf und ab. Wie überrauschend schnell



Das neue Ozeanographische Museum in Monaco.

war doch alles gekommen! Wenn ihm das einer gesagt hätte, du wirst dich aus rein individuellen Motiven verlieben, er hätte ganz sicher gelacht. Und nun war es doch so gekommen. Dieses Unwetter, das ihn damals aus Buchholzhausen verjagt hatte, war sein Glück geworden! Wer weiß, wie sich sonst alles andere gestaltet haben würde, hätte er in Berlin nicht infolge der Erschütterung ein wenig Inventur gehalten. In dieser Stimmung setzte er sich nieder und schrieb seinem Bruder einen langen Brief, in dem er ihm sein Herz ausschüttete, von seinen Aussichten, von seinem Glücke sprach.

Mitten im Schreiben unterbrach er sich. Daß er doch nicht eher daran gedacht hatte! Wenn er recht gehört hätte, sprach man davon, daß der Minister an eine zweite Heirat denke. Man hatte, so viel war ihm erinnerlich, ein Fräulein Auenbach zu ihm in Beziehung gebracht. Ob es nun Eleonore oder Irma war, wußte er nicht, wie er auch für die Wahrheit des Gerüchtes keine Garantie leisten konnte. Man weiß ja, wie leicht so ein Gerücht entsteht, zumal wenn es sich um eine Heirat handelt.

Willy war lange im Zweifel, ob er den Bruder davon in Kenntnis setzen sollte oder nicht. Schließlich unterließ er es doch, bemerkte jedoch, daß es sich empfehlen würde, einen kleinen Besuch bei Wodenburgs zu machen, dann könnte er ja selbst beurteilen, wie die Aktien für ihn standen. Koloss's seien damals sofort abgereist, er habe also nichts zu fürchten.

Diesen Brief steckte er in die Innentasche seines Ueberrocks und trat langsam Anstalten, zur Ruhe zu gehen.

Morgens weckte ihn der Diener frühzeitig, die Stunde des Abschieds war gekommen. Willy nahm hastig das Frühstück ein; es tat ihm doch leid, daß er nicht noch ein Wort mit Hedwig wechseln durfte. Doch daran war nun einmal nichts mehr zu ändern. Kurz darauf sah er im Wagen. Sehnsüchtig flogen seine Blicke über die Schlossfassade bis zu jenen Fenstern an der Ecke des ersten Stockes, Hedwigs Fenstern. Langsam setzte sich der Wagen in Bewegung. Willy konnte sich nicht abwenden, immerfort hatte er die zwei dicht verhangenen Fenster im Auge.

Da — war es eine Täuschung? — Die Gardine bauschte sich ein wenig auf, verschob sich, ein reizender Zierentwurf wurde sichtbar; mit Hand und Hut winkte Vornward seinen Abschiedsgruß hinaus, die Gardine senkte sich, alles war vorüber.

Auf baldiges, frohes Wiedersehen, dachte Willy.

Allmählich wurde es im Schlosse lebendig. Trotz des gestrigen Festes fanden sich alle Hausgenossen frühzeitig ein, nur Inge fehlte noch; die Baronin, die nicht in rosigter Laune war, suchte ihre Aelteste auf. Inge war ein wenig erstaunt, als so unvermuthet die Mutter vor ihr stand. Die strenge Miene, das sorgfältige Verschließen der Thür ließ sie nichts Gutes ahnen. Sollte sie wieder mal etwas verbrochen haben?

Die Baronin setzte sich und betrachtete Inge eine Weile. Dann begann sie: „Es wird allmählich Zeit, daß du die Klüder seien läßt, Inge! Nun sage mir mal, was ist zwischen dir und Ihmer vorgegangen?“

Das jähe Erröten der Tochter sagte der Baronin mehr als Worte. Doch Inge schwieg nicht. Furcht und Schüchternheit gehörten ja ohnedies nicht zu ihren Schwächen. Diesmal wäre ihr Schweigen als Heißeheit erschienen. Sie sagte: „Ich will dir alles aufrichtig erzählen. Ja, Dr. Ihmer liebt mich und ich liebe ihn wieder. Gestern vor der Aufführung hat er mir das gestanden. Er sagte er wolle sofort das Haus verlassen, dann sei ich sicher vor ihm.“

„Nun, das wäre ja recht vernünftig von ihm“ meinte die Baronin „und was hast du ihm denn darauf erwidert?“ Wieder errötete Inge, es wurde ihr schwer, von ihrem süßen Herzensgeheimnis zu reden, aber sie nahm sich zusammen, es mußte sein.

„Ich erwiderte ihm darauf,“ sprach sie leise, „daß ich ihn sehr lieb habe und auf ihn warten wolle.“

„Das ist ja großartig,“ rief die Baronin aus und sprang erreat vom Stuhl auf, „wirklich löstlich! Nun glaubst du natürlich wir würden sofort Ja und Amen dazu sagen, wie? Nein nein, das bilde dir nicht ein, daraus wird nichts! S' ist ja einfach lächerlich: Du die Frau unseres Hauslehrers, ha, ha!“

Dieser Hohn verletzte Inge. Sie beugte sich ein wenig vor und sprach: „Aber dieser unser Hauslehrer ist ein Dichter von anerkanntem Ruf, ein Gelehrter und vor allem ein guter Mensch!“

„So, weißt du das alle?“ erwiderte die Baronin ärgerlich, „du hast ja eine merkwürdig feine Beurteilungsgabe, für ein Mädchen von 19 Jahren ist das ja immerhin etwas!“ Schneidender Hohn lag in diesen Worten. Inge wußte sich nur mühsam zurück. Es galt den Kampf um die Freiheit ihrer Liebe, da hieß es: sich überwinden. Weich und liebevoll, im Bewußtsein, wofür sie Opfer brachte, sprach sie: „Mama, du mußt selbst zugeben, daß Ihmer ein Mann von edlem Charakter ist. Meine Liebe zu ihm ist keine Kinderlei, sie ist mein Glück oder Unglück.“ Die Baronin wollte sich aber nicht bekehren lassen. Das hätte ihr gerade gefehlt, ihre Tochter dem ersten besten Hauslehrer zu geben! „Freilich, mit Inge war im Augenblick nicht viel anzufangen, ihr Kopfschmerz war eisenhart und ließ sich so leicht nicht beugen. Trotzdem gab die Baronin die Sache noch nicht verloren, hier mußte sie diplomatisch zu Werke gehen, dann blieb der Erfolg nicht aus. So sagte sie: „Es wäre mir lieb, wenn du dich in den ersten Stunden unten nicht sehen ließeest; ein wenig ruhiges Nachdenken wird dir Klarheit verschaffen. Ich werde dir das Frühstück heraufschicken.“

Damit verließ sie das Zimmer und begab sich in den entgegengekehrten Flügel des Schlosses, wo sie wohnte. Sie überlegte einen Augenblick die Maßregeln, die getroffen werden mußten. Auf ihren Gaiten und dessen Bruder durfte sie nicht rechnen, die hatten ja gestern ihre verschrobene Ansicht über diesen Punkt deutlich genug ausgesprochen. Blicke also nur noch die Einwirkung auf Dr. Ihmer. Ja, das war wohl das wichtigste, und die Baronin bedauerte nur, daß sie diesen Schritt nicht gleich getan; die guten Gedanken kommen leider meistens zu spät.

Frau von Wodenburg klingelte und befahl dem Diener, Dr. Ihmer zu ihr zu bitten.

Wenige Minuten später stand er vor ihr. Erst machte sie ein recht hochmütiges Gesicht, doch begann sie sich rasch und wurde sehr freundlich. Dr. Ihmer sah sie erstaunt an, er wußte nicht, was ihre lange Einleitung von Euerpflüchten bedeuten sollte. Allmählich freilich dämmerte die Erkenntnis von dem Zwecke ihrer Worte in ihm auf. Er wurde rot und war für einen Augenblick verlegen und unsicher. Doch streifte er das rasch ab, jetzt hieß es: Mann sein! Hastig erhob er sich, trat einen Schritt auf die Baronin zu und sprach: „Gnädige Frau, Sie haben vollkommen recht, wenn Sie über dem Glück Ihres Kindes wachen, und Sie haben ebenso recht, wenn Sie von Ihrem Standpunkt aus unsere Liebe bekämpfen. Ich gebe Ihnen hiermit das Versprechen, noch heute ohne Abschied von der Baroness das Haus zu verlassen, ein ganzes Jahr jede Annäherung, sei es schriftlich oder mündlich, zu unterlassen, damit Inge sich auf sich selbst besinnen kann. Wenn sie nach einem Jahre noch mit denselben Gefühlen mir entgegenkommt, die heute sie erfüllen, dann werde ich erkennen, daß ich ein Recht habe, glücklich zu sein, früher nicht. Und ich glaube, daß auch Sie, gnädigste Frau, sich alsdann darin finden werden, Ihr Kind dem simplen Doktor anzuvertrauen.“

Er hatte ruhig und fest gesprochen und sie mit seinen guten treuen Augen unverwandt angeblickt. Die Baronin fühlte für einen Moment etwas wie Nahrung, doch hütete sie sich wohl, einem solchen Gefühle Raum zu geben, hier mußte der Kopf, nicht das Herz sprechen. Und der sagte: Ein Jahr ist bei weiser Bemessung ein so langer Zeitraum, daß man auf Ihmers Angebot wohl eingehen darf. Alles andere findet sich von selbst.

Die Baronin sagte also: „Ich bin mit Ihrem Vorschlag einverstanden, Herr Doktor! Sie versuchen jetzt keinerlei Einwirkungen auf Inge, und über's Jahr reden wir weiter über die Sache.“

Der Doktor redete noch einige Worte und empfahl sich dann. Er war sehr entschlossen, noch am selben Tage abzureisen, und wenn ihn etwas bedrückte, so war es der Umstand, daß er gehen sollte, ohne ein Wort des Abschieds von Inge, ohne sie gesehen zu haben. Aber er hatte es versprochen und er hielt sein Wort. Jetzt wo er von Inges Liebe wußte, dachte er nicht an Entzagen, müßig wollte er die Hindernisse aus dem Wege räumen, die sich der Verwirklichung seines süßen Traumes entgegenstellten, und wenn Inge blieb wie sie war konnte nichts auf der Welt sie trennen.

Mit solchen Gedanken ging er an das Einpacken seiner Habfellecken. Erst besuchte er einen Freund und dann lebte er traudlwo still und zurückgezogen sich und seiner Kunst, er durfte es wohl wagen, ohne ein festes Amt zu leben. Später mal konnte er ja immer irgendeine Stellung annehmen, erst aber wollte er sich von der Seele lösen.

was Frohes und Trübes auf ihr lag; Bausteine sollten es sein zu seinem Glück, dem Adelsstolz der Baronin wollte er den Stolz des schaffenden Künstlers entgegenstellen.

Gewiß, das Abschiednehmen war nicht leicht. Er hatte sich so ganz und gar in den kleinen Kreis eingelebt, hier hatte er so manche Anregung zum Schaffen gefunden, und das alles mußte er aufgeben.

Aber es geschah um seiner Liebe willen, und da durfte ihm nichts zu schwer sein.

Baron Bodenburg war beim Abschied ein wenig verlegen. Er sah ja ein, daß Bremer sich erst noch eine feste Position erringen mußte, bevor er daran denken konnte, sich zu binden. Mit so viel Herzlichkeit, als er nur aufbringen konnte, rief er dem Scheidenden sein „Auf frohes Wiedersehen“ zu, dann drückten sie einander stumm die Hand, die Begegnung war vorüber.

Vor dem Portal stand schon der Wagen; sein Gepäck war bereits untergebracht. Langsam stieg der Doktor ein. Suchend schweiften seine Augen über die blauen Fenster, doch Inge ließ sich nicht blicken. Enttäuscht wandte er sich ab. Vielleicht wußte sie gar nicht, daß er jetzt abreiste. Doch das war kaum anzunehmen, Eleonore oder die Jungen hatten es ihr schon verraten. Resigniert rückte er sich in seine Ecke zurück. Seine Rechte strich über das glatte Lederpolster. Plötzlich juckte sie zurück; sie hatte ein Blumensträußchen berührt. Zitternd vor Aufregung hob er den duftenden Strauß auf, es war ein Rosensträußchen, und um die Stiele war ein Streifen Papier gewickelt. O, sicher war es ein Abschiedsgruß von Inge! Vielleicht hatte sie sogar einige Worte dem Papier anvertraut. Hastig rollte er den Streifen auf. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen; das waren Inges klare, feste Züge. Heller Jubel erfüllte seine Seele. Inge schrieb: „Ich weiß alles, aber ich bin nicht verzagt, unsere Liebe kann nicht sterben, und unsere Treue wird diese kurze Trennung überdauern und wird uns wieder zusammensühren. Lebe wohl, Geliebter! Deine Inge.“

Wie wohl tat ihm dieser Abschiedsgruß! Er hätte singen und jubeln mögen wie ein ausgelassener Vorkämpfer. Nein, er fürchtete die Trennung nicht, er fürchtete auch die Sehnsucht nicht; sie sollte die Triebfeder seines Arbeitens sein, als Sieger wollte er wiederkehren und dann streckte er seine Hände aus nach dem höchsten Glück, das Menschen beschiden sein kann.

Otto von Bornward führte nach seiner vorzeitigen Rückkehr aus Buchholzhausen ein zurückgezogenes Leben. Mit dem Gelde, das er von seinem Bruder erhalten hatte, leistete er nach allen Seiten Teilzahlungen und er war entschlossen, so langsam zu leben, als es ihm möglich war, um von seinem Gehalte etwas erübrigen zu können. Es war nicht gerade leicht, seinen Voratz auszuführen zu können. Von allen Seiten drängte sich die Versuchung an ihn heran

und suchte ihn zum alten flotten Leben zurückzudrängen. Otto biß die Zähne zusammen und blieb standhaft. Eine Art Heroismus war über ihn gekommen. Noch einmal wollte er den Kampf um Eleonore wagen; er wollte versuchen, aus eigener Kraft sich aus dem Sumpf herauszuarbeiten, in den er durch eigene Schuld hineingeraten war. Und dann, wenn er fertig war mit sich, dann erst ging er noch einmal hin zu ihr und ward um sie. Und wenn es wahr war, was er in kurzen Augenblicken des Glückes wahrgenommen hatte, dann erkannte sie auch, was er für sie getan, wie hart er um sie gerungen.

Auch im Beruf war er anders als früher. Zwar hatte er sich auch früher nie etwas zu schulden kommen lassen, dabei hatte er es stets verstanden, die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich zu lenken. Doch hatte er das ebenso sehr seiner Gewandtheit wie seiner Tüchtigkeit zu verdanken. Jetzt aber, wo er seine ganze Kraft der beruflichen Tätigkeit zuwenden konnte, wurde er in Wirklichkeit das, wofür er bisher gegolten: ein tüchtiger Beamter.

Drei Monate später traf seine Beförderung zum Regierungsrat ein. Das war ja nun nichts Außergewöhnliches; über kurz oder lang hätte er's ja werden müssen. Aber daß man ihm gleich ein so wichtiges Dezernat übertrug, das sonst in der Regel von einem älteren Rat verwaltet wurde, erfüllte ihn mit gerechtem Stolz. Jetzt hatte er keine Zeit zu Extravaganzen, und das war ihm ganz lieb. Noch stolzer aber war er, wenn er ein kleines Verzeichnis zur Hand nahm, darauf seine Schulden gebucht waren, und eine neue Abschreibung vornehmen durfte.

Eines Tages traf er Bekannte aus der Zeit seines Buchholzhäuser Aufenthaltes. Es war der Minister von Bodenburg mit seiner Tochter, Hedwig Bodenburg strahlte vor Schönheit, das Glück leuchtete ihr aus den Augen, und Otto erinnerte sich der Briefe seines Bruders, in denen er jubelnd von seiner Liebe zu Hedwig berichtet hatte.

Die Herrschaften besaßen sich auf der Durchreise, und Otto durfte die wenigen Stunden an ihrer Seite verleben, er durfte mit Hedwig Bodenburg von Eleonore plaudern, und sein Herz pochte froh und glückverlangend.

Beim Abschiede lud der Baron Otto zum Besuch ein. Der Minister hatte seinen Abschied genommen und lebte in seiner Villa nahe bei Buchholzhausen.

„Denken Sie, wie schön wir's jetzt haben!“ meinte Hedwig. „zweimal wöchentlich kommen wir mit den Bodenburgern zusammen, und während des Winters kommen Lore und Irma Auenbach für einige Wochen zu uns. Da müssen Sie sich unbedingt einmal sehen lassen, Herr von Bornward.“

Natürlich sagte er zu. Es hätte ihm ja nichts Lieberes geschehen können, als diese Einladung. Nein, wirklich nicht! Wieder mit Eleonore zusammen sein dürfen als ein anderer besserer Mensch ihr der unvergeßlichen Geliebten entgegen zu treten, der Gedanke war zu schön. Darum klang auch sein Dank, mit dem er die Einladung annahm, so überaus herzlich, und über Hedwigs Gesicht huschte ein seines Lächeln. O, sie wußte wohl, warum der Regierungsrat so begeistert war.

Also auf Wiedersehen!

Otto von Bornward schleuderte langsam seiner Junggesellenwohnung zu. Seine Gedanken jagten durch die Welt, waren bei Eleonore und sein Herz sagte dazu: „Vertrauen, noch kann alles gut werden.“

Zu Hause fand er einen Brief von Willy vor. Viele Worte machte er ja nie, und was er schrieb, klang trocken und ein wenig hurschiflos. Heute aber war doch mehr Herzlichkeit dabei und eine Stelle klang sogar feierlich: „So Gott will wird mir noch diesen Winter hohes Glück widerfahren. Hedwig will meine Braut werden. Komm und sei Zeuge dieses meines Glückes. Vielleicht gibt dir das neue Hoffnungs für dich.“

Der Regierungsrat lächelte verständnisinnig. Also darum hatte Hedwig ihn so herzlich eingeladen. Wenn das nicht abgekartete Sache war, dann wollte er



Zum 75jährigen Gedenktag der Eröffnung der ersten Eisenbahn Deutschlands.

nicht Otto von Bornward he-  
ßen. Na, ihm konnte es schon  
recht sein, wenn ihm der Weg  
zum Glück ein wenig geebnet  
wurde. Mit leichten elastischen  
Schritten wanderte er in sei-  
nem Wohngemache auf und ab.  
Etwas in ihm drängte ihn, die  
Erlebnisse des letzten Jahres  
kurz und ungeschminkt zu Pa-  
pier zu bringen, und diese  
Reichte Eleonore zu überrei-  
chen. Wie er sie kannte, konnte  
er dadurch nur bei ihr gewin-  
nen. Lange kämpfte er mit sich,  
setzte sich dann an den Schreib-  
tisch, die Feder flog über das  
Papier, und schlicht und wahr  
stellte er dar, was alles er ge-  
fühlt und gelitten und ob sie  
ihn noch würdig halte, die Au-  
gen zu ihr zu erheben.

Erst wollte er ihr das Schrift-  
stück durch die Post zuenden-  
den, aber er verwarf diesen Plan  
wieder und schloß die Papiere  
ein. Es war doch zu gewagt,  
gleich mit der Tür ins Haus  
zu fallen. Hier mußte er eben  
Geduld haben.

Weihnachten war vor der  
Tür. Etwas wie Feststimmung  
lag in der Luft. Das war eine  
von Liebe diktierte Geschäfti-  
gkeit, ein herzliches Geheimtun  
und Vorbereiten, und auch  
die Erde sah weihnachtsmäßig  
aus in ihrem reinen, weißen  
Kleid. Vier Tage vor dem Fest  
erhielt Otto von Born-  
ward eine Einladung von Erz-  
zelenz Bodenburg. Weihnach-  
ten bei ihm zu verleben. Hedwig  
hatte ein Billett beigelegt  
und in aller Kürze mitgeteilt,  
daß er noch mehrere liebe  
Gäste antreffen würde, so die  
beiden Fräulein von Auen-  
bach und seinen Bruder.

Als ob es erst dieser Aufzählung  
bedürft hätte. War nicht schon  
die Aussicht, dieses Fest der  
Feste im trauten Familien-  
kreise zu verleben, verlockend  
genug. Doch nein, er wollte  
ehrlich sein! Gewiß, Weihnach-  
ten im Familienkreise war  
schön, sehr schön, aber noch  
schöner war die Aussicht,  
mit Eleonore zusammenzutreffen.

Doch mit einem Male besiel ihn  
eine so seltsame Angst. Eleonore  
war stolz, und er hatte sie im  
Sommer verlegt.



Bilder aus unseren südwestafrikanischen Kolonien: Eine Eingeborenenschule  
in Muanza am Viktoria-Nyanzasee.

Wenn er sich ihr jetzt werbend  
nahte, mußte sie dann nicht  
glauben, er tue es nur, deshalb,  
weil sie nun reich sei?

Otto von Bornward war zwar  
nicht Idealist genug, um den  
Mammon schlechweg zu verabscheuen;  
aber in diesem Falle wäre es  
ihm doch lieber gewesen, Eleonore  
wäre arm, sie hätte die Erbschaft  
nicht gemacht. Dann war eben  
jeder Gedanke, jeder Zweifel an  
der Lauterkeit seiner Liebe aus-  
geschlossen.

So schlug er sich mit Zweifeln  
herum, und sie trübten seine  
Stimmung, wenn sie auch die  
Hoffnung in seinem Herzen  
nicht zu ersticken vermochten.

Endlich reiste er ab.

Der Empfang war sehr herzlich,  
man rechnete ihn anscheinend  
schon ganz zur Familie wie  
seinen Bruder, der mit strahlendem  
Gesicht und frohem Leuchten  
in den Widen ihn begrüßte.  
Willy war sehr beschäftigt;  
er half Hedwig beim Schmücken  
des Christbaumes und machte  
sich auch sonst bei der Vorbereitung  
für das Fest nach Kräften  
nützlich. Ob er's umsonst tat,  
oder welchen Lohn er von seiner  
schönen Ausraggeberin erhielt,  
darüber schwieg er sich aus.

Eleonore und Irma von Auen-  
bach waren noch nicht ein-  
getroffen, wurden aber am  
Nachmittage erwartet.

Nach dem Diner blieben die  
drei Herren bei einer Zigarre  
noch längere Zeit beisammen.  
Dann empfahl sich Willy etwas  
hastig. Baron Bodenburg  
blinnte eine Weile den blauen  
Rauchwolken seiner Zigarre  
nach, und sagte endlich: „Was  
ich Ihnen jetzt mitteile ist  
nicht etwa ein persönlicher  
Wunsch, es ist einfach ein Vor-  
schlag, den ich Ihrer Erwä-  
gung anheimstelle. Es handelt  
sich um die Uebernahme eines  
Amtes am herzoglichen Hofe.  
Ich darf ja wohl auf die  
Diskretion rechnen, wenn ich  
die Bemerkung hinzusetze,  
daß der Träger dieses Amtes  
berufen ist, manchen alten  
Schlenkrian in der Verwal-  
tung wenn auch nicht ge-



Bilder aus unsern südwestafrikanischen Kolonien: Nähuunterricht für eingeborene  
Mädchen in Muanza am Viktoria-Nyanzasee

## Die Schicksalstüre.

Eine Geschichte ohne Schluß von N. Lambrecht.  
(Nachdruck verboten.)

In der Eifel hatte man so etwas noch nicht gesehen, ich meine den Marquis de Durandal!

Er war vom Kopf bis zu den Knien in stahlgrauen Sammet gekleidet; von da ab fiel er in weißseidenen Zwickelstrümpfen, welche ihrerseits wieder in ein Paar hochhackigen Schnallenschuhen endeten. Den schmalen Kopf umbarmelten die schweren Locken einer umförmlichen Allongeperücke; bei der leisesten Bewegung schlugen sie ihm auch

in das bleiche Gesicht hinein, aus dem sich eine Römernase ganz unternehmend herausbog.

Dieser französische Hofmann, der mit dem Sonnenkönig in die Ardennen gekommen war, schritt an einem hellen Mittag den Gebirgsvorsprung zu der Burg Ribeaugen hinan; und hinter ihm her in einer Distanz von fünf Schritten — nicht mehr und nicht weniger — der alte Morbes im Dienerrock.

Wenn Marquis Durandal still stand und sich nach ihm umbrehte, stand auch Morbes still und wenn der Herr Marquis dann mit dem blankpolierten japanischen Rohr, auf dessen Kopf das Durandal'sche

Adelswappen mit Goldzierat eingetrieben war in die weißblütige Jasminhecke hineinschlug, daß die Blütenblätter wie aufgeschwungene Schmetterlinge in den Sonnenstrahlen hineinwirbelten,

dann sah Morbes mit einem Blicke auf die zerstörte Blütenwand hin, der auszusprechen schien: „Wenn der Marquis von Durandal Gefallen daran hat so kann ihm dies niemand wehren, denn er kommt im Auftrage des großen Franzosenkönigs, et puis c'est tout!“

In einem solchen Augenblicke, wo Herr und Diener wie von einem Uhrwerk gehemmt sich gegenüberstanden, sagte Marquis Durandal:

„Morbes, ich glaube, das Fessenschloß hat seine Merkwürdigkeit. Wir werden nicht von dort herauskommen, bis wir sie gefunden haben.“

Morbes sah den unfreundlichen Bau mit den leeren Fen-

rade mit eisernem Wesen, so doch sicher und zielbewußt zu beseitigen. Se. Hoheit, der Herzog, hat sich sehr lange gegen die Erkenntnis, daß tatsächlich Mißstände existieren, gestäubt. Die Sache gehörte ja auch nicht zu meinem Ressort, aber ich habe doch nicht aufgehört, darauf aufmerksam zu machen. Ein Zufall unterstützte mich, und nun soll ganz energisch reformiert werden. Ein jüngerer Verwaltungsbeamter, der nicht nur energisch und tüchtig, sondern auch gewandt und ruhig ist, soll die Aufgabe übernehmen. Natürlich kann man die Sache nicht überstürzen. Es soll auch nicht an die große Glocke kommen. Man hat mir gegenüber den Wunsch ausgesprochen, einen Herrn in Vorschlag zu bringen. Da habe ich nun an Sie, Herr Vornward gedacht. Wenn Sie sich entschließen könnten, dem

Rufe zu folgen, so dürfen Sie versichert sein, daß Ihre Berufung unter sehr günstigen Bedingungen geschieht, und Sie einen schönen Schritt vorwärts machen. Daß Unannehmlichkeiten damit verbunden sein werden, leugne ich nicht — aber Schatten gibt es schließlich ja überall. Wenn Sie hier zu keinem Entschlusse kommen, dann hat's Zeit bis später.“

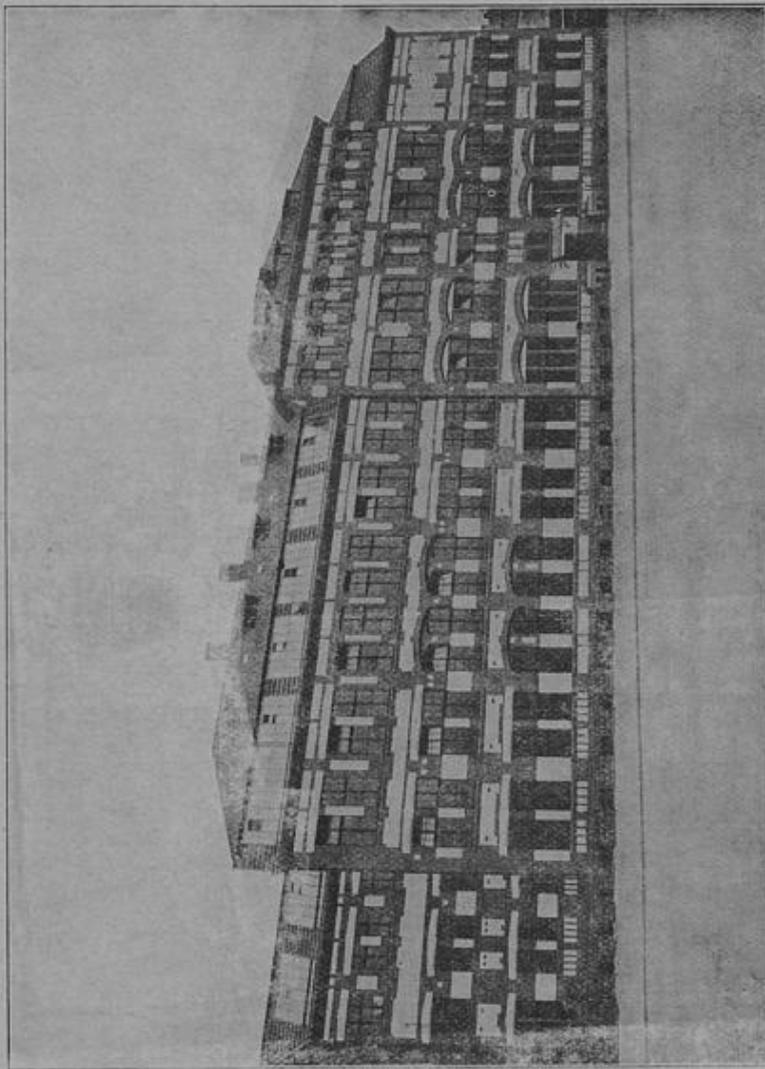
Baron Bodenburg hatte sich bei den letzten Worten ein wenig vorgebeugt, als wollte er aus größerer Nähe den Einrud der Worte prüfen. Der

Regierungsrat konnte sein Erstaunen für's erste nicht verbergen. Der Antrag des Gymnastikers erschien ihm doch sehr seltsam. Gewiß war er erwägenswert! Da gab es so viel zu bedenken, daß er unmöglich mit Ja oder Nein antworten konnte.

„Ueberlegen Sie sich die Sache, Herr von Vornward,“ sagte Baron Bodenburg noch einmal, „über das Detail können wir uns in diesen Tagen noch näher auseinandersetzen.“

In diesem Augenblicke trat Hedwig in das Zimmer und sprach: „Verzeihung, daß ich störe! Ich wollte nur Herrn von Vornward fragen, ob er mit uns zum Bahnhof fährt. Papa bleibt ja doch wohl zu Hause.“

Natürlich fuhr Otto mit. Er war unterwegs sehr schweigsam, denn die Unterredung mit dem Minister beschäftigte ihn sehr; je länger er darüber nachdachte, desto einleuchtender war ihm der Plan. (Fortsetzung folgt.)



Die neue Verhulmschule in Düsseldorf, Kürsternwall- und Kirchfeldstraße.

störöffnungen zweifelnd an und empfand ein Grauen: er war alt!

Die riesigen Mauern schimmerten grau, wie von Spinnweben überzogen und der wilde Esen, der an ihnen hinaufkletterte, war verstaubt und von Insektenbissen durchlöcher. In den Burghöfen lagerte Schutt und Steingeröll; darauf ließen sich kretschend die Raben nieder und stocherten mit ihren harten Schnäbeln in den Mörtel hinein. Ein Windstoß kam dann um die Turmede und schob in die Jahrhunderte alten Baumwipfel hinein. Das rauschte wie ein Orgelchoral in die todstille Einsamkeit des Felsenschlosses und wehte den Ankommenden den Moderduft entgegen.

Marquis Durandal nahm den dreifantigen mit einer Akrasse geschmückten Hut vom Kopfe, als sei er in eine zerfallene Kirche oder Grabesgruft eingetreten, und dann neigte er aus der lüfternden Busenbrause einen goldenen Stif und eine Papierrolle los. Wenn ihm das Merkwürdige aufstieg, es sollte ihn, den gelehrten Forscher, berechtigen finden. So trat er barhäutig in die zerfallene Vorhalle hinein und nun war er für die Welt der Gegenwart tot und lebte in einer schlimmen Zeit in der Ritter- und Reibezeit, wo der grausame Fällische Graf Wilhelm II. allhier seine Greuelthaten verübte.

In die leeren Fensterhöhlungen herein drängten die dichten Baumkronen und verbreiteten ein grünes Dämmerlicht in der weiten Halle. Das beleuchtete geisterhaft die Raadtropfen aus alacklichen Zellen und die von Rost zerfressenen Waffen. Ein Wolfspel lag auf dem harten Estrich und daneben Aschereste eines ausgeglühten Feuers. Da mochte ein einsamer Hirte oder ein kleiner Soldatentrupp im Spiege das erleate Bild gebraten haben. Mit seinem japanischen Rohr stocherte der Marquis in dem Aschekübeln, holte die Holzkohlen aus der Bodenböhle hervor und — dann raschelte etwas! Er blühte sich und sah, daß es eine Pergamentrolle war.

„Morbes!“ rief er und richtete sich wie einer emvor dem alle Glieder ättern weil er eine wichtige Entdeckung gemacht hat. „Morbes, hole mir das Pergament dort heraus aber hab' acht: jeder Rehen, den du abdrücken läßt ist ein Verbrechen an der Wissenschaft.“

Morbes holte zuerst jede Kohle einzeln heraus und dann jede handvoll Asche und zuletzt die Pergamentrolle. Es war kein Zweifel, man hatte dieses Schriftstück und vielleicht noch mehrere andere zum Feueranzünden verwendet. Woher aber war das Pergament gekommen?

Ehe Marquis Durandal nicht über diese Kraae Gewissheit hatte wollte er nicht in den Zubast der Malle eindringen. Er sah sich mit einer schenen Ehrfurcht in der Halle um und entdeckte einen sonnen dunkeln Ganga der wie geschossen dazu schien den abendstoen Schatten der ehemaligen Purastrauen als mitternächtlicher Wandelona zu dienen. Mit schlatternden Knien folate ihm Morbes bis sie zu einer Kesselhöhle in der Mitte des Schlossberges gelangten die im Volksmunde heute noch den Namen „Kanzel“ führt. Ursunden erzählen daß dort die Kanzel der Pura gewesen sein soll. Marquis Durandal war überzeugt daß er hierin das Merkwürdige finden würde, und ebenso überzeugt war Morbes daß jeden Augenblick ein kampfsüchtiger blonsackühteter Ritter mit schweren Schritten aus den Felsennischen treten würde um den Träger der Monaeperücke und den Alten der anastlich auf die fünf Schritte Distanz bedacht war, kurz und klein zu bauen. Es verfloß hierauf eine Zeit während der die Mittagsonne schon in eine weitere Phase einactreten war da warf Marquis Durandal den lockenumwallten Kopf empor, drückte ein ganzes Schriftenbündel gegen die ausgeackte Busenbrause und sagte im klassischsten Französisch zu seinem alten Diener:

„Morbes, jetzt habe ich's gefunden. Was ich hier in den Händen halte, ist ein beschriebenes Pergament des Kaiser von Heisterbach. Er berichtet uns darin von den ruchlosen Taten des Fällischen Grafen Wilhelm II. Wenn ich es hier in dieser Umgebung lese wird es einen gewaltigen Eindrust auf mich und dich machen. Setz dich also auf diesen Felsblock und höre zu. Die Uebersetzung gebe ich dir in dem Patois deiner Heimat.“

Der Diener gehorchte und der Marquis erzählte, was das Pergament berichtete:

Zwei Brüder waren sich feindlich gesinnt, zogen von einander und bewohnten zwei Burgen, die auf steilen Bergen sich gegenüberstanden. Wilhelm blieb der eine, der war ein Tyrann. Das Schicksal hatte es gesügt, daß Wilhelm eine liebreizende Tochter besaß, namens Guiselin, Graf Gerhard aber einen jugendschönen Sohn, mit Namen Arnulf. Was der Himmel so nahe andeutet, mußte eigentlich durch Menschenhand seine Erfüllung finden. Daß dem nicht so war, kam daher, weil den zweien, die sich liebten die zwei, die sich hielten, entgegenstanden. Guiselin saß im Erker beim Spinnrocken und spann ihr heimliches Liebesleid und die heißen Tränen in die zwinseinen Fäden. Arnulf legte um das sehnsüchtige Herz den stählernen Panzer, schob das Pistol vor das kummervolle Gesicht und zog aus, um sein Schwert an Mitterharnischen in Stücke zu schlagen und die Burgmauern aus den Fundamenten zu heben. Wenn er dann heimkehrte sah er immer noch das liebliche, tränenüberströmte Gesichtchen am Erkerfenster und er trug auch noch das sehnsüchtige Herz unter dem Panzer. Da riß ihn die stürmende Gewalt seiner jungen Liebe hin, und er zog mit den Buramannen seines Vaters zur Fehde gen Riedeggen, um als Raub zu nehmen was ihm nicht als Geschenk gegeben wurde. Guiselin, die Liebliche!

Die Waffen klangen zusammen, die Schwertler sausten auf die Harnische und viel Menschenblut floß an den grauen Mauern herab. Auf dem Söller standen die zu einem Turnier geladenen Ehedamen und vernahmen das Ende der Reib. Für die Riedegger war es ein alackliches.

In der stänzenen Schar der Ehedamen stand eine bleich und ätternnd das war Guiselin, eine andere lehnte mit hochstem Häckeln wider der Steinbalkentrade und sah mit leuchtenden Augen in den Burabo hinunter, wo mit lautem Triumphschrei die Buramannen von Riedeggen sich ansammelten. Das war Rumbalbe von Kallenstein!

Und nun kam das Lärmen näher. Der Buraberr, Graf Wilhelm erickten auf reichgeschirrtem Rok und neben ihm, gefesselt Arnulf der besaate Kels. Sein feuriger Iest umherforter Bild floß zum Söller hinauf. Rumbalbe fing ihr auf und erstöte denn sie war dem jungen Ritter heimlich ungetan. Guiselin aber brach erschüttert und schreckensbleich in den Armen Manelens, der Kammerfrau, zusammen.

Nun waren die Lebenden unter einem Dache vereint, aber er lag in der dumpfen Kinsternis des Puroversteckes und sie wälzte sich höhneud auf dem weichen Kahl. Zu ihnen beiden eing, ehe das Krübbrot kam der Fällische Graf und setzte ihnen seinen wahrhaft höllischen Plan aus einander.

Sein Turnier sollte in einer Weise hervorachoben werden wie es seit Menschenedenken noch nicht geschehen war. In der Arena des weiten Rassenübungsplatzes stimmerten die Puralente an einem niederen Bretterbau. Er hatte keine Fenster, auch sonstwie keine Lichtöffnungen, bloß zwei kleine Türen die sich bis zum höchsten Wackelmaß knicklich waren. Hinter der einen Tür befand sich ein Raubtier aus dem Puraawinzer ein Leoparde; hinter der zweiten Tür lag aber — ein Weib, Rumbalbe, die hochste Schönheit!

Vor diese beiden Türen sollte Arnulf wählend auf seine stoffliche Hand vertrauend gekesselt werden. Er wüßte nicht welche Tür das Weib und welche das Raubtier bara. Das Raubtier würde ihn zerreißen, das Weib sollte ihm anahören. Das war die Wahl die ihn entweder zum Tode oder zur Vereinnamung mit dem schönsten, vielumworbeneu Mitterkräulein der Gifellande führte.

Kürwahr ein höllisch angedachter Plan!

In todähnlicher Erstarrung sah Guiselin auf der Trube in ihrer Kammer und sann vor sich hin. Ob Arnulf das Weib möchte oder das Raubtier er war in beiden Fällen für ihr liebendes Herz verloren. Sie wüßte in dem schrecklichen Momente der ungewissen Wahl würde kein lebender Weib den ihren suchen, würde er von ihr Tod oder Leben abhängen machen. Dem leiseften Winkle ihrer Hand würde er Folge leisten, die Richtung, die sie andeutete, würde er gehen.

Was sollte was mußte sie tun. Welche Tür sollte ihm zum Schicksal werden? Sie wüßte, wo das Weib, wo der Leopard verborgen lag. Wenn sie ihn dem Weibe zuwies!

Vor ihrem inneren Bilde sah sie jene Tür sich öffnen und die jononische Gestalt Rumbaldens in hingebender Liebe

über die Schwelle treten. Sie sah ihre leuchtenden Blicke und ihr glückliches Erröten und die verheißungsvolle Sehnsucht in ihren dunkeln Augen. So eilte sie auf den Geliebten zu, den sie auf ewig von ihrem Herzen riß.

Ein verzehrendes Gefühl der Eifersucht bohrte sich in sie ein, eine unendliche Verlassenheit brach in dunkle Schatten über sie herein. Würde sie die Dede eines Daseins ohne Liebe ertragen können? Würde sie sich der Qual aussuchen, mit der Sehnsucht nach dem verlorenen Geliebten im Herzen jeden Gedanken als unstatthaft zu verbannen? Würde er selber nicht den Tod einem Dasein an der Seite des ungeliebten Weibes vorziehen?

Und dann sah sie die Türe zum Zwinger sich öffnen, sah das Raubtier hervorstürzen — sah Blut — sein Blut! — Unter den blumigen Hügel würden sie ihn betten und sein Geißt würde um sie sein. Die Liebe zu ihm würde sie als süßes Vermächtnis in sich tragen, bis der Tag der Erlösung kam. Der mußte nahe, der mußte glücklich sein.

So dachte sie — und dann barg sie schauernd ihr Gesicht in den Händen.

Die Periode veränderten den Beginn des Luchters. Die Dichter sammelten sich, die Reigen der Goetodamen zogen sich wie ein Dämonstranz um die Arena. Ege mochten das Luchter seinen Anfang nehmen würde, gab Graf zuweilen einen Reim, und der Arena naherte sich ein kleiner Knupp. Voran sprang in glanzender Bekleidung, schon wie ein griechischer Gott, Armut.

Reimende, von atemloser Spannung gewundene Däne folgten ihm. Man stand er mitten in der Arena und die drohende Stimme des Burgherren sprach das schreckliche: „Reagie: Weib oder Leopard?“

Zunächst wurde es torenum, man hatte die Dangen Verzen klopfen hören können.

Des Zutritts Däne jagte die Dämonen. Zu harte Dinge sah sie an des Grafen Seite und sprach seine Stimme doch auf. Eine heiße, qualende Frage lag in diesem Däne — eine Kunde jagte sie nicht, einen Kampf durchwachte sie, der sie nicht nieder warf — und dann trug sie sich empör — ihre ringelgeschmückte Hand hob sie — sein brennender Däne ging daran — dann deutete sie nach der Türe rechts. Gesicht sprühte ging er durch die Arena in der gewiesenen Richtung hin, seine Hand legte sie schwer auf die Zirkelkante — er öffnete, welchem Geschick hatte sie ihm zugewiesen — dem Weibe? Dem Leopard?“

An dieser Stelle war das Pergament zerföhrt und der Schluß weggerissen. — So kam es, daß Marquis Durandal in halber Verzweiflung empor sprang und ein über das andere Mal rief: „Weib oder Leopard? Vorbes, strenge dein Gehörn an, hilf mir, das psychologische Rätsel lösen. Weib oder Leopard?“

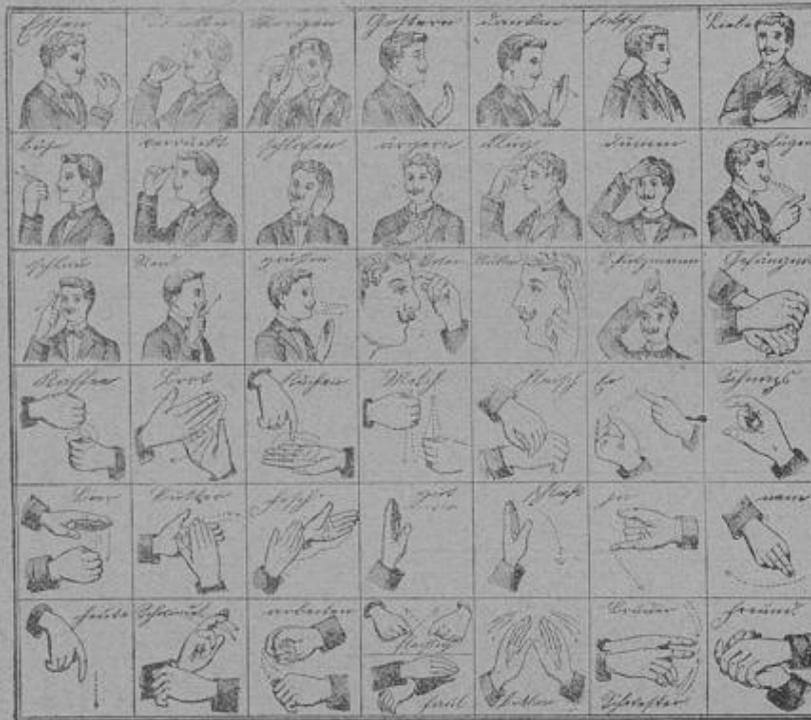
In den nächsten zwei Tagen hörte man in der Umgebung

des Sonnenkönigs nur immer diese Frage und die eingehendsten Debatten über jenes psychologische Rätsel. Marquis Durandal schrieb sogar eine Erläuterung dazu, die in folgenden Hypothesen ausklang: „Man bedenke, daß Gulselinds Anschauungen in der von Kultur noch wenig belebten Ritterzeit wurzelten. Man bedenke auch, daß sie nicht nur ein Weib, sondern ein liebendes Weib war. Und dann bedenke man noch, was er, der Liebende, der auf ihre Hand vertraute, von ihrem Winkte forderte — ob Weib oder Tod?“

Dazumalen gelangte man zu keiner Einigung und das Pergament gab keinen Aufschluß. Marquis Durandal lief mit dem ungelösten psychologischen Rätsel in der Welt umber.

Und noch heute irrt dieses Rätsel so in der Welt umber und manchem unserer Leser wird es bekannt sein. Wer aber kann es lösen?

### Die Zeichensprache der Taubstummten.



Wie bekannt, entwickeln sich bei diesen Menschen, denen durch Mißgeschick oder Geburt der Gebrauch eines der fünf Sinne versagt ist, die anderen Sinne zu einer Vollkommenheit, die den Verlust zum Teil ausheben und verschmerzen lassen.

Die Taubstummten erlernen nun die Sprache und das Gehör durch Zeichen und unterhalten sich damit eben so lebhaft, wie die normalen Menschen, und zwar kann der Taubstummte, wie die weiße Abbildung zeigt nicht nur ganze Wörter, sondern auch die einzelnen Buchstaben des Alphabets durch verschiedene Stellungen der Finger deuten und sich dadurch mit anderen verständigen.



Die Fingersprache der Taubstummten.



## Unsere Bilder.



— Das neue Ozeanographische Museum in Monaco (siehe Bild Seite 121) ist vor kurzem seiner Bestimmung übergeben worden. Das Museum enthält zahlreiche Exemplare der Seewelt, die zum größten Teile vom Fürsten von Monaco dem Institut überwiesen sind.

— Die Ursulinschule in Düsseldorf (Vergleiche das Bild Seite 125) ist wohl die älteste Schule dieser Großstadt. Herzog Wilhelm berief die Ordensschwestern im Jahre 1678 dorthin. Die bayerische Regierung versicherte die Schwestern ihres Wohlwollens und ihres Schutzes; selbst unter der französischen Herrschaft blieben Kloster und Schule erhalten. Auch die spätere preussische Regierung war ihr wohlgesinnt, „in Erwägung der anerkannten Nützlichkeit des Ordens“. (Minist. Reskript vom 13. Dez. 1815.) Vor dem Kulturkampf hatten die Ursulinen in Düsseldorf eine Volksschule, eine höhere Mädchenschule und ein Lehrerinnen-seminar. Im Jahre 1875 mußten sie wegen des Kulturkampfes auswandern, lehrten aber 1888 zurück und eröffneten wieder die höhere Mädchenschule. Da nach der Düsseldorf-Ausstellung anfangs der achtziger Jahre die Stadt sich besonders gegen Süden hin in ungeahnter Weise ausdehnte, sahen die Schwestern sich 1906 genötigt, im dortigen Stadtteile eine Zweigschule zu gründen. Vier Jahre hindurch wurde der Unterricht in einem Privathause erteilt. Mit Beginn dieses Schuljahres wird das neue, prächtige Gebäude bezogen. Die Schwestern hatten im verfloßenen Jahre an beiden Schulen 730 Schülerinnen.

— Zum 75jährigen Gedenktag der Eröffnung der ersten Eisenbahn Deutschlands. (S. Bild Seite 127.) Am 7. Dezember 1835 fuhr der erste Eisenbahnzug von Nürnberg nach Fürth gezogen von der von Stephenson erbauten Lokomotive „Adler“. Die Eröffnung fand mit großer Feierlichkeit statt und am ersten Tage fuhr der Zug die Strecke dreimal hin und zurück. Man kann es kaum glauben, daß seit der Eröffnung erst 75 Jahre verfloßen sind, wenn man die Entwicklung der heutigen Verkehrsverhältnisse und ihrer Schnellbahnen überblickt. Einen eigenartigen Eindruck bei der Eisenbahn machten die Personenwagen, die, wie wir auf unserem Bilde sehen, zum Teil ohne Verdeck waren.



## Zur Unterhaltung.



— Begrenzte Liebe. Dame (zu dem sich vorstellenden Mädchen): „Lieben Sie Kinder?“ — „Wieviel sind's denn?“

— Helf' er sich. Buchhalter: Herr Prinzipal, Scheermayer u. Co. machen Schwierigkeiten im Zahlen — Chef: „Schreiben Sie einen groben Brief!“ — Buchhalter: Das geht nicht, es sind ja sonst gute Kunden — Chef: „So schreiben Sie in höflichster Weise grob!“

— Quellenstudien. Passant: „Wie kommt es nur, daß der Regen heut' das ganze Trottoir und den Straßendammbereich überschwemmt hat?“ — Nachtwächter: „Ja wissen's, mein Herr, heut' war großer Kommerz, und da wird der Altnstein von den Herren Studenten verstopft.“

— Eigensinn. A.: „Wie sehen Sie denn aus?“ — B.: „Ich bin die Treppe hinuntergefallen!“ — A.: „Wie kam denn das?“ — B.: „Ja, sehen Sie, als ich die Treppe hinunterging sagte meine Frau zu mir: „Sei nur recht vorsichtig, Bruno, beim Runtersteigen.“ Ich lasse mir aber nun einmal keine Vorschriften von meiner Frau machen!“

— Kathederblüte. Einem Lehrer, der von seinen Schülern öfters gehänselt wurde, ist eines schönen Tages der Lappen zum Reinigen der Tafel verstreut worden. Nachdem der Herr Lehrer schon eine Zeit lang vergebens gesucht hat, durchjaunt er das Komplott und sieht sich veranlaßt, eine zürnende Strafrede zu halten. Unter anderm sagt er mit Pathos: „Wenn Sie dann einst an meinem Grabe stehen, da werden Sie sagen (plötzlich den Lappen bemerkend): „Ach, dort liegt ja der Lappen!“

— Im sozialen Zeitalter. Herr: Mit den sozialen Problemen, gnädiges Fräulein, ist's wie mit Ihren Augen: sie sind unergründlich, und je tiefer man hineinblickt, desto interessanter werden sie.



## Rätsellecke.



## Begerbild.



Wo ist der Steward?

## Palindrom.

In Tropenländern trägt ein Tier  
Den Reisenden von Ort zu Ort;  
Es führt ihn durch die Furten hier  
Und über Paß und Bergglaum dort;  
Durch Steppen, wo die Spur der Wagen,  
Das Weggeleise, schnell verschwindet,  
Wird es den Reiter sicher tragen,  
Wenn endlos auch der Weg sich windet.  
Zum Schlusse merkt's: das treue Wesen  
Wird vor- und rückwärts gleich gelesen

## Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

## Auflösungen aus voriger Nummer.

Füll-Rätsel: Arier, Neger, Algen, Auler, Aker, Notar.

Rätsel: Ohr — Oehr.

Buchstaben-Rätsel: Saal, Saar, Saat, Saaz.

Charade: Augenblick.

Wechsel-Rätsel: Um, Um, Um.

Rebus: Eisenreigen.



## Der Sieger.

Erzählung von Emil Frank.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wenn Otto von Bornward in seiner Karriere schneller voran kommen konnte, war ihm das nur angenehm, und schlimmstenfalls stand es ihm ja jederzeit frei, in die preussische Verwaltung zurückzutreten. Auch persönlich berührte ihn das Projekt sehr sympathisch; es war sein engeres Vaterland, in dessen Dienst er treten sollte; am Hofe des Herzogs und in dessen Verwaltung besaß er manchen Freund, er kam also durchaus nicht in unbekanntes Gebiet.

Hedwig und Willy merkten schließlich doch, wie schweigsam Otto war; Hedwig brachte das mit Eleonorens Anlust in Verbindung. Der Regierungsrat aber erwiderte: „Ihr achtet ja gar nicht auf mich, da wäre es einfach tolllos gewesen, mich in das Gespräch zu mischen.“

Hedwig errödete und Willy fand, daß sie diese Farbe ganz vorzüglich kleidete.

Sie waren am Bahnhof angelangt. „Biel zu früh,“ sprach Willy und schritt voran, einen Weg durch das Menschengewühl bahnend. Endlich brauste der Zug heran. Es dauerte ziemlich lange, bis man die Erwarteten erblickte. Dann gab es eine sehr herzliche Begrüßung seitens der Damen; die beiden Brüder schüttelten den Angekommenen recht warm die Hand. Flüchtig streiften Eleonorens Blicke den Regierungsrat, der nur mühsam sich beherrschen konnte. Denn eine Flut der widerstreitendsten Gedanken wogte in ihm auf und nieder: Glückseligkeit und banger Zweifel; und wenn eins ihn erfreute und beruhigte, dann war's das Bewußtsein: Du

bist anders, besser geworden und darfst es jetzt schon eher wagen, die Augen zu Eleonore zu erheben. Das gab ihm Mut und Selbstvertrauen, und er wandte sich wieder Eleonore zu. Merkwürdig, sie hatte sich verändert. Es schien, als läste ein Druck auf ihr, sie war stiller als sonst, und manchmal blickte sie plötzlich fort, und das Leuchten in ihren Augen war wie weggewischt. Was mochte ihr fehlen? Kam es vielleicht daher, daß er, Otto, an ihrer Seite war? Nein, nein, er stieß diesen Gedanken weit von sich, es war nicht möglich, sie behandelte ihn ebenso kühl wie die anderen auch. Sie mußte irgend etwas erlebt haben, was ihre Seele aus dem Gleichgewicht gebracht. Vielleicht eine Liebe! Wieder zuckte der Regierungsrat zusammen. Mußte er sich denn mit Gewalt die so lang ersehnten Augenblicke des Wiedersehens durch seine Zweifelsucht vergällen? War er nicht ein Mann, der dem Leben mutig entgegenjah? Der feste Vorsatz, nichts zu überhüt-

zen, ruhig zu warten, bis seine Zeit gekommen, war die Folge dieser Erwägungen, und damit wurde er auch froher und ruhiger, und er mischte sich ins Gespräch, das bisher fast ausschließlich von der einen Wagenhälfte, wo Hedwig Irma und Willy saßen, geführt wurde.

Mit einer eleganten Wendung fuhr der Wagen in den Garten der Villa Rodenburg. Der Baron stand oben an der Veranda und näherte sich mit raschen Schritten dem Wagen. Auch er begrüßte mit aufrichtiger Herzlichkeit die beiden Damen, und wenn er seine Worte auch gleichmäßig an beide Schwestern richtete, die Blicke flogen fast unwillkürlich zu Irma hin. Sie hatte sich auch in der kurzen Zeit gar zu sehr zu ihren Gunsten verändert; der Ausdruck von Schwachheit und Gedrücktheit war gänzlich verschwunden; eine feine Röte deckte



Die beiden Söhne des Königs Alfons XIII. von Spanien.

ihre Wangen und in ihren Augen lag ein heller Schimmer, ein frohes Leuchten und verjüngte und verschönte sie. Sinnend blickte Erzellenz Bodenburg den Damen nach, die unter Hedwigs Führung ihre Zimmer aufsuchten.

Auch die Brüder Bornward, begaben sich in ihre Zimmer, um Toilette für den Abend zu machen. Willy war früher damit fertig, und er ging wie gewöhnlich zu Otto, zündete sich eine Zigarre an und nahm in einem Sessel Platz.

„Sag mal, mein Junge,“ eröffnete er das Gespräch, „du warst ja merkwürdig zerstreut, hm? Du siehst überhaupt nicht gut aus! Mußt nicht so viel grübeln! Vor sieben Monaten standen unsere Affen viel schlechter. Aber man muß nur nicht die Flinte ins Korn werfen. Auch zu dir wird das Glück kommen!“

Er sprach die letzten Worte merkwürdig weich, und Otto blickte ihn dankbar an. Sie hatten immer wieder zusammen gehalten, doch seit dem Abschied in Buchholzhausen war in ihr Verhältnis die rechte Innigkeit gekommen.

Am Abend des ersten Weihnachtstages wurde im engsten Familientreise die Verlobung von Willy und Hedwig gefeiert. Von Schloß Bodenburg waren der Baron, die Baronin und Erna gekommen. So war ein kleiner froher Kreis zusammen und jedes Glied desselben fühlte sich von wahrer Feststimmung bewegt. Eleonore war wieder froh und munter wie früher, und Otto fand sie entzückender denn je.

Doch schon am folgenden Tage bemerkte er auf ihrem Antlitz die Schatten, die ihm gleich bei der Begrüßung aufgefallen waren. Wie wünschte er, den Grund dieser Veränderung zu erfahren! Ein Zufall verhalf ihm dazu. Der prächtige klare Wintertag lockte ihn ins Freie. Er wanderte in dem großen Garten auf und ab und gab sich seinen Gedanken hin. Da hörte er in einem Seitenpfad Schritte. Neugierig blieb er stehen und wartete; es war Irma von Stuenbach. Zu zweien gingen sie weiter. Irma erzählte von dem herrlichen Sommer und Herbst, von den Reisen, die sie gemacht. Sie sprach offen und herzlich, wie es ihre Art und Weise war. Das gab dem Regierungsrat Mut. Er fragte:

„Halten Sie es nicht für müßige Neugier, wenn ich mir erlaube, eine Frage an Sie zu richten; aufrichtige Teilnahme drängt mich dazu: Was fehlt Ihrer Fräulein Schwester?“

Betroffen blickte Irma auf, und dem Regierungsrat wollte es scheinen, als habe ein Schatten von Unmut den Frohsinn aus ihrem Antlitz verdrängt. Schon wollte er einige Worte der Entschuldigung sprechen, doch Irma wehrte ab und sagte: „Wenn ich nicht wüßte, daß Sie nur aus lebhaftem Interesse fragen, dürfte ich Ihnen wohl kaum eine Antwort geben. Aber das, was Eleonore drückt, ist auch mein Kummer, nur habe ich mich leichter darüber hinweggesetzt, während meine Schwester nicht vergessen kann, was ihr widerfahren ist. Wir waren vor einigen Wochen im Theater. Die Logen waren nur schwach besucht, und wir waren ziemlich spät gekommen und blieben darum im Hintergrunde. Während der ersten Pause mußten wir einer Unterhaltung lauschen, die auf dem Gange geführt wurde und die uns betraf. Sie wissen ja wohl, daß beim Tode unseres Vaters Stimmen laut wurden, die des Verstorbenen Ehre antasteten und — ohne auch nur den Schatten eines Beweises erbringen zu können — die Behauptung aufstellten, Vater hätte amtliche Gelder für sich verwendet. Dieses Gerücht lebte bei unserer Rückkehr in den Kreisen, denen wir jahrelang fern geblieben waren, neu auf. Ja, man entblödete sich nicht, den Umstand, daß wir anscheinend in Wohlstand lebten, während beim Tode unseres Vaters der völlige Verfall seines Vermögens bekannt geworden war, als Beweis für die Glaubwürdigkeit des Gerüchtes hervorzuheben. Man ist also böswillig genug, uns der Mitschuld zu zeihen, denn nur so konnten wir die höhnische Bemerkung auffassen. Solchen Angriffen gegenüber stehen wir wehrlos da. Es mangelt uns die Geschäftskennntnis, um aus den hinterlassenen Papieren unseres Vaters den Beweis für die Unwahrheit dieses Gerüchtes zu erbringen, und es widerstrebt uns auch, die Sache vor aller Welt breit zu treten. So viel steht für uns fest, daß Papa sich nicht durch Extravaganzen ruiniert hat, sondern daß beim Verlust seines Vermögens etwas mitgewirkt hat, was außerhalb stand, woran er nicht schuld war. Wir schließen das aus den Aufzeichnungen unseres Vaters, die mit ziemlicher Genauigkeit bis wenige Tage vor seinem Tode geführt sind. Wir selbst, Lenore und ich, waren zur Zeit seines Todes unter der Obhut einer alten Dame in Italien, und als wir auf telegraphischen Ruf nach Hause zurückkehrten, war er bereits ausgebahrt.“

Ich habe Ihnen unser Leid anvertraut, muß Sie aber dringend bitten, meiner Schwester gegenüber mit keinem Wort diese traurige Geschichte zu erwähnen. Sie ist so empfindlich und würde mir's nicht verzeihen, daß ich vor Ihnen darüber sprach.“

Der Regierungsrat drückte ihr nur stumm die Hand. Seine Gedanken waren auf der Suche nach einem Hilfsmittel, um Licht in die dunkle Sache zu bringen. Da fiel ihm der Minister Bodenburg ein. Wenn jemand ihm einen Fingerzeig geben konnte, so war es dieser Mann. Otto sprach:

„Gnädiges Fräulein, ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen! Es bedarf wohl nicht erst meiner ausdrücklichen Versicherung, daß ich verschwiegen bin. Wenn Sie mir aber in Ihrem Interesse erlauben wollten, mit Erzellenz Bodenburg darüber zu reden, so wäre es vielleicht möglich, später völlige Aufklärung zu bringen. Ich erzähle Ihnen jetzt etwas, was ich sogar meinem Bruder vorenthalten habe, nur um Ihnen zu zeigen, daß ich Ihr Vertrauen verdiene: Mir ist eine Stellung in der herzoglichen Verwaltung angetragen worden. Der Ruf ist ehrenvoll für mich, aber der Gedanke, Ihnen dort nützen zu können, ist ein Ansporn mehr, ihm Folge zu leisten. Wenn jetzt noch eine Aufklärung möglich ist, dann will ich sie bringen.“

Irma dachte einen Augenblick nach. Mehr noch als die Worte sagten ihr Ton und Mienenspiel des Regierungsrates, daß ihm sein Versprechen ernst war; und sie hatte die feste Ueberzeugung, in keine besseren Hände diese Angelegenheit legen zu können, als in die seinigen. Sie erwiderte: „Ich habe mich Ihnen anvertraut, Herr Regierungsrat, und stelle Ihnen auch frei, was Sie aus Freundschaft für uns tun wollen. Wenn Sie eine Aussprache mit Sr. Erzellenz für nötig halten, um zum Ziele zu kommen, so entbinde ich Sie natürlich gern vom Schweigen. Nur Eleonore gegenüber dürfen Sie nicht eher etwas sagen, bis Sie Gewißheit haben. Und nun sage ich Ihnen meinen aufrichtigsten Dank für Ihr warmes Interesse. Gott gebe Ihnen Gelingen!“

Sie gab ihm nochmals die Hand, die er bewegt an die Lippen führte. Dann gingen sie auseinander.

Noch am selben Tage erbat der Regierungsrat bei Baron Bodenburg die Gelegenheit zu einer ungestörten Unterredung. Der Minister führte ihn sofort in sein Arbeitszimmer, und Otto von Bornward hielt einen regelrechten Vortrag über die Angelegenheit Stuenbach. Erzellenz Bodenburg lauschte sehr gespannt und erwiderte schließlich: „Ich kenne die Sache ganz genau. Herr von Stuenbach war ja mein Vorgänger. Die näheren Details sind seinerzeit geheim gehalten worden, und ich kann Ihnen nur das eine sagen, daß es sich um einen Wertbrief, der eine hohe Summe enthielt, handelte. Dieser Wertbrief war aus dem verschlossenen Schreibtisch des Herrn von Stuenbach entwendet worden, nirgends war die Spur von einem Einbruch zu finden. Der Minister wollte auf keinen Menschen den Verdacht lenken und trat mit seinem Vermögen in die Bresche. Die Aufregung und die Sorge aber wurde ihm zum Verhängnis, ein Schlaganfall war die Folge. Weil Stuenbach stets als reicher Mann gegolten hatte und nach seinem Tode sich kein nennenswertes Vermögen vorfand, so kombinierten unbeteiligte Kreise, zu denen das Gerücht von dem Verlust des Briefes in entstellter Form durchgedrungen war, eine Anklage gegen die Ehrenhaftigkeit dieses Mannes, und ich höre leider, daß dieses Gerücht noch immer fortlebt. Ich bin aber fest überzeugt, daß die Wahrheit noch an den Tag kommt, denn ich glaube einfach nicht an einen Diebstahl. Viel eher bin ich der Ansicht, daß der betreffende Brief damals verloren gegangen ist. Wie ich Se. Hoheit, den Herzog kenne, wird er kein Mittel scheuen, um die Sache aufzuklären. Es ist selbstverständlich, daß ich den hohen Herrn auf das erneut aufgetauchte Gerücht aufmerksam machen werde.“

Der Regierungsrat sprach: „Wenn ich die von Er. Erzellenz mir angetragene Stellung annehme, könnte ich dann wohl bei der Aufklärungsarbeit mitwirken?“

„Unbedingt!“ gab der Minister zur Antwort, „allerdings wird es eine heillose Arbeit sein, meiner Meinung nach wird es notwendig sein, das gesamte Aktenmaterial jener Zeit zu revidieren. Ich nehme selbst ein sehr großes Interesse an diesem Fall und wäre Ihnen wirklich dankbar, wenn Sie sich der Arbeit unterziehen wollten. Also darf ich dem Herzog berichten, daß Sie die Stellung annehmen?“

„Ja, Erzellenz!“ sagte Otto von Bornward ohne Zögern,



Professor Dr. Joh. Schilling †.  
Der Schöpfer des National-Denkmals im Niederwald,

„ich hätte wohl so wie so angenommen, unter diesen Umständen tue ich es doppelt gern.“

Damit war die Unterredung zu Ende, die eine so folgenschwere Wendung in Otto von Bornwards Leben brachte.

Aber noch zweier Menschen Schicksal erfüllte sich in diesen Weihnachtstagen.

Jrimgard von Auenbach liebte es, ganz allein zu musizieren. Hedwig war ja durch ihre Hausfrauenpflichten mehr in Anspruch genommen als sonst, und Eleonore war in dieser Zeit nur wenig zum Musizieren gestimmt.

Es war an einem der letzten Tage des Jahres. Wieder saß Irma im Musikzimmer. Sie hatte einige Zeit mit Hedwig vierhändig gespielt, und Baron Bodenburg hatte sich als Lauscher eingefunden. Dann wurde Hedwig plötzlich abgerufen, und Irma hörte auf zu spielen. Sie trat ans Fenster und blickte in den Garten hinab, den ein dicker Schneemantel einhüllte. Aus grouen Wolldecken rieselten noch immer blante Sternelein zur Erde. In dem großen, mit vornehmer Einfachheit ausgestatteten Raum war es jetzt doppelt behaglich. Irma dachte an ihr Heim, das die beiden Schwestern in diesem Winter eingerichtet hatten, und das sie jetzt endgültig beziehen wollten. Sie dachte auch daran, daß es hier in Kürze recht einsam werden mußte, wenn Hedwig das Vaterhaus verließ. Etwas wie Mitleid mit dem Manne, der ihr in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft so wert und teuer geworden war, zu dem sie mit unbegrenzter Hochachtung und Verehrung aufblickte, hieß in ihr auf. Und als hätten sich die Gedanken des Barons in denselben Gleisen bewegt, sprach er: „Es wird hier still und einsam werden, wenn Hedwig dieses Haus verläßt. So lange habe ich darauf gewartet, daß bei ihr das Herz erwacht, und jetzt, wo es geschehen ist, nimmt man mir sie fort. Das ist der Lauf der Welt, und ich darf mir nicht beklagen. Aber ich wäre doch froh, wenn's anders wäre! Wäre ich zehn Jahre jünger!“

Er sah sie dabei mit einem Blick voll Wärme an, der ihr das Blut in die Wangen trieb. Doch dann schalt sie sich wieder eine Törrin, daß sie solchen vermessenen Gedanken Raum gab in ihrer Seele. Er aber sah nur ihr scheinbares Errotten, die hingebende Zärtlichkeit, die über ihr ganzes Wesen ausgegossen war. Da faßte er den Mut, für den Abend des Lebens das Glück an sich zu fesseln, um dieses anmutige und reizende Mädchen zu werben. O, in diesem Augenblick fühlte er, daß er noch nicht so alt war, als er glaubte; daß sein Herz die Fähigkeit zu treuer Liebe noch nicht verloren hatte; er wandte sich denn wieder Irma zu, er blickte sie lange an, als wolle er ihr bis auf den Grund ihrer Seele blicken, bevor er die entscheidende Frage an sie stellte. Und sie war sich endlich dessen bewußt, was jetzt kommen mußte: ein Glück, an das sie nur im

Traume-gedacht. . . . Er sprach zu ihr von Liebe. — Nicht mit der überschäumenden Glut und Leidenschaft der Jugend, aber auch nicht kühl und geschäftsmäßig, wie das Alter über solche Sachen redet. Wärme und Besonnenheit waren zusammen, und das gab gar guten Klang. Irma zierte sich nicht lange. Sie scheute sich auch nicht, ihrem Jubel Ausdruck zu verleihen.

Da ward ihr Glück vollkommen.

Das Erstaunen in dem kleinen Kreise war nicht klein, als Baron Bodenburg das frohe Ereignis bekannt gab. In Hedwig hatte sich etwas von dem alten Stolz, der Kälte früherer Tage regen wollen. Doch dann schaute sie ein wenig um sich. Da war Willy, ihr geliebter Willy; und dort Irma, ihre treueste, beste Freundin, und ihr gegenüber stand der Vater, dessen Lebensabend Irma mit ihrer Liebe verschönen wollte. Da schied sie Stolz und Kälte fort, und wahre Freude und Anteilnahme an ihrer Lieben Glück erfüllte sie. Sie umsing liebend Irma, die ihr erst Freundin war, und nun gar Mutter werden, doch auch als Mutter Freundin bleiben sollte, und dann küßte sie wortlos den Vater. Schließlich kam auch Willy an die Reihe, und er machte von dieser Gelegenheit ausgiebigen Gebrauch.

Für nächstes Frühjahr wurde die Hochzeit festgesetzt.

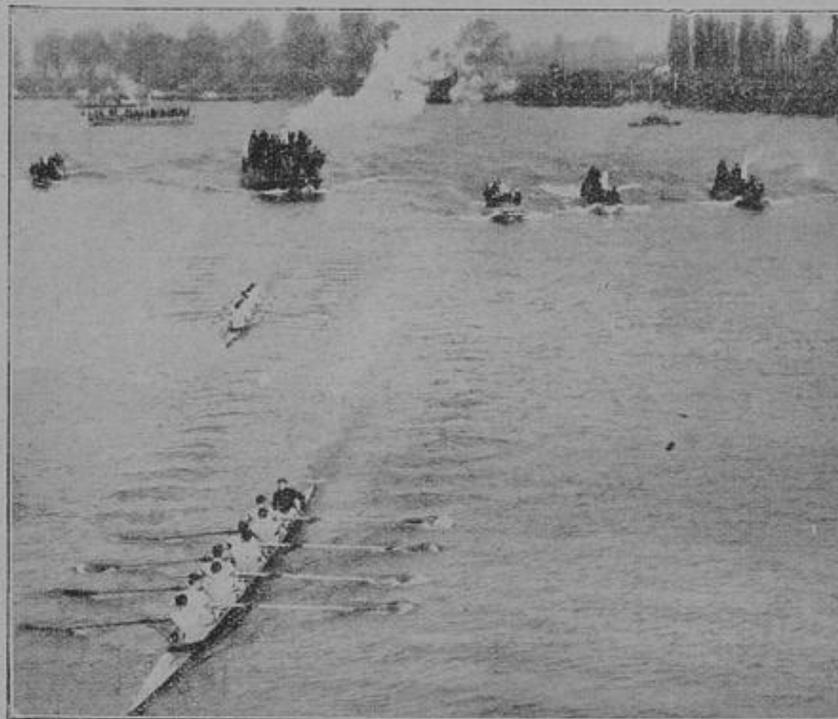
Otto von Bornward seufzte leise auf und dachte: Wäre ich doch auch erst einmal so weit.

Doch vorläufig waren seine Chancen nicht gerade günstig. Eleonore war stiller und unnahbarer denn je. Aber er verzagte nicht. Wahre Liebe findet doch früher oder später Gegenliebe, dachte er. — Ein Vierteljahr später.

Herr von Bornward war unter den ehrenräftigen Bedingungen in die Verwaltung des Herzogtumes berufen worden. Zwar verhehlte er sich nicht, daß er mit vielen und großen Schwierigkeiten werde zu kämpfen haben, aber das socht ihn wenig an. Auch die Aufgabe, die er von Irma freiwillig übernommen hatte, nach einem Anhaltspunkt in der dunklen Affaire ihres Vaters zu fahnden, ließ er nicht aus den Augen. Doch war er in der ersten Zeit so sehr beschäftigt, daß er beim besten Willen nicht zur Ausführung seines Vorhabens kam.

An einem Sonntage fuhr er hinaus nach Schloß Bodenburg. Hier hatte sich nur wenig verändert. Nur Inge war festsam still geworden, ihr Gesicht, das voriges Jahr in Fülle und Gesundheit strahlte, war nun schmal und blaß.

Der Hofrat benutzte eine günstige Gelegenheit, mit Inge allein einen Spaziergang zu machen. Da vertraute sie sich an: Mama sei wirklich hart mit ihr. Sie schleppe sie von Vergnügen zu Vergnügen, ließe nicht Ruh und Raht, immer in der stillen Hoffnung, es könnte ein Mann kommen, der



Ein englisches klassisches Ruderrennen.

den simplen Doktor aus Inges Herzchen verdränge. Doch das sei nun einmal ausgeschlossen. „Ich bleibe treu und lasse mich durch nichts irre machen,“ so schloß Inge ihren trüben Bericht; „zum Glück habe ich im Falle der Not an Papa einen Bundesgenossen, auf dem ich mich verlassen kann. Dann wird Mama wohl mit allen ihren Grafen und Baronen kapitulieren müssen.“

Na, tragisch nahm sie ja die Geschichte gerade nicht. Und daß sie ein hartes Köpfchen hatte, glaubte man ihr unbefehens. Aber es leidete sie gut, wie sie so sprach, und der Hofrat wünschte ihr im Herzen alles Glück, und laut noch viel mehr.

Am Schlusse seines Aufenthaltes auf Schloß Bodenburg erübr Otto von Bornward noch zwei interessante Neuigkeiten. Die eine ging ihm nahe genug und betraf Eleonore von Kuenhach.

„Unser Lorchen ist ganz merkwürdig still geworden,“ meinte Inge, „sie hat sich ein paar Schrüllen in den Kopf gesetzt, und nun ist's gar nicht mehr die alte Lore. Denken Sie nur an, Herr Hofrat, wenn Irma von der Hochzeitsreise wiedertommt, will sie von der Bildfläche verschwinden; kein Mensch soll ihren Aufenthaltsort erfahren, sie will untertauchen in der großen Welt.“

„Und wann lehrst Erzellenz und Frau Gemahlin von der Hochzeitsreise wieder?“ fragte Otto hastig.

„Ich glaube in vierzehn Tagen,“ erwiderte Inge. Da faßte der Hofrat ihre Hand und sagte: „Gnädigstes Fräulein, ich habe ein sehr großes Interesse daran, daß Fräulein Eleonore noch länger hier bleibt! Ich liebe Eleonore und will sie erringen. Wollen Sie mir helfen, sie wenigstens für kurze Zeit noch hier festhalten? Vielleicht kann ich mich für diesen Dienst auf ähnliche Weise revanchieren!“

Inge lächelte. Natürlich war sie für diese Idee begeistert. Das Ehenstiften ist nicht allein Privileg der älteren Damen. Jüngere wirken hie und da bei solchen Lustspielen auch ganz gern mit, vorausgesetzt, daß ihr Herz verlorst ist. Also, Inge wurde allgemach Feuer und Flamme.

„Na, das müßte ja ganz passig zugehen, wenn ich Lenore nicht für einige Wochen bei uns festhalten kann. Ich will meine Schuldbiligkeit tun, das andere ist Ihre Sache! Apropos! Haben Sie auch gelesen, daß Dr. Ihmer herzoglicher Archivar wird oder geworden ist?“ fragte sie am Schluß.

Der Hofrat lächelte zerstreut. Er war mit seinen Gedanken bei ihrer Versicherung stehen geblieben, die sie ihm gegeben hatte, und ihre letzte Frage war spurlos an ihm



Transport eines lebendigen Leoparden in Deutsch-Ostafrika.

vorübergegangen. Weil er gar keine Antwort gab, richtete sie diese Frage noch einmal an ihn. Jetzt vernahm er sie ja auch. Offen gestanden war ihm die Sache ganz neu. Er war in dieser Zeit so mit Arbeit überhäuft, daß er nur selten dazu kam, eine Zeitung zu lesen, und die Personalveränderungen der übrigen Ressorts interessierten ihn schon gar nicht. Nun wollte er sich aber bald erkundigen; das versprach er Inge.

Noch einen anderen Entschluß trug er mit sich: er wollte mit seinen Nachforschungen sofort beginnen. Wenn er täglich noch länger arbeitete, als bisher, ließ es sich wohl ermöglichen. fand sich keine Spur, dann wagte er es doch, vor Eleonorens Abreise zu ihr von Liebe zu sprechen, um sie zu werben, mochte es schon werden wie es wollte.

So lehrte er wieder nach Hause zurück, und bereits am nächsten Tage begann er mit dem Durchsuchen der Akten. Das war eine höchst langweilige Arbeit, und er hatte keine großen Erwartungen. Trotzdem ließ er aber nicht nach; vielleicht fand er wenigstens einen Anhaltspunkt.

Unterdessen hatte er von Dr. Ihmer wenigstens etwas gehört. Die Leute, die von ihm sprachen, beneideten ihn gerade nicht, denn das Archiv war in den letzten Jahren nur so nebenher verwaltet worden, und man hatte es als Ablagerungsstätte für allerhand archivalischen Schutt benützt. In dieser Wirrwarr Ordnung zu bringen, war keine Kleinigkeit. Doch bald hatte er den Archivar wieder vergessen.

Die Zeit flog. Eleonore war tatsächlich erst nach Schloß Bodenburg gekommen und Inge hatte ihm bei seinem letzten Besuch zu versprechen gegeben, daß sie nur schwer zu halten sei; er müsse sehen, daß er mit ihr ins Reine komme.

Ja, das war leichter gesagt, als getan. Sie wich ihm geflissentlich aus, und begünstigte ihm einmal das Glück, mit Eleonore allein zu sein, dann hatte sie eine Art, seine huldigenden Worte und Blicke mit hochmütigen Blicken abzuweisen, daß ihm aller Mut verging. Hätte er sie nicht seit längerem so gut gekannt, so würde er die Sache bestimmt aufgegeben haben. In früheren Jahren hätte auch sein Stolz ganz anders auf eine solche Behandlung reagiert. Schluß folgt.



Beschäftigung schwarzer Strafgefangener in Deutsch-Ostafrika.

## Der alte Hütantehüt.

Von Rannv Lambrecht.

(Nachdruck verboten.)

Eine trübe Wolke hing überm Moor.

Mit dem Blicke des Kenners schaute der alte Briefträger Hütantehüt nach diesen harmlosen und doch so hinterlistigen Bäckchen von Dampf und Glanz.

Eine Weile mußte er verschmachten, denn der Wind pfliff in den höchsten Fiselstönen um ihn und in den Postfach hinein, den er auf einem Steden über die Schulter trug. Vorsichtig schnalzte er die Ledertasche mit den Briefen und Karten und dem von dem Kollereivorstande ausgezahlten Gelde darin fester um die Hüften, schob die kurze Wallonenspeise zwischen die Lippen und setzte dann mit einem ermunternden „Couratische, Lambert (Mut) seinen beschwerlichen Pfad fort.

„One, deux, one, deux!“ zählte er seine Schritte und bemühte sich unter der Last seines Postbentels in eine strammere Gangart zu kommen.

Aber da lag im Jahre achtundachtzig des vorigen Jahrhunderts ein dunkler Fall, der ihn, den braven, redlichen Lambert Detier unbedientermaßen vor ein

Schiedsgericht brachte, und seitdem verließ ihn die schwermütige Erinnerung an dies Unglücksjahr 88 nicht mehr.

„L'an hütantehüt (das Jahr 88), begann er tiefaufatmend, wenn ihm der Branntwein die Zunge löste, oder ein Schall den sonst

Schweigsamen zum Reden bringen wollte. Dies Schreckensjahr Hütantehüt mit der Schiedsgerichterinnung ward für ihn zum geflügelten Wort, zum Stoßsenzer und zum Gegenstande aller seiner furchtbarsten Träume. Er wurde der populäre Mann des Ortes durch jene Achterzahl, und so kam's, daß man seines wirklichen Namens vergaß und auf zwei Meilen in der Runde wußte, wer der gute, altfränkische Hütantehüt war.

Er war immer der „Alte“ gewesen, schon mit zehn Jahren, als seine Mutter ihn beiseite nahm und sagte: „Jetzt ist Vatern toht, vi' (Alter), jetzt heißt's Spargröschchen in die Schieblade legen, nu vi', also gehst du zu irgendwem und hüttest ihm die Küß, ja vi'!“

Wie das so geht, traf auch für den armen Sittungen der Zeitpunkt ein, wo bunte Wünsche in ihm aufstiegen und über die Rücken wimmelnder Stuhberden hinwegflatterten, so hoch und weit!

Er wollte gar ins Postfach hinein, er, der Lambert Detier, in den bunten Postrock, in den Riemen hinein, an dem die schwarze Ledertasche hing, wollte ein königlich wohlbestatteter Landbriefträger werden, nach dem alle ausschauten und dem, wo er verweilen kann, das Gläschen mit dem Gurgelkräuter, dem péquet, gefüllt wird.

Er ward in der Tat ein Briefträger und stolzierte in buntem Rock. Immer hieß er noch der „Alte“; er nahm gleichmütig hin. Doch es kam ein Tag, an welchem ihn diese Bezeichnung verdross, das war, als die Mimi, die

mit dem blonden Haar und dem granatroten Kleider-einfaß, ihn haben wollte, zum Mann nämlich, sein Erstaunen wuchs mit dem der Leute. Der Liebe Schwächen sind die bunten Röcke, so unceßähr dachte er und bejaß sich wohlgefällig in jedem Laren Häcklein, an dem er vorüber mußte.

Aber die blonde Mimi hatte noch eine ganz persönliche Schwäche, und das war der granatrote Kleider-einfaß, den manche ihr mißgönnten, weil er für ihren Stand zu vornehm sei. Wer konnte wissen, ob nicht der alte Hütantehüt einmal in der Stadt zur Anstellung gelangte.

So dachte Mimi!

Er aber nahm für die erste Ehestandszeit seine steifen Glieder zusammen, legte sein Taschentuch auf die Bank am Wege, ehe er sich mit der weißen Hose

darauf setzte, und machte sich mit derlei akuten Fitterwochen-Anwandlungen furchtbar unbequem. Die Mimi aber war ein resoluteß Persönchen, sie patichte ihm eines Tages mit dem rundlichen Händchen auf den breiten Rücken und sagte: „Machen wir es uns gemütlich, vi'!“

Er fiel aus allen seinen Himmeln. „Alter“ nannte auch sie ihn schon, aber es klang ihm wie Erlösung. Er klappte wieder ganz rund zusammen, legte auch kein Taschentuch mehr auf die Bank, wenn er eine weiße Hose hatte, und so wurde es sehr gemütlich.

An diesen Zeitpunkt knüpften seine Gedanken an, als er jetzt mit langen Schritten über den geschiffelten Rasen da-



Das Blumenmädchen.

hineilte und von seinem Dasein befriedigt, in sich hinein-schmunzelte. Dabei klirte und klirperte das eingezahlte Geld in der Ledertasche. Es machte ihm Vergnügen, in den Briefen und Karten zu wühlen, und die kraus und quer geschriebenen Aufschriften zu lesen. Dieser vergilbte Briefumschlag der bedrängten Witwe aus Amtsgericht, diese grobe, kurze Postkarte an den säumigen Viehhändler und dort den dicken Brief des Pfarrherrn an die Schulbehörde, und dann das Geld das viele, rasselnde, unruhige Geld, das der Mollereivorstand ihm einhändigte, wobei er, als er ihm den mörderischen Gurgeltrager, den péquet, in ein Weinglas eingoß, sagte: „Lambert Hüstantehüt, nimm Obacht! Ich erkläre dich für ersapflich.“

Hastig klappte Lambert Detier die Tasche zu und sah besorgt nach der roten Linie hinüber, wo der Abendhimmel auf dem Venn lag, und da schien es ihm, als wäre dieses Flammenband von einem schwarzen Querstrich durchbrochen; aber wie er genauer hinsah, flatterte an diesem sonderbaren dunklen Punkte ein Fahnentuch, — und eine ganz niedliche Kopfform sah darauf, und als er näher kam, rührten sich zu heftigem Winken ein paar Arme und deutlich vernahm er in langgezogenen Tönen:

„Hü—tante—hüt!“

Nun wußte er, daß es kein Querstrich war und kein Fahnentuch, sondern sein junges, sorgames Weib, seine blonde, ungeduldige Mimi, die da mit dem flatternden Schultertuch in der feurigen Abendröte stand, genau da, wo der Himmel die Erde berührte. Rechts und links von ihr zuckten die geheimnisvollen hinterlistigen Dampfswölchen mit ihren blauen Freilichtflämmchen darin, aus dem Moor empor.

Nach langen Schritten setzte er über den abgegriffelten Boden dahin und schaute lächelnd nach ihr und wieder vor sich nieder, um nicht vom Pfade abzuweichen. Wie reich und glücklich er doch war, er, der täppische Achtundachtzig, dessen junges Weib auf das halbe Venn hinaus ihm entgegenlief weil die in der Pfanne gerösteten Spedschnitte auf ihn warteten, die Crétons, die sein Leibgericht waren, und die sie so vortrefflich herzurichten wußte, und wofür er sie küssen wollte, er, der täppische, alte Achtundachtzig, und so weiter.

Wieder schaute er strahlenden Blickes zu der lodernen Linie hinüber, und er sah, wie Mimi zu ihm hereilte — fast etwas zu nahe den aufwirbelnden Dampfstrahlchen — ach wenn sie doch auf sein warnendes Winken achten wollte! „Mimi!“ schrie er und rannte.

Sie flatterte zu ihm her und lachte — und wie übermütig sie lachen konnte! Er war aber auch gar zu ängstlich, der gute, dumme Hüstantehüt der jeden Tag zweimal übers Venn aina und noch ängstlich war, gar zu ängstlich. — Kärrischer Mann!

Und heute kam sie mit einer Nachricht — — nein, sie flog. Er blieb ihr ja viel zu lange, der dumme, langsame Mann, der ihr mit dem Arm zusuchte und sie ansah: — o war das ein böser Ruf! Das wollte sie ihm entgelten, Warte, Lambert Detier!

„Mimi! rechts — rechts geh' oder ich geh' dir's — ja, ich geh' dir's!“

Er war grob, er war rasend in der Sorae um sie, die da die Richtung links nahm, wo er rechts kommandierte, weil er eben nicht bedachte, daß rechts von ihm zu ihrer Linken laa, ja, so war er der gute täppische Hüstantehüt! Und nun flatterte das befrante Ende ihres Schultertuches in das Dampfschäuflein hinein — —

„Hööt, Mimi! Merkst du nichts? Der Sumpf — — —!“

Nein, sie merkte wirklich nichts. Dem Nahestehenden ist der aufsteigende Dunst die klare durchsichtige Wolke — und in dieser Wolke stand sie jetzt und zog das leichte Tuch fester über die Schulter und lachte dem Herankommenden zu, und er hörte es ganz vernehmbar: „Was saast du nun dazu, vi? Der Postverwalter war daheim und weil ich so blond sei und die Mimi wäre, habest du Aussicht — —“

Mit einem Schrei brach sie ab, sah entsetzt zu Boden, ..x dem Drucke ihrer kleinen Nüschchen nachgab — — —

„Jesus Maria!“

Der Mann rannte, daß das gleißende klingende Geld wider die Lederwand der Tasche sprang und der Riemen ihm pfeifend aus der hochgehenden Brust flog. Wo — wo hatte

es gehanden, das junge, frische Weib mit der heiteren Stimme und dem lustigen Augenzwinkern, seine blonde Mimi — — o Gott! Wohin war sie verschwunden?

„Lambert! Ru vi!“

„Ja, Mimi, ich komme!“

Vor ihm zerstob der weiße Nebel und hüpfte das blaue Flämmchen weit hinaus ins Venn. Es hatte seine Mission erfüllt, das junge Weib irregeleitet — und nun entschwand es und ließ den Sumpf zurück, und mitten drin das junge, lebensprühende Geschöpf, das sich mit der Kraft der Verzweiflung und der ganzen heißen Lebenslust gegen den Untergang wehrte. Ihr blondes, üppiges Haar hatte sich losgelöst und wallte ihr über die Schulter herunter bis zu dem rötlichen Sumpfwasser herab, darüber ein weißer, matter Silber Schleier glänzte und brodelte.

„Ru vi! Warum hilfst du mir nicht?“

Wie matt und hilflos das klang! Und er stand da und warf den Postfach ab und daneben die Ledertasche; es sprang und klirperte darin das Geld — — o das Geld, das ihn an seine Pflicht erinnerte und ihn zurückhielt, weil er hineinspringen wollte in den Sumpf, mit ihr ins Verderben, mit ihr in den Untergang. Es war ja auch seine Pflicht, sein Weib zu retten, zu helfen — — Zwischen zwei Pflichten! O, wie stand er da und rang mit sich und sah sich nach Hilfe um — — und langsam schwand der junge Leib tiefer in den Schlamm, in den rötlichen Humusboden — — und sie wollte, sie wollte nun einmal nicht sterben, nicht von ihm gehen, weil nun der Postverwalter gekommen war und gesagt hatte: „Ihr Mann hat Aussicht auf die Stadtbrieffräger,“ und weil sie ihn jetzt noch lieber, viel, viel lieber hatte, ihren Lambert, ihren „p'tit vi“.

Er sah sie ringen und stöhnte auf.

„Mimi, greif zu!“ Er reichte den Steden hin, der war aus einem jungen Eichenstämmchen geschnitten und tragkräftig.

„Näher — — näher!“ röchelte das Weib und bog vornüber. Der Schlamm spritzte auf und nahm den verlangten Arm in seinen mörderischen Schoß. Mit eiserner Gewalt suchte sie ihn herauszuziehen und — sank tiefer hinab.

„P'tit vi, gib's auf. Geh' heim und versuche es ohne mich,“ und leiser fügte sie hinzu, „und Crétons hatte ich dir gemacht, gute, knusperige, Alter; geh' heim, Alter, ar' wei!“ (Auf Wiedersehen.) Ihre Stimme war am Erlöschen, der warme Schlamm drang ihr schon bis zum Herzen und die dumpfe, moderige Sumpfluft ließ ihre Sinne schwinden.

„O mir nicht! Schließe nicht die Augen, Mimi! Varmherziger! Ich komme, ich sterbe mit dir!“

Er suchte und läuft wie ein Wahnsinniger umher und stößt mit dem Fuße an die Ledertasche. — — Das Geld klirrt — daneben liegt der Soldatenbrief und der Brief der Witwe und das Schreiben des Pfarrers — und dort drüben, dort ringt sein blühendes Weib im Sumpfe mit dem Tode.

Zwischen zwei Pflichten!

Er nimmt die Ledertasche auf — was will er tun? Darf er sie mitnehmen hinab in die schlammige Tiefe? War er wahnsinnig? Mimi schloß die Augen.

„Mimi!“ schrie er, „das darfst du nicht, das sollst du nicht“ und mit der zitternden Hand faßte er den Riemen der Tasche. „Jetzt geht's zum Tode — wir dreie — die zwei Pflichten und ich! Warte, Mimi, ich komme!“

Da durchzuckts ihn, da durchleuchtet's ihn, fest packt er den langen Riemen, waagt sich bis zum äußersten Rande des Sumpfes vor, und wie ein Erlösungsschrei quillt's aus ihm heraus:

„Jetzt gilt's, Mimi! Jetzt fasse zu! Gelt, du hörst mich — du blonde Mimi! Hilf Gott mit samt deinen Heiligen!“

Der Riemen flog in weitem Bogen hinüber. Gut gezielt wars, denn der Riemen lag in ihrem, von dem rötlichen Sumpfwasser durchtränkten Haar, — aber — sie öffnete die Augen nicht mehr, sie hatte die Bestimmung verloren.

Da griff ihm eine kalte Hand ans Herz, eine kalte Totenhand. Wars jetzt aus? Wars jetzt zu Ende mit ihr und ihm und seinem Glücke?

Er zerrte an dem Riemen, um sie aus der Befäubung zu wecken, er drehte und wirrte ihn um die Fülle des Haars

hinein und zog und zerrte — und sie, das blühende Weib, schloß weiter in den Tod hinein. Aber wie er riß und zog, drängte der leblose Körper durch den Schlamm näher zu ihm her — und weiter zog er ihn heran — ach! wie es ihn schmerzte, daß er so unzart das blonde Köpfchen reifen und zerrn mußte, und dann fürchtete er wieder, daß die Haarsträhnen abbrechen durch die Schwere des Körpers, und vorsichtiger, langsamer ging er zu Werke, zog den unbeweglichen Körper durch den Schlamm immer näher — langsam näher — o, wenn nun doch das Haar brach, das schöne blonde Haar, das jetzt mit Schlamm durchdringt war. Er zitterte und beiete, er weinte und schalt auf sich, und dann schrie er auf — vor Freude war's! Er konnte mit dem Arm ihre Schulter erreichen.

„Mimi, ja, ich bins, dein Alter, und ich lache, Mimi; warum weinst du?“

Er nahm sie auf seine Arme und über die Schultern den Postfach und an den Hüften die Ledertasche. So wandte er heim zwischen zwei Pflichten — aber die Crétons dampften noch, als er in die Küche eintrat.

Schluß folgt.



### Nützliches fürs Haus.



— **Waldmeisterbowle.** Man benützt einen Waldmeister vor der Blüte, bindet ihn in kleine Sträußchen und gibt ihn in den gezuckerten Wein, um ihn ungefähr 15 Minuten darin stehen zu lassen. Der Wein darf nicht zu scharf danach schmecken. Apfelsinenstückchen sind in einer Waldmeisterbowle wohl erlaubt, aber sonst kein anderer aromatischer Zusatz. Frischer Waldmeister läßt sich in Zucker für den Winter einlegen, immer eine Schicht sauber abgepflückter Blüten und eine Schicht Zucker, kilo auf kilo und fest verbunden. Der daraus entstandene Extrakt hält sich jahrelang, ein Teelöffel davon genügt oft zu einer Glasche Wein. Die Kräuter lassen sich auch in Wein ausziehen und auf diese Weise für später aufbewahren. Immerhin schmeckt Waldmeisterbowle am besten zur Matenzeit.

— **Waldmeister zu trocknen.** Der Waldmeister wird gepflückt, ehe noch die Blüten zum Vorschein kommen. Man schneidet die langen harten Stengel weg, klaubt den Waldmeister sauber aus, legt ihn auf große Siebe oder Hürden oder Fließpapier und läßt ihn einige Tage im Schatten an einem luftigen Orte trocknen und bewahrt ihn dann in Papiertäschchen auf. Die Bowle bereitet man daraus, wie vom frisch gepflückten Waldmeister.

— **Unreife Stachelbeeren in Flaschen.** Dieselben halten sich sehr gut, wenn man sie sauber zubereitet, in eine mit Schrot und Wasser gut umgespülte und nachher ausgetrocknete Flasche füllt, so voll als möglich, daß leerer Raum vermieden wird. Man muß die Beeren immer wieder durch Luftpfeifen der Flasche zusammendrängen. Wird dann die Flasche gut verkorkt, zugesiegelt und entweder vergraben oder in den Keller gestellt, so sind die Beeren noch im folgenden Jahr wie frisch.

— **Spargel-Salat.** Der Spargel wird gereinigt, gewaschen, in Salzwasser gekocht und wenn ausgekühlt, mit Essig, Del, Pfeffer, Salz und einigen harten, passierten Dottern vermischt.

— **Spargelsauce.** Eine weiße Buttersauce mit Eigelb ist die gewöhnlichste Spargelsauce. Außerdem kann man 100 Gramm Butter mit 3 Eigelb schaumig rühren, Spargelwasser dazu gießen und dünn auf dem Feuer rühren, bis die Sauce zu kochen anfängt. Oder: Ein kleiner Löffel Mehl wird mit zwei Wallnuß groß Butter, 2 Eigelb, 1 Eßlöffel bide saure Sahne, Salz, Muskatnuß und fast zwei Tassen Spargelwasser auf dem Feuer gerührt bis zum Kochen, dann abgenommen, noch etwas weiter gerührt und gleich aufgetragen.

— **Mairüben.** Die Rüben werden geschält, in längliche Streifen geschnitten, in schwach gesalzenem Wasser beinahe weich gekocht und abgeseigt. Danach schmort man sie mit Fett und Zucker vollends weich, gibt einige Löffel Wasser daran und macht sie mit etwas aufgelöstem Mehl fertig. Die Mairübe hat einen beißen, oft etwas bitteren Geschmack und ist deshalb sehr beliebt.

— **Junge Wurzeln.** Kleine, gelbe Wurzeln, so ein Karotten werden sauber abgetragt und gewaschen. Man setzt in einem irdenen Topfe Butter mit einem Teelöffel voll Mehl auf, gibt Fleischbrühe oder Wasser dazu, auch Reste von Kalbsbratenente oder Fleischextrakt, Salz, Zucker — wenn die Wurzeln nicht schon süß sind —, etwas Muskat und schmort in dieser Brühe die Wurzeln langsam weich. Kurz vor dem Anrichten kommt noch ein Eßlöffel feingehackter Petersilie, Dragon und Schnittlauch dazu.

— **Radieschengemüse.** Man kann auch an den Radieschen das kleinste Mättchen stehen lassen, blanchiert, dünstet mit Zugabe von Fleischbrühe auf Butter, gibt Salz und weißen Pfeffer dazu, bindet den Saft mit lichter Butterschneide und gibt eine gebadene Fleischspeise dazu.

— **Kleister zu konservieren.** Wiederholtes Aufkochen und Zusetzen heißen Wassers unter Umrühren ist zeitraubend und der gewöhnliche Zusatz von Alaun wenig wirksam. Als praktisches Mittel empfiehlt sich ein schwacher Zusatz von Salicylsäure, wobei nur einige Tropfen in warmem Wasser verrührt werden, was genügt, selbst grauen Kleister wieder reiß zu machen und denselben Wochen lang zu erhalten. Eine zu große Quantität benimmt jedoch die Bindkraft. Mit Vorteil ist in derselben Weise auch Glycerin zu verwenden.

— **Ritt für Petroleumlampen.** 1. Gebrannter Gyps mit einer wässrigen Auflösung von Wasser Glas zur Syrupsdicke angemacht und sogleich verwendet, gibt einen sehr guten haltbaren Ritt. 2. Ebenso gebrannter Gyps mit einer Auflösung von Alaun zu einem dünnen Brei angemacht. 3. Auch weiche Seife mit Gyps kann in derselben Weise angewendet werden.

— **Gipsfiguren wieder weiß zu machen.** Man mischt etwas erwärmte Milch (keine Sauermilch) mit Zintweiß im Verhältnis von 3 Pfund Zintweiß zu etwa 1 Liter Milch. Mit dieser Mischung werden die vorher gut abgestäubten Figuren wiederholt, je nach der Notwendigkeit, bestrichen.

— **Unschädliche Mischung zum Schwarzfärben der Haare.** Als solche sei die folgende, abends aufzubürstende Lösung empfohlen: 3,5 Gramm Pyrogallussäure, 0,3 Gramm Zitronensäure, 11 Gramm Boroglyzerin und 100 Kubikzentimeter Wasser. Dabei ist die Anwendung eines alkalischen Seifenwassers am Morgen anzuraten. Färbt sich das Haar nicht dunkel genug, so kann die Menge der Pyrogallussäure noch erhöht werden.

— **Bertilgung von Mitessern und Gesichtspickeln.** Dieselben sind betanntlich die Folge einer Ansammlung von Fett in den Talgdrüsen der Haut, die bei manchen Menschen besonders dafür disponiert. Bei Leuten, die durch harte Arbeit das Fett verbrauchen (Arbeiter, Soldaten), findet man weder Mitesser noch die aus diesen entstehenden Gesichtspickel. Eine Behandlung, die darauf gerichtet ist, das Fett aus der Haut fortzuschaffen, führt immer zum Ziel. Man bestreut ein Frottiertuch mit Sandmandellere, feuchtet diese mit Seifenwasser an und frottiert damit kräftig das Gesicht. Nach dem Abtrocknen reibt man die Stellen mit Seifenspiritus, dem 1 Prozent Epsol oder Creolin hinzugefügt ist, von neuem ab. Die Abreibungen werden am besten einmal am Tage vor dem Schlafengehen vorgenommen. Mitunter treten zuerst die Pickel danach noch zahlreicher auf, verschwinden dann aber bald ganz.

— **Ledersohlen undurchdringlich zu machen.** Die Sohlen neuer Stiefel werden mit Firnis bestrichen und getrocknet und dies einfache Verfahren wird so lange wiederholt, (zwei bis drei Mal), bis die Sohlen keinen Firnis wieder annehmen wollen.



## Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges, jugendliches Aussehen, weiße samtweiche Haut und blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

### Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul  
A St. 50 Pl. Ueberall zu haben.



### Unsere Bilder.



— Die beiden Söhne des Königs Alfons XIII. von Spanien. (Siehe Bild Seite 129.) Der Ehe König Alfons XIII. von Spanien mit der Prinzessin Gna von Battenberg sind drei Kinder entsprossen, zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste, Prinz Alfons, der als Thronfolger den Titel eines Infanten von Asturien führt, steht im dritten Lebensjahre, sein Bruder, Infant Jaime, ist zwei Jahre alt, und seine Schwester, Infantin Beatriz, 1 Jahr alt. Unsere Aufnahme wurde erst vor einigen Tagen angefertigt.

— Der Schöpfer des National-Denkmal im Niederwald, Professor Dr. Johann Schilling, (Vergleiche Bild Seite 131), ist in Dresden im 71. Lebensjahre gestorben. Er wurde außer seinem Hauptwerke, dem Niederwald-Denkmal, hauptsächlich durch sein Werk „Die Jahreszeiten“, das auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden steht, berühmt. Seit 1868 war er Professor an der Dresdener Kunstakademie. Seine letzten Lebensjahre waren leider nicht ungetrübt, da ein Augenleiden ihm nach und nach völlig die Sehkraft nahm.

— Ein englisches klassisches Ruderrennen. (Siehe Bild Seite 131.) Zwischen den Studenten der Universitäten Oxford-Cambridge findet alljährlich ein Wettkampf statt, der in diesem Jahr von der Oxford-Mannschaft um 3½ Längen gewonnen wurde. Die Begeisterung der Engländer für Sport ist bekannt.

— Beschäftigung schwarzer Strafgefangener in Deutsch-Ostafrika. (Siehe Bild Seite 132.) Eingeborene Strafgefangene, durch eiserne Ketten aneinandergefesselt, bringen Produkte des Landes nach Tanga, dem Haupthafenplatz Deutsch-Ostafrikas. Die Gefangenen werden von Askaris, den eingeborenen Mannschaften der Schutz- und Polizeitruppe, in Deutsch-Ostafrika, eskortiert.



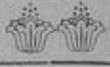
### Zur Unterhaltung.



— Die interessante Lektüre. Ein Offizier, der kein Vermögen besaß, aber viele Verpflichtungen seiner Familie zu erfüllen hatte, widmete sich der Schriftstellerei, in der Hoffnung, damit etwas verdienen zu können. Er zeigte auch sofort das beste Talent, so daß seine Aufsätze bald bei den vornehmsten Blättern Eingang fanden. Eines Tages hörte der Fürst des Landes von den literarischen Bestrebungen seines Offiziers. Gelegentlich der Parade sprach er den schneidigen Schriftsteller und Soldaten an. „Sehr nett, mein Lieber,“ sagte er wohlwollend, „habe alles gelesen. Müßen mal was Bedeutendes, was Großartiges schaffen, ich glaube, Sie könnten das!“ — Der Offizier verbarg sich und erwiderte: „Ew. Durchlaucht Worte sind mir Begehr. Wenn mir nur gnädigst gestattet sein dürfte, das betreffende Werk höchster Selbsten zu widmen.“ — Der Fürst gab die Erlaubnis zu der erbetenen Widmung und noch war kein halbes Jahr vergangen, empfing er auch schon einen zierlich gebundenen Band tief sinniger Gedichte von dem Offizier, die an hoher Stelle den verdienten Beifall fanden, ja teilweise die gehegte Erwartung übertrafen. Der Fürst ließ nun seinerseits auch einen Bücherband anfertigen, statt eines literarischen Produktes enthielt er indessen 5000 Mk. in Banknoten. Als der Offizier dieses ausgezeichnete Werk seines Landesherrn erhielt, ermangelte er nicht, sich auf das ehrerbietigste zu bedanken. Alsdann fühlte er sich außerordentlich angeregt, zu dem ersten Band seiner Gedichte einen zweiten zu verfassen. Auch dieser war in kurzer Zeit fertig und ein Exemplar in Prachteinband wurde dem huldreichen Fürsten abermals devotest gewidmet. Bei der nächsten Parade wandte sich der hohe Empfänger wieder an den Dichter-Offizier und fragte: „Nun, wie hat Ihnen denn mein Werk gefallen?“ — „O, Durchlaucht,“ entgegnete jener, „es übertrifft alles andere — nur eines liebe es zu wünschen übrig.“ — „Das wäre —? meinte der Fürst erstaunt. — „Die Fortsetzung, Ew. Durchlaucht.“ — Der Fürst lächelte und etwa vier Wochen nach dieser launigen Kritik erhielt der Offizier wieder einen Band mit 5000 Mk. in Banknoten. Der Deckel enthielt aber die lateinischen Worte: „Zweiter und letzter Band.“



### Rätsellecke.



#### Worträtsel.

Der Größe ist's noch heut beschieden,  
Daß ihr die Mitwelt oft hienieden  
Verfaßt den wohlverdienten Ruhm;  
Dasselbe hat im Altertum,  
Bereits vor ein'gen tausend Jahren,  
Ein Philosoph an sich erfahren,  
Dem erst Geschlechter später Zeiten  
Bewundernd volle Würd'ung weihen.  
Längst ist sein Leib in Staub zerfallen,  
Laß nun den Namen auch verhallen,  
Und nur von dem Beginn und Schluß  
Ein Zeichenpärdchen bleiben muß,  
In denen, wenn sie sich vereint,  
Ein neuer Name dir erscheint:  
Er mahnet nicht an geist'ges Streben,  
Nicht an Vergessen und Vergeben,  
Fern liegen ihm des Friedens Werke —  
Er rühmt sich seiner Heldenstärke  
Und im Getümmel blut'ger Schlacht  
Entfaltet er die Göttermacht.

#### Sechsstübige Charade.

Früh morgens einst um Eins-Zwei ging  
Von Hause Meister Pfifferling,  
Um schnell Eins-Zwei-Drei-Vier zu machen  
In wichtigen Familiensachen.  
Wenn schön ihm alle Dinge glückten,  
Und fünf und sechs nicht etwa drückten,  
So konnte er zur Dämmerstunde  
Am Ziele sein mit seiner Kunde.  
Doch grade auf des Weges Mitte  
Erlahmten plötzlich seine Schritte.  
Denn die glutheligen Sonnenstrahlen  
Bereiteten ihm große Qualen.  
„Zubiel,“ so seufzte er besonnen,  
„Hab' ich mir heute vorgenommen,  
Nur wenn ich Eins bis Sechs hier hätte,  
Kam' ich vor Nacht noch an die Stätte.“

#### Zahlenrätsel.

1 2 3 4 nennt eine Stadt,  
Die viele schöne Häuser hat.  
1 3 2 4 wächst an dem Rhein.  
Nun rat' einmal, was kann das sein?

#### Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Palindrom: Reittier.

Rebus: Dem Reinen ist alles rein.

\* Illustriertes \*

# Sonntagsblatt.

Nr. 18.

Sonntag, 1. Mai.

Jahrgang 1910.

## Der Sieger.

Erzählung von Emil Frank.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Wieder gingen einige Tage ins Land. Der Mut des Hofrats sank immer mehr, er gab es auf, neue Fehlschläge seiner Hoffnungen herbeizuführen. Auch seine Forscherarbeit war völlig ergebnislos. Resigniert ließ Otto die Dinge gehen, wie sie eben gingen. Noch war ja nicht aller Tage Abend, und wenn sich Eleonore auch fürs erste zurückzog, einmal, wenn's Zeit war, fand er sie doch wieder. Das war sein Trost.

So ergab er sich auch in das Schicksal, ohne Abschiedsgruß Eleonore zu verlieren. Denn Inge schrieb ihm:

„Eleonore hat ihre Abreise unwiderruflich auf Donnerstag, den 10. Juli, nachmittags 5 Uhr 20 Minuten, festgesetzt. Nichts war imstande, sie noch längere Zeit festzuhalten. Wenn Sie Eleonore noch einmal sehen wollen, müssen Sie sich beeilen.“

Mit einem Seufzer legte der Hofrat das Billet auf die Seite. Er schloß die Augen und malte sich aus, wie es so ganz anders hätte kommen können, wenn ihm nicht ein mißgünstiges Geschick hindernd im Wege gestanden. Wie war Willy doch so glücklich!

Otto zog die Uhr; es war ein Uhr mittags. Wollte er nach Bodenburg oder Buchholzhausen fahren, so mußte er schon ein Automobil leihen; der Mittagszug war bereits fort, und der Schnellzug hielt in Buchholzhausen nicht. Er klingelte und beauftragte seiner Haushälterin, ihm ein Automobil zu besorgen. Die verstand die Geschichte zur Genüge. Doch diesmal hatte sie keinen Erfolg, es war nichts aufzutreiben.

„Dann nicht!“ brummte der Hofrat und setzte sich an den Schreibtisch. Aber die Arbeit wollte nicht vom Flecke; seine Gedanken waren beständig unterwegs, beschäftigten sich mit Eleonore und nur mit Eleonore. Da stand er ärgerlich auf und begab sich ins Garderobezimmer. Er wollte einen Spaziergang machen, das brachte ihn sicher auf andere Gedanken. Schon war er angekleidet da vernahm er das diskrete Pochen seiner Haushälterin.

„Was gibts?“ fragte er ziemlich kurz ab.



Friedrich von Bodenschwingh.

„Herr Dr. Ihmer wünscht den Herrn Hofrat in dringender Angelegenheit zu sprechen,“ berichtete das Fräulein.

„Na, der hätte auch zu gelegenerer Zeit kommen können!“ brummte Otto von Bornward; er war zu großer Unterhaltung nur wenig gestimmt, doch sein Wißmut verslog gar bald, als ihm der Archivar mit seinem guten, treuen Gesicht gegenüber saß.

Nach einigen Begrüßungs- und Einleitungssphrasen sagte der Archivar:

„Für das, was ich Ihnen jetzt sage und zeige, Herr Hofrat, muß ich vorläufig Ihre tiefste Verschwiegenheit erbitten, Herr Hofrat.“

Otto von Bornward nickte nur. Er war doch gespannt, was jetzt kam. Sicher hing es mit Inge von Bodenburg zusammen.

Doch das war ein Irrtum.

Der Archivar zog aus einer großen Briestasche ein mehrfach versiegeltes Schreiben und daneben breitete er einen Bogen Konzeptpapier aus, dessen Brüche darauf hindeuteten, daß der Brief darin eingehüllt gewesen. Dazu sagte er:

„Dieses merkwürdige Schriftstück fand ich in einem wertlosen Bündel alter Aufzeichnungen, das mit anderem Abfall sich ins Archiv verirrt hatte. Sie sind der erste, dem ich's zeige, weil Sie die Damen von Kuenbach kennen. Bitte, lesen Sie!“

Er schob ihm Brief und Papier hin, und der Hofrat betrachtete kopfschüttelnd beides. Dann mit einem Male kam es wie Erleuchtung über ihn: Das war der vermisste Wertbrief, dessen Verlust dem Vater Eleonores Vermögen und Leben gekostet hatte. Hastig griff er nach dem Bogen Konzeptpapier. Mit großen ungesägten Lettern stand darauf folgendes geschrieben:

„Inliegender Wertbrief war mir Endesunterzeichneten von Dr. Erzellenz dem Herrn von Kuenbach zur Beförderung übergeben worden. Ich aber hatte damals den Kopf voll Sorgen, denn Frau und Kind lagen auf den Tod krank. Darum wollte ich erst nach Hause laufen und erst nachher den Brief besorgen. Ich schob ihn vorsichtig unter andere Papiere und eilte fort. Voll Schrecken durchsuchte ich das ganze Zimmer, konnte aber nichts finden. Da gestand ich Dr. Erzellenz mein Unglück und flehte ihn

an, mir einige Tage Frist zu geben, daß ich suchen könne. Der Herr Minister war erst sehr ärgerlich, denn die Sendung war eilig und war ihm von Sr. Hoheit eigens aufgetragen worden. Herr v. Kuenbach holte schließlich aus seiner Wohnung die entsprechende Summe und der Brief ging mit kleiner Verspätung ab. Durch irgend einen Zufall wurde die Sache ruckbar und auch Sr. Hoheit erfuhr davon. Wie es weiter gegangen ist, weiß ich nicht, Herr v. Kuenbach erkrankte plötzlich und starb. Nach zwei Jahren fand ich den Brief, den ich hier belege. Ich habe nicht den Mut, ihn an der richtigen Stelle abzugeben und hoffe zu Gott, daß er auch so gefunden wird. Möge man dann Nachsicht mit mir üben.

Gottfried Klempel, Kanzleidiener."

Kaum hatte Otto von Bornward zu Ende gelesen, so fing er auch gleich an, ganz energisch zu läuten. Mit fieberhafter Hast warf er einige Zeilen aufs Papier, foubertierte und übergab den Brief der eingetretenen Haushälterin.

"Aber mit möglichster Geschwindigkeit, wenn ich bitten darf," sprach er und schob das ersaunnte Fräulein zur Tür hinaus.

"So," wandte er sich dann an Dr. Fhmer, der sein Erstaunen nicht ganz unterdrücken konnte, „der Knoten beginnt sich zu lösen. Nach diesem Brief habe ich gesucht, wie nach dem Auer zu meinem Glück. Natürlich, was Archiv dachte ich nicht.“ Er erzählte oder ergänzte vielmehr, was es mit diesem Briefe für eine Bewandnis hatte und schloß mit den Worten: „Und nun werden Sie mir doch zugeben, daß die Geschichte keinen Menschen mehr angeht, als Fräulein von Kuenbach. Nachdem Sie mir — wenn auch unbewußt — schon einen so großen Dienst geleistet haben, müssen Sie — ich bitte Sie inständig — noch mehr tun! Sie müssen mit mir fahren und Fräulein von Kuenbach die heißersehnte Aufklärung bringen. Wollen Sie? Ich habe eben ein Automobil bestellt — mit oder ohne Chauffeur, ist mir ganz gleichgültig —, in einer Stunde müssen wir am Bahnhof Buchholzhausen sein. Es wird eine tolle Fahrt geben, denn es sind reichlich 40 Kilometer, und bis zur Abfahrt vergehen noch einige Minuten. Aber wenn Sie es wagen, werden wir's schon machen!“

Dr. Fhmer willigte ein. Sie begaben sich ohne weiteres zu der Wohnung des Herrn, den der Hofrat um Ueberlassung des Autos gebeten hatte. Der Wagen stand bereits im Hof, und Otto prüfte ihn auf das sorgfältigste. Es war ein prächtiges Vehikel, mit so einem Wagen riskierte Otto in diesem Falle noch ganz etwas anderes.

Kaum haben sie die Häuser der Residenz hinter sich, so beginnt die rasende Fahrt. Der Hofrat umklammert mit seinen behandschuhten Händen die blaue Lenkvorrichtung und durch die Schutzvorrichtung bohren sich seine Blicke in den lachenden Sommertag. Er hört nichts von dem Rattern und Knattern und Stampfen der Maschine, er hört nur das Fauchen des Luftstromes, der saugend an ihm vorüberstreift. Vorn übergebeugt und zusammengelauert sitzt er da, um dem Luftdruck eine möglichst kleine Angriffsfläche zu bieten. Der Archivar hat's entschieden bequemer. Er hat das Schuttdach herabgelassen und sitzt ruhig und sicher im Wagen. Doch daran denkt der Hofrat im Augenblick nicht. Sein einziger Gedanke ist: 5 Uhr 20 Minuten! Du mußt es bis dahin schaffen. So fährt er denn darauf los. Die Straße ist breit und glatt, freilich, die Kurven erschweren das Lenken, und einmal streift er soeben einen Pflasterstein. Weiter! Weiter! Endlich, endlich gerade Bahn! Der Hofrat hat Höchstgeschwindigkeit eingestellt. Hastig nestelt er die Uhr hervor. Noch 15 Minuten! Und Buchholzhausen war ganz in der Nähe. Aber es schadete nichts, er mußte sogar früher da sein, sonst erreichte er doch nichts mehr. . . . Dort — greifbar deutlich lag der Bahnhof. Das weiße schmucke Haus war nicht zu verkennen. Der Hofrat hätte aufjubeln mögen! Da, mit einem Ruck warf er die Steuerung herum und zog die Bremse an. Der Wagen wurde wie von einer höheren Gewalt zur Seite geschleudert. Fast drehte er sich gegen seine eigene Achse, und der Hofrat flog im Bogen über den Wagen und blieb regungslos auf einem Steinhaufen liegen.

Was war die Ursache?

Ein Kind war aus dem Graben gekrochen und schaute schreiend dem ratternden Ungetüm entgegen. Um des Kindes willen hatte der Hofrat so unsinnig gesteuert und

gebremst. Jetzt lag er regungslos, mit Blut bedeckt, vielleicht tot.

Mühsam arbeitete sich Dr. Fhmer aus dem Wagen. Er blutete auch, denn er war bei dem unvermuteten Stoß gegen das Schuttdach geslozen. Wie das so plötzlich hatte kommen können, war ihm ein Rätsel.

Doch noch andere waren Zeugen dieses Unfalls gewesen und sie stürmten jetzt heran, um Hilfe zu bringen. An ihrer Spitze war Eleonore von Kuenbach. Sie hatte den verwegenen Fahrer nicht erkannt, nur hatte sie gesehen, wie und warum das Unglück gekommen war. Das erweckte ihre ganze Teilnahme. Jetzt hatte sie die Unglücksstelle erreicht; Dr. Fhmer befreite sich eben aus dem Wagen — sie beugte sich über den Schwerverletzten — vielleicht war er gar tot — und ein Schrei entrang sich ihrem Munde. Eine fürchterliche Angst umklammerte ihr Herz, und sie fühlte, daß sie imstande sei, alles hinzugeben, um sein Leben zu erhalten. Mit zitternder Hand betastete sie den regungslosen Körper. Otto lebte! Gott sei Dank! Vorsichtig wurde der Hofrat aufgehoben und in den Vodenburg'schen Wagen gebracht; der Diener holte aus dem Bahnhofsgebäude Kissen und Decken. Baron Vodenburg gab den Befehl, vorsichtig nach Hause zu fahren. Er besah das Automobil; es war arg beschädigt, mußte also stehen bleiben. „Dann gehen wir zu Fuß neben dem Wagen her!“ sagte Inge. Sie ging an der Seite des Archivars, den sie nun ein ganzes Jahr nicht mehr gesehen hatte.

Dr. Fhmer betrachtete voll Liebe die reizende Gestalt; seine ganze Ergriffenheit drückte er in einigen schlichten Worten aus und Inge schaute ihn mit Augen an, in denen die Tränen schimmerten.

Dann ging der Archivar zu Eleonore, die schweigend dicht neben dem Wagen schritt, als wollte sie im Falle der Not sofort helfend eingreifen.

„Wir sind Ihretwegen gekommen, gnädiges Fräulein,“ sagte der Archivar leise, „wir hatten etwas gefunden, das für Sie von höchstem Interesse ist, weil es alle die niederträchtigen Verleumdungen zu schanden macht, die man gegen Ihren Herrn Vater austreute. Der Herr Hofrat hat die betreffenden Dokumente in der Tasche.“

Eleonore weinte leise. Sie wußte es selbst nicht, ob es darum geschah, weil der fürchterliche Druck, unter dem sie seit jener Theatervorstellung im Dezember gelitten hatte, von ihr genommen war, oder darum, weil dies um so hohen Preis geschehen war. Sie betete aus tiefstem Herzen, Gott möge des teuren Mannes Leben ihr erhalten, und Hoffnung zog ein in ihr Herz.

Vor dem Kurhaus blieb man stehen. Der Arzt war bereits zur Stelle und untersuchte den Hofrat. Es wird eine langweilige, schmerzhafteste Geschichte sein, aber gefährlich ist es nicht,“ lautete das Urteil des erfahrenen Mannes.

Da faltete Eleonore dankerfüllt die Hände und betete vor Freude und Seligkeit.

Man brachte den Kranken nach Schloß Vodenburg. Eleonore betrachtete es als etwas ganz Selbstverständliches, den Hofrat zu pflegen. Und als er nach einigen Tagen schweren Siedetums zum ersten Male die Augen aufschlug und Eleonore an seinem Lager erblickte, da ging ein Freundschimmer über sein bleiches Antlitz und er streckte die zitternden Hände aus nach ihr, und er bedeckte ihre Hand mit Küßen und dankte ihr. Rasch erhobte er sich, bald durfte er den größten Teil des Tages außer dem Bett zubringen. Doch noch immer konnte er seine reizende Pflegerin nicht entbehren, sie hatten sich gar so vieles zu sagen, und wenn sie es mit Worten nicht mehr ausdrücken konnten, was ihr Herz bewegte, so schloß Otto sein Lieb in seine Arme, und ihre Lippen hielten stumme — ach gar so berebte Zwiesprache.

Noch einem anderen Paare hatte das Unglück Glück gebracht. Das waren Fhmer und Inge. Der Baron hatte ganz kategorisch erklärt: „Sie kommen mit und erholen sich bei uns!“

Dr. Fhmer versuchte Einwendungen: „Die gnädige Frau!“ und „es fehlen noch acht Tage,“ aber Vodenburg ließ sich auf nichts ein, sondern sagte lachend: „Na, wenn Sie es so genau mit Ihrem Worte nehmen, dürfen Sie sich in den acht Tagen einfach vor Inge nicht sehen lassen!“

Aber das war ganz unmöglich. Denn wenn sie auch noch so sehr einander flohen, der Zufall führte sie doch immer wieder zusammen, und schließlich ergaben sie sich darin, zumal auch die Baronin gute Miene zum bösen Spiel machte.

Nun gab es gar zwei glückliche Paare auf der Vodenburg, und der Baron lud stillschweigend seinen Bruder und Willy Vornward zum Besuch ein. Natürlich durften die Damen nicht fehlen! Excellenz Vodenburg versprach, die Briefgeschichte zur allseitigen Zufriedenheit zu erledigen.

Dann wurde ein frohes Fest gefeiert, und die Jagd und unsicher den Kampf um das Glück begonnen hatten, sie blickten ihm als Sieger in die Augen.

O Leben, wie bist du doch reich an Glück!

## Der alte Hütantehüt.

Von Hanns Lambrecht.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

II.

Warum auch hatte die Mutter ihn mit zehn Jahren schon den „Alten“ geheißt? Nun hatte er ein junges Weib und war der alte Hütantehüt. Die Leute sagten es, und er glaubte es. So kam es, daß er mit Körper und Geist in das Fatum hineinwuchs, der Alte zu sein. Konnte die junge Blüte von diesem alternden Stamm noch Lebenskraft empfangen? Und die junge Blüte war Mimi. Sie blieb auch noch jung, als schon zwei blonde, kleine Mädchen an ihrem Schürzenzipfel hingen und „Pama“ riefen; aber die Augen blickten nicht mehr so lustig und an das kleine Stumpfnäschen rief sich noch immer nicht das feine Schleiergewebe, die weissen der Postverwalter vergessen hatte, was er damals versprochen, und die Schuld daran trug dieser Lambert Detter, der ihr Mann und der Vater ihrer Kinder war. O, sie hat es ihm nie vergessen, wie er heimkam und dumm-einfältig sagte:

„Die ledige Stadtbrieftägerstelle hat der Henry Malai gefriert. Weiß Gott, er hats nötiger, als ich und du.“

„Als ob solch‘ ein guter, dummer, täppischer Achtundvierziger wüßte, wessen sein junges Weib benötige.“

Sie hatte eine lange, böse Nacht in der Bettstatt sich herumgewälzt und die Tränen durch die Finger gejagt, und dann stand sie auf und wußte eine große Leere und Gleichgültigkeit in sich und röstete auch keine Crétons mehr.

So kam der alte Hütantehüt um seinen häuslichen Frieden! Du lieber Gott, er war schon erstaunt, daß ein ertägliches Glück schon so lange es bei ihm ausgehalten hatte.

So nahm er die sechs Werkeltage mit ganzem Gleichmut hin, weil er zweimal zum Briefausstragen fort mußte, und den Sonntag weniger, weil er nur einmal Ausgang hatte. Im übrigen tauchte er und schwieg und dachte: „Die Frau hats Wort“, weil nun doch einer im Hause reden mußte, und er — wußte nichts.

Dann kam eine Zeit, wo auch andere Stimmen im Hause Geltung verlangten; und sie verlangten noch viel mehr, so viel, daß Frau Mimi ihre Rechte und Anforderungen vergaß und geduldig stille hielt, wenn das kleine, roßige Häufchen ihr unermüdet die Nasenspitze nach den vier Windrichtungen bog oder das mörderische Protestgehäule sie genau dahin dirigierte, wohin der so urplötzlich ins Haus getommene „zweite Wille“ es eben wollte.

Hütantehüt sah daneben, wußte sich vor Staunen nicht zu halten und starrte das winzige Ding wie ein Wunder an. Ja, wenn er die Mimi hätte an der Nase — und sie war wirklich niedlich, diese Nase — zupfen oder sie gar zum Fenster hätte haben wollen, wenn sie es vorzog, beim Ofen zu bleiben! — Aber da warf sie ihm schon das jauchzende Bündel zu, und als dann die energischen Händchen ihm die kurze Pfeife aus dem Munde rissen und sich in die Haupthaare festkrallten, die ihm schon langsam in den Nacken hineinwachsen, da lachte er und sie lachte mit, und das häusliche Gleichgewicht war wieder hergestellt.

„Ein Junge wäre dir mehr von Nutzen, du könntest ihn im Postfache unterbringen,“ sagten die Leute, und der allmächtige Vater schmunzelte: „Er kann noch kommen — wir sind ja noch beide jung.“ Sie hätten ihn auslachen mögen, aber da zählten sie nach und sagten: „Wahrhaftig, er ist noch jung, der alte Achtundachtzig. Wer hätte das gedacht!“

„Er kann noch kommen,“ so meinte er auch noch, als bereits die zweite Diskantstimme im Hause die Oberherrschaft

verlangte und die Nachbarfrauen konstatierten: „Dies ist der Mimi wie aus dem Gesichte geschnitten.“

Von diesem Zeitpunkte an gab es im Hause zwei Parteien. Klein-Mimi genoß die ganze stürmische, unbeständige, laute Zärtlichkeit der Mutter, weil sie eben den Vorrang hatte, ihr liebliches Ebenbild zu sein, die Erstgeborene aber ging in den Besitz des Vaters über, weil sie an der linken Schulter einen Leberfleck hatte wie er. Die Stube war eng, aber zwei Heerlager fanden reichlich Platz darin.

Es kam aber die Zeit, wo aus den umhegten Erziehungsgeländen Wünsche spezieller Art herausdrangen. Dem Vater tauchte ein Gedanke auf, von dem er sagte, daß es eine „gute Idee“ sei. Er schaffte seiner privilegierten Erstgeborenen ein niedliches, lustig-plärrendes Mäppchen an. Die Freude war groß, aber nun trat es sich, daß Klein-Mimis Wünsche sich zu einer Sache verstiegen, und als dann das erste, schrille „Miau“ durchs Haus drang und das dagegen opponierende „Wau-hau“ die weitere Situation klarlegte, da gabs in des Briefträgers Häuschen offenen Krieg, da lebten die Parteien zusammen wie Katze und Hund!

Am unangenehmsten für die männliche Kriegspartei war es immer, wenn ihr der verführerische Speckgeruch knusperig, braungerösteter Crétons in die Nase drang. Crétons, die für Mimi-Mutter und Tochter und Schneicheläschen geröstet waren und der anderen Partei, nämlich der Erstgeborenen, dem Hunde und ihm, dem schwachen Feldherrn, das Wasser im Munde zusammenlaufen ließ.

Der arme Hütantehüt hätte in lieber Gewohnheit auch jetzt geschwiegen, aber der Hund folgte seinem Instinkte und heulte, und die Erstgeborene — ob schon eigentlich der vererbte Leberfleck sie zur Duldsamkeit ihres Erzeugers hätte zwingen sollen — na die — brüllte schon, und zwar so recht von Herzensgrund kindlicher Ueberzeugungstreue. Diese doppelkönnige Kriegskanfare trieb den todesmüthigen Achtundachtzig zum Sturmangriff auf eine gut verteidigte Pflanze brauner Crétons, die in ihrem Fette freischten und spritzten, als müßten sie Protest erheben gegen ein System der Ungleichheit, dem sie mit brutaler Gewalt zum Opfer fielen.

„Mimi,“ sagte der Mann und bebte am ganzen Körper. „Mimi, jetzt frag ich dich, wer sorgt für dich und die Kinder? Wer bringt dir's Geld ins Haus, daß du verzehren kannst, was du uns vorenthältst? Und ich frage dich, Mimi —“

„Warum fragst du denn nicht, wer mich nicht zur Stadtbrieftägerin gemacht hat, daß ich nun mein Leben lang die Frau vom alten Hütantehüt bleiben muß? O, es ist zum Sterben, allein schon der Kinder wegen, aber Ehrgeiz hast du keinen, du — du — ja, wer bist du eigentlich, du!“

„Für mich spreche ich nicht, Mimi,“ erwiderte er bis in die Lippen bleich, „ich denke an unsere Kinder; auf meinen einsamen Gängen denke ich an sie und in der Nacht, wenn ich dein schreiendes Kind wiegen muß, das im Tage nicht das meinige sein darf. Ja Mimi, an unsere Kinder, an mein Kind, an dieses hier,“ und er zerrte sein großes verständiges Mädchen am Arme herbei, „das bei mir im Schatten stehen muß, weils mir ähnlich ist, mir, dem Manne, den du hättest aus Liebe heiraten sollen, und den du bitterböds gemacht hast, bitterböds im Herzen, weil du dein Kind vernachlässigst. Schau es doch nur an den Leberfleck den siehst du nicht und sonst hats nichts von mir. — Was soll es auch von mir haben, von mir, dem Häßlichen, von mir, dem Alten! Du, mein Engelchen!“ — Er umschloß das Kind mit seinen muskulösen Armen und seine Stimme brach vor Mühsung. Sein kleines Mädchen hielt stille und sah ihn an mit den großen, ernsten Augen, ob schon der Druck seiner groben Glieder ihm wehe tat; aber das Weib lachte laut auf, stieß mit der Gabel den Speckstücken in den Fettrücken und saate: „Geh, alter Narr, das Pouffieren steht dir gar pudig, laß dein Kind damit zufrieden.“

Er richtete sich hoch und zornend auf.

„Ehemals hieß es: Laß dein Weib in Frieden! und meine große Liebe flüchtete sich aus deiner Nähe. Jetzt hat sie eine Ruhestatt bei diesem Kinde gefunden, und nun sage ich dir, Weib, rühre nicht daran!“

„Du tätest besser, zu gehen, es könnte dir sonst passieren, daß der Postverwalter dich auch für den Landbrieftäger zu — zu — na eben zu ungeschickt fände. Sieh Lambert Detter, das hat mich von dir abgezogen!“

„Ja, du hast dein Wort am Altare gut erfüllt. — Willst du nun die Pflanze hergeben?“

„Ich denke, ein wenig mehr, als den alten Hütantehüt hätte ich doch haben können, ja.“

„Du wolltest nur den Stadtbrieftäger, vielleicht auch nur den Schleier. Du bist für ein so wenig schon zu haben; — aber nun gib die Pflanze her!“



Luigi Luzzatti, der neue italienische Ministerpräsident.

„Jetzt eben nicht — aus Troy schon nicht, na!“

„Ich gehe jetzt, und wenn ich wiederkomme, ist die Sonne schon gesunken, man soll aber nicht über den Zwist die Sonne untergehen lassen, Mimi.“

„Ich könnte bis dahin die Sonne schon dreimal niedersinken sehen, also mache dir darüber keine Sorgen.“

„Gut, nimm deine Pfanne und laß mein Stind nebenan sitzen, ich dich satt, ich dich glücklich. Du kannst so was, du kommst sogar den alten Hütante-hüt heiraten, um einen Schleier zu bekommen. So — und nun mag die Sonne untergehen.“

Er riß die Türe auf und mit ihm hinaus lief sein kluges Mädchen und der bellende Hund.

„Vater!“ rief das Kind an der Schwelle ihm nach und umfaßte seine Anie, „ein Alter und ein Häßlicher bist du nicht, wenn du mit Mutter nur so wie mit mir lachen wolltest; und da hast du einen Kuß, da Vater.“ Hinter den kleinen Vorhängen stand Frau Mimi und schaute dem Davoneilenden nach; und erst, als er um die nächste Häuserede verschwunden war und nicht mehr nach seinem Kinde zurückwinkeln konnte, öffnete sie die Türe und faßte das Mädchen bei der Hand.

„Komm, Fisine, nun sollst du deine Crétons haben — aber ich sagst du's nicht! Daß du mir den Mund nicht aufstust!“

Als dann aber Fisine zwei, drei der saftigsten Speckschnitte auf ihrem Tellerchen konsequent umging, hierauf mit einem scheuen Blick nach der Mutter nach dem Herde schlich und für den Vater das Tellerchen mit den Reststücken leise in den Backofen schob, da hatte Frau Mimi wirklich nichts gesehen.

Das Feuer schlug mächtige Flammen und der frugale Abendimbiss brodelte und feuerte in dem Topfe.

Auch die warmgestellten Crétons gaben Zeichen ihres dunklen Daseins und fingen an, von neuem sich ihren Fett-rücken anbraten zu lassen.

„Sie krümmen sich wie arme Würmchen,“ dachte Frau Mimi und entzog sie der allzugroßen Hitze, aber frische braten — nein, das tat sie nicht, das verdiente er nicht, der Lambert Detter, der von sich selbst sagte, daß er bitterböses im Herzen geworden sei und der jetzt so lange ausblieb, nur weil er sie mit dem Essen warten lassen, weil er sie ärgern, nur, weil er schmolten wollte. Und sie begann zu singen mit so heller, frischer Stimme, daß er sie schon an der nächsten Häuserede hören, und wissen konnte, wie wenig sich Mimi ärgerte. Es war eine Lust, ihr zu lauschen, denn auf das erste Lied folgte gleich das zweite, und dann das dritte, das vierte — so unermüdetlich war sie so bemüht in ihrer Heiterkeit keine Pause eintreten zu lassen, und wenn sie dann keines mehr wußte, auch nicht mehr das vom „grand saint Nife-Nikelas“, welches Klein-Mimi so wohl gefiel und ihr zudem noch die Stimme von der Anstrengung heiser ward, da setzte sie sich mit ihren Kindern und der Rache — der Hund, der wie sein Herr ein Ueberflüssiger war, hatte mit jenem das ungasliche Haus verlassen — an den gedeckten Tisch und ah, ah aus Born und Aeraer, ah weil sie die unglücklichste Frau war ah — ja wahrhaftig, weil sie im

Zunern eine verzehrende Angst nährte, ein Schreckensgefühl, das desto größer wurde, je mehr sie es zurückzudrängen versuchte.

Wiewohl bereits die Abend Schatten durch das geöffnete Fenster hereindrangten und ihre Stube düster und traurig machten, zündete sie kein Licht an. Sie wehrte sich gegen den sinkenden Tag, gegen die Erkenntnis, daß es spät wurde, daß der Uhrzeiger längst über die Ziffer hinweggeglitten war, die den äußersten Termin seiner Heimkehr andeutete. Es war ein fieberhaftes Wollen, als sie die schon erlöschende Kohlenglut von neuem aufstocherte und frische Speckschnitte in die Pfanne warf. Er mochte hungrig sein; wenn er nun heimkam und noch schmolten wollte und die Crétons sah, die sie eigens für ihn bereitet hatte, — dann war alles wieder gut, o gewiß! Dann brauchte nicht drei Mal mehr die Sonne über ihrem Streite unterzugehen — ach! hätte sie dieses unglückselige Wort nicht ausgesprochen!

Und fleißig briet sie in der Pfanne und stellte ein Glas Bequet neben seinen Teller — er sollte ihre wirkliche, aufrichtige Neue sehen, der gute, sorgsame Lambert, den sie im Herzen bitterböse gemacht hatte. Die Unruhe trieb sie ans Fenster, vor die Türe, ja bis zur nächsten Häuserede. Er blieb wirklich unverantwortlich lange aus. Sie trat vor die Türe.

Wenn er nun ihr zum Trost in der warmen Poststube saß und mit den andern schwatzte und lachte! — Und sie, die Dörin, saß derweilen zu Hause in Angst und Sorge.

Schon eilte sie schamrot nach dem Häuschen zurück, da wandte sie sich noch einmal auf der Schwelle, sagte: „Nun muß ich's wissen“ und rannte nach dem Posthause.

Unter den erleuchteten Bureaufenstern schlich sie gebückt dahin und horchte. Sie hörte den Postverwalter eine Verfügung laut verlesen und spähte durch eine Spalte der Fensterläden in das Postzimmer. Darin saß der Herr Postverwalter, rauchend und mit einem amtlichen Schriftstück in der Hand, neben ihm am Tische der Postgehilfe, dem er in die Feder diktierte. Ihr Blick slog nach dem Ständer hinüber, wo die Ledertaschen der Briefträger hingen — ein Platz war leer — derjenige ihres Mannes. Nun erfaßte sie ein namenloser Schrecken, sie mußte in die Poststube und fragen.

Ihr entgegen kam der Kollege ihres Mannes mit der langen Pfeife und den roten Blüschpantoffeln, am Arm seine kleine muntere Frau. Er hatte seine Pflichttour abgelaufen und nun gingen sie mitammen zur „Wichschachtel“, wo allabendlich der Notkessenschreiber, der Küster, die Strick-



Gasexplosion in Breslau: Ein durch die Explosion demoliertes Haus.



Der Thronfolger Iidj Jassu von Abessinien.

tante und auch der Lehrer sich einfinden zur gemütlichen „Sse“.

„Göute, Jach!“ rief die verzweifelte Frau die Glücklichen an, „mir ist's bange um den Lambert, der nicht mit dir heimgekommen ist. Es ist kein Spaß — so spät im Bann.“

„Geh heim, Mimi und heiz' ihm die Stube ein. Es kann schon mal vorkommen, daß ihn irgendwo aufgehalten, und heimwärts steigt der Rad im Bann gar steil.“

„Aber so dunkel ist's, Jach.“

„Tot' jus,“ nickte er, legte die Hand an die Augen und sah nach den schwarzen, massigen Linien des lahlen Bergwerks hinüber. „der Nebel hängt klumpig und düster im Bann, aber der Lambert weiß seinen Weg zu finden, wir sind's gewohnt, Mimi.“

„Du meinst also, ich brauch' nicht in der Poststube anzufragen?“

„Die wissen nichts; der Postgehilfe muß auf ihn warten bis neun.“

„Und dann Jach — — — wenn's neune ist?“

„Et, dann ist er zurück, sapristi! Komm nur mit uns zur Sse, Mimi, und schwaye ein wenig, derzeit ist er dabeim.“

„Sch hab' meine Kinder zu Hause, Jach, Ihr habt's da besser; adjus, Jach et lu c'vagni!“ (auch deiner Begleitung.)

Sie schwankte nach Hause. So vernünftig man ihr auch zugesprochen hatte, ihrer Angst vermochte sie nicht Herr zu werden. Eigentlich war ja noch gar nichts zu fürchten, um gar nichts zu bangen. Sie war wieder dabeim, sah neben dem Ofen und wartete auf neun Uhr; als der Zeiger näher an diese Ziffer heranrückte, schloß sie die Augen.

So sah sie da und hörte auf den gesunden Schlaf ihrer Kinder und auf das Schnurren der Kasse und auf ihren eigenen, schnellen, stürmenden Herzschlag. Endlich wagte sie die Augen zu öffnen und starrte auf das Zifferblatt — Halb zehn war vorüber! — — — Dem Hause nähern sich Schritte — — — sie springt auf und fliegt an die Türe; da klopft es ans Fenster.

„Frau Detier!“ Der Postgehilfe ist's; sie öffnet, beide begeben sich mit der Frage: „Ist er zurück?“

Sie taumelt gegen das Fenstergrenz,

„Der Postverwalter meint, man solle bis morgen warten. Er könnte bei dem Nebel vorgezogen haben, irgendwo zu übernachten was ja auch vernünftiger wäre, meint der Postverwalter.“

Nein, das tat der Lambert nicht, der wäre durchgegangen, und wenn ihm der Nebel faustdick ins Gesicht gefahren wäre, der wußte, was seine Pflicht war, der Häutante-hät.

Wie niedergeschmettert stand das junge Weib am Fenster, obichon der Postgehilfe längst gegangen war, aber die Nachbarn kamen und meinten, es sei dem Achtundachtzig ein Unglück zugestoßen, und der Kollege Jach kam mal eben „hergelaufen“, um zu hören, ob der Lambert zurück sei, und auch er leate sein Gesicht in düstere Falten.

Als alle gegangen waren, stand das junge Weib immer noch am Fenster und starrte zu dem dunklen Streifen am Nachthimmel hinüber, dort wo still und schaurig in der Finsternis das Bann lag. Etwas Sonderbares war in sie gekommen, jetzt wo die anderen die Hoffnung fahren ließen, klammerte sie sich an die Gewißheit, daß er noch komme.

Um elf Uhr holte sie Kifine aus dem Schlafe, setzte sie auf ihren Schoß, faltete ihr die Hände und sagte leise:

„Kifine, nun beten wir so lange, bis der Vater dabeim ist. Bet' laut, Kifin, er wird's hören und müßte es ihn mitten aus dem Schlaf bei einem Bauern wecken — es muß ihn herführen — diese Nacht noch! Bete, Kifine!“

In das Flehen des angstgequälten Weibes mischte sich das zagende Stimmchen des Kindes. Als sie an die Bitte kamen: „Vergib uns unsere Schuld,“ da schluckte das Weib an seinen Tränen, und die Worte, die klar und durchdringend von den Kinderlippen kamen, führen wie Dolchstiche in ihr Herz. — — — Da — was war das? — Ein Scharren an der Haustüre — wie Tasten und Pochen! — Allmächtiger! war ihr Flehen erhört? — Sie läßt das erschrockene Kind zu Boden gleiten und stürzt an die Türe.

Sie öffnet, sie starrt hinaus — ins Leere, in die Dunkelheit — wer war an ihrer Türe? — Da huscht etwas an ihren Füßen vorüber und zur Stube hinein — sie folgt mit schotternden Knien — das Kind schreit auf — nun sieht sie mitten in der Stube und sieht — den Hund — mit Schlamm bedeckt, mit eingesunkenen Beichen — im Mause



Zum neuen Ausbruch des Aetna auf Sizilien; Verheerende Lavamassen auf ihrem Schredenszuge.

die beschmutzte Briefträgermütze, die er ihr zu Füßen niederlegt. Dann blickt er zu ihr hinauf, legt den Schwanz zwischen die Hinterbeine und winzelt.

Mit Stangen und Seilen und sonstigem Geräte waren sie am anderen Morgen ausgezogen auf die Suche; denn in der Nacht getraute sich keiner in das gefürchtete Bann. Als sie dennoch heimkehrten ohne ihn, meinten einige, es könne nicht möglich sein, daß dem Lambert, der sich im Bann wie in der Poststube auslenke, so etwas passiert sei — so ein Unglück nämlich. Das sollte ein Trost sein, und er war es für das junge Weib, sie hoffte, sie erwartete ihn, wenn die Nacht hereinbrach, sie richtete ihm allabendlich das Essen her und hielt die Stube warm. Die Käte, die er nicht leiden mochte, schaffte sie trotz des Proletkes Klein-Mimis aus dem Hause, sie wollte ihm alles zu Liebe tun, alles — wenn er nur läme!

Aber der Weg, den er ging, mußte gar weit sein, denn er kam nicht zurück und sein Verbleib ein unauffindbarer Ort, denn sie fanden ihn nicht, auch die Polizei nicht, und so ließ man die Vergessenheit darüber hinziehen.

Nur sein Weib wartete auf ihn, mochten auch die Wochen und Monate verstrichen, sie war geduldig und hatte Zeit, zu warten.

Und als die guten Nachbarn meinten, sie müsse ihrer Kinder wegen sich schonen und dürfe die Nächte nicht wachend hinbringen, und da sie selber im Spiegel die eingesunkenen Schläfe und die hohlen Augen sah, da tat sie es wirklich seiner Kinder wegen und ging zur Ruhe, aber die Haustüre blieb offen für ihn, wenn er heimkomme.

„Mit der Mimi ist's nicht mehr richtig — dort,“ sagten die Leute und legten bedeutungsvoll den Finger an die Stirne. Der Pfarrer meinte auch die Erziehung der Kinder leide unter diesem „Bahn“ und gab sie ins Waisenhaus. So blieb Mimi allein und man sprach nicht von einer Irrenhauszelle, weil ihr „Bahn“ für die übrige Menschheit unschädlich war.

Sie wartete die Monde und Jahre hindurch, sie wartete auch noch, als man aus einem Sumpfloch die Leiche des alten Häntentehnt herauszog und lange Verhandlungen darüber begann, ob Mord oder Unglücksfall vorliege.

Dann kam ein Tag, wo sie die Nacht ohne Wachen durchschlaf und auch am Morgen das Bett nicht verließ. Als dann am Mittag die Fensterläden noch geschlossen waren, drangen die Nachbarn in die Stube ein.

Dort lag Frau Mimi bleich in den Kissen und lächelte; denn der Lambert achtundachtzig war gekommen und hatte sie zu sich geholt, die blonde Mimi, weil er nimmer wiederkommen konnte.

## Es war nur ein Musikmeister.

Vo H. A. Bannig.

(Nachdruck verboten.)

„Es scheint, daß die erste Etage bei dem Bäcker hier doch endlich vermietet ist,“ sagte eines Tages der alte pensionierte Oberst Verbreggen zu seiner Haushälterin Barbara, als diese ins Zimmer trat, um den Tisch abzudecken. Barbara schob die Gardine ein wenig auseinander, um sich zu überzeugen, ob der alte Herr auch die Wahrheit gesprochen hatte.

„Mein Gott, ja!“ seufzte sie.

„Warum mein Gott?“ fragte der alte Graubart.

„Weil jeder weiß, daß es in dem Hause da nicht richtig ist, und daß alle Menschen, die dort gewohnt haben, tief unglücklich geworden sind. Ihnen ist dieses noch unbekannt, da Sie noch nicht lange hier wohnen.“

„Nicht richtig? Und warum nicht?“

Barbara zog die Schultern hoch, gab aber keine Antwort.

„Ist es vielleicht eine feuchte, ungesunde Wohnung?“

„Und wäre sie so trocken wie Dorf, ich wollte für kein Geld der Welt dort wohnen.“ antwortete die Haushälterin.

„Und warum denn nicht?“

Nochmals zog sie die Schultern, faltete die Hände und machte ein mitleiderregendes Gesicht.

„Nun, keine Antwort?“

„Sie wollen wahrscheinlich nichts von solchen Dingen hören,“ sagte sie unsicher, „und doch ist es bestimmt wahr, daß eine böse Hand über das Oberhaus gegangen ist.“

„Eine böse Hand — eine böse Hand?“ brummte der Oberst ungläubig. Er stand auf und trat, unverständliche Worte murmelnd, ans Fenster.

Barbara dachte, er wollte wahrscheinlich nachsehen, was die böse Hand angerichtet, darum sagte sie hastig: „Suchen Sie nur nicht, mein Herr. Sie werden es dem Hause ebenso wenig ansehen können, wie einem behexten Kinde.“

„Welch dummes Geschwäg!“ rief der alte Herr so laut, daß es durch das ganze Haus schallte und der Papagei in seinem Käfig erschreckt aufflog.

„Behert, behert,“ brummte er unwirsch, „ich glaube, daß Sie behert sind.“

„Ich, mein Herr? Gott möge mich davor bewahren, pfui!“ rief sie entrüstet, „mit solchen Dingen spottet man nicht; ja, wenn sie wüßten, was ich weiß.“

„Und was wissen Sie denn?“

„Ich weiß, daß jeder, der in den letzten Jahren die erste Etage bewohnte, vom Unglück verfolgt worden ist. Dreimal hat es oben gebrannt, ohne daß man die Ursache entdecken konnte. Einmal sind vier Kinder zu gleicher Zeit an den Masern gestorben. Der folgende Bewohner verlor innerhalb sechs Wochen seine Frau und er selbst starb bald darauf auf geheimnisvolle Weise. Der Leichenwagen hielt stets vor der Tür und die nicht durch Krankheit starben, kamen durch Unglück zu Tode, wie z. B. der stattliche Witwer, welcher mich heiraten wollte, aber unglücklicherweise abends spät ins Wasser fiel und ertrunken ist und —“

„Das Liedchen habe ich so oft singen hören,“ fiel der Oberst ihr turrnd in die Rede, „schweigen Sie mir von diesem Menschen; dieser Trinker, dieses verkommene Subjekt, dieser Taugenichts soll die sogenannte böse Hand gefährdet haben?“ schrie Herr Verbreggen, immer wütender werdend, seinen grauen Knebelbart tyrannisierend. Doch plötzlich schienen andere Gedanken ihn in eine bessere Stimmung zu versetzen; sich umdrehend stieß er ein lautes Gelächter aus, welches durch den Papagei herzlich beantwortet wurde.

„Herr im Himmel!“ rief Barbara erschreckt aus, „was machen Sie für einen Speltafel?“

Für den Augenblick war sie sprachlos, doch der gerechte Zorn, ihre Beschämung bald überwindend, suchte sich Luft zu machen.

„Das sind Lästertungen, die diese Verleumdungen ausgestreut haben, ich halte meine Behauptung aufrecht, der arme Mensch ist durch das elende Oberhaus unglücklich geworden. Wo die böse Hand einmal herrscht, wird niemand verschont. Wer nicht stirbt, verfällt entweder der Trunksucht, der Geldgier oder der Spielwut. Mein armer Bräutigam, der Witwer, ist da oben trunksüchtig geworden, und daß die Menschen, die noch da wohnen, vom Spielteufel befallen sind, wird doch niemand bezweifeln können.“

„Was, spielt der Mann hier gegenüber?“ fragte der Herr erstaunt.

„Jawohl, mein Herr, jetzt fangen Sie an zu begreifen,“ antwortete die Haushälterin mit einem satirischen Lächeln um die Lippen, in welchem man deutlich lesen konnte: O, wie dumm bist du noch!

„Ist Hoevermann ein Spieler?“ wiederholte er seine Frage, „und wo spielt er denn?“

„In dem verwünschten Oberhaus, wo ihn der Spielteufel rettungslos gepackt hat.“ — Mit wem spielt er da?“

„Mit seiner Frau — oder auch ganz allein.“

„Mit seiner Frau — oder auch ganz allein,“ wiederholte er. Er stand da, stumm vor Verwunderung, einen Augenblick schien er zu glauben, seine Haushälterin sei wahnsinnig geworden.

„Aber, Herr Oberst,“ fuhr Barbara fort, „hören Sie denn nicht, wie die Madame, die leider auch schon vom Spielteufel gequält wird, noch des Abends spät am Piano sitzt und kräht und schreit wie eine Besessene, und wie ihr Mann bis nach Mitternacht auf der Violine wie rasend herumkräht? Er will sicher den bösen Geist aus dem Hause vertreiben doch das gelingt ihm nicht, die Spielwut wird ihn nun nicht mehr loslassen. Die böse Hand packt einen jeden, der da wohnt, an seiner schwachen Seite und dann ist man auch verloren.“

„Welch dummes Geschwäg!“ rief der Oberst, nun wirklich ernstlich böse werdend. „Wenn man von einem Spielteufel sprechen hört, denkt man natürlich an einen Glenden, der mit Würfeln oder Karten sein Glück versucht und dadurch seine Familie in Armut und Not bringt. Sie wissen doch sehr gut, daß Herr Hoevermann, der oben bei dem Bäcker wohnt, Musiklehrer ist.“

„Dann wird es wohl der Musikteufel sein, der ihn beherrscht,“ begann Barbara aufs neue, „denn es ist, als ob Heren über die Saiten seiner Violine sprängen, solch häßliche Töne —“

„Ich will die einfältigen Redereien nicht länger mehr anhören,“ sagte der Oberst zornig. „Herr Hoevermann ist ein talentvoller Mann, er hat Freude an seiner Kunst, und so eine dumme Gans wie Sie will nun glauben —“

„Ich sage nichts Böses von diesem Manne,“ fiel die Haushälterin ihm in die Rede, „aber bedenken Sie, das Oberhaus —“

„Genug, mehr wie genug,“ brüllte der Kriegsmann wutentbrannt, ihr die Türeweisend, „gehe hinaus und laß mich in Ruhe.“

Lange Zeit ging er knurrend und brummend in seinem Zimmer auf und ab, oft laut ausrufend: „Diese Klatschbabe, diese dumme Gans mit ihrem Gewäsch,“ so daß der Papagei aufmerksam wurde und, wie es schien, mit vieler Freude seinen Lobreden lauschte, um die neuen Titel seinem Gedächtnisse einzuprägen.

Unterdessen verließ die Haushälterin mit einem freudigen Gesicht das Zimmer, ließ schnaubend in die Küche, warf alles durcheinander, zerbrach ein paar Tassen und Teller, gab der Kage, die sich in Erwartung eines Lederbissens an sie heranschlich, einen Stoß, setzte sich mit beleidigter Miene, den Kopf auf beide Ellenbogen gestützt, an den Tisch, über die Art und Weise nachdenkend, wie sie alle Beleidigungen ihres Herrn und Gebieters einstucken mußte. Drei- bis viermal wurde heftig an der Schelle gezogen, ohne daß sie es für nötig fand, nachzusehen; und als sie sich endlich bequemte, die Tür zu öffnen, erblickte sie den Metzgergesellen, der fragte, was der Herr für den folgenden Tag wünschte; sie warf ihm die Tür vor der Nase zu mit der liebenswürdigen Bemerkung: „Das weiß ich nicht und ich frage auch nicht, denn der Herr Oberst hat heute keine gute Laune.“ (Fortsetzung folgt.)

## Die Aetna-Gefahr.

(Zu unserem Bilde Seite 141.)

Von A. Stengel.

(Nachdruck verboten.)

Am 23. März hat eine neue Ausbruchperiode des Aetna begonnen, nach 25 in der vorangegangenen Nacht erfolgten Erdstößen öffneten sich plötzlich mehrere in einer Höhe von 2500 Meter am Abhange des 3279 Meter hohen Vulkans gelegene Krater und warfen mit großem Getöse Lava, Steine, Dampf- und Rauchmassen aus. In den nächsten Tagen dauerte die heftige Tätigkeit der bis auf zehn angewachsenen Krater fort, und aus der Haupteruptionsöffnung, dem Krater Albanello, stieß ein Lavaström von 200 und mehr Meter. Durch die mächtigen talwärts vordringenden Lavaströme wurden das kleine Dorf Cavaliero und zahlreiche Wein-, Obst- und Kastanienkulturen zerstört, auch richteten große Lavastaubmassen (Asche) Schaden an. Die Menge der Auswurfsprodukte soll bereits die der Eruption des Jahres 1892 übertreffen.

Die Aetna-Eruption, die wegen ihrer Großartigkeit und Gefährlichkeit unter allen Naturereignissen gegenwärtig das meiste Interesse erregt, ist aber keineswegs das einzige Symptom der allgemeinen Unruhe des Erdinnern und der Atmosphäre. In den letzten März- und ersten Apriltagen stellten sich in vielen Gegenden, so in Ost- und Süddeutschland, vor allem aber in Spanien, bedeutende Schneefälle und schädigende Fröste ein, die in scharfem Gegensatz zu der bisher so milden Witterung standen; am 25. März wütete auf den Fidjchi-Inseln ein Orkan, der die ganze Bananenenernte vernichtete; in der Nacht vom 27. zum 28. März verursachte in Neufaleonien ein Orkan große Verheerungen, am 31. März entstand in der Adria eine schwere Vora, die u. a. einen Eisenbahnzug umwarf, wobei drei Personen getötet und viele verletzt wurden; gleichzeitig wütete an der portugiesischen Küste ein heftiger Sturm, dem durch Untergang eines Bootes elf Menschen zum Opfer fielen; in der Nacht zum 31. März ereignete sich auf See bei Dahlenburg in Kottbusen bei Gelsenkirchen eine Schlagwetterkatastrophe, die ebenfalls mehrere Menschenleben forderte; endlich brachten noch in den ersten Apriltagen Schneefälle und Kälte in Spanien und Südfrankreich arge Schädigungen an den Mandel- und Orangekulturen, sowie Verkehrs-, Telegraphen- und Telephonstörungen hervor. Von besonderer Wichtigkeit aber ist die seit Ende März sich zeigende erhöhte Tätigkeit des Vesuv.

Es handelt sich im Vorstehenden natürlich nicht etwa um ein Zusammenfallen, sondern um eine Zusammenstellung der gemeldeten Naturvorgänge; die außerordentlich große Häufung, die in gewöhnlichen Zeiten nicht vorkommt, muß also entschieden auffallen und eine gemeinsame Ursache haben. Mag man die Erregungsperiode betrachten, wie man will, den verpönten Falb'schen Ausdruck „kritische Tage“ wird man nicht von der Hand weisen können; denn kritisch waren diese Tage auf alle Fälle.

Ueber die gemeinsame Ursache lassen sich nun folgende Vermutungen aufstellen: Zunächst war am 25. März Vollmond, um ihn gruppierten sich die meisten Ereignisse, in erster Linie die Aetna-Eruptionen. Ein anderes Moment war der unmittelbar vor der Aetna-Eruption, am 21. und 22. März, über Sizilien herrschende niedrige Luftdruck von 750 Millimeter, den ein vom Nordwesten nach Südosten ziehendes Tief erzeugte. Während jedoch der erste Faktor einen tellurischen Charakter trug, d. h. von allgemeiner Bedeutung war, besaß der letzte nur einen ganz lokalen Charakter. Wir können uns daher wohl vorstellen, daß die Mondgravitation überall eine auslösende Wirkung gehabt, das Luftdruck-Minimum diese aber lokal verstärkt hat. Inwieweit dieser Schluß zulässig ist, wird die nächste Zeit schon lehren. Am 9. April ist Neumond und am 10. Erdnähe, bei der sich der Mond der Erde bis auf 56,05 Erdhalbmesser nähert, mithin nur 0,2 Erdhalbmesser weiter steht als bei seinem kleinsten Abstände; ferner fällt auf den 9. Mai Neumond und Sonnenfinsternis und auf den 8. Mai Erdnähe, wobei der Mondabstand ebenfalls nur 56,08 Erdhalbmesser beträgt. Tritt um diese „kritischen“ Termine eine neue Verstärkung der Aetna-Eruptionen und womöglich eine abermalige Häufung anderer vulkanischer, seismischer und meteorologischer Ereignisse ein, so kann ein gewisser kosmischer Einfluß nicht bestritten werden.

Ueber das absolute Alter des Aetna werden zunächst folgende Berechnungen angestellt. Aus zahlreichen Beobachtungen an der sizilianischen Küste und anderweitigen Befunden ergibt sich eine allmähliche Hebung des Landes um je einen Meter in einem Jahrhundert; daraus würde das Alter der ältesten ätnäischen Laven auf mindestens 20 000 Jahre zu schätzen sein. Da aber noch keine wirklich exakten Messungen der Küstenerhebung vorhanden sind, darf dieses Ergebnis nur als sehr rohe Annäherung an den wirklichen Wert betrachtet werden. Nimmt man jedoch an, daß die periodische Wiederkehr der Eruptionen von der ersten Entstehung des Aetnazentrums an bis auf die Gegenwart ungefähr die gleiche geblieben ist, ermittelt man ferner nach der genauen topographischen Kartierung, wie sie Kartorius von Waltershausen durchgeführt hat, das Durchschnittsvolumen der einzelnen Lavaergüsse und berechnet das Volumen des ganzen Berges, indem man den auf die säkulare Hebung fallenden Betrag in Abrechnung bringt. So erhält man einen schon zuverlässigeren Wert für das Gesamtalter des Aetna-Systems. Die durchschnittliche Masse eines Ausbruches beträgt 80 bis 100 Millionen Kubikmeter, der Gehalt des Aetna-Systems 879 Kubikmeter; das Alter würde sich daraus auf 87 920 Jahre berechnen. Bei dieser Gelegenheit scheint ein Vergleich des Aetna mit dem Vesuv statthaft. Vesuv und Somma zusammen besitzen einen Inhalt von 40 Kubikmeter, der Aetna hat also das zwanzigfache Volumen des Vesuv. Berechnet man endlich die Masse der in einer bestimmten Zeit geförderten festen Produkte nach dem Durchschnittswerte der Einzeleruptionen, dann gelangt man auf zwei Kubikmeter in einem Jahrhundert. Das daraus sich ergebende Alter des Vulkans würde 43 900 Jahre betragen. Mit dem mittleren Werte von rund 50 000 Jahren wäre also wohl das wahre Alter des Aetna am zuverlässigsten bestimmt. Unter der Annahme durchschnittlich zehnjähriger Ausbruchperioden betrüge danach die Zahl aller bisherigen Eruptionen 5000.

Zu den Zeugen des in geschichtlicher Beziehung recht hohen, in geologischer Beziehung aber sehr jugendlichen Alters des Vulkans gehören ferner die in seiner unmittelbaren Umgebung aufgefundenen Steinwerkzeuge der Urbevölkerung. Mögen diese nun von den sagenhaften Zyklopen oder von den alten Sicanern, die viele Menschenalter vor den Siculern die Insel bewohnt haben, herkommen, jedenfalls gehören sie in die große vorhistorische Periode, die man mit dem Namen Steinzeit zu bezeichnen pflegt, und die der Bronze- und Eisenzeit vorausgegangen ist. Wertwürdiger Weise zeigen die sizilianischen Steinwerkzeuge (Welle, Streitaxt oder Hacken) eine vollkommene Übereinstimmung mit den nordischen, sie können deshalb entweder ihre Reise mit der Urbevölkerung gemacht haben, oder sind nach ursprünglichen Mustern in Sizilien selbst angefertigt worden. Andere eigentliche Denkmäler aus der Urzeit der Aetnabewohner sind nur spärlich vorhanden. Von Bedeutung sind hiervon besonders die zyklischen Mauern, deren bemerkenswerteste Reste sich noch in Cefalu finden.

Die Geschichte des Aetna oder vielmehr seiner Eruptionen hebt mit dem Jahre 693 vor Chr. an, doch erst mit dem Ausbruche im Jahre 475 vor Chr. beginnt eine weniger lückenlose Chronik der Eruptionen.



### Unsere Bilder.



— Friedrich von Bodelschwingh (Siehe Bild Seite 137) starb in Bethel bei Bielefeld im Alter von 75 Jahren. In unserer Zeit des Strebertums und des Eigennuzes ist eine Persönlichkeit von der Bedeutung Bodelschwinghs selten. Der große Menschenfreund Friedrich von Bodelschwingh war ein großzügiger Organisator, der für die Epileptischen und die Opfer der Landstraße in Bethel bei Bielefeld vorbildliche Pflegeanstalten schuf. Alle Menschen waren seine Brüder, doch die Obdach- und Arbeitslosen hatte er besonders in sein Herz geschlossen. Die Scharen der Obdachlosen Berlins, welche die Mühle füllen, wollte er aufs Land bringen und sie hier durch Arbeit wieder zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft machen. So entstanden in Bernau bei Berlin die dreifachen Heimstätten: „Hoffnungstal“, „Lobetal“ für die Jugend, die das Fluchen verlernen und das Lob der Arbeit dafür erlernen sollte, „Gnadental“ für alte, arbeitsfähige Leute, die das Gnadentrot erhalten. — Friedrich von Bodelschwingh wurde im Jahre 1831 in Westfalen geboren. Als Armenpastor wirkte er an der deutschen Gemeinde in Paris, war dann Feldgeistlicher im österreichischen und deutsch-französischen Kriege und kam 1872 nach Bielefeld, wo er jetzt im Alter von 97 Jahren gestorben ist.

— Luigi Luzzatti, der neue italienische Ministerpräsident. (Siehe Bild Seite 140.) Nach dem Rücktritt des Ministeriums Sonnino hat der bisherige Ackerbauminister Luigi Luzzatti den Auftrag zur Bildung des neuen Kabinetts erhalten und durchgeführt. Der neue Ministerpräsident, der im 69. Lebensjahre steht, erfreut sich als Gelehrter und Schriftsteller eines europäischen Rufes und hat sich als Staatsökonom um den Wohlstand Italiens hohe und dauernde Verdienste erworben. Mit Deutschland ist er als die Seele der letzten Handelsvertragsverhandlungen in enge Berührung gekommen.

— Gasexplosion in Breslau: Ein durch die Explosion demoliertes Haus. (Siehe Bild Seite 140.) Die furchtbare Katastrophe, bei der ein im Hause wohnender Lehrer mit seinem Kinde und ein gerade vorübergehender Passant ihr Leben einbüßten und neun Personen zum Teil schwer verletzt wurden, ist dadurch herbeigeführt worden, daß in einer Wohnung aus Gasröhren, deren Messingverschlüsse gestohlen waren, Gas ausströmte und explodierte.

— Der Thronfolger Lidj Zeassu von Abessinien. (Siehe Bild Seite 141.) Schon seit mehr als Jahresfrist hielt nicht der schwerverranke Menelik, sondern seine Gemahlin Taitu die Zügel der Regierung in den Händen. Aber ihre Herrschaft konnten die Häuptlinge auf die Dauer nicht ertragen. Sie wurde gestürzt und auf die (inzwischen als „verkrüht“ bezeichnete) Meldung vom Tode Meneliks hin wurde der dreizehnjährige Thronfolger Lidj Zeassu zum Regus Regesti („König der Könige“) von Abessinien ausgerufen. Lidj Zeassu ist ein Enkel Meneliks und der Sohn seiner verstorbenen Tochter Schoargasch und des Häuptlings Mikael von Wollo. Er wurde im Jahre 1908 von Menelik zum Thronfolger ernannt und verheiratete sich im vorigen Jahre mit Romana Worf, einer Entelin des verstorbenen Kaisers Johannes, des Vorgängers Meneliks. Lidj Zeassu ist europäisch erzogen und hat unter anderen Sprachen auch die deutsche erlernt.



### Zur Unterhaltung.



— Seine Rechnung. A.: „Kannst du mir zwanzig Mark leihen?“ — B.: „Nein, wie kann ich dreißig Mark entbehren!“ — A.: „Ich sprach von zwanzig.“ — B.: „Allerdings, aber um zehn Mark wollte ich dich gerade anpumpen.“

— Auslegung. „Und Sie genieren sich nicht, mir dieselbe Sache zweimal vorzulügen?“ — „Nun, ja, Sie wissen doch: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht.“



### Rätsellecke.



#### Begierbild.



Sieh mal Papa, der Hund!

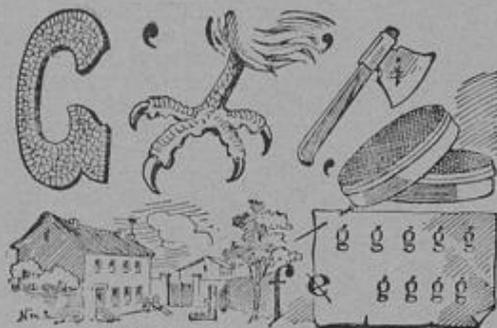
#### Anagramm.

Suchst burggeläutert du's auf am Rhein,  
Wirst du am Denkmal auch dich freu'n,  
Und läßt von ihm beredt dich mahnen  
An eine Ruhmestat der Ahnen.  
Verfeh' ein Zeichen, und du siehst  
Wie sich ein Paradies erschleicht:  
Hielt heil'ger nur der Mensch hienieden  
Der Schöpfung Herrlichkeit und Frieden!

#### Charade.

Das erste ist der ärgste Feind der Schiffe  
Und birgt oft tödliches Verderben,  
Liegt es um unbekannte Felsenriffe,  
Muß manch' ein braver Seemann sterben:  
Das zweite dient zur Wehr und Zier  
Dem Bödlein wie dem wilden Stier,  
Beides zusammen wendet man  
Beim ersten oft als Warnung an.

#### Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

#### Auflösungen aus voriger Nummer.

Wort-Rätsel: Aristoteles — Ares.

Sechssilbige Charade: Siebenmeilenstiefel.

Zahlen-Rätsel: Wien — Wein.

Rebus: Wassereimer.



## Es war nur ein Musikmeister.

Von H. A. Bannig. (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Einige Zeit später schien in der nächsten Nachbarschaft sich etwas Neues zu ereignen. Die Dienstmagd des Apothekers öffnete geräuschvoll auf dem ersten Stock ein Fenster, um sich auf diese Weise einem Fräulein, welches hastig nach Hause eilte, bemerkbar zu machen, während die Haushälterin des pensionierten alten Herrn in eine lange Unterhaltung mit dem Milchbauer vertieft schien.

Was mag nur im Anzuge sein?

Es war noch früh am Morgen. Außer zwei alten Damen, welche täglich früh zur Kirche gingen, war fast niemand auf der Straße. Diese mochten wohl das laute Dessen des Fensters gehört und auch gesehen haben, wie das Fräulein so schnell über die Straße lief, kurz, sie blieben erstaunt, fast erschreckt einen Augenblick stehen, mit neugierigen Mienen alles beobachtend, um dann so schnell wie möglich über die Straße zu eilen und von Barbara zu vernehmen, was denn doch eigentlich geschehen sei. Viel Stillschaltiges mochten sie wohl nicht erfahren haben, denn der Milchbauer ging höhnlachend davon, die alten Jungfern schüttelten zu wiederholten Malen das greise Haupt, sahen mit bedauernden mitleidigen Blicken nach dem Oberhaus des Vaders und gingen dann zur Kirche.

Barbara blieb noch eine Weile mit der Milchkanne in der Hand in der halboffenen Tür stehen, um mit einer Freundin, die sie in der Ferne ankommen sah, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Doch sie hörte zum vierten, vielleicht schon zum fünften Male ungestüm die Schelle klingen; sie trat hastig ein, ungeduldig murmelnd: „Nun, nur langsam, morgen ist ja auch noch ein Tag.“

Das Frühstück des Herrn Verbreggen war hübsch serviert allein die Milch fehlte. Ein Rädchen Milch ist ja an und für sich eine Kleinigkeit zu nennen, doch was half dem Kriegsmann, wenn der Tee noch

so herrlich duftete, die mit Ochsenzungen belegten Brötchen noch so verlockend aussahen und die roten Radieschen ihre Köpfe noch so kokett über das Schüsselchen herausstreckten, wenn die ihm unentbehrliche Milch fehlte? War es da zu verwundern, wenn er bei diesen Tantalusqualen höchst unzufrieden die Alarmlöcher in Bewegung setzte, ein derbes Wort in seinen grauen Bart brummend, während der Papagei seinem Herrn aufmerksam zuhörte?

Jetzt erschien die Haushälterin. Das Unwetter, das vor einigen Minuten noch hereinzubrechen drohte, blieb aus. Selbst ein alter Oberst wagt es nicht leicht, mit seiner Stückenfee Streit zu beginnen. In diesem Falle wäre es auch nicht diplomatisch gewesen. Der Oberst war ein alter Mann, der in seinen Gewohnheiten nicht die geringste Störung ertragen konnte, und der, wenn ihn im Frühjahr oder Herbst die Gicht plagte, sehr hilfsbedürftig war. Nun war Barbara wohl rauh in ihrem Wesen, sehr schwachhaft und auch launisch, doch was die Kochkunst betraf, konnte sie sich mit dem besten Koch messen, sie wußte die herrlichen Puddings zu bereiten; niemand konnte sein Bett so gut machen wie sie. Dieses bedenkend, begnügte er sich nur damit, sie böse anzusehen und die belangreiche Frage zu stellen, ob sie nicht wüßte, daß er wiederholt geschellt habe.

„Sicher weiß ich das und die ganze Nachbarschaft wird es auch wohl gehört haben, aber ich kann doch nicht überall zu gleicher Zeit sein.“ war die Antwort.

Die Worte sprudelten nur so von ihren Lippen, wie die frische Milch aus der großen Kanne in das kleine Porzellan-

tännchen des Teeservices.

„Klatschblase!“ rief auf einmal der Papagei aus voller Kehle.

„Still, Lora!“ sagte der alte Herr ganz verlegen.

„Noch schöner, nun beginnt das elende Tier auch schon, mich zu beschimpfen.“ antwortete die beleidigte Haushälterin.

„Ich bedanke mich für die Ehre, hier länger wie ein Hund behandelt zu werden. In meinen langen Dienstjahren ist mir das nicht geboten worden was Sie mir zu sagen wagten. In der letzten Zeit haben Sie soviel an mir auszu-



Ein frohes Lieb.

das nicht ändert, mein Herr, ist es besser, Sie suchen sich mit November eine neue Haushälterin, oder noch besser, in sechs Wochen."

Der Oberst machte große Augen, als sich der Wortschwall über ihn ergoß. Doch glaubte er sich die Bemerkung erlauben zu dürfen, daß Barbara die Unterhaltung mit dem Milchbauer noch lange fortgesetzt habe, ohne sich durch sein wiederholtes Schellen stören zu lassen.

"Wenn ich mich durch alles stören lassen wollte, hätte ich viel zu tun," war die liebenswürdige Antwort. "Die ganze Straße ist in Aufruhr über das Ereignis an der anderen Seite."

"Welches Ereignis?" fragte der Oberst, ein wenig Milch in den Tee gießend und seinen Unmut bemeisternd.

"Natürlich bei den Musikanten, das war doch auch vor- auszusehen."

"Und was ist denn da vorgefallen?"

"Hätten Sie sich nicht so aufgeregt, dann würde ich schon lange alles haarklein vernommen haben, jetzt weiß ich nur, daß die Frau des Musiklehrers heute in der größten Aufregung fortgelaufen ist, wahrscheinlich ihrem Manne nach, der schon seit einigen Tagen verschwunden ist, während sie ein Kind von drei Jahren hier gelassen haben."

"Und warum ist sie fortgelaufen?" fragte der alte Herr, mit Wohlbehagen sein erstes Täßchen Tee schlürfend.

"Ja, warum!" wiederholte Barbara, die Schultern ziehend, "wenn die Leute das wüßten, bräuchten sie nicht die Köpfe zusammenzustecken, um auszukundschaften, was eigentlich im Spiele ist. Ich weiß nur, daß so etwas kommen mußte, denn da im Oberhaus ist noch kein Christenmensch ungehorsam geblieben; ich will schweigen von diesen Komödianten, die die Nacht zum Tage machten und nichts taten als schreien und krähen, daß die Leute darüber sprachen. Ein solches Leben des tollsten Jubels kann doch unmöglich von langer Dauer sein."

Der Oberst rutschte unruhig auf seinem Stuhle hin und her, doch um des lieben Friedens willen wußte er sich zu beherrschen.

"Ein Leben des tollsten Jubels?" wiederholte er in fragendem Tone, "so viel ich weiß, ist den Leuten nichts nachzusagen. Herr Hoevermann ist nicht allein bekannt als ein tüchtiger Musiker, sondern auch als ein intelligenter Mensch und braver Hausvater. Seine Frau tritt so einfach und bescheiden auf, sie scheint nach meiner Meinung tüchtig und häuslich zu sein." — "Das glaube ich schon," sagte Barbara verächtlich, "wo nicht viel zu verzeihen ist, ist auch nicht viel hauszubalten. Ich möchte nur wissen, warum der brave Hausvater und die gute Hausfrau es sich in den Kopf gesetzt haben, halbe Nächte lang zu schreien und zu spielen; niemand kann mir weiß machen, daß man so etwas tut, ohne ab und zu mal tief ins Gläschen zu schauen."

"Aber Barbara, Sie vergessen — ich habe Ihnen doch schon einmal gesagt, daß die Leute dort oben von der Musik leben und —"

"Alles Unsinn, alles Unsinn," fiel ihm Barbara in die Rede, "der Kolonialwarenhändler an der Ecke lebt doch auch von seinem Geschäfte, am Tage hat er die Hände voll Arbeit, doch wird es ihm nicht einfallen, des Nachts Kaffeebohnen zu brennen oder Zucker zu schneiden. So etwas tut niemand, ein jeder ist froh, wenn er von seinem Tagewerk ausruhen kann, und der Musiklehrer wird auch am Abend müde sein vom Stundengeben und Musilmachen. Alles Unsinn, der Spielteufel, der da oben haust, hat ihn auch noch zur Trunksucht verleitet, das sage ich und ich bleibe dabei, wenn ich auch stehenden Fußes meinen Dienst verlassen muß."

Diese letzte Bemerkung drohte den alten Herrn wieder aus dem Gleichgewicht zu bringen; zornig strich er seinen grauen Anebelbart, mit Mühe drängte er nicht gerade liebenswürdige Worte zurück, und um sich noch besser beherrschen zu können, steckte er das letzte halbe Brötchen mit Ochsenzunge auf einmal in den Mund, unzweifelhaft das beste Mittel, sich vor übereilten Worten zu schützen.

"Der Herr Oberst scheint in der letzten Zeit wohl etwas taub geworden zu sein. — oder sehr fest zu schlafen," begann Barbara neuerdings, als sie für einige Augenblicke das Feld frei von Hindernissen sah, "sonst würde er zum Beispiel gestern abend spät gehört haben, wie die Frau des Musiklehrers freischte: 'Mein Vater, mein Vater!' Zitternd und bebend im Bette liegend, zog ich mir die Decke über die Ohren. Und dieselbe Frau, die gestern noch so

wahnsinnig nach ihrem Vater rief, obschon sie einige Stunden früher noch mit ihrem Kinde lachte und spielte, eilte heute morgen, mit einem Tuche vor den Augen, gewöhnlich gekleidet, eilig aus dem Haus zum Bahnhofe. Ich frage Sie, kann man so etwas von einer ordentlichen, häuslichen Frau erwarten?"

"Das ist allerdings sehr, sehr bestrebend," ließ sich der Oberst nach einigen Augenblicken, noch immer launend, vernehmen. "Was mag nur geschehen sein?"

"Das werde ich schon schnell genug erfahren, wenn Sie mich in Frieden lassen. Ich für meinen Teil glaube, daß der Musikmeister durchgedrannet ist und seine sangslustige Frau einfach sitzen gelassen hat." — "Aber das Kind dann, das Kind?"

"O, was geben solche Komödianten um ihre Kinder, solange sie noch nicht mit Singen und Springen Geld verdienen können! Wenn Sie vielleicht etwas mehr davon wissen wollen, werde ich mich einmal gerne bei meiner Nichte erkundigen."

"Bei Ihrer Nichte?"

"Ja, Herr Oberst, bei meiner Nichte, die bei Herrn und Frau Söchtern-Hoekema dient."

"Warte einmal," sagte der alte Herr, indem er ein feuerrotes Radieschen mit seinem Tafelsalz bestreute, "Hoekema, Hoekema . . ."

"Ja, bei van Söchtern-Hoekema, es sind sehr reiche Leute, Herr van Söchtern sieht zwar etwas einfältig aus, bei dem ältesten, halbblahmen Sohne bemerkt man auch schon die Eigentümlichkeiten seines Vaters, und die beiden Jüngsten scheinen ebenso wenig ihre fünf Sinne zusammen zu haben. Die Frau aber sieht vornehm aus, ist aber sehr stolz und hochmütig, stets auf ihren Geldbeutel pochend. In diesem Hause erteilt Herr Hoevermann Klavierunterricht und das junge Fräulein nimmt bei seiner Frau Gesangsstunde."

"Hoekema, Hoekema?" wiederholte der Oberst, die Augenbrauen zusammenziehend, "jetzt erinnere ich mich auch wieder des Stabdals, den die Familie van Söchtern erleben mußte. Haben Sie vielleicht die Dame schon gesehen oder gesprochen?"

"O ja, sehr häufig; wenn ich meine Nichte besuche und sie gerade in der Küche ist, läßt sie sich zuweilen zu einem Gespräch mit uns herab."

"Hat sie nicht ein Fleckchen am linken Auge?"

"Sawohl, das ist schade genug, sie ist sonst eine schöne Frau."

"Und kann sie den Buchstaben 'r' gut aussprechen?"

"Das kann ich Ihnen nicht sagen, denn so gelehrt bin ich nicht, aber ich habe wohl bemerkt, daß sie einen Zungenfehler hat."

"Dann will ich Ihnen mal etwas anderes erzählen," begann der Oberst, indem er sich eine Zigarre anzündete, "dieselbe schöne, stolze Dame soll lieber an ihre Jugendzeit zurückdenken, anstatt sich auf das hohe Pferd zu setzen."

"Herr meines Lebens!" rief die Haushälterin entsetzt, eine gewisse Neugierde verrätend und schon jetzt im Vorgefühle schwebend, welchen Gewinn und welches Ansehen ihr diese Neugierde einbringen könnte. "Ist sie vielleicht von geringer Herkunft?"

"Das ist es nicht, Armut kann man niemandem zum Vorwurf machen," fuhr der Oberst fort, den Dampf der feinen Havanna in die Luft blasend, "aber sie hat kein Mittel unversucht gelassen, den feineren van Söchtern, der, wie sie sehr gut wußte, ein halbblahmer Idiot war, zu lapern."

"Ja, Herr Oberst, aber das Geld, das Geld —"

"Es ist leider schlimm genug, daß nur meistens Geldheiraten geschlossen werden, aber hier verhält sich die Sache doch noch etwas anders. Diese Frau van Söchtern hat nicht allein mit Willen und Wissen mit dem Geldbeutel gespielt, wie sie das zu nennen pflegen, sondern sie hat ihre Familie mit erblichen Krankheiten belastet. An eine solche böse Hand wird nicht gedacht. Es ist eine Schande!"

Der alte Herr hatte sich in Zorn hineingeredet, er schwieg erschöpft. Schwere Rauchwolken durchzogen das Zimmer, als wollte er sich durch das Dampfchen Luft verschaffen. Barbara war zu sehr mit den gehörten Neuigkeiten beschäftigt, um den Frieden nochmals zu stören.

"Ist es denn gut," fragte sie schüchtern, "wenn ich mich bei meiner Nichte erkundige, was denn eigentlich hier gegenüber vorgefallen ist, in einer halben Stunde bin ich zurück."

Der Oberst nickte zustimmend.

"Das Töchterchen der Büglerin wird so lange auf die Schelle achten und Aufträge annehmen, erlauben Sie denn, daß ich gehe?"

Nachdem der Oberst nochmals bejahend gewinkt, räumte Barbara schneller wie je den Frühstückstisch ab und verließ das Haus. Der alte Herr stellte sich ans Fenster und besah sich unwillkürlich das verächtliche Oberhaus. Dort sah am geöffneten Fenster ein junges, ordentlich gekleidetes Dienstmädchen mit einem allerliebsten Knaben auf dem Schoß. Sie spielten mit einem sogenannten Hampelmann, und als der kleine Knabe vor Freude über die wunderlichen Figuren des Spielzeuges laut lachte und in die Händchen klatschte, nahm ihn das Mädchen voll Freude in die Arme und gab ihm einen schallenden Kuß.

Andere vernünftige Menschen würden vielleicht die Art und Weise, wie das Mädchen mit dem Kinde spielte, gerügt haben, aber der Oberst dachte anders darüber. Er blieb wie gebannt stehen und blickte mit sichtlichem Wohlbehagen nach dem kindlichen Spiel. Als endlich das Dienstmädchen auf ihn aufmerksam wurde, ließ es durch den Kleinen ein Kußhändchen herüber werfen, welches der alte Oberst freundlich erwiderte. Seine Augen wurden feucht, wenn er daran dachte, daß dieses unschuldige Kind auch schon vom Schicksal verfolgt wurde und rettungslos verloren war, wenigstens wie Barbara ihm prophezeite. Er ging in die Küche und befahl dem jungen Mädchen, welches dort für kurze Zeit die Pflichten der Haushälterin übernommen hatte, im nächsten Geschäfte von der besten Schokolade zu kaufen und diese bei dem Musiklehrer in seinem Namen abzugeben. „Laß es schön verpacken,“ rief er diesem noch nach. Als dann nach einigen Augenblicken das Kind freudestrahlend das kleine Geschenk in die Höhe hielt und beglückt fortwährend Kußhändchen warf, schüttelte er traurig den Kopf und flüsterte mitleidigen Herzens: „Nein, nein, es ist nicht möglich, es kann nicht sein.“

Hätten nur alle Leute in der Stadt so gedacht und so geklüßert! An allerlei Redereien fehlte es natürlich nicht. Es wurde sogar öffentlich über das Ereignis gesprochen. Das Gerücht vom Verschwinden des Musiklehrers und seiner Frau hatte sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet. Die Straße wurde nicht leer von Neugierigen, die das Oberhaus des Bäckers mit solchem Interesse in Augenschein nahmen als hätten sie die Steine des Siebels zählen müssen. Andere, die mit der Tatsache nicht bekannt waren, wurden mit der größten Bereitwilligkeit von dem Vorfall unterrichtet, die liebe Schuljugend ließ natürlich die günstige Gelegenheit ihre losen Streiche auszuüben, nicht vorbeigehen, und benahm sich so, daß das Dienstmädchen sich genötigt sah, sich mit dem Kinde in ein anderes Zimmer zurückzuziehen.

Die Mitteilungen, die Barbara bei ihrer Rückkehr dem Oberst machte, hatten wenig zu bedeuten. Sie bestanden größtenteils aus Vermutungen. Niemand kannte die Ursache. Einige besonders freundlich gesinnte Nachbarn versuchten wohl bei dem Dienstmädchen Aufklärung zu erhalten, dieses aber war so verschwiegen wie das Grab.

Doch lange konnte dieser Zustand nicht dauern, versicherte man der Barbara, denn der Kolonialwarenhändler, der Mehger, Bäcker und andere Lieferanten wollten nichts mehr ohne prompte Bezahlung abliefern. Der Eigentümer des Hauses der Bäcker, hatte sogar beschlossen „vor Ende de“ bald abgelaufenen Quartals Beschlag auf sämtliche Möbel für die schuldige Miete zu legen.

Aufmerksam folgte der Oberst den Erzählungen der Haushälterin, und als sie ihm zum Schluß den Besuch der Frau von Flochtern-Hoekema für den folgenden Mittwoch anmeldete, schien sich der friedliche Zug auf seinem Gesichte zu verändern; er zog seine Augenbrauen zusammen und wollte sich entfernen.

„Noch einen Augenblick, Herr Oberst,“ hielt Barbara ihn zurück, „die zwei Vetschwestern haben mich auch schon über die Sache angesprochen.“

„Die zwei Vetschwestern?“

„Ja die zwei alten Jungfern, die immer so einfach gekleidet sind und tätschlich zur Kirche gehen. Ein jeder nennt sie so. Sie tun immer, als ob sie niemanden sähen, keinem ein Haar krümmten und nur immer ihren Tod vor Augen hätten. Aber ich weiß sehr gut, daß sie ihre Nase in alles stecken, unter dem Vorwande barmherziger Werke zu verrichten, in jedes Haus eindringen, um auf diese Weise die Leute besser über ihre Angelegenheiten ausfragen zu können. Sie fragten mich so süßlich angrinsend, ob wir auch nichts genaues wüßten über den Vorfall. Bei mir aber kamen sie an die richtige Adresse; wartet ihr mir ihr Lasterzungen, dachte ich; und ich habe ihnen nicht mehr gesagt, als ich wollte.“

Am folgenden Morgen begann das Spiel von neuem. Es war, als hätten die Menschen das Ende der Nacht nicht abwarten können, so früh hatten sie sich wieder an dem Hause eingefunden.

„Ist diese Nacht nichts Neues geschehen? Sind sie zurückgekehrt? Ist das Kind noch im Oberhaus?“ so überstürzten sich die Fragen, doch konnte leider niemand eine genügende Antwort geben. Einige hatten wohl des Abends spät eine Tür zuschlagen hören, andere meinten, das Rasseln eines Wagens vernommen zu haben, der dort in der Nähe stillgehalten, doch das waren nur wertlose Gerüchte. Schließlich versicherte einer mit wichtiger Miene, daß er am frühesten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, eine Frau mit einem ziemlich großen Paket unter ihrem Tuch, hätte die Straße herunterreisen sehen.

Die letzte Mitteilung bewirkte eine allgemeine Aufregung. Man war jetzt vollständig davon überzeugt, daß auch das Mädchen mit dem Kinde davongegangen war. In dieser Ansicht wurden sie nun auch noch durch die Wahrnehmung bestärkt, daß die Gardinen, ganz gegen die Gewohnheit, noch immer herabgelassen waren.

Wenn man nun bedenkt, daß viele Menschen einen Unglücksplatz, wo vor kurzer Zeit ein Unglück stattgefunden, aber trotzdem nichts mehr zu sehen ist, besuchen, dann kann man wohl begreifen, daß jeder, der über die Straße kam, das Haus des Bäckers anstierte, um vielleicht doch noch hier oder da etwas zu entdecken, was zur Lösung des Rätsels, welches die ganze Stadt in Bewegung setzte, beitrug. Selbst die beiden alten Jungfrauen betrachteten lange wehmütig das Oberhaus und setzten dann kopfschüttelnd ihren Weg fort, ohne sich um die Gespräche zu kümmern.

Eine Anzahl Schuljungen vervollständigten nun noch die stets größer werdende Gruppe der Neugierigen. Sie sorgten für die noch fehlende, nötige Abwechslung, sie sangen aus voller Kehle ein allgemein bekanntes Volkslied, warfen mit Steinchen gegen die Fenster und hielten die Hauschelle in Bewegung. Einige Bessergesinnte ärgerten sich über die Frechheit und verboten den Knaben diese Ungezogenheiten, doch die meisten fanden Freude daran und bezeugten laut ihren Beifall.

So gegen elf Uhr ereignete sich etwas Neues auf dem Schauplatz. Der Klavier-Lieferant des Städtchens, welcher sich auch gleichzeitig mit Reparieren und Stimmen von Klavieren beschäftigte, verfügte sich in Gesellschaft von zwei



Die gesprungene Glocke im Kreml zu Moskau.

„Knechten nach dem Oberhaus. Letztere hatte einen kleinen Wagen, worauf man gewöhnlich Klaviere transportierte, auf's Trottoir gesetzt, während der Herr die Hausglocke zog.“

„Das wird Ihnen wenig helfen, denn die Vögel sind ausgeflogen, das Nest ist leer,“ sagte einer der Anwesenden.

„Ich bin doch hier bei Herrn Hoevermann, nicht wahr?“ so fragte der Instrumentenhändler. — „Den Musiklehrer meinen Sie? Ach, lieber Mann, der ist weit zu suchen, wahrscheinlich in Amerika, seine Frau ist hinter ihm hergelaufen, und die Magd mit dem Kinde, das sie im Stich gelassen haben, ist heute früh verschwunden, niemand weiß, wohin.“

Der Händler hatte sich noch nicht von seinem Schrecken erholt, als die Türe des Oberhauses langsam und vorsichtig geöffnet wurde, und zwar nur soweit, daß der Kopf des bekannten Dienstmädchens sichtbar war. Man konnte jedenfalls im Hause alles sehen und hören, was draußen vorfiel. Eine solche unheimliche Stille hatte plötzlich dem lauten Treiben Platz gemacht. Also das Mädchen mit dem Kinde befand sich noch im Hause, aber wo waren der Musiklehrer mit seiner Frau, und warum hatten diese sich aus dem Staube gemacht? Das war und blieb ein Rätsel. Die Jungen gingen langsam zur Schule, einige entfernten sich, um die Neuigkeit hier und da zu verbreiten, aber die meisten behaupteten ihren Platz in Erwartung der Dinge die da kommen sollten.

Nachdem das Mädchen nun die Türe geöffnet und den Instrumentenhändler mit seinen beiden Knechten die Treppe hinaufgeleitet hatte, kam der Bäcker mit verstörtem Gesichte heraus und stellte sich dicht neben den Wagen. Die Mädchen aus der Umgebung und auch andere Neugierige drängten sich nach vorn, damit sie nicht allein Augen-, sondern auch Ohrenzeugen würden und ihnen nichts von dem so hochinteressanten Schauspiel entginge.

„Ihr Oberhaus wird wohl rasch ganz leer sein. Meister Verspanden,“ rief Barbara, welche natürlich in der vordersten Reihe stand, „erst die Menschen, dann die Möbel.“

„Da werde ich Ihnen aber die Zähne zeigen,“ antwortete der Bäcker grimmig. „Ich werde es dem Musikmeister schon zeigen, mit wem er zu tun hat.“



Das deutsche Kronprinzenpaar und seine drei Söhne, die Prinzen Wilhelm, Louis Ferdinand und Hubertus. (Neueste Aufnahme.)

Prinz Wilhelm steht im 4., Prinz Louis Ferdinand im 3. Lebensjahre, Prinz Hubertus ist 2 Jahr alt.

„Da haben Sie ganz recht, Verspanden,“ sagte ein anderes Dienstmädchen mit einem Kind auf dem Arme, welches laut schrie und heulte, „solche Zugvögel sind gewohnt, aus anderer Leute Tasche zu leben, ohne an's Bezahlen zu denken; davon kann der Schornstein nicht rauchen.“

„Wahrscheinlich immer die Miete schuldig geblieben, und Brot auf Pump geholt, nicht wahr?“

„Das sind meine Sachen,“ antwortete der Bäcker immer noch mürrisch, „aber ich werde wohl wissen, was ich zu tun habe.“

„Da haben Sie recht, denn niemand vermietet das Oberhaus zu seinem Vergnügen,“ klang rechts eine Stimme.

„Habt ihr gehört, das Volk da oben hat niemals das Brot bezahlt,“ krächte einer links, und gleich einem Schneeballe, der im Fortrollen an Umfang zunimmt so kam auch dieser Ausruf ansehnlich vergrößert und ausgebreitet zur Kenntnis des äußersten Kreises der Zuschauer.

Einige schlugen die Hände zusammen vor Verwunderung und Entrüstung, andere beeilten sich, dasjenige, was sie aufgefingene, natürlich wieder vergrößert, ihren Hausgenossen und Bekannten mitzuteilen.

Inzwischen kamen die zwei Knechte des Instrumentenhändlers mit ihrer Last langsam die Treppe herunter, während der Meister sich bemühte, bei den Zick-Zack-Bewegungen das Instrument im Gleichgewichte zu halten. Als das Piano nun glücklich auf dem Trottoir stand, klopfte der Bäcker dem Meister auf die Schulter.

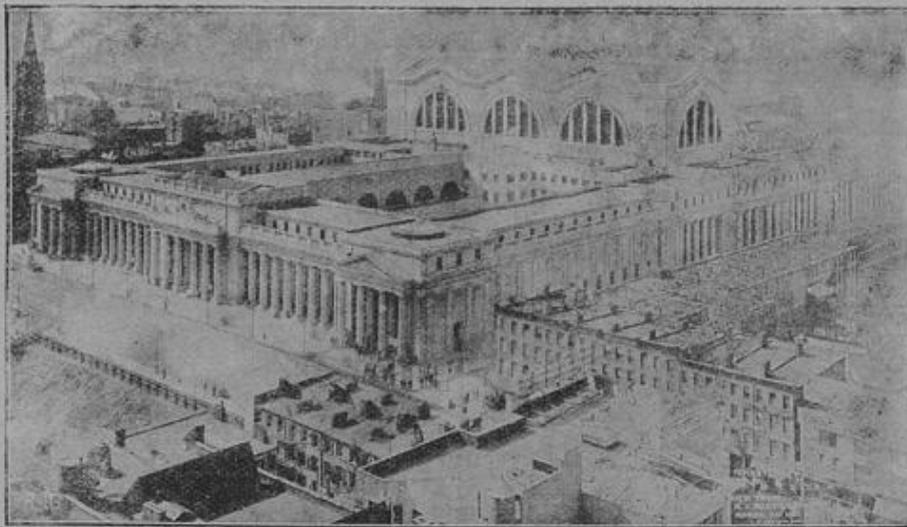
„Wohin soll das Ding ge-

bracht werden?“ fragte er.

„Nach meinem Hause, um es zu reparieren!“ war die Antwort.

„Das wird nie geschehen!“ rief der Bäcker.

„Nie geschehen! Wer will mir das verbieten?“



Der teuerste Bahnhof der Welt.

„Ich,“ meinte der Bäcker, „ich — oder meinen Sie, ich wäre ein Esel, der nicht begriff was Sie vorhaben. Sie wollen sich schadloß halten, ehe der Krach losbricht, nicht wahr? Aber das werde ich Ihnen unmöglich machen. Ohne meine Zustimmung geht kein Stück hier aus meinem Hause.“

„Nun beruhigen Sie sich, Mann,“ sprach der Händler, einen Brief her-

vorholend, „und begreifen Sie doch, daß ich nicht gekommen wäre, wenn man mich nicht dazu beauftragt hätte! — Sehen Sie, in diesem Briefe ersucht mich Herr Hoevermann, das Piano während seiner Abwesenheit in Ordnung zu bringen. Ich hätte das Instrument schon vor einigen Tagen holen sollen, bin aber durch verschiedene Umstände daran verhindert worden.“

Der Bäcker las das Briefchen flüchtig durch, schien aber nicht viel Wert darauf zu legen, denn er sagte sofort in viel bestimmterem Tone:

„Und ich sage noch einmal, daß ohne meine Zustimmung kein Stück aus dem Oberhause fortgetragen werden wird.“

In diesem Augenblicke hörte man rufen: „Da kommt der Kommissar!“

In der Tat sah man den Polizei-Kommissar von einem Polizisten begleitet, durch die Menge dringen.

„Was geht hier vor?“ fragte er, als er sich den beiden Männern genähert hatte.

„Haben Sie noch viel Geld von Herrn Hoevermann in Ihrer Eigenschaft als Hausbesitzer zu fordern?“

„Ich? — Das ist meine Sache, Herr Kommissar.“

„So! — Ist das Ihre Sache! — Nun, wir wollen sehen.“ Hierauf wandte er sich zu dem Händler, las den Brief und sprach einige Augenblicke mit ihm.

„Sorgen Sie, daß das Piano hier stehen bleibt,“ sagte er zu dem Polizisten, indem er die Treppe hinaufging.

„Der wird mit dem frechen Ding da oben kurzen Prozeß machen, denn er ist ein geriebener Fuchs,“ hörte man einen der Zuschauer sagen, der mit den Händen in den Taschen von Anfang an in der ersten Reihe gestanden hat, als würde er per Stunde dafür bezahlt.

Als der Kommissar wieder herunter kam, standen alle auf den Beinen, reckten die Hälsen, damit sie dem Verlauf der Sache besser folgen konnten. Nach einer langen Unterhaltung mit dem Instrumentenhändler befahl dieser sei-



Bronzestatue der deutschen Kaiserin für das Auguste Viktoria Hospital auf dem Ölberg bei Jerusalem.



Der Mannheimer Kolossalbrunnen für das neue Rathaus, 10 1/2 Meter hoch, auf der Achse einer Spindeltreppe durch drei Stockwerke errichtet. Modell. Bildhauer O. Richter, Berlin.



Bronzestatue des deutschen Kaisers im romanischen Ornat. Nach Entwürfen des Bildhauers M. Wolff.

„Herr Kommissar,“ antwortete ihm der Bäcker, „er pöblich anderen Sinnes zu sein schien, der Musikmeister, der in meinem Oberhause wohnt, ist seit einigen Tagen abgereist, seine Frau ist gestern früh auch auf einmal verschwunden unter Hinterlassung eines Kindes von einigen Jahren. Niemand weiß, wohin sie geflohen sind. Die kleinen Gläubiger werden ungeduldig, sie bestürmen fast das Oberhaus, deshalb habe ich geglaubt, im Interesse aller Gläubiger, die doch ein gleiches Recht haben, das Piano, welches jedenfalls auf Kredit gekauft worden ist, nicht wegholen lassen zu dürfen.“

„Sind es viele Gläubiger?“

„Das glaube ich wohl, Herr Kommissar, sonst würden sich die Leute keine Mühe geben.“

nen Knechten, das Piano aufzuladen und nach seiner Wohnung zu bringen.

„Wenn Sie nicht in Unannehmlichkeiten kommen wollen, verhindern Sie dergleichen Ausstritte,“ warnte der Kommissar den Bäcker.

„Aber Herr Kommissar, darf denn ein jeder einfach kommen und das Oberhaus leer tragen?“

„Das ist meine Sache,“ war die kurze Antwort. Nachdem der Kommissar dem Polizisten Befehl erteilt hatte, nicht vom Platze zu weichen, entfernte er sich. Nun weiß ein jeder, daß die Anwesenheit eines Polizisten bei solchen Vorfällen großes Aufsehen erregt. Die Jungen, die aus der Schule kamen, ließen ein lautes „Hurra!“ ertönen, als sie den Diener des Gesetzes auf dem Trottoir promentieren

sahen. Sie begannen zu rufen und zu schreien und den Vertreter der hohen Polizei mit Steinchen zu bombardieren. Der Lärm wurde immer größer. Jeglicher Verkehr stockte, die Spaziergänger mußten sich einen Umweg gefallen lassen, und als nach einiger Zeit eine fein gekleidete Dame ins Oberhaus zu gehen wünschte, kostete es dem Beamten große Mühe, ihr einen Weg zu bahnen.

Der alte Oberst hatte lange am Fenster gestanden und sich nicht wenig über den Skandal vor seinem Hause geärgert. Endlich begab er sich, nachdem er seinem Nerger durch einen kernigen Ausdruck, den der Papagei mit vielem Wohlbehagen aufschnappte, Lust gemacht hatte, in den Garten. Er suchte sich zu zerstreuen denn die Gedanken an das Los des armen Kindes verließen ihn nicht. Es schien ihm unmöglich, daß Eltern ein liebes Kind einfach im Stich ließen.

Wie oft hatte er nicht gesehen, daß die Mutter das Kind lieblos hatte, und wie zufrieden und glücklich trat das Ehepaar wenigstens vor der Welt auf! Doch fand er es unbegreiflich, daß die allgemeine Erbitterung über das Verschwinden der beiden ganz grundlos sein könnte. Aus diesen trüben Gedanken wurde er durch die Nachricht Barbara's aufschreckt, daß die Frau von Slocktern-Hockema ihn zu sprechen wünschte.

„Ich habe die Dame in den Salon geführt,“ schloß sie ihren Bericht.

Der alte Herr überlegte einen Augenblick mit sich selbst und sagte dann: „Passen Sie die anständige Frau lieber ins Wohnzimmer eintreten und ersuchen Sie sie einen Augenblick zu warten. Ich will zuerst meine Klarre rauchen, das letztere brauchen Sie ihr ja nicht zu sazen.“

Wieviel alter Krieger wollte erst seine Gedanken sammeln ehe er eine Unterhaltung mit genannter Dame anknüpfte. Als er nach ziemlich langer Zeit in sein Wohnzimmer trat sah er die Frau von Slocktern dicht vor dem Kamin des Papageis stehen. Sie war sehr vornehm gehalten eine große feuerrote Feder auf dem Hut und trug in der Hand einen vergrauenen Sonnenschirm mit breiter, roter Spitze. Als die Tür geöffnet wurde, drehte sie sich um und sagte mit einer anmutigen Verbeugung:

„Ich hoffe nicht, daß ich den Herrn Oberst höre.“

„Dorf ich Sie bitten Platz zu nehmen?“ antwortete er ihr den Stuhl anbietend, den Barbara zurecht gesetzt hatte.

„Ich bewundere Ihren Papagei,“ sagte sie, ohne auf seine Einladung zu achten.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Sonnenstrahl.

Skizze von Henriette Brev.

(Nachdruck verboten.)

Eigentlich konnte ihn so recht niemand leiden, den alten, krüppeligen Wenzel, und um die Wahrheit zu sazen man konnte es den Leuten nicht übel nehmen, denn er war wirklich unheimlich und abstoßend und hatte für jeden nur böshafte und bissige Bemerkungen. Sie hätten wohl oft Mitleid mit seinem Unglück gehabt, aber er war einer von den Menschen, die an keine Güte und Teilnahme glauben und überall nur geheime Schadenfreude wittern. Und so ernteten die, welche ihm freundlich begeaneten, nur Hohn und brutalen Spott. Solche Menschen schaffen sich keine Freunde und bald war der Wenzel überall gehaßt und gefürchtet.

Freilich er hatte Schlimmes erfahren der Müllerwenzel. Er war einmal ein hübscher lustiger Bürche gewesen. Die Mühle drunten gehörte ihm und das schönste Mädchen im Tal Försters Lene war seine Braut gewesen. Aber als wenige Wochen vor der Hochzeit ein Eisenbahnunfall ihn auf zeitweises zum Krüppel machte, da war sein Glückstraum zu Ende. Herzlos hatte das eitle Mädchen sich von dem mißgestalteten Monne mit dem zerschundenen, verzerrten, entstellten Gesicht abgewandt. Sie hatte später einen anderen genommen — just an dem Tage an dem der Wenzel als „geheilt“ aus dem Krankenhaus entlassen worden.

In dem Getäuschten lebten seitdem nur noch Groll und Erbitterung. Er versuchte die Lene sich selbst und die ganze Welt. Und weil die Lene schlecht gewesen, hielt er alle Menschen für schlecht und haßte alle.

Er hatte den Schlag nie überwunden. Er trieb ihn auf die schiefe Ebene, auf der es kein Halten gibt. Er ergab sich dem Trunke und leichtsinnige Genossen haßten ihn, sein väterliches Erbe durchzubringen. Nach wenigen Jahren stand er als Bettler da, und nun sank er immer tiefer auf der abschüssigen Bahn, wurde ein liederlicher, verkommener Mensch, ein richtiger „Lump“, wie die Leute sagten, und ob seiner Hohn und Bosheit gefürchtet.

Mitten in den besten Lebensjahren war der Wenzel schon ein Greis, verwahrlost, an Leib und Seele zerrüttet. In die Kirche war er seitdem nicht mehr gekommen. Mit dem Glauben an die Menschen hatte er auch den Glauben an Gottes Erbarmung und Güte verloren, und auf alle Ermahnungen und liebevollen Worte des Pfarrers hatte er nur gotteslästerliche Flüche als Antwort.

Krank und elend, hauste er jetzt in dem engen Stübchen des Schusterhäuschens wo er sich vor Jahren mit dem Reste seines Erbes das Asylrecht erkaufte hatte, immer allein, geachtet und gemieden von allen.

Es war ein düsteres, einsames, trostloses Leben, das der alte Wenzel jetzt jahrelang führte.

Aber einmal fiel in dieses dunkle Leben ein freundlicher Sonnenstrahl. Und dieser Sonnenstrahl hatte die Gestalt eines kleinen, etwa sechsjährigen Mädchens, das eines Tages, als der alte Mann in dem wackeligen Lehnstuhl vor dem Häuschchen sah durch eine Lücke des schadhaften Zaunes schlüpfte und schüchtern zu ihm trat. Es war ein gar herzliches Ding mit schelmischen, blauen Augen.

„Ich sah dich schon ein paar Tage immer so allein da sitzen“ plaudert sie zutraulich, „und da dachte ich, ich wollte etwas zu dir kommen. Wir sind erst diese Woche hierher gezogen und wohnen hier nebenan, ich kenne noch gar keine Kinder. Soll ich etwas bei dir bleiben? Sieh' her, ich hab' dir auch Blumen mitgebracht, die magst du wohl gern.“ Und sie legte ein paar halbverwelte Maßliebsteingel auf seine Kniee.

Der Alte war über dieses unerwartete Begegnis so verblüfft, daß er ganz sein gewohntes wütendes Schimpfen vergaß. Verwundert starrte er das Mädchen an wie eine Erscheinung. Es war ihm noch nicht vorgekommen, daß ein Kind ihn zutraulich ansprach! Sonst wichen ihm die Kinder in weitem Bogen ängstlich aus, sein häßliches Gesicht mit den blutunterlaufenen Augen flößte ihnen Abscheu ein. Aber dieses kleine Mädchen schien ihn nicht zu fürchten. Unbefangen plauderte sie weiter, von ihrem Brüderchen, von der Puppe von Mieke und Flock. Bis vom Nachbarhause her die Stimme der Mutter nach ihr rief; da war sie schnell fortgeschickt.

Schweigend, fast wie träumend hatte Wenzel das Geplauder der Kleinen über sich ergehen lassen. Es war ihm ganz eigentümlich zu Mute geworden, und er hatte es nicht vermocht sie mit rauen Worten von sich zu weisen. In einem verborgenen Winkel seines verrohten Herzens lebte noch eine halbvergessene Erinnerung an seine eigene glückliche Kindheit, die ihn aus den Augen dieses kleinen Mädchens anlagend und richtend anzublicken schien. Damals war er rein und unschuldig gewesen — und jetzt? Fast wie leise Behmut überkam es ihn.

Am folgenden Tage kam Klein-Rosel wieder und bot ihm stolz einen großen Strauß von Kornblumen und Klatschmohn, und Wenzel brachte es fertig, freilich halb widerwillig, ein paar freundliche Dankesworte zu sazen.

Aber dann folgten einige Regentage, und der Alte hockte ungeduldig und das Wetter verwünschend, auf der Ofenbank; er mochte es sich nicht eingestehen, daß er sich insgeheim sehnte, das kleine Mädchen wiederzusehen.

Endlich brach die Sonne durch und mit ihr kam Rosel. Diesmal schritt sie zögernd näher, sie hatte augenscheinlich etwas auf dem Herzen.

„Weißt du, was die Leute sazen?“ begann sie nach einigem Zaudern, „sie sazen du seiest böse und könntest die Menschen nicht leiden! Aber ich glaube das nicht,“ schloß sie in entschiedenem Tone ihre forschend ansehend.

Dem Wenzel würgte etwas in der Kehle er preßte die Lippen zusammen und wandte den Kopf weg. All das Elend und die Bitterkeit der vergangenen Jahre stand wieder vor seinem Geiste.

„Ja die Leute haben recht“ stieß er endlich mit rauher Stimme hervor, „wenn sie mich für böse halten — und auch darin haben sie recht, zu sazen, daß ich niemand leiden könne . . . die Menschen sind hart und schlecht . . . sie haben mir viel zu leide getan . . .“

„Bist du denn immer gut gewesen?“ Klein-Kosel sah ihn mit ihren unschuldigen Nichteragen fragend an.

Er schaute betroffen auf, eine dunkle Note schloß in sein Gesicht. Er dachte daran, wie er von Anfang an alle Liebe und Teilnahme zurückgewiesen und sich ganz in Haß und Groll hineingearbeitet hatte.

„Die Menschen werden dich sicher lieb haben, wenn du freundlich zu ihnen bist,“ meinte Kosel aliflug. „Ich habe dich jetzt schon lieb und ich glaube gar nicht, daß du böse bist.“

Eine ungewohnte warme Regung quoll im Herzen des vereinsamten alten Mannes auf. Fast liebevoll strich seine verkrüppelte Hand über den Kopf der Kleinen. „Du gutes Kind,“ flüsterte er. —

Seit diesem Tage war das Leben des armen Krüppels weniger dunkel und traurig. Wenn Kosel mit ihrem hellen, sonnigen Lächeln und ihrem munteren Geplauder zu ihm kam, vergaß er alle finsternen, trüben Gedanken. „Mein Sonnenstrahl,“ nannte er sie nur; und unter dem Einfluß, den dieser Sonnenstrahl unbewußt auf ihn ausübte, taute sein verhärtetes, verbittertes Gemüt allmählich auf. Er war jetzt weniger schroff und abstoßend und selten noch kamen Flüche aus seinem Munde.

Denn als ihm einmal zornige Lästerworte entfuhrten, hatte ihn Kosel erschrocken angesehen und ernst gesagt: „Das ist Sünde!“

„Warum gehst du nie zur Kirche? Magst du nicht beten?“ hatte sie ihn später einmal gefragt.

Der Alte murmelte etwas Ausweichendes und Kosel fuhr eifrig fort: „Willst du nicht gern in den Himmel kommen? Ich wohl; ich möchte dort gern mein Schwesterchen wiederfinden, das voriges Jahr krank war und das er liebe Gott dann zu sich in den Himmel holte. Mutter sagt, wenn ich brav wäre und gut betete, läme ich einmal hin.“

Der Sommer ging zu Ende, ein regnerischer Herbst folgte. Schwere Nebel hingen über Dorf und Flur, rauhe Stürme durchbrausten das Land. Im Dorfe herrschten Scharlach und Diphtherie, mehrere Kinder waren der schrecklichen Krankheit schon zum Opfer gefallen.

Bisher hatte Klein-Kosel fast täglich ihren alten Freund besucht. Nun aber lag dieser einige Tage an Gichtschmerzen zu Bett und seitdem war sie nicht mehr gekommen. Anfangs beunruhigte es ihn nicht; die Eltern ließen sie wohl nicht durch das nasse Wetter gehen. Als aber weitere drei, vier Tage vergingen, befahl ihm eine plötzliche Angst. Sollte seine kleine Freundin krank sein? Von der alten, halbtauben Frau, die ihm sein Essen brachte, konnte er nichts erfahren; also humpelte er, mühsam auf seinen Stock sich stützend, aus dem Zimmer, um im Nachbarhaus, das er noch nie betreten hatte, nachzustragen.

Geben öffnete er das Pfortchen des Vorgartens — da wankte plötzlich seine Kniee, mit beiden Händen mußte er sich festhalten. Denn vom Nachbarhause her kam ein Leichenzug . . . vier Männer trugen einen weißen, frankbedeckten Sarg und — Kosels Eltern folgten ihm weinend! —

Der Zug ging vorüber. Niemand achtete des alten Mannes, der am Zaun lehnte und mit brennenden Augen dem Sarge nachblickte, der das einzige umschloß, was ihm teuer war.

Niemand sah seinen Schmerz; sie hatten ja alle genug mit ihrem eigenen Leid zu tun. Wankenden Schrittes schleppte er sich ins Haus zurück. Dort warf er sich auf eine Bank und weinte wie ein Kind. — Der Sonnenstrahl war aus seinem Leben geschwunden. Nun war es wieder öde, nun war Schatten und tiefe Nacht.

Aber nein — nicht umsonst hatte Gott ihm diesen Sonnenstrahl gesandt, nicht fruchtlos war er in sein Leben getreten. Er hatte ihm Licht und Wärme gebracht, er hatte in seinem Herzen die scheinbar erstorbenen guten Keime, die dort unter Schlacken und Geröll schliefen, aufs neue zum Leben erweckt.

Ja, er wollte ein besserer Mensch werden, er wollte einst im Himmel seinen Sonnenstrahl wiederfinden! — Am folgenden Sonntag erschien zu aller Erstaunen der Wenzel in der Kirche; und von da an fehlte er dort keinen Tag.

Die Leute begriffen bald daß der Wenzel ein anderer geworden war, aber sie wußten nicht, daß es das warme liebevolle Herz eines unschuldigen Kindes gewesen, das diesen gefürchteten, verbitterten, finsternen Mann unbewußt zum Guten zurückgeführt hatte.



### Rezepte fürs Haus.



— **Schweinsfüße.** Die sauber abgebrühten Schweinsfüße, sowie die Schnauze, das Schwanzstück, verschiedene Abfälle und ein Teil Schwarten kocht man mit Salz, Gewürz, Zwiebeln und Essig weich. Dann schneidet oder wiegt man das Fleisch in kleine Stücke, vermischt es mit der abgeschmeckten Brühe und gießt die Masse in verschiedene Formen, die sich stürzen lassen, vorher aber mit kaltem Wasser ausgepült werden müssen. Eine dicke Fettede schützt vor Verderben.

— **Kraftbrei für Konvaleszenten.** Man trennt sorgfältig das Weiße von 2 Eigelb, rührt dieselben stark ab, tut nach Belieben Zucker und Zimmt daran, gießt  $\frac{1}{2}$  Liter Mandelmilch dazu, setzt es über schwaches Kohlenfeuer und rührt beständig darin, bis es anfängt zu kochen. Aus dem Weißen von den Eiern bereitet man eine andere stärkende Speise. Man schlägt es mit einem Eßlöffel voll gesiebten Zucker zu Schnee, gießt  $\frac{1}{2}$  Liter Milch dazu, setzt es über schwaches Feuer und rührt beständig darin, bis es zu kochen anfängt. Dann reibt man etwas Zitronenschalen darunter, streut Zucker hinein und richtet es sogleich an. Man kann auch fünf Eiweiß und beim Anrichten etwas Pomeranzblütenwasser dazu nehmen.

— **Auffrischung von Delgemälden.** Man nimmt 125 Gr. Ochsen-galle, 125 Gr. Essig, 65 Gr. Salmiatgeist, 35 Gr. Kochsalz, bringt alles in einen zugebundenen Topf und beläßt es in demselben so lange (24 Stunden) stehen, bis das Kochsalz aufgelöst, rührt dann um und überfährt mit einer ganz weichen Bürste, die in diese Lösung getaucht wird, die Gemälde, die dann schräg gestellt, mit kaltem Wasser sofort abgspült und — nachdem trocken geworden — neu gezeichnet werden.

— **Verstohlene schwarze Zeuge.** Man stellt sie wieder her durch Behandlung mit einer Abkochung von mit Wasser gekochtem Kampecheholz, in welche sie gebracht werden, nachdem sie vorher gut gereinigt worden sind. Sie müssen darin etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde lang kochen. Nach dem Herausholen wird ein Stückchen Eisenvitriol in die Brühe getan und der Stoff darin nochmals  $\frac{1}{2}$  Stunde gekocht. Nach diesem wird es luftig aber schattig einige Stunden aufgehängt, einige Male in kaltem Wasser gespült und getrocknet, aber nicht ausgerungen. Das Tuch wird darauf nach dem Striche mit einer weichen Bürste, auf die vorher einige Tropfen Olivenöl getropft sind, gebürstet und ausgebügelt.

— **Regenflecke.** Man gießt  $\frac{1}{2}$  Liter Regenwasser in ein Glas, mischt darin für 10 Pfg. Weinsteinöl und läßt es gut geschüttelt 1 Stunde ruhen. Dann wird mit diesem Wasser ein reines Lätzchen benetzt und die Regenflecke werden damit betupft. Das Tuch wird danach mit einem trockenen Lappen dem Strich nach überfahren und mit einem warmen, aber nicht heißen Bügelstahl gebügelt.

— **Um eiserne Gegenstände gegen Rost zu schützen,** lasse 100 Gramm Speck aus, schöpfe den Schaum ab und füge etwas Graphitpulver hinzu. Mit dieser Mischung bestreicht man die sorgfältig gereinigten Werkzeuge und dergleichen, läßt sie 24 Stunden liegen und wischt sie dann mit einem weichen Lappen ab.

— **Grauer Flaschenlack.** Terpentin 2 L., Fichtenharz 2 L., Schellack 1 L., Terpentinöl 0,75 L., Infusorienerde 1 L., Kreide 1,5 L., Bleiweiß 1,5 L., Ruß 0,25 L. Die festen Bestandteile werden mit Terpentinöl gut angerieben und der geschmolzenen, folierten Harzmischung zugefügt.



## Zum Küssen

schön ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem jugendfrischen Aussehen, weisser sammetweicher Haut und blendend schönem Teint sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauchte man nur die echte

**Steckenpferd-Lilienmilch-Seife**

von Bergmann & Co., Radebeul. a Stück 50 Pfg. überall zu haben.

**Unsere Bilder.**

— Die gesprungene Glocke im Kreml zu Moskau. (S. Bild Seite 147.) Zu den größten Glocken der Welt gehört die im Kreml zu Moskau vom Jahre 1533. Sie ist 1320 Zentner schwer und stürzte bei dem großen Kremlbrand vom Turm herunter. Erst 1836 wurde sie ausgegraben und auf einen 1 Meter hohen Granitsockel gestellt, wo sie sich jetzt neben dem Iwan Welikij genannten Glockenturm befindet.

— Der teuerste Bahnhof der Welt. (Siehe Bild S. 148.) Im Herzen von New-York ist ein Bahnhof fertiggestellt worden, der als der schönste und teuerste der Welt gelten kann. Das Bauwerk besteht ganz aus Marmor und haben die Baukosten über 10 Millionen Dollar betragen. Der Bahnhof, von dem täglich 2 Millionen Menschen befördert werden können, wird am 1. September cr. dem Verkehr übergeben.

**Zur Unterhaltung.**

— Zimmer Doktor. Engländer: Es ist schade, daß der Vulkan heute nicht speit. — Doktor: Das wollen wir gleich machen, ich werde mal einige Pulver hineinschütten.

— Resigniert. Fräulein Eulalia (nachdem sie wiederholt hingefallen): Ach Gott, wenn ich doch nicht immer hinfiele — mich hebt ja doch keiner auf!

— In der Kameruner Schule. Missionär: Mutterliebe ist immer größer als Kindesliebe. Es gibt ein deutsches Sprichwort, das lautet: Eine Mutter kann wohl sechs Kinder ernähren, aber oft nicht sechs Kinder eine Mutter. Also welche Lehre zieht Ihr daraus? — Der kleine Jim: Daß eine Mutter nahrhafter ist.

— Vorschnell. Verteidiger: . . . . Und dieses liebe, gute, herzensreine Mädchen sollte ihre Herrin bescholten haben? Sehen Sie sie an, meine Herren, thront nicht die Unschuld auf ihrer Stirn? O, wenn ich wüßte, wie ich sie den Augen der Welt so darstellen könnte, wie sie mir erscheint — (schnell zur Angellagten) darf ich um Ihre Hand bitten?

— Humor. Redakteur: Ihre Humoreske hat mir nicht sonderlich gefallen, indessen — sind Sie mit zehn Mark zufrieden? — Schriftsteller: Ja, aber für zehn Mark ist sie auch komisch genug. Sie können natürlich nicht verlangen, daß Ihnen für zehn Mark gleich das Zwerchfell platzen soll.

— Warnung. Bauer: Sie, lieber Herr, was hat denn der Angeklagte verbrochen? — Stadtherr: Der hat fremde Handschriften nachgemacht! — Bauer (zu seinem Sohn): Siehst Töffel, was es mit dem Lesen und Schreiben für 'ne gefährliche Sach'n is.

— Das neue Fiebermittel. Der Arzt: „Sie haben mich rufen lassen, Frau Schulze — ist das Befinden Ihres Mannes schlechter geworden?“ — Frau Schulze: „Ja. Weder Antipyrrin noch Chinin haben geholfen und das Fieber steigt rapid.“ — Arzt: „Allerdings, hier muß schnell geholfen werden. Ist es weit zur Apotheke?“ — Frau Schulze: „Zwei Minuten — das Dienstmädchen soll gleich hinlaufen.“ — Arzt: „Schnell Papier und Tinte. Ich werde das neue Fiebermittel verschreiben, das soll unfehlbar sein.“ — Frau Schulze: „Hier ist Tinte, Feder und ein Bogen Papier.“ — Arzt (schreibend): „Das Papier genügt nicht.“ — Frau Schulze: „Hier ist noch ein Bogen.“ — Arzt: (schreibt). — Frau Schulze (nach einer Weile): „Aber mein Gott, Herr Doktor, Sie schreiben wohl Ihre Memoiren?“ — Arzt (ärgerlich): „Den Namen des neuen Fiebermittels schreibe ich!“ (Wirft die Feder hin.) „Schreiben Sie ihn doch, wenn Sie glauben, daß Sie's schneller fertig kriegen. Ich kann nicht weiter, ich habe den Schreibkrampf.“ — Frau Schulze (verzweifelt): „So diktieren Sie, schnell!“ — Arzt: „Also: D-i-m-e-t-h-y-l-a-m-i-d-o-p-h-e-n-i-l —“ — Frau Schulze: „Ist es denn noch nicht fertig?“ — Arzt: „Noch nicht zur Hälfte.“ Weiter: — d-i-m-e-t-h-y-l-p-h-r-a-z-o-l-o-n! So! Dimethylamidophenildimethylpyrazolon. Nun schnell damit in die Apotheke!“ — Frau Schulze mit einem Blick auf den Patienten): „Nicht mehr nötig — mein Mann ist inzwischen gesund geworden!“

**Rätsellecke.**

**Leisten-Rätsel.**

	A		A		A	
A	A	B	E	E	E	E
	G		I		I	
I	K	K	L	M	N	N
	N		N		N	
O	O	P	R	R	S	S
	T		T		Z	

Die Buchstaben lassen sich so ordnen, daß die waagerechten Reihen 1. ein Königreich in Europa; 2. einen Vornamen und 3. die alten Bewohner eines Teiles von Amerika bezeichnen, während die senkrechten Reihen 1. einen Philosophen aus dem 17. Jahrhundert; 2. eine Stadt in Schottland und 3. einen König der Vandalen nennen.

**Homonym.**

Was von dem Wort im Ru wird ausgegeben  
In seines Leichtsinns Ueberchwang,  
Das muß für tausend andrer langes Leben  
Das Wort oft viele Tage lang.

**Füll-Rätsel.**

Dort geht mit ernstem Angesicht  
Herr Müller auf das Amisgericht,  
Die Stirn voll krauser Falten,  
Die Sonne brennt, es wird ihm warm,  
Schwer drückt das Päckchen unterm Arm —  
Was mag es nur enthalten?  
Wär nur ein „i“ noch in dem Wort,  
Herr Müller würde wohl sofort  
Gern stundenlang es halten.

**Wort-Rätsel.**

Kaum jemals es in dieser Welt  
Sich einem Leben nicht angeht,  
Und wenn es Schritt und Tritt verbunden,  
So hätten wir's oft gern gelunden.  
Ob auch in seinem großen Reich  
Ein jeder wohl dem andern gleich,  
Freiwillig streben doch nicht viele  
Hin nach dem unbekannten Ziele.

**Rebus.**



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

- Anagramm: Caub, Cuba.
- Charade: Nebelhorn.
- Rebus: Glaube, Liebe, Hoffnung.



Nr. 20.

Sonntag, 15. Mai.

Jahrgang 1910.

## Zur rechten Stunde.

Eine Pfingst-  
Erzählung  
von

Hrb. Overmann  
(Düsseldorf.)

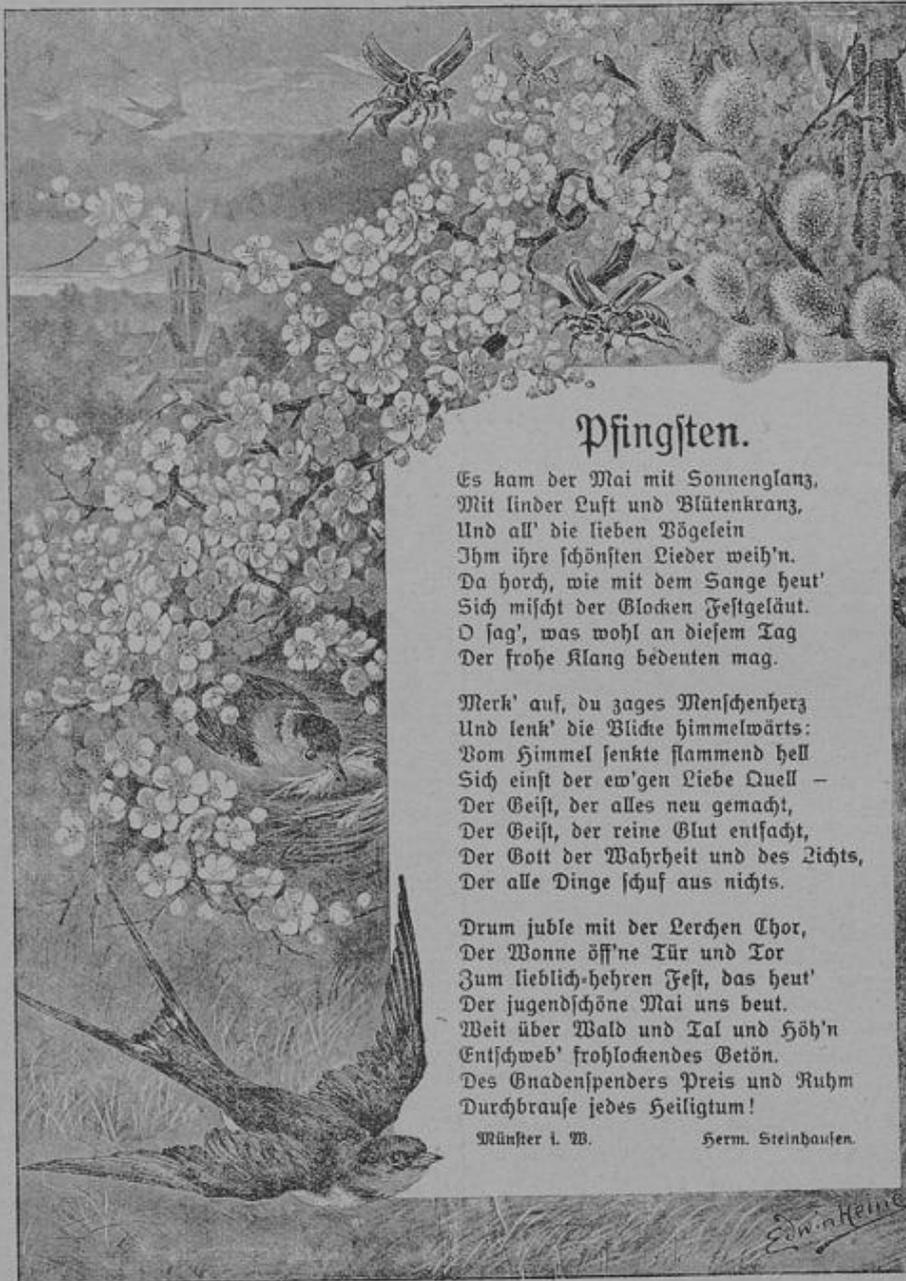
Nachdr. verb.

Kurt von Below, der Ober-  
Zuspettor des  
dem Fürsten von  
H. gehörigen Gu-  
tes Falkenhagen  
saß in seinem  
Arbeitszimmer  
am Schreibtisch.  
Den Kopf in die  
Hände gestützt,  
sah er andau-  
ernd auf einen  
Brief mit den  
zierlichen Buch-  
staben einer Da-  
menhand.

Der Schall der  
Sonntagsglocken  
der nahen  
Kirche drang so  
feierlich durch  
das geöffnete  
Fenster. Drau-  
ßen duftete der  
Kleber und die  
Vögelchen sangen  
und jubilierten.  
Kurt von Be-  
low achtete gar  
nicht darauf.

Und doch war  
sein Herz für  
alle Naturschön-  
heiten sonst so  
empfindlich.

Seine Augen  
blickten traurig,  
sein Gesichtsaus-  
druck zeugte von  
tiefer Niederge-  
schlagenheit, sei-  
ne kräftige, hohe  
Gestalt schien zu-  
sammengesun-  
ken.



### Pfingsten.

Es kam der Mai mit Sonnenglanz,  
Mit linder Luft und Blütenkranz,  
Und all' die lieben Vögelein  
Ihm ihre schönsten Lieder weih'n.  
Da horch, wie mit dem Sange heut'  
Sich mischt der Glocken Festgeläut.  
O sag', was wohl an diesem Tag  
Der frohe Klang bedenten mag.

Merk' auf, du zages Menschenherz  
Und lenk' die Blicke himmelwärts:  
Vom Himmel senkte flammend hell  
Sich einst der ew'gen Liebe Quell —  
Der Geist, der alles neu gemacht,  
Der Geist, der reine Blut entfacht,  
Der Gott der Wahrheit und des Lichts,  
Der alle Dinge schuf aus nichts.

Drum juble mit der Lerchen Chor,  
Der Wonne öffne Tür und Tor  
Zum lieblich-ehren Fest, das heut'  
Der jugendschöne Mai uns heut.  
Weit über Wald und Tal und Höh'n  
Entschweb' frohlockendes Getön.  
Des Gnadenspenders Preis und Ruhm  
Durchbrause jedes Heiligtum!

Münster i. W.

Herrn Steinhausen.

Dem ganzen Gesinde, vom Kutscher bis zum Hirtenjungen,  
war der Herr Zuspettor seit acht Tagen ein Rätsel. Der

sonst, wenn auch  
strenge, doch all-  
zeit gütige, sei-  
ner Pflicht sehr  
genau nachkom-  
mende Herr war  
auf einmal wie  
verwandelt. Er  
ging mit trau-  
rigem Gesichte,  
gesenktem Haup-  
te in Gedanken  
versunken um-  
her. Fehler und  
Nachlässigkeiten  
die ihm sonst  
nie entgangen  
waren, die dem  
Schuldigen ei-  
nen ernsten, sel-  
ten strengen Ta-  
del oder Ber-  
weis eintrugen,  
überfah er jetzt.  
er ging achlos  
an allem vor-  
über. Und was  
die Leute am  
meisten wun-  
derte, er achtete  
nicht einmal auf  
ihren Gruß, den  
er doch sonst  
stets freundlich  
erwiderte.

Wußte er sich  
im Hause, auf  
dem Hofe, auf  
dem Felde al-  
lein, so zog er  
den Brief, den  
er auch jetzt vor  
sich liegen hatte,  
hervor. Er las  
ihn, er seufzte  
und steckte ihn  
wieder in die  
Tasche. In sei-  
nem Zimmer  
schob er bald  
die Wirtschafts-  
bücher beiseite,  
holte den Brief

hervor, las ihn durch und starrte dann die Zeilen an, lange, stöhnte, steckte ihn mit verzweifelter Miene wieder ein, ließ sein Pferd satteln und ritt davon, um nach Stunden ermattet zurückzukehren.

Die Leute schüttelten die Köpfe; war ihr Herr krank?

Ja, Kurt von Below fühlte sich krank, geistig krank, er konnte seine Gedanken nicht auf seine Arbeit konzentrieren. Sein ihm so lieber Beruf, in dem er aufging, dem er seine ganze Kraft widmete, war ihm fast gleichgültig. Er fühlte keine Lust zum Arbeiten, es machte ihm keine Freude, durch die Ställe und Scheunen, durch die Wälder, Felder und Wiesen zu gehen und überall nach dem Rechten zu sehen.

Und was verursachte dies alles, was hatte den frohen, arbeitsfreudigen Mann so verändert, was drückte den starken Menschen so nieder?

Der Brief, der vor ihm lag? — Ja, der Brief, der Brief, der ihm all seine Hoffnung nahm, der sein Glück so grausam zerstörte.

Vor drei Wintern weilte Kurt von Below geschäftlich längere Zeit in der Hauptstadt. Auf dem Ball bei einer befreundeten Familie lernte er die 21jährige Ella von Haltern kennen. Vom ersten Augenblicke an fesselte ihn dieses anmutige, bescheidene Mädchen mit den blauen Augen, dem blonden, üppigen Haar, der hohen, schlanken Gestalt, die so gut zu ihm paßte.

Wie froh war er, ihr vorgestellt zu werden, wie angenehm konnte sie plaudern und wie gut verstanden sie sich, als verwandte Saiten angeschlagen wurden, als sie von Land und Forstwirtschaft sprachen. Es tat ihm so wohl, ein Mädchen zu treffen, das mit solchem Verständnis von seinem Berufe sprach.

Kein Wunder auch, war doch ihr Vater Besitzer eines großen Gutes, welches er selbst mit Liebe und Fleiß bewirtschaftete und somit auch die Liebe zur Landwirtschaft in seine Tochter gelegt hatte.

In dem Winter hatte Kurt noch oft Gelegenheit, mit Ella von Haltern auf Ballen und in Gesellschaften zusammenzutreffen. Er freute sich jedesmal, wenn er sie sah, er war längst zu dem Bewußtsein gekommen, daß er Ella liebe. Und Ella, ging nicht jedesmal ein freudiges Leuchten über ihr schönes Gesicht, wenn er erschien; ja, auch sie mochte den jungen Inspektor gerne.

Doch ehe ein Wort von Liebe zwischen den beiden gefallen war, mußte Kurt von Below plötzlich unerwartet zu seinem Herrn abreisen. Er hatte nicht einmal Zeit gehabt, sich von Ella von Haltern zu verabschieden, ihr zu schreiben; er wußte nicht einmal, wo in der Provinz das Gut ihres Vaters, des Herrn von Haltern, lag.

Die befreundete Familie in der Hauptstadt, die ihm Auskunft hätte geben können, war verreist, er wußte ihre Adresse nicht.

So mußte Kurt von Below warten; es war ihm eine schwere Prüfungszeit, in der er immer mehr erkannte, was Ella ihm war, was sie ihm werden mußte, sein liebendes, geliebtes Weib.

Er stürzte sich in die Arbeit, er war rastlos tätig, damit die Zeit schneller vergehe, damit der Zeitpunkt eher komme, wo ihm Gelegenheit wurde, Ellas Aufenthalt zu erfahren.

Der Frühling, der Sommer kamen und gingen, der Herbst mit der vielen Arbeit zog ins Land. Kurt schaffte und arbeitete ohne Rast. Dann gönnte er sich ein paar Tage Ruhe, er reiste zu seinem Freunde, einem Gutsbesitzer, der ihn schon so oft eingeladen hatte.

Schöne Tage der nötigen Erholung verlebte Kurt auf dem Gute seines Freundes. Doch kam ihm hier, fern von seiner Arbeit, das Verlangen, Ella zu suchen, zu finden, und er nahm sich vor, über Berlin zurückzureisen, um zu sehen, ob er seine Bekannten antreffe, um von diesen Näheres zu erfahren.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, machte er eines frühen Morgens allein seinen Spazierritt. Immer weiter und weiter ritt er, er achtete gar nicht auf den Weg, er mußte schon weit von dem Gute seines Freundes entfernt sein.

In kurzer Entfernung lockte ein Wald; bis dahin wollte er noch, dann zurück; in dieser Gegend war er noch nicht gewesen.

Im Walde ließ er sein Pferd langsamer gehen, er mußte hier achtgeben auf Baumwurzeln und Sträucher und konnte seinen Gedanken nicht so nachhängen.

Immer weiter ritt er in den Wald; noch mochte er nicht umkehren, es war hier so still, so feierlich, in dem herrlichen natürlichen Dome des allmächtigen Schöpfers, ihm wurde feierlich zumute.

Da sah er etwas Helles durch die Bäume schimmern; langsam ritt er weiter, — eine menschliche Gestalt, eine Dame. Kurt war überrascht, hier in dieser Einsamkeit ein weibliches Wesen zu sehen.

Neugierig ritt er weiter; der weiche Waldboden dämpfte den Schritt seines Tieres. Nun sah er die Fremde genauer, diese schlante, hohe Gestalt, dieses üppige, blonde Haar — träumte er — so sah nur eine aus.

„Ella!“ kam es halblaut, jubelnd über seine Lippen. Erschrocken wandte sich das Mädchen um.

„Fräulein von Haltern,“ verbesserte sich Kurt von Below. Er sprang vom Pferde, denn sie war es wirklich; eilig schritt er auf die heiß Errötende zu und ergriff ihre beiden Hände.

„Gnädiges Fräulein, wie sehr habe ich Sie gesucht, nachdem ich damals so plötzlich aus der Hauptstadt abreisen mußte, und nun finde ich Sie hier in der Einsamkeit?“

„Ja, Herr von Below; hier, auf dem Grund und Boden meines Vaters.“

Kurt von Below war sprachlos. Also hier war die Heimat des geliebten Wesens, hier das Gut ihres Vaters; mehrere Tage war er ihr schon so nahe gewesen, ohne es zu wissen, ohne es zu ahnen.

Fröhlich plaudernd gingen die beiden neben einander her. Kurt erzählte, wie trostlos er damals gewesen sei, als er so plötzlich ohne Abschied aus Berlin habe abreisen müssen, und wie es ihm unmöglich gewesen sei, ihren Aufenthalt zu erfahren.

Mit schalkhaften Augen fragte sie: „Und weshalb waren Sie trostlos, weshalb wollten Sie meinen Aufenthalt wissen?“

Da ersah Kurt ein großes Verlangen, dieses holde Mädchen sogleich in die Arme zu schließen, sich sein Glück zu sichern, denn bald mußte er wieder fort; schnell war sein Entschluß gefaßt.

Mit seinen treuen Augen, aus denen ein Meer von Liebe sprach, in ihre blauen Sterne blickend, sprach er:

„Fräulein von Haltern; vom ersten Augenblicke an, ehe ich mit Ihnen sprach, fühlte ich mich zu Ihnen hingezogen. Als Sie dann mit Liebe und Verständnis von meinem Berufe sprachen, zog es mich immer mehr zu Ihnen hin, und als ich unerwartet, plötzlich abreisen mußte, als ich wieder bei meiner Arbeit war, da fühlte ich, was ich in der Hauptstadt gelassen hatte: ein liebes, geliebtes Mädchen. Ja, Ella, ich habe Sie lieb, unendlich lieb, können Sie mich auch lieb haben, Ella, wollen Sie — willst du mein liebes, treues Weib werden?“

Blutübergossen stand sie vor ihm. Da umfaßte er sie und sie umschlang seinen Hals, legte ihr blondes Haupt an seine breite Brust; glücklich lächelnd erwiderte sie seinen Kuß — den ersten Kuß der Liebe.

Zwei glückliche Menschenkinder wandelte durch den Wald. Hier trafen sich nun Kurt und Ella noch an den zwei Tagen, die er noch bei seinem Freunde weilen konnte; hier besprachen sie auch ihre Pläne für die Zukunft.

Kurt war elternlos; sein Vater hatte ihn Land- und Forstwirtschaft studieren lassen und Kurt kannte seinen Beruf durch und durch, er war ein tüchtiger Fachmann. Leider aber hatte er keine Mittel, um ein Gut zu erwerben. Von seinem Vater hatte er nur ein paar tausend Mark ererbt, doch hatte er eine einträgliche Stelle, wo er viel sparen konnte. In einigen Jahren hoffte er so viel zu haben, um ein größeres Gut vorläufig pachtweise zu übernehmen, dann konnte er Ella ein Heim bieten, und so lange wollte er warten, ehe er bei Herrn von Haltern um Ellas Hand anhielt, und so lange wollten beide ihr Herzensbündnis geheim halten.

Ella war mit allem einverstanden und bereit, zu warten, bis Kurt von Below sie heimführen konnte.

Das war nun über zwei Jahre her. Die Liebenden schrieben sich in dieser Zeit regelmäßig; im Winter trafen sie in der Hauptstadt zusammen, im Herbst ging Kurt auf einige Tage auf das Gut seines Freundes und traf dann jeden Morgen hier mit der Geliebten zusammen. Das waren jedesmal schöne Tage.

Nur im letzten Winter war Ella nicht zur Residenz ge-

kommen. Sie hatte ihm geschrieben, es ginge nicht; die Eltern haben schwere Sorgen, ihr Gut war sehr belastet, ihr Bruder, der als Offizier in Berlin in Garnison lag, hatte Schulden gemacht, dazu seien schlechte Ernten gekommen. Die Eltern konnten sie nicht begleiten und sie mochte dieselben nicht allein mit ihren Sorgen zu Hause lassen.

Kurt schrieb tröstend und ermunternd wieder, die schwere Zeit werde vorüber gehen, „und bald auch, Geliebte,“ schloß er seinen Brief, „werde ich Dich heimführen. Mein Kapital hat sich schon vermehrt, ich habe gut sparen können; der Fürst, mein Herr, scheint mit mir zufrieden, er erhöhte zweimal mein Gehalt und überraschte mich auch jedesmal zum Neuen Jahre mit einer schönen Gratifikation. Sobald etwas zu haben ist, werde ich mich bemühen, und dann hole ich mir ein liebes Weib, Dich, meine geliebte Ella.“

Liebevollen Dank ernteten diese Zeilen von ihr, aber ihm schien es, als habe sich die Schreiberin sehr bedrückt gefühlt; der fröhliche Plauderton sprach nicht aus ihren Zeilen.

Voll Sorge schrieb Kurt nun an seinen Freund, den er in sein Geheimnis eingeweiht hatte, und bat ihn um Mitteilung über die Lage des Herrn von Halbern.

Die Nachricht, die er hierauf erhielt, war nicht erfreulich. Herr von Halbern hatte sein Gut schon überlastet von seinem Vater übernommen; er hatte gearbeitet und geschafft wie er nur konnte, um es wieder in die Höhe zu bringen, aber es sei ihm nicht geblückt, da es ihm an Kapital gefehlt habe, moderne Maschinen usw. anzuschaffen. Er konnte seinen Grund und Boden nicht rationell ausnutzen, dazu seien schlechte Jahre gekommen. Nun habe auch der einzige Sohn, der in einem Berliner Garderegiment gestanden habe, der sonst ein solider Offizier, nun aber in Spieler- und Wucherhände gefallen war, zweimal Schulden gemacht, die der Vater bezahlt habe, dadurch habe dieser die Zinsen der Hypotheken nicht bezahlen können. Was nun werden solle, wisse man nicht, jedenfalls aber sei Herr von Halbern in einer bösen Lage. Der Sohn hatte sich schon in die Linie versetzen lassen, da der Vater die hohe Zulage nicht mehr bezahlen konnte.

Auf diese Mitteilung hin schrieb Kurt von Below sofort an Ella und bat um Aufklärung, wie alles stehe; aus ihren Briefen spreche ein gedrückter Ton. Die Antwort, die er darauf erhielt, bestätigte die Auskunft seines Freundes.

Kurt schrieb nun in liebevoller, zarter Weise an Ella, daß er ihrem Vater sein kleines Kapital für die Zinsen zur Verfügung stelle, dann wollten sie noch etwas warten; er würde sich freuen wenn er so ihren Eltern helfen könne.

In bewegten Worten dankte Ella, aber sie könne das Anerbieten nicht annehmen denn auch die weiter fälligen Zinsen habe der Vater nicht ausbringen können, und so reiche das angebotene Geld doch nicht. Der Vater wolle sich anderweitig bemühen, aber er fürchte, daß ihm die Hypotheken gekündigt würden.

Troßloser denn je klang dieser Brief. Kurt antwortete soalich aber Ella schwieg; auch auf einen zweiten und dritten Brief erhielt er keine Antwort.

Da, endlich, nach langem Warten erhielt er Nachricht, eine Nachricht die den starken Mann vollständig niederdrückte, die ihn mutlos, hoffnungslos machte.

In bewegten Worten, mit unsicherer Hand schrieb ihm Ella, daß dem Vater alle Versuche, Geld für die überfälligen Zinsen zu erhalten, fehlgeschlagen seien; die drei Hypotheken, die alle ein Berliner Kapitalist auf dem Gute habe, seien von diesem gekündigt worden und am 1. Juni zurückzahlen. Nirgends könne der Vater neue Hypotheken bekommen. Erbarmen sei von dem Kapitalisten nicht zu erwarten; dieser habe sich in früheren Jahren um ihre Mutter beworben, sei aber abgewiesen worden. Da habe er sie mit seinem Haffe verfolgt und als die Mutter den Vater geheiratet, habe er es verstanden, die Hypotheken an sich zu bringen; er warte nun darauf, sie von Haus und Hof zu vertreiben. — Und nun kam das Schlimme für Kurt. — Ein reicher Gutsnachbar, ein alter Junggeselle, habe ihrem Vater seine Hilfe angeboten, unter der Bedingung, daß er die Hand seiner Tochter erhalte. Die Eltern hatten ihn an ihre Tochter verwiesen, ihr Schicksal in deren Hände gelegt. Und Ella — sie wollte sich als gutes Kind für die Eltern opfern. Bis Pfingsten habe sie Zeit das sei der letzte Termin, acht Tage später waren die Hypotheken fällig.

In herzbewegenden Worten bat sie Kurt, sie frei zu geben; sie könne den Eltern die Heimat retten; es sei ihre Pflicht, als Tochter es zu tun. Ob das Bewußtsein, als gute Tochter gehandelt zu haben, sie an der Seite eines ungeliebten Mannes froh werden lassen könnte, bezweifle sie.

„Ich will stark sein, Kurt, sei du es auch, wir müssen ent- sagen, zürne nicht, vergiß deine Ella.“

So schloß der Brief. Kurt kannte ihn auswendig. „Vergessen!“ Nein, Kurt sprang auf. „Nie, Ella, nie! Vergessen, nein!“

Er schellte und befohl, sein Pferd zu satteln. Im Begriff, Hut und Reitpeitsche zu greifen, klopfte es und auf das Herein trat der Briefträger ein.

„Herr von Below, ein Einschreibebrief.“ Mechanisch quittierte er, der Postbote entfernte sich. Kurt besah das Kuvert. „Dr. jur. Paul Resse, Rechtsanwalt und Notar, Berlin,“ las er.

„Was hab ich denn mit dem zu tun, dachte Kurt, öffnete gleichgültig den Umschlag und las immer erstaunter werdend:

Berlin, den 14. Mai 18—

Herrn Kurt von Below,

Gut Falkenhagen in — — —

Hiermit setze ich Sie von dem am 11. cr. erfolgten Tode Ihres Stiefonkels, des Herrn Karl von Sebbel, geziemend in Kenntnis.

In seinem Testamente setzte Herr von Sebbel Sie als seinen nächsten Verwandten zum Universalerben seines bedeutenden Vermögens ein, und wurde ich zum Testamentvollstrecker bestellt.

Laut Bestimmung Ihres verstorbenen Herrn Onkels — der stets etwas Sonderling war — sollten Sie erst nach seiner Bestattung von seinem Tode benachrichtigt werden. Diese hat soeben stattgefunden und mache ich Ihnen nunmehr diese Mitteilung.

Ich bitte Sie höflichst, sobald wie möglich nach hier zu kommen und mich aufzusuchen, da ich verschiedenes Dringende, worüber Ihr Herr Onkel noch zu bestimmen Willens war, mit Ihnen zu besprechen habe.

Mit aller Hochachtung Dr. jur. Paul Resse.“



„Ganz wie Großmama.“

Kurt von Below war sprachlos, er hatte seinen Stiefonkel kaum gekannt. Das letzte und wohl einzige Mal hatte er ihn auf der Beerdigung seiner Mutter, die seines Onkels Stiefschwester war, gesehen. Er hatte in seinem Schmerz um die geliebte Tote, den kleinen unscheinbaren alten Herrn in der fast schabigen Kleidung zuerst gar nicht beachtet. Da hatte ihn dieser kurz nach seinem Veruj, seinen Arbeiten, seinen Aussichten gefragt. Die Antwort mußte ihn wohl befriedigt haben, denn mit zusammengekniffenen Augenlidern sah er ihn an, klopfte ihn auf die Schulter und sagte:

„So ist's recht, Junge; arbeiten und immer wieder arbeiten; das allein bringt Erfolg.“

Kurt wußte durch seine Mutter nur, daß dieser Onkel in einen entfernten Winkel der Hauptstadt wohne, was er tue und treibe, wußte sie nicht, aber Vermögen hatte er ihres Wissens nicht; er kleidete sich schlecht und lebte einfach, ärmlich, um niemand kümmerte er sich.

Und nun — Kurt staunte — hinterließ er ihm ein bedeutendes Vermögen — sonderbar — höchst sonderbar.

Kurt von Below wanderte im Zimmer auf und ab. Da durchzuckte ein Gedanke seinen Kopf wenn sein Onkel ihm ein bedeutendes Vermögen hinterließ, so konnte er damit Eilas Vater helfen und diese brauchte dann nicht den alten Junggesellen zu heiraten.

Kurt hatte keine Worte, der Notar weidete sich an seinem Erstaunen und fuhr schmunzelnd fort:

„Und hier ist noch etwas Herr von Below, auch keine Kleinigkeit. Da sind eine erste, eine zweite und eine dritte Hypothek auf ein großes Gut. Dieses ist dadurch allerdings sehr überlastet; der Besitzer konnte schon zweimal die Zinsen nicht bezahlen und ihr verstorbener Herr Onkel kündigte die Gelder. Aller Voraussicht nach wird der Gutsbesitzer anderweitig keine Hypothek aufbringen können; dann müssen Sie das Gut übernehmen. Ihr Herr Onkel hatte es lange vor, das Gut so für Sie zu ersehen, denn er war stets über Sie unterrichtet und wußte, daß Sie ein tüchtiger Landwirt waren. Deshalb hat er auch alle drei Hypotheken an sich gebracht.“

Gleichgültig sah Kurt auf die ihm vorgelegten Hypothekenbriefe, ihm wirbelten ganz andere Gedanken im Kopf herum, nun hatte er Geld und konnte Herrn von Halbern helfen, sich Ella holen.

„Von Halbern, Freiherr Ernst von Halbern,“ las Kurt da — was war das? Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen; sollte — — erregt sprang er auf. —

„Herr Notar — ist — ist das Freiherr von Halbern i. N. auf dessen Gut diese Hypotheken lasten?“

„Ja, derselbe, Herr von Below; aber was erregt Sie denn so?“



Zur Palästina-reise des Prinzen Citel Friedrich und seiner Gemahlin (X):  
Das prinzliche Paar verläßt die Grabeskirche in Jerusalem.

Er setzte sich hin und überlegte. In vierzehn Tagen war der 1. Juni, dann waren die Hypotheken zurückzuzahlen, in acht Tagen war Pfingsten, dann ließ Eilas Bedenkzeit ab. Bis dahin mußte er Gewißheit haben, ob er helfen konnte, er mußte also sofort nach Berlin; doch halt, das ging ja nicht.

Morgen, Montag, kam eine neue Maschine, die schon auf der Station war; Dienstag kamen neue Pferde, Mittwoch mußte er dann zum Fürsten, um Urlaub zu erbitten. Also konnte er Donnerstag reisen, dann kam er nachts in Berlin an, konnte Freitag mit dem Notar verhandeln, dann evtl. an Elle telegraphieren und Pfingsten vielleicht selbst bei ihr sein.

Nun ging Kurt, bestieg sein Pferd und ritt zur Post, von wo er dem Notar in Berlin depeßierte, daß er Freitag morgen bei ihm sein werde.

\*

Etwas müde von der weiten Reise trat Kurt von Below am Freitag morgen beim Notar Kesse ein, der ihn sofort freundlich empfing.

Nachdem sich Kurt durch die nötigen Papiere legitimiert hatte, eröffnete ihm der Notar an Hand des Testaments und einer Aufstellung, daß ihm sein vermeintlich armer Onkel ein bei der deutschen Bank deponiertes Baarvermögen von 1 600 000 Mark hinterlassen hatte.

Kurt wurde blaß und rot. Schnell griff der Notar nach der Wasserkaraffe, drückte Kurt auf einen Stuhl und bot ihm ein Glas Wasser an.

Gierig trank Kurt, die Kehle war ihm ganz trocken, aber er begriff, sein Stiefonkel war der Berliner Kapitalist, von dem Ella geschrieben.

„Herr Notar, die Kündigung der Hypotheken muß zurückgenommen werden, sogleich — sofort, es geht doch nicht? — ich — ich;“ Kurt brach errötend ab.

Nun war die Reihe des Erstaunens an dem Notar, stieg diesem scheinbar so vernünftigen Herrn das viele Geld zu Kopf, oder wandelte den starken Körper ein Unwohlsein an? Er ging zur Tür und ließ durch einen Schreiber eine Flasche Wein aus seiner Wohnung holen. Als diese kam, füllte er zwei Gläser, stieß mit Herrn von Below an und ließ ihn ordentlich trinken.

Dieser leerte denn auch sein Glas und schien sich zu beruhigen. Dann begann eine eifrige Konferenz und nach einer Stunde verließ Kurt von Below froh und hoffnungsfreudig den Notar.

\*

Pfingstmorgen — Goldig leuchtend stieg die Sonne empor und küßte von tausend und abertausend duftenden Blumen und Blüten die frischen, funkelnden Tauperlen ab.

Viele Hunderte von süßen Vogelstimmen huben zu einem feierlichen Konzerte an.  
Zubelnd und trillernd stieg die Lerche in die blauen Lüfte empor.

Zubeln und jauchzen hätte auch das junge liebliche Mädchen mögen, das dort am offenen Fenster des Herrenhauses stand.

Es war Ella von Halbern, die dort mit sehnsüchtigen Augen ins Land hinaus sah. Die schlante Gestalt von den weichen Falten eines duftigen weißen Kleides umflossen, stand sie da, zum ersten Male seit langer, langer Zeit, eine halberblühte rote Rose in dem schönen, blonden Haar und zum ersten Male seit langem sanfte Rosen auf den Wangen.

„Er kommt, er kommt zur rechten Stunde, nun bekommen wir doch noch fröhliche, glückliche Pfingsten,“ flüsterte sie

eine für Herrn von Halbern, das andere für Ella; sie trugen Bewunderung, Hoffnung und Zuversicht in das seit langem so stille Haus.

Die Depesche für Herrn von Halbern lautete:

„Von Gebbel gestorben. Erbe Hypothekenkündigung zurückgezogen. Weitere Nachricht folgt.“

Nesse, Notar.“

An Ella telegraphierte Kurt von Below:

„Komme morgen früh zu Dir. Alles wird gut. Hebe mir mein Glück auf.“

Dein Kurt.“

Das Erstaunen von Eltern und Tochter war groß; keiner wußte die richtige Erklärung für die Telegramme; aber alle wußten, daß hier etwas besonderes im Spiel sein mußte, daß man vor einen Wendepunkt des Geschehens stand, an



„Goppia Miezle!“ Nach dem Gemälde von J. Strafa.

glücklich und preßte dabei ein Telegramm innig an das laut pochende Herz.

Gestern noch so hoffnungslos, noch einen Tag, nur noch kurze 24 Stunden und dann war die Entscheidung, dann holte sich ein ungeliebter Mann ihr „Ja“, wozu sie sich entschlossen, um den lieben Eltern die Heimat zu erhalten.

Mit warmen Danke hatten diese von dem Entschluß der treuen Tochter Kenntnis genommen; aber froh konnten sie darob nicht sein; sie wußten, daß ihr Kind den Mann nicht liebte. Das scharfe Mutterauge hatte längst gemerkt, daß das Herz der Tochter nicht mehr frei war. Darum hatten sie auch keinen Einfluß auf das junge Mädchen ausgeübt. So kam es denn auch, daß sie sich gar nicht bewußt wurden, daß die große Sorge von ihnen genommen wurde, sie gingen so bedrückt umher wie zuvor. Das würde kein schönes Pfingstfest werden.

Da waren gestern zwei Telegramme eingelaufen, das

einem Wendepunkt zum Guten. Man weinte und lachte, man umarmte und küßte sich vor Freude; man ahnte ein Pfingstglück, und Ella gestand den Eltern ihre Liebe zu Kurt von Below.

Traumverloren stand sie nun noch immer am Fenster, sehnsüchtig sah sie die Allee, die Landstraße hinab; es war noch nichts zu sehen.

Für Maien, für Blüten- und Blumen-Pracht hatte sie heute keine Augen; ihr Herz war so voll, es klopfte so ungebärdig. Das kurze Telegramm hatte ihr alles gesagt; es war Kurt gelungen, in die Hypotheken-Geschichte einzugreifen, er wollte sie dem reichen Nachbar nicht lassen; sie verstand die kurzen Worte: „Hebe mir mein Glück auf.“ Ja, das wollte sie.

Nun wurde sie zum Frühstück gerufen, sie mußte den Platz am Fenster verlassen. Die Eltern warteten schon; war es

ein Wunder, daß Ella schon einen Ruf überhört hatte?

Lächelnd sahen sich die Eltern an, als sie das frische, rosige Mädchen eintreten sahen; nun erst merkten sie recht, wie blaß ihre Tochter in letzter Zeit gewesen.

Froh und heiter bediente sie diese nun mit Kaffee, man hatte lange nicht mehr so zufrieden beim Frühstück gegessen, wie an diesem Pfingstmorgen, und man saß länger am Tisch wie sonst, viel länger.

Da — Aufstappeln, Räder rasseln, ein Jagdwagen fuhr vor. Ella sprang auf, in der Halle schon traf sie Kurt —

„Ella — Kurt!“  
Die beiden Liebenden hielten sich umschlungen.

Kurts Freund suchte Ellas Eltern auf, um ihnen in seines Freundes Namen über Kurt und seine Erbschaft zu berichten, er hatte genügend Zeit dazu, er wurde in seinem Bericht nicht so oft unterbrochen, wie Kurt von seiner Ella.

Dann gingen auch die Beiden zu den Eltern. Kurt hielt in aller Form um Ellas Hand an, und segnend legten die Eltern die Hände der Kinder ineinander.

Da erschien der Diener von Kurts Freund und überreichte Kurt einen verhüllten Gegenstand. Dieser löste die weiße Papierhülle, ein Büttel herrlicher Marschal-Nil-Rosen, deren Stengel mit beschriebenen Altenpapier umwunden waren, kam zum Vorschein. Mit einem Kuß überreichte er seiner Braut den prachtvollen Strauß.

„Mein Brautgeschenk für dich, liebste Ella!“

Diese bewunderte das duftende Büttel dann die sonderbare Umhüllung der Stengel und las einige gerade sichtbare Worte — Freiherr Ernst von — — erhielt heute — — im Betrage — — Hypothek — —. Da verstand sie: Kurt schenkte ihr in sinniger Weise mit Blumen die Hypothekenbriefe, die den Eltern und ihr soviel Sorge gemacht hatten.

Mit Tränen in den Augen umarmte und küßte sie den geliebten Mann, dann eilte sie zu den Eltern und übergab ihnen die Rose mit der teuren Hülle.

Gerührt schlossen auch diese den zartfühlenden Schwieger-sohn in die Arme.

Von fernher begannen die Pfingstglocken zu läuten; feierlich tönte der Schall über das Land und erweckte ein vielfaches Echo in den Herzen der glücklichen Menschen.

## Es war nur ein Musikmeister.

Von H. A. Dännig.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Oberst zeigte nochmals, aber nur schweigend, auf den Stuhl.

„Ist es auch wirklich ein Papagei?“

Es folgte ein bejahendes Nicken.

„Ich habe bis jetzt nur grüne Papageien gesehen.“

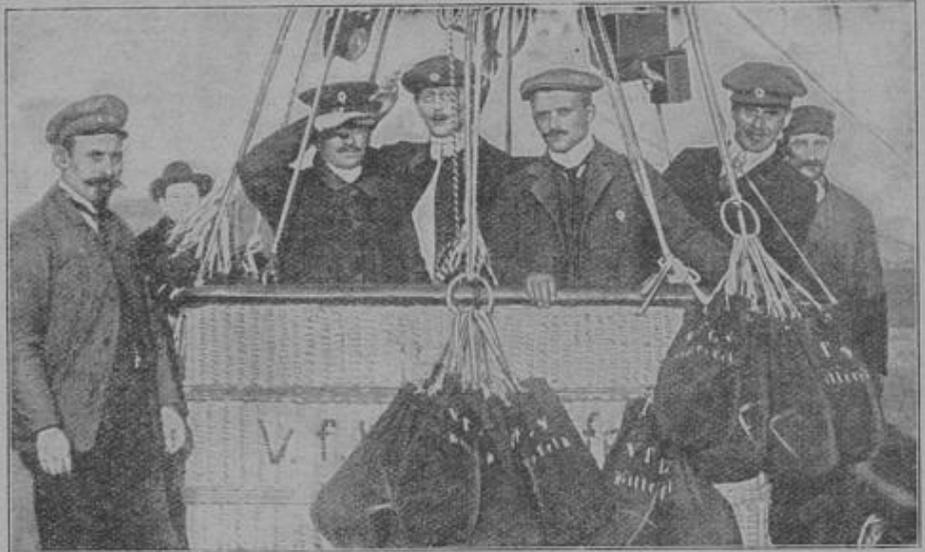
„Das ist sehr leicht möglich, gnädige Frau, denn die Grauen sind sehr selten, weil sie nicht allein sprechen, sondern auch singen können.“

„Auch singen, das ist ja reizend,“ sagte die Dame geziert, den Kopf hin- und herbewegend.

Der Papagei schien sich über das Hin- und Herschaukeln der feuerroten Federn zu ärgern, er bearbeitete mit seinem Schnabel die Drähte seines Käfigs und rief dann plötzlich ganz deutlich:

„Klatschbaze!“

Durch diese wenig schmeichelhafte Benennung schien die Dame peinlich berührt, nervös fuhr sie mit der einen Hand an ihre Herzgegend und sagte nach einer unheimlichen



Die Znfassen des durch einen Blitzschlag vernichteten Ballons „Delitsch“.

Pause, nachdem sie sich langsam von ihrem Schrecken erholt hatte:

„Gerne hätte ich meiner Tochter eine Ueberraschung bereitet durch das Geschenk eines seltenen Papageies und ich wollte Sie höflichst um die Adresse des Verkäufers gebeten haben, aber um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich habe meinen Entschluß geändert. In unserer Stellung muß man besonders darauf bedacht sein, die Atmosphäre rein zu halten, zumal wenn man eine ausgezeichnete Erziehung genossen und nur in den besten Kreisen verkehrt hat. Leider sind Dienstmoten in einer großen Haushaltung unentbehrlich, und ich würde befürchten, daß die meine Erziehung in unserem Hause durch den Vogel, der pöbelhafte Ausdrücke am liebsten nachzusprechen scheint, sehr beeinträchtigt würde. Sie werden ja selbst wissen welche Worte sogar sogenannte Kinderfräuleins gebrauchen und erst die Dienstmädchen —“

„Die freche Magd!“ schrie nun der geschmähte Vogel, und er ließ noch eine ganze Reihe Schimpfworte folgen.

Frau von Stochtern wandte sich mit Abscheu von dem Käfig und fiel einer Ohnmacht nahe, auf den für sie bestimmten Stuhl. Zum Glück verhinderten die Schönheitsmittel, die sie täglich benutzte, daß sie erblaßte. Die Laune des alten Obersten schien mit jeder Minute besser zu werden, in seinen Augen blitzte es verräterisch, er strich beständig seinen grauen Bart, um ein Lächeln zu unterdrücken.

„Pfu! Pfu!“ rief die tiefbeleidigte Dame, „um keinen Preis der Welt würde ich einen solchen Vogel in meinem Hause dulden. Von Ihrem Hausknecht oder von Ihrer Magd wird er wohl dergleichen Bosheiten lernen?“

„Pardon, gnädige Frau, niemand lehrt ihn etwas. Dieses gelehrige Tier weiß das, was ihm besonders gefällt, leicht aufzufangen und es deutlich zur gelegenen Zeit wiederzugeben, wie Sie soeben gehört haben. Die beiden letzten Schimpfworte hat er erst vor einigen Tagen gehört.“

„Dann doch jedenfalls von Ihrem Mädchen — der von Straßenbengeln?“

„Nein, gnädige Frau, von mir.“

„Von Ihnen? Das ist unglaublich.“

„Ich bin auch in einer sehr vornehmen Umgebung erzogen worden, aber wenn ein alter Soldat wie ich, von morgens bis abends Augenzeuge eines großen Sclaudals ist und all das unsinnige Geschwätz über den armen Musikmeister anhören muß, dann läßt einem sehr leicht die Galle über und man gebraucht vielleicht Worte, welche in den sogenannten erpen Kreisen weniger erlaubt sind, als Ehrabschneiden und Klatscherien.“

Frau von Stochtern sah ihn einen Augenblick scharf an, doch da sie in seinem Gesichte nicht lesen konnte, was in seinem Herzen vorging, zog sie es vor, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„In gewissem Sinne freut es mich sehr, einmal mit Ihnen

sprechen zu können," begann der alte Graubart in etwas liebenswürdigem, wenn auch gerade nicht freundschaftlichem Tone. "Es sind so viele einfältige Redereien über die Familie Hoevermann in Umlauf, daß es mir sehr angenehm sein würde, von jemand, der mit der Familie näher bekannt ist, etwas Bestimmtes zu erfahren."

"Meinen Sie vielleicht, daß wir mit diesem Hoevermann in freundschaftlichem Verkehr stehen?" fragte Frau van Slootern verächtlich.

"Ja, gnädige Frau, wenn ich mich recht erinnere, besucht Ihre Tochter die Familie regelmäßig."

"Um Stunden zu nehmen," antwortete sie hochmütig.

"Und dann besucht der Herr Musiklehrer Sie doch auch regelmäßig, nicht wahr?"

"Um Stunden zu geben," war dieselbe hochfahrende Antwort.

"Aber wenn ich so hier sitze, gnädige Frau," fuhr der alte Oberst scheinbar sehr ruhig fort, "dann sehe ich zu meinem Vergnügen, wie Ihre Tochter sehr oft mit dem Kinde des Musikmeisters vor dem offenen Fenster spielt und lacht. Und ich meine, auch gehört zu haben, daß Herr Hoevermann vergangenen Winter regelmäßig Ihren Saal beigemohnt hat."

Kaum konnte der alte Herr sein Lachen bemeistern, als er die beleidigte, erzürnte Miene beobachtete, die die gnädige Frau bei seinen Bemerkungen aufsetzte.

"Meine Tochter, die sehr musikalisch ist und eine schöne Stimme besitzt, singt mit Frau Hoevermann Duette, dafür wird sie aber bezahlt," verteidigte sie sich erregt. "Bei diesen Gelegenheiten scheint unsere Luise ihren Stand zu vergessen, ein Beweis, wie gefährlich es ist, mit solchen Leuten in Berührung zu kommen."

"Finden Sie denn vielleicht etwas Böses dabei, wenn ein junges Mädchen einen Augenblick mit dem Kinde der Dame spielt, die ihr Unterricht erteilt?"

"Es kommt mir vor, Herr Oberst, daß sie sich dadurch zu sehr auf familiären Fuß stellt mit Leuten unter ihrem Stande. Und was den Musiklehrer selbst betrifft, kommt er nur zu den besagten Saalen, um musikalische Vorträge zu halten, und dafür wird er auch bezahlt. Im übrigen bestehen zwischen uns keine Beziehungen. Es ist auch meine volle Ueberzeugung, daß es am besten ist, sich von diesen Menschen, so verdienstlich sie auch in ihren Kreisen sein mögen, fern zu halten, wenn man nicht in Angelegenheiten kommen will. Hoevermann hat schon zu verschiedenen Malen den Vorschlag gemacht, daß bei Festlichkeiten seine Frau mit meiner Tochter einige Duette vortragen solle, um den Gästen einen großen, musikalischen Genuß zu bieten; doch ich durchschaute seine oder vielmehr ihre Absicht, sie wollte auf diese Weise in unseren Kreis eindringen, und das mußte ich verhindern, denn ihr Mann ist doch nur ein Musiklehrer. Und welch ein Glück, daß ich sie erkannt habe, sonst wären wir vielleicht auch noch in die Affäre hineingezogen worden, welche die ganze Stadt bewegt."

"Wann hat der Musikmeister denn zuletzt bei Ihnen Unterricht erteilt, gnädige Frau?" fragte der Oberst nach einigen Augenblicken.

"Vor ungefähr acht Tagen, Herr Oberst."

"Und hat er sich verabschiedet, ohne ein Wort von seiner Reise verlauten zu lassen?"

"Das nicht, vor einigen Tagen hat er mir schon gesagt, daß er notwendig ins Ausland reisen müßte, aber innerhalb acht, höchstens vierzehn Tagen zurück sein werde."

"Haben Sie ihn vielleicht schon etwas für das laufende Quartal vorausbezahlt?"

"Nein, im Gegenteil, wir schulden ihm sogar noch etwas."

"Dann meine ich, gnädige Frau, daß man erst dann ein Recht hat, über den Mann einen Tadel auszusprechen, wenn er um diese Zeit nicht zurückgekehrt ist."

"Aber, Herr Oberst, wenn nichts besonderes dahinter steckt, würde die Abwesenheit des Musikmeisters und seiner Frau nicht eine so große Aufregung verursacht haben," sagte sie, herzlich lachend über die Arglosigkeit des alten Mannes. "Es ist doch unzweifelhaft, daß die vielen Gläubiger lästig zu werden begannen."

"Kennen Sie vielleicht die Gläubiger und haben Sie mit verschiedenen gesprochen?"

O nein, ich komme niemals mit solchen Leuten in Verbindung, das könnte obendrein noch den Anschein geben, als ob ich mich besonders für diese Familie interessierte."

"Ich meine doch, ich hätte Sie vor einer halben Stunde in das Oberhaus treten sehen."

Frau van Slootern hatte das Gefühl, als stände sie vor einem Untersuchungsrichter. Geschickt gab sie dem Gespräch eine andere Wendung: "Mein Besuch galt nicht dem Musikmeister, sondern vielmehr dem Oberhaus," begann sie, "welches ich für meine Schwester, welche noch eine herrliche Wohnung im Haag besitzt, gemietet habe. Denken Sie sich," fuhr sie hastig fort, um dem alten Graubart das Wort abzuschneiden, "sie will von dem Weltleben Abschied nehmen und einfach und still auf einer Etage hier in der Stadt wohnen. Vielleicht findet sie auch kein Gefallen mehr an den Freuden der Stadt, aber ich glaube, daß die große Schwesterliebe sie in meine Nähe treibt, und darum habe ich auch ihren Wunsch erfüllt. Doch jetzt vernehme ich von verschiedenen Seiten, daß das Haus in einem üblen Rufe steht. Darum nehme ich mir die Freiheit, Sie in dieser Sache um Ihren Rat zu fragen."

"In diesem Falle kann Ihnen meine Haushälterin die beste Auskunft erteilen," sagte der Oberst nicht sehr freundlich. "In solche Schwärereien mische ich mich nicht."

"Gerade um Schwärereien vorzubeugen, glaube ich, am besten bei einem erfahrenen Manne Erlundigungen einzuziehen zu können."

"Sparen Sie sich die Mühe, gnädige Frau, ich bin nicht geneigt, noch mehr Worte über die Angelegenheit zu verlieren. Sagen Sie mir lieber, wie es bei Hoevermann aussieht; das Dienstmädchen, das noch mit dem Kinde zurückgeblieben ist, wußte doch das genaueste zu berichten."

"Die Magd ist eine leidhastige Heze," schrieb die Gnädige plötzlich wütend, "sie ist fein abgerichtet, Leuten, die in Geldangelegenheiten zu ihr kommen, eine Nase zu drehen; ich muß gestehen, daß sie ihre Rolle vortrefflich durchführt."

"Aber das Kind, das Kind!"

"Man kann das Kind doch nicht in einen Käfig setzen, und die Magd wird wohl wissen, wo ihre Herrschaft zu finden ist, wenn man sie nicht mehr einholen kann. Das Mädchen ist der reine Teufel, das sich gegen jeden, ohne Unterschied der Person, die größten Frechheiten erlaubt. Ich fragte sie, wann der Musikmeister zurückkehrte, und sie antwortete, daß ihr Herr, wie ich sehr gut wüßte, Url. ab genommen hätte. Warum denn die Frau des Morgens früh so plötzlich abgereist sei? — Das wüßte sie nicht und das ginge auch niemanden etwas an. — Ob die Menschen ihr noch Lohn schuldeten? — Das wäre ihre Sache. — Ob die Flüchtigen ihr auch genügend Geld hinterlassen hätten? — Darum brauchte ich mich nicht zu kümmern. Nun frag, ich Sie, ist das nicht unverschämt, sich solche Antworten gegen jemand von meinem Stande und meiner Stellung zu erlauben?"

"Ist Ihnen nicht aufgefallen, ob vielleicht Wertgegenstände fehlten, unterbrach der Oberst ihre Rede, ohne Mitleid für die Beleidigungen, die der Dame angetan worden, zu zeigen.

"Wertgegenstände?" wiederholte sie laut lachend über die Einfältigkeit des alten Herrn. "Ein Tisch, einige Stühle, ein paar Bilder war der ganze Hausrat. Ein blindes Pferd könnte unmöglich Schaden anrichten; selbst das Piano, mit dem die Leute ihr Brot verdienen mußten, war nicht mehr zu sehen."

"So," sagte der Oberst, sehr ernst werdend, "es scheint, daß sich die Menschen in schlechten Verhältnissen befinden; sollte es kein Mittel geben, Herrn Hoevermann, der doch stets als ein achtbarer Mann aufgetreten ist, aus der augenblicklichen Verlegenheit zu helfen?"

"Wer sollte denn die Sache an die große Glocke hängen wollen?" fragte sie verächtlich.

"Hören Sie, gnädige Frau," begann der Oberst, ich habe den Musikmeister nur einige Male gesehen, wobei er auf mich einen sehr guten Eindruck gemacht hat. Großes Vermögen besitze ich leider nicht, doch möchte ich gern dazu beitragen, seine Ehre und seinen guten Namen zu retten. Wenn nun durch Sie, die Sie in der Welt einen großen Einfluß haben, der erste Anstoß zu einem guten Werke gegeben wird, will ich gern als erster auf der Liste eine nicht unbedeutende Summe zeichnen und alles aufbieten, noch andere Wohlthäter zu finden."

(Fortsetzung folgt.)



## Unsere Bilder.



— Die Insassen des durch einen Blitzschlag vernichteten Ballons „Deliksch“. (Siehe Bild Seite 158.) Die vier verunglückten Teilnehmer (von links nach rechts in der Ballongondel): Ingenieur Leuchsenring, Tierarzt Geder, und die Klausleute Lust und Graupner, vor dem Aufstieg in Bitterfeld. Der Ballon konnte sich wegen heftigen Sturmes dem Bereich des Gewitters nicht entziehen und explodierte infolge eines Blitzschlages. Es ist dies das erste Mal, daß ein Ballon auf seiner Fahrt vom Blitzstrahl getroffen wurde.



## Zur Unterhaltung.



— Ordentliche Leute. Schuhmann (zwei Eheleute verhaftend, die sich auf der Straße raufen): Was, schämt Ihr Euch nicht — ordentliche Leute tun so etwas zu Hause!

— Ein Empfehlungsgrund. Herr: Sie können mir also die Wohnung ganz besonders empfehlen? — Wirt: Freilich — darin hat jemand im vergangenen Jahre das große Los gewonnen!

— Verfehlter Effekt. Sie halten um die Hand meiner Tochter an. Haben Sie sich auch die Sache richtig überlegt? — Bewerber: hm, wenn Sie meinen — ich werd's mir noch einmal überlegen.

— Das Versehen. Frau: Aber Hanne, was soll das heißen! Wir warten bei Tisch mit Ungeduld auf den Braten und du stehst hier mit einem Soldaten vor der leeren Schüssel? — Hanne: Ach, Madame, dieses Versehen! Da dachte mein Liebster, es wäre nur der Ueberrest, und aß den ganzen Braten.

— Tränen bedeuten Perlen. Er: Sei so gut und höre jetzt mit dem Tränenbergießen endlich einmal auf. — Sie: Nicht eher, als bis du sie mir mit einem Armband getruet hast.

— Galgenhumor. Delinquent (auf dem Wege zum Schaffot): Ist das eine Hundekälte! Wenn das nur nicht wieder den ganzen Winter so bleibt!

— Bescheidenheit. In das Bureau eines Maurermeisters tritt die Frau eines schon seit längerer Zeit arbeitslosen Maurergesellen, mit der Bitte, ihren Mann anzustellen. — Meister: Es tut mir sehr leid, es ist jetzt nichts zu tun, auch sind die Ansprüche der Gesellen in Anbetracht der Zeitverhältnisse noch viel zu hoch. — Frau: Liebster Herr Meister, so ist mein Mann nich, der ist so bescheiden, — mit een Mülleren Lehm un een Duzend Steene, da behelft er sich die ganze Woche mit.

— Ein Irrtum. Student ((findet sich am Morgen nach der Aneipe verkehrt und fast angekleidet im Bette liegend, die Füße auf dem Kopfkissen): Donnerwetter! Da habe ich mir die ganze Nacht eingebildet, ich hätte Zahnweh, und dabei drückt mich der Stiefel.

— Bosheit. Frau A.: Eine so ungeschickte Köchin habe ich schon seit langer Zeit nicht gehabt. Innerhalb acht Tagen hat sie mir zwei Paar feine Kaffeetassen zer schlagen. Nun stellte ich zwei Paar gewöhnliche Tassen in den Küchenschrank. — Frau B.: Und die hat sie auch zerbrochen? — Frau A.: Nein, denken Sie sich diese Bosheit, die einfachen Tassen ließ sie ganz.

— Alles hat sein Gutes. A.: Warum bist du denn so vergnügt, Ihr seid doch gesündigt worden? — B.: Ja, die Uhr haben's g'nommen und jetzt kann ich im Wirtshaus ausbleiben, so lang ich will. Meine Alte weiß nicht, wie spät's ist.

— Was nicht für mich, ist gegen mich. Student (zur Wirtin): Ist während meiner Abwesenheit der Geldbriefträger nicht hier gewesen? — Wirtin: Nein, Herr Pumpmeier. — Student: Möchte nur wissen, was dieser Mensch gegen mich hat?

— So muß es kommen. Vater: Kinder, Kinder, — wie könnt Ihr nur so gegen Euren Vater sein, der Euch als kleine Kinder so viel auf den Armen getragen hat? — Der eine Junge: Na, wenn Mutter's Dir nicht befohlen hätte, wärdest du es wohl gelassen haben.



## Rätsellecke.



## Begriffsbild.



Die Schifferin betet um die glückliche Rückkehr ihres Mannes und merkt nicht, daß er schon da ist, um sie zu überraschen.

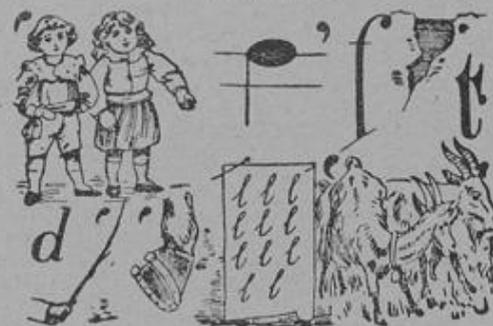
## Rätsel.

Einen trägt des Berges Haupt  
Auf dem höchsten Scheitel;  
Mädchen, sowie Vögel, sind  
Auf den ihren eitel;  
Und dem Hüggen vor der Stirn  
Schwillt er wie ein Ventel.

## Palindrom.

Es ist ein Strom, der unaufhaltfam fließt,  
Bis er sich in das ewige Meer ergießt:  
Doch fließt er rückwärts, dann verschleiert er  
Für unsern Blick die Dinge rings umher.

## Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Leisten-Rätsel: Wagerrecht: Spanien, Antonie, Azteken. Sentrecht: Spinoza, Antober, Selimer.

Homonym: Reichen.

Füll-Rätsel: Aktien, Aktien.

Wort-Rätsel: Schatten.

Rebus: Schneidker sind Heuchler.



Nr. 21.

Sonntag, 22. Mai.

Jahrgang 1910.

## Es war nur ein Musikmeister.

Von G. A. Bannig.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Dame zog die Schultern hoch. „Was soll das nützen, man weiß nicht einmal, wohin die Menschen gestochen sind.“

„Wir wollen einmal annehmen, daß ihre Adresse aufgefunden sei, und der Musiklehrer noch vor Ablauf seiner Ferien zurückkehrte, er könnte doch dann seine Unterrichtsstunden bei Ihnen fortsetzen?“

„Unmöglich!“

„Unmöglich?“ Das Gebot der Nächstenliebe ist bei mir

zu hoch angeschrieben, um es unbedeutender Vorurteile wegen mit Füßen zu treten! Sollte er Ihnen wirklich Grund zu Ihrer Verachtung gegeben haben, was nicht der Fall zu sein scheint, so erfordert dann doch das christliche Gebot der Nächstenliebe, der unglücklichen Familie beizustehen. Oder soll man einen Unglücklichen, dem man helfen kann, unkommen lassen, weil er uns etwas Böses getan? Ich will alles tun, was in meinen Kräften steht, um ein größeres Unglück zu verhüten, aber ich muß auf Ihre Hilfe rechnen.“

„Unmöglich, mein Herr; nach allem, was vorgefallen ist, kann ich mich nicht mehr mit diesen Menschen befassen.“

„Ist das Ihr letztes Wort?“



Der erste Mailäfer. Nach dem Gemälde von O. Beggrow-Hartmann.

Die Dame nickte zustimmend mit dem Kopfe, erhob sich von ihrem Stuhl zum Beweise, daß sie der Unterhaltung ein Ende zu machen wünschte.

Der Oberst ersuchte sie höflichst, sich noch einen Augenblick zu gedulden.

Er war aufgestanden, man konnte an seinem Gesichte sehen, daß ein Unwetter im Anzuge war. „Gnädige Frau,“ sagte er, „ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, ehe Sie sich verabschieden. In meinen jungen Jahren kannte ich einen Major. Er war ein braver, pflichttreuer Mann, der alles aufbot, seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, was ihm leider nicht ganz gelungen ist. Durch seinen schlecht geratenen Sohn zum äußersten gebracht, vergriff er sich, um für den Augenblick die Ehre seiner Familie zu retten, an der ihm anvertrauten Kasse.“

Frau van Slootern hatte ein Gefühl, als würde sie erwürgt, sie mußte sich an dem Stuhl festhalten, um nicht umzufallen.

„Der Major war natürlich ein verlorener Mann, denn beim Militär wird Diebstahl sehr schwer bestraft. Zum Glück kam seine Frau zu mir und erzählte mir den ganzen Sachverhalt. Das Fehlscheit in der Kasse habe ich erjehet, damit war seine Ehre wiederhergestellt. Als ich nun später vernahm, daß der elende Sohn seine Eltern ganz ruiniert hatte, habe ich Sorge getragen, daß er nach Ostindien auszuwandern konnte. Für die anderen Familienmitglieder habe ich auch getan, was ich konnte; eine Tochter hatte durch meine Vermittlung eine schöne Stelle in einem Geschäfte in Amsterdam erhalten. Waren Sie das oder Ihre Schwester, die so großartig im Haag wohnte?“

„Ich war's, Herr Oberst,“ war die tonlose Antwort, und die Dame sank vernichtet in den Stuhl.

„Was sollte wohl aus der Familie geworden sein, wenn ich mich gar nicht um sie gekümmert hätte? Aus der Familie eines Offiziers, der einen Diebstahl begangen hat? Und das war doch ein Verbrechen, und was man von Hoedermann erzählt, beruht nur auf Vermutungen. Und wenn es Ihnen auch gegliückt ist, durch unerlaubte Mittel einen Mann von hohem Stand zu heiraten, der zwar, wie Ihnen auch bekannt war, wegen Krankheit von der Familie von Slootern unter Kuratel stand, haben Sie doch wahrlich keinen Grund, auf Ihre ausgezeichnete Erziehung und all den Unfug so stolz zu sein. Ich wiederhole, daß Ihr Vater ein sehr pflichttreuer Mann gewesen ist, aber ist der Musikmeister das nicht auch? Kann jemand beweisen, daß er jemals Mißbrauch von ihm anvertrauten Geldern gemacht hat?“

Und wer weiß, ob seine Frau, die Sie so aufbringlich und hochmütig schildern, jemals hinter der Tüchle eines Geschäftes gestanden hat? Und wie dürfen Sie es wagen, von Ihrer Schwester wie von einer Dame von hoher Abkunft zu sprechen? Oder hat sie vielleicht auch reich geheiratet?“

Die Fragen blieben alle unbeantwortet. Der Oberst, seinem lang verhaltenen Zorne Luft machend, ließ seiner Gewohnheit gemäß im Zimmer auf und ab, ohne sich nach Frau van Slootern umzusehen.

„Wenn ich an solche Fehler aus früheren Zeiten denke, dann kommt es mir doppelt unverzeihlich vor, daß Sie anderen, die, niemand weiß wodurch, in mißliche Verhältnisse geraten sind, nicht helfen wollen; im Gegentheil, sie noch durch Verachtung zu erniedrigen suchen. Es ist eine Schande. Mit geringer Mühe hätte ich der Welt beweisen können, daß Sie kein Mittel gescheut haben, um Frau van Slootern zu werden, man hätte mit Fingern auf Sie gezeigt. Die Welt liebt Skandale, aber —“

Er hatte das zweimalige Klopfen an der Thür uerhört, endlich trat Barbara ein, um eine Bestellung auszurichten, die aber nicht über ihre Lippen kam.

„Lieber Himmel,“ rief sie plötzlich, „sehen Sie denn nicht, wie Frau van Slootern aussieht?“

Die Dame war scheinbar ganz bewußtlos auf ihrem Stuhl zusammengesunken, wer weiß, wie lange schon. Ihre Augen rollten, ihre Hände waren geballt. Der erschrockene Oberst suchte mit Hilfe Barbaras sie aufzurichten, was leider nicht gelang.

Der Oberst befohl Barbara, schnell den in der Nähe wohnenden Apotheker zu holen, der wußte vielleicht auch, ob die Hilfe eines Arztes nötig war. Der alte Herr fühlte sich so recht ungemütlich. Noch nie hatte er sich allein unter solchen Umständen bei einer Dame besunden. Er gab sich alle Mühe, sie zur Besinnung zu bringen, und bat um Verzeihung in so sanftem, versöhnlichem Tone, wie man es nie von dem alten Brummbar erwartet hätte. Als nun aber alles nichts half, holte er hastig aus einem Schrank eine

große Flasche Eau de Cologne, nahm ein reines, weißes Taschentuch, befeuchtete es mit vollen Strahlen mit dem wohlriechenden Wasser und begann dann so ungeschickt, wie nur ein Mann es kann, erst ihre Stirn und dann ihre Wangen zu bespritzen, oder besser gesagt, klatschnaß zu machen. „Sie wird je länger, desto bleicher,“ murmelte er ängstlich, sie wischend und reibend, und als er sah, daß sein Taschentuch nicht allein ganz naß, sondern sogar unrein geworden war, holte er schnell ein zweites zum Vorschein und erneuerte seine Kur, so daß Frau van Slootern, als Barbara endlich mit dem Apotheker zurückkam, vor Rässe triefte. Letzterer versuchte auch sein Heil mit verschiedenen gebrachten Essenzen, leider erfolglos, obgleich er stets versicherte, daß man sich keine Unruhe zu machen brauchte.

„Aber, mein Herr,“ sagte der Oberst, traurig auf das erste Taschentuch zeigend, „besehen Sie dieses Tuch, finden Sie die außergewöhnliche Ausdünstung nicht gefährlich?“

Der Apotheker schüttelte laut lachend den Kopf und gab nach einigen Augenblicken die Versicherung, daß die Dame nun ruhig in einem Wagen nach Hause gebracht werden könnte. Das Fahren auf dem Pflaster wird sie schon zum Bewußtsein bringen und wenn nicht, möchte man sie ruhig entkleiden und wenn nötig, den Arzt holen lassen.

„Gute wie der Wind zu einem Lohndrucker und komme sofort mit dem besten Wagen zurück,“ befahl der Oberst Barbara.

Während sie einen Befehl ausführte, bemühte sich der Apotheker noch immer um die Patientin, aber der Zustand blieb ungefähr derselbe. Wohl öffnete sie von Zeit zu Zeit die Augen, schloß sie aber sofort wieder. Einmal blickte sie lange starr auf einen Punkt und streckte dann die Hand nach ihrem Schleier aus, der auf ihrem Schoß lag.

„Sie scheint zu sich zu kommen,“ sagte der Oberst erleichtert.

„Es ist nicht unmöglich,“ antwortete der Apotheker, zugleich die Schulter ziehend, denn es wollte ihm nicht gelingen, den Schleier aus der krampfhaft geschlossenen Hand zu lösen. —

Man hörte den Wagen kommen, Barbara brachte die Toilette der Dame, soviel wie es möglich war, in Ordnung und sagte, nachdem sie bereits fertig war:

„Es ist besser, wir binden ihr den Schleier vor das Gesicht, denn sie sieht entsetzlich bleich aus.“

„Sie haben gut sprechen,“ sagte der alte Herr, „sie hält das Ding so fest, wie in einem Schraubenstock.“ — Doch Barbara verstand mit derartigen Dingen umzugehen. Schnell hatte sie das rosa Gardinchen ihren Händen entwunden, und brachte es an den Platz, wohin es gehörte.

Unter großem Aufsehen, denn das Publikum war noch immer stark vertreten, hob man sie in den Wagen. Barbara wollte sie begleiten.

„Nein, nein,“ wehrte der alte Herr, „sie ist in meinem Hause unwohl geworden, es ist gegen alle Etikette, wenn ich die Begleitung einem anderen überlasse.“

„Und wann wünschen Sie zu essen?“ rief Barbara ihm noch nach, die gehofft hatte, etwas mehr von dem plötzlichen Unwohlsein zu vernehmen.

„Wenn es geht, in einer halben Stunde, denn ich bin sofort zurück. Adieu, Herr Apotheker, vorläufig für Ihre schnelle Hilfe meinen besten Dank.“

Sobald der Wagen davon gerollt war, rief Barbara, in lautes Gelächter ausbrechend:

„Was für ein einfältiger, harmloser Mensch ist der Oberst doch!“

„Warum?“ fragte der Apotheker.

Sie hielt triumphierend das beschmutzte Taschentuch in die Höhe. „Sehen Sie, das nennt er Ausdünstung; Farbe ist es, ganz allein Farbe. Wenn Frau van Slootern die nicht gebrauchte, wäre sie so grau wie eine Maus. Auch Puder, oder wie das Zeug heißt, ist für sie unentbehrlich, denn des Morgens früh sieht sie so fahl aus wie ein Leinentuch. Ich weiß es ganz genau, denn meine Nichte, die dort in Diensten ist, hat es mir erzählt.“

„Pfui, wer wird denn so aus der Schule schwätzen.“

Unser Beschützer saß unterdessen in dem Wagen Frau van Slootern gegenüber, deren Zustand sich nicht veränderte. „Ich habe die Sache zu hart angefaßt, viel zu hart,“ murmelte er, unzufrieden mit sich selbst. „Solch ein Auftreten gegenüber einer Dame ist unerlaubt, wer weiß, welche Folgen das für sie und ihre Familie haben kann. Es tut mir wirklich leid. Doch von der anderen Seite betrachtet, wie kann man ruhig bleiben, wenn man sieht, wie eine Frau, die ein solches Leben hinter sich hat, ihre Freude daran

findet, andere zu erniedrigen und mit kalter Verachtung in Unglück und Elend zu stoßen. Es scheint, daß sie nicht den Musiklehrer, sondern seine Frau haßt. Und man weiß, wenn Frauen hassen . . .“

Durch eine Bewegung der gnädigen Frau wurde er in seinen Betrachtungen gestört.

„Geht es etwas besser, gnädige Frau?“ fragte er teilnehmend.

Sie nickte bejahend und schien etwas an ihrer Toilette zu ordnen.

„Ich würde Ihnen raten, sofort den Arzt zu benachrichtigen.“

Es folgte abermals ein Nicken, doch dabei blieb es auch. Endlich hielt der Wagen vor ihrer Wohnung. Der Oberst wollte sofort aussteigen, um die Dienerschaft herbeizurufen, als die Frau plötzlich ihre Hand auf seinen Arm legte und bittend sagte:

„Kein Aufsehen machen, wenn ich Sie bitten darf, ich fühle mich stark genug, mit Ihrer Hilfe allein ins Haus zu gehen.“

Sie nahm die angebotene Hand und winkte dem Bedienten, sich zu entfernen. Als sie nun, auf den Arm des Obersten gelehnt, in den Hausflur trat, flüsterte sie: „Haben Sie Mitleid mit mir, Herr Oberst; ganz unglücklich würde ich sein, wenn in der Stadt durch Sie bekannt würde —“

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, ich werde schweigen, wie ich es bis jetzt auch getan habe!“

„Ich danke Ihnen, und wenn der Musikmeister meine Hilfe nötig hat —“

Sie konnte nicht weiter sprechen, denn am Ende des Hausflures sah man ihren Mann heranhumpeln. Nach einer kurzen Aufklärung über den Vorfall nahm sie Abschied von dem Oberst und ließ sich in ihre Gemächer führen. Unser alter Kriegsmann wechselte ein paar nichts sagende Worte mit dem Halbblutigen van Slootern und begab sich wieder in seinen Wagen. Unterwegs überdachte er nochmals das ganze Schauspiel, worin er die Hauptrolle gespielt hatte, und kam zu dem Schluß, daß viele Frauen doch sonderbar seien. Bei seiner Heimkehr bemerkte der Oberst zu seinem Verger, daß der Tumult auf der Straße noch zugenommen hatte. Es waren auch mehrere Polizeidiener anwesend. Ab und zu hörte man das Klirren einer eingeworfenen Glasscheibe. Eben wollte er in einem kleinen Mittagschlafchen etwas Erholung von den Anstrengungen des Tages suchen, als Barbara hastig eintrat und ihm geheimnisvoll zu flüsterte:

„Die beiden Betschwwestern wünschen Sie einen Augenblick zu sprechen.“

„Wie? — Was?“ fragte der Oberst mit halbgeöffneten Augen, selbst nicht wissend, was er sagte.

„Die beiden älteren Damen in schwarz, Sie wissen wohl, welche ich meine.“

„Ich will mit den alten Weibern nichts zu schaffen haben.“

„Sie ersuchen Sie höflichst, ihnen eine kleine Unterredung zu gestatten.“

„Das ist möglich, aber ich wünsche nicht länger, Schwätzeereien über den Musikmeister anzuhören.“

„Sie sind im Oberhause gewesen und haben lange mit dem Mädchen gesprochen. Die werden jedenfalls genau von der Ursache des Skandals unterrichtet sein,“ sagte Barbara mit sichtbarer Reugierde, etwas Näheres von der Sache zu erfahren.

Der Oberst wurde rot vor Wut und sagte doch endlich kurz und brummig:

„Laß sie eintreten.“

Die zwei Jungfrauen betraten schüchtern unter fortwährenden Verbeugungen das Zimmer. Der alte Herr besah sie vom Kopf bis zu den Füßen und wies ihnen, ohne ein Wort zu sprechen, mit der Rechten zwei Stühle an, die Barbara ihnen hinsetzte.

„Herr General,“ so begann die Ältere der Geschwister. „Nur Oberst, wenn es Ihnen beliebt,“ sagte er hochmütig, stehen bleibend.

„Nehmen Sie es nicht übel,“ fuhr die Sprecherin mit einem einnehmenden Lächeln, das man dem alten Gesicht nicht zugetraut hätte, fort, „ich bin mit militärischen Titeln gar nicht bekannt.“

„Das tut nichts zur Sache,“ war die kühle Entgegnung, „darf ich so frei sein und fragen, warum Sie mich zu sprechen wünschen?“

„Ueber den Musikmeister hier gegenüber, Herr Oberst.“

„Erlauben Sie, meine Damen,“ fiel ihr der Graubart in

demselben Tone in die Rede, „wenn das der einzige Grund Ihres Kommens ist, können wir die Unterhaltung nur abbrechen, denn ich weiß nichts von dem, was vorgefallen ist, ich will auch nichts wissen und nichts mehr darüber hören.“

Die beiden Alten wurden verlegen, Enttäuschung zeigte sich auf ihren Gesichtern. Endlich faßte sich die Ältere ein Herz und glaubte die Bemerkung machen zu dürfen, daß er eigentlich der einzige wäre, der in dieser Sache etwas tun könnte.

„Ich?“ fragte er verwundert.

„Wir vernahmen zu unserer Freude auf dem Oberhause von Ihrer Teilnahme für die Unglücklichen durch ein kleines Geschenk an —“

„Ja, an das liebe Kind! Es zerreißt mir das Herz, wenn ich bedenke, daß das unschuldige, herzige Kind leiden soll unter — unter —“

Er wußte den Satz nicht zu vollenden, denn wie uns bekannt, glaubte er nicht an die umlaufenden Vermutungen.

Das alte Fräulein, welches schnell begriff, daß sie eine wundere Stelle berührt hatte, sagte, die gute Gelegenheit benutzend:

„Gerade über das liebe Kind wollten wir mit Ihnen sprechen. Das Kind ist ein Engel, Herr Oberst, es zeigte uns das Schächtelchen, noch halb gefüllt mit Lederreien, wies mit den Händchen nach diesem Hause und suchte uns mit halb abgerissenen Worten verständlich zu machen, wem es das Geschenk zu verdanken habe. Es ist, um rasend zu werden, wenn man bedenkt, was nicht alles geschehen kann, wenn nicht bald Hilfe geschafft wird. Das Mädchen beginnt rasselnd zu werden und kann dem Kinde nicht mehr die nötige Pflege angedeihen lassen, wenn der Straßenandal, der durch allerlei lügenhaftes Geschwätz entstanden ist, nicht bald aufhört.“

„Durch lügenhaftes Geschwätz?“ fragte der Oberst, der nun wirklich aufmerksam geworden war.

„Es scheint wirklich, daß alles, was die Menschen schwätzen, erfunden ist. Wir haben lange mit dem Mädchen gesprochen und sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie nicht nur brav, sondern ihrer Herrschaft und dem Kinde auch sehr zugetan ist.“

Dem Obersten taten diese Worte sichtlich wohl, doch glaubte er, die alten Damen vor zu großem Vertrauen warnen zu müssen.

„Heute morgen habe ich gerade das Gegenteil von Frau van Slootern, die auch auf dem Oberhause gewesen ist, gehört. Sie nannte dieselbe brave Magd einen Teufel, eine Here, die ihr in der frechsten Weise entgegengetreten ist.“

Die alten Damen schüttelten gleichzeitig den Kopf.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, Herr Oberst,“ begann die ältere Dame neuerdings, „daß wir den Worten der Frau van Slootern kein Vertrauen schenken. Die gnädige Frau hat sie nicht aus Mitleid oder Teilnahme besucht. Sie war nach oben gerannt, ohne das Mädchen oder das Kind zu begrüßen. Sie wollte sich mal überzeugen, wie der Musikmeister eingerichtet wäre; kein Schrank, keine Schublade wurde verschont, alles wurde untersucht, als wollte sie einem Geheimnis auf die Spur kommen, um gelegentlich davon Gebrauch zu machen. Sie lief von einem Zimmer in's andere, stets mit der größten Verachtung vom Musikmeister und seiner Frau sprechend. Soll man es da dem Mädchen übelnehmen, wenn sie ihr gehörig Rede und Antwort stand, und ihre Herrschaft in Schutz nahm?“

„Bei Leibe nicht, sie hat ganz recht,“ antwortete der Oberst aus voller Ueberzeugung, auch endlich Platz nehmend.

„Was sie uns erzählte, bestreudete uns wohl, doch wir zweifelten keinen Augenblick an der Wahrheit. Sie müssen wissen, Herr Oberst, wir sind nicht musikalisch.“

Der alte Herr machte eine kleine Verbeugung, wahrscheinlich um zu verstehen zu geben, daß er daran nicht eine Minute gezweifelt habe.

„Trotzdem wir nicht musikalisch sind, können wir uns doch gut vorstellen, daß solche Menschen ein anderes Leben führen, als gewöhnliche, stille Bürger. Daß sie bis in die Nacht musiziert haben, scheint besonders die liebe Nachbarschaft als Vorwand benutzt zu haben, um ihn allerlei Gehässigkeiten nachzusagen. Dagegen muß ich ganz entschieden auftreten.“

„Aus welchen Gründen?“ fragte er.

„Man erzählt, daß der Musikmeister mit seiner Frau, nachdem sie alles durchgebracht haben, mit Hinterlassung ihres einzigen Kindes, der Not und Armut anheimgegeben, geflüchtet sind. Das sind Verleumdungen. Das Mädchen zeigte uns ihr Portemonnaie und ich versichere

Ihnen, daß sie mindestens einen Monat lang gut leben kann. Aber seit gestern darf sie nicht mehr waschen, Einkäufe zu machen; wir befürchten, besonders für das Kind, die schlimmsten Dinge."

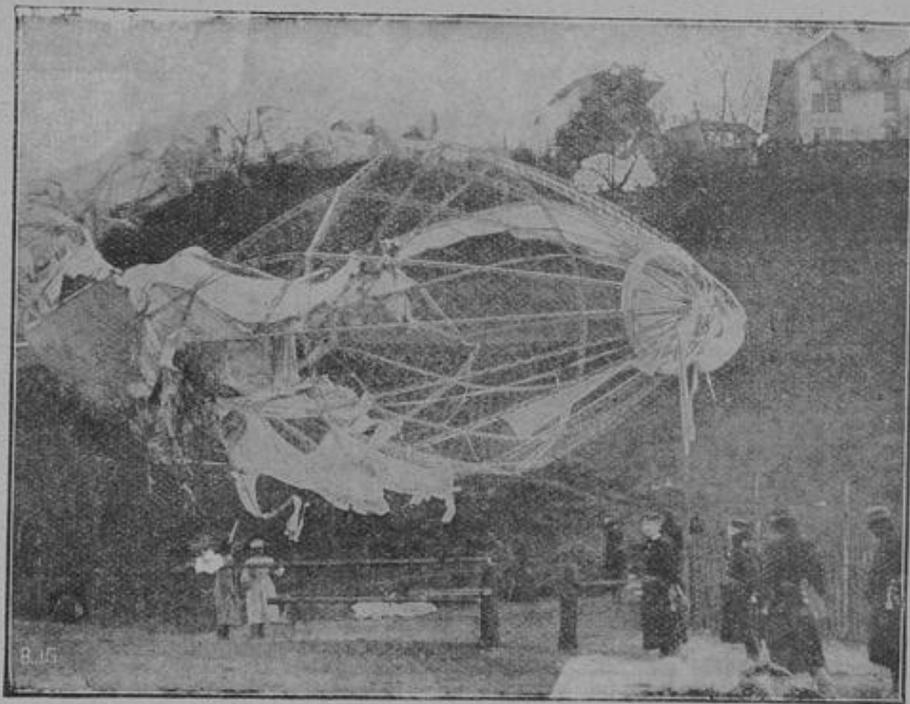
"Ja, es muß notwendig für das Kind etwas getan werden, aber auf welche Weise? Ich möchte eigentlich doch wissen, wie das Mädchen über das Verschwinden ihrer Herrschaft denkt."

"Sie sagte, daß Herr Hoevermann unbedingt nach Deutschland reisen mußte; auch sei wahr, daß seine Frau früh morgens halb ratlos den ersten Schnellzug bestiegen habe, aber alle weiteren Fragen blieben unbeantwortet; sie fing dann erbärmlich an zu weinen, bis sie endlich ausrief: „Ich darf und will Ihnen nichts mehr sagen, ich schwöre Ihnen nur, daß alles, was gesprochen wird, unwahr ist.“ In allem ist sie offenerherzig, nur in diesem Punkte nicht. Sie las uns sogar einen Brief von Frau Hoevermann vor, worin sie mitteilte, daß ihr Mann krank gewesen, doch jetzt wieder hergestellt sei. Doch sie sorgte, daß wir nicht sehen konnten, woher das Schreiben kam. Der Brief endigte mit tausend Grüßen und Küßen für den kleinen Fritz."

"Fritz? Heißt das Kind Fritz?" fragte der alte Herr aufhorchend.

"Ja, mein Herr, es ist ein so lieber Junge, das Mädchen sorgt so gut für ihn, doch jetzt weiß sie nicht mehr, was sie beginnen soll; es wäre kein Wunder, wenn sie in der Stille der Nacht das Haus verläßt, obschon sie nicht weiß, wohin sie sich wenden soll. — Hören Sie auch den Spektakel?" Wieder wurde eine Fensterscheibe unter lautem Geheule der Straßenjungen zertrümmert.

"Es muß ein Ende gemacht werden," sagte er, die Tischschelle gewaltig in Bewegung bringend. „Ich werde den Polizei-Kommissar bitten lassen, sich zu mir zu bemühen,



Das Wrack des Zeppelinballons am Weberberge bei Weilburg. Vorderteil des zerstörten Luftkreuzers.

dann wollen wir überlegen, wie man das Mädchen mit dem Kinde am besten vor fernerer Verleumdung beschützt."

"Noch einen Augenblick, wenn ich bitten darf, Herr Oberst," begann das ältere Fräulein, fortzufahren.

"Jetzt möchte ich Ihnen den wahren Grund unseres Besuches mitteilen. Es ist nicht unmöglich, daß der Musikmeister sich in augenblicklicher Geldverlegenheit befindet, denn Künstler besitzen in der Regel keinen großen Reichtum. Vielleicht will er jetzt bei Verwandten oder Freunden in Deutschland Hilfe suchen, um bei einer Rückkehr die kleinen Gläubiger zu befriedigen. Es kann auch sein, daß seine Frau unangünstige Nachricht erhalten hat und darum in etwas auf-

fallender Weise, wie das Künstlerinnen eigen ist, ihrem Manne nachgereist ist, natürlich nicht ahnend, daß ihre Abreise einen Aufruhr verursachen würde."

"Das ist alles möglich, doch warum teilt das Mädchen ihrer Herrschaft, deren Adresse sie kennt, das Vorgefallene nicht mit?"

"Das hat sie bereits getan, Herr Oberst, aber sie kann den Brief, da sie fürchtete, ihre Wohnung zu verlassen, nicht zur Post bringen. Selbst uns wollte sie ihn nicht anvertrauen."

"Das ist sonderbar, sehr sonderbar!"

"Das wollen wir gerne zugeben, aber hier steht die Zukunft einer ganzen Familie auf dem Spiel. Es wäre auch nicht unmöglich, daß die Hoffnung auf Unterstützung in Deutschland eitel gewesen ist und sie vielleicht nicht genug Geld haben, um zurückzukehren. Es sind ja nur Vermutungen, aber wenn sie auf Wahrheit beruhen?"

Das alte Fräulein hatte unterdessen einige Minuten in ihrer Tasche gewühlt und brachte



Das Wrack des Zeppelinballons am Weberberge bei Weilburg. Die von den Truppen bewachte, zerstörte Gondel.

zwei gelbe Papierchen zum Vorschein, die, so häßlich und beschmutzt sie auch ausahen, überall freundliche Aufnahme zu finden pflegen.

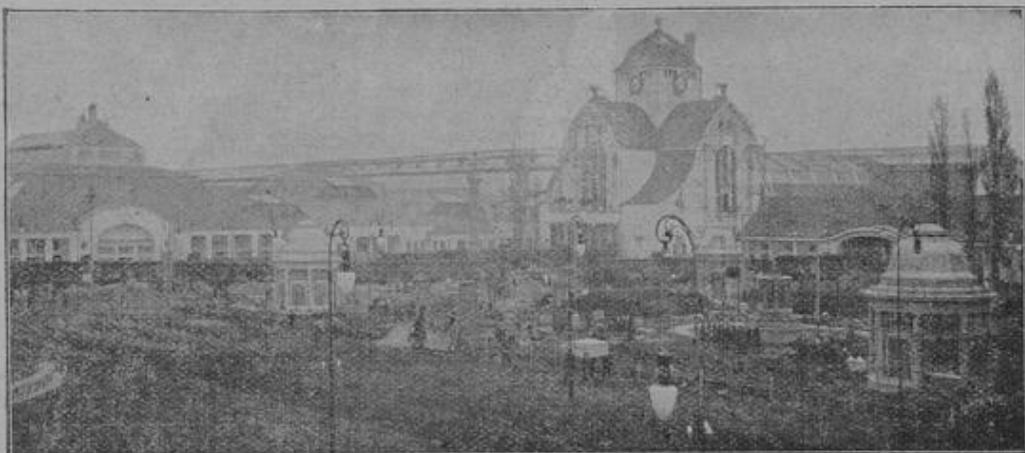
„Darum, Herr Oberst,“ fuhr sie fort, „wünschen wir durch Ihre gütige Vermittlung das Mädchen hier gegenüber in Stand zu setzen, ihrem Herrn einige Banknoten zu senden.“

Der Oberst machte große Augen. Einige Augenblicke stand er sprachlos da. Das, was ihm die zwei alten Damen vortrugen, klang ihm so fremd. Er glaubte nicht recht gehört zu haben. Die beiden Schwestern brachten unerwartet und ungebeten Banknoten, um ihnen vollständig unbekannte Menschen, denen man allerlei Unflath nachredete, womöglich zu reiten. Es war ihm unbegreiflich. Doch konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das Diebstahlsmädchen die Banknoten ebenso wenig versenden könne, wie den Brief.

Die beiden Alten sahen sich verlegen an. Daran hatten sie offenbar nicht gedacht.

„Und warum soll es durch meine Vermittlung geschehen, da Sie doch kurz vorher die beste Gelegenheit hatten, die Papiere dem Mädchen selbst zu übergeben?“ fuhr der Oberst erregt fort.

„Ach, Herr Oberst,“ antwortete die Älteste, die das Wort zu führen schien, „wir kommen mit der Außenwelt so wenig wie möglich in Berührung. Seit Jahren wohnen wir still und einsam, erfüllen unsere religiösen Pflichten, ohne uns um andere zu kümmern. Reich sind wir nicht, doch können wir, Gott sei Dank für Unglückliche immer etwas entbehren, aber wir wünschen nicht, daß es an die große Glocke gehangen wird. Unser Vertrauensmann gab uns die Versicherung, daß man Hoevermann, der aus sehr achtbarer guter Familie stammt, nichts Unehrenhaftes nachsagen kann. Ist nun alles Verleumdung, was man über die Familie erzählt, so brauchen wir für unser Geld nicht zu fürchten, und ist es Wahrheit, dann soll es dazu dienen, um noch größerem Unglück vorzubeugen. Wir sind gern be-



Zur Eröffnung der Brüsseler Weltausstellung: Das Gebäude der deutschen Abteilung.

reit, wenn nötig, noch mehr beizutragen. Ihre Teilnahme für den kleinen Fritz brachte uns auf den Gedanken, Sie um Ihre Vermittlung zu bitten, zugleich bestimmt hoffend, daß wir auf Ihre Verschwiegenheit rechnen könnten.“

Der Oberst war während der langen Rede aufgestanden und holte tief Atem, ein Beweis, daß es in seinem Innersten kochte und gärte. Den ganzen Tag war er der Spielball der widerstreitendsten Gefühle gewesen. Was hatte Frau van Slootern ihm nicht alles über Herrn und Frau Hoevermann mitgeteilt, was hatte er nicht alles von Barbara hören müssen über die beiden Schwestern. Wie kühl und steif hatte er sie empfangen! Unzufrieden, beinahe beschämt, stand er jetzt vor ihnen.

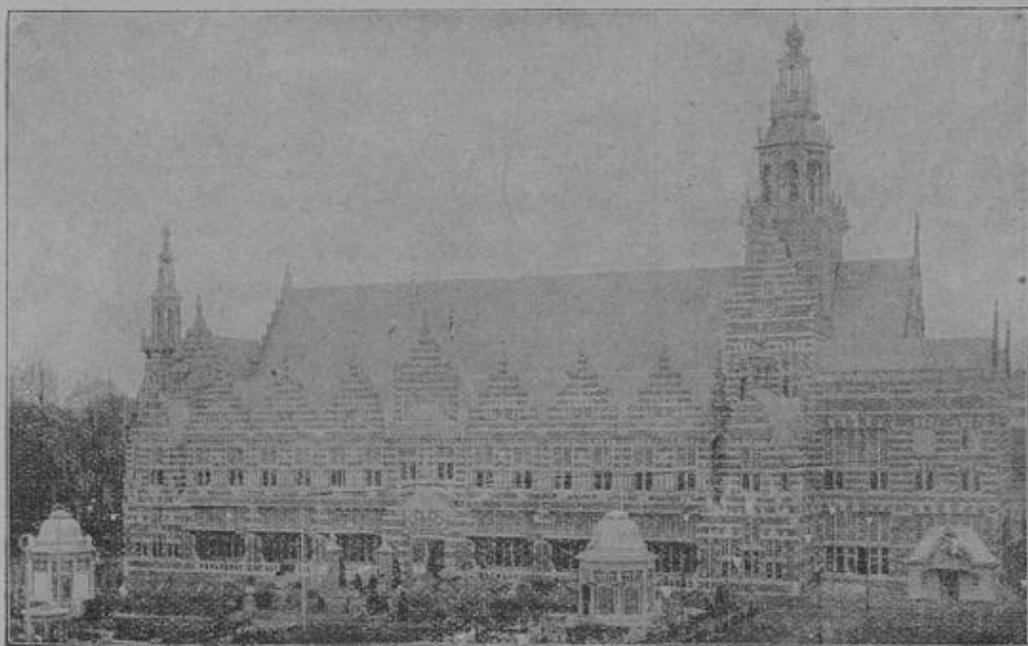
„Das verwünschte Altwiebergeschwätz soll doch der Teufel holen,“ kam es plötzlich wütend von seinen Lippen.

Die beiden alten Damen sprangen erschreckt von ihren Stühlen und bebten vom Kopf bis zu den Füßen.

„Werden Sie nicht böse auf uns, wir werden uns sofort empfehlen,“ sagte die Ältere mit zitternder Stimme.

„Was, böse, böse!“ rief der alte Kriessmann. „Ich bin wütend. Gibt es denn selbst unter Menschen, die tugendhaft sein wollen, keine Nächstenliebe mehr? Ist denn in der ganzen Welt nur Haß, Neid und Mißgunst zu finden? Die Damen der großen Welt sind so zartfühlend, daß ein einziges unpassendes Wort sie der Ohnmacht nahe bringen kann, aber wenn der Leibhaftige ihnen die schändlichsten Verleumdungen in die Ohren bläst, die nehmen sie mit wahrer Wollust in ihre Herzen auf, kaum die Gelegenheit erwartend, selbige in noch größerem Maße unter ihren Bekannten zu verbreiten. Es ist abscheulich, und daß man das gerade von denen sagen muß, die wähnen, besonders gute Christen zu sein, ist noch verwerflicher. Ich bin ein alter Brummhär, der vielleicht manche durch seine rauhen Ausdrücke in Schrecken setzt, aber trotzdem möchte ich nicht gerne mein Herz und meine Zunge vertauschen mit denen mancher jungen und alten Damen, welche beinahe als Heilige verehrt werden.“

(Fortf. folgt.)



Zur Eröffnung der Brüsseler Weltausstellung: Der Pavillon Hollands.



König Eduard VII. von England.

## Ein Abenteuer.

Von Hannu Lambrecht.

(Nachdruck verboten.)

„Nach Amerika“ hatte er gesagt, und einer ging mit dem andern, zwei Schauspieler auf durchgelaufenen Sohlen, Gentlemens mit Hamletfrisur. Also wie gesagt: nach Amerika.

Aber in einer einzigen Spielzeit waren ihre Nerven kaputt. Sie hatten 102mal bei einem Schauspiel mitgewirkt, und das war so:

Zwei Nebenbuhler, schnaubende Todfeinde, in einer Holzsägemühle. Teufelischer Macheaft, Sensation des Westens. Einer wird vom andern auf Balken festgeschmiedet. Große Säge raffelt. Wirkliche Säge, wirkliches Holz, wirklicher Mensch. Säge raffelt, späht, näher, näher, näher, immer näher, ganz nahe, ganz dicht, man wird begreifen, daß dies ein unangenehmer Zustand ist, man kann sich vorstellen, daß die große, spitzzahnige Säge eine Viertelsekunde schneller arbeitet, als das erlösende Stichwort fällt; daß sie den Kock anfriszt, dann die Weste, dann das Hemd, dann das Fleisch, und nur mal so mitten durch — durch den Körper nämlich, Taillenschnitt. Das Schlimmste dabei ist, daß einem dabei der Atem ausgeht, und man so'n bißchen auf Lebenszeit tot ist. Wenn nicht peinlich genauestens rechtzeitig das Stichwort fällt. Das Stichwort ist die umstrittene Geliebte, die knapp vor der Katastrophe mit fliegenden Haaren, Kleidern, Atem herzustürzt und das Sägewerk einstellt. Oder aber man liegt 501mal in der Saison unter einem fünf Meter hoch vom Riesenkran gehaltenen Quaderstein. Er wird fallen, jetzt, jetzt, Herrgott jetzt! Bumspadderatauh! wird er niederfallen, schwankt schon, wackelt schon, Kran knarrt — jetzt . . . jetzt . . . zermalmt, zerstäubt, in Atome verpulvert! Und wieder knapp vor der Katastrophe hinweggerissen. Dann faßt das Ungeheuer nieder, daß der Bühnenboden eintracht und man kann sich so furchtbar deutlich vorstellen, wie man unter diesem niedlichen Briefbeschwerer sein Inwendiges den Gründlingen im Parkett verehrungsvoll zugeschleudert hätte.

Es ging eben alles so furchtbar natürlich zu. Darüber ging dann die Natur der beiden deutschen Schauspieler pleite. Da ohnedies die Sommerengagements nicht gerade reichlich wie Brombeeren erwuchsen, so beschloßen sie, vorerst

mal zu hungern, dann aus dem Er-hungerten eine kurze Gade, eine Umhängetasche, ein Bowieemesser, eine Pistole, einen Schlagring und eine Flasche Whiskey zu kaufen, dann ein bißchen viel Reichthum zu graben und als irgend etwas sich zu etablieren, vielleicht als Rabob.

Gedacht, getan. Oder vielmehr: getan, gedacht. Sie taten immer zuerst. Dann kamen ihnen allerlei Gedanken des Leibes und der Seele, die sie zu Erfahrungen umsetzten und die Erfahrungen hinwieder zu Taten. Also geschah es, daß eine Tat die andere umstürzte und einschloßte, sodaß sie schließlich doch noch reich wurden, nämlich an Erfahrungen aus mißglückten Taten. Darüber war der Sommer zum Herbst gekommen und setzte sich in die Aushaltstube. Der Herbst aber nahm volle Packer und blies Eisstürme.

Da sagte einer zum andern: „Bob, wir müssen noch 'rauf!“ — „Und wenn es Tinte schneit, Bill!“

Saßen so und beratschlagten, wohin? Klondyke drüben in Alaska war ausgemergelt, auf Aktien angelegt, Dampftrieb, also nichts mehr auf eigene Faust zu machen.

Aber Cripel Creel in den Schläften! Dort lagen noch die vollen Camps oder die Camps voll Gold oder die Goldminen. Also auf jeden Superlativ hin verlockend. Auf nach Cripel Creel in den Schläften.

Da sie sich Rats holten vor der Ausreise, hieß es: Viel Mehl, Speck, Schnaps, Kartoffeln. Selbst ist der Koby droben in den fahlen Bergen. Viele englische Meilen weit die nächste Stadt, das nächste Haus. Und ringsum nur Zelte und Stroh und Abgründe und Graufen. Aber Gold!

Und sie zogen aus. Da sie anlangten, wo die letzte menschliche Wohnung in der lauernden Einsamkeit steht und die Bergwildnis mit steilen Schluchten aufwärts steigt, wolkenhoch zu den sagenhaften Camps hin, stäubte der Schnee in dichten Wolken herunter und froz zu knisternder Eistruste. Dort hinaus kamen sie mit ihrer armseligen Vagage nur mit Hundeschlitten. Kauften also Schlitten und Hunde, zwei Hunde, luden auf den Schlitten Proviant und Zelttücher und Decken. Zwei einsame Wanderer, zwei leuchtende Hunde, ein knarrender Schlitten, rechter Hand kristallene Felsen, linker Hand schwarze Tiefen, vor ihnen, hinter ihnen, gestorbene Stille, Waldeinsamkeit, der Atem der Gefahr, die hundert alühenden Augen der mordenden Stille, der gespenstigen Schluchten, der schwarzzählenden Bergarachen. Es war halbrecherisch schön. Es war sogar wunderschön zum Davonlaufen. Aber nun saßen sie fest: zwei Schauspieler, zwei Hunde, ein knarrender Schlitten, zwischen kristallinen Wänden und schwarzen Schläften. In der Nacht schlief Bob oder Bill. Und einer wachte, Bob oder Bill. Sahen ab und zu auch mal nach, ob keiner ertroren sei, Bob oder Bill. Na und am dritten Reisetage schlich einer hinter ihnen herauf, ein fürchterlicher Einziger in der Schneewildnis. Im scharfen Eiswinde flatterte sein strähniiger Werabart. Der hagere Hals rechte aus einem dicken roten Wollschal, der breitkrämpige Hut schlappte ihm in das rotgeblasene Gesicht. Da er der Fremden ansichtig wurde, schlug er den Kock zurück, griff in den Gürtel. Und ließ dann seinen Arm schlenkern, und in der schlenkernden Hand die zum Schuß gespannte Waffe.

So stapfte er heran bis auf fünf Schritte Distanz, da rief er: „What is the mater?“

Man hörte es ihm an, die Interpunktion hinter sein Geskröck setzte er per Pistole. Knallte auch schon los. Da fiel ein Eiszapfen über den Köpfen der Schauspieler zusammen. Die Splitter tanzten in der Morgenfonne. Ein Schuß wie ein dämonischer Zauchzer. Ein über dem Hufsond einen Millimeter hingestreifter Schuß. Ein Schuß, wie ein unverschämtes Lochen, wenn einem unversehens der Kopf von der Schulter herunterpurzelt. Aber der Mann mit dem Werabart flucht wie ein Frischman. So kann nur ein Deutscher fluchen! Haben da ihre helle Freude; die zwei Schauspieler rufen: Landsmann, heb, Landsmann! und die Hunde bellten wie heifer schreiende überraschte Kinder.

Der Landsmann aber steht noch auf fünf Schritte Distanz, brüllt: „Hände aus den Taschen!“ Und steht so und wartet und wird zum zweitenmal losgeschossen, wenn einer die Nase krumm zieht.

„Landsmann.“ saßen Bob und Bill, „du bist doch ein Deutscher, man hört's dir an.“

Nun kommt der Landsmann mit ausgestreckter linker Hand näher, schüttelt kollegial die Hände der Deutschen, aber mit der rechten hält er noch den Revolver und wird losdrücken,

wenn sie, wie gesagt, die Nase krümm ziehen. Er ist freilich ein Deutscher, sogar ein Preuße, ein Wilhelm Haase, aber nur ein William, wie ja auch zwei deutsche Schauspieler Bob und Bill wurden.

Do sie noch weit von den Goldfeldern wären?

Von den Camps? ei freilich, noch ein paar englische Meilen, wenn eben der Landsmann nicht gekommen wäre, um sie über den Wollensteig hinauf mitzunehmen. Aber der Schlitten und die Hunde! Da flucht der Landsmann wieder fürchterlich wie ein Frischman und meint, die Hunde schaffen's nicht, der Wollensteig sei wie 'n Himmelsleiter, ein ausgemachter Bergseil bekäms Bauchrutschen, mithin — Also was zu machen sei? Es sei folgendermaßen zu machen. Der Schlitten wird um halbe Fracht erleichtert und Bill oder Bob bleibt bei der halben Fracht wachsam zurück. Derweil fährt Bob oder Bill mit der übrigen Fracht und dem Landsmann den Wollensteig hinauf, läßt ab, fährt zurück und holt auch die zurückgelassene Fracht herauf. Und so in Stappen weiter, bis die Camps erreicht sind.

Man wird's tun, man muß es tun, was sonst? Man tut's also in der Vorausicht, daß Bill oder Bob vom Landsmann droben am Wollensteig ausgeraubt und verscharrt wird, oder daß der Landsmann, der droben bei der halben Fracht Wache halten soll, damit auskneift. Well, man tut's. Bill zieht aus mit dem Landsmann. Die Eisstürme prasseln und pfeifen. Die Paare frieren zu Eisspitzen. Die kristallinen Felsen schillern in der blutroten Morgenröthe. Der Landsmann sagt, daß droben der Schnee säuberlich von den Stürmen weggejagt sei. Und daß zwei Stübe Weiden auf ganz ärmlich einjamer Weide. Zwei Kühe vom Landsmann.

Was er sei, der Landsmann? Goldgräber, selbstverständlich. — Ei, nicht selbstverständlich; hauptsächlich Schenkwirt nebst Krämerbude, die einzige im Umkreis von sechs englischen Meilen. Ein gefährliches Geschäft und ein einträgliches. Da fragt Bill nach: „Sind die Camps ergiebig?“

„Hast du Waffen?“ fragt der Landsmann dagegen. Bill nickt und denkt, daß nun sein letztes Stübdlein gekommen sei. Der Landsmann aber sagt: „Wenn du Waffen hast, wirfst du Gold wie Kieselsteine finden. Und wenn du nun eine Hütte hast, so rate ich dir, stelle dich an den Eingang und schieße; schieße in die Luft und an die Felsen, und wenn einer vorübergeht, schieße ihm den Hut vom Kopfe. Aber habe denn auch keine Furcht, wenn er nachts kommt und deine Hütte in Brand steckt. Wenn du aber dein Prestige sehr bedeutend machen willst, dann komm in meine Schenke, wenn sie da hoden und trinken, schieße ihnen an die Betne, daß sie hüpfen und über deinen Schuß hinwegspringen müssen. So haben wir droben den Ridder-Nyl. Der knallt seine blauen Bohnen in die Schäfte, daß man's schon auf eine halbe Meile hin weiß: der Ridder-Nyl macht dir mal eine Visite. Kommt dann und knallt dir so lange um die Ohren, bis du dein mit Wäp' und Schweiß zurechtgemachtes Camp freigibst und dir ein anderes gräbst. Aber nun meinst du, daß Ridder-Nyl ein entseflicher Mensch sei. Ich sage dir aber, es ist besser, du wirst ein entseflicher Mensch wie der Ridder-Nyl, oder du hast ein über das andere Mal vor deinem Camp einen entseflichen Menschen stehen, der dich für einen entseflichen Esel hält.“

Unter diesen freundlichen Redensarten waren sie auf dem Wollensteig angelangt und es war sehr großartig und sehr fürchterlich ringsum. Es waren nur schwarze Schlände und weiße Kluppen und eine öde, einsame Grausamkeit. Aber der Landsmann hatte Bill weder ermordet noch beraubt, und so kam es, daß sie allgemach in Stappen aufwärts stiegen, und daß dauerte einen Tag bis zum frühen Abend. Als die Schatten aus den tiefen moderigen Schluchten stiegen und lang hinsielen über die schimmernden Felsen und den niedern eisgrauen Horizont und die paar Menschen in der Gebirgsenöde, da stellte sich der Landsmann hoch auf die vorspringende Steinnase des Steigs, wies mit ausgestrecktem Arm in die Gebirgsebene hinein, die flach und unendlich in die dunstige Weite stieg, und man sah aus zwei Hütten den Rauch. Und sonst nichts. Kein Dach weit und breit. Auch keinen Menschen, auch kein Tier. Nicht einmal ein träger Vogelflug in der schweren Luft.

Da sprach der Landsmann: „Es wird sieben Uhr sein. Die Kat Hounters bräut ihren Tee.“

„Ei, wer? Ein Weib?“ — „O ja, ein Weib, ein starkes, tüchtiges Weib. Sein Camp liegt eine Meile entfernt, ganz verloren zwischen Schländern. Ein halbbrecherischer Weib, und so schützt sich ein Weib.“

„Und nebenan ist meine Schenke,“ sagte der Landsmann. Und dann nahmen sie ihren Weg in die Ebene hinein. Die Hunde bellten in heiserer Freude die zwei einsamen Wohnungen an, und dann bellten sie ihrer Lebtage nicht mehr, denn der Landsmann sagte: „Was sollt ihr sie füttern, da ihr selber nichts habt! Und wenn ihr sie gesättigt habt, knallt Euch ein anderer den Braten weg. Also ich schlachte sie und ihr holt Euch bei mir dafür Schnaps und Viehl.“

Da schlachtete William Haase die zwei Hunde und trug das Fleisch den Goldgräbern in den entfernten Camps zu. Derweil bauten Bill und Bob ihre Hütte, und sie bauten sie so: Vier Pfähle rammten sie ein und stopften Zwände ein aus Flecht und Ruten, manjarten einen Regimort aus Loherde und verstrichen damit auch die Decke. Auf das aber beim qualmenden Ofen die spröde Loherde nicht auf ihre Haupter abrorraete, spannten sie drapt unter ihr ein Zelttuch aus. Als am nächsten Tage die Sonne im Mitttag, also gitzervolant über dem Wollensteig stand, zimmerten sie die Bretter, klopften sie mit Lederbandern fest, und dann der Versuch! Ein Lederriem innen an der Lure, ein Querbalken durchgeschoben und eingestemmt, hielt die Lure stand. Am Nachmittag, als die Sonne in den Schluchten irgendwo niedergegangen war, und um die jugige Gte des Wollensteigs die Winde wuschelten, qualmte schon der offene Ofen, in der Pfanne brodelte der starkoffelpfannuchen, im Blechtopf dampfte das Leewasser, und Bob wuschelte sich im Bettlappen ins Stroß ein.

Da klopfte es an die Lure und klopfte sehr energisch. Bill trat vom Ofen weg, fragte: „Seid ihr es, William?“ „Nein, sie war es, Kat Hounters!“

Da wuschelt Bob aus dem Stroß, denn es ist ihm sehr angenehm, Kat Hounters zu sehen. Kat Hounters tritt mit einem langen Saum herein mitten in die Hütte. Hinter ihr eine Sturmwege, die Sand, Staub, Dierier und sogar kleine Bretter in wiewendem Wirbel dreht. Bill schneht hinter ihr die marrenose Lure und nimmt den Balken ein. Da steht Kat Hounters im Parvonnier der Hütte und ist sehr groß und sehr eigentümlich. Sie sagt: „Ist gaoe den Ridder Nyl umgauen lassen. stann ich warmes Leewasser haben?“

Da sie das sagt, ist Bob aus dem Bettlappen heraus und steht nun so, daß er Kat Hounters Gesicht im Feuerofen des Ofens sehen kann. Bill aber fragt, ohne nun von der Pfanne weg zu rühren:

„Hat der Ridder Nyl Ihnen seine Visite gemacht?“

„Er liegt auf meinem Camps. Ich denke, daß er gleich tot war.“

Nun dreht sich Bill doch herum und zu ihr, und da er die Pfanne in der Hand halt, schneht er sie schneht von der Lure weg. Da saucht sie der Feuerofen in Kat Hounters Gesicht, und das ist ein ernstes, gutes Gesicht. Der Bill denkt dabei an seine Mutter, die ein solch verueltich gutes Gesicht hat. Aber es ist gewiß, Kat Hounters hat trotz ihres ernstigen guten Gesichtes den gefurchteten Ridder Nyl erschossen und machte dabei vielleicht — ja jedenfalls ihr gutes, verueltichs Gesicht. Und nun, meint Kat Hounters, liegt er in ihrem Camp und wäre wahrscheinlich schon tot, — Und man soll ihr nun warmes Leewasser geben. Da setzt sich Bob wieder auf den Bettlappen nieder, denn es ist ihm, als müsse er umfallen wie der Ridder Nyl.

Bill aber fragt weiter: „Was macht man denn? Man kann ihn doch nicht liegen lassen?“

„Wenn er morgen noch da liegt, muß man ihn in die nächste Schlucht werfen.“

„Man muß ihn begraben,“ entrüstet sich Bob.

(Schluß folgt.)

# Liebling

Seife aller Damen ist die allein echte  
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul, denn diese erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut u. zarten blendend schönen Teint. à St. 50 Pfa. Aber zu haben.



## Unsere Bilder.



— Das Wrack des Zeppelinballons am Weberberge bei Weilburg. Der Luftkreuzer „Z 2“ befand sich auf dem Rückwege von der Kaiserparade zu Homburg, als ein heftiger Südwest das Luftschiff zu einer Zwischenlandung in Limburg zwang, von wo es der Sturm völlig abtrieb. Das führerlose Fahrzeug landete, teilweise auf der Erde schleifend, am Weberberge in der Nähe von Weilburg, wo es von den Truppen des Luftschiffer-Bataillons gänzlich abgebrochen werden muß. (Vergl. das Bild Seite 164.)

— König Eduard †. (Vgl. das Bild Seite 166.) Im Alter von 68 Jahren ist nach verhältnismäßig kurzer Regierungszeit König Eduard VII. aus dem Leben geschieden. Am 9. November 1841 wurde er als Kronprinz geboren, und Kronprinz ist er fast sechzig Jahre geblieben. Am 22. Januar 1901 kam er zur Regierung. Währte diese auch nicht lange, so war sie doch hochbedeutend nach außen und im Innern. Sie brachte Großbritannien die Angliederung der Burenstaaten, und sie bildet allem Anschein nach den Anfang einer Epoche, in der das Wort nicht mehr gilt, daß der König herrscht, aber nicht regiert. Jedenfalls hat im parlamentarischen England noch kein Träger der Krone persönlich einen so tiefgreifenden Einfluß ausgeübt wie Eduard VII. Die Beziehungen des Deutschen Reiches zu England, die sich in der letzten Zeit wohl wieder gebessert haben, liegen unter der Regierung Eduards VII. oft und viel zu wünschen übrig. Aber niemand wird leugnen können, daß in König Eduard ein Herrscher von eminenter Klugheit und von ungewöhnlicher Bedeutung dahingegangen ist. An der tiefen Trauer des englischen Volkes um den schweren Verlust nimmt Deutschland um so innigeren Anteil, da den Verewigten nahe Verwandtschaft mit unserem Kaiser verband.



## Zur Unterhaltung.



## An die Musik.

Die hebrste Sprache, die entquillet uns'rer Seele,  
Das Land, das alle Nationen fest umschließt,  
Der beste Trost für alles Leid im Busen,  
Es ist Musik, — — du herrliche, sei uns gegrüßt!

Auf Engelsflügeln schwebest du hernieder,  
Die Laute in der Hand, ein Seraphbild,  
Du stimmest an die göttlich-süßen Lieder, —  
Und uns umwehet Gottes Odem mild!

In deinen allgewaltigen Afforden  
Erklingt's, was insgeheim die Menschenbrust durchbebt,  
Zum Paradiese ist die Erde nun geworden,  
Wo alles ird'sche Schwere leise uns entschwebt!

Bald klagt's mit uns, — bald klingen deine Töne  
Wie Jubel uns'rem Herzen, uns'rem Ohr,  
Doch immer, zeigst du dich in deiner Schöne,  
Entschwebt die Seele zu der Gottheit still empor!

Das zarte Kind schon lächelt dir entgegen  
Noch eh' es seine Worte lallend spricht, —  
Musik vermag das rauh'ste Herz zu regen,  
Und labt das arme Herz noch, — eh' es bricht!

So sei willkommen! Deine Schwing' entfalte  
Allüberall, wo man sich dir geweiht,  
Berlünde deine Nacht, des Antes walte, —  
Beglückend alle Völker allezeit!

Marie von Wilbrandt-Schülerin.

Düsseldorf, März 1910.

— Bändiger Refus. Theaterdirektor: „Bedau're, meine Herr'n, kann Ihre Sachen nicht aufführen!“ — Autor A.: „Und warum nicht?“ — Direktor: „Ja, sehen Sie, Ihr Stück ist verzweifelt einfach!“ — Autor B.: „Und das meine?“ — Direktor: „A! einfach — zum verzweifeln!“



## Rätselreife.



## Begriffsbild.



Gänsefiesel, wo sind deine beiden kleinen Gänse?

## Kapsel-Rätsel.

Gewinsel, Auster, Mariachen, Abwarten, Gerichte, Schleim, Schlacke, Vastard.

In vorstehenden Wörtern sind andere Hauptwörter eingekapselt — wie Esel in Gesellschaft oder in Kieselstein — Sind diese Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben im Zusammenhang einen weiblichen Vornamen.

## Wechsel-Rätsel.

Großvater, wenn ich ferne seh',  
Ruft mich herbei: „Mein lieber G—!“  
Zu Vaters Bruder sag' ich so,  
Schreib' ich an ihn: „Mein lieber D—!“

## Wortspiel.

Die Hausfrau braucht's beim Kochen und Backen,  
Als Nahrung ist's von hohem Wert.  
Nun mußt du ihm vorn und hinten abzwaden  
Ein Teilchen, gleich springt da vom Herd  
Ein muntres Tier; nimm dich in Acht,  
Sonst sticht es dich, eh' du's gedacht.

## Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Kamm.

Palindrom: Leben, Rebel.

Rebus: In der Not sticht der Teufel Fliegen.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stedie,  
Druck und Verlag des Düsseldorfener Tageblattes, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.



Nr. 22.

Sonntag, 29. Mai.

Jahrgang 1910.

## Es war nur ein Musikmeister.

Von H. A. Bannig.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die beiden alten Schwestern verstanden die Rede nur halb, sie machten tiefe Verbeugungen und wollten sich schleunigst zurückziehen.

„Nicht fortgehen, meine Damen,“ rief der Oberst in bestimmtem Tone, „ich muß mit Ihnen überlegen, auf welche Weise wir hier Rat schaffen können. Aber vorher muß ich austoben, ehe ich dazu imstande bin. Wissen Sie auch, was man von Ihnen sagt? Man nennt Sie verächtlich die Betschwester, die unter der Maske der Frömmigkeit und Barmherzigkeit für ein einfältiges Markstück die intimsten Familiengeheimnisse anzufundschaften suchten und, das Vertrauen mißbrauchend, große Uneinigkeiten, Streit und Zant stifteten. Wissen Sie das auch wohl?“

„Das ist wohl möglich, Herr Oberst, aber wie kann man das verhindern?“

„Wie man das verhindern kann? Ich würde den Leuten, anstatt sie mit Geld zu unterstützen, so nachdrücklich die Wahrheit sagen, daß sie lange mit Vergnügen daran denken sollten.“

„Es ist sehr fraglich, ob gerade diejenigen, denen man ab und zu eine Kleinigkeit zukommen läßt, die Schuld daran tragen. Beim Almosengeben rechnet man auch nicht auf Dank. Wir erwarten eine bessere Belohnung.“

„Das ist jedenfalls die wahre Frömmigkeit, vor der ich gerne meinen Hut abnehme. Ich weiß auch wohl als Christ zur rechten Zeit zu vergeben und zu vergessen, aber bevor ich nicht ausgetobt habe, kann ich es unmöglich fertig bringen, dann locht und braust es in mir. Ein Mensch ist doch immer nur ein Mensch. Zuerst muß ich Sie um Verzeihung bitten, denn zu meiner Schande muß ich gestehen, daß das elende Geschwätz mich auch beinahe bewogen hat, an Ihrer Frömmigkeit zu zweifeln. Ich verurteilte Sie ebenso wie die andern und darum empfing ich Sie auch möglichst kühl und abweisend. Doch jetzt weiß ich, daß nur wahre Nächstenliebe Sie zu mir geführt hat. Geben Sie mir Ihre Hand und ich verspreche Ihnen, mein bestes für die Familie Hoevermann tun zu wollen. Nehmen Sie wieder Platz, meine Damen, dann können wir weiter sprechen. Darf ich um Ihren Namen bitten?“

Die Jungfrauen lachten sich verlegen an, waren aber doch sichtlich ganz befriedigt über die plötzliche Wendung des Gespräches. „Wir sind Schwestern und heißen van der Pauw . . . Darf ich Ihnen dieses zuerst einhändigen?“



Königin Mary.



König Georg V.

Das neue englische Königspaar.

fragte die Älteste, noch immer die Banknoten in der Hand haltend.

„O nein, wahrhaftig nicht,“ fuhr der Oberst beleidigt auf, „ich würde mir die Augen aus dem Kopfe schämen, ich werde für alles, was augenblicklich notwendig ist, aufkommen. Und sollte die Not an den Mann kommen, werde ich Sie schon zu finden wissen, das versichere ich Ihnen.“

„Hört, wie das Volk auf die Tür des Oberhauses trommelt!“ rief die eine auffpringend, „das arme Mädchen!“

„Ja, es muß etwas geschehen!“ rief der Oberst, ein derbes Wort in seinen Bart brummend, das er seinen Besuchern ersparen wollte. „Ich bin zu dem Entschluß gekommen, das Mädchen und das Kind noch in dieser Nacht in mein Haus aufzunehmen. Das wird, dünkt mir, das beste sein, um dem Skandal auf der Straße ein Ende zu machen. Dann können wir das weitere auch besser mit dem Mädchen besprechen.“

„O, Herr Oberst,“ sagte die Jüngere, die bis jetzt noch kein Wort gesprochen hatte, „das würde der beste Ausweg sein!“

„Sei doch nicht so voreilig, Mietje,“ tadelte sie die andere Schwester gleich drauf, „dann würde die Ruhe des Herrn Oberst auch dahin sein.“

„Wenn das elende Pack — verzeihen Sie, meine Damen, ich wollte sagen, wenn die Ruhestörer es wagen sollten, mich in meinem Hause zu belästigen, dann würde ich ihnen schon den rechten Weg zeigen und, wenn nötig, werde ich meinen Freund, den Justizminister, von dem Vorfall in Kenntnis setzen. Seien Sie deshalb nur unbesorgt, wir wollen lieber an unsere Schützlinge denken. Würden Sie vielleicht die Güte haben, nochmals ins Oberhaus zu gehen, dem Mädchen unser Anerbieten vorzutragen und zu besprechen, was für sie und für das Kind herübergeschafft werden muß, vielleicht die Wiege, oder das Bettchen, oder ein Kinderstühlchen usw. usw.“

„Sehr gerne, aber es wird Mühe kosten, jetzt durch das Volk zu dringen.“

„Ich werde den Polizeidiener bitten lassen, Sie zu begleiten. Außerdem hat meine Haushälterin ein paar tüchtige Arme, und ich versichere Ihnen, sie weiß zur rechten Zeit Gebrauch davon zu machen.“

„Aber ich glaube, wenn ich mich frei aussprechen darf, daß Ihre Haushälterin die erste gewesen ist, welche den Musikmeister durch ihre böse Zunge so sehr ins Gerede gebracht hat.“

„Ach, sie ist doch so übel nicht, man muß nur ihre schwache Seite kennen,“ antwortete der Alte lächelnd, „ich werde mit ihr schon fertig werden. Und nun alles vorläufig besprochen ist, wollen wir ein Gläschen auf guten Erfolg leeren.“

„Für uns nicht, Herr Oberst, für uns nicht,“ riefen die beiden gleichzeitig.

„Auf ein gutes Ende, habe ich gesagt, und das werden Sie mir doch nicht abschlagen wollen, nicht wahr?“

Barbara, der es unbegreiflich war, was ihr Herr so lange mit den beiden zu besprechen hatte, die er doch beim Empfang so unfreundlich begrüßt hatte, kam schnell herein, als sie die Schelle hörte.

„Eine Flasche Haute Sauterne und drei Gläser,“ befahl er ihr, „und frage die beiden Polizisten, die hier auf dem Trottoir stehen, ob ich in einer Stunde über sie verfügen dürfte.“

Barbara blieb wie angewurzelt stehen, sie glaubte seine Worte nicht verstanden zu haben; doch als sie den Oberst ungläubig ansah und dieser den Befehl nochmals wiederholte, verließ sie das Zimmer unter fortwährendem Brummen:

„Haute Sauterne für die beiden Schwestern? Ich möchte wissen, was nur los sein mag.“

Es wurde nun eingekauft und auf guten Erfolg angestoßen, doch die bescheidenen Damen nippten nur an ihren Gläsern. Es kostete den liebenswürdigen Gastgeber nicht geringe Mühe, bis sie endlich ihr Glas geleert hatten.

Darauf erhoben sie sich und entfernten sich unter den tiefsten Verbeugungen mit der nochmaligen Versicherung, daß der Oberst stets auf ihren Beistand rechnen könne.

„Barbara,“ empfing der alte Herr seinen dienstbaren Geist, der soeben ins Zimmer getreten war, „ich muß Ihnen etwas Neues erzählen.“

Barbara war verwundert, denn an so etwas war sie nicht gewöhnt.

„Es ist noch etwas Wein in der Flasche, wollen Sie vielleicht ein Glas?“

Barbara machte große Augen.

„Nehmen Sie nur ein reines Glas,“ wiederholte er. „Sie wissen ja, daß ich den Wein nicht liebe.“

„So, was dir nicht schmeckt, soll für mich gut genug sein,“ dachte grimmig die Haushälterin, die nichtsdestoweniger dem Inhalt des vollen Glases besser zuzusprechen verstand, wie die alten Jungfrauen.

„Nehmen Sie noch ein Glas, ich trinke doch keinen Tropfen davon,“ ermunterte sie der Oberst.

Auch das zweite Gläschen war mit einer Schnelligkeit verschwunden, an der sich ein Packträger ein Beispiel nehmen konnte.

„So, jetzt setzen Sie sich mal einen Augenblick,“ forderte der Oberst sie auf.

„Ich wußte, daß etwas dahinter steckte,“ dachte Barbara, Platz nehmend.

„Wissen Sie auch schon,“ begann der Oberst, seine Damen übereinander drehend, „daß schon verschiedene Personen, die hauptsächlich den Skandal in der Straße verursacht haben, gefangen genommen worden sind?“

„So, nun das ist auch kein Wunder, denn die verfluchten Straßenzungen werden noch alles zerstören, wenn nicht bald ein Ende gemacht wird.“

„Nicht wegen Ruhestörung, es sind auch keine Jungen, die man unschädlich gemacht hat, nein, sondern große Leute, die die Familie Hoevermann verleumdet und den armen Musikmeister als einen durchgebrannten Schuldner bezeichnet haben.“

„Und wer mag das sein?“ fragte die Haushälterin mit der gewohnten Neugierde, obschon man in ihrem Gesichte innere Unruhe lesen konnte.

„Die Namen kann ich nicht nennen, aber ich befürchte nur, oder richtiger, ich weiß mit Bestimmtheit, daß die Polizei auch bald hier eindringen wird.“

„Was haben wir mit der Polizei und mit dem Straßensandal zu tun?“

„Ich nichts, aber . . .“

„Glauben Sie daß die Polizei mich aus Korn genommen hat?“ fragte Barbara. „Lassen Sie sie nur kommen, ich werde schon mit ihr fertig.“

„Sprechen Sie nicht so laut, Barbara, denn Sie haben in den letzten Tagen Ihre Zunge häufig genug mißbraucht, um die Familie Hoevermann schlecht zu machen. Oder waren Sie es nicht, die mir erzählt hat, daß der Mann und die Frau wegen ihrer Schulden flüchten mußten?“

„Das habe ich mir auch nicht aus dem Daumen gesogen, sondern von anderen gehört.“

„Die anderen sitzen schon hinter Schloß und Riegel, und ich weiß es aus der ersten Hand, daß, wenn wir keine Maßregeln ergreifen, dasselbe Loos wohl auch Ihnen bald bevorsteht.“

„Aber, Herr Oberst!“ rief Barbara entsetzt; sie war vor Schrecken ganz bleich geworden.

„Wenn wir keine Maßregeln ergreifen, betone ich nochmals. Sie wissen, daß ich jeden Augenblick den Polizeikommissar erwarte. Er wird mich sicher über die von Ihnen ausgestreuten Schwäzereien ausfragen, wie ich von den Damen, die eben hier gewesen sind, vernommen habe.“

„Die beiden bekümmern sich aber auch um alles,“ schrieb Barbara wütend.

„Sagen Sie nichts über die alten Damen. Wären alle Menschen so fromm und so gut wie sie, so würde es in der Welt besser aussehen. Sollten Sie das Glück haben, nicht in die Hände der Polizei zu fallen, so haben Sie es an erster Stelle den sogenannten Beischwestern zu verdanken. Sie hegen wahres Mitleid mit dem Dienstmädchen und dem Kinde; von dem, was über die Familie geschwätzt wird, glauben sie kein Wort. Darum haben wir beschlossen, das Mädchen mit dem Kinde noch diesen Abend in unser Haus aufzunehmen, und —“

„Das Kind und die Magd?“ rief Barbara mit Enttäuschung, „aber Herr Oberst!“

„Still!“ brauste der Oberst, seine Rolle vergessend, auf. „Möchten Sie lieber auf meine Worte. Es ist keine Zeit zu verlieren, vielleicht haben die Polizeidiener schon den Befehl erhalten, Sie sofort zu verhaften. Die beiden Damen, die Mitleid mit Ihnen haben, halten auch für das Beste, um jeden Verdacht von Ihnen abzulenken, Magd und Kind bei

uns antezubringen. Weil das nun voraussichtlich, wenn man den Skandal auf der Straße hört, nicht leicht geschehen wird, haben sie mir schon jetzt für Sie, allerdings nur für den Fall, daß Sie mithelfen, als Belohnung für Ihre Mühe ein Goldstückchen in die Hand gedrückt. Sobald der Kommissar hier gewesen ist, müssen sie herübergeholt werden. Um nun der Polizei zu beweisen, daß sie einen Unrechten im Verdacht hat, müssen Sie, wenn es nötig ist, gegen die Neugierigen von Ihren starken Armen ausgiebigen Gebrauch machen; ich meine, das wäre das beste Mittel, der Polizei Sand in die Augen zu streuen. Und wenn alles gut abläuft, sollen Sie zur Belohnung ein zweites Goldstück und obendrein ein neues Kleid erhalten. Wollen Sie uns nun helfen oder —

„Mit Freuden, Herr Oberst, mit Freuden,“ klang es von Barbaras Lippen, indem sie erleichtert aufseufzte.

Kein Wunder, in den letzten Augenblicken glaubte Barbara schon hinter Kerkermauern schmachten zu müssen, doch jetzt schien jede Gefahr gewichen und sie hatte noch die Aussicht auf zwei Goldstückchen und ein neues Kleid.

„Vergessen Sie nicht, daß Ihre Zukunft an einem seidenen Faden hängt,“ so schloß der Oberst, „wenn alles gut abläuft, soll Ihnen auf meine Fürbitte hin kein Haar gekrümmt werden; wenn nicht, dann muß ich das Ärgste für Sie befürchten. Es könnte möglich sein, daß die Uebersiedelung mit vielen Umständen verbunden ist, und daß das Kind leicht ins Gedränge gerät. In diesem Falle werde ich mich auf Ihre Fäuste verlassen können.“

„Sie sollen das arme Würmchen nur mit einem Finger anrühren, ich würde ihnen —“

Barbara war von ihrem Stuhl aufgesprungen. Wie sie da stand mit funkelnden Augen, geballten Fäusten, konnte man ruhig annehmen, daß sie selbst nicht vor drei oder vier Kaufbolben die Flucht ergreifen würde.

„Sehr gut,“ sagte der Oberst, seinen Anebelsbart streichend, um ein verräterisches Lächeln zu verbergen. „Noch ein Wort. Die Damen von der Bauw wollen kein Wort des Dankes für das Goldstückchen hören, vergessen Sie das nicht; verstanden?“

Es wurde geschellt. „Es wird der Kommissar sein, führe ihn zu mir herein.“

Als Barbara die Person nennen hörte, die ihre ganze Zukunft in Händen hatte, ging ein Schauer durch ihren Körper. In einem so sanften, zarten, weichen und süßen Tone, wie ihn noch nie jemand von ihren Lippen gehört, bat sie ihren Herrn und Meister, sie in Schutz zu nehmen.

„Ich werde dafür sorgen,“ sagte der alte Herr, den Kopf schüttelnd über die Kriegslist, die er ganz gegen seine Gewohnheit erfinden mußte, um seinen Zweck zu erreichen, ohne daß sein Hausfrieden gestört wurde.

Unterdessen war der gefürchtete Polizei-Kommissar ins Zimmer getreten. Er war mit dem Plane des Obersten ganz einverstanden und meinte auch, daß der Lärm, wenn das Oberhaus des Bäckers nicht mehr als Mittelpunkt diente, bald ein Ende nehmen würde. Er wollte für Verstärkung der Polizei sorgen und persönlich dem Umzuge beiwohnen.

„Aber wann?“ fragte der Alte, „wenn wir heute abend fertig werden wollen, haben wir keine Minute zu verlieren.“

„In einer halben Stunde,“ war die Antwort.

Es begann schon zu dunkeln, als der Kommissar zurückkehrte. Auf der Straße wurde es lauter und unruhiger. Die Fensterscheiben des Bäckers wurden auch mit Steinen beworfen, ein Beweis, daß die Zerstörungswut ansteckend wirkte. Nachdem noch einige Polizeidiener auf dem Schauplatz erschienen, nahm das Geschrei mehr und mehr zu, die zusammengepferchte Menge wurde hin und her geschoben, hier und da fand zur Abwechslung eine kleine Schlägerei statt, und sogenannte Schwärmer, von den Jungen brennend unter das Volk geworfen, sprangen zischend und funfensprühend umher.

„Run ist es Zeit!“ Der Kommissar ging mit einigen Polizisten voraus, gefolgt von Barbara, die mit entblößten Armen wütend in der Luft herumfuchtelte und mit ihren funkelnden Augen das Publikum zu vernichten drohte.

Der Befehl des Kommissars, einen freien Weg zu bahnen, war unausführbar, denn die dichte Menge, die in ihren freien Bewegungen gehemmt war, wurde gewaltsam weitergedrängt. Man mußte Gewalt gebrauchen. Die Sä-

bel wurden gezogen. Man hörte rechts und links Angstrufe von Frauen, die sich nicht zu helfen wußten, und lautes Geheul von Jungen, die nähere Bekanntschaft mit der Klinge der Hermandad gemacht hatten.

„Hurra!“ rief ein hoch aufgeschossener Bengel, der oben auf einem Laternenpfahl thronte, „hurra! die Barbara vom Oberst wird abgeführt, sie kommt in das Gefängnis.“

Dieses „Hurra“ wurde von hundert Kehlen wiederholt, die natürlich nicht wußten, wem es galt.

Zur großen Verwunderung der Nächststehenden wurde unerwartet die Tür des Oberhauses geöffnet und der Kommissar trat mit seinem mannhafsten Gefolge ein, während ein paar Polizisten draußen Wache hielten. Einige meinten, daß auch das Mädchen mit dem Kinde verhaftet würde, andere glaubten, es würde eine Hausdurchsuchung vorgenommen; diesen und anderen Vermutungen wurde plötzlich durch das Erscheinen des Kommissars, dem Barbara und das Dienstmädchen des Musikmeisters mit dem Kinde auf den Armen folgten, ein Ende gemacht.

„Vorwärts! Marsch!“ klang der Befehl des Oberhauptes der Polizei, doch war es den Polizeidienern unmöglich, sich durch die Menschenmenge Platz zu verschaffen. Notgedrungen ihre Waffen ziehend, gelang es ihnen endlich, wenn auch langsam, Schritt für Schritt die Menge zu durchdringen. Das Mädchen hielt das noch laut weinende Kind in ihren Armen, beschützt durch Barbara, die sich tapfer wehrte. Hier schüttelte sie einen vorwitzigen Jungen wie einen Pudelhund, da ließ sie ihre eiserne Hand auf die Schulter des einen oder anderen Neugierigen niederfallen, unbekümmert über die Flüche und Verwünschungen, die ihr nachgerufen wurden. Sie fürchtete niemanden; mancher, der nicht gutwillig den Weg räumte, fand sich durch ihre gütige Vermittlung auf dem Boden wieder.

So erreichte endlich die kleine Karawane auf einem großen Umwege und mit vielen Hindernissen glücklich die Wohnung des Obersten, der ihnen hastig mit einem vom Herzen kommenden „Gott sei Dank“ die Türe öffnete und sie eintreten ließ.

Das war überstanden. Doch galt es jetzt, das Haus des alten Herrn, welches voraussichtlich der Mittelpunkt des Skandals wurde, vor der Zerstörungswut des Pöbels zu bewahren. Auf Befehl des Kommissars mußten alle seine Untergebenen vor seiner Wohnung Wache halten, einer wurde zum Stadtkommandanten gesandt, um militärische Hilfe zu holen, und kaum eine halbe Stunde später kam auch eine ganze Abteilung Soldaten unter Führung eines Unteroffiziers angerückt. Jetzt entstand ein Lärm, ein Geschrei, die Gewehrkolben wurden drohend hin und her geschwenkt, man sah blanke Säbel blinken. Viele der Neugierigen entfernten sich ängstlich, um aus der Ferne dem Schauspiel zuzusehen. Andere verschwanden sofort aus dem Bereiche der Gewaltigen.

Ab und zu zischte noch ein brennender Schwärmer auf, es wurden noch ein paar Straßenlieder gesungen, doch schließlich war es stille geworden, die aufgeregten Gemüther hatten sich beruhigt. Die Soldaten verließen stolz den Kampfplatz und der Kommissar ging endlich ins Haus, um doch für jeden Fall in der Nähe zu sein.



Der französische Luftschiffer Paulhan in der Flugmaschine von London nach Manchester.

In das Wohnzimmer tretend, wo sämtliche Beteiligte des Dramas versammelt waren, klopfte er Barbara freundlich auf die Schultern mit den Worten: „Sie sind ein tüchtiges unerschrockenes Mädchen, ich danke Ihnen sehr für Ihre Hilfeleistung.“

„Soll man denn, ohne wütend zu werden, zusehen können, wenn der Bövel solch einem armen Bürmchen etwas zu Leide tun will?“ antwortete Barbara traurig, überzeugt, daß sie jetzt mit der Polizei auf gutem Fuße stand.

Die Aufregung des armen Kleinen hatte sich noch nicht gelegt. Das Mädchen suchte ihn auf alle mögliche Weise zu beruhigen. Es wiegte ihn in seinen Armen, flüsterte ihm liebe Worte zu; selbst der Oberst holte allerlei Lederlein, verschonte sogar nicht kostbare Gegenstände, um sie dem Kinde zu übergeben, es nützte nichts, das Kind schrie zum Erbarmen und rief ratlos die Hilfe seiner Eltern an.

Dem alten Herrn trat der Schweiß auf die Stirne, an solche Ausstritte war er seit Jahren nicht mehr gewohnt. „Soll ich den Doktor rufen lassen?“ fragte er besorgt.

„Ach nein, danke, Herr Oberst,“ antwortete das Mädchen, welches die ganze Zeit mit dem Kinde auf den Armen in dem Zimmer auf und ab gegangen war, „es wird schon besser gehen, wenn erst der Sandmann kommt; Fröhchen ist in seinem Schlafe gestört worden und erschreckt durch den Standal kann er nicht mehr einschlafen. Doch seien Sie mir nicht böse, wenn ich Sie bitte, ein wenig stille zu sein.“

„Dann werden wir wohl den Mund halten müssen,“ flüsterte der Oberst lächelnd, „aber wir können trotzdem ein Glas Wein trinken, nicht wahr, Herr Kommissar?“ Die abweisende Bewegung absichtlich übersehend, erhob er sich geräuschlos und flüsterte Barbara zu, eine Flasche Wein mit Gläsern zu holen, und machte eine bezeichnende Handbewegung, daß sie das Türkrachen verhüten solle. Darauf ging er auf den Zehen zu dem Mädchen des Musikmeisters und fragte es so leise, daß es kaum verstehen konnte, ob es nicht besser sei, die nötigen Sachen wegen der Unruhe auf der Straße den folgenden Morgen holen zu lassen. Das Mädchen nickte zustimmend, seine Wanderung fortsetzend.

Eine solche wunderliche Gesellschaft hatte der Oberst noch niemals beherbergt. Zweimal in der Woche besuchte der alte Herr seinen Klub, die anderen Abende beschäftigte er sich mit einem Buche oder einer Zeitung, man hörte sonst keinen Laut, als höchstens das Summen einer Fliege. In diesem



Zum Brande des Dampfers „Sommelsdyk“ in dem niederländischen Hafen Rotterdam.

Augenblicke sah er, der sonst kein Wort sprechen konnte, ohne daß die Fenster Scheiben klirrten, in flüsternder Unterhaltung, ein Glas Wein mit dem Polizeikommissar trinkend, während ein fremdes Mädchen ein kleines Kind unter unaufhörlichem „pst, pst“ einzuschlafen suchte.

Das fremde Mädchen hatte recht gehabt. Das mitleid-erregende Jammern des Kleinen ging in leises Wimmern über. Der Kommissar gab durch eine Bewegung mit seinem Glase zu verstehen, daß er sich empfehlen wolle. Der alte Herr, besorgt nach dem Kinde sehend, stand langsam auf und schlich geräuschlos mit seinem Besucher zur Türe.

Im Hausgang angekommen, bedankte er sich herzlich für die treue Wittvirkung der Polizei. „Es tut mir leid,“ schloß er, „daß ich Sie auf eine solche seltsame Weise empfangen mußte; später, wenn einmal wieder alles in Ruhe ist, müssen Sie eine feine Flasche Wein mit mir trinken. Was halten Sie von dem Zustand auf der Straße?“

„Es ist viel stiller geworden, und ich glaube auch, daß man keine Ungehörigkeiten mehr zu fürchten braucht, denn das Volk begreift sehr schnell, daß es nicht mehr mit einem abwesenden Musikmeister zu tun hat, sondern mit jemand, der nicht mit sich spassen läßt. Die Anwesenheit des Militärs verfehlt nicht ihren Eindruck. Trotzdem werde ich das Haus die ganze Nacht bewachen lassen.“



Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruck-Schnellpresse. Druckerpresse nach Lucas Cranach um 1520



Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruck-Schnellpresse. Druckerpresse zur Zeit Gutenbergs.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden,“ sagte der Oberst,

In demselben Augenblick kam Barbara die Treppe herunter und erzählte ihrem Herrn und Meister, daß sie das Fremdenzimmer für die beiden in Ordnung gebracht habe.

„Sehr gut; doch bringe ein paar Kissen und meine Reisendecke mit, dann können wir den Kleinen, wenn er fest eingeschlafen ist, vorläufig auf's Sofa legen. Ich will hier auf Sie warten, dann braucht die Türe nicht zweimal geöffnet werden. Noch ein Wort, sorgen Sie für ein gutes Abendbrot, das Mädchen hat vielleicht den ganzen Tag nichts genossen, und lassen Sie für den kleinen Fritz verschiedene Ledereien holen, das arme Kind hat sicher viel gelitten.“

Als sie nun beide ins Zimmer kamen, ging das Mädchen noch immer auf und ab, ob schon der Kleine eingeschlafen schien. Der Oberst, eingedenk des Befehles, sich ruhig zu verhalten, winkte dem Mädchen, den Knaben auf's Sofa zu legen, auf welchem Barbara schnell ein sogenanntes Feldbett hergerichtet hatte. Das Mädchen, den guten Rat befolgend, legte den nun fest schlafenden Knaben sanft nieder. Der alte Herr blieb nachdenklich bei dem Kinde stehen; Barbara sah zu ihrer Verwunderung Tränen in den Augen des alten Kriegsmannes.

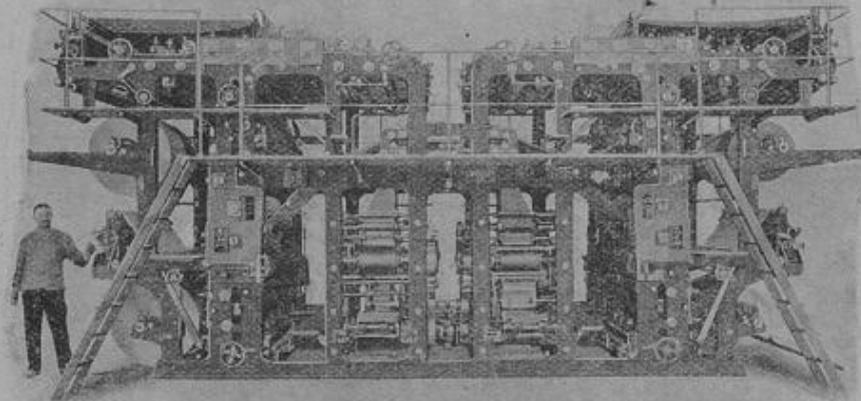
„Wird der kleine Fritz wirklich fest schlafen?“ fragte er besorgt das Mädchen, welches, froh, der schweren Last entbunden zu sein, unter erleichternden Seufzern ihre müden Arme reckte.

„Ja, ich glaube, daß er die Nacht durchschlafen wird, wenn ihm die Aufregung nicht zu sehr geschadet hat.“

„Es ist auch besser,“ sagte der alte Oberst, „daß ich mich in mein Zimmer zurückziehe —“

„Das habe ich nicht beabsichtigt, ich meine nur, das Kind ist schrecklicher als gewöhnlich. Ach,“ setzte sie verlegen hinzu, „es tut mir so leid, daß ich Ihnen so viel Unruhe verursache.“

Der Oberst sah sie einen Augenblick prüfend an und fragte dann nach ihrem Namen.



Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruck-Schnellpresse.

Vollständig bänderlose Vierrollen-Rotationsdruckmaschine 6seitige Zeitungen.  
Die Maschine druckt und faltet per Stunde 12.000 Stück für 6seitige Zeitungen.

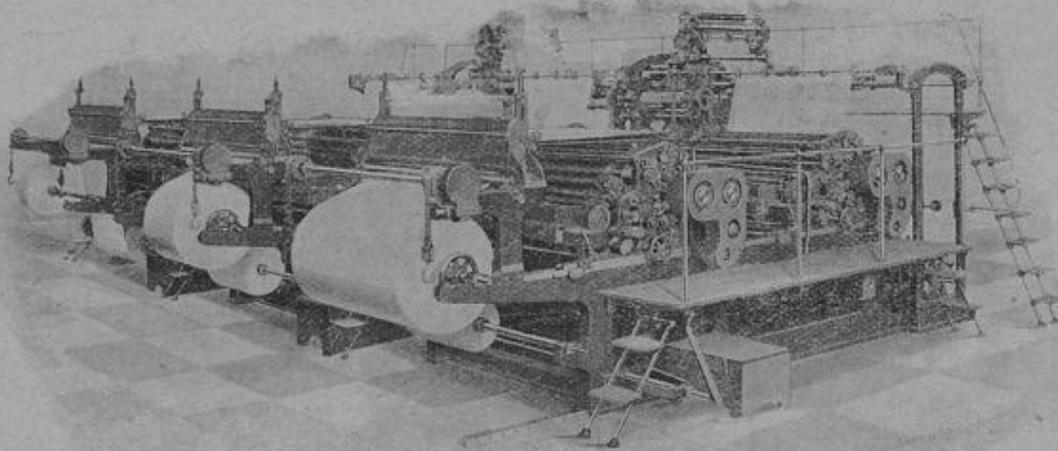
„Verta heiße ich, Herr Oberst.“

„Also Verta, Sie sind ein braves Mädchen, so viel Zuneigung eines Diensthofen gegen die Herrschaft wird nicht unbelohnt bleiben. Geben Sie mir Ihre Hand. Sollten Sie einmal in mißliche Verhältnisse geraten, so erinnern Sie sich nur des alten Oberst. Doch jetzt müssen Sie zuerst etwas zu Abend essen, denn ich weiß sehr gut, wie es Ihnen in den letzten Tagen ergangen ist.“

„Ich danke Ihnen sehr, ich habe keine Bedürfnisse; in den letzten Tagen haben wir allerdings nichts Warmes genossen, aber heute mittag haben uns die beiden Damen reichlich mit allem versorgt, ich danke Ihnen wirklich herzlich.“

„Die braven Schwestern,“ dachte der Alte. „Hören Sie, Verta, es ist oben für Sie und den Kleinen ein Bett zurecht gemacht worden. Wenn Sie es benutzen wollen?“

„Ich danke Ihnen, Herr Oberst; wenn Sie es erlauben, will ich lieber diese Nacht hier im Zimmer verbringen, denn ich befürchte, daß Fritzchen, wenn er in dem fremden Hause erwacht, noch unruhiger wird wie zuvor. Morgen, wenn



Zum 100jährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruck-Schnellpresse.

Größte bänderlose Mehrrollen-Illustrations-Druckmaschine Europas zum Druck illustrierter Zeitschriften mit Umschlag in buntem Papier und anderer Farbe.

er etwas mehr gewöhnt ist, besteht dafür keine Gefahr mehr, denn Frischchen ist sonst ein liebes, gutes Kind.

„Aber wir können hier unmöglich ein Bett aufstellen, und wenn Frischchen erwacht und vom Sofa stiele?“

„Seien Sie darüber unbesorgt, und ein Bett brauche ich auch nicht, ich kann, wie ich schon häufiger getan, auf einem Stuhl schlafen.“

„Barbara,“ sagte der Oberst, noch immer flüsternd, zur Haushälterin, „gehen Sie in die Küche, denn hier muß Ruhe herrschen. Besorgen Sie mir zuerst ein Licht auf meinem Zimmer und bereiten Sie für mich einen starken Grog, meine Nerven sind sehr angegriffen. Und geben Sie der Verta ein Gläschen von dem Haute Sauterne.“

„Ach, Herr Oberst,“ antwortete sie kopfschüttelnd, um ihre Verlegenheit zu verbergen, „in meiner Aufregung habe ich alles ausgetrunken, ich fühle mich so krank und elend.“

„Gut, gut,“ lächelte der Oberst, „dann braue eine gute Tasse Kaffee oder Tee für Verta, sie muß doch etwas nehmen.“

Er ging nochmals auf den Zehen nach dem Sofa; das Kind lag da mit geröteten Wangen, ruhig schlafend. „Armer, lieber, kleiner Frisch,“ hörte man ihn gerührt sagen, indem er still aus dem Zimmer schlich. Es standen wieder Tränen in seinen Augen, als er sich seufzend in seinem großen Lehnstuhl niederließ. Wehmütige Gedanken schienen ihn zu beschäftigen. Er sprach auch kein Wort, als Barbara ihm den dampfenden Grog servierte. „Wie lange ist es her,“ dachte er traurig, „daß ein anderer kleiner Frisch um mich herum spielte und tollte! Ich war noch jung und lebenslustig, doch jetzt? — Der kleine Frisch wurde größer, er verließ das Elternhaus, verschaffte sich eine Existenz, heiratete und schenkte mir einen anderen kleinen Frisch. Meine Frau erlebte leider diese Freude nicht mehr. Aber ich war überglücklich, fühlte mich wiederum jung werden, als der kleine Frisch auf meinen Knien Pferdchen ritt. Doch der kleine Frisch, noch nicht drei Jahre alt, wurde auch bald, nachdem er kurz vorher seine Mutter verloren, ein Enkelchen im Himmel. Meine Lebenslust war gebrochen. Jetzt lebe ich einsam und verlassen dahin, ein alter, gebrechlicher Mann. Ich wußte nicht, was mich überkam, als ich hörte, daß das liebe Kind des Musikmeisters auch Frischchen heißt. Es warf mir Kuschhändchen zu, streckte die Arme nach mir aus, ebenso wie die zwei anderen Frischchen es stets getan. Es sieht meinem kleinen Neffen, welcher mir vor einem Jahre durch den Tod entrissen wurde, sprechend ähnlich. Als ich ihn eben auf dem Sofa liegen sah, mit Rosen auf den Wangen, habe ich fest beschlossen, wenn das arme Kind wirklich von seinen Eltern verlassen sein sollte, für ihn und seine Zukunft zu sorgen.“

So träumte und überlegte der Oberst lange Zeit. Dann schlich er wieder ebenso leise in die Küche, wo Barbara, Verta bei einer Tasse guten Kaffees Gesellschaft leistend, ihre Tasse mit der braunen, herrlichen Flüssigkeit erschreckt auf den Schoß fallen ließ. Der alte Herr legte den Finger an den Mund und fragte leise, wie es Frischchen gehe.

„Er schläft so fest wie ein Bär,“ sagte Verta, „wir brauchen nicht zu befürchten, daß er erwacht, denn er war übermüdet. Außerdem hört man draußen nur noch die eintönigen Schritte der Polizeidiener.“

„Gott sei Dank, ich gehe jetzt zur Ruhe, sorgen Sie, daß alles gut abgeschlossen wird, und lassen Sie morgen so früh wie möglich unseren Schreiner mit einigen Knechten aus dem Oberhaus die nötigen Sachen herüberbringen. Dann kann auch der Brief zur Post gebracht werden, nicht wahr?“ sagte er zu Verta gewandt, die heftig errötend bejahte. „Nun, gute Nacht!“

Der alte Graubart schlief vor Uebermüdung schnell ein. In seinem Traume sah er drei kleine Frischchen, die Hand in Hand um sein Bett herumspringen, ihm Kuschhändchen zuwarfen und Blumen auf sein Bett streuten.

Als der Oberst den folgenden Morgen herunterkam, stand das Kinderstübchen bereits in seinem Wohnzimmer und auf dem Tische lag allerlei Spielzeug. Der Brief war besorgt, der Schreiner setzte eben die kleine Bettstelle auf dem Fremdenzimmer ineinander. Der kleine Frisch besah den alten Herrn zuerst mit großen Augen, dann schien er sich plötzlich der geschenkten Leckereien zu entsinnen. Er lief auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch's Zimmer, um ihn auf die schönen Sachen, die er in der kurzen Zeit entdeckt hatte, aufmerksam zu machen. „Großpapa,“ sagte er, auf ein Gemälde in breitem Rahmen zeigend.

„Ja, nenne mich nur so, Kleiner, ich werde dadurch an glückliche Tage erinnert,“ sagte der Oberst gerührt.

Fortsetzung folgt.

## Ein Abenteuer.

Von Nanny Lambrecht.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Man begräbt hier nicht anders.“ Als Nat Hounters so spricht, tönt ihre Stimme wie Grabglocken, und da schleichen merkwürdige Gedanken in Bob und Bill auf. Sie wissen nun, daß man hier droben keine Friedhöfe gräbt, daß diese Gebirgswildnis ein einziger großer Friedhof ist. Tiefe, abgründliche Gräber. Die Wollen quellen auf sie nieder und decken den Mord und den Tod und die Finsternis zu.

Als Nat Hounters so gesprochen hat, schöpft sie ihr Tee- wasser und geht zu ihrer Hütte zurück.

Kate Hounters kam immer wieder, schöpft Tee- wasser und redete nicht viel. Sie sparte Brand für den Ofen, sie wollte viel sparen. Man sprach von Nat Hounters, daß sie in diese Fährnisse gekommen sei, um schnell zu Reichtum zu gelangen, denn Nat Hounters hatte eine Mission zu erfüllen. Doch darüber sagte sie kein Wort.

Ein Schauspieler ist nicht wie ein anderer Mensch. Zwei Schauspieler gewiß nicht. Sie blieben solch ungewöhnliche Menschen auch in den Goldfeldern von Cripple Creek, denn sie waren die einzigen, die daran dachten, ihre Hütte müsse nicht nur warm und sicher, sondern auch schön sein. Sie brachten Zierrat an ihrer Hütte an, nämlich Tannenäste und Immergrünzweige, gerade über der Türe. Es war sehr primitiv und sehr schön. Außerdem deckten sie das Dach mit Rasen und Felseneisen.

Der Landsmann kam, sah und nannte die Hütte „Moos- palast“. Er sagte dann auch, daß er für den Winter, und da der Schnee allzu zeitig gekommen sei, schon für den Herbst hinunter in die Stadt wolle. Seine Schenke sei ver- rammelt, die Kühe gingen in Nat Hounters Westy über. Könne er also frei sein und ausziehen.

Da saßen Bill und Bob bedrückt. Von drei einsamen Hütten eine leer! Auf zwei elende Hütten ein Weib und zwei Männer. Und im weiten Umkreis die grausame Leide.

Bill sagte: „Bob, wenn wir nun quasi auf uns allein angewiesen sind —“

Bob sagte: „Bill, das wird eine bedenkliche Sache.“

Sprachen so und standen unter der Türe. Die leere, ver- rammelte Hütte des Landsmanns en vue, und dahinter, etwas vorstehend, so daß man in der offenen Türe Nat Hounters hantieren sehen konnte, deren Hütte.

Die Gebirgsebene lag so still, daß man das Abbröckeln der Steinschlacken in die Schluchten dumpf und fern hören konnte.

Da kam Nat Hounters aus ihrer Hütte mit langen Schrit- ten hergestapft, hatte brennend rote Flecken im Gesicht und fragte:

„Habt ihr einen Revolver? Es schleicht da einer um meine Hütte. Ich muß mich bereit halten.“

„Du hast doch Bidder Nyl erschossen,“ sagte Bill gelassen, denn er fing nun auch an, von Mord und Tod als von et- was Beiwerk zum Tagtäglichen zu reden. Sagte also: „Du hast doch Bidder Nyl erschossen; sicher nicht mit dem Daumen.“

Sagte da Nat Hounters: „Ich habe ihn erschossen mit sei- nem Revolver. Ich brauche für mich keine Waffen. Wenn einer zu mir kommt, weiß ich, mit welchen Absichten auf mich er kommt. Ob er mich morden will. Ich fühle das manchmal, bevor ich ihn sehe. Manchmal denke ich nur: er steht hinter jenem Felsen und lauert auf mich. Dann komme ich ihm hinterwärts, oder auch freundlich bei und habe seine Waffe, ehe er's weiß. Dann liegt er tot, ehe er's weiß.“

Bill fragte: „Und wenn du dich doch einmal irrtest in sei- ner Absicht?“

„Darnach fragt man hier nicht, wenn man sicher sein will. Aber wollt ihr mir den Revolver geben? Wenn einer gleich kommen will, könnte er mich durch's Fenster erschießen, be- vor ich's weiß.“

„Aber du hast Bidder Nyls Revolver.“

„Den mußt ich bei ihm liegen lassen. Es ist so Brauch hier. Sie sagen hier, daß Stehlen schlimmer ist als Mor- den. In den Goldfeldern muß das Gesetz: „Du sollst nicht

stehlen“ das oberste sein, das versteht sich. Wegen Ridder Ruf wird mir keiner Feind sein, denn er kam in der Absicht, mein Camp zu stehlen. Aber nun gebt mir den Revolver, wenn ihr wollt.“

Da gaben sie ihn, und Kat Hounters ging. Sie sprachen zueinander kopfschüttelnd hinter der Davongehenden her, denn es war gewiß eine merkwürdige und immer gefährliche Sache, mit Kat Hounters zusammenzutreffen.

Sie sahen, wie sie in der Hütte stand, die Waffe in der Hand wog und auf den Tisch niederlegte, wie sie dann nach der Blechkanne griff und aus ihrer Hütte heraustrat und um die Ecke der Schenke wieder auf den „Moospalast“ zu kam, um kochendes Wasser zu schöpfen. Da gingen sie alle hinein, und Kat Hounter schöpfte schweigend ihr Teewasser und stapfte wieder davon. Bob lag wieder im Bettkasten, und durch die offene Türe eilten seine Blicke hinter Kat Hounters her. Sagte dann zu Bill: „Sie steht am Tisch und scheint etwas Entsetzliches zu sehen — jetzt sucht sie in der Hütte und ist sehr verärgert — jetzt kommt sie — nein, by good, sie läuft.“

Und Kat Hounters großer Schatten fiel schon in die offene Türe des „Moospalastes“.

„Miffers! Der Revolver ist weg! Gestohlen!“

Da fuhr Bob vom Bettkasten auf und Bill vom Ofen weg. Wie konnte das sein? Unmöglich kann es sein! Die drei Atemzüge lang, da Kat Hounters ihren Weg bis zur Mooshütte und zurück machte — Unglaublich! Indessen so war's. In drei Atemzügen hatte sich ein Ereignis vollendet, ein folgenschweres, ein drohendes. Der Revolver war weg, die einzige Schießwaffe. Drei Menschen in der grausamen Vergäbe wehrlos. Und diese drei Menschen standen in entsetzlichem Schweigen und so, als stünden sie schon im tiefen Grab, wo keine Geräusche mehr sind.

In die tote Stille sprach Kat Hounters: „Heut' ist der Samstag der Woche. Wenn nun heut' zum Abend die Goldgräber aus den Camps kommen und in der Williams-Schenke trinken wollen —“

Brach ab, ging eiligst und verammelte ihre Hütte. Und ließ die Kühe in der Wildweide brüllen.

Bill und Bob standen noch in erschrockenem Schweigen. Sie dachten daß zur Nacht etwas Furchterliches werden müsse. Schauten umher in der gestorbenen Einsöde, die schwarzen Bergwände mit den alternden Hauben, die von unterirdischem Losen erfüllten Schlüfte, die weite verlorene Unendlichkeit unter dem sinkenden Himmel — und dachten, das, was zur Nacht komme, müsse ganz furchterlich sein. Der Revolver gestohlen — Drei einsame Menschen — Heute am Samstag der Woche — Wenn die Goldgräber aus den Camps kommen und vor Williams verschlossener Schenke stehen, werden sie vor Mut brüllen und die Türe einschlagen. Sie werden alsdann mit heißgetrunkenen Köpfen weiterziehen zu den zwei einsamen Hütten —

Nun fährt Bill aus seinem angstvollen Schweigen auf, schließt die Türe, schüttelt Bob bei der Schulter, tut so aufgeregt, um nur seine Furcht abzuschütteln und die Gedanken wachzurütteln, was nun zu machen sei.

„Wir müssen die Türe stützen,“ sagt Bob.

„Wir müssen wachen, damit wir bereit sind,“ sagt Bill.

„Besser wäre es, wir verließen die Hütte für diese Nacht,“ sagt Bob.

„Wilst du in den Schluchten erfrieren?“ fragt Bill.

Also: Standhalten! Mut. Löwenmut. Verbrechermut. Was an Waffen noch da wäre? Keine Schießwaffe: Ein Bowiemesser und ein Schlagring. Genügt fürs Erste. Des weiteren: Mut! Verbrechermut!

Und so saßen sie und die Ofenglut loderte. Und die Abenshatten fielen.

Bill sagte: „Wir dürfen so nicht sitzen und auf unseren Tod warten. Das reizt uns auf.“

Sprach's und legte schmierige Karten auf. Sie spielten. Und um sie lauerte das tiefe tödliche Schweigen. Dann war die Hütte zugebedt mit finsternen Schatten. Und sie spielten weiter im Feuerchein des Ofens, der allabendlich auf den Tisch fiel. Die Farbenbilder der Karten lagen wie hämische Fragen darin. Die zitternden Hände der Männer webten bleich hinein in den glutglühenden Schein. Dann huschte dies rote Widerspiel vom Tische weg, auch vom Boden weg und sprang in den Ofen zurück. Eine weißliche

Asche verschweifte über den verglutenden Kohlen, dann stand der Ofen schwarz und kalt. Der Wind blies in die Röhre.

Im letzten Blutverhischen griff Bill in seine Westentasche, sah auf seine Uhr.

„Neun Uhr,“ sagte er, und sie erschrocken beide, so laut und aufreizend klang es in die Nachtsille. „Wir müssen in den Bettkasten. Wenn wir schlafen können, desto besser. Wir müssen bei Kräften sein, wenn —“ sagte nichts weiter und warf sich neben Bob ins Stroh. Draußen strich der Wind über's knisternde Stroh hin. In den Felsen donnerte dumpf und fern das Echo. Die Männer lagen in hellem Furchen. Ihre Herztöße prallten. Wenn ein Geräusch durch die Nacht scholl, fuhren sie auf und griffen mit krampfenden Händen ins Stroh. Aber die Stille blieb so tot und grauenhaft, daß sie vor ihren eigenen Atemstößen erschrafen und nur ab und zu ihr zusammenzuckender Körper das Stroh rascheln machte. Allmählich wich die furchterliche Spannung von ihnen, die stieren Augen fielen zu und die Gedanken zerrannen zu wirren Traumideen. In diese hinein fiel ein Geräusch, von draußen her. Blühählich traf es in Bills verschwommene Gedanken. Mit einemmal war er wach, völlig wach. Sein Kopf schnellte auf, nur sein Kopf. Der übrige Körper lag gebannt, gelähmt. Nicht eine Muskel zuckte in ihm, das Herz stand still, urplötzlich wie eine Wanduhr, deren Schlag aussetzte. So horchte er — horchte — horchte — Ein Geräusch — Ja — Schwer und dumpf. An der Schenke — War's an der Schenke? Nein, von Kat Hounters Hütte her. Nein, da! Nein, dort! Kommt näher — näher.

Bills Hand tastet über Bob hin.

„Bist du wach?“

„Ja.“

„Sie kommen!“

„Ja.“

Näher — näher, schwer, tappend, ein kräftiger Schritt, ein sicherer — näher — dreist gewaltjam, tapp, tapp, tapp, tapp — Bills Hand schleicht in den Gürtel, faßt den Griff des Bowiemessers, schleicht in die Tasche, greift den Schlagring auf. Jetzt Achtung! Bob drückt den Schlagring in die krampfende Faust ein — Mut! Mut! Verbrechermut! Und leise auf, leise raschelnd, leise im Stroh! Sie stehen. Stehen und warten. Und horchen — Tapp, tapp, tapp, tapp, viele Schritte, kräftig, kurz, verwegen; näher — ganz nahe — und schon auf der Felsplatte vor der Hütte — tapp, tapp — Halt!... Stille... wie gestorben... aber man fühlt's: Das Furchterliche, das Ungewisse, das mörderisch Schweigende steht nun vor der Türe und wartet, und horcht. In der nächsten Sekunde wird's geschehen, im nächsten Atemzug — im nächsten... Herrgott! Herrgott! Schwer und plump fällt's gegen die Türe an, ein Schurpen, Stoßen, dumpfes Andrängen; Bill sagt: „Nun voran, ehe sie uns die Türe eindrücken.“ Schleicht vor, Bob hinter ihm.

„Du, Bill, es scheinen nicht gar viele zu sein, die Türe wird standhalten.“

Da knisterts und nestelts im Dache. Eine feste Faust scheint hineinzugreifen, die Balken zu heben, die Londecke zusammenzuschütteln. Bills Klüßern wirrt:

„Sie brechen durch's Dach ein. Jetzt voran! Keinen Laut! Achtung! Ich schiebe sachte den Querbalken an der Türe zurück, öffne um eine Spalte — und dann los! Du gibst ihm eins mit dem Schlagring gegen die Stirne und ich stoße gleichzeitig zu. Aber geschickt, aber vorsichtig! Los!“

Er dreht den Querbalken, daß er in dem Leberriemen peisend schurpt; neben ihm Bob mit ausholendem Arm.

„What is the mater?“ donnert seine Stimme... keine Antwort. Grausige Stille. So kann der Tod vor der Türe stehen und in der Finsternis lauern. „What is the mater?“ — Schweigende Stille. Tote Nacht. Sein Klüßern raschelt zu Bob: „Jetzt los!“

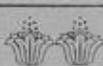
Mit einem Ruck knarrt der Balken aus dem Riemen, poltert zu Boden, von der Wucht des Andranges draußen prallt die Türe gegen Bill, ein Schnauben, Keuchen, Knurren, massige Umrisse, ganz gräßliche — und klatschende Schritte —

„Schlag zu!“ brüllt Bill — — —

„Aee“, sagt Bob, steht und ist ganz ruhig.

Draußen standen zwei ungeheure — Hübe und fraßen das Laub am Dache.

Als Bob und Bill Hofräte geworden waren, haben sie's mir erzählt.



### Unsere Bilder.



— König Georg V. (s. Bild Seite 169), der neue König von Großbritannien und Irland, ist als der zweite Sohn aus der Ehe König Eduards mit der Königin Alexandra am 3. Juni 1865 geboren und ist mit einer Fürstin v. Led, Viktoria Mary, verheiratet. Diese Ehe wurde am 6. Juli 1893 geschlossen. Ihr sind sechs Kinder entsprossen; der älteste Prinz, der jetzige Prinz von Wales, ist am 23. Juni 1894 geboren. Der neue König ist u. a. auch Chef des preussischen Kürassier-Regiments Graf Seckler Nr. 8 in Köln-Deuf.

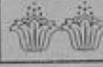
— Der franz. Luftschiffer Paulhan, der den für den Flug von London nach Manchester ausgesetzten Preis von 200 000 M. gewann, legte die 296 Kilometer lange Strecke mit nur einer Zwischenlandung in 4 Stunden 23 Minuten zurück. Paulhan flog fast durchweg in einer Höhe von mehr als tausend Fuß. Die Zwischenlandung erfolgte in der 183 Kilometer von London entfernten Ortschaft Lichfield. (S. Bild Seite 171.)

— Zum Brande des Dampfers „Sommerdyk“ im Hafen von Rotterdam. (S. Bild Seite 172.) Der erst 1907 erbaute Dampfer wurde trotz der anstrengendsten Bemühungen, ihn zu retten, vollständig durch das Feuer vernichtet. Die Mannschaft konnte sich in Sicherheit bringen. Die Holland-Amerika-Linie, der das Schiff gehörte, erleidet einen Brandschaden von fünf Millionen Mark.

— Zum 100jährigen Jubiläum der Buchdruckschnellpresse. (Bilder Seite 172 und 173.) Die Firma Koenig u. Bauer, Maschinenfabrik, Kloster Oberzell (Würzburg) ist gegründet 1817 von Friedrich Koenig, dem Erfinder der Schnellpresse. Geboren 1774 in Eisleben, lernte er als Buchdrucker in der berühmten Buchdruckerei von Breitkopf u. Härtel in Leipzig und widmete sich gleichzeitig mit großem Eifer mechanischen Studien, die früh den Gedanken einer Umwälzung des damaligen Druckverfahrens in ihm wachriefen. Nach fehlgeschlagenen Versuchen in seiner Heimat begab er sich 1807 nach England, dessen fortgeschrittene Industrie ihm die Mittel zur Ausführung seiner Pläne an die Hand gab. Er verließ hier bald die Idee des Tiegeldruckes, um zu dem zylindrischen Druck überzugehen und wurde so der Erfinder und Erbauer der ersten Zylinder Schnellpressen. Auf Grund der ihm erteilten englischen Patente baute Friedrich Koenig in seiner Werkstätte in White-Cross-Street in London, unterstützt von seinem Freunde F. A. Bauer, in kurzer Aufeinanderfolge 1811 die erste Stoppzylinderpresse, 1814 die erste Doppelschnellpresse (für die „Times“), 1816 die erste Schön- und Niederdruckmaschine, 1817 die erste Zweitourenschnellpresse mit kontinuierlich umlaufendem Zylinder. Nachdem Koenig so in wenigen Jahren die noch heute maßgebenden Typen von Flachformschnellpressen geschaffen hatte, verließ er England, wo seine Erfindung bald Nachahmer und Fortsetzer fand, und gründete in seiner Heimat mit F. A. Bauer in dem ehemaligen Praemonstratenserkloster Oberzell bei Würzburg die Firma Koenig u. Bauer, die erste Schnellpressenfabrik der Welt. Von hier aus wurden in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts die meisten Länder des Kontinents mit Schnellpressen versorgt. Koenig starb 1833, Bauer 1860. Söhne und Enkel der Gründer übernahmen die Leitung des Werkes und haben ihm, der Tendenz des Erfinders getreu, den Ruf einer führenden Firma des Schnellpressenbaues bis zum heutigen Tage bewahrt.



### Zur Unterhaltung.



— Ein gutes Kind. „Nun, Karlchen, willst du eine Apfelschnitte?“ — „Ja, Mama!“ — „Oder möchtest du vielleicht ein Ruderbrötchen?“ — „Ja, Mama!“ — „Oder magst du etwa ein Paar Bonbons?“ — „Ja, Mama!“ — „Ach Gott, ist das ein braves Bubenkind! Alles mag's!“

— Malitiös. Förster (auf der Treibjagd): „Haben Sie wirklich den Hasen geschossen?“ — Sonntagssjäger: „Ja!“ — Förster: „Armes Tier... eines so unnatürlichen Todes zu sterben!“

— Nie in Verlegenheit. Hausierer: „Zahntocher gefällig, meine Herren?“ — Herr: „Brauchen keine, sind Vegetarianer!“ — Hausierer: „Die können Sie auch essen!“



### Rätzelecke.



#### Regierbild.



Sie wollen mit Mama sprechen? Bitte, hier ist sie schon!

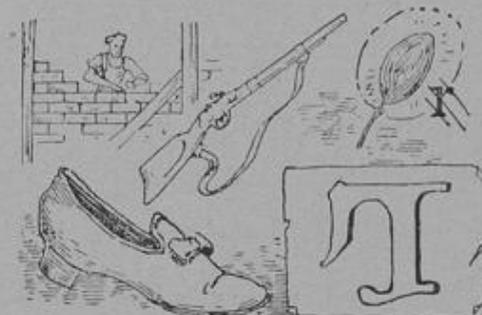
#### Logogriph.

Euch Frauen bin ich wohlbekannt  
In meinem glänzenden Gewand,  
Ganz unentbehrlich bin ich euch,  
Ob jung, ob alt, ob arm, ob reich!  
Doch nimmst du mir den Kopf dann fort,  
Ergebe ich ein vornehm Wort;  
Und trennst du vollends ab den Fuß,  
Bin ich ein Abschiedswort — ein Gruß!

#### Charade.

Stell ich die ersten Zwei mir vor,  
Denk ich an Nacht und Stellerraum.  
Dir Dritte schwingt sich lähn empor,  
Hinauf bis an der Wolke Saum.  
Der Vierten hochgezackte Krone  
Trug nie ein König auf dem Throne.  
Doch zu erhab'ner Majestät  
Hat Gott des Ganzen Pracht erhöht.

#### Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

#### Auflösungen aus voriger Nummer.

Kapitel-Rätsel: Insel, Stern, Arie, Bart, Erich, Leim, Lad Mit Isabella.

Wechsel-Rätsel: Enkel und Onkel.

Wortspiel: Eigelb — Zigel.

Rebus Schneidergeselle.



Düsseldorf  
**SONNTAGSBLATT.**  
 Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.

Nr. 23.

Sonntag, 5. Juni.

Jahrgang 1910.

## Es war nur ein Musikmeister.

Von H. A. Vannig.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Er glaubt das Bild seines Großvaters, welches bei uns im Salon hängt, zu sehen,“ entschuldigte Berta ihm lächelnd.

„War sein Großvater denn auch Offizier?“

„Das könnte sein, Herr Oberst, er ist schon lange tot, ich habe ihn nie gekannt, ich glaube, er war Major oder dergleichen, er hatte auch einen grauen Bart.“

„Hat er auf dem Bilde auch goldene Quasten?“

„Nein, wohl hat er etwas auf den Schultern mit Franzen.“

„Und wahrscheinlich Streifen auf dem Arm,“ bemerkte er, an die Uniform eines Feldwebels denkend.

„Was weiß ich nicht,“ sagte sie lachend, „denn die Ärmel sind nur bis an die Ellenbogen gemalt.“

„Ein Feldwebel mit einem grauen Knebelbart,“ so dachte der Oberst, sich in Erinnerungen seiner militärischen Laufbahn vertiefend, „vielleicht habe ich ihn doch gekannt.“

Fritz stand sehr schnell mit dem alten Herrn, der ihn mit Spielzeug und allerlei Süßigkeiten reich beschenkte, auf vertraulichem Fuß. Er setzte sich auf seine Knie und schlug zärtlich die Ärmchen um seinen Hals oder er ging mit ihm durch den Garten spazieren, doch bisweilen wehmütig seines Vaters und seiner

Mutter gedenkend. Beim Mittagmahl wurde der Oberst tief gerührt, als der Kleine mit gefalteten Händchen und treuerherzigen Augen ein Tischgebet stammelte.

„Nein, nein,“ dachte er zerstreut, „die Eltern des artigen Kindes können so schlecht nicht gewesen sein.“

Nach der Mahlzeit rief der Junge plötzlich: „Pferdchen spielen, Pferdchen spielen, Dntel.“

„Habt Ihr sein Stedenpferd nicht mitgebracht?“ fragte er Berta.

„Er hat kein Stedenpferd, Herr Oberst.“

„Was meint er denn damit?“

„Ach, Herr Oberst, unser Herr ist gewohnt, des Mittags mit dem kleinen Fritz Pferdchen zu spielen, doch das geht hier nicht.“

„Aber warum denn nicht, wie macht denn sein Vater das?“



König Georg V. von England im Kreise seiner Familie.

„Dann setzt sich Herr Hoevermann auf die Waden mit einer Kordel im Mund und der kleine Junge auf seinem Rücken. . . . Still, Fritzchen, still der Herr Oberst kann mit dir kein Pferdchen spielen.“

„Warum denn nicht?“ fragte der alte Herr, sogar sein gewohntes Mittagsschlässchen vergessend, „ich habe das schon öfter in meinem Leben getan.“

Er suchte eine seidene Schnur heraus, hielt sich an dem Tische fest und trock so auf Händen und Knien.

„Ja, ja, es wird noch gehen; setze den Jungen nur auf meinem Rücken und gib ihm die Kügel,“ rief er dann.

Das Kind schrie voll Freude und rief: „Hi, hi, Pferd!“ auch wohl mit Recht, denn der Oberst schnauzte wie ein ansgebedienter Klepper.

Auf einmal hörte man jemand in lautes Gelächter ausbrechen. In der geöffneten Türe stand ein Offizier der Infanterie, ein hübscher, junger Mann, in der vollen Kraft seines Lebens. Er sah verwundert und herzlich lachend dem Schauspiel zu.

Berta setzte hastig und verlegen den Knaben auf den Boden.

Der Alte drehte pustend und blasend seinen erhitzten Kopf zur Türe und rief so erregt und erstaunt, wie seine augenblickliche Lage es erlaubte:

„Was, der Taufend, mein Sohn, du bist da, warte einen Augenblick, ich muß erst bis zum Stuhle kriechen, sonst kann ich nicht aufstehen.“

„Ich will dir helfen, Papa!“ sagte der stolze Offizier noch immer lachend, seinem alten Vater die Hand reichend und ihm auf die Beine helfend. „Was fängst du denn nur an, Papa?“ fragte er nochmals verwundert.

„Das will ich dir später erzählen, setze dich zuerst neben mich,“ und dann zu Berta sich wendend, sagte er: „Gehe ein Weilschen mit dem kleinen Fritz in den Garten. Aber zuerst muß ich einen Kuß von Frischchen haben, den habe ich doch wahrhaftig bei der Pferdarbeit verdient.“

„Der kleine Fritz!“ sagte der Offizier noch immer erstaunter werdend, während er seine Nahrung bei dem zärtlichen Abschiede des Kleinen nicht verbergen konnte, der, noch stets Aushändchen werfend, durch Berta aus dem Zimmer getragen wurde.

„Der kleine Fritz?“ wiederholte er nochmals fragend.

Der alte Mann legte seine Hand auf die Schultern seines Sohnes. „Ich begreife sehr gut, daß das Kennen dieses Namens zumal in meinem Hause dir sehr wehe tun muß, mir erging es ebenso. Später will ich dir die Sache aufklären. Hast du schon zu Mittag gespeist?“

„Ja, Papa!“

„Und wie kommst du so unerwartet ins Haus geschneit?“

„Ich habe eine Reise an den Rhein gemacht und wünschte, ehe mein Urlaub ganz abgelaufen war, noch einige Tage bei dir zuzubringen.“

„Schon wieder an den Rhein? Ich glaube fast, daß eine magnetische Kraft dich dorthin lockt,“ sagte der Oberst lächelnd.

„Es geht mir nichts über den herrlichen Rhein; begünstigt durch schönes Wetter und inmitten einer angenehmen, heiteren Gesellschaft, war er mir diesmal besonders anziehend. Es war, als ob die Echo's des Drachensfelsens doppelt laut antworteten und die Lorelei ihre Weisen noch verlockender ertönen ließ.“

„Dann bist du wohl in Gesellschaft guter Freunde gereist?“

„Nein, meiner Gewohnheit entsprechend ganz allein, man fühlt sich unabhängig und freier. Doch machte ich in Düsseldorf die Bekanntschaft eines Herrn und zweier Damen, welche dieselbe Reise unternehmen wollten. Es waren liebe Menschen, wir unterhielten uns über Kunst und Literatur, über Dichter und Komponisten; noch nie habe ich das bekannte deutsche Volkslied „Die Lorelei“ so schön singen hören, wie eine der deutschen Damen es am Loreleifelsen vortrug.“

„Achtung, mein Junge!“ drohte der alte Herr mit dem Zeigefinger, „du weißt doch sehr gut, daß die Sirene „Lorelei“ manchen angelockt und ins Verderben gestürzt hat.“

Der Offizier zog lächelnd die Schultern in die Höhe. „Ach, Papa, beruhige dich, ich werde die lieben Menschen vielleicht nie mehr wiedersehen.“

„Waren es unverheiratete junge Damen?“ fragte der alte Herr, wieder schalkhaft lächelnd.

„Nein, eigentlich nicht. Die Kleine Gesellschaft bestand aus Mann und Frau und einer Schwester der letzteren. Hört man von jungen Mädchen sprechen, denkt man gewöhnlich an eine Lebenszeit von achtzehn bis zwanzig Jahren; da war hier nicht der Fall, und trotzdem muß ich sagen, daß die Schwester in meinen Augen das Ideal einer Frau verkörperte.“

„Das wird auch wohl zugleich die Anziehungskraft sein, ha, ha! — Ja, so geht es in der Welt. In der Jugend zieht das Fremdartige an, doch nur zu schnell verwandelt sich die Illusionen in nüchternen, prosaischen Lebensanschauungen.“

„So spricht ein Mann in deinen Jahren. Doch jemand in meinem Alter kann sich nicht so leicht entschließen, alle Poesie über Bord zu werfen, die die rauhe Wirklichkeit verschönert.“

„Sicher nicht, mein Sohn, ohne Poesie ist das Leben trostlos; doch um dem nüchternen, prosaischen Leben zu entfliehen, brauchst du nicht zur Lorelei zu reisen, um dort zu träumen und zu schwärmen. Wir haben beide gefunden, daß für den Laien das häusliche Leben, der häusliche Herd nur allein das wahre Glück, die höchste Poesie in sich schließt, die auch nur allein in den größten Widerwärtigkeiten des Lebens Stand hält.“

Der alte Oberst unterdrückte einen Seufzer, als er der Vergangenheit gedachte.

„Doch wir wollen diese Unterhaltung abbrechen,“ fuhr er fort. „Ich kann sehr gut begreifen, daß du noch sehr gern an diese schöne Reise zurückdenkst. Das ist vorbei. Du siehst deine Reisegesellschaft, wie du ja selbst sagst, vielleicht nicht mehr wieder. Jetzt siehst du neben deinem alten prosaischen Vater, und wir wollen lieber, anstatt uns neuen, hoffnungslosen Gedanken zu überlassen, ein Gläschen Wein trinken, dann will ich dir einmal erzählen, auf welche Weise der kleine, liebe Fritz in mein Haus gekommen ist.“

Der Offizier verwunderte sich wohl über alles, was ihm mitgeteilt wurde, doch sah man es ihm deutlich an, daß seine Gedanken nicht der Erzählung seines Vaters folgten. Er hatte das Ereignis der letzten Tage nicht miterlebt, es interessierte ihn sehr wenig, was dem ihm unbekanntem Musikmeister widerfahren war. Darum konnte er auch die Absicht seines Vaters, für das fremde Kind zu sorgen, nicht gut finden.

So ging der Tag zu Ende. Des Abends sah man nur wenige Leute auf der Straße, es schien langsam alles zur Ruhe zu kommen.

In den zwei folgenden Tagen fragte der Oberst häufig, ob Berta noch keinen Brief aus Deutschland erhalten habe. Immer erhielt er eine verneinende Antwort. Er begann nun auch langsam zu glauben, daß die unläufigen Gerüchte über den Musikmeister doch nicht ganz aus der Luft gegriffen wären. Seine Fragen an Berta über das sonderbare Verschwinden ihrer Herrschaft beantwortete sie mit hartnäckigem Stillschweigen. Mit Tränen in den Augen versicherte sie, daß sie nicht mehr sagen dürfe, doch jeden Augenblick Nachricht erwarte. Das schien wenig Eindruck auf ihn zu machen. Für das Kind blieb er immer derselbe lebenswürdige Pflegevater. Er spielte mit ihm und fühlte sich glücklich, wenn der kleine Fritz auf seinem Schoß saß und ihn zärtlich Großpapa nannte. Als Berta ihn in ihrer Verlegenheit fragte, ob sie mit dem Kleinen nicht lieber ins Oberhaus zurückkehren solle, da die Ruhe wiederhergestellt sei und der Hauswirt die zerbrochenen Scheiben durch neue hatte ersetzen lassen, antwortete er grimmig:

„Nein, nein, was auch geschehen mag, ihr bleibt beide hier. Doch kannst du wohl den Eltern noch einmal schreiben.“

Endlich nach zwei Tagen kam Berta jauchzend mit einem geöffneten Briefe ins Wohnzimmer gestürzt:

„Sie kommen, Herr Oberst, sie kommen heute noch, hier — lesen Sie, bitte!“

Es war ein Schreiben aus Utrecht, worin mitgeteilt wurde, daß der Musikmeister mit seiner Frau noch heute gegen fünf Uhr eintreffen werde. Berta brauchte nicht für das Mittagmahl zu sorgen. Zum Schluß wieder tausend Grüße und Küsse für den kleinen Fritz.

„Das verstehe ich überhaupt nicht,“ sagte der Oberst wütend, „wir sitzen hier in tausend Nengsten und in dem Briefe steht noch keine Andeutung darüber, ob schon die Eltern Ihren Brief doch lange erhalten haben.“

Einen solchen Leichtsinne konnte er gar nicht begreifen. Seine Laune verschlechterte sich zusehends, er befahl Berta, sich sofort ins Oberhaus zu begeben, um da Ordnung zu schaffen.

„Soll ich den kleinen Fritz nicht lieber mitnehmen?“ fragte sie ängstlich.

„Solche dumme Frage,“ antwortete er barsch, „warum soll Ihnen das Kind überall im Wege stehen? Lassen Sie den Jungen nur ruhig hier spielen. Sorgen Sie, daß Sie um drei Uhr mit der Arbeit fertig sind, denn wir wollen heute früher zu Mittag essen, Herr und Frau Hoevermann werden sich wohl in Utrecht nichts fehlen lassen; sie scheinen zu denken, daß Sie und das Kind vom Winde leben. Es ist eine Schande.“

Wieder standen Tränen in Bertas Augen, als der Oberst sich brummend wegwandte. Was hatte sie getan, daß er, der früher so gut gegen sie war, sie jetzt so grob behandelte?

Auch Barbara erhielt ihren Teil, als sie etwas über frühzeitiges Mittagessen murrte. Selbst sein Sohn wurde nicht verschont. Das Donnerwetter entlud sich über alle. Nur gegen den kleinen Fritz war er so freundlich wie immer, und

als der kleine Junge ihn liebte, erneuerte er nochmals den Voratz, für ihn zu sorgen, wenn die leichtsinnigen Eltern ihn verkommen ließen.

Als das Mittagmahl in aller Stille beendet war, denn niemand sagte ein Wort, nahm der Oberst Abschied vom kleinen Fritz.

„Gott segne dich, mein Engel,“ sagte er bewegt, „ich werde stets über dich wachen.“

Er wollte, wie gewöhnlich ein Mittagsschlächchen halten, doch das gelang ihm nicht. Um sich bei der Rückkehr des Musikmeisters und seiner Frau nicht noch mehr zu ärgern, versügte er sich endlich in den Garten. Sein Sohn suchte ihn auch dort auf, doch war keine Aussicht da, eine Unterhaltung mit dem alten, übel gelaunten Manne anzuknüpfen.

„Sollen wir nicht ein Stündchen in den Klub gehen, Papa?“ fragte er endlich.

Der alte Herr schüttelte den Kopf. „Ich werde meine schlechte Laune nicht verbergen können,“ antwortete er, „es tut mir leid für dich, Fritz, morgen werde ich mich wohl besser gefast haben.“

„Dann will ich etwas Toilette machen, vielleicht ändern sich deine Gedanken doch noch.“

Der alte Herr setzte seinen Spaziergang fort, noch immer über die Geschichte nachgrübelnd, bis er schließlich von Barbara, die ihm ein Kärtchen überreichte, in seinen Träumereien gestört wurde.

„Hoebermann?“ fragte er, „das ist doch der Musikmeister?“

„Ja, Herr Oberst, ich habe ihn ins Wohnzimmer geführt.“

„Gut, gut!“ sagte er, ein ziemlich freundliches Gesicht aufsetzend und ins Haus tretend.

„Verzeihen Sie, Herr Oberst, daß ich Sie zu stören wage,“ begann der Musikmeister mit einer tiefen Verbeugung. „Von der Reise zurückgekehrt, vernahmen wir von unserem Mädchen, was vorgefallen ist, und ich beeile mich, Ihnen besonders im Namen meiner Frau unseren herzlichsten Dank für Ihre gütige Teilnahme abzukatten.“

„Nehmen Sie Platz,“ entgegnete der Oberst möglichst kühl.

„Wir haben Ihnen vielleicht das Leben unseres Lieblings zu danken, nie und nimmer werden wir Ihre Wohlthat vergessen, wir würden uns glücklich schätzen, könnten wir Ihnen durch einen kleinen Gegendienst unseren aufrichtigsten Dank beweisen.“

„Ich bin nicht gewohnt, Komplimente zu machen oder zu beantworten, und darum will ich Ihnen reinen Wein einschütten. Ich begreife nicht, wie Eltern so leichtsinnig sein können, ein solch liebes Kind unter diesen Umständen seinem Schicksal zu überlassen. Das tun wohl herumziehende Zigeuner, aber keine anständigen Menschen.“

Der Musikmeister sah den alten Herrn mit großen, verwunderten Augen an, anscheinend den Sinn seiner Worte nicht begreifend.

„Ihre plötzliche Abreise, das geheimnisvolle Verschwinden Ihrer Frau mußte natürlich, besonders bei Ihren vielen Gläubigern, gerechten Argwohn erwecken, man hätte selbst Gewalttaten nicht verhindern können. Und zudem zwei Briefe Ihres Mädchens in denen sie Ihnen alles mitgeteilt hatte, unbeantwortet zu lassen, das finde ich unerhört. Ich muß gestehen, einen solchen bodenlosen Leichtsinns habe ich noch niemals bei Eltern gefunden.“

„Ich kann Ihnen versichern, daß wir keinen einzigen Brief erhalten haben. Wegen meiner zukünftigen Stellung mußte ich unbedingt eine Reise ins Ausland unternehmen. Nachdem ich dort meine Pflichten erfüllt, haben meine Frau und ich eine kleine Erholungsreise angetreten. Vielleicht ist es in den Augen der Welt unerhört, ein kleines Kind für ein paar Wochen einem Dienstmädchen anzuvertrauen. Aber Sie wissen nicht, wie treu und gut unsere Berta ist, wie sie wie eine Mutter über den kleinen Fritz wacht, und wie sorgfältig sie ihn verpflegt.“

„Das weiß ich sehr gut, aber —“

„Erlauben Sie mir, noch einige Worte hinzuzufügen,“ fuhr der Musikmeister fort. „Zahr aus, Jahr ein muß ich unermüdet für meine Haushaltung arbeiten. Da wir nun einmal im Ausland waren und ich unsere Stellung bedeutend verbessert habe, wie ich Ihnen später beweisen werde, glaubten wir die günstige Gelegenheit, uns auch einmal ein kleines Vergnügen zu gönnen, nicht unbenuzt vorbeigehen lassen zu dürfen. Ihre Anspielung auf unsere Gläubiger verstehe ich einfach nicht. Ich erkläre Ihnen, daß wir niemand einen Pfennig schuldig sind.“

„Doch standen vom ersten Augenblick an ungestüme Gläubiger vor Ihrer Tür und Berta erhielt nichts mehr auf Kredit.“

„Es scheint wohl, daß die Verleumder mich zum Schlachtopfer erkoren haben,“ sagte der Musikmeister mit zitternder Stimme und feuerrotem Gesichte. „Ich bezahle regelmäßig am ersten eines jeden Monats, es hat noch nie jemand zu wenig erhalten. Ich finde es niederträchtig, wenn man einen ordentlichen Mann, und ist er auch nur Musikmeister, so unverdient beleidigen darf. Ich erkläre Ihnen nochmals, Herr Oberst, daß ich niemand, auch abgesehen von den häuslichen Angelegenheiten, einen Pfennig schuldig bin.“

„Ist das auf Ihr Ehrenwort wahr?“

„Auf mein Ehrenwort.“

„Ich glaube Ihnen, Herr Hoebermann,“ sagte der Oberst, einen anderen Ton anschlagend, indem er seinen Blick einen Augenblick prüfend auf das ehrliche Gesicht des Musikmeisters richtete. „Verzeihen Sie mir meine harten Worte, doch Sie werden begreifen, daß man selbst an die sich immer wiederholenden Verleumdungen zu glauben beginnt. Es war mir auch unerklärlich, daß der liebe, kleine wohlgezogene Fritz solch schlechte Eltern haben sollte. Ich wurde ärgerlich, wenn ich unter diesen Umständen an die unsichere Zukunft des Kindes, das ich so lieb gewonnen, dachte. Es ist ein Engel, Sie können auf den jungen Herrn Hoebermann nicht wenig stolz sein.“

„Ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von uns hegen, auch meine Frau wird sehr erfreut sein, daß Sie nicht zu denjenigen zählen, die alle Verleumdungen ohne Unterschied glauben. Schon früher hat sie mich wiederholt gebeten, Ihnen einen Besuch zu machen, denn sie glaubt sicher, daß ihr verstorbener Vater ein Freund von Ihnen gewesen ist.“

„Ihr Vater?“ fragte er verwundert, „wie heißt denn Ihr Schwiegervater?“

„Van Spranten, Oberst van Spranten.“

„Was!“ rief der alte Herr erstaunt aus, „der Oberst van Spranten vom siebenten Regiment, mein bester, treuester Freund und Großvater des kleinen Fritz sein? Warum haben Sie das nicht eher gesagt und warum haben Sie mich nicht einmal besucht?“

„Ach, Herr Oberst, ich bin nur ein Musikmeister und ich befürchtete, für aufdringlich gehalten zu werden. Trotz meiner Jugend habe ich manche Demütigung erfahren müssen und darum habe ich vorgezogen, mich bescheiden in den Hintergrund zu stellen.“

„Papperlapapp!“ rief der alte Herr aus, „ein ordentlicher, wohlgezogener Mann ist überall gern gesehen, und außerdem hat die Tochter des Obersten van Spranten das Recht, sich in den vornehmsten Kreisen zu bewegen.“

„Wenn die Musikmeistersfrau ihr nicht hindernd im Wege stünde.“

„Papperlapapp!“ wiederholte der Oberst, doch wurde er durch seinen Sohn, der unerwartet eintrat, unterbrochen. Der Offizier betrachtete den Besucher einen Augenblick, um ihn dann aufs freundlichste zu begrüßen.

„Welch eine Ueberraschung, Sie bei meinem Vater zu treffen,“ rief er herzlich aus, „wer hätte an dieses baldige Wiedersehen bei unserem Abschied in Arnheim gedacht?“

„Ist der Oberst Ihr Vater?“ fragte der Musikmeister erstaunt.

Der Offizier nickte zustimmend.



Königin-Witwe Alexandra von England

„Ich sehe, daß ich die Herren nicht einander vorzustellen brauche,“ sagte der alte Herr, seinen Sohn schallhaft ansehend. „Herr Hoevermann ist unzweifelhaft einer von der lieben Reisegesellschaft nicht wahr, Fritz? Erkundige dich jetzt auch bei Herrn Hoevermann nach den anderen lieben Reisegenossen.“

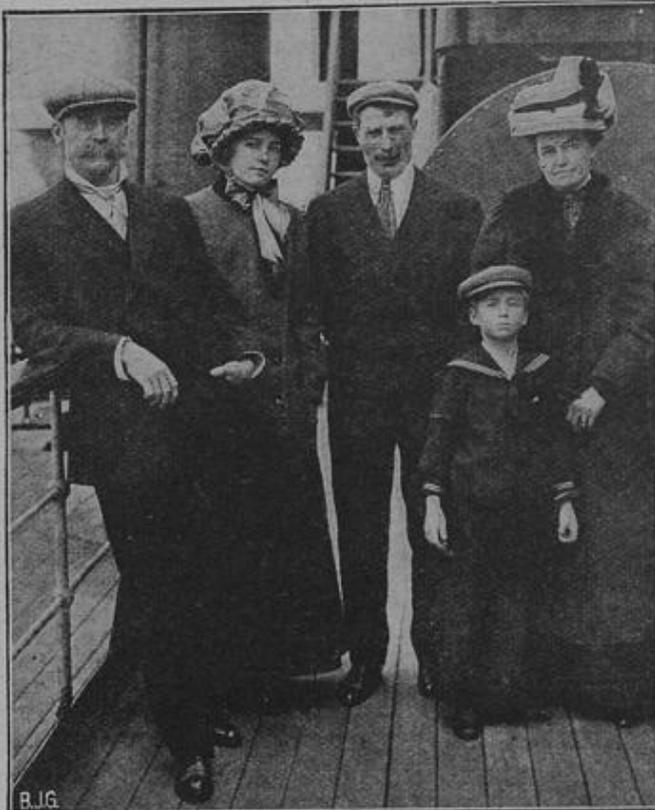
Der Offizier zog die Brauen zusammen, denn er wußte, daß sein Vater, wenn er Freude an solchen Anspielungen fand, sehr satirisch sein konnte. Er wollte auch seiner Weisung folgen, als der Oberst unmittelbar darauf fortfuhr:

„Die Frage ist eigentlich unnötig; siehe einmal nach dem Oberhause des Bäckers, sind das nicht deine lieben Reisegeschäftstinnen?“

Da stand die Frau des Musikmeisters mit dem kleinen Fritz auf dem Arm und ihrer Schwester an der Seite. Das Kind tanzte vor Freude, stets Aushändchen werfend, als er den alten Oberst am Fenster erblickte. Die beiden Damen verbeugten sich tief, und man sah die Frau ihr Taschentuch an die Augen führen.

„Wohnt Herr Hoevermann hier gegenüber und ist Fritzchen sein Sohn?“ fragte der Offizier.

„Jawohl,“ sagte der Oberst, „und jetzt vernehme ich erst zu meiner Freude, daß die Mutter des lieben Kindes die Tochter meines besten Freundes, des Obersten van Spranten ist. Aber wie ist es möglich, daß ihr euch nach einer so genutzvollen Reise so fremd gegenübersteht?“



Der Nordpolforscher Peary mit seiner Familie.  
(Von links nach rechts: Peary, seine Tochter, Kapitän Bertlett, Frau Peary nebst dem kleinen Sohn.)

„Die Schuld liegt an mir,“ sprach der Musikmeister. „Ich erkannte den Rang Ihres Sohnes an seiner Uniform; wir nannten ihn einfach „mein Herr“; ich glaubte vorsichtig zu handeln, wenn ich ihm meine gesellschaftliche Stellung und auch meinen Wohnplatz verschwiege, denn ich bin nur ein Musikmeister. . . . Nun sehen Sie das liebe Kind vor Freude springen, da es seinen Wohltäter wieder sieht.“

„Ja, ja, es ist ein Engel,“ sagte der alte Herr, „ich werde so schnell wie möglich seiner Mutter einen Besuch machen.“

„Warum nicht sogleich? Ich sehe es meiner Frau an, daß sie vor Verlangen brennt, Ihnen persönlich ihren Dank zu bezeugen.“

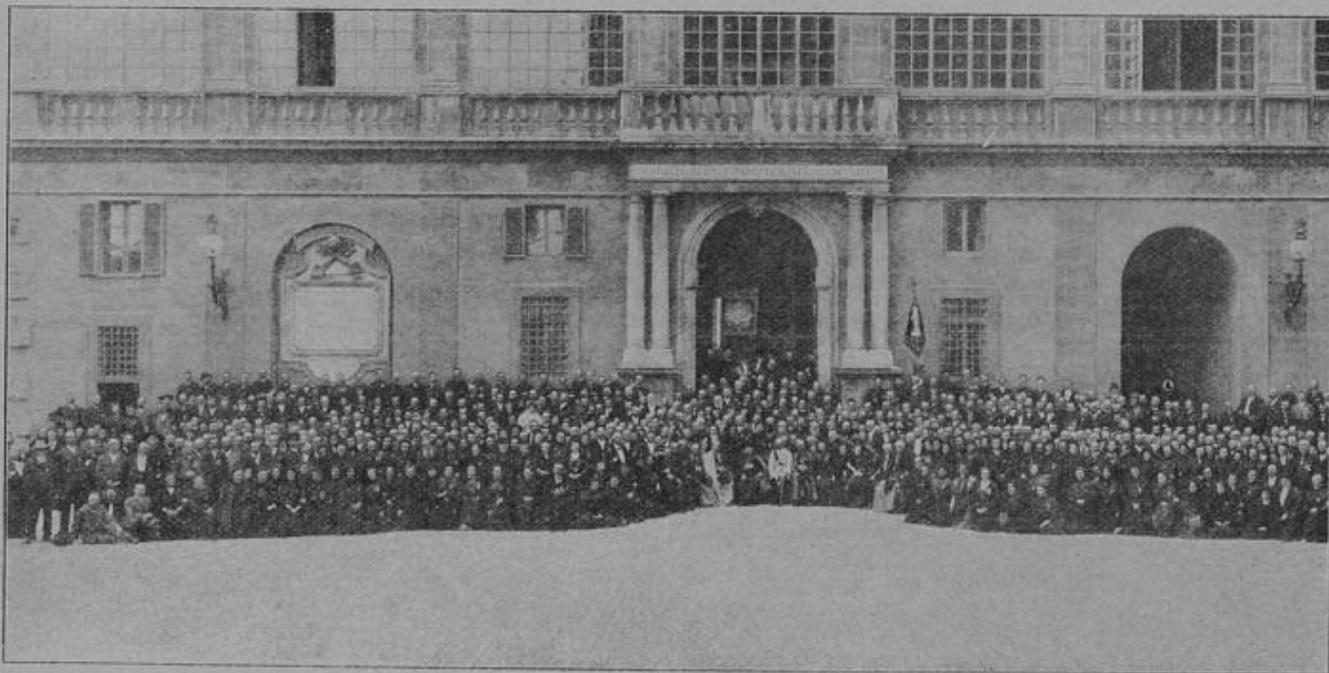
„Sogleich?“ wiederholte er in fragendem Tone, „es ist doch jetzt keine Besuchsstunde, und zudem sind die Damen gerade von der Reise zurückgekehrt; nein, heute geht es nicht.“

„Machen Sie doch keine Umstände Herr Oberst, ich bin doch nur ein Musikmeister,“ sagte Hoevermann lachend.

„Auch ich bin Ihnen über unser rätselhaftes Benehmen Aufklärung schuldig, wodurch alle die Ver-

leumdungen entstanden sind. Wenn der Herr Leutnant auch einem Musikmeister die Ehre seines Besuches schenken will, soll es mir doppelt angenehm sein.“

„Mein Sohn wird Ihrer freundlichen Einladung nicht Folge leisten können, denn er will in den Klub gehen.“



Die Jerusalem-Pilger vor dem Vatikan in Rom.  
Die deutschen Pilger, welche zu den jüngsten Feierlichkeiten nach Palästina gezogen waren, wurden auf der Rückfahrt von Papst Pius X. empfangen.

„Das eilt nicht so sehr, Papa, ich kann ebensogut morgen oder übermorgen dorthin gehen.“

„Ah so,“ sagte der alte Herr, ein Lächeln verbeißend, „ich möchte so nicht gerne gemachte Pläne durchkreuzen. Gehe denn nur, um die Bekanntschaft mit den Damen zu erneuern, ich werde nach einer halben Stunde, nachdem ich etwas Toilette gemacht habe, den Herren folgen.“

Es war rührend anzusehen, wie die Mutter, mit dem Kinde auf dem Arme, dem alten Herrn um den Hals fiel, und ihm unter Tränen dankte, während der kleine Fritz ihm sein Händchen entgegenstreckte.

„Machen Sie mich doch nicht zu einem Kinde, gnädige Frau,“ sagte er, sich die Augen reibend, „was habe ich denn Großes getan?“

Es freut mich doppelt, daß ich der Tochter und dem Neffen meines alten Lieben Freundes auch eine Gefälligkeit erweisen konnte. „Ja, ja, ich glaube es und ich weiß es auch,“ stimmte er der Frau bei, um allen ferneren Dankesaussprüchen zu wehren.

„Stellen Sie mich jetzt Ihrer lieben Fräulein Schwester vor, sie ist auch eine Tochter meines besten Freundes sonst könnten wir sie vielleicht durch alle Tränen und gegenfälligen Beteuerungen verärfeln.“

Nachdem man den Höflichkeitspflichten genügt führte man ihn in einen kleinen, nicht reich, aber sehr hübsch eingerichteten Salon, der gewiß den Späherblicken der gnädigen Frau von Stochtern-Hoekema entgangen war. In einer Ecke stand ein sehr kostbarer Kistael von Erard. An der Wand hing das bewußte Bild des verstorbenen Obersten von Spranken. Der Alte betrachtete seinen Kollegen

und sagte dann mit vor Nüchternheit bebender Stimme: „Ja, ja, das ist mein alter treuer Freund von Spranken.“ Er hob den Knaben in die Höhe und fragte dann:

„Wer ist das, Fritzchen?“  
„Großpapa!“ sagte das Kind, ihm beide Wangen streichelnd.

„Ja, Großpapa; ich habe auch einen kleinen Fritz gehabt, der mich so nannte, doch der ist jetzt im Himmel. Willst du mich fortan immer so nennen?“

Er setzte das Kind nieder. Von den Erinnerungen sei-

nes vergangenen Glückes überwältigt, war er nicht fähig, weiter zu sprechen.

Der Musikmeister, der diesem Schauspiel nicht beigewohnt, kam mit vier Flaschen Rheinwein unter dem Arm in den Salon, gefolgt von Berta, die die nötigen Gläser trug. Ihr Gesicht strahlte vor Freude und Genugthuung, als sie den Obersten ansah.

„Wir wollen einmal prüfen, ob die goldene Flüssigkeit hier ebenso mundet, wie bei der Lorelei,“ sagte Herr Hoekema. Und als er bemerkte, daß der alte Herr Umstände machen wollte, fuhr er fort: „Seien Sie nur unbesorgt, Herr Oberst; bin ich auch nur ein Musikmeister, so kann ich mir eine Flasche Wein gestatten. Ich werde Ihnen, wenn Sie

erlauben, über meine Abkunft und über mein ganzes Tun und Treiben ebenso reinen Wein einschenken.“

Es wurde nun auf die neue Bekanntschaft angestoßen und getrunken, und nachdem man noch etwas über die jüngsten Ereignisse gesprochen hatte, begann der Musikmeister seinen Lebenslauf zu erzählen:

„Mein Vater bekleidet eine angesehenen Stelle im Ministerium. Meine guten Eltern schenken kein Mühe, mir eine gute Erziehung angedeihen zu lassen. Doch als einziger Sohn etwas verzogen und verzärtelt fand ich reichlich Zeit meinen eigenen Liebhabereien nachzugehen. Schon als kleiner Junge machte alles, was Musik hieß, auf mich einen tiefen Eindruck. Ich wurde bleich vor Nüchternheit, wenn ich nur eine Straß von der Straße aus hörte.

Wenn meine Mutter, die sehr musikalisch war, vor dem Klavier saß, schlich ich zu ihr hin und wurde nicht

müde, ihrem Spiele mit der größten Andacht zuzuhören. Zu- folgedessen besuchte ich sehr frühe die Musikschule und erhielt Unterricht im Violinspielen. Mein Vater, ein sehr praktische Mann, befürchtete nicht mit Unrecht, daß meine leidenschaftliche Liebhaberei für Musik meiner Zukunft hindernd im Wege stehen würde. Ich glaube, als ich noch in der Wiege lag, hatte er mich schon dazu bestimmt, einstens in seine Fußstapfen zu treten, und er hat auch väterlich nicht unversucht gelassen, was zur Erreichung seines Zweckes dienen konnte. (Fortsetzung folgt.)



Rast auf dem Heimweg. Nach dem Gemälde von H. Böhm.

## Glückliche Heimkehr.

Skizze von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

Hinnerk Wiestkamp kehrte heim aus der Fremde. Drei lange Jahre war er fort. Drei Jahre!

Die Welt war schön, das mußte er sagen, aber über die Heimat ging doch nichts.

Und er hatte sich wirklich nach allen Seiten rechtschaffen umgesehen und sprach sogar geläufig hochdeutsch. Aber jetzt lachte er darüber, schnippte mit den Fingern und sagte gedehnt: Oha!

Dann fiel ihm ein Spruch ein; der stand vor einem Bauernhaus seiner Bekanntschaft:

„Nord und Süd,  
De Welt is wiet;  
Ost und West,  
Do Hus am best.“

„Und das ist wahr!“ fügte er bekräftigend hinzu.

Ohne Aufenthalt wanderte er der Heimat zu. Untast erfüllte ihn. Seine Knie versanken fast in dem grauschwarzen Sand. Schwarze Hügelweiblein, nickende Wacholderbüsche standen am Wege. In den Föhren war ein Nauschen und Anarren, als würden Fahnen geschwenkt.

Süßer Hauch der Heimat!

Einige Wochen wollte Hinnerk hier verleben, dann ging's fort, zum Militär.

Noch eine kurze Strecke Weges, dann ist er zu Hause auf dem Heidehofe. Er hätte Erbe des stattlichen Anwesens werden können. Doch hatte er es vorgezogen, die Schreinererei zu erlernen, weil es ihn trieb, der Enge der Heimat zu entgehen. Fort mußte er in die Welt. Und nun trieb ihn die Sehnsucht wieder heim. Er hatte es in der Fremde nicht länger aushalten können. Sein Lehrmeister Kasper Klümpmann hatte ihm geschrieben, wenn er sich selbständig machen wolle, könne er sein Geschäft übernehmen. Das war ein feines Angebot. Das wurde einem nicht alle Tage gemacht. Natürlich würde er zugreifen. Deswegen kam er an zweiter Stelle. Und nach zwei Jahren war er Meister. Hei, mußte das eine Freude sein!

Im Gehen kamen Erinnerungen verschiedener Art. Traurige und lustige. In bunten Bildern zieht das vergangene Leben an ihm vorüber. Die Kindheit mit ihren großen Freuden und kleinen Leiden. Dann kommt die Lehrzeit bei Kasper Klümpmann. Erst hatte es an Püffen und Zurechtweisungen nicht gefehlt. Aber bald war er seines Meisters Liebling, der ihn mit brummiger Zärtlichkeit behandelte. Und Sonntags lief er nach Haus, zum einsamen Heidehof. Dort war inzwischen eine Stiefmutter eingezogen, doch Hinnerk empfand es nie, daß sie nur Stiefmutter war.

Und eines Tages hatten die Eltern ein Waisenkind ins Haus gebracht, ein zwölfjähriges Mädchen, das durch den Vinzenzverein hier auf dem Lande untergebracht worden war, Maria. Wie oft hat er in der Fremde an sie gedacht. Er hatte ihr ja vor Jahren einen Dienst erweisen können. Und das war so gekommen:

An einem Samstag im strengsten Winter ging er nach Hause. Kalt wars, und der Schnee lag auch höher, als es eben nötig war. Doch der Heidehof war nicht allzufern, und Mutter hielt für ihn allerhand Erfrischungen bereit. Die sollten ihm wohl munden. Aus diesen erbaulichen Gedanken riß ihn eine helle Kinderstimme. War's Weinen oder Rufen? Wo denn? Ach da! Ein Mädchen kauerte auf einem gefällten Baumstamm. Es hatte die Schürze vor das Gesicht gedrückt und weinte zum Erbarmen. „Nu soll mir doch gleich dieser und jener 'n Dahler schenken, wenn das nicht unsere Maria ist.“ dachte Hinnerk und lief auf das Kind zu. „Was fehlt dir denn?“, fragte er so freundlich, als das in jeiner Art lag.

„Ich hab' mich verlaufen und nu kann ich nicht mehr,“ gab Maria weinend zur Antwort.

„Dunnerhudel,“ rief Hinnerk, „nu soll ich dich wohl tragen müssen!“ Dieser Gedanke schien ihm ganz ungeheuerlich: Er sollte ein Mädchen tragen! Er, Hinnerk Wiestkamp, der bisher mit stolzer Verachtung auf den bezopften Teil der Menschheit herabgesehen hatte. Wenn das die anderen Jungen erfuhr, lachten sie ihn aus. Mochten sie's tun. Und schon sagte er mit seinen kräftigen Armen zu, hob Maria auf und trabte mit ihr nach Hause.

Seither betrachtete er Maria als Schwester. Von seinen täglichen Trinkgeldern brachte er ihr hie und da etwas mit. In der Fremde hatte er an Maria so oft gedacht. Das Gefühl der Sehnsucht nach ihr hatte ihn nicht losgelassen. Bald sah er sie wieder.

Seitab lag der Heidehof. Ragende Buchen am Wege und hinter dichten Hecken grüne Wiesen. Und dort, gerade vor ihm, der große Garten. Ein Mädchen arbeitete darin. Vielleicht war's die Magd. Hell klang Hinnerks Gruß zu ihr, und „Hinnerk, Hinnerk!“ tönte es jubelnd an sein Ohr. Da setzte er mit einem Schwung über die Hecke. Maria kam ihm entgegen. Seine leuchtenden Augen ruhten mit Wohlgefällen auf der lieblichen Erscheinung. Der Pflögegeschwister dunkles Ringelhaar lugte vorwiegend unter dem blütenweißen Sonnenhut hervor. In braunen Augen ein Lachen und Leuchten. Die kirchroten Lippen waren leicht geschürzt. Weiße Zähne blühten. Hinnerk pochte das Herz. Und dann drückte er ihr stumm die Hand, die sie ihm lachend hatte verweigern wollen, weil sie schmutzig war. Doch das ließ er einfach nicht gelten. Das waren Spuren der Arbeit, wie die Schwielen in seinen Händen.

Ganz langsam wanderten sie durch den Garten; die Diele stand weit offen. Vor den Steintrippen lag ein grüner Wall, das Abendstutter.

Die rundliche, behäbige Frau am Herd, seine Mutter, wandte sich auf seinen Gruß mit einem Nuck um. Freudig streckte sie ihm die Hand entgegen. Zwei Buben von sechs und vier Jahren schossen aus dem Winkel hinterm Herd auf die Mutter zu und klammerten sich mit ihren quallenden, nichts weniger als sauberen Hände an die Röcke der Frau.

„Geht Hinnerk schnell ein Händchen,“ befahl die Mutter. Ein wenig steif und läppisch wie junge Tanzbären kamen sie hinter dem Schutzwall hervor, besehen sich erst neugierig den großen Bruder und zugleich mit ihren Patishänden kam die Frage: „Hast de uns auch was mitgebracht?“

Das waren die ersten Akkorde der Friedenssymphonie im Vaterhause. Nicht lange darauf kam auch der Vater heim, und nun ging's an's Erzählen. Hinnerk konnte sich gar nicht genug tun. Aber immer wieder wanderten seine Augen zu Maria hin, die mit Stolz und Bewunderung seinem Erzählungen lauschte. Ganz unbewußt nahm ihre Schönheit, der süße Zauber ihres jungfräulichen Wesens schon am ersten Tage sein Herz gefangen. Da ging in dem Herzen des zweiundzwanzigjährigen zum ersten Male eine Sonne auf, die ihre goldenen Strahlen auf Wege der Zukunft warf und die Brücke baute für das süßeste aller menschlichen Gefühle: die Brücke zur unentweiblichen Liebe. Da hob ein Singen und ein Klängen an in Hinnerks Brust, und die Heimat schien schöner zu sein denn je.

Weil er liebte, ohne es zu wissen.

Hinnerk Wiestkamp machte sich zu Hause so gut nützlich, als es möglich war.

In den ersten Tagen des September setzte ein heilloses Regenwetter ein. Das gosh einen Tag wie den andern, und der Himmel war wie zugemauert von bleigrauen, fähen Wolken. Die rüttelten sich nicht, ob es stürmte oder ruhig war. Und die Sonne ließ sich garnicht mehr blicken. Hoch und höher stieg die Gms. Schon waren alle Wiesen an beiden Ufern überflutet. Der Weg zur Fähre stand unter Wasser, und das Weidevieh brüllte kläglich und schüchte sich hinter Hecken und Büschen.

Hinnerk aber hobelte und hämmerte in seiner improvisierten Werkstatt und lugte hie und da aus und lauschte, ob er nicht im Hofe ein liebes, freundliches Mädchen erblickte, seinen leichten Tritt hörte. Seltam, höchst selten! Diese Maria war doch seine Pflögegeschwister. Er hatte sie vor Jahren auf seinen Armen getragen. Von seinen kümmerlichen Trinkgeldern hatte er ihr ab und zu etwas mitgebracht, als er noch Lehrling bei Kasper Klümpmann war. Und jetzt war das so ganz anders geworden. Er wurde rot, wenn er sie sah. Rot und schüchtern, Er, Hinnerk Wiestkamp, der die Welt kannte! Was das wohl zu bedeuten hatte?

Wenn er sie nicht sah, verlangte er nach ihr. Und stand sie neben ihm, so dachte er joviell an das, was bald kommen mußte, ans Abschiednehmen, daß er nichts sagen konnte. Wenigstens nicht das, was er ihr gern gesagt hätte. So etwas fühlte er nicht bei Vater und Mutter. Und mit den Kleinen ging er um, wie man mit solchen Brüdern eben umgehen muß: bald fordbal, bald energisch. Gegen alle traf er den rechten Ton. Nur gegen Maria nicht. Und darüber dachte er sehr häufig nach.

In drei Wochen mußte er fort. O Jerum! Er freute sich wirklich nicht darauf; Gott bewahre. Beim Militär mußte man sich ducken und den Mund halten. Hinnerk ließ einen tiefen Seufzer hören. Da klang hinter ihm ein lustiges, trüfendes Mädchenlachen. Und zwischen klackern die Worte:

„O Herr, was war das ein tiefer Seufzer! Hinnerk, was fehlt dir denn?“

Am liebsten seufzte er noch einmal. Aber er hat die unausgesprochene Ueberzeugung, daß er sich dadurch lächerlich macht.

Nein, wenn er sich schon lächerlich machen soll, dann — will er sie lieber küssen. Hei, was ist das ein komischer Gedanke! Er fällt wie Zunder in seine Pulverseele, daß sie an allen Ecken explodiert. Was er ist? Ein Schafstopf ist er! Das will er sich selbst rein heraus sagen. Ja, ein Schafstopf.

Sie ist zwar seine Pflegechwester. Gewiß. Das wäre schon ein Grund, ihr gut zu sein. Aber nicht darum hat er sie so gern, sondern — hmhm — weil sie so schön ist, hmhm, weil sie so lieb ist, weil er sie eben gern hat.

Sie steht noch immer da und lacht. Er sieht sie noch immer an und sinnt. Dann ruft er: „Maria!“ Sonst nichts.

„Na, was hast du denn, mein Bruder?“ strampfhaft wehrt er sich gegen dieses „Bruder“ und hält nur das „mein“ fest. Das ist doch auch genug.

„Ich wollte dir etwas sagen,“ hebt er an.

„Junge, was bist du umständlich.“

„Ach, Maria, ich muß nun bald fort.“

„Ja, das ist ja wahr, aber du kommst ja auch wieder.“

„Ja, freilich, und dann zieh' ich ins Dorf und werde Weiber.“ Mit Kaspar Klumpermann bin ich im reinen.“

„Sieh mal an, das ist ja nett! Das freut mich.“

„Gewiß ist das nett. Aber dann fehlt mir immer noch etwas.“

„Na, was denn?“

„Eine Frau!“ Er sieht sie heiß und erwartungsvoll an.

„Soll ich dir eine suchen? Ich weiß wohl eine Frau, die für dich paßt.“ Das soll schelmisch klingen. Aber es lauert eine heimliche Angst dahinter.

„Wer ist's? Sag mir das, Maria!“

„O Hinnert! Du Tölpel! Und du willst ein weltgewandter Mann sein? Ein Tölpel bist du.“

So denkt er selbst. Denn er fühlt, daß das nicht die richtige Art und Weise ist, um ein Mädchen zu werben, das man gern hat.

Wieder lacht Maria. Und zwischen louscheln ruft sie: „Haha! Hölterlings Viesebeth! Die ist fromm, beißt nicht und zankt nicht, ist vierzig Jahre alt und will doch noch einen Mann.“

So, da weiß er Bescheid. Plötzlich gab er sich einen Ruck. Er hatte wohl Mut, wenn's sein mußte.

„Maria, ich will aber keine andere, nur dich! Glaub' mir das, Maria. Wartest du so lange, bis ich wiederkomme vom Militär?“

Da ist ihre Frohlaune mit einem Male verschwunden und ein zages Gefühl macht sich breit an ihrer Brust. Aber nicht lange. Sie fragt nicht, wie es gekommen ist, daß er so zu ihr spricht, sie erwartet keine Treueide, sondern sagt schlicht und herzlich:

„Ja, Hinnert, ich will auf dich warten!“

Goldio! Hinnert stürzt sich auf sie, preßt sie an sich und lacht voll Glück. Lacht, lacht.

Da denkt die Sonne: Ein Auge willst du einmal an diese närrischen Menschen wagen. Und blinzelt durch Wolkenfetzen wie eine würdige Matrone, die eine beschlagene Brille auf der Nase hat. Und denkt: es ist halt noch immer die alte Geschichte. Die Menschen sind närrisch in Freude und Leid. Na, in Gottes Namen, meinen Segen haben die jungen Menschen.

Und Hinnert war glücklich und seufzte nicht mehr. — —

## Vom Waldmeister.

Winterstürme wichen dem Wonnemond! — In verjüngter Herrlichkeit prangt die Flur, leuchtende Blumenstickereien schmücken ihr frischgrünes Gewand. Veilchen und Krokus, Anemonen, Schlüsselblumen und Maiglöckchen — wer nennt sie alle bei Namen, die lieblichen Kinder Floras, die der Sonne liebende Kraft wachgeküßt hat? Und nun gar die würzigen Frühlingsträuter, allen voran der edle Waldmeister, dessen Erscheinen von denen, die etne gute Maibowle zu schätzen wissen, seit langem mit Sehnsucht erwartet wird. Läßt sich der Genuß einer Waldmeisterbowle mittelst Essenzen auch zu jeder anderen Zeit beschaffen, so verzichtet der Kenner doch herzlich gern auf ein solches Getränk, weil es seinen Baumen niemals befriedigen wird. Der Unterschied zwischen einer Essenzenbowle und der mit frischen Kräutern hergestellten ist eben ein himmelweiter. Aber auch bei der „echten“ Waldmeisterbowle kommt es sehr auf

die Zubereitung an. Ein stark angewelltes Kraut oder gar ein solches, das hoch in der Blüte steht, gibt eine schlechte Würze. Hingegen darf es leicht überwelft sein, weil es dann ein besonders feines Aroma zu spenden pflegt. Manche Hausfrauen haben die üble Angewohnheit, das Kraut zu zerhacken oder mit einem Zwirnsfädchen fest zu umwickeln. Dieses Verfahren ist aus dem Grunde nicht empfehlenswert, weil der Wein aus den Schnitt- bezw. Druckstellen ein Aroma zieht, das der Bowle einen grasartigen, also keineswegs angenehmen Geschmack verleiht. Auch durch ein zu langes Ziehenlassen gehen allerlei bittere Stoffe in den Wein über; man soll daher die einzeln in die Flüssigkeit gegebenen Blättchen nach 10, höchstens nach 15 Minuten wieder herausfischen. Als Wein verwendet man am besten leichten Rosel-, Rahe- oder Saartwein, den man, je nach Geschmack, mit einer Flasche Schaumwein mischt. Arrat oder Kognal sind indessen wegzulassen, ebenso Mineralwasser, weil sie der Bowle eine gewisse Schärfe geben. Von der in früheren Jahrhunderten beliebten Unstie, Melisse, Straufemünze und andere Kräuter mit zu verwenden, ist man ja glücklich abgekommen. Ferner bleibt noch etwas über den Zucker zu sagen. Wer ihn entbehren kann, ist wohl daran, wer ihn nicht missen mag, nehme wenigstens keinen gewöhnlichen Struczucker, sondern ein Stückchen vom feinsten Hut-zucker. Die fertige Bowle wird vor dem Auftragen kurze Zeit im Eiszehant oder in einer Schüssel kalten Wassers gut temperiert; auf keinen Fall darf sie zu kalt sein.

Es dürfte übrigens nicht allen verehrten Leserinnen bekannt sein, daß sich aus dem genannten Kräutlein auch ein angenehm schmeckender, bekömmlicher Tee bereiten läßt. Zu diesem Zwecke wird die Pflanze noch vor der Blüte gepflückt, zwischen weißem Papier ausgebreitet und alle zwei Tage einmal umgeschüttelt, bis sie trocken ist, endlich in einem festschließenden Gefäß aufbewahrt. Je nach Belieben nimmt man ein bis zwei Teelöffel voll Kraut auf eine Tasse, der nach dem Aufbrühen eine Messerspitze doppeltkohlenfaures Natron zugesetzt wird. — Auch in Verbindung mit den Blättern der Walderdbeere gibt der Waldmeister einen wohlschmeckenden Tee.

Hausfrauen, die so glücklich sind, ein Gärtchen ihr Eigen zu nennen, machen vielleicht auch einmal einen Versuch, mit der künstlichen Anzucht des Waldmeisters. Wie er draußen tief in den „geheimnisvollen Träumen der duftdurchwehten Waldesnacht“, und zwar unter der schützenden Laubdecke des Eichen- oder Buchensorstes, sein beschauliches Dasein führt, so beansprucht er auch bei der künstlichen Anzucht einen durchaus kühlen, schattigen Platz. Man pflanze ihn deshalb an einer Wand oder Mauer gen Norden, gebe ihm humusreiche Erde und streue eine Schicht halbverwesten Laubes darüber. Dann immer viel gießen. Treten späterhin Nackfröste ein, so ist die Laubdecke zu erhöhen. Zur Treiberei eignen sich natürlich nur Laubbeete, in die die Pflänzchen mit dem Ballen ausgelegt werden; die Vermehrung kann durch Stecklinge oder Wurzelteilung erfolgen. — Ein solches Waldmeisterbeet gewährt nicht nur praktischen Nutzen für Küche und Tafel, sondern bietet auch einen hübschen Anblick, sobald der Waldmeister seine zierlichen, 15—30 Zentimeter langen Stiele mit den quirlständigen, zartgrünen Blättern lustig emporschließen läßt und Ende Mai die schimmernden, weißen Blüten erscheinen. Freilich wird er, wenn der ihm gebotene Platz seiner Entwicklung nicht besonders günstig ist, jenes feine, undefinierbare Aroma vermissen lassen, das bereits im 16. Jahrhundert in Deutschland und Holland seinen Ruhm begründete. Immerhin ist ein kleiner Versuch mit seiner Kultur nicht unlohnend, wie dies von Seiten hervorragender Gärtner wiederholt bestätigt wurde. A. Linde.



### Nützliches fürs Haus.



— Gefüllte Kalbskeule. Kalb- und Schweinefleisch hackt man fein, mischt einige Eigelb, Salz, gehackte feine Kräuter und Trüffel, sowie etwas geriebene Semmel darunter, füllt mit dieser Farce eine Kalbskeule, aus der man vorher alle Knochen entfernt hat, und näht die Keule zu, worauf man sie spickt, salzt und im Ofen in Butter braun brät. Die Sauce entfettet man, fügt ein wenig Kartoffelmehl und einen halben Teelöffel Fleischextrakt bei und verührt sie mit einer Tasse saurem Rahm.



## Unsere Bilder.



— König Georg V. von England im Kreise seiner Familie. (Bild Seite 177.) Königin Viktoria Mary, geborene Fürstin von Teck, ist zwei Jahre jünger als ihr Gemahl, König Georg V. Das Fürstentum Teck verdankt seinen Ursprung der Ehe des Herzogs Alexander von Württemberg mit seiner (2. Mai 1835) ihm morganatisch angetrauten Gemahlin Claudine, geborene Gräfin von Rhédey. Der dieser Ehe entsprossene Sohn, Graf Franz, der Vater der jetzigen Königin Viktoria Mary von England, erhielt 1863 vom Könige von Württemberg den Titel eines Fürsten von Teck und 1871 den Herzogstitel. Er vermählte sich (12. Juni 1866) mit Mary Adelaide, geborene Prinzessin von Großbritannien und Irland.

— Königin-Witwe Alexandra von England (Bild Seite 179) geb. 1844 als Prinzessin von Dänemark, vermählt 1863 mit dem damaligen Kronprinzen, dem jetzt verstorbenen König Eduard VII. von England. Königin-Witwe Alexandra ist eine Schwester des regierenden Königs Friedrich VIII. von Dänemark.

— Der Nordpolfahrer Peary mit seiner Familie. Auf einer Vortragstournee, die den bekannten Polarforscher durch ganz Europa führen wird, ist Peary in Deutschland angekommen und hat in Berlin mit seinen Vorträgen begonnen. Unser Bild, Seite 180, zeigt ihn mit seiner Familie an Bord des Schnelldampfers „Kronprinzessin Cecilie“ vom Norddeutschen Lloyd.



## Zur Unterhaltung.



— Schlimmes Symptom. A.: „... ja, mit dem alten Oberförster Lughard sieht's recht schlimm!“ — Stammgast: „Wieso? — Was fehlt ihm denn?“ — A.: „Denkt Euch, gestern erzählte er noch die Geschichte von einer Doublette, die er im Krickel'schen Revier auf ein Reh und einen Auerhahn gemacht habe! Heute treff ich nun den Baron Krickel, erzähle ihm lächelnd davon und — stellt Euch vor! — die Geschichte ist — wahr!“

— Raiv. Räuber (aus dem Wald hervortretend): „Das Geld oder das Leben!“ — Sächsischer Wanderer: „Här'n Se, Se wer'n giedigt entschuld'gen, Se sein wohl ä Reiwert!“

— Kindliche Frage. Lehrerin (in der Naturgeschichtsstunde): „... Der Maulwurf frisst täglich so viel, als er wiegt...“ — Dörchen: „Fräulein, woher weiß denn der Maulwurf, wie viel er wiegt?“

— Willkommene Gelegenheit. Fräulein: „Ich glaube, Sie sitzen zu nahe am Klavier, um mein Spiel richtig beurteilen zu können!“ — Herr (nach seinem Hut greifend): „Ich meine auch gnädiges Fräulein! ... Wenn Sie erlauben, werde ich mich etwas entfernen.“

— Der Proh. „Herr Kommerzienrat, ich habe Ihnen hier eine kleine Rechnung von 1 Mark 50 Pfennig zu überreichen.“ — „Eine Mark fünfzig?! Lächerlich! (Reicht eine Hand voll 20 Markstücke aus der Tasche): „So wenig hab' ich gar nicht bei mir!“

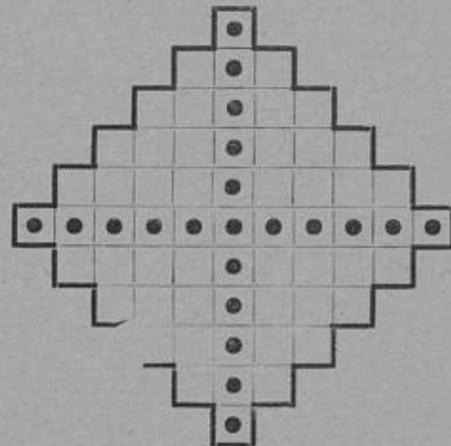
— Ein Menschenfreund. Ein pensionierter Oberschreiber steht auf der Brücke und angelt. Bald sammelt sich eine Schaar Neugieriger um ihn, und alles ist gespannt, ob er bald etwas fangen wird, denn in dem Flusse wimmelt es von Fischen. Eine halbe Stunde vergeht, eine Stunde; die Menge der Zuschauer wächst, und noch immer hat der Fischer nichts gefangen. Nun werden Wetten gemacht, ob er in der nächsten Stunde etwas erwischen wird oder nicht. Das Interesse nimmt zu, der Verkehr auf der Brücke droht gestört zu werden — will doch jeder Vorübergehende sehen, was es da gibt. Endlich erscheint ein Schutzmann. Nachdem er die Ursache des Anstaus erfahren, bringt er nicht ohne Mühe bis zu dem angelnden Oberschreiber vor. „Mein Herr, Ihre Fischkarte!“ — „Habe keine!“ — „Dann verfallen Sie in Strafe. Der Fischfang ist hier nur den Inhabern einer Fischkarte gestattet!“ — „Ich fange auch gar keine Fische — hier, bitte, überzeugen Sie sich, es ist weder Lockspitze noch Haken an meiner Angel! Ich fische bloß zur Unterhaltung des Publikums!“



## Rätzelecke.



## Diamant-Rätsel.



Nach vorstehendem Muster ist eine Wortfigur zu bilden, deren senkrechte Mittelreihe der waagerechten entspricht. Die Wörter sind: 1. ein Buchstabe; 2. eine alte Stadt; 3. italienischer Dichter; 4. Person aus Shakespeares Kaufmann von Venedig; 5. Stadt in Württemberg; 6. berühmte Malerin; 7. wohlthätige Anstalt; 8. männlicher Vorname; 9. Schauspiel; 10. Kleidungsstück; 11. ein Buchstabe. Zu verwenden sind 7 a, 2 b, 5 e, 5 h, 3 i, 4 l, 3 m, 6 n, 7 o, 8 r, 5 s, 2 t; 3 u und 1 w.

## Sinn-Rätsel.

Bin ich dir vorgekehrt,  
So siehst du wohl zuletzt  
Mich ganz und gar verschwinden;  
Ich schlichte manchen Streit,  
Bring' vielen Pein und Leid,  
Kann auch den Tod verkünden.

## Dreisilbige Charade.

Die Erste springt munter im grünen Revier,  
Doch bringt man sie ins Winterquartier,  
Sobald der Sommer scheiden geht,  
Und jede zwei drei gebunden steht.  
Das Ganze grünt als bescheid'ne Bier  
In Feld und Flur. — Wer nennt es mir?

## Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Logogriph: Nadel, Adel, Adel

Charade: Finsteraarhorn.

Rebus: Baugewerkschule.



## Es war nur ein Musikmeister.

Von H. A. Bannig.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Vor allem lag ihm die Mathematik sehr am Herzen. Und erfreute sich meine Mutter über meine großen Fortschritte auf musikalischem Gebiete, so hatte mein Vater Grund, sich fortwährend über meine Unwissenheit in der Mathematik und den verwandten Fächern zu beklagen, er nannte mich träge und eigensinnig.

„Was willst du denn um des Himmelswillen werden?“ fragte er mich eines Tages, nachdem wieder harte Worte gefallen waren. Ich zählte bereits sechzehn Jahre.

„Ein großer Musiker — Komponist,“ antwortete ich. „So, ein Musikant, meinst du wohl?“ Klang die barsche Antwort. „Du suchst dir in der Tat eine sichere Existenz, ich sehe dich schon mit wallenden Locken, in Gedanken verjungen durch die Straßen ziehen; schöne Aussichten für deine Zukunft, das muß ich sagen.“

„Ich hoffe, ein großer Mann zu werden, Papa,“ sagte ich mit einem Gefühle von Selbstbewußtsein.

„Ein großer Mann,“ wiederholte er mit einem verächtlichen Zug um seinen Mund. „Ein großer Mann, und du bist noch nicht imstande, einen gewissen Grad in der Wissenschaft zu erreichen.“

„Aber Beethoven und Mozart, Liszt und so viele andere?“ „Das waren Genies, mein Sohn; du weißt doch auch nicht, ob sie in der Wissenschaft erfahren waren, nach meiner Ueberzeugung muß ein jeder, der es in der Welt zu etwas bringen will, fleißig studiert haben.“

„Soll das wahr sein?“ dachte ich, und ich nahm mir vor,

jetzt meine ganze Kraft einzusetzen, um mich mit den Geheimnissen der Wissenschaft bekannt zu machen. Doch ich blieb in dieser Hinsicht dumm und unwissend.

Wieder war ein Jahr verstrichen, und es war mir leider nicht möglich gewesen, meinen Vater zufrieden zu stellen. An einem Abend, bevor wir zur Ruhe gehen wollten, redete er mich in sehr ernstem Tone an:

„Franz, du hast mich in allen Erwartungen getäuscht. Nun ist meine Geduld zu Ende. Morgen früh will ich wissen, wie du über deine Zukunft denkst. Willst du der Musik entsagen und ernstlich an die Arbeit gehen, verspreche ich, dir innerhalb zwei Jahren eine ehrenvolle Stellung zu verschaffen; wenn nicht, dann besuche nur das Konservatorium zu Leipzig, aber weiter Sorge ich nicht mehr für dich und müßte ich dich später als Straßenmusikant wiedersehen. Dieses ist mein letztes Wort und morgen erwarte ich deine Antwort.“

Meine Mutter war bei diesem Gespräch zugegen. Trotz ihrer Liebe zur Kunst bat und beschwor sie mich, den Ratsschlägen meines Vaters zu folgen und meine Zukunft nicht aufs Spiel zu setzen; denn, schloß sie: „Der Pfad der Kunst ist dornenvoll.“

Ich ging sehr mißmutig zu Bett. Ich wußte, daß meine Eltern mich lieb hatten und nur in meinem Interesse handelten. Ich begriff auch sehr gut, daß meine Traumbilder sich vielleicht niemals verwirklichen würden. Gern wollte ich dem Willen meiner guten Mutter und dem Wunsche meines besorgten Vaters entsprechen und die sichere, sorgenfreie Laufbahn wählen. Aber meiner geliebten Kunst Lebenswohl zu sagen und mein ganzes Leben hinter verstaubten Büchern rechnend und schreibend zuzubringen, das war zu hart! Ich schloß mit gebrochenen Herzen ein und hatte einen Traum, der allen Grübeleien ein Ende machte. Alle großen Meister der Tonkunst umstanden mein Lager. Vater Haydn streckte mir lächelnd die Hände entgegen, Liszt stand herzengerade vor mir, mich wehmütig anblickend. Beethoven sah mich mit bösen Augen an, Hans von Bülow drohte mir mit Händen und Beinen, statt der Augen hatte er ein paar Revolver im Kopfe, die Feuerstrahlen schossen.

Als ich des Morgens erwachte, war ich ganz aufgeregt. Der Traum bestärkte mich in meinem Entschlusse, lieber sterben zu wollen, als der Kunst für immer zu entsagen. Ich fiel meiner Mutter um den Hals, ausrufend: „Ich kann nicht!“

Darauf wurde ich ohnmächtig. Zwei Monate später sah ich in Leipzig zu Füßen der großen Meister, die dort die Geheimnisse dieser



Zum Aufstand Albanien gegen die Türkei:  
Türkische Truppen besetzen eine von den Albanern geräumte Stadt.

Kunst lehrten. Auch machte ich die Bekanntschaft der bedeutendsten Künstler. Ich sah und hörte auch vieles, was mir Abscheu einflößte, doch mit Gottes Hilfe alle Gefahren überwindend, kehrte ich drei Jahre später mit den besten Zeugnissen ins elterliche Haus zurück.

„Was nun?“ fragte mein Vater nach einigen Tagen; der praktische Mann glaubte, ich müßte mich hier oder da niederlassen, wie es junge Doktoren oder Advokaten tun. Ich lach über seine Naivität. Stund mir denn nicht die ganze Welt offen? Konnte ich nicht als Komponist oder Violonist auftreten, wo ich wollte? Würde man mir in meinem Vaterlande nicht ebenso zuzuschauen wie in Leipzig? Meine Mutter, welche sehr gut sah, was in mir vorging, antwortete meinem Vater hastig, daß mir nach den anstrengenden Studien wohl ein halbes Jahr Ruhe zu gönnen sei. Mein Vater zog die Schultern und schien sich mit der Antwort zufrieden zu stellen. Leider erkrankte er, und wir mußten ihn einen Monat später zu Grabe tragen. Meine Absicht, hier und da in Konzerten aufzutreten, konnte ich der Trauer wegen nicht ausführen. Meine Mutter, durch den Tod meines Vaters gezwungen, sich in ihrer Häuslichkeit etwas einzuschränken, konnte trotz ihres ansehnlichen Vermögens und der Pension, die sie erhielt, das gewohnte Leben im Haag nicht fortsetzen. Wir bezogen eine Villa im Gelderland, wo wir alsbald die Bekanntschaft der Witwe des Obersten van Spranken mit ihren Töchtern machten. Die beiden jungen Damen besaßen viel musikalisches Talent, und es dauerte auch nicht lange, so verwandelte sich die Bekanntschaft in innige Freundschaft, und meine Zeit war zwischen den Studien und den Besuchen der Familie van Spranken verteilt.

„Und endlich verwandelte sich die Freundschaft in Liebe, nicht wahr?“ fragte der Oberst freundlich lächelnd. „Ja, wer so dicht beim Feuer sitzt, verbrennt sich leicht!“

„Ich schätzte mich sehr glücklich, daß mein Antrag nicht abgewiesen wurde, doch jetzt wurde die Existenzfrage wieder aufgeworfen. Als Junggeselle konnte ich mich frei in der Welt bewegen und mir durch das Auftreten in Konzerten einen Namen zu machen suchen. Doch einmal verheiratet, durfte ich nicht an ein herumziehendes Leben denken. Ich glaubte die Bemerkung machen zu dürfen, daß mich der Verkauf meiner Kompositionen und das Auftreten als Solist auf einzelnen Konzerten in den Stand setzen würden, meiner Familie ein sorgloses, unabhängiges Auskommen zu verschaffen.“

Doch ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Meine liebe, zukünftige Schwiegermutter schien über unsere Verlobung sehr erfreut, doch wollte sie zu einer Heirat ihre Einwilligung nicht eher geben, bis ich mir eine feste Stellung errungen hätte. Es wurden ältere Familienmitglieder um Rat gefragt, die aber alles, was Kunst hieß, verachteten. Selbst der Vormund meiner Braut wagte zu sagen, daß er einen reichen Bäcker oder Schuster einem Musikanten vorziehen würde. Man könnte Musik höchstens als Liebhaberei betreiben. Man schlug vor, da unser beiderseitiges Vermögen wohl ausreichen würde, eine Zigarrenfabrik oder sonst etwas zu übernehmen; es wäre doch eine Schande für die Familie, wenn Maria die Frau eines Musikanten werden müßte. Selbst meiner zukünftigen Schwiegermutter schien der Plan zu gefallen. Ich war tief enttäuscht, daß man meine Verdienste als Künstler so wenig schätzte und ehrte. Ungeschminkt sagte ich ihnen, daß Maria mein höchstes Glück wäre, daß ich aber, wenn ich der Kunst entsagen müßte, ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden würde, denn ich lebte nur für die Kunst. Ich wurde natürlich ausgelacht, man nannte mich überspannt. Und auf dem Heimweg hörte ich den alten Vormund zu meiner Schwiegermutter sagen: „Gib acht auf Maria, der Hoevermann scheint wohl ein anständiger junger Mann zu sein, aber ich denke immer ans Narrenhaus, wenn ich solche verrückte Ideen aussprechen höre.“

Ich wollte mich auf diesen Philister stürzen, doch ich mußte mich, an meine Zukunft denkend, beherrschen.

Was sollte ich beginnen? Natürlich hatte ich beim Verlassen des Konservatoriums geträumt, man würde mich in der Kunstwelt mit offenen Armen empfangen. Mit einer gewissen Verachtung bedauerte ich meine armen Kollegen, die Stunde für Stunde in Pensionaten oder in Privathäusern Unterricht erteilen mußten. Ich glaubte, zu etwas höherem geboren zu sein. Gab es für mich vielleicht einen anderen Ausweg, um mir schnell ein eigenes Heim zu gründen? Was mir früher als meiner unwürdigen erschien, kam mir zum Schluß sehr annehmbar vor. Ich suchte mich hier in der Stadt als Musikmeister niederzulassen. Man

schien viel Vertrauen in meine Tüchtigkeit zu setzen, so daß ich nach einem Jahre imstande war, die Bedenken meiner Schwiegermutter zu überwinden und meiner lieben Braut ein angenehmes Heim zu bieten.“

„Ja, ja, die Liebe überwindet alles,“ sagte der alte Herr zu seinem Sohne, der neben der Schwägerin des Musikmeisters saß, und sah ihn mit einem vielsagenden Lächeln an.

„Mit frohem Mute,“ so erzählte der Musikmeister weiter, „traten wir in den Ehestand. War ich doch fest überzeugt, daß man doch über kurz oder lang meine Verdienste als Komponist oder Violonist anerkennen würde und ich dann das langweilige Stundengeben aufgeben könnte. Unsere Mütter, die besser wußten als wir, was zu einem anständigen Auftreten in der Welt nötig war, wollten uns großmütig mit einer ansehnlichen, jährlichen Zulage unterstützen, doch ich wies sie stolz zurück. Vielleicht gab unsere sparsame Lebensweise Anlaß zu dem Geschwätz über den armen Musikmeister in dem Oberhause des Bäckers. Wir führten ein sehr glückliches Familienleben, aber in der Kunst kam ich keinen Schritt weiter. Meine Lustschlöffer zerfielen mehr und mehr, erfolglos bot ich einige von mir komponierte Ouvertüren an; Lieder, die sogar von meinen Lehrern aus Leipzig empfohlen wurden, wurden mit dem Bemerkten abgewiesen, daß mein Name dem Publikum unbekannt sei. Ebenso erging es mir persönlich, als es mir nach vieler Mühe gelungen war, als Violonist in Konzerten mitzuwirken und selbst mit dem Vortrage auf der Violine, womit ich in Leipzig den ersten Preis errungen hatte, erntete ich nur wenig Beifall.“

So war ich denn doch verurteilt, von morgens bis abends Unterricht zu erteilen. Wissen Sie auch, Herr Oberst, was das heißt, seine schönen Träume begraben und Tag für Tag kleine Kinder, böswillige Knaben und verzogenen Mädchen, die mit Verachtung auf einen Musiker niedersehen, zu unterrichten? Ich mußte Melodien schreiben zu den unmöglichsten Gedichten bei Namenstags-Gelegenheiten usw. Ich war verpflichtet, halben Jbioten das ABC der Kunst einzutrichtern und Töchter, von reichen Bauern, die gewohnt waren, Kühe zu melken, und Butter zu schlagen, die Anfangsgründe auf dem Pianino zu lehren. Auf sogenannten Soireen mußte ich das Geträhe von eingebildeten jungen Damen begleiten und durch Klavierspielen einige Abwechslung in die Unterhaltung bringen.“

„So zum Beispiel bei Frau von Stochtern-Hoetema,“ unterbrach ihn der Oberst.

„Kennen Sie die Dame?“

„Ob ich die kenne,“ antwortete er lachend.

„In ihrem Hause gab es regelmäßigen Unterricht; für die anderen Dienste wurde ich besonders bezahlt. Die Frau behandelte mich mit der größten Verachtung. Häufig fertigte sie mich einfach auf dem Flur ab, und wenn das Quartal abgelaufen war, mußte ich demütig erdulden, daß mich der Hausknecht ausbezahlte. Kurz vor meiner Abreise nach Deutschland mußte ich wiederum zur Unterhaltung einer kleinen Abendgesellschaft der Frau von Stochtern beitragen. Nachdem ich ihre Tochter, die gut beanlagt ist, begleitet hatte, und die ganze Gesellschaft applaudierte, hörte ich die Gnädige zum Hausknecht sagen: „Johann, gib dem Musikmeister auch ein Glas Wein.“ Ich drohte zu erstickern vor Wut, doch das Ärgste war noch nicht überstanden. Sie hatte mich gebeten, eine Phantasie von Auber auf dem Klavier vorzutragen, mit der Absicht, ihren Freundinnen einen besonderen musikalischen Genuß zu bieten, obschon ich überzeugt war, daß nur ihr schlechter Geschmack diese Wahl getroffen hatte. Ich durfte auch nicht widersprechen, ich wurde ja bezahlt. Sobald ich beginnen wollte, setzten sich zwei ältere Damen mit einem Fächer bewaffnet in meine Nähe, damit ihnen nur kein Laut des ganzen Vortrages verloren ginge. Das Stück begann mit einem langweiligen Adagio. Kaum hatte ich einige Noten gespielt, als die Damen anfangen, mit den Fächern Takt zu schlagen und verständnisinnig mit den Köpfen zu nicken.“

Hoevermann fuhr in seiner Erzählung fort: „O, wie hübsch, wie schön!“ hörte ich dann und wann ausrufen. Das Stück ging über in ein schlaftriges Allegro. Ich bemerkte sehr gut, daß die Damen nicht mehr so aufmerksam zuhörten, sondern in ein Gespräch vertieft waren. Und als ich endlich nach einem gewaltigen Presto, wobei einem Hören und Sehen verging, unerwartet eine halbe Note Pause ein-

treten ließ, hörte man eine der Damen sehr laut sagen: „Ich fülle sie mit Kastanien.“ Sie waren während des Vortrages in ein Gespräch über häusliche Angelegenheiten geraten. Es entstand eine allgemeine Aufregung. Tief entriestet nahm ich meinen Hut und bat Frau von Slochtern, daß sie in Zukunft für ihre Freundinnen lieber eine Drehorgel kommen lassen sollte. Ich eilte ganz außer mir zur Tür hinaus mit dem festen Vorsatz, nie und nimmer dieses Haus zu betreten.“

Der Oberst stieß ein lautes Gelächter aus, welches von der ganzen Gesellschaft beantwortet wurde. „Nun begreife ich auch, warum sie gerne gesehen hätte, wenn hier alles kurz und klein geschlagen worden wäre,“ sagte er. „Fragen Sie nur Berta, was sie hier getan hat.“

„Franz,“ sagte Frau Hoevermann, während sie nochmals die Gläser füllte, „ich würde den Schluß ein anderes Mal erzählen, du mußt nicht vergessen, daß dir der Arzt in Düsseldorf vor allem äußerste Ruhe befohlen hat.“

„Ich bin ruhig, Maria, denn dies gehört in die Vergangenheit, und wirkt nur wenig auf mich. Es tut mir sogar gut, wenn ich einmal meinem Herzen Luft machen kann und der Beschützer unseres kleinen Fritz hat das erste Recht, alles zu vernehmen, was uns widerfahren ist. Sie müssen wissen, Herr Oberst,“ fuhr er fort, „daß einer meiner Kunstfreunde aus Leipzig mich in Düsseldorf zur Aufführung meiner mit dem ersten Preise gekrönten Ouvertüre empfohlen hatte. Ich wurde höflichst ersucht, mein Werk persönlich zu dirigieren. Außerdem sollte einen Tag nach dem betreffenden Konzert ein Wettstreit für Violinpieler stattfinden; wenn ich daran teilnehmen wollte, müßte ich mich so schnell wie möglich einschreiben. Daß ich gerne von dieser Gelegenheit Gebrauch machte, brauche ich Ihnen nicht zu versichern. Die Violine war mein Tröster gewesen im Kampfe des Lebens. Ich genoß zwar ein großes, häusliches Glück, aber als Künstler blieb ich ganz und gar unbefriedigt. Darum vertraute ich meine schwermütigen Gedanken, meine Demütigungen und Enttäuschungen, die ich täglich zu überwinden hatte, meinem lieben Instrumente an. Und wenn sich dann nach einiger Zeit mein Mißmut ausgetobt hatte, und neue Hoffnungen auf eine bessere Zukunft meine Brust besetzten, dann schienen die Saiten unter dem Druck meiner Finger in den phantastischsten Melodien zu jubeln und zu jauchzen, so daß mir meine liebe Frau häufig mit Tränen in den Augen um den Hals fiel, ausrufend: „Höre auf, Franz, höre auf, du brichst mir das Herz.“ Alle diese Herzensgüsse habe ich zu einem ganzen vereinigt. Und mit diesem Werke, betitelt „Fantasie burlesque“, — eine Art Hexensabbat — wollte ich am Wettstreite teilnehmen.“

Der Oberst dachte lächelnd an seine Haushälterin, die zitternd und bebend im Bette lag, glaubend, daß Hexen über die Saiten der Violine sprängen.

„Voll froher Hoffnung, doch nicht ohne Furcht vor dem Ausgang, trat ich die wichtige Reise an. Wir sprachen mit niemandem von dieser Angelegenheit. Denn wäre meine Reise erfolglos geblieben und hätte ich — enttäuscht zurückkehren müssen, so konnte dies, wenn es in der Stadt bekannt wurde, selbst meinem Rufe als Musikmeister schaden. Ich nahm ein paar Wochen Ferien unter dem Vorwande, meine Gesundheit, die in den letzten Monaten wirklich viel gelitten hatte, wieder herzustellen. Vor einiger Zeit hatte ich auch hier die Wohnung gekündigt, denn die unausstehliche Grobheit des reichen Väckers wurde mir unerträglich. Ich wußte auch noch nicht, ob ich in die Stadt zurückkehren sollte oder nicht. Bei meiner Ankunft in Düsseldorf waren die Herren in großer Verlegenheit. Der Musikdirektor war plötzlich gestorben und man wußte für den Augenblick niemanden, der ihn ersetzen konnte, zudem waren die Programme schon gedruckt und versandt. Als Hauptstück stand auf dem Programm eine Symphonie von Niels Gade. Wer konnte dieselbe würdig dirigieren? Als ich dies sah, kam ein verwegener Gedanke in mir auf. Gerade diese Symphonie war stets mein Lieblingsstück gewesen, ich konnte es beinahe auswendig; in meinem letzten Studienjahr habe ich es sogar unter Aufsicht meiner Lehrer dirigieren müssen. Ich stellte mich dem Komitee zur Verfügung und bat, mir kurze Zeit zu einigen kleinen Repetitionen zu lassen. Man betrachtete mich mit großen Augen, doch das Selbstvertrauen, mit dem ich meine Bitte vortrug, schien die Herren zu meinen Gunsten zu stimmen. Was ich fühlte, als ich mit dem Taktstabe in der Hand die Truppen anführte, kann ich nicht beschrei-

ben. Ich war meiner Sache sicher, und das kleine, aber sachverständige Auditorium war nach der letzten Probe mit meiner Leitung zufrieden.“

Mit dem Konzert erntete ich großen Erfolg und als meine preisgekrönte Ouvertüre, die den zweiten Teil eröffnete, gefühlvoll vorgetragen wurde, wollte das Jubeln kein Ende nehmen. Ich schwebte in den Wolken. Nur durch einige Worte benachrichtigte ich meine Frau von dem Vorfalle und bat zugleich um ein herzliches Gebet für den folgenden Tag, der über unsere Zukunft entscheiden mußte. Als ich an dem bewußten Tage meine Violine zur Hand nahm, um den Preis zu erringen, durchwühlte nochmals die schmerzlichsten Erinnerungen meine Seele, alles Leid alle Verachtung wurden jammern und klagen wiedergegeben; doch wenn ich wieder an das Glück des vergangenen Tages dachte und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft mir entgegenlag, da jauchzten und jubelten die Saiten, es war als ob die Funken sprühten, Funken des Feuers welches in mir glühte und ich glaubte, zu fühlen, daß Gott das Gebet meiner braven Frau erhöre. Nach beendigtem Vortrage fühlte ich mich müde und matt, nur die nervöse Spannung, wie die Sache ablaufen würde hielt mich aufrecht. Endlich erschien das Komitee und der Vorsitzende machte unter vielen Zeremonien, die mir endlos vorkamen bekannt, daß ich den Preis errungen hätte. Unter lautem Jubel und den herzlichsten Glückwünschen wurde ich gekrönt, man reichete mir den Ehrenpokal gefüllt mit perlendem Wein. Begeisterte Hochrufe alles dem armen Musikmeister zu Ehren schallten ununterbrochen durch den Saal. Kaum hatte sich der Beifallssturm etwas gelegt als einige Herren auf mich zutraten und mir im Namen des Komitees die Stelle des verstorbenen Musikdirektors anboten. Das war zu viel des Glücks. Ich fühlte keinen Boden mehr unter meinen Füßen, ich weiß nur noch, daß ich wonnetrunken vor Freude den Namen „Maria“ stammelte und —

Hoevermann schwieg plötzlich. Von Nüchtern übermannt schlug er die Hände vor das Gesicht.

„Still, Franz, still!“ sagte seine Frau vom Stuhle aufspringend ihren Arm um seinen Hals legend und seine Tränen trocknend. „Lasse die Erinnerungen ruhen sie könnten deinem nervösen Zustande schaden, verhalte dich ruhig und stärke dich durch ein Gläschen Wein. Ich werde das noch Fehlende ergänzen.“

„Gut, Maria,“ sagte er mit einem wehmütigen Lächeln. „aber sei nur unbesorgt, man stirbt nicht leicht vor Freude.“

Alle Anwesenden waren tief bewegt durch den unerwarteten Anblick. Selbst der rauhe Oberst wischte sich eine Träne aus dem Auge und der junge Offizier bemühte sich eifrig, seine Nachbarin, die Schwägerin, die fortwährend ihr Taschentuch mit Eau de Cologne besenchtete, durch teilnehmende, liebevolle Worte zu beschwichtigen. Nachdem sich die Gemüter beruhigt hatten, teilte Frau Hoevermann noch folgendes mit: ihr Mann war ohnmächtig zusammengesunken, und alle Mühe, ihn zum Bewußtsein zu bringen, blieb erfolglos. Sie wurde per Telegamm von dem Zustand ihres Mannes in Kenntnis gesetzt. Das war eine niederschmetternde Nachricht. Den ganzen Tag hatte sie in Furcht und Hoffen zugebracht. Vergebens hatte sie Zerstreuung im Klavierspielen gesucht, sie hatte viel und andächtig gebetet, und nun zerstörte diese unglückselige Depesche alle Hoffnung, vielleicht die ganze Zukunft, denn ihr Mann war unzweifelhaft vor Verdruß und Aerger erkrankt, oder gar schon tot. In ihrer Ratlosigkeit besaß sie doch noch so viel Geistesgegenwart, selbst ihrem treuen Dienstmädchen gegenüber zu schweigen. Wie würde man über den armen Musikmeister die Nase rümpfen, der es gewagt hatte, sich mit den größten Künstlern zu messen! Mit welcher Schadenfreude würde Frau von Slochtern mit ihren Freundinnen und noch so vielen anderen ihren armen Mann über die Schultern ansehen, wenn der unglückliche Verlauf des Wettstreites ruchbar würde! Darum vertraute sie auch nur Berta ihre Adresse nach Düsseldorf an — gegen das feste Versprechen, keinen Gebrauch davon zu machen. Nach einer schlaflosen Nacht verließ sie des Morgens sehr früh, halb wahnsinnig vor Angst, ihr Haus und ihr Kind, um mit dem ersten Zuge nach Deutschland abzureisen. Bei ihrer Ankunft in Düsseldorf vernahm sie, daß ihr Mann kurz nach der Versendung der Depesche das Bewußtsein wieder erlangt habe. Er fühlte sich wohl noch sehr müde, doch versicherten die Aerzte, daß sein Zustand nicht besorgnis-

erregend sei, sondern er nur dringend der Ruhe bedürfe. Die erste Begegnung zwischen den beiden Ehegatten war herzlich. Sie hatte so viel Angst ausgestanden und er wußte ihr so viel zu erzählen, von allem, was er erlebt hatte. Sein Befinden besserte sich zusehends und jetzt wurde beschlossen, zur völligen Herstellung seiner Gesundheit eine kleine Rheinreise zu machen, in Begleitung ihrer Schwester Rita, welche durch ein Telegramm davon benachrichtigt wurde.

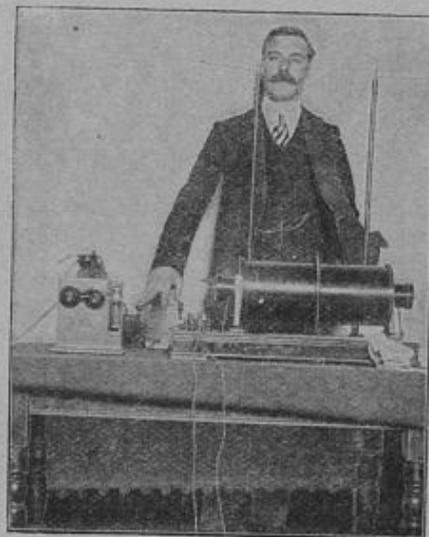
„Hätten wir von dem Vorgefallenen hier nur eine Ahnung gehabt, dann würden wir unmittelbar nach Hause geeilt sein. Ich zittere noch, wenn ich an die schrecklichen Ereignisse denke; wir werden nie vergessen, was wir dem Wohltäter unseres Kindes schuldig sind.“

„Keine Tränen, Maria,“ tröstete sie ihr Mann, „laß uns lieber anstoßen und unser Glas auf die Gesundheit des Herrn Obersten leeren. Wir können ihm unmöglich seine Wohltaten vergelten, doch wir wollen ihn wie einen Vater lieben. Es lebe der Beschützer unseres lieben Kindes!“

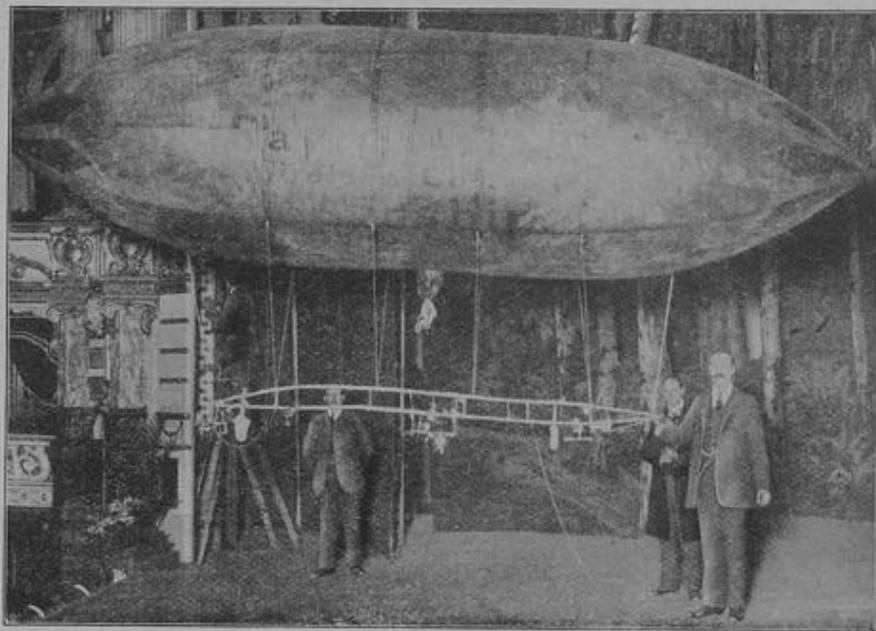
Der Oberst war tief bewegt, als er daran dachte, daß die Verleumder solch' achtungswerte Menschen nicht geschont hatten. „Wie die Leute zu dem unsinnigen Geschwätz kommen, mag der Teufel wissen,“ rief er aus, mit einem Glase in der Hand aufstehend. „Ich versichere Ihnen, wenn es ein Mittel gäbe, alle Lästerzungen unschädlich zu machen, ich würde nicht ruhen und rasten, bis alle zur Rechenschaft gezogen wären. Was ich getan habe, darf nicht überschätzt werden. Ich mußte zuerst von zwei alten Damen, man nennt sie die Betschwefelern, wachgerüttelt werden. Sie gaben den ersten Anlaß zu allem, was ich an Fräulein getan habe. Diesen braven Seelen wünsche ich ein Gläschen zu weihen unter der Bedingung, daß mich die ganze Familie morgen mit ihrem Besuche beehrt, um dann mit den eigentlichen Kettern ihres Kindes bekannt zu werden. Ich werde sie persönlich bitten und ich zweifle nicht daran, daß sie meiner Einladung folgen.“

Es wurde nun ein Glas getrunken auf die Gesundheit der Damen von der Frau.

„Dann werden wir morgen abend auch sicher etwas Mu-



Der Erfinder einer neuen Kriegswaffe:  
Der englische Ingenieur Raymond Phillips.



Eine neue Kriegswaffe:  
Ein unbemanntes, nur durch drahtlose Telegraphie dirigiertes Luftschiff.

fil zu hören bekommen,“ sagte der junge Offizier in fragendem Tone, sich zu seiner Nachbarin wendend.

„Gut,“ sagte der Oberst, „ich werde ein Piano kommen lassen.“ Aber Herr Hoevermann stellte seinen Flügel zur Verfügung, welcher doch in einigen Tagen verpackt und verschickt werden mußte.

Es schien, daß den Nachbarn des Oberhauses durch die Rückkehr des Musikmeisters und seiner Frau wieder neuer Stoff zum Reden gegeben wurde. Menschen, die sich sonst kaum begrüßten, standen nun lange Zeit in vertraulicher Unterhaltung, den scheuen Blick nach dem bekannten Oberhaus gerichtet, wo doch nichts zu sehen war als tief herabgelassene Gardinen, als ob erst kürzlich jemand gestorben wäre. Zuerst hatte man am vorigen Nachmittage den Offizier mit dem durchgebrannten Musikmeister und später den Obersten, pikaresk gekleidet, mit seinem Ritterorden auf der Brust, nach dem Oberhause gehen sehen.

Man wußte sehr gut, daß der alte Herr früher keine Bekanntschaft mit diesen Menschen gepflogen hatte, darum war es jetzt nach dem, was da in den letzten Tagen vorgefallen, um so auffallender. Selbst die neugierige Barbara, die sonst nicht verlegen war, alles auf ihre Art zu deuten und auszulegen, stand vor einem unlosbaren Rätsel. Zwar hatte sich ihre Meinung über die armen Kirnehleute seit gestern wesentlich gebessert, denn der Musikmeister hatte ihr seinen herzlichsten Dank nicht nur mit Worten ausgedrückt, sondern auch durch zwei blanke Reichstaler bewiesen. Als sie aber den hübschen Offizier und etwas später den alten Oberst, in Schwarz gekleidet, seine Brust mit verschiedenen Sternen geziert, in dem berühmtesten Hause ihren Besuch machen sah, fühlte sie sich einer Ohnmacht nahe und ließ sich entkräftet auf ihren Stuhl fallen.

„Das kann unmöglich ein gutes Ende nehmen,“ murmelte sie entsetzt, an die böse Hand, die auf dem Oberhause lastete, denkend. „Wie gern möchte ich den alten Obersten und seinen Sohn, den hübschen, jungen Leutnant, warnen, denn ich bin fest überzeugt, daß sie durch die Freundschaft mit Leuten, die sich dem Musikteufel überliefern haben, blindlings in ihr Unglück rennen.“ Aber die zwei blanken Taler, die so verlockend in ihrer Tasche klinkerten und die Aussicht auf zwei Goldstückchen, das neue Kleid und das schöne Trinkgeld, welches sie vom Offizier zu erwarten hatte, mahnten sie in ihrem eigenen Interesse zur Vorsicht, und sie beschloß, lieber alles in ihrem Herzen zu verschließen, als ihr Portemonnaie in Gefahr zu bringen. „Sollte einmal was geschehen, was nicht richtig ist,“ dachte sie, „kann ich noch immer Reißaus nehmen.“

So dachte sie auch des Abends spät, als der Oberst, aus dem unglückseligen Oberhause zurückkehrend, ihr mitteilte, daß er für den folgenden Abend von der Familie Hoevermann und wahrscheinlich auch von den Damen van der Pauw Besuch zu erwarten habe. Ueber das Souper wollte er den folgenden Morgen mit ihr sprechen, auch müßte sie frühzeitig mit der Arbeitsfrau den Salon in Ordnung bringen und für einen Flügel, der gebracht werden wird, genügenden Platz machen.

Barbara sah ihren Herrn stumm vor Verwunderung an, doch sie blieb gefast. Kein Wort kam über ihre Lippen, zumal sie sich erinnerte, daß die Damen van der Pauw sie besonders in Schutz genommen hatten. Vor Angst konnte sie nicht einschlagen, denn jetzt stand es bei ihr felsenfest, daß der Teufel des Oberhauses in allem die Hauptrolle spielte.

Barbara bemerkte wohl, wie am folgenden Morgen die Leute die Köpfe zusammenstreckten, doch verstand sie es, offen neugierigen Fragen geschickt auszuweichen. Selbst als sie mit der großen Kanne Milch holen wollte, hörte sie wohl den Milchbauer allerlei von den Bewohnern des Oberhauses erzählen, aber sie gab keine Antwort und schlug ihm die Türe vor der Nase zu. Lehnlich erging es jedem, der in dieser Angelegenheit von ihr Auskunft erhalten wollte.

\* \* \*

Die beiden Damen van der Pauw fanden sich ziemlich früh, in Schwarz gekleidet, wenn auch nicht nach der neuesten Mode, bei dem Obersten ein. Nachdem sie dort mit



Zur Aufstellung der Nolke-Büste in der Walhalla bei Regensburg (Bayern).

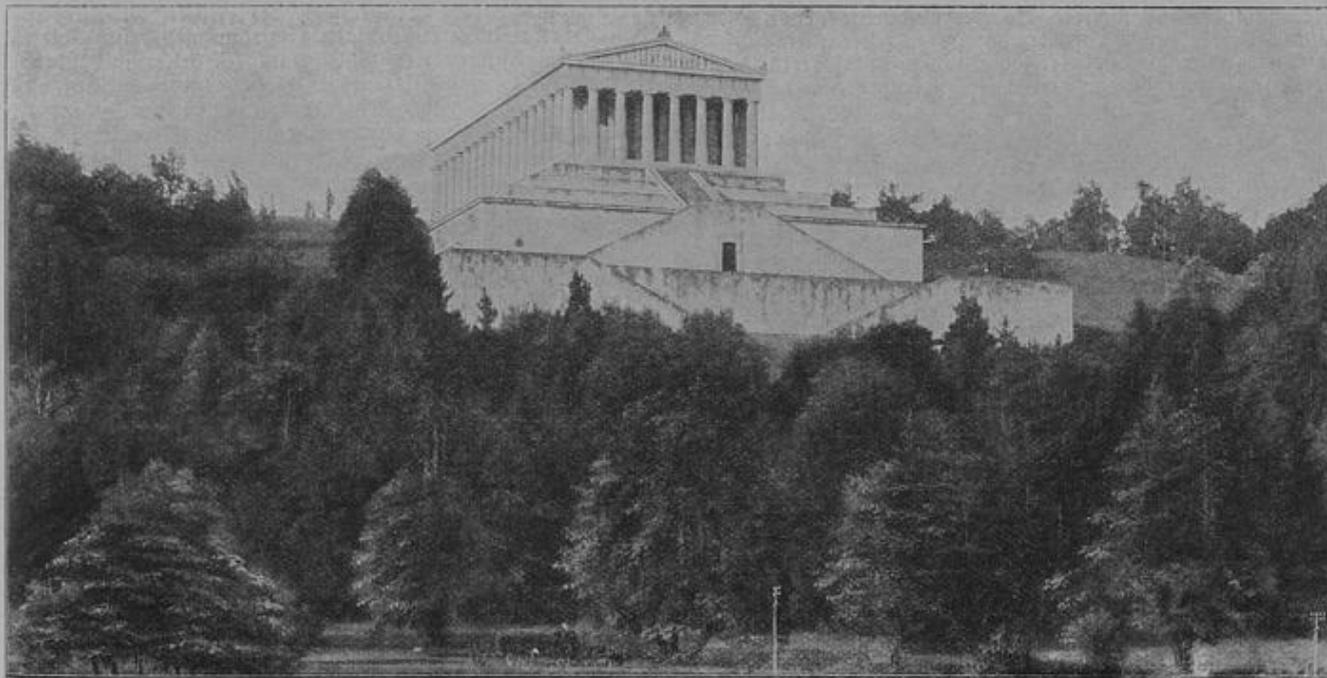
Hilfe Barbaras ihre Hüte und Mäntel abgelegt hatten, entnahm die Älteste einer Dose, die sie unter dem Arme trug, eine hübsche, schwarze Mütze, womit sie ihre grauen Haare bedeckte. Die jüngere blieb ohne Kopfsbedeckung. Ihr dünnes, blondes Haar war mit vieler Sorgfalt, als ob jedes Härchen ein Anrecht auf einen reservierten Platz hätte, zur Seite gestrichen.

Der Oberst empfing sie mit ausgefuchtester Freundlichkeit. Sein herzlicher Willkommgruß wurde durch viele Verbeugungen und Verneigungen und das Murmeln von einigen halbverständlichen Worten erwidert. Nachdem die Vorstellung des Offiziers unter neuen Knixen und Entschuldigungen beendet war und man gerade Platz nehmen wollte, wurde die Familie Hoevermann von dem eintretenden Diener gemeldet.

„Erlauben Sie, daß ich mich jetzt empfehle, meine Damen,“ sagte der Oberst, und ehe sein Sohn seine Absicht ahnen konnte, nahm er schnell eines der Bulettes und trat dann nach einigen Augenblicken mit Nita am Arm in den Salon, zum Aerger des jungen Offiziers, der jetzt gezwungen war, Frau Hoevermann seinen Arm zu reichen.

Nachdem die Damen gegenseitig vorgestellt waren, bot Frau Hoevermann mit Tränen der Rührung in der Augen ihre Gesichte an und bezeugte in gefühlvollen Worten ihre Dankbarkeit für die unschätzbaren Dienste, die sie ihrem Lieblinge erwiesen. „Nehmen Sie diese Kleinigkeit,“ so schloß sie, „und seien Sie überzeugt, daß wir Ihre Güte nie vergessen werden.“

Die beiden Jungfrauen waren anfangs sehr überrascht. Sie wagten die prachtvollen Gebetsbücher, auf deren Titel-



Zur Aufstellung der Nolke-Büste in der Walhalla bei Regensburg (Bayern): Die Walhalla.

blatt in zierlichen Buchstaben Dankesworte geschrieben waren, nicht anzunehmen. Was hatten sie denn Großes getan? — „Sie sind doch ohne Furcht während des großen Skandals in unsere Wohnung gegangen, um unser Kind zu beschützen!“ sagte Frau Hoevermann.

„Ach, wir werden ja immer von Polizeidienern begleitet,“ bemerkte Fräulein Mietje demütig. „Es ist wahr, wir hatten sehr viel Mitleid mit dem lieben Kinde und darum — Nein, wir haben nichts getan und auch nichts verdient, aber der Herr Oberst —“

„Da muß ich ganz entschieden widersprechen,“ fiel ihr der alte Herr in die Rede. „Ist es denn nicht wahr, daß ich zuerst durch Sie auf den Gedanken gebracht wurde, den kleinen Fritz, der in großer Gefahr schwebte, zu schützen? Ist es denn nicht wahr, daß sie mir Angebote gemacht haben, die —“

Er schwieg plötzlich, denn die ältere der beiden Damen erinnerte ihn durch ein Augenzwinkern an sein Versprechen, mit niemandem von dem Anerbieten der Banknoten zu sprechen.

„Leider darf ich mich nicht aussprechen, Frau Hoevermann,“ fuhr er etwas unzufrieden fort, „aber es kostet mir große Mühe, unverdient in Ihren Augen als großer Wohltäter zu gelten, während dieses Verdienst eher einigen Damen zutonnit, die, ohne sich an Verleumdungen und Ehrabschneidungen, die an der Tagesordnung sind, zu kehren, ihre Liebeswerke aus wahrer Nächstenliebe ganz in aller Stille verrichten.“

„Wollen wir nicht bunte Reihe machen, Papa?“ fragte der Offizier, Rita einen Stuhl anbietend, um in jedem Falle seinen Platz neben dem ihrigen zu erhalten.

Der Oberst sah seinen Sohn einen Augenblick schallhaft an und schien eine von den Bemerkungen auf den Lippen zu haben, die sein Sohn in Gesellschaft anderer nicht gern hörte, doch er schwieg und nickte nur zustimmend.

Das Gespräch drehte sich natürlich um die Ereignisse der letzten Tage. Es war leicht begreiflich, daß die beiden alten Damen mit Aufmerksamkeit den Mitteilungen betreffs der Ursache des plötzlichen Verschwindens des Ehepaares folgten, und daß die Mutter gerne die Lobpreisungen ihres lieben Kindes anhörte. Der Oberst war mit Herrn Hoevermann in eine längere Unterhaltung verwickelt über seinen alten Freund, den Obersten van Spranken und sein damaliges Soldatenleben, während der junge Offizier mit seiner Nachbarin ein sogenanntes Rheinalbum durchblätterte, und nach den Ueberraschungs-Ausrufen der jungen Dame zu urteilen, schienen durch die photographischen Ansichten sehr unangenehme Erinnerungen wachgerufen zu werden. „O ja,“ — „Das war ein herrlicher Abend,“ — „Ein Glück, daß Sie die Bügel des Fels festhielten, sonst wäre ich unfehlbar gestürzt,“ — „Wer soll bei der Lorelei auch nicht gut bei Stimme sein,“ — „Das war ein reizendes Plätzchen,“ so ging es unaufhörlich weiter. Es herrschte eine gemütliche Stimmung. Der junge Offizier war gegen jeden gleich höflich und liebenswürdig, ein echter Sohn seines Vaters, der es verstand, sich in der großen Welt zu bewegen.

Schluß folgt.

## Die Flut.

Skizze von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

Auf Schloß Kappelhof wurde ein frohes Fest gefeiert. Alle, die im engeren und weiteren Umkreise von Kappelhof zur „großen Welt“ zählten, nahmen daran teil. Ein großes Werk fand an diesem Tage seine Krönung: die roten industriellen Werke des Barons Kappel wurden heute eingeweiht. Fürwahr, der Baron hatte allen Grund zu freudigem Stolz. Sümpfe und Moräste waren verschwunden. Wo früher verkrüppelte Föhren ein kümmerliches Dasein gefrisst hatten, da rauchten jetzt die Essen, raffelten die Maschinen, schafften Tausende fleißiger Menschen neue Werte.

Ja, er war stolz auf sein Werk.

Aber auch dankbar! Dankbar gegen den einen, dessen tatkräftige Hand zielbewußt jedwedes Hindernis aus dem Wege geräumt, der in Stunden des Mißerfolges mit aufleuchtenden Augen in eine große Zukunft gewiesen, der keine Müdigkeit und kein Erschlaffen zu kennen schien. Ihm war er dankbar. Die Augen des Barons wanderten durch den großen Festsaal; sie suchten seinen jungen Mitkämpfer

und Teilhaber, Erich von Schallstedt. Doch die Pflichten des Hausherrn ließen ihn nicht lange rasten, bald hatte er Schallstedt aus den Augen verloren.

Der stand an einem der Pfeiler des Saales und blickte gelassen in das Wogen und Treiben festfroher Menschen. Wie lange hatte er nicht mehr an einem derartigen Feste teilgenommen! Die Arbeit war sein Ideal. Aber es gibt Stunden, wo der Alltag versinkt, wo die Sehnsucht nach Güte und Liebe, nach Glück alles andere verdrängt. Und ein solches Gefühl erfüllte heute sein Herz. Dort tanzte Hilde Kappel, seines Freundes Tochter, und er folgte jeder Bewegung ihrer eleganten Gestalt mit womöglichem Behagen. Er blickt in ihr vornehm-schönes Gesicht, und ihn überkommt das heiße Verlangen, Hilde sein eigen nennen zu dürfen. Da bahnt er sich einen Weg zu ihr, und bald tanzten sie zusammen. Aber sie sah schon an ihm vorüber, denn in ihr war etwas, das kämpfte gegen Weichheit und beglückendes Sichanschmiegen. Erich schien das nicht zu merken. Als er sie zu ihrem Platz zurückführte, flüsterte er ihr zu: „Hilde!“ Sonst nichts. Da kam es wie Erichreden über sie. Noch einmal bäumt sich das stolze Gefühl, die Freude an der Freiheit, in ihr auf. „Noch nicht!“ sagte sie — mehr für sich als für ihn. Doch Erich verstand dieses „Noch nicht.“ wie er dieses stolze Herz, das sich gegen Liebe und Glück sträubt ganz versteht. Seine und ihre Stunde mußte kommen; die Liebe konnte nicht mehr sterben, das wußte er. Und jetzt drängte es ihn fort von hier. Mit den Augen nahm er Abschied von Hilde; sie blickte ihm bestürzt nach. Lähmende Angst packte sie: „Ich habe ihn von mir gestoßen, und nie kehrt er wieder, denn er ist zu stolz, als daß er um Liebe bettelt.“ So gellte es in ihrer Seele, und alle Lust und Freude deutete ihr eine Farce zu sein. Unbemerkt eilte Hilde fort, in ihr Zimmer. Dort suchte sie das rebellische Herz zum Schweigen zu bringen.

Die Fabriken waren schon lange im Betrieb. An den Ufern des Flusses war in kurzer Zeit eine freundliche Arbeiterkolonie entstanden. Ein gewaltiger Deich schützte die Kolonie vor Hochwasser. Es hatte den Anschein, als wollte der ungebärdige Gebirgsfluß gleich im ersten Jahre die Stärke dieses Volkwerkes erproben. Mit Andruch des Herbstes setzte nämlich ein schreckliches Unwetter ein. In Strömen goß der Regen vom Himmel. Bald war die kleinste Pfüge überschwemmt, Wiesen und Felder standen unter Wasser. Von Tag zu Tag wuchs die Flut. Baron Kappel unternahm mit seinem getreuen Freunde und Mitarbeiter Erich von Schallstedt einen Besichtigungsritt. Die Arbeiterkolonie war bedroht. Von hier aus würde sich das Wasser durch die breite Talmulde nach Bichlau ergießen. Und dann Gnade Gott! Denn die alten Hütten des Dorfes konnten unmöglich dem Andrängen der Fluten widerstehen. Schallstedt traf die notwendigen Anordnungen, um diese Katastrophe abzuwenden. Bald waren Arbeiter am Platz; Erich gab ihnen vom Pferde herab seine Anweisungen. Er schien sich um den Regen nicht im geringsten zu kümmern. Sein Beispiel wirkte ermunternd auf die Arbeiter. Die Angst um ihren Besitz spornte sie zu größtem Fleiße an.

Der Abend kam. An Ruhe war nicht zu denken. Erich ordnete an, daß abwechselnd gearbeitet werden sollte; dann ritt er fort, denn jedes Glied seines Körpers schien erstarrt. Von fern her klang das Murmeln und Branden und Brausen der steigenden Flut. Noch immer fiel der Regen klatschend zur Erde. Am Rande des Horizonts standen die Wolken starr und unheilrohend. Wie gemauert.

Und dann kam die Nacht mit ihren Schrecken. Langsam, Zoll um Zoll, breitete sich das Wasser aus. Jetzt drängte und schob sich die Flut nach dem Bahndamm hin. Wird er halten? Hilf, Himmel, daß er's tut, sonst ist die Arbeit des gestrigen Tages vergebens. Und das Wasser schlägt ruhig und gleichmäßig an den Damm. Gierig und unaufhaltsam bröckelt es hier ein Stückchen, dort ein Stückchen los. Der Damm ist fest. Er ist ein starkes Volkwerk. Doch auch das Wasser ist stark. Es spült und spült, bröckelt los — hier und dort — langsam, aber sicher.

Die Nacht will nicht enden. Unheimliches Heulen und Toben des Sturmes, der plötzlich erwacht ist. Nun ist der Eisenbahndamm durchbrochen. Unaufhaltsam nehmen die Wellen ihren Weg durch die Bresche. Ueber ihr hängen die Eisenbahngleise scheinbar in der Luft.

Baron Kappel war auf Schallstedts Wunsch im Schlosse geblieben. Hilde eilte in fieberhafter Erregung auf und ab. Ihr Herz zog sich zusammen in Weh und Angst. Um ihn! Nur um ihn! Seit jenem Fest wußte sie, daß sie Erich liebte. Wie sehr sie ihn liebt, das weiß sie erst heute, wo sie ihn in Gefahr weiß. Alle erzählten von Erichs Heldennut. Und wenn auch ihr Herz im ersten Augenblicke in freudigem Stolz aufjubelte, bald kam die Angst, namenlose, verzehrende Angst. Wenn sie doch ein Recht hätte, an seiner Seite zu stehen! Nichts sollte ihr zu schwer sein.

Zimmer noch wanderte sie auf und ab. Der Vater stand am Fenster und hielt Ausschau nach der Morgendämmerung. Dort, am fernem Horizont, lichtete es sich ein wenig.

Auf dem Flur klapperten Schritte. Hastig wurde die Tür geöffnet. Der alte Kutscher stürmte ins Zimmer. Er hatte in Wiclau seine Tochter besucht, die dort verheiratet war. In der Tür rief er leuchtend: „Herr von Schallstedt ist —“

Hilde beugte sich schreckensbleich vor. „— tot!“ gestellte sie und hielt sich an einem Sessel fest.

„Das weiß ich nicht,“ sagte der Kutscher, „aber er stand neben einem einstürzenden Hause und ist von einem Balken getroffen worden.“

Da rief Hilde: „Ein Pferd, — zwei Pferde, rasch, satteln! Papa, du mußt mit. Zu ihm!“

Sie lief — wie sie ging und stand — dem Kutscher nach, und auch Baron Kappel eilte fort, denn die Schreckensbotschaft hatte auch ihn erschüttert. Der Baron sattelte selbst sein Pferd. Der Kutscher half Hilde und berichtete, sie hätten Herrn von Schallstedt zur nächsten Fabrik gebracht. Die lag von Schloß Kappelhof etwa zwei Kilometer entfernt.

„Vorwärts, vorwärts!“ drängte Hilde.

Der Kutscher half ihr in den Sattel, und sie sprengte hinaus in das Dunkel des werdenden Morgens.

Der Sturm warf sich ihr entgegen, sie achtete nicht auf ihn, nicht auf den Regen. „Nur vorwärts!“ leuchtete sie. Ihr Haar löste sich und flatterte wie eine Mähne um sie her, und dicht neben ihr galoppierte der Vater. Er rief ihr etwas zu; aber der Sturm verschlang alles. Nur ihr „vorwärts!“ trug er fort.

Schon kamen die Fabriken näher. Lichter schimmerten durch das Dunkel. Alle Fenster der Fabrik sind erleuchtet. Da endlich sind sie am Ziel. Baron Kappel springt aus dem Sattel, um seiner Tochter zu helfen. Sie ist schon längst vom Pferde und hastet ins Haus. Instinktiv öffnet sie eine Tür. Wie erstarrt — erstarrt vor freudigem Schreck — bleibt sie stehen, denn vor ihr sitzt Erich von Schallstedt und schüttelt sich wie ein begossener Pudel. Er hat ihr den Rücken gekehrt. Hastig wendet er sich um. Da sieht er Hilde. Sie hat nicht Zeit, ihn länger zu betrachten. Er lebt, das ist genug. Und nun löst sich der gewaltige Druck, die Spannung der letzten halben Stunde. Hilde wankt, alles kreist mit ihr, um sie. Doch sie zwingt die Schwäche nieder. „Erich, Erich!“ ruft sie unter Lachen und Weinen. Der schlingt seine Arme um ihren Körper, als müßte er ihrer Schwäche zu Hilfe kommen, und hält sie zärtlich fest. Er vergißt, daß er durch und durch naß ist, daß Wasser und Blut ihm über das Gesicht rinnen. Nichts denkt er, nur das eine: Sie ist mein!

Baron Kappel, der die Pferde einem Arbeiter übergeben hatte und selbst für ihre Unterkunft sorgte, trat eben ein, als Erich von Schallstedt seine Tochter küßte. Erstaunt blieb er stehen. Aber schließlich überwog doch die Freude das Erstaunen, ein Lieblingswunsch ging ihm heute in Erfüllung, und er sagte mit Freude Ja und Amen.

Dann bestellte der Baron einen Wagen. Bis dieser eintraf, machte man sich's so bequem wie möglich. Erich von Schallstedt mußte erzählen, was er zuletzt erlebt hatte. Er zierte sich nicht lange:

„Mit Dr. Sober — das war der Ortsarzt — stand ich im Schutze eines Hauses, das uns ganz sicher zu sein schien, weil das Wasser gerade nach der entgegengesetzten Seite den stärksten Druck ausübte. Natürlich waren wir bis über die Knie im Wasser; aber gegen die Feuchtigkeit war man allmählich unempfindlich geworden. Ich verließ meinen Posten nicht, denn die Leute hatten total den Kopf verloren. Mit einem Male merkte ich, daß das Wasser stärker drückte. Es hatte jedenfalls Zutritt erhalten. In diesem Augenblicke brach auch das Haus zusammen, und ich wurde zu Boden geworfen. Das Wasser schlug über mir zusam-

men. Im Fallen aber ergriff Dr. Sober meinen Arm, und auf diese Weise kam ich gnädig davon. Dieser Schmiß wird mir wohl als Andenken an diese Schreckensnacht bleiben,“ er wies auf eine Schramme, die bis dahin von dem nassen Haar verborgen war. Dann lächelte er und fuhr fort: „Das heißt, das einzige unangenehme Andenken!“

„Na, es ist schon gut!“ unterbrach ihn Baron Kappel, „den Rest des Liedes kann ich mir schon denken. Unter eigentümlicheren Verhältnissen ist wohl kaum eine Verlobung gefeiert worden.“

Doch aus den Augen des jungen Paares strahlte höchstes Glück. Und noch nach vielen Jahren gedachten sie der Flut, durch die sich ihre Herzen fanden zum Lebensbund.



### Nützliches fürs Haus.



**Fischrotetten zu Spinat, Erbsen, Blumentohl, Sauerkraut usw.** Die Ueberreste jedes beliebigen Fisches werden von Haut und Gräten befreit und fein gewiegt. Dann quirlt man drei Eßlöffel Mehl in einer Obertasse Wasser glatt, fügt 6 Eigelb, 60 Gr. Butter, den Saft einer Zitrone, einen halben Teelöffel Bouillon, Salz und etwas weißen Pfeffer hinzu und rührt daraus auf gelindem Feuer eine dicke Sauce, streicht sie durch ein Haarsieb und vermischt den Fisch damit. Die Masse wird auf eine flache mehlbestreute Schüssel gestrichen, nach dem Erkalten abgestochen, zu kleinen Krollchen geformt und in Schmelzbutter goldbraun gebacken.

**Ohsenmaulsalat.** Das Maul wird mehrere Male in warmem Wasser gewaschen und in Salzwasser so lange gekocht, bis die Knochen sich lösen, dann, so lange es noch warm ist, ausgebeint; kalt geworden, in feine Streifen geschnitten, in einen Steintopf gelegt, Essig darüber gegossen und zugebunden an einen kalten Ort gestellt, wo es lange aufgehoben werden kann. Beim Gebrauch mengt man das Fleisch mit einer Sauce von feingehackten Zwiebeln, Del, Pfeffer, Senf, Salz und etwas Essig.

**Apfelsinen-Pudding.** In eine Kasserole bringt man 200 Gramm Mehl und 70 Gramm Zucker dazu, und ebenso nach und nach dreiviertel Liter kochende Milch, was man solange über dem Feuer langsam unrührt, bis sich der Brei von der Kasserole ablöst, worauf man den Saft von vier Apfelsinen durch ein Sieb hindrückt und das Ganze noch einige Minuten kochen und dann auskühlen läßt. Auf 200 Gramm Zucker reibt man vorher die Schale der vier Apfelsinen ab, stößt den Zucker, und schlägt ihn mit neun Eidottern und zwei ganzen Eiern zu Schaum, mischt dies nebst etwas Salz und Zimt samt dem Schnee der neun Eiweiße zu dem Teig, tut ihn in eine butterbestrichene und mit Zwieback ausgestreute Form und kocht ihn zwei Stunden in Wasser, worauf man ihn stürzt und mit Weinsauce serviert.

— Am besten reinigt man die Zähne nach jeder Mahlzeit, indem man dieselben nicht bloß in horizontaler, sondern auch in vertikaler Richtung von den Zahnwurzeln ausbürstet und zwar nicht mit einer harten, sondern milden Bürste. Die oberen Zähne werden dabei von oben nach unten, die unteren von unten nach oben ausgeputzt. Das bloße horizontale Bürsten würde eine Reinigung nur teilweise erzielen, denn die zwischen den Zähnen befindlichen Speiseteilchen würden von den Borsten der Bürste nicht erreicht werden. Dieses kann nur geschehen, wenn die Borsten von unten in die Lücken der Zähne dringen und sie dann in denselben hochgezogen werden, also in vertikaler Richtung. Sollten aber trotzdem noch Teilchen von Fleisch usw. so feststehen, daß sie von der Bürste nicht erreicht werden, so kann man mit einem dünnen, zugespitzten Hölzchen, resp. Zahnstocher nachhelfen.

— Mittel gegen Kopfschuppen. Kopfschuppen auch Schinnen genannt, werden beseitigt durch Einreibung des Kopfes mit einer Salbe, zubereitet aus zwei Eiern und dem Saft einer Zitrone, worauf dann mit lauwarmem Wasser nachgewaschen wird.

— Mundwinkel-Ausschlag. Man wasche die Mundwinkel zum öfteren mit kaltem Wasser und bestreiche sie mit Kakao-butter. Ausgeschlagene Mundwinkel heilen auch von selbst, nur hüte man sich, sie mit der Zunge zu berühren, oder mit Speichel zu befeuchten.



Unsere Bilder.



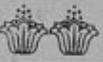
— Zum Aufstand Albanien gegen die Türkei: Türkische Truppen besetzen eine von den Albanesen geräumte Stadt. (Seite 185.) Albanien ist eine an der Grenze Griechenlands gelegene türkische Provinz mit 1½ Millionen Einwohnern. Seit ihrer bereits im 15. Jahrhundert erfolgten Unterjochung durch die Türken kämpfen die Albanesen fast ununterbrochen um die Wiedererlangung ihrer Selbständigkeit. Blutige Aufstände sind regelmäßig wiederkehrende Erscheinungen.

— Eine neue Kriegswaffe: Ein unbemanntes, nur durch drahtlose Telegraphie dirigiertes Luftschiff. (Seite 188.) Der englische Ingenieur Raymond Phillips hat ein Luftschiffmodell konstruiert, zu dessen Steuerung lediglich ein Druck auf einen funktentelegraphischen Apparat genügt. Ein zweiter Druck öffnet einen an dem Luftschiff hängenden Kasten, dessen Inhalt im Falle eines Krieges aus Sprengstoffen bestehen und die verheerendsten Wirkungen ausüben würde.

— Der Erfinder einer neuen Kriegswaffe: Der englische Ingenieur Raymond Phillips, der ein durch drahtlose Telegraphie lenkbares Luftschiff konstruiert hat, das im Kriegsfall zu einer furchtbaren Waffe werden kann. (Siehe Seite 188.)

— Zur Aufstellung der Moltke-Büste in der Walhalla bei Regensburg (Bayern): Die Walhalla. (Seite 189.) Die Walhalla, ein dem Parthenon auf der Akropolis zu Athen nachgebildeter Tempel in dorischen Stil, ist eins der schönsten und großartigsten Bauwerke des kunstsinnigen Königs Ludwig I. von Bayern. Der Grundstein wurde am 18. Oktober 1830 gelegt, und zwölf Jahre später, am 18. Oktober 1842, stand der Bau vollendet da. Damals, inmitten der Gesandten der deutschen Fürsten und einer zahlreichen Volksmenge, sprach König Ludwig I. die denkwürdigen prophetischen Worte: „Möchte Walhalla förderlich sein der Erstarkung und Vermehrung deutschen Sinnes! Möchten alle Deutschen, welchen Stammes sie auch seien, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das sie stolz sein können; und jeder trage bei, soviel er vermag, zu dessen Verherrlichung!“ Die Walhalla, zu der 358 Stufen emporführen, ist ganz aus Marmor erbaut. Der auf einem Unterbau von 30 Metern stehende Tempel ist 75 Meter lang, 35 Meter breit und 24 Meter hoch und erforderte einen Kostenaufwand von mehr als 20 Millionen Mark.

— Zur Aufstellung der Moltke-Büste in der Walhalla bei Regensburg. Zwei Stunden östlich der alten deutschen Reichsstadt Regensburg in Bayern erhebt sich auf einem 96 Meter hohen Hügel die Walhalla, die bestimmt ist, die Büsten berühmter deutscher Männer und Frauen aus allen Jahrhunderten aufzunehmen. Die Büste des verstorbenen Generalfeldmarschalls Moltke ist die 104., die jetzt dort Aufstellung gefunden hat. An den oberen Wandflächen der Halle prangen in vergoldeter Erzschrift die Namen von 63 deutschen Männern, von denen ein Biis nicht mehr aufzufinden war.



Zur Unterhaltung.



— Mißverstanden. Sonntagsreiter: Es ist doch etwas Herrliches um so einen Spaziergang im Freien. Diese lachenden Auen . . . — Schwerhöriger: Wer hat gelacht?

— Entschuldigung. Richter: „Sie haben den Kläger wiederholt mit Ohrfeigen traktiert! . . . Was können Sie zu Ihrer Entschuldigung vorbringen?“ — Angeklagter: „Ja, schauen S', Gnaden, Herr Richter, der Kerl muß aber auch schon überall seinen Kopf haben, wo ich meine Hand hab'!“

— Gemüthlich. Schaffner (zum Passagier): „Warum zogen Sie die Kotleine?“ — Passagier: „Ach, Herrjeses, ich sah Sie nämlich am Bahndamm so ä reizendes Pflänzchen stehen, und das wollt' ich mir holen!“

— Verteidigung. Frau (einen Brief in der Hand, weinend): „So treibst Du's und bedenkst nicht, daß Du mir ewige Liebe und Treue geschworen hast!“ — Er: „Aber, Frau, das ist aber auch schon eine Ewigkeit her!“



Rätsellecke.



Begierbild.



Guten Morgen, lieber Freund, hier bringe ich dir auch den dritten Mann zum Aat.

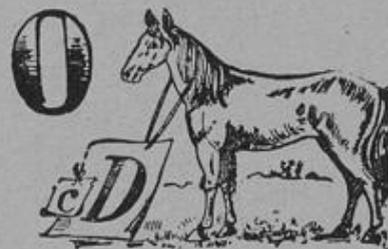
Rätsel.

Ohne Füße soll ich gehen,  
Soll dabei nicht stille stehen.  
Ohne Finger soll ich zeigen,  
Wie sich alle Tage neigen,  
Ohne Rute soll ich schlagen  
Und die Faulen immer plagen.

Charade.

Das erste ist der ärgste Feind der Schiffe  
Und birgt oft tödliches Verderben,  
Liegt es um unbekannte Felsenriffe,  
Muß manch' ein braver Seemann sterben.  
Das zweite dient zur Wehr und Pflanz  
Dem Böcklein wie dem wilden Stier.  
Beides zusammen wendet man  
Beim ersten oft als Warnung an.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Diamant-Rätsel: R. Rom, Tasso, Solanio, Hellenbrunn, Rosa Bonheur, Armenhaus, Wilhelm, Arena, Gut, R.

Sinn-Rätsel: Gericht.

Dreißilbige Charade: Schafgarbe.

Rebus: Angesehene Firma.



## Es war nur ein Musikmeister.

Von H. A. Bannig.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Die Dämmerung war angebrochen, Barbara, durch die Schelle herbeigerufen, kam, um den Teetisch abzuräumen. Das Gaslicht und die Herzen des prachtvollen Flügels wurden angezündet und, nachdem man ein Glas Wein getrunken, lud der alte Oberst seine Gäste ein, etwas Musik vorzutragen.

Hoevermann hatte natürlich seine Violine und seine Noten nicht vergessen. Er war noch ungeschlüssig, was er spielen sollte, als die Bemerkung fiel, daß die Damen von der Frau wohl am liebsten Gesang hörten.

„Gut,“ sagte seine Frau, „dann will ich am liebsten mit „Erlkönig“ den Anfang nehmen. Diese Ballade habe ich in den letzten Tagen vor meiner Abreise so oft mit wehmütigem Herzen gesungen, dadurch werde ich am meisten an Gottes Güte und Vorsehung erinnert.“

Hoevermann nahm vor dem Piano Platz und nach einer kurzen Einleitung hörte man eine schöne, sympathische Stimme singen:

Wer reitet so spät durch  
Nacht und Wind?  
Es ist der Vater mit  
seinem Kind.  
Er hat den Knaben wohl  
in dem Arm.  
Er faßt ihn sicher, er hält  
ihn warm.

Der ängstliche Knabe verbirgt sein Gesicht in seines Vaters Gewand. Als nun der Vater die Ursache seiner Furcht wissen will, fragt der Knabe, ob er denn nicht den Erlkönig mit Krone und Schweif sähe. Doch der Vater sucht ihn mit der Bemerkung zu beruhigen, daß das nur Nebelbilder seien.

Nun beginnt der Erlkönig mit verlockender, lebender Stimme:

Du liebes Kind, komm, geh' mit mir,  
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir.

Er sucht ihn durch Anspielungen auf schöne Strandblumen und goldene Gewänder, die seine Mutter in Besitz hat, zu verlocken, aber das Kind bittet erschreckt seinen Vater um Hilfe, der es mit den Worten tröstet, daß der Wind durch die Bäume rausche. Der Erlkönig fährt fort zu schmeicheln, das Kind stöhnt und klagt und der Vater sucht es zu trösten. Endlich braucht der Erlkönig Gewalt und der Knabe jammert und schreit zuletzt:

Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an,  
Erlkönig hat mir ein Leid getan.

Der Vater, erschreckt nach Hause eilend, fand bei seiner Heimkehr seinen Sohn tot in seinen Armen.

Als Frau Hoevermann geendigt hatte, war sie bleich vor

Aufregung, unzweifelhaft hatte sie dieselbe Angst in Gedanken für ihr liebes Kind durchlebt. Lauter Beifall lohnte der begeisterten Sängerin.

„War das nicht schön?“ fragte der Oberst, sich an Fräulein Traudchen wendend.

„Jawohl, Herr Oberst, und jedenfalls auch sehr künstlerisch, aber, wie Sie wissen, wir sind nicht musikalisch und zudem verstehen wir auch die Worte nicht.“

In der Küche hatte die Ballade einen ganz anderen Eindruck hervorgerufen. Als Barbara die Worte „Mein Vater, mein Vater!“ singen hörte, rief sie, die Hände vor das Gesicht schlagend, bestürzt aus:

„Großer Gott, da bekommt sie es wieder!“

„Was bekommt sie wieder?“ fragte ihre Kollegin, die Arbeitsfrau, zu Tode erschrocken ein belegtes Butterbrot fallen lassend.

Die Haushälterin gab keine Antwort, sie saß zitternd und bebend auf ihrem Stuhl und wagte nicht, die Hände vom Gesichte zu entfernen. Und als der kleine Knabe in seiner Todes-



Die Einladung. Nach dem Bilde von A. Fröschl.

angst zum letzten Male herzzerreißender als je, „Mein Vater, mein Vater!“ schrie, da sprang sie auf und schrie beinahe ebenso laut: „Was will sie denn von ihrem Vater! Muß sie nochmals dasselbe Glend auf ihr Haus heraufbeschwören, soll auch hier der Teufel die Oberhand gewinnen?“

„Was fehlt Ihnen denn, Barbara?“ fragte die Arbeitsfrau, „Sängerinnen schreien alle so laut. Sie machen oft einen Spektakel und einen Lärm, daß man glaubt, sie wären nicht mehr bei Verstand, und wenn nachher alles abgelaufen ist, dann sprechen und lachen sie, als ob nichts vorgefallen wäre, das habe ich zu oft, wenn ich in Musikalen bedienen mußte, beobachtet. — Deshalb machen Sie sich wegen der Frau keine unnötige Sorge, es wird alles gut enden. Hören Sie nur, wie die Anwesenden in die Hände klatschen!“

„Ja, ich höre und begreife sehr gut, was vorgeht. Sie kommen von dem verwünschten Opernhaus, wo so viele Menschen, unter anderen auch mein Freier, von dem Teufel ins Unglück gebracht worden sind. Der Himmel weiß, welches Verhängnis uns bedroht, aber sicher ist, ich bin kein halber Mensch mehr, das Haus fällt mir auf den Kopf. Wieber Himmel, sie sangen wieder von neuem an, ich verfiere Ihnen, das kann kein gutes Ende nehmen.“

Es wurde wirklich wieder Musik gemacht. Rita, die deutlich die Antwort des Fräulein Traudchen gehört hatte, flüsterte ihrem Schwager zu, daß die alten Damen diese Musik und auch die Worte nicht verstanden.

„Was sollen wir denn vortragen, ich habe keine holländischen Lieder bei mir,“ antwortete er, seine Schulter ziehend.

„Was denkst du von dem „Ave Maria“ Gounods, das werden sie besser verstehen.“

Hoevermann, der gewohnt war, nur mit klassischen Sachen die Herzen zu rühren, erklärte, daß er dieses Notenblatt nicht besäße.

„Das tut nichts, ich kann es auswendig,“ antwortete sie. Einige Minuten später erschallte eine prachtvolle, glöckereine Altstimme durch den Saal.

„Ave, ave Maria!“ so klang es gefühlvoll.

„Ja, die Sprache verstanden die alten Damen besser. Sie tauschten andächtig mit gefalteten Händen und verkündeten Geschieden. Die Worte des uralten Gebetes, worin Maria als die Geseignete unter den Frauen gepriesen und verherrlicht wurde, drangen tief in ihre Herzen. Jedesmal, wenn der süße Name genannt wurde, der so schmelzend über die Lippen der Sängerin flutete, beugten sie tief das Haupt. Wie in Verzückung schlossen sie die Augen, als Rita mit ihrer vollen klangreichen Stimme mit den Worten endigte: „Ora pro nobis peccatoribus.“ So etwas hatten sie noch nie gehört. Durch den alten Oberst, der seinen Enthusiasmus durch lautes Bravorufen und Händeklatschen kundgab, wurden sie wieder in die raube Wirklichkeit versetzt.

Der junge Offizier teilte nicht den lauten Beifall seines Vaters. Das Lied hatte ihn zum Nachdenken gestimmt. Nur eine von inniger Gottesfurcht erfüllte Natur konnte dieses Lied so gefühlvoll vortragen. Nach Beendigung des Liedes geleitete er die Sängerin unter bewundernden Worten zu ihrem Plage zurück.

„Das war herrlich, nicht wahr?“ sagte er im Vorbeigehen zu den Damen von der Pauw, als er noch einige Flaschen Wein holte.

„Ach,“ sagte Mietze, die sonst nicht gewohnt war, Reden zu halten, „ich hatte gedacht, nur Engel im Himmel könnten so schön singen.“

„Ja, es war engelhaft,“ sagte der Oberst, seinen Sohn ansehend, „aber es sind auch noch Engel auf der Erde zu finden, nicht wahr, Fritz? Gesiel dir dieses Lied ebenso gut wie das von der Lorelei?“

Der Offizier schien es für klüger zu halten, keine Antwort zu geben, um anderen Anspielungen vorzubeugen. Er nahm seinen alten Platz neben der reizenden, talentvollen Sängerin wieder ein, unterdessen Frau Hoevermann auf Bitten des Gastherrn allerlei Gebäck präsentierte, und der alte Herr die Gläser füllte.

Daß fast der ganze Abend mit Musikvorträgen ausgefüllt wurde, ist leicht erklärlich. Denn ein echter Musiker ist stets mit Freunden bereit, der Frau Musika große Opfer zu bringen.

Herr Hoevermann hatte auf besondere Bitte des Obersten, der ungestüm verlangte, seine preisgekrönte Komposition zu hören, die Violine mitgebracht. Es ist uns aus dem Munde des Musikmeisters bekannt, unter welchen Umständen dieses Kunstwerk entstanden ist und mit welchen Gefühlen er es in Düsseldorf zum Vortrag gebracht hatte. Alle Anwesenden

wurden von der Macht der Musik überwältigt. Der Schmerz, die Verachtung und der Selbstverdruß, den die Töne wiedergaben, waren tief ergreifend, bald glaubte man die verzweifeltsten Misse eines Wahnsinnigen zu erkennen, und bald klang die Hoffnung auf eine bessere Zukunft durch, die sich denn auch in den letzten Tagen verwirklicht hatte.

Es erfolgte nun kein lautes Händeklatschen, das erlaubte die Stimmung der Anwesenden nicht. Die alten, unmusikalischen Jungfern konnten nicht begreifen, wie man dieses Spiel schön finden konnte, sie bewunderten nur die unbegreifliche Fingerfertigkeit des Musikmeisters. Nur der alte Herr ließ nach einigen Augenblicken vor summer Bewunderung ein kräftiges Bravo ertönen und ersuchte unmittelbar darauf seinen Sohn, die in seiner Nähe stehende Schelle in Bewegung zu setzen.

Anstatt der Haushälterin erschien die Arbeitsfrau.

„Wo ist Barbara?“ fragte der alte Herr.

„Im Keller, Herr Oberst.“

„Gut, sage ihr, daß sie zwei Flaschen Champagner und die dazu gehörigen Gläser hereinbringen soll.“

„Es ist seit einer Stunde nichts mehr mit Barbara anzufangen,“ sagte die Frau kopfschüttelnd.

„Nichts mehr anzufangen, wie so?“

„Sehen Sie, Herr Oberst, schon während hier gesungen wurde, tat sie so merkwürdig, sie sah mit den Händen vor dem Gesicht, zitternd wie Espenlaub, von Herenwerk, Teufelskünsten usw. murrend. Als aber das Violinspiel begann, eilte sie schreiend in den Keller, wo sie noch immer heult und stöhnt wie ein Hund, der in einem fremden Hause eingeschlossen ist. Ich glaube, daß sie noch ganz verrückt wird.“

„Soll ich denn in den Keller gehen und den Champagner holen, Papa?“ fragte der Offizier.

Der alte Herr schüttelte verneinend den Kopf. „Sagen Sie nur Barbara,“ sprach er zu der Arbeitsfrau, „sie solle nur ruhig zu Bette gehen, denn Sie wolten für alles sorgen.“

„Gut, Herr Oberst,“ antwortete die Frau, sich mit einem verquügten Gesichte entfernend, wahrscheinlich an die zu erwartenden Trinkgelder denkend.

„Soll ich nicht einmal hinuntergehen, und sehen, was Barbara fehlt?“ fragte der Offizier.

„Unnötig!“ antwortete der alte Herr lachend. „Ich kenne die Ursache ihres plötzlichen Unwohlseins und weiß auch sehr gut, daß sie bald, ohne die Bestellung der Arbeitsfrau zu berücksichtigen, vor unseren Augen erscheinen wird.“

Der Oberst hatte recht behalten. Nach einigen Augenblicken kam Barbara, bleich mit verstörtem Gesichte und setzte die besetzten Flaschen auf den Tisch. Ihre Augen waren dick geschwollen, und als sie zufällig in die Nähe Hoevermanns kam, ging ein Schauern durch ihren Körper.

„Die Arbeitsfrau hätte das ebenso gut besorgen können,“ sagte der alte Herr, sie mitleidig betrachtend.

Sie besah ihn mit wehmüttsvollem Blicke, gab aber keine Antwort. Mit zitternden Händen stellte sie die Gläser an ihren Platz und verließ dann, ohne ein Wort zu sprechen, den Salon.

Die Damen von der Pauw hatten schon wiederholt Miene gemacht, sich zu empfehlen, jetzt drangen sie mit Gewalt darauf, als sie von dem Unwohlsein der Haushälterin hörten. Aber als Antwort darauf knallte ein Schuß, der sie alle erschreckt zusammenfahren ließ.

„Noch einen Augenblick,“ sagte der alte Herr, die beiden Schwestern zwingend, wieder Platz zu nehmen. Nachdem die Gläser gefüllt waren, stand er auf und bedankte sich bei der Gesellschaft für den unvergleichlich schönen Abend. Und sich zum Musikmeister wendend, sagte er unter anderem:

„Wenn ich mit Ihrer Violine sprechen könnte, Herr Hoevermann, würden in diesem Augenblicke verschiedene harte Worte fallen; es ist eine Schande für unser Vaterland, daß die Verdienste eines so vortrefflichen Künstlers erst im Auslande anerkannt und gekrönt werden müssen. Ja, so sind wir Holländer, alles, was wir genießen, was wir gebrauchen, muß mit einem fremden Stempel versehen sein und einen fremden Namen tragen. In Deutschland scheint dies nicht der Fall zu sein. Ich wünsche Ihnen herzlich, daß sich Ihre frohen Hoffnungen auf eine angenehme Zukunft erfüllen mögen.“

Er gedachte auch der beiden Sängerinnen, die ihm einen solchen ungestörten Genuß bereitet hätten, und er ersuchte insbesondere Fräulein Rita, daß sie ihn täglich, während der Dauer ihres Aufenthaltes, mit dem kleinen Frischen ein paar Stündchen besuchen möge. Endlich kam die Reihe

auch an Fräulein Traubchen und Fräulein Mietje, die züchtig ihre Augen niederschlugen, als sie ihre Namen nennen hörten.

Es wurde angestoßen und getrunken. Als die Gläser wieder gefüllt werden sollten, erhoben sich die alten Damen entschlossen von ihren Stühlen und wollten sich entfernen. Doch im selben Augenblick ergriff der Musikmeister das Wort, um nochmals den Wohlättern und Rettern seines geliebten Kindes zu danken. Die beiden Damen, die ihren Platz nicht mehr einnehmen wollten, mußten wohl oder übel den Lobreden stehend zuhören.

„Dürften wir uns jetzt nach Hause begeben?“ fragten die beiden Schwestern gleichzeitig.

„Wir gehen alle nach Hause!“ sagte Herr Hoevermann, „und ich werde Sie, da es spät geworden ist, begleiten.“

Nach diesen Komplimenten seitens der zwei Schwestern, das sei zu freundlich und zu liebenswürdig nahmen sie doch endlich seine Begleitung an.

Während sich der alte Herr eine neue Zigarre ansteckte und sich auf das Sofa ausstreckte, sagte er zu seinem Sohne:

„Ich glaube, mein lieber Fritz, du hast etwas zu tief ins Gläschen gekuckt.“

„Oh, Papa?“ fragte er verwundert, „ich möchte im Gegenteil noch ein paar Gläschen mit dir trinken.“

„Höre einmal, mein lieber Junge,“ begann der Alte in ernstem Tone, „ich sehe sehr gut, daß du mit einem kranken Herzen, an dem die schöne Lorelei die Schuld trägt, in deine Garnison zurückkehrst. Sei vorsichtig, ein altes Sprichwort sagt mit Wahrheit: „Vorgetan und nachbedacht, hat manchem schon groß Leid gebracht.“

Nun bekannte Fritz seinem Vater, daß Rita seit der ersten Begegnung einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, und daß er nicht zweifelte, in ihr eine treue Gattin zu finden.

„Wohl möglich, Fritz,“ sagte der Oberst, der seine Bewegung zu verbergen suchte. „Sie stammt aus einer guten Familie und ihr Vater war mein Busenfreund. Auch ist es für einen Mann in deinen Jahren am besten, sich eine Häuslichkeit zu gründen. Doch ehe du den wichtigen Schritt unternimmst, achte ich es für nötig, den Charakter der jungen Dame zu studieren. Aus diesem Grunde habe ich sie auch gebeten mich täglich für kurze Zeit zu besuchen, um auf diese Weise ihr Tun und Lassen besser beurteilen zu können. Aber dann mußt du dich so bald wie möglich verabschieden, sonst werde ich meinen Zweck nicht erreichen.“

Tief in der Nacht trennten sie sich, um sich zur Ruhe zu begeben.

\* \* \*

Vier Jahre sind verstrichen, seitdem die Leser mit den verschiedenen Personen bekannt geworden sind. Es hat sich sehr viel in dieser Zeit verändert. Daß der Offizier und Rita ein allmähliches Ehepaar werden müssen, war vorauszusehen. Selbst die Damen von der Pauw wunderten sich nicht, als sie ein halbes Jahr nach dem Festabend bei dem Obersten ein gedrucktes Märchen erhielten, auf welchem beide Namen in zierlichen, verschlungenen Buchstaben prangten.

Frau von Stochtern-Hoefema hatte vorgezogen, die Stadt zu verlassen denn sie fühlte, daß sie in verschiedenen Kreisen mit Verachtung angesehen wurde. Sie hat ihren halbverrückten Mann mit nach Brüssel geschleppt, weil man dort, wie sie sagte, eine bessere Erziehung geben könne.

Barbara hat sich mit einem Steuermann verheiratet. Der Mann muß viel Mut besessen haben, denn auf seinem Lebensschiffe an der Seite seiner besseren Hälfte wird er wohl immer zweiter Steuermann bleiben müssen.

Die Damen von der Pauw sind noch stets schwarz gekleidet und üben noch immer Werke der Nächstenliebe aus, unbekümmert um die Lächerungen, die sich bemühen, ihr Tun und Lassen in ein schlechtes Licht zu stellen.

„Und unser alter Oberst?“ höre ich fragen. Der Oberst ist wohl etwas älter geworden, doch er scheint sich allmählich zu fühlen als früher. Er sitzt auf dem Sofa in seinem Salon und betrachtet mit Wohlgefallen einen Lorbeerkranz, mit dem seine Schwiegertochter Rita, die er liebt wie sein eigenes Kind sein Bild bekränzt hat. Er lauscht nach einem Kinderstimmchen in dem Gange und nun kommt ein Liebes, kleines Kerlchen mit einem Bukett in der Hand in den Salon und stammelt ein Verschen zu Ehren des Großvaters, der heute Geburtstag hat.

„Komm her, mein lieber, kleiner Fritz,“ sagte der alte Herr, indem er den Knaben auf seinen Schoß nahm.

Es ist aber nicht der kleine Fritz, den wir vor etlichen Jahren unter so traurigen Umständen kennen gelernt haben,

sondern der Oberst ist wieder Großpapa geworden, und er freut sich, daß er wieder zu einem Entelchen Fritz sagen kann.

Im Hintergrund steht Berta mit einem freudestrahlenden Gesicht. Seit der Heirat Barbaras hat sie die Haushaltungspflichten des alten Herrn übernommen.

Aber noch andere Gäste werden erwartet, sein Sohn kommt etwas später, weil er seine Garnison nicht eher verlassen kann, Herr und Frau Hoevermann mit ihrem Fräulein werden bald erscheinen, um das Geburtstagsfest des alten Herrn würdig zu begehen.

Es hat sich sehr viel geändert, und trotzdem glaubt man noch allgemein, daß der Oberst, der für sehr reich gilt, damals die Schulden des Musikmeisters bezahlt habe, und zwar seinem Sohne zu lieb, der sich in die Schwägerin des armen Musikmeisters verheiratet habe. Was aber allem die Krone aufsetzt, ist der Umstand, daß der Vider das Oberhaus in den langen Jahren nicht mehr vermieten konnte, weil es dort „nicht richtig“ ist.

„Es ist eine Schande,“ würde der alte Oberst sagen, „daß der unsinnige Aberglaube noch immer eine so große Rolle spielt.“

## Vom Oberammergauer Passionsfestspiel.

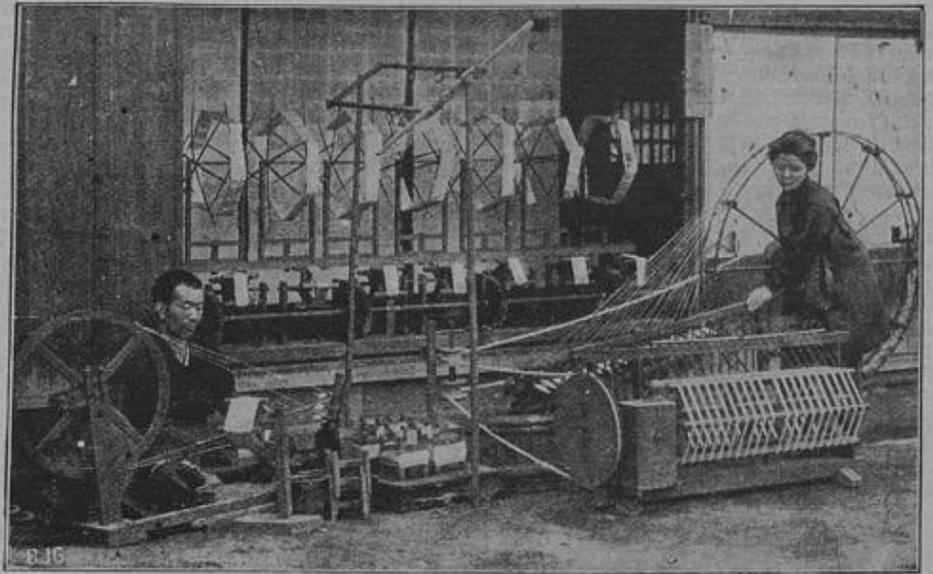
Von Dr. Paul Oswald.

Wieder einmal hat sich die Jahreszahl eines Jahrzehntes abgerundet, wieder lenkt das Dörflein in dem sonst so stillen Hochgebirgstale im äußersten Süden des Deutschen Reiches die Blicke auf sich. Aus allen Weltgegenden, nicht zum mindesten von jenseits des Ozeans, treibt es Zahllose herbei, das Passionsfestspiel zu schauen, und die Schaulust zu vergessen über der tiefen Ergriffenheit, mit der diese schlichte und mächtige Darstellung von des Heilandes Leiden und Sterben, von dem großen Wunder der Erlösung aller Herzen, auch die verwöhntesten Menschen, mit elementarer Macht gefangen nimmt. Die Völkerwanderung des Jahres 1910 hat begonnen, schon sind die ersten Scharen eingetroffen, andere werden ihnen in vermehrter Masse folgen. Nicht immer war es so. Zwar aus den nächsten größeren Städten, zumal von München und Innsbruck, kamen sehr viele Besucher, aber die Hauptmenge bildeten doch die Landbewohner, die hierher wie zu einem Gottesdienste wallfahrteten. Sie tun es ja auch jetzt. Aber sie müssen den Platz sich teilen mit den Angehörigen aller christlichen Kulturnationen. Drum ist auf allen Bahnen, die dorthin führen, ein ungewohntes Treiben, und diesmal, wo wir in der Zeit des Automobil-Lebens, hat die Gemeinde sogar für eine Unterkunft sorgen müssen, die ihrer mehrere hundert beherbergen kann.

Ueber München geht natürlich der Verkehr hauptsächlich. Die Bahn, die am herrlichen, südwärts von den bayerischen Alpen begrenzten Starnberger See vorüberfährt, entsendet von Murnau aus eine kleine Zweiglinie nach Oberammergau. Immer näher, immer mächtiger, steigen die Riesenhäupter des Wettersteingebirges empor und die Zugspitze ragt als des Reiches südlicher Grenzstein, die höchste Erhebung auf deutschem Boden. Breit dehnt sich das leuchtend grüne Tal aus, in dessen Mitte das berühmte Dorf sich hin erstreckt. An beiden Talseiten steigen die rauhen Bergwände mit ihren Wäldern und zerklüfteten Felsen empor, und der Kofel und das Ettaler Mande sind die Beherrscher dieser Bergwelt. Steht man auf einem dieser Abhänge und läßt die Blicke über alle diese Herrlichkeit schweifen, so ist's, als könnte so viele Schönheit, so viel Frieden nimmer durch Unheil getrübt werden. Und doch war es in den Grenzzeiten des dreißigjährigen Krieges Anno 1633, daß die Pest aus der Welt draußen auch in dieses Tal geschleppt war. Und sie wüthete also, daß es schien, als sei für das Dorf Oberammergau die letzte Zeit angebrochen. In solcher Not taten sich die Aeltesten des Ortes zusammen und taten ein Gelübde, sie wollten zu Ehren des bitteren Leidens und Sterbens Jesu Christi alle zehn Jahre die Passionstragödie aufführen. Und da sie solches gelobt hatten, erlosch die Pest so plötzlich, wie sie gekommen war, und niemand, der schon angesteckt war, starb mehr daran, keinen Gefunden ergriff sie mehr. Die Erfüllung des Gelübdes aber ward alsbald mit Ernst betrieben. Die Mönche vom Kloster Ettal leisteten jede mögliche Hilfe. Sie lieferten die Dichtung, die Musik, erbauten

das Theater, übten alles ein und so konnte schon 1634 zum ersten Mal das Spiel dargestellt werden. Es hielt sich mit all seiner urwüchsigem Art bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts, ja, es genöß schon damals eines solchen Rufes, daß 1806 für das zu jener Zeit in dieser Gegend befindliche französische Korps eine Sondervorstellung verlangt und ausgeführt ward. Als bald aber kam die Zeit ernstlicher Gefahr. Die bayerische Regierung die damals unter Montgelas gegen alles Volkstümliche in den Berglanden anging, verbot 1810 die Aufführung, und erst nach langen Schwierigkeiten konnte durch persönliches Eingreifen des Königs die Aufführung wieder ermöglicht werden. So erlebt das Oberammergauer Passionspiel in diesem Jahre die Säcularfeier seines hoffentlich noch auf recht lange hinaus gesicherten Bestehens. Die Dichtung ist nicht mehr die gleiche wie einst; sie ist aus dem Werte vor 100 Jahren zuerst von Pfarrer Dr. Ottmar Weiß neu bearbeitet, 1860 durch den Pfarrer Daisenberger nochmals umgestaltet und dem modernen Empfinden angepaßt worden.

Eine auf so ernsten Grundlagen beruhende, so alte Gewohnheit kann nicht verfehlen, Charakter und Sinnesart einer abgeschlossenen Landgemeinde aufs stärkste zu beeinflussen. Lange Zeit hindurch war das Passionspiel auch nicht das einzige, was dort aufgeführt wurde. Es ist auch nicht das erste gewesen. Die Oberammergauer haben schon lange vor 1634 Mysterienspiele aufgeführt. Dazu hat auch seit alter Zeit die sogenannte Kreuzeschule gehört, ein Spiel das unter Betonung alttestamentarischer Vorgänge auf die kommende Erlösung hinweist. Es ist bis 1825 in regelmäßigem Wechsel mit dem Passionspiel in allen Jahren aufgeführt worden, deren Zahl auf eine Fünf endigte. Dann geraume Zeit außer Gebrauch, ist die Kreuzeschule neuerdings wieder zu Ehren gekommen. Außer diesen dramatischen Aufführungen finden solche von minderer Bedeutung alljährlich dort statt, um die Spieler nicht außer Übung ge-



Seidentultur in Japan.  
Seidenspinnerei, die bedeutsamste der japanischen Hausindustrien.

raten zu lassen. Von diesen Dingen leben sie nicht, sondern sind für gewöhnlich schlechte Landleute, vor allem aber treiben sie mit Geschick und einer noch heute ziemlich gut erhaltenen volkstämmigen Naivität die Kunst schlichter Holzschnitzerei. Und es mag wohl nicht verwundern, daß diese bescheidenen Kunstgebilde, in großer Menge kreuzförmig und andere Figuren und Gegenstände religiösen Zweckes sind, ein Hauch besonderer Innigkeit umschwebt. Ist es doch schließlich das Passionspiel, das den Hintergrund aller Gedanken auch zu den Zeiten bildet, wo seine Wiederholung noch weit entfernt ist, und daß die Gedanken einfach aller Dorfbewohner bis zu den kleinen Kindern hinab immer lebhafter in Anspruch nimmt, je näher der Termin der Aufführung rückt. So haben sich denn auch in Oberammergau bestimmte Personentypen herausgebildet, die zum Gelingen des Spiels unentbehrlich sind. Immer ist jemand da, der einen charakteristischen Christuskopf hat — lange war es der berühmte Mayer — diesmal ist es Anton Lang. Auch an unübertrefflichen Charakterköpfen für die Apostel, für Maria, Magdalena, für den Verräter Judas usw. fehlt es nie. Und wie sie an Gestalt und Aussehen für ihre schwierigen Rollen sich eignen, so auch durch angeborenes schauspielerisches Talent, um das mancher Berufsmime diese Bauern und Handwerker wohl beneiden dürfte.

Wem es einmal vergönnt gewesen ist, das Passionspiel anschauen zu dürfen, und wäre es selbst bei so entsetzlicher Kälte, wie sie diesmal bei der ersten Aufführung am 11. Mai herrschte wird es niemals vergessen. Mit zwingender Gewalt packt es die Herzen, alle Empfindungen werden wach die wir von Kindheit an für das Leben und Sterben des Heilandes für seine Auferstehung und Verklärung im Herzen getragen haben. Denn was uns erzählt und gelehrt ward, was wir mit Ehrfurcht in den heiligen Schriften gelesen haben, hier wird es Leben und Wirklichkeit. Eröffnet und durch



Seidentultur in Japan.  
Fütterung der Seidenraupe mit gehackten Maulbeerblättern.

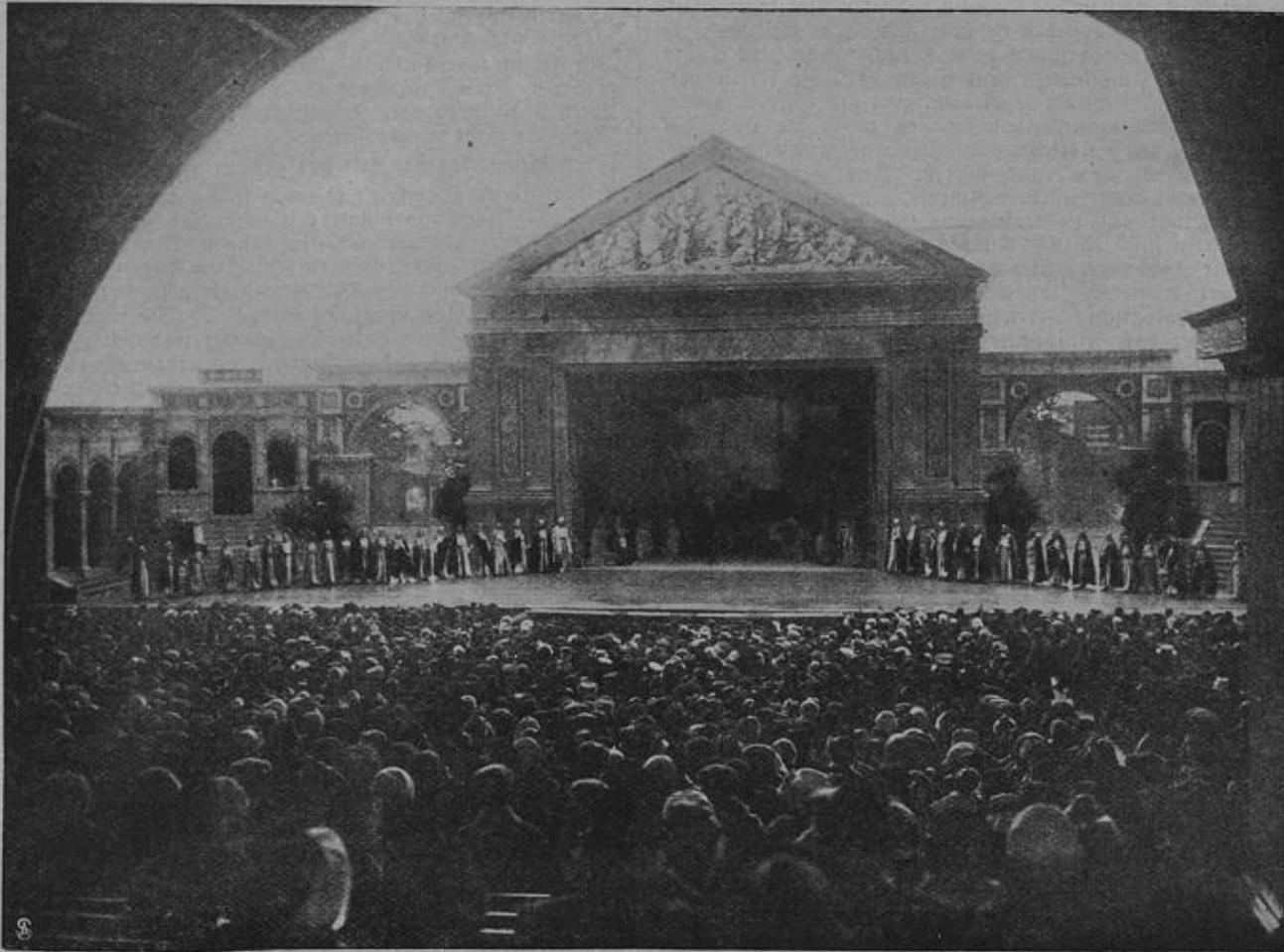


Maria Mayer als Maria Magdalena.

alle Handlungen begleitet wird das Spiel durch einen Chor. An seiner Spitze steht ein Sprecher, der auf jede einzelne Begebenheit zuvor hinweist. Der Chor stimmt daran anschließend Gesänge an, zu denen ein ehemaliger Kantor des Ortes eine schöne Musik im Stil Mozarts und Haydns geschrieben hat. Das Ensemble, wie die einzelnen sehr gut geschulten, z. T. wirklich schönen Stimmen, verdienen die größte Anerkennung. Der Chor hat auch die Aufgabe von jenen Begebenheiten des Alten Testaments zu sprechen, die prophetisch auf die Leidensgeschichte des Herrn vorausgedeutet haben. Denn jedesmal, ehe wieder eine Szene aus der Passion Christi dargestellt wird, geht ein lebendes Bild voraus, manchmal zwei, worin der alttestamentarische Vorgang in herrlichen Gemälden sich zeigt. So die Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese, Simson, der die Säulen des Palastes zerbricht, die Opferung Israels, Josef's Verkaufung und seine Erhöhung in Ägypten und vieles andere. Gibt es etwas, wodurch die Schönheit dieser lebenden Bilder übertroffen werden kann, so ist es die Darstellung der Passionsgeschichte selbst. Der Chor hat nach seinem ersten



Töpfer Anton Lang als Christus.



Blick auf die Bühne und den Zuschauerraum während des Spiels.  
Die Passionsspiele in Oberammergau.

Gänge die Bühne verlassen. Diese ist fünfundvierzig Meter breit und in drei Hauptabteilungen geschieden. In der Mitte sehen wir einen Stempelbau, reichlich so groß, wie andere Theater schon für sich allein sind. Hinter dessen Vorhang vertieft sich der Raum, um die lebenden Bilder und auch viele Vorgänge des Passionsspiels aufzunehmen. Rechts und links von diesem Bau tun sich Tore auf, durch die man tiefer in die Straßen von Jerusalem hineinschaut. Wieder rechts und links davon steht je ein kleiner Palastbau, zu dem Stufen emporführen. Dort wohnt (rechts vom Zuschauer aus) der Hohepriester, links Pilatus. Zwei Säulenhallen endlich schließen an den äußersten Enden die Szene ab; dort ziehen die beiden Hälften des Chores aus und ein. Das Spiel beginnt nach dem ersten Chorgesänge und lebenden Bildern, mit einer der großartigsten Darstellungen, die man sehen kann. Man hat so viel über die Volksszenen des Meininger Hofschauspiels gesprochen. Hier in Oberammergau waren sie schon lange vor ihrer Erfindung weit übertroffen, treten vollständig zurück. Diese vielen Hunderte von Menschen, die die Bühne in ihrer ganzen Ausdehnung füllen, jubelnd und lärmend, sind alle von Natur für ihre Aufgabe geschaffen, gehen so völlig mit Leib und Seele darin auf, wie kein Berufschauspieler, am wenigsten aber ein Statist es kann. Und nun kommt langsam durch alle Teile der Bühne, bald hier, bald dort auftauchend, Christus herbeigezogen, auf dem Esel reitend, derweil das Volk jauchzt, Teppiche auf die Erde breitet und zahllose Palmenwedel schwingt. Nicht schöner kann man eine Darstellung Christi sich denken, als Anton Lang sie uns zeigt. Ein jeder hat es im Gefühl, so ruhig, mild und hoheitsvoll muß dereinst der Heiland auf Erden gewesen sein. Lang ist seines Zeichens ein Töpfer. Dabei ein Genie der Schauspielkunst oder sagen wir lieber der Schauspielwahrheit. Eine herrliche Erscheinung, der Kopf des Pinxels größter Maler würdig. Wie er die furchtbar anstrengende Partie durch die achtstündige Aufführung mit immer gleicher Vollendung, dabei mit steigendem Eindruck durchführt, ist vom künstlerischen Standpunkt aus bewunderungswürdig. Nicht minder die rein körperliche Leistung, deren Höhepunkt das über eine Viertelstunde dauernde geradezu qualvolle Hängen am Kreuz ist. Die einzelnen Szenen der Passion bedürfen hier keiner Aufzählung, da sie ja ohnehin bekannt sind. Eine jede, mag sie viele oder wenige Personen in Anspruch nehmen, ist in sich vollendes Kunstwerk, dem gegenüber die Kritik verstummt. Es ist nicht ein Vorliebnehmen mit naiven, gutgemeinten Unvollkommenheiten, sondern es ist die Höhe der Kunst, zu der wir aufblicken. Ausgezeichnet sind alle, die neben Christus die Handlung führen. Ans Herz greift der Schmerz der Mutter (Otilie Zwint), hinreichend in Schönheit und Hingebung ist Magdalena (Maria Mayer). Unter den Aposteln sind Petrus (Andreas Lang) und der jugendlich schöne Johannes (Alfred Bierling) vor allem bewunderungswürdig, während Judas (Johann Zwint) ein Muster feinsten psychologischer Vertiefung ist. Auch die Hohenpriester, Pilatus, Herodes, Nikodemus und die übrigen Träger größerer Partien, verdienen rückhaltloses Lob, und so geht es weiter bis zu den letzten Nebenfiguren. Bei diesen dürfen die kleinen Kinder nicht vergessen werden, in denen augenscheinlich der gleiche Geist der Ergriffenheit und dieselbe schauspielerische Begabung fortlebt, wie bei den Großen. Alle Personen zusammen, die an dem Spiel beteiligt sind, eingerechnet die Aufseher, die Türschließer, die Billettverkäufer, sind ausnahmslos Oberammergauer. Andere werden des Gelübdes halber nicht herangezogen. Im ganzen sind es gegen 900 von den 1700, die den Ort bewohnen. Sie werden vielen, vielen Tausenden in diesem Sommer edelste Erbauung spenden, wie es in dem übervollen Theater, das 5000 Menschen faßt, schon gestern der Fall war. Man darf viele Schauspielhäuser besuchen, viele große Dramen sehen, und wird doch nicht solche Ergriffenheit finden, nicht so viele Augen sehen, die in Tränen der Rührung schwimmen.

#### Wie Gott will!

Wie Gott will, so mein Heil,  
Dein Wille geschehe, wenn ich's auch nicht verstehe,  
Dein Wille geschehe, wenn ich's auch nicht sehe,  
Dein Wille geschehe, tu's auch noch so wehe.

## Die Zigeunerin.

Novelle von E. Borges.

(Nachdruck verboten.)

### 1. Kapitel.

Es war Frühling, Wälder und Wiesen prangten im ersten frischen Schmud der erwachenden Natur; verborgene Reichen und der liebliche Duft des Weißdorns erfüllten die Luft mit balsamischem Wohlgeruch. In dem jungen Land der mächtigen Eichen und dunkeln Kastanien sang die muntere Drossel, ertönte der einförmige Ruf des Auckucks, und in den benachbarten Wiesen weiteten sich die Lerchen und Nachtigallen, welche mit ausgebreiteten Flügeln höher und immer höher der Sonne entgegen flogen, gleichsam als wollten sie mit ihrem zwitschernden Lobgesang dem Thron des Höchsten zueilen.

Das nahegelegene Dorf schien mit Recht den Namen Lerchenheim zu führen, denn in dem saftigen Grün der Wiesen sowohl wie in den dichtbeladenen Wäldern hatten die munteren Vögelin noch jedes Jahr in zahlreicher Menge ihr Heim aufgeschlagen. — Dicht am Waldeß um lag das stattliche Herrenhaus mit seinen parkähnlichen Anlagen. Schon fast seit einem Jahrhundert war diese reiche Besitzung der Familie von Sall vom Vater auf den Sohn vererbt, der jetzige Eigentümer, Ernst von Sall, der gleichzeitig Patronatsherr des kleinen Dorfes war, war erst vor einigen Monaten von seinen Reisen heimgekehrt und hatte es sich zur Pflicht gemacht, das Wohl seiner Untergebenen nach allen Richtungen zu fördern.

Gerade dem Walde gegenüber breitet sich eine weite, dürre Heidefläche aus. Selten verirrete sich hierher ein Vögelin, nur Mücken und Käfer summteten in dem niederen Gestrüpp; fleißige Bienen suchten hier vergeblich nach Blütenstaub, sonst war es still auf der großen Heide. Am Rande murmelte und plätscherte ein kleiner Bach, aus dem die muntere Dorfjugend sich erfrischte, ehe es zum Spiel auf die Heide ging.

Doch seit kurzer Zeit war die Heide belebt. Inmitten derselben war ein großes Zigeunerzelt aufgeschlagen, und ringsum standen, wie eine Wagenburg, eine Anzahl größerer und kleinerer Karren, die auf eine beträchtliche Anzahl Bewohner schließen ließen. Doch auch hier war es jetzt still. Die Fremdlinge hatten sich im Dorfe oder in der Umgebung zerstreut, ihrem Handwerk obliegend; die Männer versuchten durch Korbschneiden oder Kesselschneiden, die Weiber durch Wahrsagen ihr Brot zu verdienen.

Da öffnete sich die Tür des großen Zeltes.

Ein junges Mädchen von kaum 18 Jahren trat sehr schüchtern ins Freie und spähte mit verstohlenen Blicken umher. Ihr schwarzes Haar, das in langen Ringeln von ihren Schultern fiel, ihre stechenden schwarzen Augen und der dunkle Teint, der nur den Südländern eigen ist, verliehen ihrem Antlitze einen eigentümlichen Reiz. — Sie war von mittlerer Größe. Ihre graziose Haltung und ganz besonders die wohlgeformte und geyselte Hand ließen auf eine höhere Abkunft schließen. Ein hellblaues Sommerkleid, ein Schal von der gleichen Farbe bedeckten ihre zarten Glieder; ein breitrandiger, weißer Strohhut mit langen Bändern hing an ihrem Arm; sie wollte sehr wahrscheinlich ihr hübsches Gesichtchen, die rabenschwarzen Locken nicht unter der schattigen Bedeckung verbergen.

Einen Augenblick stand sie still; ein ängstlicher, ungeduldiger Ausdruck malte sich in ihren Zügen. Dann strengte sie ihr geübtes Ohr an, welches schon in ganz beträchtlicher Entfernung die Ankunft eines Freundes oder eines Feindes erkennen konnte.

Allmählich erhellten sich ihre strengen Mienen. Jenwärts des Waldes hatte sie einen Ton gehört, zwar nur sehr schwach, aber deutlich genug für ihr scharfes Ohr. Ihr blickendes Auge leuchtete in freudiger Erregung, und sie murmelte halblaut:

„Er kommt. — Ich muß eilen, oder Mutter wird zurückkommen und mich hindern, ihn zu sehen.“

Sie eilte in das Zelt zurück, warf einen großen Scheit Holz auf das lodrende Feuer, um welches mehrere geschwärzte Kessel hingen, schob einige etwas näher, andere entfernter von der Hitze, dann nahm sie ein scharlachrotes Tuch und versuchte, es künstlich um ihre Locken zu legen.

Mittlerweile näherten sich unbemerkt von dem lauschenden Mädchen Schritte von der entgegengesetzten Richtung des

Waldes. Eine ältliche Zigeunerin kehrte langsam und gemessen von ihren Wanderungen heim.

Der feuerrote Schal, der Haupt und Schulter bedeckte, war von schwerer Seide und mit goldenen Franzen besetzt. Lange, goldene Ohrgehänge und breite goldene Ringe mit funkelnden Diamanten befundeten, daß sie eine höhere Stellung als die gewöhnlichen Weiber ihrer Rasse einnahm.

Sie war noch immer eine Schönheit ihrer Art, obgleich die Jugendzeit längst vorüber war. Zahlreich durchzogen Silberfäden ihr glänzend schwarzes Haar; doch ihre feurigen Augen leuchteten noch in frischer Kraft der Jugend, und ihr Gang hatte die Leichtigkeit und Elastizität nicht eingebüßt.

In diesem Augenblick schlüpfte das junge Mädchen wieder aus der Tür des Zeltes. Mit der Klüchtigkeit eines Rehcs huschte sie dem Walde zu, kaum mit ihren Füßen den Boden berührend, doch festgebannt und erblickend blieb sie plötzlich stehen, als eine schwere Hand sich fest auf ihre Schultern legte.

„Wohin so eilig, Coralli? — Es ist bald Mittag, Caleb und Karlas werden gleich hier sein. Hast du deine Arbeit getan, ist das Essen fertig?“

Die Worte waren mit so weicher melodischer Stimme gesprochen, wie es nur den südländischen Zigeunern möglich ist, und harmonisierten gänzlich mit der vornehmen Erscheinung der Sprecherin.

„Na, Mutter, alles ist fertig. Ich wollte nur dort auf den Hügel gehen, um besser sehen zu können, ob — du oder die Brüder kommen würden.“

„Still, still, mein Kind; laß keine Lüge deine Lippen besudeln! Ist deine Mutter denn so blind wie eine Nebelmaus, daß sie nicht mehr sehen, oder so taub wie eine Otter, daß sie nicht mehr hören könnte? — Aber merke dir, Coralli! Deine Freundschaft wird kein gutes Ende nehmen, bedenke deine Stellung und wir —“

Coralli wandte sich rasch ab, um die läche Röthe zu verbergen, die so plötzlich ihre dunkeln Wangen färbte, und schüttelte unwillig die Hand der Mutter ab, die noch immer so schwer auf ihre Schulter ruhte. Dann richtete sie sich so stolz empor und mit blühenden Wangen verfehte sie:

„Du bedenkst nicht, was du sagst, Mutter. Bist du nicht Königin unseres Stammes und ich deine einzige Tochter? Ist nicht unser Stammbaum der älteste im ganzen Lande?..“

Ein mittheilbares Lächeln umschwebte die Lippen der alten Zigeunerin.

„Ich wollte gar nicht mit dir über unsere Stellung oder unseren Stammbaum reden, meine Tochter,“ verfehte sie weich. „Warum läßt du mich nicht ausreden ehe du mich so unachtsam unterbrichst? — Unser Geschlecht ist von edler Abkunft und unsere Familie so alt, wie die Hügel dort drüben. Aber der Glanz und die uralte Pracht der Zigeuner lebt nur noch in der Erinnerung. — Hier in diesem Lande betrachtet man uns als Diebe und Vagabunden, als einen Klud der Erde, als Wanderer, Ausackokene ohne Heimat und Obdach. Wir haben keinen Fußbreit Landes, den wir unser Eigentum nennen, selbst eine kurze Rast an den Landstrahlen oder in den schattigen Wäldern wird uns oft verweigert. — Unsere Macht, unser Wissen besteht allein darin, das Geschick der Menschen aus den Sternen zu deuten, und um diese Kunst werden wir verspottet; man nennt uns Wahrsager oder Betrüger! Glaube mir, mein Kind, die Welt verachtet uns; und du först als ein Edelmann würde ein armes, unerfahrenes Zigeunerkind zu sich emporheben. — Wah! Er würde eher daran denken, eine Bettlerin zu heiraten als dich.“

Die Alte lachte bitter, während todähnliche Blässe die Wangen des Mädchens bedeckte und die leuchtenden Augen ihren Glanz verloren.

„Er — er liebt mich,“ stammelte sie verwirrt, „und er ist so gut, so edel. Er hat mich, seine Gattin zu werden.“

„So? wirklich? Er treibt seinen Scherz mit dir, Kind; du bist nur sein Zeitvertreib. — Aber merke dir, wir Zigeuner sind ein stolzes Volk; wir rächen jede Beleidigung. Er würde die Stunde bereuen, wenn er nur mit dir spielt. — Deine Brüder sind ihm bereits auf der Spur, und wenn —“

„Sie sollen ihm nicht seinen Weg kreuzen; ich schwöre es,“ unterbrach Coralli leidenschaftlich. „Ich will ihn warnen, daß er nicht hier in diese Nähe kommt. Wenn ihm ein Unglück zustößen würde, so würde ich sterben. Ich liebe ihn; ich will's in die ganze Welt hinausprechen, denn mein Herz droht sonst zu zerspringen. Oh, ich möchte für ihn sterben,

wenn mein Tod ihm nützen könnte,“ und heftig erregt brach sie in ein krampfhaftes Weinen aus.

Das strenge Antlitz der Mutter milderte sich. Ihre Tochter war das einzige Wesen auf der Welt, das einen hellen Lichtschein in ihr trauriges Dasein warf. — Die harte, erbarmungslose Welt, die ihr nur Verachtung und Leid entgegengebracht, hatte schon längst ihr Herz mit einer harten Eistrinde umzogen. Jetzt dachte sie vielleicht an ihre eigene Jugend; sie hatte ebenso heiß und glühend geliebt wie jetzt Coralli, hatte dem jungen, hübschen Zigeunerburischen unter Ungarns tiefblauem Himmel und seinen sengenden Sonnenstrahlen Liebe und auch Treue geschworen. Dort in den dunkeln Wäldern hatten ihre Eltern gelebt: wie Könige über ihr Reich, so hatten sie über die kleine Truppe geherrscht, und als Könige betrachtete man sie heute noch.

„Nun, nun, weine doch nicht,“ sagte sie endlich beruhigend, und streichelte mit ihren knöchernen, beringten Fingern die glänzenden Locken ihres Lieblinges. „Auf dieser bösen Welt ist kein Mann so würdig, daß wir unser Leben für ihn geben sollten, nicht einmal, daß wir Tränen um ihn vergießen. Es war dein Unglückstag, der dich mit diesem stolzen Edelmann zusammenführte, und du mußt lernen, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Meide ihn, Coralli, und laß mich kein Wort mehr davon hören. — Geh' ins Zelt und bereite jetzt das Essen; ich höre deine Brüder kommen.“

Coralli trocknete ihre Tränen und gehorchte schweigend. Sie nahm die dampfenden Kessel vom Feuer, stellte spiegelblanke Teller auf den Tisch, und bald erfüllte ein kräftiger Wohlgeruch den kleinen Raum, der eine Abteilung des geräumigen Zeltes bildete und nur der alten Zigeunerin und ihren Kindern als Aufenthalt diente.

„Wird er kommen? Wird er mich erwarten?“ seufzte das hübsche Zigeunerkind als es stillschweigend seine Arbeit verrichtete. „Ich muß ihn sehen, und zwar sehr bald. Sonst wird die Mutter ihn aussuchen und es könnte zu heftigen Szenen kommen. Wie mag sie es nur erfahren haben?“ grübelte sie weiter, und ihr rosiges Gesichtchen verdunkelte sich. „Gaha“ ich weiß nicht, was mit mir vorgeht! Eine bange Ahnung will immer mein Herz beschleichen und macht mich zaghaft. Ich will heute zu Mutter Vorna gehen, sie soll die Sterne für mich deuten. — sie versteht sich darauf. — Wenn Ernst mir nicht treu ist, wird sie es mir sagen, und dann —“

Sie konnte nicht weiter denken, denn soeben trat die Mutter mit ihren beiden Söhnen Caleb und Karlas in das kleinere Zelt. Das gemeinschaftliche Mahl war die einzige Auszeichnung der Zigeunerkönigin vor der ganzen Truppe, die ihre Nahrung in den zerstreuliegenden Dörfern suchen mußte.

Fortsetzung folgt.

 Nützlich fürs Haus. 

— Glänzendes Gesicht. Um einen sogenannten Fettglanz des Gesichtes zu beseitigen, reibe man die Haut mit Goldcream oder auch Baseline ein, und die Haut wird bald den Fettglanz verlieren.

— Bimssteinseife. Man kann sich diese sehr leicht bereiten, indem man gute Seife schabt oder reibt, sie bei gelindem Feuer in Rosenwasser löst und etwa halbsoviel, als Seife vorhanden ist, fein pulverisierten Bimsstein darunter rührt und die darnach erkaltete Masse zerschneidet oder vor dem Erkalten in Formen füllt.

# Bildschön

macht ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut und blendend schöner Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

**Steckenpferd-Lilienmilch-Seife**  
von Bergmann & Co., Radebeul, à St. 50 Pfg. Überall zu haben.



### Unsere Bilder.



— Seidenkultur in Japan. Fütterung der Seidenraupe mit gehackten Maulbeerblättern. (Siehe Bild Seite 196.) Die aus den Seidenpuppen (Kokons) kriechenden Schmetterlinge werden auf weiße Kartons gesetzt, wo sie ihre Eier niederlegen. Diese werden durch Wärme künstlich ausgebrütet und die Raupen mit Maulbeerblättern gefüttert, bis sie sich einspinnen. Jeder Kokon enthält einen Seidenfaden von etwa 1000 Meter Länge.

— Seidenkultur in Japan. Seidenspinnerei, die bedeutendste der japanischen Hausindustrien. (Vergleiche das Bild Seite 196.) Während die Zucht der Seidenraupe in größeren Etablissements gepflegt wird, stellt die Seidenspinnerei, das Abziehen der Fäden von den Kokons und die Bearbeitung zur Rohseide die verbreitetste Hausindustrie dar. Der japanische Seidenexport beläuft sich pro Jahr auf etwa 180 Millionen Mark.



### Zur Unterhaltung.



— Ein wilder Jäger. Oberförster: „Und was machten Sie denn da, als die Sau auf Sie zulam?“ — Reisender: „Ich suchte mein Waidmannsheil in der Flucht!“

— Die junge Hausfrau. Bräutigam: „Die beiden Eier haben mir ganz vorzüglich gemundet, liebe Irma!“ — Braut: „Ich habe sie aber auch, damit sie recht gut werden — in Fleischbrühe gekocht.“

— Boshast. A.: „Ich mache Sie darauf aufmerksam: Wenn Sie zu Geheimrats kommen — es sind zehn Töchter da!“ — B.: „Ei, du lieber Himmel, zehn Töchter! Wie findet man sich da zurecht?“ — A.: „Verlangen Sie halt einen — Katalog!“

— Nie in Verlegenheit. Hausierer: „Zahnstocher gefällig, meine Herrn?“ — Herr: „Brauchen keine, sind Vegetarianer!“ — Hausierer: „Die können Sie auch essen!“

— Niederträchtig. Fräulein (am Morgen nach dem Ball): „Denken Sie, die ganze Nacht habe ich mit einem Herrn getanzt, der mit mir zusammen die Schule besucht hat!“ — Herr: „Wie! Und der alte Herr konnte noch so flott tanzen?“

— Aus der Instruktionstunde. Unteroffizier: „Sagen Sie, Müller, wofür gebraucht der Soldat die Wörter Menage, Fourage, Bagage?“ — Müller: „Menage und Fourage gebraucht er beim Füttern, Bagage beim Schimpfen!“

— Beruhigung. Mieter (ungebuldig): „Gilt das denn so mit der Miete? Ich brenne Ihnen doch nicht durch!“ — Hauswirt: „Hm, man kennt das! Eines schönen Morgens ist der Vogel ausgeflogen!“ — Mieter: „Wissen Sie, da verkennen Sie mich... ehe Sie mich nicht heraus-schmeißen, ziehe ich überhaupt nicht aus!“

— Der heimliche Wohltäter. Im Städtchen A. erhält der verhältnismäßig noch junge Doktor Blasel durch glückliche Fügung die einträgliche Bezirksarztsstelle und übersendet der Stadtvertretung in seiner Freude für die Ortsarmen 100 Mark, mit der Bitte, den Geber nicht zu nennen. Tags darauf steht im Amtsblatt zu lesen: Dankfagung. Für die Armen gingen ein von einem nicht genannt sein wollenden Wohltäter, gelegentlich seiner Ernennung zum Bezirksarzt in A. 100 Mark. Dem edlen Menschenfreunde unsern tiefgefühlten Dank. Der Magistrat von A.

— Zeugnis. Gerichtsschreiber (einem Sträfling ein Zeugnis ausstellend): „Dem Jakob Bummis wird hiermit bestätigt, daß sich derselbe während seiner vierwöchentlichen Inhaftierung so musterhaft betragen hat, daß er zu jeder Zeit wieder kommen darf!“

— Aus der guten alten Zeit. Feldwebel: „Du verdammter Kerl bist gestern wieder über Urlaub ausgeblieben! Kannst du denn nie pünktlich kommen?“ — Soldat (zwei Bürste in den Händen): „Wir hatten zu Hause geschlachtet und mein Vater schickt Ihnen hier zwei große Bürste!“ — Feldwebel: „Ah, das ist etwas anderes — damit konntest du freilich nicht so schnell hierher laufen.“



### Rätsellecke.



#### Begeerbid.



Den Besen fühl' ich wohl, jedoch wo ist die Frau?

#### Quadratmandel.

Durch Umstellung der Buchstaben des Wortes „Natur“ erhält man den Namen eines Nebenflusses auf der rechten Seite der Donau. Wie heißt dieser Fluß?

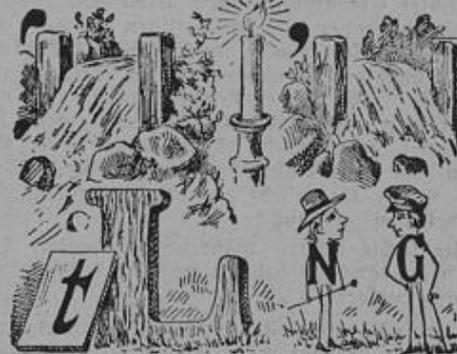
#### Silben-Rätsel.

Hoffähig war die Erste nie,  
Doch darf sie manchen Hof betreten,  
Auch lehrt uns die Mythologie,  
Daß Zeus selbst sie sich nicht verbeten.

Im anderen Paar viel Blut oft fließt  
Für den Erfolg, der ihm verbunden,  
Nur wenn es an ein Wort sich schließt,  
Verläuft es ohne äuß're Wunden.

Daß eine Riesenmenge heut'  
Das Ganze jubelnd noch bewundert,  
Spricht nicht für edle Menschlichkeit  
Im zwanzigsten Jahrhundert.

#### Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

#### Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Die Uhr.  
Charade: Rebelhorn.  
Rebus: Ozeandampfer.



Nr. 26.

Sonntag, 26. Juni.

Jahrgang 1910.

## Die Zigeunerin.

Novelle von C. Borges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Alte warf ab und zu einen forschenden Blick auf ihre Tochter, doch die durchdringenden Augen konnten heute nicht die Gedanken ihres Lieblings erraten; auch hüte sie sich wohl, im Beisein ihrer Söhne von dem Edelmann zu reden. Die beiden Zigeuner waren hübsche Burschen, mit edlen, stolzen Zügen; besonders der jüngere Farlas mit seinen stehenden Augen und seiner Riesentrast war mehr gefürchtet als geliebt. — Coralli gedachte der Worte ihrer Mutter und schauderte. — Um jeden Preis mußte sie ihren Geliebten fern von ihren Brüdern halten, die mit ihren gefährlichen, verborgenen Waffen die geringste Schmach grausam rächen würden.

„Ja sage dir, Sophie, es kann und darf so nicht länger weitergehen! Es wird uns kein einziges Huhn oder Küchlein im Hühnerhof bleiben, wenn diese Zigeunerbande noch länger hier in Versehenheim bleibt; sogar unsere Schafe und Kinder sind nicht von ihren Diebesfingern sicher. Sie brechen ungestraft in unsere Ställe ein, und du wirst sehen, sie werden noch das ganze Haus berauben und plündern!“ Die Sprecherin, eine große, hagere Dame, die die Grenze der Jugend schon überschritten hatte, begleitete ihre erregten Worte mit dem rastlosen Geklirr der Stricknadeln, die unermüdlich arbeiteten, um warme, grauwoollene Strümpfe für ihre Schützlinge, die Armen des Dorfes, herzustellen.

Die beiden ältlichen Fräulein von Sall hatten nur selten ihr heimatliches Dorf verlassen. Fast seit zwanzig Jahren, seit dem Tode der Eltern, hatte Irmgard, die älteste, an der Seite eines treuen Verwalters, für den ganz bedeutend jüngeren Bruder Ernst die großen Güter und Pachtungen bewirtschaftet.

Erst seit kurzer Zeit war er nach langjährigem Aufenthalt in der Fremde zurückgekommen und hatte selbstständig die vielfachen Pflichten als Großgrundbesitzer und Patronatsherr des Dorfes übernommen. Sophie die einige Jahre jünger als ihre Schwester

war, von dieser aber stets beherrscht und geleitet wurde, legte bei der heftigen Rede der Schwester die Zeitungen, in denen sie eifrigst gelesen, bei Seite, und sah fragend zu ihr auf.

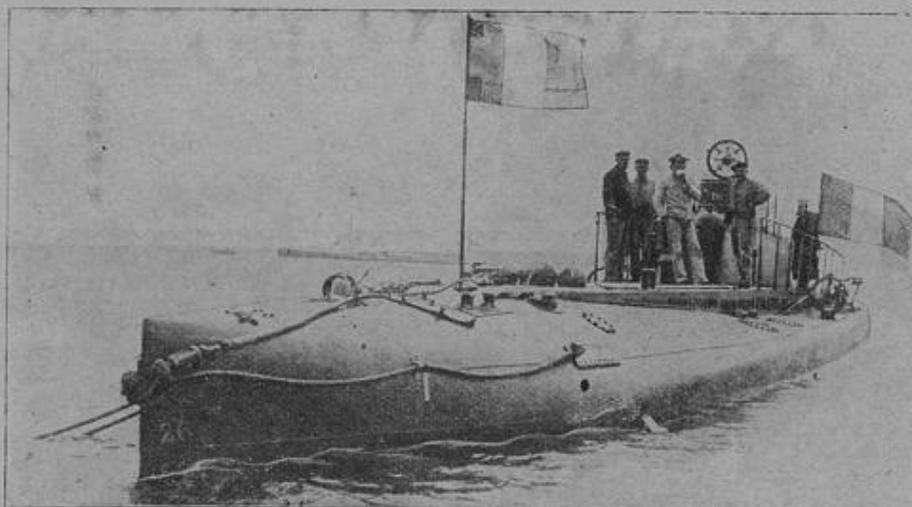
„Schon gestern und vorgestern habe ich es unserem Bruder ernstlich vorgestellt und habe ihn gebeten, diesen Zigeunern den Aufenthalt auf seinem Besitztum zu wehren,“ fuhr Irmgard unwillig fort, „aber er zuckte nur verächtlich die Achseln und wollte es durchaus nicht wahr haben, daß sie eine Diebesgesellschaft seien; er will sie sogar auf der Herde lassen, so lange es ihnen gefällt. Ist das nicht übertrieben lächerlich? Er meinte sogar, es ist eine angenehme Abwechslung, die die dürre Heide nur belebt mache.“

„Es ist ein reizendes Zigeunerkind bei der Bande; ein kaum erwachsenes, bildschönes Mädchen, das ich so gern skizzieren möchte“, fiel Sophie ein, die schon manchen schwachen Versuch im Malen gemacht hatte und sich selbst für eine Künstlerin hielt. „Gestern sah ich sie im Walde, aber sie schien so furchtjam und lief gleich fort, sonst hätte ich sie aufgefordert mir Modell zu sitzen.“

„Hm! Ich hoffe, solche törichte Gedanken kommen dir nie wieder in den Sinn, Sophie. Diese Leute sind ausnahmslos unehrlich, und nichts würde vor ihnen sicher sein. Ein altes Weib wagte sich sogar vor einigen Tagen bis in unsere Küche; dort wollte sie den Mägden Zauberkünste vormachen und ihnen wahr sagen; aber zum Glück kam ich rechtzeitig hinzu. Denke nur, was würde geschehen, wenn sie unseren Mägden mit diesem lächerlichen Unsinn die Köpfe verdrehen wollten? Alle guten Lehren und Ermahnungen würden dann vergessen und nutzlos sein!“

„Man sagt, die Zigeunerkönigin soll bei dieser Truppe sein!“

„Unsinn, Sophie. Es gibt doch jetzt keine Könige oder Königinnen mehr unter diesem Volke. Du scheinst mir ebenso fixe Ideen wie Ernst zu haben, der diese Leute bemitleidet und soviel von ihnen macht, als ob sie ein wunderbares Geschlecht wären. Jedoch, mich soll es nicht kümmern! Ich bin ja nicht die Herrin im Hause, und werden wir bestohlen, so hat Ernst den Schaden zu tra-



Zum Untergange des französischen Unterseebootes „Pluviose“.

nicht ich!" Und die Stricknadeln flogen so schnell, als ob Leben und Tod von der Fertigstellung der Arbeit abhing.

In diesem Augenblick betrat ein junger Herr, begleitet von einem kleinen weißen Pudel, das Gemach. Der Hund sprang sogleich laut bellend auf eine langhaarige schwarze Katze los, die bis jetzt ruhig schnurrend auf dem Teppich in der Sonne gelegen hatte.

"Komm hierher Tzell! Ruhig!" rief im strengen Ton der junge Gebieter, obgleich sein freundlich blickendes Auge seine harte Stimme Lügen strafte.

"Tzell springt immer auf meine Katze los; er ist ein abscheuliches, kleines Geschöpf", jammerte Sophie, in deren Armen sie längst Zuflucht gesucht und gefunden hatte.

"Daran hat deine Katze Schuld; sie stellte sich mit Tzell sogleich auf den Kriegsfuß, sowie er das Haus betrat, und er vergißt nicht leicht eine Beleidigung. Nicht wahr, alter Junge?" Bei diesen Worten streichelte der junge Gebieter sein kluges Tier, das seine Rede zu verstehen schien und dankbar mit dem Schweife wedelte.

"Wenn Hund und Katze nicht in Frieden leben können, so sollten sie beide aus dem Zimmer entfernt werden," gebot Irmgard. "Ich kann sie beide nicht leiden. Die Katze hat mir den guten Ueberzug auf meinem Sessel zerrissen und Tzell hat sich gestern in meinem besten Gartenhut schlafen gelegt."

Ernst lachte belustigt auf.

"Wie kannst du nur darüber lachen!" fuhr Irmgard erzürnt fort. "Geschieht es noch einmal" — sie erhob drohend ihre Hand gegen den Uebelthäter, — "so schlage ich ihn!" —

"Ja, tue das, Irmgard, denn dafür verdient er unbedingt Strafe", gab lächelnd der Gebieter zu, "aber du erinnerst mich gerade an den Zweck meines Kommens. Mein bester Silberfasan liegt tot auf dem Hühnerhof. — Nur die Katze kann den Schaden angerichtet haben, denn Braun, der Verwalter, sah sie dort umherstreifen. Ich muß also dringend bitten, sie vom Hühnerhof in Zukunft fern zu halten."

"Im", machte Irmgard verächtlich, "es werden wohl die Zigeuner gewesen sein. Sie haben schon viele Hühner und Enten gestohlen, sie werden sich auch vor einem Fasanen nicht scheuen."

"Aber er ist nicht gestohlen, nur getötet," unterbrach er sie ernst.

"Ganz gleich; die Zigeuner haben es getan", eiferte die Schwester. "Sie werden auch noch mehr stehlen, wenn du sie nicht von hier vertreibst, Ernst. Ein faules, unnützes Bagabundenvolk, das Schmutz und Krankheiten verbreitet, wo es sich sehen läßt, außerdem verdrehen diese den Leuten mit ihrem lächerlichen Wahrsagen den Kopf. Ich habe keine Rücksicht mehr mit ihnen, und wenn du —"

"Genug, Irmgard, genug davon; spare deine Worte", unterbrach Ernst den fleißigen Redestrom der erzürnten Schwester. "Ich habe diesen armen, unglücklichen Zigeunern ein kleines Fleckchen von meinem Eigentum gegönnt, um dort ihre Zelte aufzuschlagen und so lange zu bleiben, wie es ihnen gefällt. Sie werden nicht so undankbar sein und mich dafür bestehlen."

"Na, wir werden ja sehen, wer den Schaden zu tragen hat; du hast immer höchst sonderbare Ideen", murmelte Irmgard.

"Vielleicht; aber dennoch bin ich fest entschlossen, in Betreff der Zigeuner meinen Willen durchzusetzen", lautete die ruhige, aber entschiedene Antwort.

"Es ist ein liebliches Zigeunermädchen bei der Truppe; ich war ganz entzückt von ihr", schaltete Sophie ein, die eine drohende Wolke auf der Stirn ihrer Schwester emporsteigen sah und sich bemühte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

"Wie? — Wo hast du sie gesehen?" fragte Ernst sehr überrascht.

"Im Walde. Ich traf sie gestern, aber sie floh, als ich hinzutreten wollte, sonst würde ich sie gebeten haben, mir Modell zu sitzen."

"Ja, Coralli ist sehr schüchtern; sie —"

Er hielt plötzlich inne. Vier erschreckte Augen hingen an seinen Lippen, um die Worte abzulesen, die er gedankenlos halbblaut gesagt hatte.

"Du — du — kennst sie", stotterte Irmgard endlich.

"Ja, ich war auf der Heide, als sie um Erlaubnis bat, dort ihre Zelte aufzuschlagen. Sie ist die Tochter der Zigeunerkönigin und die Mutter nannte sie Coralli", fügte er zögernd hinzu.

"Sie ist sehr schön, meinst du nicht auch, Ernst?" fragte Sophie.

"Ja — das heißt —, Irmgard", unterbrach er sich hastig, "bestelle doch heute das Mittagessen eine halbe Stunde früher. Ich muß mit dem Verwalter nach dem Vorwerk", und ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er schnell das Gemach.

Die beiden Damen blickten ihn erstaunt nach.

"Sophie", zischte Irmgard nach einer peinlichen Pause, "mit diesen Zigeunern ist nicht alles in Ordnung. Ernst scheint mit ihnen ein Geheimnis zu haben, aber ich will es schon lösen."

Sophie nickte beifällig.

"Ernst wurde erregt und erbleichte; — und das Zigeunermädchen war wirklich eine Schönheit", erklärte sie.

## 2. Kapitel.

Langsam und kaum merklich hatte der Abend seinen dunkeln Mantel über Tal, Wiesen und Wälder geworfen, und die liebliche Szenerie wie mit einem dichten Schleier umhüllt. Nur im Westen war von den letzten Sonnenstrahlen der untergehenden Sonne der Horizont noch rosig angehaucht, umsäumte die finsternen Wolken mit einem goldenen Rand und warf einen letzten, stüchtigen Schimmer auf die Gipfel der uralten Bäume, die im Abendwind leise flüsternten.

In einer Lichtung des Waldes saß ein Herr auf einer Rasenbank, an dessen Schulden das Haupt eines jungen Mädchens ruhte, das seinen leise gestüßerten Liebesworten von unwandelbarer Treue und Liebe lauschte. Selbst die Nachtigall in den dichtbelaubten Zweigen hatte aufgehört zu schlagen und wagte nicht, die feierliche Stille durch ihren Gesang zu unterbrechen und lauschte mit den anderen Waldvögeln auf die leisen Stimmen der Liebenden . . .

"Ich schwöre dir, Coralli," sagte jetzt der Herr zärtlich, "daß ich niemals ein anderes Weib als nur dich allein geliebt habe, und nur du und keine andere sollst meine Gattin werden. Was frage ich nach dem Urteil der Welt, nach dem Unterschied in unserer Geburt und Stellung? Selbst wenn ich ein Fürst oder ein Graf wäre, so sollte mich dieser Rang nicht von dir trennen. Wenn deine Mutter —"

"Sie wird niemals einwilligen," unterbrach ihn traurig Coralli, "sie sowohl wie meine Brüder wollen nichts von einer Verbindung mit dir hören, ich darf sogar nicht einmal deinen Namen nennen."

"Aber wenn du deinen Leuten reichlich Geld gibst, was dann?" wandte er ein. "Sieh, ich bin reich, habe Ueberfluß, warum sollte ich euch nicht helfen; und würde dann deine Mutter nicht günstiger von mir denken? Wenn sie dann noch nicht einwilligen will, nun gut, so bleibt uns kein anderer Ausweg, als List oder Gewalt; denn die Meine sollst und mußt du werden," fügte er mit heiterem Scherz hinzu.

Coralli konnte in dieses sorglose Lachen nicht mit einstimmen; ihre Glieder zitterten und energisch schüttelte sie ihr schwarzes Vordentöpschen.

"Nein, nein," bat sie, "gebrauche nur keine Gewalt, du kennst uns noch nicht! Unser Volk ist rachsüchtig und grausam, du würdest deines Lebens nicht sicher sein, wenn du ohne ihre Einwilligung mich entführen würdest."

"Paß, das wollte ich schon wagen," scherzte er weiter. "Nur gib mir das feierliche Versprechen, daß du mir treu bleiben willst, und ich werde gern den Kampf aufnehmen. Du liebst mich doch, Kleine? Liebst mich so treu, wie ich dich liebe?"

"Ja — ja, Ernst," versicherte sie, und schmiegte sich fest an ihn.

"Dann überlaß mir das Weitere, Geliebte. Ich will deine Mutter aufsuchen und ihr alles sagen; dann hören wir bald die Hochzeitsglocken läuten, die uns das Glück, Friede und Freude bringen sollen."

"So, so, so," ertönte plötzlich in unmittelbarer Nähe die Stimme der alten Zigeunerin, die von der Dämmerung begünstigt, sich unbemerkt genähert hatte, und Corallis Blut in den Adern erstarren ließ.

Die Zigeunerkönigin warf ihrer Tochter einen erzürnten Blick zu, dann wandte sie sich verächtlich an den jungen, überraschten Herrn.

"Sie sind zu hitzig, junger Herr, viel zu hitzig. Hochzeitsglocken läuten nicht für den, der heimlich ohne Einwilligung

der Eltern das Herz eines jungen, unerfahrenen Mädchens zu betören sucht. Sie beobachten wohl nicht, daß Coralli eine Mutter hat, der es nicht gleichgültig ist, sie als Spielzeug eines jungen Edelmannes in seinen Mußestunden zu sehen. — Meine Tochter paßt nicht zu der Stellung, die Sie einnehmen, Ernst von Sall — Sie sehen, ich erkenne Sie trotz der Dunkelheit — ich dulde nicht, daß mit meinem Kinde geschertzt wird.“

„Ich scherze nicht,“ versetzte Herr von Sall ruhig, und zog das zitternde Mädchen wieder an sich. „Ich liebe sie und sie liebt mich; ich werbe um sie als meine Gattin.“

„Ihre Gattin? Ha, ha, ha,“ erscholl wieder das unheimliche Lachen der Zigeunerin durch die Waldesstille, „wie könnte ein Edelmann ein Zigeunerkind zur Gattin erheben? Was würden ihre hochmütigen Schwestern zu dieser Verbindung sagen? Ja, noch vor wenigen Tagen trieb mich die stolze Dame von der Schwelle Ihres Hauses, was würde sie erst meinem Kinde tun?“

Das offene Antlitz des Jünglings verfinsterte sich. „Meine Schwestern dürfen sich meinem Lebensglück nicht entgegenstellen,“ erwiderte er schnell, „und sie sollen sich noch viel weniger um die Wahl meiner Gattin kümmern. Ich bin reich. Meine Güter und die vielen Pachtungen bieten jetzt einen viel reicheren Ertrag, seitdem ich sie selbst verwalte, wie früher, da ich sie nur fremden Händen überlassen mußte. Jeder Wunsch, den Geld oder Liebe erfüllen kann, soll Coralli stets gewährt werden. Ich will Ihnen und Ihren Leuten gern die Mittel geben, dieses mühevollen Wanderleben aufzugeben. Nehren Sie in Ihr Vaterland zurück, genießen Sie dort die Tage in ungetrübtem Frieden, Sie und Ihre Leute, dann will ich mit Coralli stets kommen, wenn Sie es wünschen, damit Sie nicht gänzlich von Ihrem Kinde getrennt sind.“

Die strengen Züge der Alten hatten sich bei den letzten Worten bedeutend gemildert. Es war schon lange ein still gehegter, unausgesprochener Lieblingwunsch ihres Herzens, in ihr Vaterland zurückzukehren, wo sie die glücklichsten Tage ihrer Kindheit verlebt hatte. O, dort zu leben in den dichten uralten Wäldern bis an ihrem Lebensende — dort an der Seite ihres Vaters gebettet zu werden, der nun schon seit achtzehn Jahren in der kühlen Gruft schlummerte! Sie wagte kaum, diesen beglückenden Gedanken auszudenken; ihr Herz schlug laut vor nie gekannter Freude.

„Nun, was denken Sie von meinem Plan?“

Die Stimme des Jünglings rief sie in die nüchterne Wirklichkeit zurück. Wie eine Schuldige schreute sie aus ihren Träumereien empor. Hatte er vielleicht ihre Gedanken erraten?“

„Sie sprechen wie ein Edelmann,“ versetzte sie nach kurzer Pause, „und ich bin überzeugt, daß Sie als ein solcher handeln würden; aber würden Sie Ihren Schritt nicht bald bereuen? Vorausgesetzt, ich gäbe Ihnen meine Einwilligung, verließ für immer diese Gegend, würden sich Ihre Freunde nicht von Ihnen zurückziehen, sobald sie erfahren, wer Ihre Gattin ist? Aber dennoch — ich möchte so gern die Stätte meiner glücklichen Kindheit wiedersehen, daß ich willig ein Opfer dafür bringe. Hören Sie mich an, junger Herr, — aber du, Coralli, verlaß uns — ich muß hier allein überlegen.“

Mit einer majestätischen Handbewegung deutete sie nach der Heide, und Coralli, die nicht wagte, diesem Wink ungehorsam zu sein, war bald in der Dunkelheit verschwunden.

Lange noch sah die Zigeunerkönigin mit dem jungen Gutsherrn im eifrigem Gespräch auf der Rasenbank, doch schon nach kurzer Frist hatte er das feste Versprechen, nach vier Wochen in der benachbarten Residenz Coralli zum Traualtar zu führen, wo sie still und ohne Aufsehen den treuen Bund fürs Leben schließen sollten. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris oder einer anderen Weltstadt wollte er dann mit den Zigeunern wieder zusammentreffen, sie nach Ungarn geleiten und dort noch einige Zeit in ihrer Nähe weilen.

Es war dem jungen Weltmann mit seiner Ueberredungskunst ein Leichtes gewesen, die Lust nach Freiheit und Unabhängigkeit in dem Herzen der Zigeunerin zu wecken. Die beträchtliche Summe, die sie in den Stand setzen sollte, wieder als Königin unter ihrem Volke zu leben, sollte nicht eine Gnade der Barmherzigkeit, sondern nur ein Unterpfaud für die Hingabe der geliebten Tochter sein. Er wollte in der Nähe leben, später auf jedem Wink herbeieilen, damit sie sich selbst von dem Glück ihres Kindes überzeugen könne,

wie es dem stolzen Geschlecht, das seinen Stammbaum bis auf die Patriarchen zurückführe, zukomme.

„Ich muß aber dennoch erst mit meinen Söhnen beratschlagen,“ bemerkte die Alte, ehe sie sich an jenem Abend trennten, „jedoch zweifle ich nicht, daß sie sich sehr freuen werden, dieses herumziehende Wanderleben endlich aufzugeben, wo sie nur Spott und Verachtung für ihre Mühe ernten. Es ist schon lange der Wunsch meines jüngsten Sohnes gewesen, nach Amerika auszuwandern; Caleb wird bei mir bleiben, um nach meinem Ende über mein Volk zu regieren.“

In Gedanken sah sich die Zigeunerin schon mit königlicher Würde ausgezeichnet: ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten. Hoch auferichtet stand sie vor dem jungen Edelmann; dann reichte sie ihm die braune Rechte, die er kräftig schüttelte.

„Ich will meinen Söhnen Ihre Worte wiederholen,“ fuhr sie dann fort, „und wenn Sie mir schwören, daß Sie mein Kind glücklich machen wollen, so will ich nicht widersprechen. Sie haben ihr Herz gewonnen, und es ist besser, ich lasse sie Ihnen, sonst würde sie sich nach Ihnen sehnen, und ihre Sehnsucht würde nicht gestillt werden, bis zu ihrem letzten Atemzuge. Wir Zigeuner lieben heiß und leidenschaftlich, aber — ebenso heiß und glühend ist auch unser Haß und unsere Rache, wenn wir betrogen werden.“

Die letzten Worte stieß sie fast zischend hervor, dann schwieg sie. In den Bäumen hörte sie ein leises Geräusch, aber es war das Eichhörnchen, das aus seinem Schlummer aufgeschreckt, unruhig von Zweig zu Zweig hüpfte. Leise leate sie die Hand auf seinen Arm, flüsterte ihm ein „Wiedersehen“ zu und verschwand nach der Richtung der Heide.

Ernst von Sall stand allein. Er hoffte, Coralli würde zurückkehren, er lauschte gespannt um ihren leichten Schritt zu vernehmen, aber vergebens, und langsam trat er den Rückweg an. — Es war ein sonderbares Spiel des Zufalls gewesen, das ihn seinen Weg mit wandernden Zigeunern kreuzen ließ, und was würde Armaard und Sophie saen, wenn er Coralli in das Haus seiner Väter einführe? Um das Urteil der Welt kümmerte er sich nicht; er liebte die Kleine und das genügte ihm. Was ihr an Kenntnissen und Wissen managte wollte er sie lehren: die Bildung, die aeselehen Normen würde sie sich im Verkehr mit der Welt bald aneignen. Diese Gedanken erleichterten sein Herz und sorglos schaute er der Zukunft ins Auge.

\*

Meigrau war der Himmel. Hin und wieder ein feiner Regen, und heftige Windstöße trieben die Blätter der Bäume gegen die bunten Fenster der Kirche in der entlegenen Vorstadt der Residenz.

Der alte grauhaarige Kirchenbedienter stand in dem offenen Portal. Er schaute mit vrüllendem Blick gen Himmel, dann schüttelte er mähmutig das Haupt.

„Ein schlechter Tag für eine Hochzeit,“ flüster er halblaut, „und so kalt wie im Winter, obgleich nach dem Kalender kaum Sommeranfang. Hu, wie mich schaudert! Wenn ich noch einmal jung wäre, ich möchte wahrlich an einem solchen Tage nicht Hochzeit feiern.“

Sein Gedankengang wurde unterbrochen. Laut ertönte vom Kirchturm die zwölfte Stunde und zugleich hielt ein einfacher Mietswagen vor der Kirchentüre. Nur ein ein-



Professor Robert Koch †.

ziger Herr stieg aus. Er wechselte einige Worte mit dem Alten, der ehrerbietig zur Seite stand, durchschritt dann die stille, menschenleere Kirche, bis raselnd ein zweiter Wagen hielt. dem Coralli mit Myrten und Schleier geschmückt, entstieg. Die alte Zigeunerin, die selbst an dem Ehrentage ihres Kindes die schreienden Farben nicht abgelegt hatte, folgte mit Caleb und Fartas dem Brautpaare, das langsam dem Traualtar zuschritt.

Hestiger fiel der Regen; laut ächzten und stöhnten die Gipfel der Bäume, die jetzt vom Sturm gepeitscht, dröhnend gegen die Fenster schlugen. Vor dem Altar knieten Ernst von Sall und Coralli Benoit. Der Priester hatte segnend seine Hand auf ihr Haupt gelegt und sie für immer zum Bunde für's Leben vereiniget.

Nur wenige Augenblicke später, und es war in der kleinen Kirche ebenso lautlos still, wie es vorher gewesen war. Doch in dem alten Kirchbuche waren die frisch geschriebenen Namen kaum getrocknet, und auf der Erde lagen abgefallene Myrtenblüten als einzige Zeugen der stillen, soeben vollendeten feierlichen Handlung.

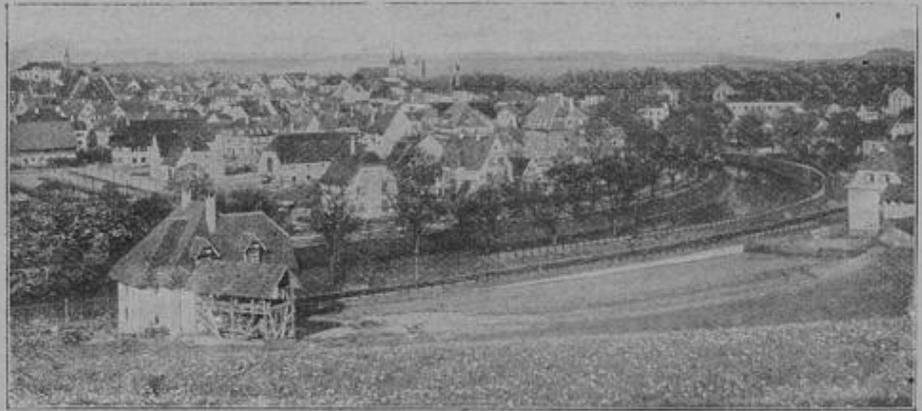
### 3. Kapitel.

Monate waren vergangen. Es war Spätherbst und in dem behaglichen Wohnzimmer des Herrenhauses in Lerchenheim saßen die beiden Fräulein von Sall am Feuer, denn es war kühl und der Winter schien in diesem Jahre sein Regiment früher wie gewöhnlich antreten zu wollen.

Fräulein Frimgard hatte die Verwaltung der umfangreichen Güter in der Abwesenheit des Bruders wieder allein übernehmen müssen. Doch in den Waldungen trieben zahllose Wilderer ihr Wesen, und weder dem Förster noch dem Verwalter wollte es gelingen, dem Unwesen zu steuern.

Dieser Uebelstand reizte die ohnehin sehr erregten Nerven Frimgards, die in ihrer strengen Pflichterfüllung oft allzuweit ging, und mehr denn je wünschte sie die Rückkehr des Bruders.

„Es ist geradezu unerträglich,“ klagte sie oft zu ihrer Schwester Sophie. „Ernst vernachlässigt ganz seine Pflichten. Ja, noch mehr, er scheint uns nicht zu vertrauen, und dieser Gedanke empört mich! Seit Anfang Juni wissen wir gar nicht wo er ist; alle seine Briefe läßt er sich durch seinen



Das neue Donaueschingen.

Anwalt nachsenden, warum nicht von uns? Und dennoch erwarte' er von uns, daß wir hier in seiner Abwesenheit nach dem Rechten sehen! Wenn er doch endlich heiraten wollte! Vielleicht würde es seiner Frau gelingen, ihn an das Haus zu fesseln; uns gelingt es nimmer!“

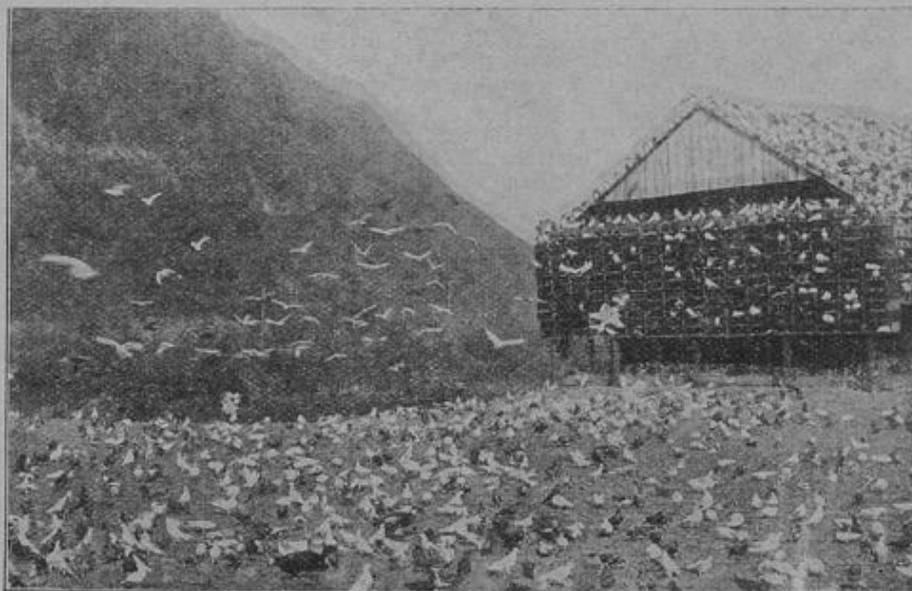
Diese und ähnliche Bemerkungen, die leider allzu oft im Beisein von Fremden wiederholt wurden, breiteten sich wie ein Lauffeuer nicht allein im Dorfe, sondern auch in den entlegenen Gehöfen und Pachtungen aus. Mütter, die oft im stillen mit banger Sorge an die Zukunft ihrer hoffnungsvollen Töchter dachten, atmeten jetzt erleichtert auf, und trafen schon jetzt Vorbereitungen auf erdachte Festlichkeiten, deren Glanzpunkt Ernst sein sollte.

Herrlich schien noch einmal in diesem Spätherbst die Sonne ihre goldigen Strahlen auf die arme, vom Nachtfrost erstarrte Erde senden zu wollen. Verschwenderisch flutete sie über den türklischen Teppich, goß ihre glänzenden Lichtströme durch die hohen Fenster und spielte mit den blühenden Kristallen, die ihre bunten Nester in allen Regenbogenfarben gegen die Wände malten.

Die langhaarige persische Kaze streckte schnurrend ihre Glieder in der Sonne, und erwartete gewiß ihre Herrin, die heute noch nicht erschienen waren. Geschäftig ordnete Marie, das Stubenmädchen, das Frühstück auf den Speisetisch, legte den verschlossenen Postbeutel auf Fräulein Frimgards Platz, warf noch einen prüfenden Blick auf ihre Arbeit, dann verließ sie das Gemach, nachdem sie die letzten Herbstblumen in der Vase geordnet und die welken Blätter davon entfernt hatte.

Bald darauf erschien Sophie. Schnell huschte die schwarze Kaze in ihren Arm und ließ sich in gewohnter Weise streicheln und lieblos. Dann öffnete sie den Postbeutel und sortierte darauf die angekommenen Briefe.

„Von Ernst — endlich!“ kifferte sie halblaut, den großen Brief in ihren Fingern hin und her wendend, unschlüssig, ob sie ihn öffnen oder bis zur Ankunft der älteren Schwester warten sollte. — Es war zwischen beiden schon lange die Uebereinkunft getroffen worden, daß alle Familienbriefe, die ihnen gemeinschaftlich bestimmt waren, von derjenigen zuerst geöffnet und gelesen werden konnten, die sie zuerst in den Händen hatte. „Soffentlich meldet er uns seine Müdtehr,“ dachte sie sinnend weiter. „es ist doch wahrlich Zeit daß er endlich seine Pflichten übernimmt. — ah — guten Morgen Frimgard“ begrüßte sie die



Die größte Taubenzucht der Welt.

eintretende Schwester, „hier ist endlich ein Brief von Ernst, ich habe ihn noch nicht geöffnet.“

Zimgards Laune schien heute nicht die rosigste zu sein. Ohne die Begrüßung der Schwester zu beachten, ergriff sie die Schelle, auf deren schrillen Ton Maria eintrat.

Nachdem sie ihre Befehle gegeben, setzte sie sich zum Frühstück nieder.

„Es soll mich doch wundern, ob Ernst endlich an die Rückreise denkt,“ unterbroch Sophie das peinliche Schweigen und bereute im Stillen, den Brief nicht vorher geöffnet zu haben.



Kaffe Poffage. Nach dem Gemälde von G. von Bergen.

„Sage dem Kutcher, daß pünktlich um elf Uhr der Wagen bereit steht, ich muß nach dem Vorwerk hinaus,“ befahl sie kurz. „Dann sage dem Gärtner, daß ich ihn nach dem Frühstück erwarte; die Nachfröste treten ein, es ist Zeit, daß das Treibhaus gedeckt wird.“

„Jedenfalls, sonst würde er nicht geschrieben haben“ lautete die unwirksame Antwort, und ruhig verzehrte sie ihr Frühstück. — Besser so, ihr ahnungslosen Seelen; denn die unerwartete Nachricht in dem so harmlos aussehenden Brief wird einer Bombe gleich in euer friedlich stilles Leben hin-

einfallen und zweifellos euch den Appetit zu eurem Frühstück rauben.

Endlich hatte Irmgard die letzte Tasse Kaffee geleert. Mechanisch nahm sie den inhaltsschweren Brief zur Hand, suchte dann im Strickkorb nach einer Nadel und musterte ihn dann sorgfältig.

„Er ist in Paris,“ sagte sie, als sie mühsam den Poststempel entziffert hatte. Dann las sie:

„Meine lieben Schwestern!“

Für Euch beide sind heute meine Zeilen bestimmt, und Ihr werdet über die Neuigkeit überrascht sein, die ich Euch mitzuteilen habe. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Ihr Euch freuen werdet, und bedauere fast, daß ich Euch so lange in Ungewißheit darüber ließ.“

Irmgard hielt inne.

Sie erblickte sichtlich und blickte zu ihrer Schwester hinüber; doch als Sophie nicht die geringste Bemerkung machte, fuhr sie fort:

„Es ist ja lange Euer Wunsch gewesen, und Ihr habt mir so oft den schweizerischen Rat gegeben, mich zu verheiraten, und dann dauernd in Lerchenheim zu bleiben.

— Dieser Euren ersten Wunsch habe ich bereits erfüllt, den zweiten hoffe ich am Freitag zu erfüllen und gedenke an dem Tage meine Gattin als Herrin in das Haus meiner Väter einzuführen.

„Herr meines Lebens,“ rief Sophie, „er ist schon verheiratet.“

„Die Dame, der ich an heiliger Stätte unverbrüchliche Treue und Liebe geschworen habe,“ las Irmgard weiter, „wird in ihrer neuen Heimat sehr gut ihre Stellung ausfüllen. Sie ist schön, lebenswürdig und hingebend, und obgleich eine Ausländerin, hat sie doch fast ihr ganzes Leben in Deutschland zugebracht und spricht die Sprache geläufig.“

„Eine Fremde also,“ unterbrach Sophie.

„Als ich vor vielen Monaten Lerchenheim verließ, geschah es in der Absicht, Coralli Benoit zu heiraten und dann auf Reisen zu gehen. — Am 5. Juni wurde die Trauung in einer kleinen Kirche in der Vorstadt der Residenz vollzogen. — Wir reisten dann in ihre Heimat und brachten dort in den dichten Wäldern Ungarns, wo ihre Mutter als Zigeunerkönigin herrschte, eine lange Zeit zu. Vielleicht werdet ihr, und gewiß auch die Welt glauben, daß meine Verbindung mit einer Zigeunerin eine Mißheirat ist, und mich daher bemitleiden; aber glaubt mir, Coralli wird unserem Namen keine Schande machen, und um die öffentliche Meinung oder das Urteil der schändlichen Welt habe ich mich nie gekümmert. Ich liebe sie, und sie liebt mich das genügt mir vollkommen. Jedoch bitte ich — um einen besonderen Wunsch meiner lieben Gattin zu erfüllen — daß ihre Abkunft vorläufig der Welt ein Geheimnis bleibe: wir vermeiden dadurch neugierige und lästige Bemerkungen. — Ich hoffe und bitte Euch, daß Ihr Coralli liebevoll aufnehmen werdet, und sehe voraus, daß alle Untergebenen es nicht an der schuldigen Hochachtung fehlen lassen werden. Mit dieser Post geht auch ein Brief an meinen Verwalter Braun ab, den ich beauftragt habe, zu Ehren meiner Ankunft den Dorfbewohnern ein Fest zu bereiten. Die große Halle oder die Verwaltungsgebäude sollen zur Bewirtung hergerichtet werden. Schließlich bitte ich Euch, die Gemächer im Seitenschloß, die für meine Mutter hergerichtet und seit ihrem Tode nicht mehr benutzt wurden für Coralli herzurichten. Wir werden am Freitag nachmittags gegen 4 Uhr in Lerchenheim ankommen; schicket uns den Kutsher nach der Bahn. Coralli und ich grüßen euch herzlich.

Euer Bruder  
Ernst von Sall.“

Irmgard hatte mit monotoner Stimme den Brief bis zu Ende gelesen, als habe sie den Sinn der Worte nicht verstanden.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine unglaubliche Geschichte.

Englische Grotteske von Andreas Schönekerl.  
(Nachdruck verboten.)

Wirklich wir leben in einer Zeit, in der ganz unglaubliche Geschichten passieren.“

„— ?? —“

„Warum sehen Sie mich so fragend und achselzuckend an? Es passieren wirklich ganz „unglaubliche“ Geschichten!“

„— ?? —“  
„Wie Sie wünschen! Aber ich sagte Ihnen vorher eine ganz unglaubliche Geschichte.“

Wir saßen bei Tante Malchen, hochzeitfeiernd. Malchens Einzige hatte es geschafft. Dank der Taktik von Mutter und Tochter war der Freier überrumpelt. Nun saßen wir und feierten Hochzeit. Die Männer spielten Stat und die Frauen tranken Kaffee. Getrennte Zimmer. Nur der Bräutigam und ich hatten den Mut oder die Laune, bei den Frauen zu bleiben.

Tante Malchen war sehr geistreich.

„Wißt Ihr noch, vorigen Herbst, als die Linden anfangen, gelbe Blätter zu bekommen, ritt ein Reiter dicht an unserm Garten vorbei und ein Lindenzweig riß ihm den Hut vom Kopfe und warf ihm in unseren Garten. Damals sagte ich: kinder, paßt auf, das gibt eine Hochzeit. Und richtig, es hat eine gegeben.“

Bedächtig nickten die Frauen Beifall und bestaunten die Schergabe unserer verehrten Tante Malchen. Das Bräutchen blickte den Angetrauten selig an und ich zermarterte vergebens mein Gehirn, Zusammenhänge zu finden zwischen einem Lindenzweig, einem fortgerissenen Hut und einer Heirat.

Mittlerweile waren die Andern auf Gespenster gekommen. Tante Malchen hatte geradezu Furchtbare erlebt! Mitten in der Nacht hatte es angefangen, Klavier zu spielen. Und als Tante Malchen erschreckt nach dem Instrument gesehen, hielten zu ihrem Entsetzen zwei forpulöse, knochige Hände die Tasten bearbeitet, während die Armstumpfe bläulich-grünes Licht verbreiteten.

„Tante, das war sicher eine Katze,“ sagte ich.

Niemals unterbreche ich Tante Malchen wieder, wenn sie von Gespenstern erzählt, denn den Blick, den sie mir zuwarf, vernichtend und scharf, vergesse ich mein Lebenlang nicht und noch heute denke ich mit Angst, wenn sie mich nur nicht enterbt wegen dieser Katze.

Ein angenehmes Gruseln legte sich über die ganze Gesellschaft, während Tante Malchen weiter erzählt. Das Bräutchen lehnt sich zur Seite und saßt die Hände des Angetrauten. Die Magd bringt eine große Schüssel voll eingelochter Erdbeeren herein. Niemand nimmt Notiz davon, denn Tante Malchen erzählt soeben, wie einst der teure hohe Gatte ihr erschienen als Geist. Eben ließ sie es zwölf schlagen (in ihrer Geschichte natürlich), als sich plötzlich die Erdbeererschale bewegte.

Eine ganz besonders große Erdbeere vergrößerte sich langsam, nahm die Form eines roten Käppchens an, wuchs heraus aus der Schale und stand plötzlich als junger Mann im Pagenkostüm mitten in der Erdbeerenauce.

Kein Mund sagte ein Wort. Nicht einmal die redselige Tante Malchen. Der junge Mann entledigte sich seines Kostüms, das er langsam in die Erdbeerenauce gleiten ließ, wobei es sich in ganz entzückende Erdbeeren verwandelt.

Jetzt endlich ergreift aber der Bräutigam das Wort und sagt:

„Erlauben Sie, aber finden Sie es besonders schicklich, ohne Anmeldung hier einzubringen und noch dazu in einem solchen Kostüm?“

Bewundernd blickt das Bräutchen den Angetrauten an ob solch mutiger Rede. Der junge Erdbeeren-Mann wendet uns verächtlich den Rücken zu und . . . . . spuckt dem Bräutigam auf den Kopf. Direkt auf den Kopf, wo die Haare schon dünner werden.

Erregt will der Bräutigam aufstehen, doch das zitternde München hält ihn fest, ängstlich bedacht, den eben erst Gewonnenen nicht zu verlieren. Lippelnd sagt sie:

„Aber, Amandus, vielleicht kann er nicht deutsch.“

Soort beginnt Amandus:

„Gentleman, if you like . . . .“

Weiter kommt er nicht, denn abermals fühlt er auf seiner beginnenden Glabe die schleimige Feuchte.

Das lähmende Entsetzen, das sich über der Gruppe lagerte, hat sich ein wenig gelegt. Resolut sagte Tante Malchen:

„Auch ich muß sagen, mein unbekannter Herr, daß ich Ihr Benehmen sehr unpassend finde, so wir gerade Erdbeeren essen wollten“ . . . .

Kein Wort sagt der Angeredete und doch hört Tante Malchen auf zu sprechen, denn der junge, auf so eigenartige Weise erschienene Mann spuckt verächtlich auf den leeren, kleinen Dessertteller, den Tante Malchen vor sich hat, wendet sich etwas und in wenigen Augenblicken liegt auf jedem

Zeller eine aus dem Munde des Fremden gekommene Kleinigkeit, die sich in eine prächtige Erdbeere verwandelt, aber, als Tante Malchen sie in die Hand nehmen will, die Gestalt einer Unke annimmt.

Alles schreit auf.

Der Bräutigam nimmt ein großes Messer, stürzt auf den jungen Mann zu, unbekümmert um die treue, ihn in den Arm fallen wollende Braut. Der junge Mann aber beißt in das ihm entgegengehaltene Messer, verschlingt es, saßt mit dem Munde nach der Hand, die das Messer hält, würgt die Hand hinab, wobei sich sein Mund ganz entsetzlich vergrößert, so vergrößert, daß der ganze Bräutigam darin verschwindet.

Entsetzt schreit München auf und flüchtet. Mit ihr die andern.

Der junge Mann lächelt. Ohne Mühe entsteigt er der Erdbeersauce, setzt sich auf den Tisch, nimmt einen Löffel und beginnt zu essen. Schnell und gefräßig. Als sich die Tür öffnet und die beim Stotzen gestörten Herren mit erregten Mienen erscheinen, ist er längst fertig, verbeugt sich elegant und verschwindet, wie er gekommen, in der Erdbeerschale, nur einen kleinen Fleck und die Unken zurücklassend.

Der Bräutigam aber blieb verschlungen bis auf den heutigen Tag.

## Zu spät.

Von Alex. R. Herrmann.

(Nachdruck verboten.)

Zum Oktoberfeste war er in München.

Die Stadt war ihm lieb, wie hundert andere, durch die er gekommen. Aber hier pflegte er sich vorzubereiten für das ewig-brausende Menschenmeer im Binnenlande, vor das sich München wie eine Düne hinlagerte. Hier fällt die letzte Welle von dir ab, und neigt die erste gierige Woge deinen Fuß, denn in den weiten, stillen Alpenrieden folgt dir nichts als die paar Tropfen, mit denen du dir die Gemeinschaft mit der Unrast des Lebens wahren willst. Das Meer tritt zurück, um dich erst wieder aufzunehmen, wenn du der Ruhe müde bist.

Meigrau ist der Himmel zu dem Fest und sieht trübselig und kalt herein, wie das Volk sich in den Straßen drängt und schiebt.

Den Künstler fröstelt's für die vielen, vielen Menschen in dem bunten, leichten Festgewande; er zieht den Lederoch fester um sich zusammen, und läßt sich mitziehen und -streben nach der Rudenstadt auf der Wiese, wo das Vergnügen seine zahllosen Stätten aufgebaut hat.

Schon von weitem empfing ihm das chaotische Getöse des bunten Durcheinanders eines Volksfestes — das Brüllen wilder Tiere, die fragwürdige Blechmusik an den Eingängen der Gauklerbuden, das Geleier Duzender von Drehorgeln verbunden mit dem marktschreierischen Gebahren der Ausrufer. Dann überschritt er die Rennbahn und wurde von der Menge, der er bis hier fast ohne eigenes Mitteln gefolgt war und die nun in Gruppen auseinander ging, abseits ausgelöst. Er ging lächelnd weiter. Die guten, dummen Menschen! Woran sie sich nicht satt sehen konnten, ergötzte ihr nicht einmal. Er empfand es peinlich, daß so viele namenlose Existenzen in einer noch namenloseren Beschäftigung volle Befriedigung fanden. Weiter und weiter tauchte er in das tausendstimmige Konzert dieses Herzensabbits hinein und bemächtigte sich diese Gedanken und Empfindungen los zu werden, die ohnedies mit der lustsinnigen, gutlebigen Stadt München nichts gemein hatten, um zu der harmlosen Anschauung der unbefangenen Naturkinder zu gelangen.

Eine breite Fläche des Festplatzes nahm ein Geister- und Zaubertheater ein, vor dem er schließlich stehen blieb, diesen Versuch recht gründlich zu machen. Eine kurze Holzstiege führte zu dem erhöhten Eintrittsraum, den eine grobgezimmerte Ballustrade von der gaffenden Menge trennte. Ein Weib mit gemeinen Zügen handhabte in der phantastischen Tracht der Märchenprinzen eifrig den Schlüssel einer großen Pforte, deren lärmendes Tam-tam das ohrenzerreißende Streichen der gemieteten Blechmusik überlötete. Und zu diesen Klängen tanzte ein junges, kaum 16jähriges Mädchen im Gewande einer maurischen Prinzessin, einen Messingreis in dem fliegenden, schwarzen Haar, unermüdetlich auf einem Bein, während ein Clown allerlei tollen Blödsinn trieb...

Der Professor wollte sich angewidert abwenden, verschie-

dene Male schickte er sich an, seinen Weg fortzusetzen. Doch immer wieder hielt ihn ein letzter Blick auf das kalte, nicht unsehene, von aller Jugend nur merkwürdig verlassene Antlitz dieses Mädchens zurück. Hier, fühlte er, prägte sich eine Geschichte aus, die des Anhörens wohl wert war. Der Gedanke zu einem neuen Bilde durchslog ihn, das diese zum Gegenstande hatte, und kurz entschlossen zog er die Geldbörse sich die Gelegenheit zu weiterem Studium nicht entgehen zu lassen.

Ein Mädchen mit den Trümmern ehemaliger Schönheit in den dreisten Zügen geleitete ihn zu einer Art Ehrenplatz, im Vordergrund des Theaters und blieb bei ihm stehen, als müsse es so sein — ihre Gegenwart war vielleicht eine besondere Aufmerksamkeit für den vornehmen Besucher.

Der Professor wandte sich an sie:

„Woher kommt Ihre Gesellschaft?“

„Von —“ Sie nannte eine norddeutsche größere Stadt.

„Sind Sie da zu Hause?“

„Zu Hause? Wer von uns ein zu Hause hätte! Doch gebürtig bin ich von da!“

Der Künstler blickte auf, ihr Gesicht hatte jetzt einen harten, finsternen Ausdruck angenommen, wie wenn diese Erinnerung ihr nicht gerade lieb wäre. Schon ihre Weise zu sprechen hatte eine andere Gewohnheit des Daseins angedeutet, und ein Denken, das nicht, wie bei den andern, an der Oberfläche lag. Wie kam sie unter die Bände?

Der Professor erhielt keine Antwort auf seine Frage.

„Das sind Geschichten die man nicht gern erzählt, die mit den Tagen begraben sind, denen man mit dem Eintritt in das hier — sie machte eine wegwerfende Kreisbewegung mit den entblößten Armen über den Raum hin — den Rücken lehnte. Sehen Sie, da draußen steht ein junges Geschöpf, das für sein ganzes Leben verloren ist. Es hat nie eine Jugend gehabt und wird keine mehr haben, ihr Dasein gehört dem unherziehenden Gauklertum an, denn ihre Mutter gebietet hier.“

Der Künstler fühlte sich selten hingezogen. Das Mädchen vor ihm erhielt ein eigentümliches Relief durch die Art, wie es sich gab.

„Und der Vater?“ Fragte er weniger aus Neugier, als mechanisch, nur um sie weiter sprechen zu hören.

„Der lebt lange von ihr getrennt, irgendwo in der Welt, als ein großer und wohl auch begüterter Maler und hat sein Kind kaum gekannt.“

„Woher wissen Sie das?“

Des Künstlers Antlitz drückte plötzlich eine tödende Spannung aus, als sehe er was Furchterliches vor sich heraufsteigen —

\*

Höher und höher schwillt die Flut der Neugierigen vor dem Geister- und Zaubertheater, je weiter die Nachmittagsstunde vorrückt.

Keiner beachtet den Fremden, der mit tief in die Stirn gezogenem Hut an dem äußersten Rande des weiten Halbkreises sich hält.

Dort oben tanzt ja sein Kind vor der gaffenden Menge, und er kämpft schwer mit einem plötzlichen Gefühl des Mutes, in jene Flitterwelt eine Wahrheit hineinzutragen, die dort — keinen Wert hat.

„Ihr Leben gehört dem unherziehenden Gauklertum an“ —

Er hatte darin nichts mehr zu suchen.



### Nützliches fürs Haus.



— Herstellung einer guten Brandsalbe. Man schmilzt ein halb Lot Wachs mit vier Lot Leinöl. Die fast erkaltete Masse wird mit einem möglichst geklärten Eidotter verrührt und die Salbe ist fertig zum Gebrauch. Leichtere Brandwunden, wo die Haut noch vorhanden ist, kann man auch so behandeln, daß man das verbrannte Glied in ein Bad bringt, welches nach und nach immer kälter zu machen ist. Auch Spiritusumschläge, in kleineren Zeiträumen erneuert, bewahren sich. Ist es eine leichte Verbrennung, so verschafft schon etwas aufgestreute zerstoßene Holzlohle, oder statt dessen Mehlbestreuung Linderung. Ebenso haben wohlthätige Wirkung Umschläge von rohen geriebenen Kartoffeln.

— Erste Hilfe bei Vergiftungen. Vor allen Dingen gebe man Brechmittel und halte den Schlaf von dem Patienten fern. Ferner gebe man Essig und Wasser zu trinken und bereite ebenso davon Abstreinspritzungen.



Unsere Bilder.



— Zum Untergange des französischen Unterseebootes „Pluviose“. (Siehe Bild Seite 201.) Der Untergang des „Pluviose“, an dessen Bord sich 27 Mann befanden, ereignete sich zur Flutzeit, wo an der Küste eine starke Strömung herrschte. Das Unterseeboot war im Begriff, an die Oberfläche zu steigen, als es, von der Strömung seitwärts getrieben, unter das Rad des Dampfers „Pas des Calais“ geriet. Die Mannschaft konnte nicht gerettet werden.

— Professor Robert Koch †. (Siehe Bild Seite 203.) Mit ihm ist ein Fürst der Wissenschaft dahingeschieden, einer jener „ganz Großen“, die dem Jahrhundert, in dem sie gelebt haben, den Stempel ihrer Persönlichkeit aufdrücken. In Claustal im Harz geboren, ließ er sich nach Beendigung seiner akademischen Studien als praktischer Arzt in der Nähe von Hannover nieder, siedelte in gleicher Eigenschaft von hier nach dem kleinen Städtchen Rastwig in Posen über und kam dann als Kreisphysikus nach Wollstein in Posen. Seine Arbeiten, die er von hier aus veröffentlichte, lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn. Er wurde als Regierungsarzt in das Kaiserliche Gesundheitsamt nach Berlin berufen und hier gelang ihm die Entdeckung des Tuberkel-Bazillus. Bald folgte die Entdeckung des Cholera-Erregers. In frischer Erinnerung ist noch die Reise des großen Gelehrten nach dem Innern Afrikas, wo er eine Reihe exotischer Krankheiten studierte.

— Das neue Donaueschingen. (Siehe Bild Seite 204.) Es ist ein Zeichen von erstaunlicher wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit, daß das badische Städtchen Donaueschingen (mit 4000 Einwohnern), das vor zwei Jahren durch eine Feuersbrunst ganz zerstört worden ist, in so kurzer Zeit wieder aufgebaut werden konnte.

— Die größte Taubenzucht der Welt. (Siehe Bild Seite 204.) Dieselbe befindet sich in der Nähe der Stadt Los Angeles in dem nordamerikanischen Staate Kalifornien. Die Zuchtanlage wurde vor mehreren Jahren mit einigen hundert Tauben begründet, die sich jetzt zu einer „Familie“ von mehr als 100 000 Köpfen entwickelt haben. — Abgesehen von dem wirtschaftlichen Nutzen, den die Taubenzucht abwirft, dient sie auch den Zwecken des Verkehrs. Denn die Verwendung der Taube zur Nachrichtenbeförderung ist uralt und läßt sich auf China und Ägypten zurückführen. Im 18. Jahrhundert bediente sich Napoleon I. häufig dieser geflügelten Post, und im Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 unterhielt das belagerte Paris eine dauernde Brieftaubenverbindung mit der Stadt Tours, dem damaligen Sitze der französischen Regierung nach der Schlacht von Sedan. Seitdem hat auch die deutsche Militärverwaltung die Taubenpost organisiert und in allen Festungen Deutschlands Taubenstationen errichtet.



Zur Unterhaltung.



— Er ist überzeugt. Wenn der Herr Oberförster am Stammtisch zu erzählen beginnt, glaubt man sich in eine ganz andere Welt versetzt. Dinge geschehen da, wie sie die ältesten Männer nicht erlebt haben, Abenteuer werden vollbracht, wie seit Herkules keine mehr geschehen; aber die Herren in der Runde lauschen dabei gläubig mit ernsthaften Mienen. Denn daß der Herr Oberförster jemals eine unwahre Silbe sagen könnte, daran wagt keiner auch nur zu denken. Ist es doch vor mehreren Jahren einmal dem Apotheker Mixtmeyer, der damals erst kurz im Städtchen war, sehr schlimm ergangen, als er zu zweifeln wagte!

„Sehen Sie, meine Herren,“ erzählte der Oberförster, „heute hat mir ein Kapitalbock einen Streich gespielt — so was war noch gar nicht da! Zwei volle Stunden steh' ich in der Nähe von seinem Wechsel und warte halb erfroren und mühsam — da, wie ich schon zornig fortgehen will, kommt der Riesenkerl von einem Hirsch so gemächlich daher, als ob ich ihn gar nichts anginge. Wart', denn! Ich mir, daß sollst du büßen! — und wie der Bock in der schönsten Schußlinie ist, krach' ich los! Im selben Moment aber,

meine Herren — ich war ganz pass! — springt der Hirsch mit einem Riesensaltomortale nach rückwärts über meine Schulter weg und ist verschwunden — die Schulter steckt noch jetzt dort im dicksten Stamm!“

Die ganze Tafelrunde saß verblüfft; nur Herr Mixtmeyer meinte: „Na, aber Herr Oberförster, ein Bock — wollt' sagen ein Hirsch — und ein Saltomortale, das klingt denn doch ein bißchen —“ — „Was?“ brüllte der alte Waldmann ergrimmt mit firschrötem Gesichte und sprang auf. „Sie glauben mir nicht! Sofort — auf der Stelle gehen Sie mit mir in den Wald hinaus, damit ich Ihnen die Nase auf die Schulter in dem Baum stoßen kann! Das siele mir ein, mich mit meinem grauen Kopfe von einem jungen Menschen als Lügner hinstellen zu lassen!“

Und wohl oder übel, wollte er nicht das Neueste riskieren, mußte der schwächliche Apotheker nach seiner Mühe greifen — einen Mantel trug er trotz der strengen Winternacht nicht bei sich, da er dicht nebenan wohnte — und dem Oberförster folgen, der in seinem Pelzrock eilig und brummend dahinschritt. Der Wind pfiß schneidend und trieb eine Unmasse spitzer Eisnadeln in das ungeschützte Gesicht Mixmeyers; die nicht behandschuhten Hände liefen ihm blau an, alle hundert Schritte setzte er sich unfreiwillig auf den spiegelblank gefrorenen Wegen nieder, und so kam es, daß er schon nach einer halben Stunde zähnelappernd und demütig erklärte, er habe jetzt über die Sache nachgedacht, es sei nichts zu zweifeln daran, er sehe jetzt die Wahrheit der Erzählung sonnenklar ein — — „Nichts da!“ brüllte aber der Oberförster. „Ich werd's Ihnen beweisen — wir haben nur noch eine kleine Stunde bis zu dem Baum — Sie sollen mir nicht noch einmal kommen!“

Und auf's Neue schleppte er den Kernstein vorwärts — bis es diesem endlich nach einer weiteren Strecke Begeh, durch flehenliche Abbitte und feierlichen Treuschwur für alle Zukunft, gelang, den scheinbar grimmig erzürnten Waldmann etwas zu befänstigen und zur Umkehr zu bewegen.

Stolzen Schrittes zerrte dieser den Halberfrorenen wieder zur Stammtische herein. „Na,“ rief er triumphierend, „der zweifelt nicht mehr! Nicht wahr, Apotheker?“

„Es — ist — richtig!“ schnatterte der; weiteres war aus ihm nicht herauszukriegen.

Seitdem schwören alle auf den Oberförster — besonders der Apotheker.



Rätzelecke.



Rätsel.

Mit Kopf und mit Hals geht er voran.  
Wieder mit Kopf folgt es sodann.  
Oft in der Odyssee genannt,  
Ist das Rätselwort allen bekannt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Anagramm: Traun.

Silberrätsel: Stiergefecht.

Rebus: Ehrlich währt am längsten.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Gredle.

Verlag des Verlags von T. Gredle, 23. Markt, 5. u. 6. G. betriebe in Pöchlarn.



## Die Zigeunerin.

Novelle von C. Borges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Jetzt folgte eine peinliche Stille. Die Augen der beiden Damen waren unverwandt auf den Briefbogen gerichtet, den die ältere krampfhaft in den Händen hielt. Es wurde ihnen augenscheinlich schwer, ihre wirren Gedanken zu sammeln und in die nüchterne Wirklichkeit zu versetzen. — Sophie erhob sich aber zuerst.

„Eine Zigeunerin,“ kam es über ihre zuckenden Lippen. „Irngard, es ist ganz gewiß das schöne Mädchen, das zu der Zigeunerbande gehörte, die im Frühjahr ihre Zelte auf der Heide aufgeschlagen hatte! — Oh, Gott, wie entsetzlich! Was soll nun geschehen?“

„Was?“ zischte die Schwester, „diese Bagabunden? diese diebische Bande? Unmöglich! — Ernst würde niemals unseren Namen und sich in dieser Weise entehren! Wie kommen diese törichten Gedanken dir nur in den Kopf? Ich sage dir, es ist ja nur Unsinn, Sophie.“

„Das Mädchen hieß Coralli, Ernst nannte sie so,“ wandte Sophie ein.

„Na, wir dürfen niemals wagen, unser Haupt zu erheben,“ sagte Irngard, als sie das unschuldige Papier zerknitterte und in den Ofen warf. „Wie konnte er uns nur diese Schande machen! Wie konnte er dieses nur tun!“

„Es ist durchaus nicht nötig, daß die Leute wissen, daß Coralli eine Zigeunerin ist,“ lenkte Sophie beänztigend ein. „Ernst bittet selbst darum, ihre Abkunft soll vorläufig geheim gehalten werden. Und da sie Ausländerin ist, werden die Leute denken, die Hochzeit sei in der Fremde gefeiert.“

„Ich bleibe keine Stunde mehr in diesem Hause,“ rief Irngard empört. „Wir müssen schnell unsere Sachen packen, damit wir vor Freitag fort sind. Denke nur, es soll ihrer wegen eine Festschickerei veranstaltet werden! Ich rühre bestimmt keinen Finger darum, ja, wenn es von mir abhinge, so sollte er bei seiner Ankunft ein ganz leeres Haus finden! Der Gedanke, daß ein ganz gewöhnliches Zigeunerweib als Herrin hier einziehen soll, ist mir ganz unerträglich — unfaßlich!“

Niemals war in den stillen Räumen des Herrenhauses ein solches Klagen und Stöhnen gehört als heute. — Irngard dachte nicht mehr daran, nach dem Vorwerk hinauszufahren, oder dem Gärtner ihre Befehle zu geben, das hatte Zeit, bis der Bruder kam. — So gern sie auch, dem Eindruck folgend, das Haus ihrer Väter verlassen hätte, mußte sie sich bei richtiger Ueberlegung doch jagen, daß sie keine andere Unterkunft hatte, und gar nicht wußte, wohin sie ihre Schritte lenken sollte. Es blieb ihr also kein anderer Ausweg, den Verwalter zu beauftragen, die Befehle seines Herrn, der in drei Tagen mit seiner Gattin eintreffen werde, pünktlich auszuführen.

Erst gegen Abend wurden die Damen ruhiger. Die Nachbarn sollten nie erfahren, wie verhaßt ihnen die neue Herrin sei und mutig wollten sie der Zukunft ins Auge schauen.

„Aber daß sie die Zimmer unserer Mutter bewohnen soll, ist mir ein ganz schrecklicher Gedanke,“ stöhnte Irngard, ehe sie ihr Schlagzeug aufsuchte.

Drei Tage waren vergangen. Daß Dorf Lerchenheim prangte im festlichen Schmuck; die Glocken läuteten; Fahnen und Flaggen flatterten lustig im Winde und die Häuser waren mit Kränzen geschmückt.

Auf der breiten Allee, die nach dem Herrenhause führte, stand ein mächtiger Triumphbogen. Vor ihm hatten



Das neue Gebäude der Kaiser Wilhelms-Akademie in Berlin.

sich die Schulkinder, in ihren Sonntagskleidern, geschart, die, mit dem Lehrer an der Spitze, zur Begrüßung des jungen Patronats Herrn ein Lied singen wollten. — Vier weißgekleidete Mädchen standen mit blühenden Wangen und leuchtenden Augen bereit, den Ankommenden Blumen auf den Weg zu streuen.

Auch der Verwalter war nicht müßig gewesen. Auf einem freien Plage vor dem Herrenhause war ein Zelt aufgeschlagen, das mit seinen vielen größeren und kleineren Fahnen einen stattlichen Eindruck machte. Hier reichte sich Tisch an Tisch, die, mit Staffee und Kuchen reichlich besetzt, für die Dorfbewohner hergerichtet waren.

Auch die lustigen Musikanten fehlten nicht. Die Ankunft des jungen Gebieters sollte ein Volksfest werden, das mit einem Tanz am Abend beschlossen werden mußte.

Für den folgenden Tag hatten die beiden Fräulein von Sall die Honorationen und einige Gutsnachbarn geladen. Es war ihnen schwer geworden, zur Empfangsfeierlichkeit beizutragen.

„Aber es ist besser, Coralli lernt gleich beim Anfang unser gesellschaftliches Leben kennen,“ hatte Irmgard spöttisch bemerkt, „sie wird dann schnell genug bereuen, sich in einen Kreis eingedrängt zu haben, in den sie durchaus nicht paßt.“

Viertelweile hatte das junge Paar das Dörfchen erreicht. Der Pfarrer sowohl wie der Amtmann waren die ersten, die ihre Begrüßung in langen Reden auf der Bahnstation hielten. Dann mußte der Wagen am Triumphbogen lange halten, bis das Lied gesungen und die üblichen Ovationen gebracht waren.

Indessen saßen die beiden Damen in größter Erregung im Empfangszimmer.

„Sie müßten schon hier sein,“ bemerkte Sophie wohl schon zum zehnten Male zu ihrer Schwester und trat ungeduldig zum Fenster. „Der Zug muß sich verspätet haben, auf alle Fälle.“

„Sie werden immer noch früh genug hier sein!“ versetzte die Angeredete, ohne von ihrem Stridzeug aufzusehen. „Ich begreife deine Unruhe nicht, Sophie, laß sie doch kommen, wenn sie wollen, was liegt daran?“

„Horch! sie müssen ganz nahe sein; ich höre das Hurra- und das Hochrufen! Sieh, — dort biegt der Wagen um die Ecke; — sie kommen!“ und ohne auf die Ermahnung der Schwester zu achten, eilte sie auf die Terrasse des Hauses, auf der die Dienerschaft zum Empfang bereit stand.

Die einfach, aber elegant gekleidete Dame konnte unmöglich das verachtete Zigeunerkind sein, welches vor wenigen Monaten bei der Annäherung Sophies im Walde so schüchtern geflohen war. Doch als jetzt der Wagen hielt und die junge Herrin die Augen aufschlug, entsank die eben geleimte Hoffnung; denn an einem Irrtum war nicht mehr zu denken.

Begleitet von den freudigen Zurufen der Menge, die scharnweis dem Wagen folgte, führte Ernst seine Gattin die Terrasse hinauf, und als Coralli jetzt schüchtern ihrer neuen Schwägerin die Hand entgegenstreckte und mit herzgewinnender Freundlichkeit ihr leise zusüßelte:

„Ich fürchte, ich bin hier ein Eindringling, der nicht gern gesehen wird; aber ich will Euch lieb haben,“ folgte Sophie der Eingebung des Augenblickes und umarmte und küßte die Fremde schweizerlich.

Ernst, der im Stillen die Abneigung seiner Schwester gegen seine Gattin gefürchtet haben mochte, atmete bei dem freundlichen Empfang erleichtert auf und umarmte die Schwester zum Dank vor den Augen der ganzen Dienerschaft, so daß sich Sophie reichlich belohnt fühlte und nicht mehr die strafenden Worte fürchtete, die ihre Schwester zweifellos für sie in Bereitschaft hatte.

„Wo ist Irmgard?“ fragte Ernst, als er Coralli in das Haus führte. „Ist sie nicht zu unserem Empfang hier?“

„Og — ja — sie ist im Empfangszimmer. — Ich hörte den Wagen kommen und eilte hinaus,“ berichtete Sophie.

Ernst Antlitz verfinsterte sich. Ohne ein Wort zu erwidern, führte er seine Gattin in sein eigenes Arbeitszimmer.

„Willkommen in deiner neuen Heimat, Geliebte!“ flüsterte er ihr zu und umarmte sie herzlich. Du bist gewiß von der weiten Reise müde. Ruhe hier aus: man soll uns hierher eine Erfrischung bringen, ehe du dir das ganze Haus ansiehst.“

Coralli sah sich in dem behaglich ausgestatteten Zimmer überrascht um.

„Wie schön ist es hier,“ flüsterte sie leise und ließ bewundernd ihre Blicke über die kostbaren Gemälde schweifen.

O, Ernst, wenn ich gewußt hätte, wie reich du bist, und wie schön deine Besetzung, so würde ich nicht den Mut gehabt haben, deine Gattin zu werden.“

Ernst lachte erheitert.

„So ist es denn gut, daß du es vorher nicht wußtest,“ erwidert er zärtlich, „aber du wirst dich bald hier einleben. Siehe, dieses Zimmer darf außer dir niemand unausgefordert betreten. Dir steht es immer offen; und wenn du je Hilfe bedarfst, oder dir die Pflichten als Herrin des Hauses zu schwer werden, so soll dies kleine Zimmer dein Zufluchtsort sein, wohin du dich flüchten kannst.“

„Ist hier denn nicht das Gesellschaftszimmer? — es ist hier so elegant,“ stammelte Coralli verwirrt.

„Kein mein Herz. Hier ist mein kleines Heiligthum. Hier arbeite ich, oder lese oder rauche hier. Auch hast du ein kleines Privatzimmer, welches dir hoffentlich noch besser gefallen wird,“ fuhr er heiter fort, „und wenn jemals eine Stunde kommen sollte, das ich dir zürnte, so schließen wir uns jeder in unserem Zimmer ein, bis wir zur Versöhnung bereit sind,“ scherzte er.

„Sprich nicht so, Ernst! sprich nicht so! — Ich würde sterben, wenn du mir zürnest, oder — ich würde fortlaufen,“ und überwältigt vor Aufregung oder Ueberanstrengung der Reise brach sie in ein trampschaftes Schluchzen aus.

Im Augenblick hielt ihr Gatte sie innig umschlungen, küßte die Tränen von ihren Augen, versicherte ihr, daß er nur gescherzt habe, daß es nicht möglich sei, ihr jemals zu zürnen, bis es ihm endlich gelang, sie zu beruhigen.

Sie trocknete ihre Tränen und lächelte. — Doch ihre erregten Worte: „Ich würde fortlaufen,“ waren in dem Herzen des jungen Gatten wie mit brennender Flamme eingeschrieben. Der Charakter seiner Gattin lag wie ein aufgeschriebenes Buch vor ihm. Sie liebte ihn mit der ganzen Leidenschaft ihres südlichen Temperamentes, aber diese Liebe konnte sie leicht zu einem unüberlegten, trüben Schritt verleiten. Wie oft gedachte er später dieser Stunde als es nicht mehr in seiner Macht stand, sie zu schirmen, sie zu schützen, sie fest an sein Herz zu drücken, wie er es jetzt tat.

Als sie sich beruhigt und erquidete hatte, stand sie auf, um zuerst ihr neues Heim zu besichtigen und dann die jubelnden Dorfbewohner, die singend und scherzend unter dem Zelte saßen, dabei den dargereichten Speisen gut zusprachen, zu besichtigen.

Zuerst lenkten sie ihre Schritte nach dem Empfangszimmer, wo Irmgard und Sophie saßen. Die Stridnadeln der älteren Dame flogen in nervöser Unruhe durch ihre Finger.

„Es ist allein deine Schuld,“ wandte sie sich erzürnt an Sophie, „wärest du im Zimmer geblieben, wie ich es dir ausdrücklich befohlen hatte, so würde Ernst hier uns aufgejagt haben, wie es der Anstand erfordert hätte. Anstatt dessen ist er nun schon eine halbe Stunde im Hause, ohne sich um uns zu bekümmern.“

„Coralli,“ sagte in diesem Augenblicke der junge Guts herr, als er die Tür öffnete, „hier führe ich dich zu meiner älteren Schwester Irmgard. Ich hoffe,“ wandte er sich hierauf an diese, „du würdest uns bei unserer Ankunft auch begrüßen; haben, wie Sophie es tat, und das würde mir sehr lieb gewesen sein.“

„Ich war hier, um Euch hier zu empfangen,“ versetzte sie eifrig, „hoffentlich sind Sie von Ihrer Reise nicht allzu sehr ermüdet, Frau von Sall?“

Coralli erschraf. Sie war bis jetzt noch immer bei ihrem Vornamen genannt worden. Die förmliche Anrede „Frau von Sall“ klang ihr so fremd, daß sie fast glaubte, die stolze Dame habe zu einer dritten Person gesprochen.

„Ich? — oh, nein, ich ermüde nicht so leicht,“ stotterte sie verlegen.

„Vermutlich nicht; Sie sind ja an Reisen und Strapazen von Jugend an gewöhnt“, spottete Irmgard. „Wünschen Sie Tee, Kaffee oder eine sonstige Erfrischung zu nehmen?“ fügte sie dann hinzu.

„Nein, wir haben uns in meinem Zimmer erfrischt“, wandte Ernst ein, den die höhnende Bemerkung peinlich verfehlte hatte. „Komm, Coralli, wir wollen uns die anderen Räumlichkeiten ansehen. Die Lust in diesem Gemache erstickt mich; Du mußt versuchen, es hier mit der Zeit bedeutend gemüthlicher zu machen.“

Er bot ihr den Arm und verließ dann mit ihr das Gemach.

„Ernst hat sich übereilt; er wird bald genug seinen Schritt bereuen“, sagte Irmgard, als sie mit Sophie allein war.

„Hast du nicht bemerkt, wie schüchtern sie ist. Sie ist auch nur halb so schön, als ich erwartete.“

Coralli ließ sich willenslos von einem Zimmer in das andere führen. Das einfache Naturkind, das sein ganzes Leben kein anderes Obdach wie ein schnell hergerichteter Zelt oder einen Planwagen gekannt hatte, staunte über die Reihe von Zimmern, die all in ihren Augen fürstlich, obgleich in ihrer Wirklichkeit nur gut bürgerlich, aber behaglich eingerichtet waren.

Irngard hatte beim Abendessen unaufhörlich nach Leuten, Ländern und Gegenden gefragt, die ihr kaum dem Namen nach bekannt waren, und ihr dadurch ihren Mangel an Kenntnissen recht fühlbar gemacht; und mit tiefem Weh im Herzen erwachte in ihr das Bewußtsein, daß sie hier ihrer Stellung nicht gewachsen sei.

Kein Wunder, daß schon am ersten Abend der Gedanke an ihre ungezwungene Freiheit in ihr aufstieg; kein Wunder, daß sie in ihrem stillen Gemach bittere Tränen vergoß bei der Erinnerung der letzten Stunden.

„Mutter hatte ganz Recht,“ dachte sie bei sich selbst, „als sie mich warnte, ein Eigennerkind sei keine passende Gattin für einen Edelmann. — Aber obgleich ich Ernst innig liebe, fürchte ich doch, daß meine geringen Kenntnisse ihm nicht genügen. Ja, wenn ich eine Erziehung wie andere junge Mädchen genossen hätte, so fürchtete ich mich nicht, aber jetzt — es ist wahr, ich habe von ihm schon viel gelernt; er hat sich in Paris so viele Mühe gegeben, und ich war auch in der kurzen Zeit sehr fleißig und lernte leicht, aber es fehlt mir doch noch so viel. — Ob es mir noch gelingen wird, mich so leicht und fließend zu unterhalten, wie Sophie und Irngard es tat? Oder sorglos zu lachen und zu scherzen wie die Dorfsingend dort draußen im Felde? Ernst wird mir zürnen, wenn ich es nicht tue, und doch ist es mir unmöglich, diese Schüchternheit abzulegen! — Die Leute werden sich von mir irrtreiben und mich verhöhnen, weil ich keine „Dame“ bin. Oh, ich hatte nicht geglaubt, daß es so schwer sei, in einer höheren Stellung zu leben und sich heimlich zu fühlen.“

„Ich weiß gar nicht, wie ich es machen soll, Ernst; ich fürchte, ich werde mich sehr ungeschickt benehmen. Irngard hat mir so viele „Hinse“ gegeben, was ich tun und sagen soll, wie ich mich liebenswürdig machen muß, daß ich ganz verwirrt bin und fürchte gerade das Gegenteil von dem zu tun was von mir erwartet wird.“ Coralli hob bei diesen Worten ihr tränenfeuchtes Antlitz zu ihrem Gatten empor, der einen so tief traurigen Blick noch nie darin gesehen hatte.

Sie hatte ihn in seinem Arbeitszimmer aufgesucht, das sie aber nicht zu betreten wagte, ohne vorher schüchtern anzuklopfen, nachdem sie länger als eine ganze Stunde Irngards Lehren geduldig angehört hatte, wie sie sich bei der Ankunft der Gäste als Herrin zu benehmen habe.

„Mein Liebling! Welche unnütze Sorge,“ beruhigte der Gatte, und schon der wohlklingende Ton seiner zarten Stimme verscheuchte die Sorge von ihrem Antlitz. „Es werden doch nur wenige Gäste erwartet, die dich kennen lernen sollen. Na, sieh dich an, Coralli, du machst ja ein Gesicht, als solltest du zum Schafott geführt werden, nun soll du nur ein hübsches Kleid anziehen — das ich dir in Paris schenkte, steht dir so gut — und veranlagt sein. Man erwartet gar nicht von dir, daß du die Gäste unterhältst; junge Damen sind meistens schüchtern, wenn sie zum ersten Male in der Kammer des Gatten eingeführt werden. Es wird schon gut gehen, verlaß dich darauf.“

Aber Coralli war nicht so leicht beruhigt. Ihr Herz schlug zum Zerbrechen unter ihrem hellseidenen Kleide, welches reichlich mit Spitzen und Schleifen besetzt war. Sie trug keine Juwelen. Nur in ihren schwarzen Locken glitzerten und funkelten Diamanten wie Taupfen im Sonnenschein.

Als sie das Gesellschaftszimmer betrat sahen Irngard und Sophie in schwarzer Seide steif wie Wachsfiguren auf ihren Plätzen.

„Guter Gott Coralli! Du denkst doch hoffentlich nicht daran in diesem Kostüm vor unseren Gästen zu erscheinen? Wahrlich, du siehst aus, — wie eine Schauspielerin!“ rief Irngard, entfernt, die jetzt auf den ausdrücklichen Wunsch des Bruders Coralli mit „Du“ anreden mußte.

Alles Blut wich aus den Wangen der jungen Frau; sie blickte ganz ängstlich von einer Schwester zu der anderen.

„Ernst sagte mir, „ich solle dieses Kleid anziehen,“ stammelte sie endlich verwirrt. „Ich trug es in Paris und —“

„Wir sind hier nicht in Paris und hier auf dem Lande richten wir uns durchaus nicht nach Pariser Mode“, unter-

brach Irngard streng. „Im Gegenteil, wir vermeiden jedes Ansehen, und ich bedauere, daß du eine so auffallende Toilette gewählt hast, die nur von einem schlechten Geschmack zeugt. — Jedoch ist jetzt leider keine Zeit, sie zu wechseln; ich höre die ersten Gäste schon kommen. Ein anderes Mal tußt du besser, Sophie oder mich in Betreff deiner Toilette um Rat zu fragen. Ernst hat viel zu lange im Urstunde gelebt, um darin ein richtiges Urteil haben zu können.“

„Herr und Frau Ansbach,“ — meldete in dem Augenblicke der Diener.

Die arme Coralli! In dem Bewußtsein, unwissentlich einen Verstoß mit der Toilette gemacht zu haben, wollte sie unbemerkt das Zimmer verlassen, jedoch Irngards schrille Stimme hielt sie zurück und verlegen mußte sie die Vorstellung erdulden.

Vergebens suchte die gutmütige Frau Ansbach sie in die Unterhaltung zu ziehen. Coralli konnte kaum ein Wort hervorbringen, die Kehle war ihr zugeschnürt, und jeder neue Gast, der ihr vorgestellt wurde, vermehrte ihre Schüchternheit. Sie glich einer orientalischen Fürstin, die, ermüdet von den zahllosen Ehrerbietungen, sich zurückziehen wollte.

Erst als fast sämtliche Gäste versammelt waren, erschien Herr v. Sall. Sein erster Blick fiel auf seine Gattin und er merkte gleich, daß sie sich in dem Kreise nicht behaglich fühle. In seinen Augen war sie stets schön, wiewohl heute ihre Wangen bleich waren, und ihre großen, dunklen Augen in unheimlichem Feuer leuchteten. Er wollte zu ihr; doch ein alter Freund, der Gutsnachbar Baron Darenberg, faßte ihn am Arm.

„Gollah, alter Freund“, raunte er ihm zu, „wenn mir das Glück eine solche Perle in den Weg gestreut hätte, so wäre ich gewiß kein alter Junggeselle geblieben. Hat deine Gattin vielleicht noch Schwestern? In diesem Falle muß ich dich bitten, sie mir vorstellen zu wollen, denn einen solchen Schatz möchte ich mir auch gern erringen.“

„Nein“, antwortete der Befragte erheitert. „Meine Gattin war die einzige Tochter.“

„Ah, das ist schade. Ist sie eine Fremde?“

„Ja, ihre Eltern lebten in Ungarn, jedoch hat sie von Kindheit an in Deutschland gelebt“, versetzte Herr von Sall, der jetzt von seinen anderen Freunden in Anspruch genommen wurde.

„Ich freue mich, Sie endlich allein zu haben,“ redete jetzt eine corpulente Dame Coralli an, die sich ein Plätzchen hinter einer Fensternische ausgesucht hatte, und hoffte hier ungestört zu bleiben. Sie blickte ganz überrascht auf. Vor ihr stand Frau Altheim, eine Kaufmannsrau, die das einzige Kolonialwarengeschäft im Dorfe hatte, aber von dem Fräulein von Sall nicht gern gelitten wurde.

„Ich habe Ihren Gatten schon von Kindheit an gekannt, und ihm oft, als er noch ein kleiner Knabe war, Süßigkeiten aus meinem Laden gegeben,“ flüsterte sie jetzt ganz leise, „jedoch hüten Sie sich vor seinen Schwestern. Ich kenne sie seit 30 Jahren, und gewiß würden sie mich heute nicht geladen haben, wenn sie nicht fürchteten, daß ich sonst die Wohnung gefährdet hätte, ich wohne nämlich bei ihnen zur Miete.“

„Ist Ihr Gatte hier?“ fragte Coralli.

„Ster? Guter Gott, er ist schon seit sechs Jahren tot,“ stöhnte die Frau und zerdrückte eine Träne im Auge.

„Sehen Sie sich, ich will eine Erfrischung holen,“ bat Coralli in ihrer weichen melodischen Stimme, denn diese Frau war die einzige, die sie nicht mit argwöhnischen Blicken gemustert habe und sie fühlte sich zu ihr hingezogen. „Ah, da ist Ernst — Willst du nicht ein Glas Wein für Frau Altheim holen?“ bat sie.

„Gewiß, wie geht's, liebe Frau Altheim? Nun was denken Sie von meiner Gattin?“ fuhr er fort, zärtlich den Arm um Corallis Nacken legend.

„Na es taugt nicht Leute ins Gesicht zu loben,“ versetzte die Anrede, „aber wenn sie gut wie schön ist, dann ist sie ein Engel!“

„Das ist sie auch,“ lachte Ernst und wandte sich nach dem Wäffelt um das die Gäste geschart in Gruppen standen, um die verlorne Erfrischung zu holen.

Viele junge Damen von nah und fern haben sich vergeltliche Hoffnungen gemacht Herrin in Lerchenheim zu werden“ fuhr Frau Altheim fort als sie, mit bewundernden Blicken der stattlichen Gestalt des jungen Gutsherrn solate, „aber ich sage immer, Herr von Sall wählt nur eine Gattin, die er liebt. — Sehen Sie dort die stolze Schöne? Sie ist die Tochter des Grafen Egreshy, Komtesse Sybilla. Sie ist



Der ehemalige Direngeneral Louis Botha.



Der Dichter und Schriftsteller Julius Wolff.

## Die Türken in Bornhausen.

Humoristische Skizze von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

Vom Bahnhof Bornhausen führte ein sanft aufsteigender Weg zur Stadt, die von einem Hügel herab in das grüne Waldtal lagte. Im Sommer wurde Bornhausen viel besucht. Das hatte es freilich weniger seinen eisenhaltigen Quellen, als seiner wunderherrlichen Lage zu verdanken.

Gleich am Tore der Stadt steht ein riesiger Gasthof. Er ist noch ziemlich neu, in einem ganz unmöglichen Stile gebaut und führt den stolzen Namen „Hotel zur Traube“.

„Wunderbar!“ rufen die meisten Menschen aus, die den gewaltigen Kasten von außen betrachten; „eine Karikatur zu dem harmonisch gefügten Stadtbild“ nennen es andere. Keinem aber ist das Hotel „Traube“ wohl so sehr verhaßt, als dem Wirt „Zum schwarzen Adler“, Wilhelm Speckmann. „Alles, aber auch alles hat mir dieser Affentasten verdorben, meine Wirtschaft, mein Bad und natürlich auch die Sommerfrische“, sagte er wohl unzählige Male. Der Adlerwirt hatte nur einen einzigen Trost: Das „Hotel zur Traube“ rentierte sich auch nicht; es standen zu viel „Apotheken“ darauf, und war wohl bald „verdorkert“.

Es war um die Zeit, wo die Sommerfrischler eintröffen mußten. Heute stieg in Bornhausen ein Herr aus, der sich das Vähnle abfahren, und seine Blicke ruhten prüfend auf dieser Szenerie: oben auf dem Hügel die Stadt en miniature, unten im Tal die Wälder und Felder, die im trauten Kunterbund durcheinander lagen.

„Es ist alles so geblieben wie früher“, murmelte der Fremde, „na, wollen uns mal den alten Steinhausen aus der Nähe betrachten.“

Er machte sich auf den Weg. Ganz leicht wurde ihm das Marschieren nicht, denn unter seiner weißen Weste wölbte sich ein beträchtliches Vordergebirge, und die dicke goldene Uhrkette wirkte auf diesem Hintergrunde äußerst dekorativ. Auf dem Gesichte des einsamen Wanderers lag ein Schimmer behaglichen Frohsinns. Man hätte ihn unbeschweren für einen Hausbesitzer oder Rentner aus irgend einer größeren Provinzstadt halten können, wäre nicht sein Auge und sein Minenspiel

sehr viel hier im Hause, und man erzählte, daß Ernst von Sall sie zur Gattin erheben wollte. Sie ist schön, aber — ihr Herz ist so kalt wie Eis. Was mich anbelangt, so habe ich nie an das Gerede der Leute geglaubt, wiewohl die beiden als Kinder aufgewachsen sind, und die Eltern die Verbindung sehr gewünscht haben. Es soll mich doch wundern, was sie jetzt sagen wird, da er verheiratet ist? Sie sieht Ihnen gar nicht ähnlich, daher halte ich es für unmöglich, daß er sie bewundern konnte.“

Es war gewiß zwischen den beiden Damen ein großer Unterschied, der jetzt deutlich hervortrat, als Ernst die junge Komtesse am Arm seiner Gattin zuführte.

Sybilla Egressy war eine hochgewachsene, schlanke Erscheinung mit krausen, hellblonden Haaren und lachenden blauen Augen und ungefähr mit Coralli im gleichen Alter. Sie maß die Fremde mit einem verächtlichen Seitenblick, der deutlich zu sagen schien:

„Sieh mich an, dann siehst du deutlich, was hohe Geburt und Abkunft aus den Menschen machen kann; du wirst nie deine Stellung genügend ausfüllen, — du verachtetes Zigeunerkind.“

Coralli senkte unter dem forschenden Blick der hellen, sonnigen Augen ihr dunkles Haupt und wagte kaum, auf den fließenden Redestrom nur einsilbig Antwort zu geben.

„Sind Sie schon in der Residenz gewesen — schon am Hofe vorgestellt?“ fragte die Schöne plötzlich.

Diese Worte verwirrten die junge Zigeunerin noch mehr hilflos blickte sie auf Sophie, die sich der Gruppe genähert hatte.

Fortsetzung folgt.



Zur Fünfzigjahrfeier der Angliederung Siziliens an Italien: Das italienische Königspaar bei der Enthüllung des Freiheits-Monuments in Palermo (Nord-Sizilien).

gewesen. Beides verriet einen hohen Grad von künstlerischem Empfinden, Intelligenz und scharfer Beobachtungsgabe, den Künstler. Ja, Heinz Sand war ein echter Künstler. Das Publikum jauchzte ihm zu, wenn er mit seiner warmen gemütlichen Art vor dasselbe trat. Manch liebe Gabe, manch einen Kranz hatte er sich schon erfungen, und er diente seiner herrlichen Kunst mit Freuden. In den Ferien suchte er sich meist stille Plätzchen aus, wo noch nicht der breite Strom des Verkehrs sich ergoß, wo Natur und Menschen noch etwas Ursprüngliches und Unberührtes besaßen. Diesmal hatte ihn eine unerklärliche Sehnsucht nach Bornhausen getrieben.

In der Nähe lag die Heimat, und er hatte als Knabe oft genug die Hügel und Täler von Bornhausen besucht, war durch Feld und Wald gestreift, und hatte dann mit Eltern und Geschwistern im



Die hl. Cäcilie mit den Engeln. Von Prof. Heinz Lauenstein.

(Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Die hl. Familie. Von Prof. Heinz Lauenstein.

(Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

„Adler“ Kaffee getrunken und Schinkenbutterbröte von ganz besonderer Größe und Güte verzehrt. Wie lange, wie weit lag jene Zeit hinter ihm; und war des Künstlers Herz auch jung geblieben, so gab es doch Augenblicke der Sehnsucht und der Einsamkeit, wo er sich wirklich alt vorkam. Ja, er war einsam, ein Junggeselle, und hie und da fühlte er das sehr lebhaft. An Gelegenheit dieser Einsamkeit ein Ende zu machen, fehlte es nicht. Gar manche Dame hätte mit Freuden den berühmten Mann genommen. Doch geschah es wirklich einmal, daß er an einem Mädchen Gefallen fand, so konnte er 100 gegen 1 wetten, daß er der Dame gleichgültig war. Das Gegenteil passierte zwar öfter, nützte ihm aber nichts. Schließlich machte Heinz Sand unter seine Heiratspläne einen dicken Strich. „Ich habe immer für Blüten geschwärmt,“ sagte er resigniert, „für die bin ich zu alt, und die reifen Äpfel mag ich nicht.“

Kurios, daß ihm diese Gedanken gerade bei seinem Einzuge in Bornhausen kamen! „Die Nähe der Heimat mag das Herz rebellisch machen,“ dachte er und ging weiter.

Im Garten der „Traube“ saßen einige Herren, ihre Unterhaltung war sehr laut und ungeniert, so daß Heinz Wort für Wort verstehen konnte. Es war der gewöhnliche Stoff: Sport, Vergnügen, Börse, und mit einiger Diskretion die Frauen. Für Heinz Sand schien die „Traube“ nicht zu existieren, er lächelte verschmüht wie einer, der etwas viel Köstlicheres kennt, seine Weisheit aber für sich behält. Unbeirrt steuerte er dem „Adler“ zu. Endlich hatte er das alte Haus erreicht. Es war ganz so geblieben wie vor 25 Jahren, derselbe spitze Giebel, dieselben kleinen Fenster mit den Bugenscheiben, derselbe alte Flur mit den weißen Fliesen, dieselbe blanke Treppe, alles wie damals.

Heinz ging hinein. Ein reizendes Mädchen: blond, blauäugig mit rosigen Backen nahm ihn in Empfang. Mit glodenheller Stimme nötigte sie den Fremden zum Sitzen und fragte nach seinem Begehrt. Entzückt betrachtete Heinz Sand

diese liebliche Erscheinung, er freute sich, daß er hierher gekommen war, daß er dieses Sonnenkind getroffen hatte. Nun fühlte er sich hier sofort behaglich und heimisch.

„Also, Sie wollen bei uns bleiben?“ unterbrach das Mädchen seinen Gedankengang; dabei huschte ein freundiger Schimmer über ihr liebliches Gesichtchen; „dann muß ich gleich den Vater rufen,“ sagte sie noch hinzu und verschwand.

Heinz Sand hielt unterdessen Umschau in dem Raum. All zu viele Konzeptionen hatte man hier der Mode nicht gemacht. Heinz haßte diese modernen Schau- und Prunkstücke, die er so häufig in Hotels traf, und die so selten echt waren. — Besser noch als die Ausstattung gefiel ihm die blühende Sauberkeit, der gemüthliche Hauch deutschen Bürgertums, der diesem Zimmer eigen war. „Das ist Gretchen's Wert,“ dachte er, denn er nannte sie einfach Gretchen, obwohl er ihren Namen nicht kannte.

In der großen Schenkfläche hörte er schwere stampfende Schritte. Der Adlerwirt trat ein. Er war eine hünenhafte Erscheinung, strahlend von Kraft und Gesundheit. Das schneeweiße Haar saß seltsam ab von dem roten Gesicht. Mit einer Bewegung der Hand, in der etwas Ehrfurchtsvolles lag, verneigte sich der Adlerwirt vor seinem Gast. „Meine Tochter hat mir gesagt, Sie wünschten bei uns zu logieren,“ eröffnete er das Gespräch, und Heinz gab das ja auch zu. Sie einigten sich sehr rasch über alle Einzelheiten, und dann bestellte er den Kaffee. Der Wirt verschwand und kehrte in sehr kurzer Zeit mit dem Gewünschten wieder.

Doch es dauerte nicht lange und „Gretchen“ so hieß das hübsche Kind ja unbedinnet. Rechte ihr Pockenköstchen in das Zimmer und rief den Vater ab. Dieser verließ das Lokal und sein Töchterchen unterzog sich der Aufgabe, den Gast zu unterhalten. Wie wohl ihm das tat! Ihr frisches, munteres Geplauder gefiel ihm ganz ausnehmend, und eine große Zufriedenheit erfüllte sein Herz, daß er hierhin seine Schritte gelenkt.

Diese Zufriedenheit wuchs von Tag zu Tag. Bald war Heinz Sand kein Fremder mehr im Hause. Trudchen Speckmann — sie hieß wirklich Trudchen und nicht Gretchen, und Heinz Sand hatte sich rasch daran gewöhnt — war wie eine liebe Schwester, zauberte ihm ein schönes Stück Jugend hinein in die Sommerherrlichkeit. Sie war nicht mehr schüchtern und zurückhaltend, durchaus nicht! Wie silberhell sie lachen konnte und wie dann ihre weißen Perlenzähne blitzten! Nur manchmal — allerdings ganz vereinzelt — war ein Zug von Sorge ihrem reizenden Gesicht eingeprägt, und auch Heinz Sand nahm die Schatten wahr, die so ganz und gar nicht zu ihrem sonnenhellsten Gesicht paßten. Er konnte sich nicht enthalten, Trudchen nach der Ursache ihrer Sorge zu fragen. Da erröthete sie und Heinz fürchtete, indiscret gewesen zu sein. Vielleicht war es Liebeskummer, junge Mädchen hatten ja wohl kaum andere Sorgen, dachte er ein bißchen bitter.

Trudchen aber bewies ihm, daß junge Mädchen gar wohl etwas anderes brüden kann, als Liebeskummer. Sie sprach: „Mein Vater ist immer so mißgestimmt, er kann sich nicht darin finden, daß unser Haus durch die „Traube“ auf die zweite Stelle herabgedrückt worden ist. Und andererseits kann er sich nicht entschließen, das alte Haus abbrechen und ein modernes an seine Stelle setzen zu lassen. Er hängt mit seiner starren Liebe an dem Haus und duldet keine Veränderungen. Wir wären ja sehr wohl in der Lage, auf den Ertrag der Gastwirtschaft zu verzichten, aber Vater hat sich nun einmal in den Kopf gesetzt, den Kampf gegen das neue Hotel zu bestehen. Wenn er auch nur einen Augenblickserfolg davontrüge, so würde er — glaube ich — sich gern in Ehren zurückziehen. Aber anders tut er's nicht.“

Das Wort „Augenblickserfolg“ bohrte sich wie ein Angelhaken in seinen Geist und er zappelte mit Sträuben und heimlichem Lachen ob seiner Torheit daran. Aber frei kam er nicht. Das war wie in jungen Jahren, wo ihm die Luft zu vergnügten Streichen förmlich in den Gliedern steckte. Nein, ganz so war's doch nicht, das Motiv war anders, Trudchen hieß es.

Das mußte ja sonderbar zugehen, wenn er nicht irgend etwas austüftelte, wodurch der „Adler“ wenigstens vorübergehend in den Mittelpunkt des örtlichen Interesses gerückt

wurde. Wie er das anstellte? Ja, das wußte er nicht genau, das kam noch.

„Um, Fräulein Trudchen,“ brummte er recht gedankenvoll, „wenn ich nun Ihrem Vater zu diesem vorübergehenden Erfolge verhelfen würde!“

„O, wie nett wäre das! aber, aber —“ Sie blickte ihn erwartungsvoll an, doch bald zuckte ein schelmisches Lächeln um ihre Mundwinkel. Sie hielt seine Worte für Scherz und wollte mit gleicher Münze heimzahlen. Darum sagte sie: „Wenn Ihnen das gelingt, können Sie sich von mir eine Belohnung ausbitten!“ Dabei lachte sie über das ganze Gesicht. Heinz aber dachte: „Wollen ihn schon kriegen,“ und empfahl sich.

Einige Tage darauf war im Vornhausener Intelligenzblatt folgendes zu lesen: Ein seltener Besuch steht unterm Orte bevor. Zwei hohe türkische Herren, die sich in geheimer Mission in Deutschland aufhalten, beabsichtigen, einige Zeit in Vornhausen zu bleiben. Sie werden im „Adler“ Wohnung nehmen.“

Hätte es sich um deutsche Würdenträger gehandelt, so würde man wohl darüber gesprochen haben, wäre ein bißchen neugierig gewesen. So aber waren es Türken. Das war neu, sensationell. Und sie waren in geheimer Mission in Deutschland! Was die wohl wollten. Na, vielleicht konnte man mal etwas gewahrt werden.

Die Türken bildeten das Tagesgespräch in Vornhausen. Die ehrsamten Bürger empfanden ein unabweisbares Bedürfnis, wieder mehr als früher den „Adler“ zu besuchen. Hier sollten die Türken ja wohnen. Und dann, wie nett und behaglich es bei Speckmann war! Auch die Sommerfrischler aus der „Traube“, die früher nie zum „Adler“ gekommen waren fanden sich jetzt sehr häufig ein. Neuankommende wurden auf den „Adler“ empfehlend aufmerksam gemacht.

Speckmann strahlte vor Vergnügen. Für sein Leben gern hätte er erfahren, wer die Geschichte mit den Türken ausgebracht hatte; denn daß das eine Lüge war, na, das verstand sich doch von selbst. Trudchen ahnte ja etwas, aber Sand ließ sich nichts merken, und so schwieg sie still.

Ueberhaupt dieser Herr Sand! Was der immer ein Leben in die Bude brachte, es war ganz einzig! Mit Einheimischen und Fremden plauderte er. Anekdoten und Witze, die wahre Lachsalven entfesselten, hatte er stets in großer Zahl auf Vorrat, und hie und da ließ er sich auch bewegen, seinen prächtigen, schier abgrundtiefen Bass bewundern zu lassen. Das war dann immer eine feierliche Stille, wenn er ans Klavier trat, seine sprechenden Augen auf seine Zuhörer richtete und dann anhub; ja, das war Gesang!

Doch die Türken kamen immer noch nicht.

„Schwindel!“ sagten die Leute, und der Traubenwirt war nicht der letzte, der in dieses Horn stieß. Schon begann man nach dem Urheber jener Zeitungsnottiz zu forschen, und wer weiß, was sich noch alles zugegetragen hätte, wären nicht just zur rechten Zeit — die Türken wirklich eingetroffen. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde durchs Städtchen. Hinter jedem Gardinenzipfel steckte ein neugieriges Menschenkind und starrte die drei Menschen an, die sehr langsam und würdevoll den Weg vom Bahnhof nach der Stadt hinaufwanderten. Schade, wie schade! sie waren alle drei ganz modern gekleidet, doch trugen zwei von ihnen als Zeichen ihrer Herkunft den roten Kez auf dem dunklen Lockenhaar. Wie Wundertiere wurden sie angestarrt. Echt waren sie, wenigstens die beiden mit dem Kez; der dritte schien ein Europäer zu sein; vielleicht war's der Dolmetscher, oder aber ein höherer Beamter, der sich den Türken als Begleiter zur Verfügung gestellt hatte.

Nichtig, sie lehrten im „Adler“ ein. Wilhelm Speckmann nahm sie unter ehrfurchtsvollen Blicklingen in Empfang und geleitete sie in eigener Person in ihre Zimmer. Trudchen aber spähte durch eine Türspalte den Fremden nach. Sie konnte das nicht recht begreifen. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß ihr guter Freund Sand die ganze Geschichte anaesthet hatte. Wenn sie sich nur nicht als groben Schwindel entpuppte. Na wenn sie Heinz traf, mußte er ihr bekennen. Dazu wollte sie ihn schon bringen.

Doch Heinz Sand ließ sich nicht blicken, und Trudchen hatte alle Hände voll zu tun. Das war heute ein Betrieb, wie er nur an großen Festen im „Adler“ geherrscht hatte.

Wilhelm Speckmann rieb sich vor Vergnügen die Hände. So, nun war er doch wieder oben auf, und sein Kollege in der „Traube“ konnte sich grün und gelb ärgern. Dann freilich kamen ihm auch wieder andere Gedanken: es war doch recht lästig, sich auf die alten Tage so zu quälen; nötig hatte er's ja nicht, und die Trude hatte auch kein großes Vergnügen an der Wirtshaft. Wenn er jetzt die Sache aufgab, dann trat er als Sieger vom Kampfsplatz und keiner konnte sagen: er mußte aufhören. Draußen vor der Stadt besaß er ein reizendes Häuschen, das wollte er beziehen, dann möchten sie hier machen, was sie wollten. Die Kinder waren alle bis auf Gertrud versorgt, was wollte er mehr?

Unterdessen saßen in einem der Fremdenzimmer die beiden Türken mit ihrem Begleiter und — Heinz Sand zusammen. „Prächtig, daß ihr samt, ich war schon bange, dachte schon an Flucht,“ rief Heinz Sand und lachte hell auf.

„Lange Zeit haben wir aber nicht, alter Junge, der Umweg über Bornhausen war uns lästig genug; und meine beiden Begleiter haben es auch eilig, nach Berlin zu kommen! Ich mußte mit einem kleinen Nachschick nachhelfen,“ erwiderte der eine der Fremden in deutscher Sprache.

„Jedenfalls wird es heute abend recht amüsant,“ hob Heinz wieder an, „die beiden Herren werden tüchtig Spießruten laufen müssen.“ Darauf verschwand er heimlich. Er ging in den Gemüsegarten, denn er hatte vom Fenster aus Gertrud dort zu sehen geglaubt.

„Habe ich meine Sache gut gemacht?“ fragte er sie.

„Sehr gut, famos!“ gab Trudchen zur Antwort, „aber nun erzählen Sie, was sind das für Leute?“

„Ja,“ meinte Sand, „das ist eine ziemlich komplizierte Geschichte. Der eine der Herren ist mein Vetter, der als Hilfskonsul in Adrianopel wirkt. Der schrieb mir vor einiger Zeit, daß er seinen Urlaub in Berlin verleben wolle. Er reise in Begleitung zweier Türken, die in Berlin studieren. Da kam mir augenblicklich der Gedanke, alle drei nach Bornhausen einzuladen. Nun sind sie da, mein Mittel hat geholfen, und ich darf mir jetzt eine Belohnung von Ihnen erbitten.“

Da wurde Trudchen über und über rot, und sie sah ihn bittend an, daß seltsame Mährung sein Herz bewegte. Er dämpfte seine sonore Stimme und sagte:

„Gertrud, ich war Ihnen gut vom ersten Tage an. Sie haben mir ein köstliches Stück meiner Jugend wiedergegeben, haben mein Herz ganz und gar gewonnen, Gertrud, haben Sie mich auch ein bißchen lieb, wollen Sie mein Weib werden?“

Da schwand die Schatten von ihrer Stirn, doch war sie jetzt erst recht von Purpurglut übergossen. Und als er noch einmal fragte: „Ich habe dich so lieb. Willst du mein sein?“ gab sie schüchtern ihr „Ja!“ und er küßte ihr den letzten Rest von Befangenheit von den rosigen Lippen.

So wurde der Adlerwirt ein Sieger, Heinz Sand aber ein glücklicher Bräutigam; denn Wilhelm Speckmann war so froh gestimmt, daß er mit Freuden Ja und Amen zu der Werbung sagte. Bei der Verlobung, die nicht lange auf sich warten ließ, wurde eine Reihe von Töpfen ausgebracht. Endlich erhob sich auch Speckmann und mit einer zusammenfassenden Handbewegung rief er aus: „Die Türken von Bornhausen sollen leben hoch!“



Nützliches fürs Haus.



— **Rhabarber einzumachen.** Man schneide die Rhabarberstengel ungehäut in acht Zentimeter lange Stücke, nehme auf einhalb Kilo Rhabarber 375 Gramm gestoßenen Zucker, tue beides zusammen — lagenweise — in eine Terrine und lasse es so etwa 12 Stunden stehen; gieße dann den Saft, der sich gebildet hat, ab und koche ihn, bis er dicklich wird, lege den Rhabarber hinein und koche ihn einviertel Stunde darin. Dieses in England so sehr beliebte und namentlich als sehr gesund gepriesene Eingemachte ist recht zu empfehlen, sowohl zu Torten und Obstpasteten, wie als Kompott zu geben, hält sich auch sehr gut und schmeckt wie Stachelbeeren.

— **Erdbeeren einzumachen.** Man nehme schöne Ananas-Erdbeeren oder sonst schöne große Erdbeeren mit festem Fleische und auf das Kilo Erdbeeren auch ein Kilo Zucker, den man mit ein wenig Wasser über dem Feuer schmelzen und zu einem Syrup kochen läßt, die Erdbeeren dann hin-

eingibt, sie einen einzigen Wall tun läßt, hiernach vorsichtig in ein Porzellangefäß gießt und 24 Stunden an einen kühlen Ort stellt. Andern Tages lasse man die Erdbeeren wieder ein einziges Mal aufkochen und auch wieder 24 Stunden stehen, koche sie zum dritten Mal auf und tue sie dann in die Gläser.

— **Stachelbeertorte.** Man brüht eineinhalb Kilo unreife Stachelbeeren ab und kocht sie dann mit 600 Gramm Zucker, einviertel Liter Wein und Zitronenschale weich, läßt sie abtropfen. 125 Gr. Butter werden schaumig gerührt, 10 Eigelb dazu, dann 125 Gr. Zucker, 300 Gr. geschälte, gemahlene Mandeln, 125 Gr. geriebene Semmel, die Stachelbeeren durchsiebt, und dann der Schnee von 6 Eiveißen. Die Torte wird in bestrichener und bestreuter Form gebacken.

— **Das Standieren der Früchte.** Kirichen und Erdbeeren werden in Zuckerkläre, alle anderen Früchte in Wasser, zunächst etwas weich gekocht. Dann macht man Zuckerkläre so dick, daß sie im warmen Zustande die sogenannte Perlprobe hält — das heißt eine Probe, die zwischen den Fingerspitzen sich wie auflösender Gummi anfühlt — läßt die Kläre abkühlen, schüttet die Früchte hinein und läßt sie einen Tag darin stehen. Am zweiten Tag gießt man den Zucker ab, kocht ihn auf dieselbe Probe, aber ein wenig stramm gehalten, läßt ihn abkühlen und tut die Früchte zum zweiten Male auf einen Tag hinein. Am dritten Tage gießt man wieder ab, kocht die Kläre wieder auf den Grad ein, tut die Früchte zum dritten Male, diesmal aber in die warme Kläre, läßt einmal aufwallen und kühlt ab. Auf diese Weise kann man in der letzten Kläre die Früchte lange und selbst ohne Verschuß in mit Pergamentpapier überbundnen Töpfen aufbewahren. Zum Standieren nun läßt man diese Früchte ausgebreitet über Nacht gut abtropfen, dann kocht man Zuckerkläre von stärkerer, sogenannte Flugprobe. Man taucht einen zu einer Deje verschlungener Draht in die Kläre; pustet man durch die Deje, so müssen Blasen und Flocken fliegen. In diese stärkere Kläre tut man die abgetropften Früchte, läßt einmal aufwallen, reibt dann mit einem Holzspachtel rings an den Wänden des Kessels herum so lange, bis die Kläre anfängt, trübe zu werden, ein Zeichen, daß sich keiner Zucker aussetzt. Dann nimmt man die Früchte heraus und breitet sie auf einem Gitter zum Trocknen aus. Diese Kläre, sofort mit ein wenig Wasser verdünnt und auf dieselbe Probe gekocht, kann hinter einander mehrfach zum Standieren benutzt werden.

— **Laubkrösche im Spinat.** Große Spinatblätter werden in eine Schüssel gelegt, mit Salz bestreut, kochendes Wasser darüber geschüttet, zugedeckt bis das Wasser abgekühlt ist und dann zum Ablausen auf ein Sieb gelegt. Einhalb Kilo fein gehacktes Schweinesfüßel, 2 abgeschälte, in Wasser eingeweichte und wieder fest ausgedructe Brötchen werden nun mit einem Stück Butter und einer fein geschnittenen Zwiebel ein wenig gedämpft, Pfeffer und Salz dazu getan und drei Eier daran geschlagen. Hierauf werden immer 2-3 Spinatblätter auf ein Brett gelegt, von der Masse daraufgestrichen, die Blätter mit dem Füßel wie eine Wurst zusammengewickelt, die Spinatwürstchen eines in das andere in eine flache Kasserole gelegt, worin man ein Stück Butter hat zergehen lassen, ein wenig Süß oder Fleischbrühe dazu gegeben, und die Würstchen gedämpft und auch herumgewendet. Wenn sie fest sind, nimmt man sie heraus, setzt sie in einem Kranze auf die Schüssel und gießt eine Süß-Sauce darüber.

— **Petroleumlampen zu fitten.** Hat sich bei einer Petroleumlampe das Bassin vom Fuße abgelöst, so wird in einem blechernen Löffel ein Stückchen Alaun geschmolzen, rasch in die Deffnung des Fußes gegossen und das Glasbassin so schnell wie möglich hineingedrückt. Das gute Gelingen dieses einfachen Verfahrens hängt ganz von der Geschwindigkeit ab, mit welcher man Fuß und Bassin ineinander fügt.

# Brillanten

blendend schönen Teint, weiße, sammetweiche Haut, ein zartes, reines Gesicht und rosiges jugendfrisches Aussehen erhält man bei täglicher Gebrauch der allein echten

**Steckenpferd-Lilienmilch-Selle**  
von Bergmann & Co., Kgl. Hoflieferanten. 21 50 Bfg. Überall zu haben.



Unsere Bilder.



— Das neue Gebäude der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen in Berlin. (Siehe Bild Seite 209.) Die Heranbildung des Ersatzes für das Sanitäts-Offizierkorps der deutschen Armee und Marine erfolgt zum großen Teil auf der von der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums ressortierenden Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen. Unter diesem Namen sind durch Kabinettsorder vom 2. Dezember 1895 die im Jahre 1795 errichtete Peynière und die im Jahre 1811 begründete Medizinisch-Chirurgische Akademie für das Militär vereinigt worden. Die Akademie bietet Raum für 264 Studierende. Die Leitung der Anstalt liegt in den Händen des Generalstabzarztes der preussischen Armee, Professor Dr. Schjerning.

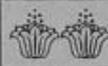
— Der ehemalige Burengeneral Louis Botha wurde zum Premierminister des neugebildeten südafrikanischen Staatenbundes ernannt. (Siehe Bild Seite 212.) Der südafrikanische Staatenbund, bestehend aus Transvaal, Oranje, Natal und Kapland, hat das erste „Unions-Ministerium“ erhalten. Es steht unter der Leitung Bothas, der im Burenkriege den Engländern die schweren Niederlagen bei Colenso und am Spionkop beibrachte.

— Der Dichter und Schriftsteller Julius Wolff starb in Charlottenburg im 76. Lebensjahre. (Siehe Bild Seite 212.) Julius Wolff, der Verfasser des „Rattensängers von Hameln“ und zahlreicher anderer Epen und Romane, war ursprünglich Tuchfabrikant, widmete sich aber schon früh literarischen Studien. Für seine Epen fand er eine so gefällige Form, daß sie sämtlich beispiellose Erfolge hatten.

— Heinrich Lauenstein. Der am 15. Mai d. J. im 75. Lebensjahre in Düsseldorf verstorbene Maler Heinrich Lauenstein hat mehr als 45 Jahre an der Düsseldorfer Kunstakademie als Lehrer und Nachfolger Karl Müllers gewirkt. Der streng kirchlichen sogen. nazarenischen Richtung seines Lehrers Ernst Deger blieb Lauenstein in seiner Malerei treu, hat ihr aber ein romantisches Element beigegeben, das seiner Malerei die eigene Note gab. Besonders bezeichnend ist dafür das bekannte poesievolle Bild der „Heiligen Cäcilia mit den Engeln“, das ungefähr um das Jahr 1835 entstanden ist, ebenso auch „Die hl. Familie“ (vgl. die Bilder Seite 213). Eine Reihe hervorragender Werke der kirchlichen Kunst bezeichnet das schöpferische Wirken des verstorbenen Meisters, die von den Ausstellungsbesuchern mit Begeisterung betrachtet wurden und den Peter im stillen Gotteshaus zur Andacht stimmten. Sein „heiliger Vinzenz von Paula“, seine Madonnenbilder, sein „Christus am Kreuz“, den der Kunstverein für Rheinland und Westfalen gekauft hat, und jener andere, den er für die evangelische Kirche in Schwerin a. d. W. gemalt hat, die heilige Elisabeth, die drei herrlichen Altarbilder, die der Künstler für Biersen schuf, sind wundervolle Schöpfungen, die den Ruhm des Künstlers auch außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes besiegeln. Auch an den Meisterbildern, die Andreas Müller im Verein mit seinem Sohne Franz und dem Verstorbenen für den Kunstsaal im Fürstenschloß zu Sigmaringen gemalt hat, war Lauenstein in hervorragender Weise beteiligt. Als Mensch hat der Verstorbene wohl keinen Feind gehabt, er war die Bescheidenheit selbst und um seiner vornehmen, rechtlichen und gerechten Sinnesart im Kreise seiner Kollegen und Freunde ebenso geachtet und geschätzt, wie von seinen Schülern.

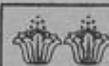


Zur Unterhaltung.



— Sicheres Merkmal. „Nun, wie geht's Ihrem Neugeborenen?“ — „Danke, sehr gut! . . . Sie, der hat viel Anlage zu einem Studenten!“ — „Das können Sie aber doch unmöglich in so zartem Alter feststellen?“ — „Gewiß! Er schläft bei Tage und macht des nachts Standal!“

— Niederträchtig. Fräulein (am Morgen nach dem Ball): „Denken Sie, die ganze Nacht habe ich mit einem Herrn getanzt, der mit mir zusammen die Schule besucht hat!“ — Herr: „Wiel! Und der alte Herr konnte noch so flott tanzen?!“



Rätselcke.



Begierbild.



Wo ist die Katze?

Verwandlungs-Aufgabe.

Abel, Eber, Asen, Gras, Gurt, Saum, Koran, Sfere, Seil, Haut, Bohlen, Elba, Ebro, Dorn, Golde, Fort.

Vorstehende 16 Wörter sind in andere zu verwandeln (z. B. Mehl = Helm) und ergeben sodann die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter — der Reihe nach gelesen — den Namen eines deutschen Patrioten und Dichters.

Sinn-Rätsel.

Mich hat das Schiff, das zu der Fahrt  
Nach fernem Strand die Anker lichtet;  
Mich hat die Flinte, die zum Schuß  
Der Jäger auf das Häslein richtet;  
Mich hält der Bauer in der Hand,  
Wenn früh er geht zum Amtsgerichte;  
Mich hat er wohl am Abend auch,  
Wenn heim er wankt beim Sternenlichte.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Laertes. (Der Vater des Odysseus.) (La)er(t)es.  
Rebus: Ein gut Wort richtet mehr aus als ein Fähnlein Landknechte.



## Die Zigeunerin.

Novelle von E. Borges.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Coralli hat sich nur kurze Zeit in dieser Gegend aufgehalten,“ erwiderte Sophie, und zu der jungen Herrin gewendet, fuhr sie fort: „Sybilla meinte, ob du schon in der Residenz gewesen, schon den Kaiser gesehen hättest? Gewiß warst du nur kurze Zeit dort, aber im Frühjahr sollst du das Weltstadtleben kennen lernen!“

„So soll ich nach der Residenz? Ich möchte lieber hier bleiben,“ gestand Coralli offen.

Sybilla lachte.

„Junge Damen freuen sich sonst auf die mannigfachen Bequemlichkeiten, auf Theater und Bälle. Haben Sie lange in Deutschland gelebt?“

„Ja, fast mein ganzes Leben.“

„Und dennoch haben Sie nicht längere Zeit in der Residenz gelebt, nicht den Kaiser gesehen?“ — Das ist sonderbar.“

„Oh, doch. Wir sahen den Kaiser, als ich mit meiner Mutter und meinen Brüdern —“

„Coralli“, ertönte Irmgards schrille Stimme, „der Pfarrer und der Amtmann wollen sich von dir verabschieden.“

Coralli erschraf. Sie wußte, weshalb Irmgard ihre Worte so plötzlich unterbrochen hatte. Der Gedanke an ihre glückliche Vergangenheit, wo sie so frei wie das Vöglein in

der Luft, singend durch Felder und Wiesen, über Hügel und Tal gesprungen war, stand lebendig vor ihrer Seele und fast hätte sie von ihrem früheren, ungebundenen Wanderleben erzählt. —

Die freudige Röte, die plötzlich ihre dunkeln Wangen bedeckt hatte, wich plötzlich einer fahlen Blässe, das Licht erlosch aus ihren Augen, und nur mit einer kaum merklichen Neigung des Hauptes verabschiedete sie die Gäste, die sie ein-

stimmig als stolz und unnahbar bespöttelten. — Kaum hatte die Tür sich hinter dem letzten Gast geschlossen, als Irmgard lang verhaltener Groll hervorprudelte.

„Was kam dir nur in den Sinn, Coralli!“ rief sie schneidend, „hätte ich dich nicht gewarnt, so hättest du sicher noch erzählt, wie du vor wenigen Monaten mit den Deinigen auf unserer Heide lagertest! Wie konntest du alle Gäste so hochmütig behandeln? Nur für Frau Altheim hättest du freundliche Worte und ein gewinnendes Lächeln, und doch ist es diese Frau, die kaum in unsern Kreis paßt.“

„Sie war die einzige, die gegen mich freundlich war, und sie hat mir gut gefallen,“ wandte Coralli ein.

„Natürlich! Gleich und gleich —“

Irmgard sprach zu den leeren Wänden; Coralli hatte mit Tränen in den Augen längst das Zimmer verlassen.

Die erste Gesellschaft im Herrenhause war nur der Anfang einer langen Reihe von Festlichkeiten, die die guten Bewohner von Verchenheim zu Ehren der neuen Herrin veranstalteten.

Vergeßlich verschwanden Irmgard und Sophie ihre weisen Lehren über Sitte und Anstand; Coralli hörte sie schweigend an, blieb einsilbig, schüchtern und zurückhaltend. Selbst den inständigen Bitten ihres Gatten wollte es nicht gelingen, sie zu erheitern, oder sie so glücklich zu sehen, wie sie noch vor wenigen Monaten gewesen war.

„Ich täuschte mich selbst, als ich mir einbildete, es wäre ein Leichtes, mich in Kreisen zu bewegen, die mir gänzlich

fremd waren,“ versetzte sie traurig, als Ernst sie bat, doch wieder fröhlich zu sein. „Man fragt mich nach Leuten und Ländern, die ich nie gesehen, deren Namen ich nie gehört habe, und wundert es dich, daß ich dadurch noch mehr eingeschüchtert werde? Noch gestern versuchte Komtesse Sybilla, mir meine Familienverhältnisse und Verwandtschaft auszuforschen, und es wurde mir sehr schwer, ihre Fragen zu beantworten, ohne dich zu kompromittieren.“



Einfachheit im schwedischen Königshause.  
Die Prinzessinnen Margarete und Martha am Waschfaß.

Deine Schwestern erinnern mich beständig daran, daß ich nach Geburt auf einer geringen Stufe stehe, und daß es mir niemals gelingen werde, mich zu dir zu erheben. — Ich bezweifle es fast selbst, aber wenn sie nicht auf jedes Wort horchten, so würde ich unbefangenen auftreten können und es würde mir besser gelingen, meine Stellung auszufüllen.“

Sie hatte so traurig gesprochen, der Ausdruck ihrer schönen schwarzen Augen war so wehmütig, daß Ernst nur seine Arme ausbreiten konnte und ihr zuflüsterte, daß sie in seinen Augen vollkommen sei, sie ihm genüge, und daß das Urtheil der Welt ihm gleichgültig sei.

„Es ist mir nur leid um deinetwillen; ich habe längst auf die Freuden der Welt verzichtet,“ schluchzte sie bitterlich.

„Sei doch heiter und glücklich, und kümmere dich nicht darum, was Irmgard und Sophie auch sagen mögen,“ rief er tiefbewegt. „Es dauert ja nicht mehr lange, dann ist das Haus, das ich ihnen in der Vorstadt der Residenz bauen lasse, fertig; dann sind wir allein, und niemand soll wagen, dir ein tränkendes Wort zu sagen.“

Es lag wirklich für Coralli ein unschätzbare Trost in der Aussicht, daß die beiden Fräulein von Sall Verchenheim für immer verlassen sollten, besonders hatte die älteste der neuen Herrin das Leben erschwert. Sophie, die anfänglich nur Liebe und Freundlichkeit gezeigt, wagte schon lange nicht mehr, kein anderes Wort als das der Ermahnung und Belehrung an Coralli zu richten.

Wenige Tage später traf Coralli auf dem Korridor das Hausmädchen Marie, die laut weinend in einem Winkel stand, und das Gesicht mit einer blauleinernen Küchenschürze verhüllte.

„Was fehlt dir, Marie?“ fragte Coralli teilnehmend mit derselben weichen Stimme, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte. „Was fehlt dir?“

Das Mädchen ließ die Schürze fallen und blickte mit ihren rot verweinten Augen sehentlichst die Herrin an.

„Fräulein Irmgard hat mir den Dienst gekündigt,“ schluchzte sie unter Tränen. „Ich soll in vierzehn Tagen das Haus verlassen. — Wo soll ich nun hin? Ich habe keine Eltern mehr — —“ Tränen ersticken ihre Stimme.

„Warum denn? Was hast du getan? Komm, trockne deine Tränen und sage es mir,“ und Coralli legte mitleidig ihre Hand auf den Arm der Weinenden.

Diese Berührung schien den Schmerz von neuem anzufachen, sie weinte heftiger.

„So, das ist genug, weine nicht mehr! Sage mir lieber, was geschehen ist.“

Marie unterdrückte gewaltsam das Schluchzen, trocknete ihre Augen mit der Schürze, dann stöhnte sie:

„Fräulein Irmgard hat gestern gehört, wie ich der Köchin sagte, daß Sie große Ähnlichkeit mit einer Zigeunerin hätten, die vor einigen Monaten hier in unseiner Nähe ihre Zelte gebaut hatten. Aber wirklich, ich wollte Sie damit nicht beleidigen. Fräulein Irmgard sagte, ich sei ein impertinentes Geschöpf und solle in vierzehn Tagen den Dienst verlassen.“

Coralli war bei diesen Worten purpurrot geworden, doch sagte sie sich und versetzte ruhig:

„Ich glaube nicht, daß deine Worte ein hinreichender Grund zur Entlassung waren. Es ist doch kein Unrecht, daß du eine Ähnlichkeit zwischen mir und einer Zigeunerin findest, und du hast doch gewiß mich nicht damit beleidigen wollen?“

„Nein, nein, ganz gewiß nicht,“ beteuerte das Mädchen und sah dankbar zu ihrer Herrin auf, „ich würde kein schlechtes Wort von Ihnen sagen, ganz gewiß nicht!“

„Ich glaube dir, Marie. Jedoch bitte ich, in Zukunft keinerlei Bemerkungen über deine Brotherrin zu machen. Ich weiß, daß ich einer Zigeunerin gleiche, das macht schon mein dunkler Teint und mein schwarzes Haar, auch habe ich Zigeunerblut in meinen Adern. Aber ich bin deine Herrin und deshalb wünsche ich nicht, daß ihr mich in der Küche oder in der Gesindestube zum Gegenstand eurer Unterhaltung macht. Du sollst hier in deinem Dienst bleiben; aber ich kann mich doch auch auf dich verlassen, nicht wahr?“

„Ja, Madame, gewiß; ich will nie ein Wort zu Ihrem Nachteil sagen,“ beteuerte Marie hocherfreut.

„Gut, ich vertraue dir. Trockne jetzt deine Tränen, und verrichte deine Arbeit; ich will Fräulein Irmgard sagen, daß du hier bleibst.“

„Danke, tausend Dank,“ sagte Marie und küßte ihrer gültigen Herrin die Hand.

„Mag sie eine Zigeunerin sein oder nicht,“ flüsterte Marie bei sich selbst, als sie ihrer Herrin mit leuchtenden Blicken nachschaute, „das ist mir gleich; aber sie ist eine Dame, die es gut mit uns meint. Ich will ihre Güte nie vergessen, die sie an mir heute getan hat, — nie — nie!“

Mit ruhiger Freundlichkeit, aber doch mit laut klopfendem Herzen ging Coralli in das Wohnzimmer, wo die beiden Damen wie gewöhnlich mit der Handarbeit saßen.

„Ich freue mich, daß du endlich kommst,“ rief Sophie ihr entgegen, „ich kann die helle Seide gar nicht finden, die du mir gestern zu meiner Schattierung ausgesucht hast. Weißt du nicht wo sie ist?“

„In deinem Arbeitskorb; ich legte sie selbst hinein,“ gab sie freundlich zur Antwort und half bereitwillig, die durcheinander liegende Wolle zu ordnen. Sie gewann doch wenigstens Zeit, sich auf ihre unangenehme Aufgabe vorzubereiten.

Jedenfalls hat eine der Mägde meinen Arbeitskorb umgestoßen; alle Wolle lag auf der Erde verstreut,“ klagte Sophie.

„Deine Käte wird der Uebelthäter gewesen sein,“ höhnte Irmgard. „ich sehe sie oft in deinem Arbeitskorb liegen.“

„Nein, Marie hat ihn wahrscheinlich umgestoßen; sie ist sehr unaufmerksam,“ widersprach die Schwester.

„Nun, du wirst dich nicht mehr lange über Marie zu beklagen haben; sie verläßt in vierzehn Tagen unser Haus.“

Irmgard hatte die Worte mit dem größten Gleichmut gesprochen, ohne dabei ihre Augen von ihrem unvermeidlichen Strickzeug abzuwenden. Hätte sie es getan, so würde sie über den Effekt, den diese Worte auf ihre Schwägerin machten, überrascht gewesen sein. — Coralli ließ die bunte Wolle aus ihren Händen fallen; dann trat sie mit hochgeröteten Wangen und blitzenden Augen vor Irmgard.

„Darf ich fragen, warum du Marie entlassen hast?“ fragte sie scharf.

Irmgard blickte mit unverhohlenem Erstaunen die Sprecherin an.

„Gewiß,“ versetzte sie eifrig. Anstatt ihre Arbeit zu verrichten, schwärmte sie in ungebührlicher Weise über ihre Herrschaft.

„Wer hat dir das gesagt?“

Irmgards Erstaunen wuchs in jedem Augenblick. Bis jetzt hatte die Gattin ihres Bruders sich noch niemals um Haushaltungsangelegenheiten gekümmert.

„Es kann dir doch gleichgültig sein, wer es mir gesagt hat,“ lautete die strenge Antwort. „Es genügt, wenn ich dir sage, daß das Betragen des impertinenten Mädchens meine Kündigung rechtfertigt.“

„Verzeih, Irmgard; aber ich habe dein Gebot aufgehoben. Ich habe soeben mit Marie gesprochen, die mir die Geschichte erzählt hat. Nur der einfache Grund, daß sie Ähnlichkeit zwischen mir und einer Zigeunerin findet, genügt mir nicht zur Entlassung. Sie soll in ihrem Dienst bleiben, vorausgesetzt, daß dieses Thema nicht mehr in der Küche berührt wird.“

Coralli hatte in ihrer gewöhnlichen Ruhe gesprochen, jedoch verriet ein leises Beben ihre Unruhe, besonders da sie sah, wie die beiden Damen in maßlosem Erstaunen sie anstarrten. Irmgard sagte sich zuerst:

„Wie darfst du wagen, dich in meine Angelegenheit zu mischen,“ brauste sie empört auf. „Habe ich deshalb seit zwanzig Jahren diesem Haushalte vorgestanden, um nun ein Gespött der Leute zu werden? Weil mein Bruder ein unwissendes Mädchen hier als Herrin eingeführt hat, die nichts von der Haushaltung versteht, soll ich mein Recht aufgeben? Wärest du fähig gewesen, selbst die Leitung zu übernehmen, oh bien! so würde ich dir gleich bei deiner Ankunft die Schlüssel übergeben und mich zurückgezogen haben. Es war der ausdrückliche und innige Wunsch meines Bruders, daß ich das Regiment hier weiter führte; das weißt du sehr gut!“

„Ja, ich weiß es; aber dennoch wünschte Ernst nicht, daß ich dir alles überlassen sollte,“ versetzte Coralli bestimmt. „Es ist die höchste Zeit, daß ich jetzt die Leitung selbst übernehme, oder es wird mir später noch schwerer werden, wenn ihr fort seid. Ich erkenne es wohl an, daß du mir einen großen Dienst geleistet hast, indem du so lange meinem Hause vorstandest; aber das Recht, meine Untergebenen zu

entlassen, oder neue zu engagieren, möchte ich mir nicht gern rauben lassen."

"Um: Du sorgst schon jetzt dafür, daß du deinen Untergebenen keinen Respekt einflößest," höhnte Irmgard. "Wie kannst du nur eine Magd behalten, die überall erzählt, daß du einer Zigeunerbande angehörtest! Jedoch du mußt wissen, was du zu tun hast!"

"Ich verheute nicht zu einer 'Bande', wie du uns zu nennen pflegst," erwiderte Coralli, deren Stolz sich gegen die schändliche Behandlung längst empört hatte. "Meine Mutter und ihre ganze Familie nahmen bei unserem ganzen Volke die höchste Stellung ein, und wenn ich nicht eine so feine Bildung genossen habe, war es nur, weil wir zu arm waren. Aber dennoch bin ich nicht so unwissend, wie du vielleicht meinst. Ein Deutscher, der sich schon seit Jahren uns zugesetzt hatte, unterrichtete mich im Lesen, Rechnen und Schreiben, außerdem habe ich von meinem Gatten sehr viel gelernt. Du hast kein Recht, immer so verächtlich von mir zu sprechen; wenn Ernst das hörte, so würde er sehr böse sein."

Ernst war ein Narr," spottete Irmgard, "er hätte eine bessere Gattin wählen können und nun —"

"Hat er mich gewählt," ergänzte Coralli. "Ich würde dir jedoch dankbar sein, wenn du mir sämtliche Schlüssel und deine Haushaltungsbücher übergibst, da ich den Haushalt von jetzt an selbst leiten werde."

Coralli wandte sich um und verließ hoch aufgerichtet das Gemach, die beiden Schwestern in ihrer Bestürzung allein lassend.

"Endlich zeigt sie sich uns in ihrer wahren Gestalt," rief Irmgard aus, "ich dachte es mir, daß es so kommen würde."

Coralli fand sich leichter in ihrer neuen Stellung, als sie gefürchtet hatte. Mit frischem Mut und ungeschwächter Kraft erfüllte sie ihre täglichen Pflichten und das Bewußtsein, daß ihr Gatte bei diesem Wechsel seine unverhohlene Freude zeigte, verlieh ihrer Arbeit doppelten Reiz.

Auch die ganze Dienerschaft vom obersten Verwalter bis zum kleinsten Küchenjungen, atmeten bei dieser Veränderung erleichtert auf. — Irmgards despotische Herrschaft hatte wie ein schwerer Stein auf der ganzen Haushaltung gelegen, und gern und willig beugten sich die Untergebenen unter Corallis sanfter Autorität.

Sogar die alte Köchin, die schon bei Irmgards Eltern den Dienst begonnen, und sich nur ungern dem eifernden Willen ihrer Herrin gefügt hatte, sah dankbar und mit freudestrahelnden Augen zu Coralli auf, als diese ihr am ersten Tage freundlich sagte:

"Nun, Anna, Sie sind schon viele Jahre hier gewesen und wissen daher besser als ich welche Gerichte mein Mann vorzieht. Sie müssen mir mit Ihrem guten Rat treu zur Seite stehen, damit wir gemeinschaftlich unsere Sache gut machen."

"Das soll geschehen," versetzte die gute Alte, und sie hielt Wort, denn noch nie hatte sie sich bei ihrer Arbeit so viele Mühe gegeben wie gerade jetzt und Ernst, der jeden Mittag seine Lieblingsspeise zubereitet fand, überhäufte Coralli mit Lobesbeweigungen.

Jedoch die unheilverkündende Wolke, die anfänglich nicht größer wie eine Hand war, hing drohend tief unten am Horizont, stieg langsam höher und höher, ohne beachtet zu werden.

Sybilla Coressh war ein gern gesehener, häufiger Gast im Herrenhause zu Lerchenheim. Sie schien dort ihre weite Heimat zu hoken, "denn ich habe hier so viele glückliche Stunden zugebracht," sagte sie entschuldigend zu Coralli.

Coralli wußte auch recht gut, daß es eine bittere Enttäuschung für Sybilla gewesen war, als Ernst die Fremde als Herrin in das Haus seiner Väter eingeführt hatte, denn Irmgard und Sophie hatten es an spitzigen Bemerkungen darüber nicht fehlen lassen.

"Es muß ein harter Schlag für das arme Mädchen gewesen sein," hatte Sophie geäußert, "sie liebte Ernst aufrichtig und alle unsere Bekannten hielten die Sache so gut wie abgemacht. Sie würde auch hier am Plage gut gewesen sein, während jetzt — —" ein vieljagender Blick und ein verächtliches Zucken der Achseln war die Ergänzung, und Coralli, die seit dem Eintritt in das Haus solche und ähnliche Bemerkungen hinreichend gehört hatte, verließ stumm das Gemach.

"Coralli," begann Ernst eines Tages, als sie im Wohnzimmer am Feuer saßen, "glaubst du nicht, daß wir noch eine Festlichkeit geben müssen, ehe Irmgard und Sophie uns verlassen? Siehe, uns zu Ehren haben Nachbarn und Freunde Gesellschaften genug veranstaltet, jetzt können wir

endlich einen Ball oder theatralische Vorstellungen geben. Sybilla schlug es vor; was denkst du darüber?"

"Wie du willst, Ernst," entgegnete sie sanft.

So lautete immer die in gleichmäßiger Ruhe und Singsingebung gegebene Antwort auf jeden Vorschlag, den er ihr machte. Seine Stirn umwölkte sich; er hätte so gern ihren Wunsch, ihre Ansicht gehört; er wollte ihr eine Freude machen, und die in stiller Demut ergebenden Worte: "Wie du willst, Ernst," reizten ihn. Außerlich hatte sie leicht alle gefälligen Formen angenommen; sie glich jetzt einer vollkommenen Weltkame; aber Herr von Sall war damit nicht zufrieden. Er sehnte sich nach einem glücklichen heiteren Wesen, das an seiner Seite als Gattin ebenso lachen, scherzen und singen konnte, wie das Zigeunermädchen, welches so leutig Feld und Wald durchstreift hatte.

"Es sollte eine besondere Freude für dich sein," versetzte er daher.

Coralli blickte ihn fragend an.

"Oh ja — es ist mir auch eine Freude — aber was sagst du, ein Ball hier in unserem Hause?"

"Ja, oder theatralische Vorstellungen. Sybilla meint, wir könnten auch lebende Bilder stellen, weil die weniger Zeit erfordern."

"Wer soll uns dabei helfen? Du weißt, ich habe nie derartigen Vergnügungen beigewohnt."

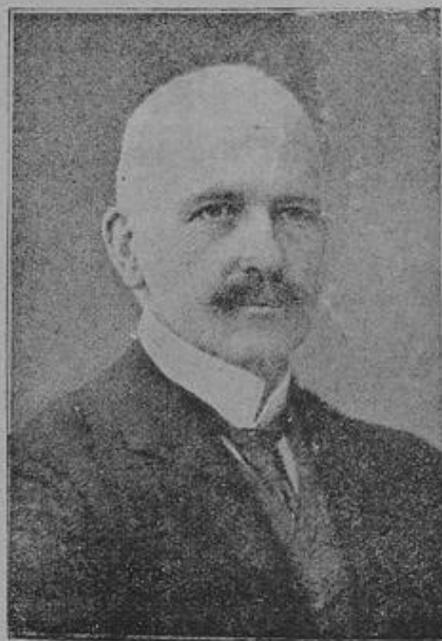
"Ah, mache dir keine Sorge, Sybilla versteht sich gut auf solche Sachen. Sie soll einige Tage zu uns kommen, dann kann alles besprochen werden. In früheren Jahren haben wir oft in einem Lustspiel gewirkt; ich sage dir, sie spielt entzückend! Ich denke noch mit Freuden daran zurück."

Abnunglos hatten seine Worte eine wunde Stelle in Corallis Herz berührt, und schwer seufzend setzte sie sich ihrem Gatten zur Seite, der eine lange Reihe seiner Gäste aufschrieb, die Einladungen zu dieser Festlichkeit erhalten sollten.

Es war ein kalter Dezembertag. Fußhoher Schnee bedeckte die Erde wie mit einem Leichentuch, und die großen, dicken Kloden, die unaufhörlich aus den bleigrauen Wolken fielen, ließen immer noch nicht auf den hellen Sonnenblick hoffen, nach dem sich Corallis Herz so sehnte. Das fröhliche Kind des Südens fühlte sich in dieser Atmosphäre erdrückt; nur mit kaltem Ohre lauschte sie auf Sybillas Worte, die in ausführlichem Redestrom einen Vorschlag nach dem andern für das Fest machte.

Coralli wußte nichts von Theater und Lustspielen, das Wort 'lebende Bilder' war ihr ein Rätsel, jedoch nach und nach schien ihr die Bedeutung klar zu werden. Sie schauerte bei dem Gedanken, daß die Mitwirkenden sich von den Gästen anstarren und bewundern lassen sollten und erschraf, als Sybilla sie mit den Worten anredete:

"Sie werden doch mitwirken, Frau von Sall?"



Der neue Landwirtschafts-Minister von Schorlemer-Nieser.

„Nein, nein, ich habe es nie im Leben getan.“

Sybilla lachte.

„Wir wollen ein großes Zigeunerleben aufstellen, und sie sollen als Königin den Glanzpunkt bilden,“ sagte sie.

„Ich will nicht mit,“ versetzte Coralli.

„Torheit, Coralli; — Sybilla würde es nicht vorschlagen, wenn sie nicht wünschte, daß du mitwirkst,“ versetzte ihr Gatte ernst. — doch Coralli hörte nicht mehr, sie hatte schnell das Zimmer verlassen.

Früher denn je war an diesem trüben Dezembertage die Dämmerung eingetreten. Dichter Schnee fiel noch immer unaufhörlich vom Himmel, dazu ächzte und heulte noch immer der schneidende Nordwind in den Gipfeln der fahlen Wäume.

Doch die beiden Leute, die so langsam auf der breiten Allee einhergingen, die noch ab und zu stille standen, unbestimmt um den Sturm, der ihnen ins Gesicht schlug, achteten weder auf Kälte noch Unwetter und verfolgten so langsam ihren Weg, als ob es eitel Sonnenschein im Frühling wäre.

Voran ging eine Frau, in einem langen, schwarzen Mantel gehüllt, das Haupt mit einem scharlachroten Tuch bedeckt, ihr folgte ein schöner, stattlicher Jüngling mit bräunlichem Teint und schwarzen, feurigen Augen. — Jetzt erreichten sie das eiserne Gittertor, den Eingang zum Herrenhause. Die Alte blieb jetzt ungeschlüssig stehen.

„Ich wiederhole dir, Caleb,“ begann sie im Flüsterton, „ich muß sie sehen und wenn auch nur für einen Augenblick, damit ich weiß, ob meine bösen Ahnungen grundlos sind. Es ist heute so kalt und schaurig, der Sturm tobt in den Lüften, es ist hier so einsam und still, gerade so, wie ich es in meinem Traum gesehen habe. Nur daß sie nicht hier ist. Ich sah sie dort an dem rauschenden Bach sitzen — sie weinte bitterlich — weinte wie Rahel und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihr. — Dann klammerte sie sich an mich, flehte mich unter heißen Tränen an, ihr die Freiheit zurückzugeben; sie wollte wieder glücklich sein — wollte in unseren Zelten ein heiteres Leben führen und für immer Verdenheim verlassen.“

„Paß, du bist abergläubisch, Mutter,“ erwiderte der Jüngling. „Es wird ihr schon gut gehen, verlaß dich darauf. Aber bedenke wohl, wenn du gesehen wirst, so wird Herr von Sall uns zürnen. Er will uns nur unter der Bedingung das Geld weiterreichen, wenn wir fern bleiben; — ohne seine Erlaubnis dürfen wir uns hier nicht zeigen.“

Die Zigeunerkönigin lächelte verächtlich. Seine Erlaubnis? Wahrlich, was liegt daran? Du denkst nur an den schönen Rammon, Caleb, und das ist unrecht. Was kümmert mich dein Born, was liegt mir an den Folgen, wenn ich nur noch einmal meine Coralli sehen und mich überzeugen kann, ob sie glücklich ist.“

„Glaubst du denn, ich hätte meine sonnige friedliche Heimat verlassen, und diese schaurig-kalte Gegend aufgesucht, welche ich hoffte, nie wieder mit meinem Fuße zu betreten, wenn ich nicht in den Sternen gelesen hätte, daß meinem geliebten Kinde Unheil droht? — Aber ihr Gatte soll sich hüten“ — sie ballte die Faust unter ihrem Mantel — „wenn er uns betrogen hat. Er gab mir das heilige Versprechen, sie vor allem Leid zu bewahren, sie so glücklich zu machen,



Die Sieger der diesjährigen Prinz-Heinrich-Fahrt: Direktor Porsche (1), Direktor Fischer (2), Graf Schönfeld (3).

wie das Vöglein im Frühling. Jedoch fürchte nicht, daß ich gesehen werde — nur einen einzigen Blick will ich durch das erleuchtete Fenster werfen, selbst ungehört, ungehört, und wenn ich sehe, daß Coralli glücklich ist, wohlan, so treten wir noch heute die Rückreise an. — Bist du nun zufrieden, Caleb?“

Caleb murmelte einige unverständliche Worte und die Alte fuhr fort:

„Ich will auf die Treppe gehen, dort sind die Fenster noch nicht verhangen, und ich kann gut hineinschauen. Es ist heute eine Festlichkeit, so hörte ich unten im Dorfe, da werden die Diener zu sehr beschäftigt sein, und sollte ich bemerkt werden, nun, so muß meine Kunst als Wahrsagerin mich schützen. — Bleibe du hier, Caleb, bis ich zurückkomme; ich werde nicht lange hier bleiben, mich schaudert's an diesem Plaze; alles erinnert mich hier zu deutlich an meinen Traum.“

Sie zog den Mantel fester um sich, bedeckte ihr Antlitz fast zur Hälfte mit dem roten Tuch und stand bald am hell erleuchteten Fenster.

Es war ein liebliches Bild echter deutscher Häuslichkeit, welches sich den Augen der alten Zigeunerin darbot. Dicht am Ofen stand Ernst von Sall, ihm zur Seite seine Gattin die anmutig ihr dunkles Lockenhaar an seiner Schulter ruhen ließ.

„Sie sieht wie eine Fürstin aus,“ kispelte befriedigt die Alte, „und sie scheint glücklich



Militärische Ausbildung der russischen Schuljugend: Besichtigung der ersten militärisch ausgebildeten Volksschulklassen durch Zar Nikolaus II. und den Großfürst-Thronfolger Alexej.

zu sein. Mein Traum hat mich getäuscht."

Ein Diener in reicher goldgestickter Bekleidung trat ein. Coralli gab ihm ihre Befehle.

"Ha, ha," sicherte die Lauscherin, "den Mann kenne ich. Es ist derselbe, der mich im Frühjahr vom Hof jagte, der die Hunde auf mich heben wollte, und jetzt ist meine Tochter seine Herrin. Ha, — mein Traum."

Sie preßte ihr Antlitz fester gegen die Scheiben und sah jetzt eine junge stolze Dame, die sich mit majestätischen Schritten dem Paar näherte. Ihre Worte schienen jedoch keinen Beifall zu finden, denn Coralli schüttelte mit finsternen Blicken ihr Haupt.

"Es ist dieselbe Erscheinung," flüsterte die Alte, krauses Haar, blaue Augen, die königliche Gestalt und die stolze Haltung. Sie wird Coralli unglücklich machen, aber ich will sie warnen. Denn wie die Sterne recht gedeutet sind, wird sie sich zwischen mein Kind und ihren Gatten drängen, und sie ins Verderben stürzen. — Jetzt ist sie glücklich und ich bin zufrieden."

Mit einem Seufzer, einem letzten sehnuchtsvollen Blick in das behaglich durchwärmte Zimmer, wandte sich die Zigeunerin, gerade in diesem Augenblick, als Coralli, die keine Ahnung von der Nähe ihrer Mutter hatte, die schweren Vorhänge am Fenster zuzog, und die Terrasse in Dunkelheit gesetzt war.

Coralli saß in ihrem Zimmer. Vor ihr lagen buntes Gewänder, scharlachrote Tücher, goldene Ketten, in denen Brillanten und Edelsteine funkelten. Wider Willen hatte sie dem Gatten gehorcht und die Rolle als Zigeunerkönigin übernommen, jedoch konnte sie sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, und namenlose Furcht lähmte ihre Glieder.



Zur Wasserkatastrophe im Ahrthal. Die Notbrücke an der zerstörten Brücke in Altenahr.

Da überbrachte ihr der Diener einen Brief.

In großen Buchstaben las sie die Adresse.

"Ein Bittgesuch, was soll es anders sein," dachte sie bei sich selbst. "Ich möchte, die Leute verschonten mich mit solchen Sachen; warum wenden sie sich nicht an meinen Gatten, von dem ich mir ja doch jeden Pfennig geben lassen muß."

Sie öffnete den Brief; er war ohne Datum, ohne Poststempel, ohne Ueberschrift noch Unterschrift.

"Anonym also!" flüsterte sie ärgerlich. Schon wollte sie ihn ungelesen ins Feuer werfen, jedoch eine unwillkürliche Neugier machte sie in ihrem Entschlusse wankend. Er enthielt nur wenige Zeilen und lautete:

"Frau von Sall wird von einem Freunde gewarnt, vorsichtig gegen eine junge Dame zu sein, die sich sehr häufig im Herrenhause aufhält. Sie ist eine gefährliche Sirene mit lachenden, blauen Augen, hellem Haar und von großer Schönheit, die Herrn von Sall liebt und jetzt noch hofft, seine Gattin zu werden. — Sie ist eifrig bemüht, ihn in ihre Netze zu ziehen, und es wird ihr gelingen, wenn sie nicht aus dem Hause verbannt werden wird."

Das war alles. Coralli sah mit stieren Blicken und ihre stehenden Augen ruhten unverwandt auf dem verhängnisvollen Papier. Sie hatte die Zeilen so oft durchgelesen, daß sie sie auswendig konnte, jedes Wort war wie mit brennender Flammenschrift unauslöschlich tief in ihr armes, wundes Herz eingegraben. Konnte es denn möglich sein?

"O Ernst, Ernst hilf mir, rette mich!" so stürmte es in ihrem Innern. Doch plötzlich sprang sie auf — Ein Wagen nach dem andern hatte bereits



Zur Wasserkatastrophe im Ahrthal. Eine vom Hochwasser angeschwemmte Lokomotive, die mit anderem Urat an einem Pfeiler einer Brücke hängen blieb.

vor dem Portal gehalten, die Gäste mußten alle anwesend sein, und noch immer hatte sie die Toilette als Zigeunerkönigin nicht beendet. Das Zigeunerlager sollte das erste Tableau sein.

Rasch kleidete sie sich an, wusch ihre schmerzenden Augen und eilte in den Saal, in dem eine kleine provisorische Bühne hergerichtet war.

Ein großes, weiches Mooslager breitete sich auf der Erde aus. Auf demselben lagen Herren und Damen in maleischer Zigeunertracht, die ihr Haar dunkel gefärbt und ihre Gesichter gebräunt hatten. Sogar ein kleines Feuer fehlte nicht, über dem ein geschwärzter Kessel hing. Kinder und Hunde hockten vor demselben und schauten erwartungsvoll in die knisternden Flammen. Inmitten dieser Gruppe stand Coralli, hoch und stolz aufgerichtet. Ihr rotes Kleid war mit goldenen Schnüren besetzt, eine breite goldene Kette fiel auf das kurze schwarze Sammetmieder, und in ihren herabfallenden schwarzen Haaren perlten Diamanten wie Taupropfen im Sonnenschein. Sie hielt mit ihren Fingerspitzen die Hand eines jungen Zigeunerburschen und schaute prüfend und verständnisvoll die sich vielfach kreuzenden Linien, gleichsam als wollte sie ihm seine Zukunft enthüllen.

Das laute Beifallklatschen der Menge wollte kein Ende nehmen; noch einmal hob sich der Vorhang vor dem Lager, und noch einmal fühlte Coralli die Blicke der Zuschauer auf sich geheftet. Dann folgte ein zweites Bild.

Sportus, Egresty und Ernst von Sall standen — als Schäfer und Schäferin gekleidet — am Abhange eines kleinen Hügelchens. Sie ließ ihr schönes Haupt an seiner Schulter ruhen und blickte mit unendlicher Liebe zu ihm empor, der jählich seinen Arm um ihre Taille geschlungen hatte. Auf der Spitze des Hügelchens, zwischen Bäumen und Laubwech versteckt, lugte Irmgard mit ihrem Späherblick auf die Liebenden herab, während im Hintergrunde eine Stimme vernehmlich flüsterte: „Ihr seid betrauscht — Ihr seid betrauscht!“

Coralli agierte nicht darauf, was um sie her vorging; sie hörte nicht auf das laute Zurufen der Gäste, die es an dankbaren Beifallsbezeugungen nicht fehlen ließen. Sie glaubte nur, ein jeder müßte sie bemitleiden, denn Ernst zeigte ganz offensichtlich, daß er Sybilla liebe. — In ihrer ahnungslosen Seele stieg nie der Gedanke auf, daß das Bild vor ihren Augen nur Trug und Schein sei; nein, sie hält es für wirklich, denn den Sinn der lebenden Bilder hatte sie nicht begriffen. Ernst stand vor ihr, Sybilla lehnte an seinem Herzen, und immer mußte sie der Warnung gedenken, die ihr in dem anonymen Briefe gegeben worden war.

Die Bilder waren beendet; die Gäste hatten sich in den Tanzsaal begeben, nur Coralli saß teilnahmslos auf ihrem Platze. Da legte sich eine Hand auf ihre Schulter.

„Komm, Coralli, laß uns den Walzer tanzen.“

Ihr Gatte hatte sie aus ihrer dumpfen Träumerei geweckt. Ohne ein Wort zu erwidern, folgte sie ihm in den hellglänzenden Festsaal.

„Ausgezeichnet!“ rief Ernst freudig überrascht, als er einige Male mit ihr durch den Saal geschwehrt war, „ich wußte gar nicht, daß du eine so gute Tänzerin wärest.“

„Ich habe immer gern getanzt; es war mein Lieblingsvergnügen,“ versetzte sie leise.

„Dann laß uns noch einmal eine Tour machen,“ jubelte er, und führte sie wieder in die Reihen der Tanzenden.

Doch dicht vor ihnen stand plaudernd ein Paar, das vom Tanze ein wenig ausruhte und Herrn von Sall mit seiner Gattin nicht bemerkte.

„Sie ist wirklich schön,“ hörte man die Dame sagen, „und sie scheint auch glücklich zu sein; wiewohl Jedermann erstaunt war, daß er Sybilla Egresty nicht gewährt hatte.“

„Ja,“ versetzte der Angeredete gedehnt; „er hatte immer sonderbare Ansichten. Mein Freund Darenberg sagte mir noch gestern, daß Frau von Sall ein armes Zigeunermädchen sei, die auf der Landstraße aufgefunden sei. Zuerst wollte ich es nicht glauben, als ich sie aber heute als Zigeunerin im Tableau sah, schwand mir ohne weiteres jeder Zweifel.“

„Führe mich fort von hier, führe mich fort, Ernst,“ hauchte Coralli, dann sank sie beunruhigt in den Arm ihres Gatten, — die Umstehenden erschrafen, als sie die Stimme ihres Vorgesetzten erkannten, der leise bat:

„Bitte, lassen Sie mich vorbei. Meine Gattin ist ohnmächtig!“ Dann trug er sie aus dem Festsaal.

Lautlose Stille herrschte. Der fröhliche Tanz hatte ein jähes Ende gefunden, und ein Gast nach dem andern zog sich zurück.

(Schluß folgt.)

## Das böse Wort.

Von Henriette Breh.

Nachdruck verboten.

Und hüte deine Zunge wohl,  
Bald ist ein böses Wort gesagt!  
O Gott! es war nicht böse gemeint —  
Der andere aber geht und klagt.

(Freiligrath.)

Jedeßmal, wenn bei einer verkehrten Antwort die erregte, aufgebracht Stimme des jungen Lehrers Maren durch das geöffnete Fenster des Klassenzimmers drang, suchte der kranke Mann, der drunten im Schulgarten im Schatten der blühenden Linde saß, zusammen und die Sorgenfalten auf seiner Stirn vertieften sich.

„Welch ein hartes, scharfes Organ der junge Mann doch hat! Und so wenig Liebe, so wenig Geduld mit den Kindern,“ dachte der alte Lehrer seufzend. „Wäre ich doch nur hergestellt, daß ich meine Klasse wieder selbst übernehmen könnte.“

Müde lehnte er sich in die Sesselfissen zurück und schloß die Augen. Ueber ihm in der Linde blühte und duftete, summt und schwirrte es. Ein schwerer, süßlich-belaubender Duft senkte sich herab, die Sinne des alten Mannes zu einem wohligen Halbchlummer umfangend.

Alt war Lehrer Birker eigentlich noch nicht, kaum fünfzig Jahre, mitten in seinem kraftvollsten Wirken. Aber seit einem Jahre kränkelte er. Seine Haltung war gebeugt geworden und das Haar hatte sich an den Schläfen gelichtet. Erst war es ein böses, nicht beachtetes Husten gewesen, bis er eines Tages zu seinem Schrecken das Taschentuch, das er zum Munde führte, rotgefärbt sah. Der Arzt machte ein ernstes Gesicht und schickte ihn für einige Wochen nach Pyramont. Da eben die Herbstferien begannen und für die Schule weiter kein Nachteil erwuchs, ließ er sich durch die inständigen Bitten seiner Frau zu dem kostspieligen Kur-aufenthalt bewegen. Neu gekräftigt und aufeinander ganz genesen, kehrte Lehrer Birker zurück und widmete sich mit Eifer und Hingebung von neuem seinem Berufe.

Aber bereits im Winter stellte sich der Husten wieder ein, mehrmals mußte er Urlaub nehmen, und seit einiger Zeit gefielten sich noch andere bedenkliche Symptome hinzu. Alle Schaffenslust war dahin, auf der Brust lag es ihm wie ein schwerer Druck und in den Gliedern fühlte er beständig eine bleierne Mattigkeit. Er konnte es sich nicht verhehlen: seine Gesundheit war gebrochen!

Außerstande, seinen Berufspflichten nachzukommen, verlor er allen Mut und reichte seine Entlassung ein.

Zwar tat er's mit blutendem Herzen, denn die bange Sorge um seine Familie lastete schwer auf dem kranken Manne. Wenn er wenigstens noch zwei Jahre aushalten könnte! Dann hatte Franz, sein Aeltester, welcher Theologie studierte, sein hohes Ziel erreicht, und auch Josef, der im Lehrerseminar weilte, war dann fertig. Die beiden würden für die jüngeren Geschwister mit sorgen! — Aber das waren noch zwei schwere Jahre! Von der schmalen Pension konnte er unmöglich die hohen Studienkosten aufbringen.

Doch er hielt sich im Gewissen verpflichtet, seine Stelle niederzulegen, die er nicht ausfüllen konnte, und so schickte er sein Gesuch ab.

Einige Tage darauf fuhr der Kreis Schulinspektor selber am Schulhause vor.

„Aber mein lieber Herr Birker, was fangen Sie an?“ sagte er herzlich. „Nein, von Entlassung kann keine Rede sein, eine so hervorragende Kraft können wir nicht missen, zumal bei dem heftigen Lehrermangel nicht! Tüchtige Jugendbildner brauchen wir zu nötig. Ihre Schule war ja stets musterhaft und vorbildlich für den ganzen Kreis. Sie sind geehrt und beliebt in der Gemeinde und können noch viel gutes wirken! Nein, nein — keine Einwendungen! Ich komme soeben von Ihrem Arzt. Er hat mir versichert, daß Sie ganz gesund würden, wenn Sie sich nur einige Wochen gründlich schonen und absolute Ruhe haben. Allerdings müßten Sie sich strengstens vor Aerger und der geringsten Aufregung hüten. Und das,“ — fügte der alte Herr lächelnd hinzu — „läßt sich in der Schule schwer durchführen. Ihre beiden Kollegen mögen während Ihres Urlaubs Ihre Stunden mitübernehmen? Sie willigen also ein?“

„Ach, nur zu gern ließ der Lehrer sich überreden. Ging er doch selbst mit ganzer Seele an seinem Berufe.“

Und so lebte er denn jetzt nur seiner Gesundheit Aber die Untätigkeit, das Bewußtsein, daß andere für ihn eintreten mußten, drückte doch schwer auf ihn.

Wieder hörte ihn die laute, gereizte Stimme des jungen Kollegen aus seinem Halbschlummer auf. Es fröstelte ihn trotz der warmen Sonne, er zog die Decke über die hageren Knie. Der Boden war doch noch recht kalt; er wollte lieber hineingehen.

Doch da wurde eben der Unterricht geschlossen. Da wollte er besser noch etwas warten, um nicht den beiden Kollegen zu begegnen. Das war ihm jetzt immer peinlich; es schien ihm manchmal, als ob besonders der junge Maxen nur widerwillig seine Vertretung übernehme.

Die Kinder waren plaudernd und lärmend nach Hause gegangen. Gleich darauf hörte er die beiden Lehrer über den Spielplatz dem Ausgange zuschreiten. Sie konnten ihn nicht sehen, weil eine Mauer den Schulgarten vom Spielplatz trennte, aber er hörte jedes Wort.

Der junge Maxen schien sehr erregt.

„Ich habe es bald satt, immer für den Alten in die Freisch zu treten,“ sagte er aufgebracht, „meine ganze freie Zeit geht dabei zum Kuckuck! Just wollte ich ansfahren — da muß ich wieder drei Stöße Hefte aus seiner Klasse corrigieren!“

„Na, es wird auch wohl bald besser werden,“ begütigte der andere.

„Besser?“ höhnte Maxen, „der tut mein Lebtag keinen Schuldienst mehr! Aber dann soll er abdanken! Wer unfähig ist, sein Amt auszuüben, der soll gehen! — Aber der Vierter ist ein Kleber. Ich nenne es gewissenlos und geradezu Diebstahl, wenn einer Gehalt annimmt und nichts dafür leistet . . .“

Mit geisterhaft bleichem Gesicht, wie erstarrt saß der Lehrer da. Der grausame Schlag kam zu unerwartet und traf ihn ins Innerste — So dachte man von ihm! Kleber — gewissenlos — Diebstahl . . . haßte es in seinem Kopfe wieder! Mit zitternden Händen griff er nach seiner Stirn, wie ein roter Nebel schwamm es vor seinen Augen. Ein dumpfer Schmerz krampfte ihm plötzlich die Brust zusammen, heiß würgte es ihm die Kehle heraus . . .

„Klemens!“ rief vom Schulhause her änselnd die Stimme seiner Frau. „komm' doch herein, lieber Mann, es wird zu kühl für dich!“

Schwankend erhob er sich und machte einige unsichere Schritte. Aber der Boden schien ihm plötzlich unter den Füßen zu weichen — einen Halt suchend, griff er mit den Händen in die Luft und stürzte schwer zu Boden — ein breiter Strom Blut ergoß sich aus seinem Munde.

\* \* \*

„Wie geht des dem Kranken?“ fragte am anderen Morgen Lehrer Maxen den Arzt, der eben die Treppe herunterkam.

Der suchte die Achseln. „Ich habe kaum noch Hoffnung,“ sagte er betrübt. „Unbegreiflich — vorher stand es doch so gut. Die Lunge war schön im Ausheilen begriffen und er fühlte sich bedeutend wohler. Nur eine heftige Gemüthserschütterung kann die Katastrophe herbeigeführt haben! Ein trauriger Fall! Diese Nacht phantasierte er beständig von Entlassung, nannte sich einen Kleber, klagte sich als ehr- und gewissenlos an und war nicht zu beruhigen. Er leidet schwer . . . Wissen Sie vielleicht, was ihm begegnet ist?“ fragte der Doktor plötzlich mit einem forschenden Blick auf den bleich gewordenen Lehrer. „Ihr Name lehrte des öfteren in seinen Fieberreden wieder.“

„Wie sollte ich!“ stammelte Maxen unsicher und erschrocken. Oben an der Treppe erschien das verweinte Gesicht Frau Vierter's.

„Ach, Herr Doktor, kommen Sie schnell — mein Mann hat wieder eine Ohnmacht,“ bat sie zitternd.

Mit zwei Säken sprang der Doktor die Treppe hinauf, den tieferschütternden jungen Mann stehen lassend. —

Noch ehe der Abend niedersank, war in der Lehrerwohnung die Nacht des Todes hereingebrochen. Ein erneuter Blutsturz hatte das glimmende Leben ausgelöscht. . . . Die telegraphisch herbeigerufenen, fassungslosen Söhne fanden, umringt von den jammernden Kleinen, einen sterbenden Vater und eine schmerzgebrochene Mutter. —

\* \* \*

Das Grabgeläute war verklungen. Die tote Hülle des Mannes, der ein Vierteljahrhundert in der Gemeinde

segensreich gewirkt hatte, ruhte in der kühlen Erde. Blumen und Kränze, die Gaben der Liebe und Dankbarkeit, häuften sich über dem frischen Hügel.

Am Abend, als die Nebel stiegen und die Schatten der Dämmerung gespenstisch über die Gräber krochen, betritt Lehrer Maxen gesenkt Hauptes den Kirchhof. Er stand an dem Grabe, das heute morgen so herzzerreißenden Jammer gesehen, an dem so viel trostlose, verzweiflungsvolle Tränen geweint waren — und heiße Tränen quollen aus seinen Augen. Freiligraths ergreifende Mahnung klang durch seine Seele:

„Die Stunde kommt, die Stunde kommt,  
Wo du an Gräbern siehst und klagst!  
Dann kniest du nieder an der Gruft,  
Und birgst die Augen, trüb und naß,  
— Sie seh'n den andern nimmermehr —  
In's lange, feuchte Kirchhofgras,  
Und spricht: „D schau auf mich herab,  
Der hier an deinem Grabe weint!  
Vergib, daß ich gekränkt dich hab', —  
O Gott, es war nicht böß gemeint . . .“

Nein — es war nicht böß gemeint, er hatte nur im Unmut gesprochen. Aber dem armen kranken Manne hatten seine harten, bösen Worte den Todesstoß gegeben. — Und nun kam seine Reue zu spät — zu spät . . . Und er kniete nieder, verhüllte das Gesicht mit den Händen und weinte.



### Für die Kinderwelt



#### Die Riesen von Strönsfeld.

Münsterländische Volks Sage, von Dr. C. Ventlage.

(Nachdruck verboten.)

Ungefähr eine Stunde von dem Dorfe Wetteringen entfernt, hausten vor Jahren dort, wo jetzt der Fern-Ströhingische Schulsenhof liegt, mitten im sogenannten Strönsfelde Riesenmenschen, welche so lange und schnelle Beine hatten, daß sie in wenigen Stunden nach Zwolle\*) laufen konnten. Sie machten sich morgens um 3 Uhr auf den Weg und waren schon vor 7 Uhr in Zwolle, wenn die Kaufleute und Krämer eben aufstanden und ihre Läden öffneten. Dazumal war in Zwolle viel Handel mit hirschedernen Hosen. Die hängten die Krämer an eisernen Haken oder hölzernen Pinnen vor ihrer Türe aus, damit jeder Vorübergehende sie auf den ersten Blick sehen konnte.

Die Riesen mochten diese ledernen Hosen gerne leiden und verschliffen die eine nach der anderen, und wenn sie wieder eine verbraucht hatten, machten sie sich auf den Pfad, um sich eine neue zu holen. „Wenn wir wiedertommen, bezahlen wir,“ pflegten sie zu den zwolleschen Krämer zu sagen, indem sie sich, mit oder ohne Erlaubnis, die Hosen von den Haken nahmen und davonschritten. Sie bezahlten aber nie und die holländischen Krämer fürchteten sich nicht lächel vor ihnen und freuten sich, wenn sie nur wieder fort waren. Darum wußten die Riesen gar wohl und wurden deß gewaltig übermütig.

So nahmen sie einstens denn einmal mächtige Brecheisen und schritten damit gen Zwolle.

Da brachen sie unten die Mauern der Kirche los, um diese davonzutragen.

Kaum aber hatten sie dieselbe auf ihre Schultern geladen, als die Steinmassen mit furchtbarem Getöse einstürzten und die übermütigen Frevler unter ihren Trümmern begruben. Da waren die Riesen tot, mausetot, und wurden auch nicht mehr wieder lebendig, und ganz Zwolle freute sich darüber, daß die Unheimlichen nicht mehr da waren.

Die zusammengebrochenen Steine kletterten aber der Reihe nach wieder, der eine auf den anderen, gerade so wie sie vorher gelegen hatten, und die Kirche stand schöner da, wie ehedem.

\*) Die Entfernung zwischen Zwolle und Wetteringen beträgt beiläufig 30 Stunden.



### Unsere Bilder.



— Einfachheit im schwedischen Königshaus: Die Prinzessinnen Margarete und Martha am Waschtisch. (Bild Seite 217.) Die kleinen fürstlichen „Wäschermädel“ sind die Töchter des Prinzen Karl von Schweden, eines Bruders des Königs Gustav V. Prinzessin Margarete ist 11, Prinzessin Martha 9 Jahre alt.

— Der neue Landwirtschaftsminister (Vgl. Bild S. 219.) Freiherr von Schorlemer-Lieser, der neue Landwirtschaftsminister, hat schon früher Gelegenheit gehabt, im Dienste der preussischen Landwirtschaft zu wirken. Er war Vorsitzender der Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz, bevor er im Jahre 1905 an die Stelle des in den Ruhestand übergehenden Herrn Rasse zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz ernannt wurde. Bis 1900 war er bei verschiedenen Regierungen im Osten und Westen der Monarchie im Staatsdienst tätig, dann übernahm er die Bewirtschaftung seiner ausgedehnten Besitzungen in der Rheinprovinz, Mitte November 1899 wurde er zum Vorsitzenden der neuerrichteten Landwirtschaftskammer für diese Provinz gewählt. In dieser Eigenschaft verhinderte er eine lanasseindliche Beschlussfassung dieser Kammer. Außerdem war er als stellvertretender Vorsitzender des Preussischen Landes-Oekonomie-Kollegiums, Mitglied des Rheinischen Provinzial-Landtages und als Kreisdeputierter des Kreises Bernkastel tätig. — Am 15. Januar 1901 wurde er zum Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit aus allerhöchstem Vertrauen berufen.

— Die Sieger der diesjährigen Prinz-Heinrich-Fahrt: Direktor Porstche (1), Direktor ... (2), Graf Schönfeld (3). (Siehe Bild Seite 220.) Mehr als 120 Automobile traten in diesem Jahre die große Fahrt an, die stets auch Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder des deutschen Kaisers, am Steuer seines Kraftwagens mitmacht. Die Fahrt begann in Charlottenburg und führte in sechs Etappen mit je einem Tage über Braunschweig, Kassel, Nürnberg, Straßburg und Metz nach Homburg v. d. Höhe. Die ganze Rennstrecke beträgt 1944,5 Kilometer. Die Sieger sind sämtlich Österreicher.

— Zur Wasserkatastrophe im Ahrtal. (Siehe die Bilder Seite 221.) Furchtbare Verheerungen hat das Hochwasser im Ahrgebiet, einem für diese Katastrophen sehr geeigneten Gebirgszug, angerichtet. Die Plöchlichkeit, mit der das Hochwasser zur Nachtzeit, nach einem mit starkem Gewitter begleiteten Wollenbruch eintrat, hatte zur Folge, daß ein großer Teil der bei einem Bahnbau beschäftigten Arbeiter in ihren Schlafbaracken mit fortgerissen wurden und ertranken. Mehr als 100 Menschen sollen ertrunken sein. Der Schaden an vernichtetem Acker, ertrunkenem Vieh, eingestürzten Häusern und Brücken usw. soll mehr als 5 000 000 Mark betragen.



### Zur Unterhaltung.



— Gemüthlich. Gläubiger: „Wissen Sie auch, daß ich jetzt schon fast ein ganzes Jahr tagtäglich zu Ihnen komme?“

— Studiosus: „Recht haben Sie, — wir könnten eigentlich „du“ zu einander sagen!“

— Auch ein Beruf. Herr: „Mir scheint, Ihr Sohn besucht alle Semester eine andere Universität!“ — Brauereidirektor: „Das bringt das Geschäft 'mal so mit sich!“ — Herr: „Was studiert er denn?“ — Brauereidirektor: „Studieren? Gar nichts! Er führt nur unser Bier ein!“

— Kasernenhofblüte. Leutnant (Richtung korrigierend): „Feldwebel! Sehen Sie 'mal diesen Mann im zweiten Glied an! Ist das Richtung?! — Kerl steht da, wie entgleister Schlafwagen!“

— Ein Biedermann. Polizeiwachmann: „Was machen Sie da?“ — Einbrecher: „Ich hab' vor vierzehn Tagen einen Hausschlüssel gefunden, und da probier' ich, in welches Haus er paßt, damit ich ihn dem Eigentümer wieder zurückgeben kann!“

— Feinsüßig. „Nachdem Sie alle anderen Tischgenossen angepumpt, wagen Sie es, auch mich noch um ein Darlehen anzugehen?“ — „Ja glauben Sie, daß es mir gleichgültig sein könnte, wenn Sie sich übergeben fühlten!“



### Rätselecke.



#### Begierbild.



Wo steckt denn nun mein Diener?

#### Charade.

Herr Schulz hat ein Engros-Geschäft  
Und handelt mit Metallen.  
Da liest er, daß das Erste ist  
Gar stark im Preis gefallen.  
Er ruft dem Zweiten, schreibt dann mit  
Dem Ganzen ein paar Worte,  
Denn telegraphisch gleich bestellt  
Er Erstes, bester Sorte.

#### Verbindungs-Rätsel.

Zwei Wörter schrieb des Gläubigers Hand  
Getrennt auf eines Wechfels Rand,  
Den Schuldner mahnend seiner Pflicht. —  
Verbunden kannte er sie nicht.

#### Scherz-Rätsel.

Drei Personen hatten die ganze Nacht miteinander gespielt,  
und als sie aufhörten, hatte jeder gewonnen.

#### Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

#### Auflösungen aus voriger Nummer.

Verwandlungs-Aufgabe: Elba, Rebe, Rafe, Sarg, Trug, Maus, Orkan, Reife, Nise, Thau, Jobten, Abel, Robe, Nord, Dohle, Torf. — Ernst Moritz Arndt.

Sinn-Rätsel: Ladung.

Rebus: Unentschiedenheit ist ein Zeichen von Schwäche.



## Königin Luise.

Zum Gedächtnisse ihres Todestages.

(19. Juli 1810.)

Von Dr. D. Paul.

Durch das Grün des schönen Parkes zu Charlottenburg wanderte ich. Herrlich aber am Nachmittag bewölkte sich der Himmel, ein Gewitter war heraufgezogen. Es hatte sich jetzt ausgetobt, die Wolken zerrissen, und das freundliche Himmelsblau lächelte von neuem. Noch um eine Wegbiegung, sieh, eine lange Allee von düstern Tannen tat sich auf, von den Zweigen stießen die Tropfen schauernd hernieder, als wären es Tränen. Am Ende des langen, dunkeln Baumganges stand ein Tempel. Mit zwiefacher Andacht denke ich seiner am heutigen Tage, es war auch an einem 19. Juli, da ich ihn zuerst betrat, und ganz allein war ich drinnen. Zartes blaues Licht wob sich um die marmornen Bänke und schwebte, als wäre es vom Himmel gekommen, um die zwei Grabmäler, die Liebe und Treue an dem Tage mit unendlichem Flor köstlicher Blumen bekränzt hatte. Das war ein Eindruck, den niemand je vergißt, den er zum Auge und Herzen einmal ausgesprochen hat.

So denke ich heute wiederum dieses Tages und der vielgeliebten Frau, die dort zur Seite des Gemahls den langen Schlaf der Ewigkeit entgegenschläft. Denke ihrer, die im Leben

gleich einem Engel schön war. In der Jugendblüte ging sie ein zur ewigen Heimat, wo da kein Herzeleid mehr ist, sondern Frieden und Freude, und wo aufgerichtet wird, was auf Erden der Schmerz gebeugt hat.

Auguste Wilhelmine Amalie Luise, Prinzessin von Necklenburg-Strelitz, war am 10. März 1776 zu Hannover geboren als sechstes Kind des Prinzen Karl Ludwig Friedrich, der damals Feldmarschall der Hannover'schen Haustruppen war. Die Mutter Friederike Karoline Luise war eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt; sie starb schon 1782, nachdem sie noch eine Tochter und einen Sohn geboren hatte. Der Prinzessin Luise konnte daher die mütterliche Erziehung nicht zuteil werden. Statt ihrer übernahm die Großmutter das Amt. Als Lehrerinnen der jungen Prinzessin wirkten ein Fräulein v. Wolzogen und ein schweizerisches Fräulein Gelieng, beide freilich der Mode der Zeit gemäß nach französischem Muster, dabei aber mit feinem Takt darum besorgt, die natürliche Art, die zarte, fromme Gemütsrichtung der Prinzessin zu schonen und zu entwickeln. Manche Reisen dienten dazu, den Gesichtskreis zu erweitern, so nach Straßburg, den Niederlanden, besonders auch nach Frankfurt, wo Luise und ihre Schwester mit Goethes Mutter verkehrten. Goethe selbst preist die beiden als „himmlische Erscheinungen mitten des Kriegsgetümmels“. Die alte Reichsstadt war der Ort, wo die Prinzessin mit dem preussischen Könige Friedrich Wilhelm II. und dessen Sohn zuerst zusammentraf. Ihre nud ih-



...

rer Schwester Anmut bezauberten den König so sehr, daß er dringend hoffte, seine Söhne möchten sich in jene beiden Jungfrauen verlieben. Ein Wunsch, der alsbald in Erfüllung ging. Am 24. April wurde in Darmstadt die Verlobung des Kronprinzen mit Luise offiziell beschlossen. Der Kronprinz war äußerst glücklich, sah er doch hinter der reizenden Außenwelt seiner Braut einen tiefen Charakter, für den seine eigene Art volles Verständnis hatte. Gegen Ende des Jahres 1793 lehrte der Kronprinz, der bis dahin vor London kommandiert hatte, nach Berlin zurück. Dort hin folgte auch Luise, am 22. Dezember zog sie in Berlin ein am Weihnachtsabend fand die Hochzeit statt. Fouqué schreibt darüber: „Die Ankunft dieser engelsschönen Fürstin verbreitete über jene Tage einen erhabenen Lichtglanz. Alle Herzen folgten ihr entgegen und ihre Anmut und Herzengüte ließ keinen unbeglückt.“ Gleichwohl machte es der Prinzessin Luise anfangs einige Schwierigkeiten, sich am Hofe zwischen ziemlich verschiedenartigen Elementen die rechte Stellung zu verschaffen. Luise aber verstand es doch bald eine solche zu gewinnen und um so sicherer, als sie in schöner Harmonie mit dem Gemahl in zartem Verständnis für dessen Eigenart, alle guten Züge seines Charakters gleichfalls in reichstem Maße besaß und darum zu würdigen wußte. Ueberaus glücklich war das Zusammenleben, zuerst im Schlosse Oranienburg, seit 1793 in Parey bei Potsdam. Hier, wo der Kronprinz als Schulze, Luise als gnädige Frau von Parey in ländlicher Einfachheit, in freundschaftlichem Verhältnis zum Volke frohe Tage verlebten, fühlten sie sich um so glücklicher, als mittlerweile auch die Ehe mit Kindern gesegnet war. Am 15. Oktober 1795 war Friedrich Wilhelm, später der IV. genannt, geboren, am 22. März 1797 Prinz Wilhelm, dem Ruhm und Ehre beschieden war, wie damals niemand sich hätte träumen lassen. Wo auch die Kronprinzessin erschien, wo sie lebte, verbreitete sie Glück und Zufriedenheit um sich, genoß sie schier beispiellose Verehrung. Von ihrer Wohlthätigkeit und ihren sonstigen edlen Eigenschaften sprach jedermann. Ihr Aeußeres schildert der General Ségur im Jahre 1803 mit den begeistertsten Worten: „Ich glaube noch diese Fürstin vor mir zu sehen, wie sie hingegossen war auf ein reizendes Sopha, neben ihr ein goldener Dreifuß, ein Schleier von orientalischem Purpur um die elegante und anmutige Taille. In dem Ton ihrer Stimme lag eine so harmonische Sanftheit, in ihren Worten etwas so liebenswürdig und rührend Hinreißendes, in ihrer Haltung so viel Reiz und Majestät, daß ich einige Augenblicke völlig betroffen mich einer jener Erscheinungen gegenüber glaubte, deren berückende u. bezaubernde Bilder uns die fabelhaften Erzählungen der alten Zeiten geschildert haben.“ Aehnlich urteilen auch andere. Die Verehrung trat so hervor, seit der Gemahl Friedrich Wilhelm nach des Vaters Tode (16. November 1797) den preussischen Königsthron bestiegen hatte. Jetzt kamen die Reisen in die Provinzen, zunächst seit Ende Mai 1798 nach Pommern, Ostpreußen und Schlesien. Ueberall war Jubel ohnegleichen, selbst in Warschau, das damals eben preussisch war, vermochten die Polen nicht, sich dem Zauber zu entziehen, der von Luises Persönlichkeit ausging. Im folgenden Sommer ging es nach dem Westen der Monarchie; besonders entzückten die Königin die fränkischen Provinzen. Herrliche Eindrücke brachte 1800 eine Reise ins Riesengebirge und die Besteigung der Schneekoppe. 1802 finden wir die Königin wieder mit dem Gemahl in Ostpreußen. Damals gelangte sie bei den Wandern bis nach Memel. Sie ahnte nicht, unter wie anderen Verhältnissen sie die glückliche Stadt wiedersehen sollte. Damals aber war alles noch Glanz und Glück. Und umsomehr, als auch Kaiser Alexander von Rußland antwesend war. Die Anerkennung, die seine Persönlichkeit am preussischen Hofe fand, die Bewunderung, die er der Königin entgegenbrachte, waren die Wurzel, aus der die dauernde treue Freundschaft zwischen beiden regierenden Häusern erwachsen ist.

Der Volkstil stand die Königin zu jener Zeit noch fern, sorglos vergingen die Jahre, nach 1808 besuchte sie die fränkischen Lande und genoß fröhliche Tage in Sachersreuth. Zur selben Zeit, wo der Hof mit Kaiser Alexander befreundet war, tauschte Luise auch Freundschaftsworte und Geschenke mit der Kaiserin Josephine. Der Umschwung trat ein, als das preussische Gebiet in Ansbach von den Franzosen verletzt wurde, und als Alexander in Potsdam für den allgemeinen Kampf gegen Napoleon eintrat. Von nun an stand die Königin mit Entschiedenheit auf der Seite der Gegner Napoleons. Sie war die Beschützerin Hardenbergs, sie empfand schwer dessen Rücktritt und die Allianz mit Frankreich. Derart litt sie unter den Ereignissen, die Preußens Ehre

antasteten, daß auch ihre Gesundheit, die ohnehin schon immer zart gewesen war, in Gefahr geriet. In dieser Zeit war die Königin Luise die Persönlichkeit, auf die alle Patrioten, Stein nicht ausgenommen, die größten Hoffnungen setzten. Um sich zu kräftigen, suchte sie 1806 das Bad Pyrmont auf, wo sie auch mit Blücher zusammentraf, auf den sie große Stücke hielt. Gut erholt verließ sie das Bad Ende Juli. Schon im nächsten Monat begannen die kriegerischen Rüstungen, an denen sie das größte Interesse hatte. In den Farben ihres Regiments, der Ansbach-Bayreuthischen Dragoner, erschien sie bei den Truppen und nahm im Hauptquartier in den thüringischen Gegenden an dem Feldzuge teil. Bevor es aber zum entscheidenden Schlage kam, lehrte die Königin nach Berlin zurück. Erst unterwegs, am 17. Oktober, erhielt sie die niedererschmetternde Nachricht, daß die Schlacht bei Jena und Auerstädt verloren war. Mit dem König traf sie sich in Cüstrin und reiste von da nach Ostpreußen wo das Paar am 9. Dezember in Königsberg anlangte. In jener Zeit der Not zeigte sich die ganze Seelengröße der herrlichen Frau, die von Frömmigkeit und Lieb. zum Vaterlande aufrecht erhalten, die traurige Flucht durch Winter und Graus nach Memel aushielt, und die unerschüttert blieb, als nach der Schlacht bei Eylau auch die Mutigsten verzagten. Vorübergehend konnte man wieder nach Königsberg zurückkehren. Da zwang der Verlust der Schlacht von Friedland zu abermaliger Flucht, und zu allem Unglück kam, daß jetzt auch Rußland zum Feinde abfiel. Jene Tage waren es, da Luise sich zum Schwersten entschloß, zu der Zusammenkunft mit Napoleon in Tilsit am 6. Juli 1807. Man weiß, daß die Unterredung, auf die die letzten Hoffnungen gesetzt waren, fast ohne Ergebnis verlief. Der einzige Trost Luises war des Freiherrn von Stein Tüchtigkeit, und sie tat das Mögliche zwischen diesem und dem König, ein erträgliches Verhältnis zu schaffen. Noch im Januar 1808 finden wir die Königin in Memel, dann bewohnte sie bei Königsberg das hippelische Landgut „Auf den Hufen“, wo ihr schlichtes Haus „Luisenwahl“ noch heute erhalten ist. Unter den schweren Erlebnissen litt die Gesundheit der Königin immer mehr. Noch erlebte sie die Freude am 22. Dezember, in ihrem mit lila Sammet bezogenen Wagen in Berlin wieder einzziehen zu können, auch daß in der Zeit schwerer Bedrückung Hardenberg Kanzler wurde. Aber es kam die Zeit, wo es sie nach der Heimat trieb. Ende März 1810 trat Luise eine Reise zu ihrem Vater an. In ländlicher Stille wohnte sie auf dem Schlosse Hohenzieritz. Dort besiel sie eine Lungenentzündung, der sie am 19. Juli, abends 9 Uhr, erlag.

Im Mausoleum zu Charlottenburg weht und schwebt das blaue Licht wie vom Himmel hernieder um den Sarkophag, auf dem der Königin Luise marmornes Bildnis wie im Schlummer ruht. Das Herz aber da drinnen, das unter diesem Marmor ruht, ist nicht tot, sondern es schläft, und sein Scha zittert wieder in dem Herzen des treuen preussischen Volkes.

## Die Zigeunerin.

Novelle von E. Borge's.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Im grauen Osten dämmerte kaum der neu erwachende Tag, die Schläfer im Herrenhause zu Lerchenheim lagen noch im tiefen Schlummer, da öffnete sich leise das große Gittertor, und eine tief verschleierte Gestalt, in einen Pelzmantel gehüllt, huschte geräuschlos in die Dunkelheit dem Dorfe zu. — Noch oftmals wandte sie sich um, fast blieb sie inmitten der Allee schon zögernd stehen, gleichsam als bereue sie jetzt schon den Schritt; doch nur einen Augenblick, dann verschwand sie in der Dunkelheit.

Irngard von Sall nahm heute wieder den Platz als Herrin des Hauses ein. Ihr Antlitz war finsterner denn je, ihre Stimme eifriger, als sie mit kurzen Worten ihre Befehle erteilte.

Frau von Sall wird heute ihr Zimmer nicht verlassen — sie ist krank,“ sagte sie mit sichtlicher Anstrengung, um damit allen lästigen Fragen der Dienerschaft zu entgehen. Man merkte es, wie entsetzlich schwer diese Lüge über ihre Lippen kam. Die wenigen Gäste, die nach dem Festabend noch im Herrenhause verweilt hatten, zogen sich bei dem verstörten Aussehen des Wirtes schnell zurück; sie wagten kaum nach der Herrin zu fragen; nur Sybilla blieb. —

Als Stunde auf Stunde verging und Coralli ihr Zimmer noch nicht verließ, wandte Fräulein Egressy sich mit der Frage an Irngard, ob die junge Herrin ernstlich erkrankt

sei, ob man nicht den Doktor holen, oder ihre Familie zu benachrichtigen sei.

„Coralli ist gar nicht krank — sie ist gar nicht in ihrem Zimmer, wie man vermutet. Ich habe diesen Grund angegeben, um sie in den Augen der Gäste und Dienerschaft zu entschuldigen, und um die Neugierde zu befriedigen. Dir jedoch, Sybilla, will ich die Wahrheit nicht verhehlen, denn ich weiß, daß ein Geheimnis bei dir sicher ist. — Coralli hat in ihrem Wahn das Tableau, welches du mit Ernst darstelltest, für Wirklichkeit angenommen und ist in Nacht und Dunkelheit davon gelaufen!“

„Unmöglich!“ stöhnte Sybilla, „sie ist fort?“

„Irmgard nicht bejahend. Ernst ist wie ein Verzweifelter,“ fuhr die Sprecherin leise in ihrem Bericht fort. „Er hat schon die ganze Umgegend abgestreift, um sie wieder zu finden; er fürchtet, sie hat sich ein Leid angetan!“

„Wie schrecklich!“

Diese Worte entschlüpfen unwillkürlich Sybillas Lippen. Sinnend stand sie am Fenster und ein kaum merkliches Lächeln malte sich in ihren Zügen. Ihre Gedanken flogen blitzschnell durch ihr Hirn. Wenn Ernst Furcht begründet war, so konnte sie neue Hoffnung fassen.

„Man macht im Tanzsaal die Bemerkung, daß Frau von Sall von den Zigeunern abstamme,“ bemerkte sie sehr plötzlich. „Es war doch sonderbar, daß Ernst eine solche Wahl treffen konnte.“

„Um, ist das also laut geworden?“ versetzte Irmgard schneidend. „Ernst hat fürchtlich gehandelt! Ich sage ihm immer, daß er eines Tages seine Torheit bitter bereuen würde; — er ist jetzt bestraft!“

Sybilla seufzte. In tiefen Gedanken versunken, stand sie noch lange allein und grübelte über das Geschehene über die Zukunft, die jetzt wieder sich rothrauer gestalten konnte. Sie beachtete nicht, daß die Thür unausgesehener aufgerissen wurde, erst als eine schwere Hand sich fest auf ihre Schulter legte, wandte sie sich erschrocken um.

„Wo ist Irmgard?“ fragte Ernst mit heiserer, tonloser Stimme. Sein Antlitz war erdsahl; er schien um zehn Jahre älter zu sein.

„Ich weiß nicht, — sie war noch vor wenigen Augenblicken hier. Soll ich sie rufen? — ich will sie suchen.“

Sybilla wandte sich zur Thür, doch Ernst hielt sie zurück. „Nicht doch, ich wollte ihr nur sagen, daß ich sofort abreise.“

Haben Sie Nachricht von Ihrer Gattin? — Oh es ist ganz entsetzlich und ich fühle tiefes Mitleid. Sie ist ganz sicher zu ihrer Familie zurückgegangen. Man sagt, die Zigeuner —

Ernst trat dicht an sie heran; sein Auge blickte so finstler drohend, daß Sybilla nicht wagte, ihre Worte zu vollenden. Dann zog er ein Papier aus der Tasche.

„Haben Sie diese Zeilen geschrieben?“ fragte er, ihr das Papier dicht vor Augen haltend.

„Nein!“ versetzte sie entschieden. „Sie vergessen sich, Herr von Sall; — das Verschwinden Ihrer Gattin läßt Sie nicht Ihre Worte bedenken!“

Der Gutsherr atmete erleichtert auf.

„Gott sei Dank,“ stöhnte er. „Verzeihen Sie meinen Argwohn, Sybilla, ich weiß, Sie würden sich nicht so tief erniedrigen, diese anonymen Zeilen zu schreiben. — Wenn ich meinen Liebling nicht wieder finde, werde ich wahrjünglich,“ rief er verzweifelt und stürzte aus dem Zimmer.

Sybilla konnte nicht länger ihre Tränen zurückhalten.

„Er liebt sie! er liebt sie grenzenlos, und sie ist doch nur eine verachtete Zigeunerin,“ tobte es in ihrem Innern. „Wie konnte er nur wagen, mich so streng anzublicken, mir zuzumuten, daß ich eine Hand zu ihrer verzweifeltsten Tat geliebt hätte. — O, ich hasse sie! Ich hoffe, sie nie, nie wiederzusehen, denn sie hat grausam das Glück meines Lebens zerstört.“

Als Irmgard später das Gemach wieder betrat, fand sie ihre Freundin mit rot verweinten Augen vor.

„Ich will heute noch zu meinen Eltern zurückkehren,“

schluchzte sie, „unter diesen traurigen Umständen ist es gewiß besser, wenn ihr allein seid.“

„Ganz wie du willst,“ versetzte Irmgard tonlos. „Weder Sophie noch ich sind jetzt gute Gesellschaft. Es ist ein Glück, daß unser neues Haus in der Residenz fertig ist, denn hier könnten wir nicht wagen, die Augen mehr zu erheben, so sehr drückt uns die Schande darnieder, die Coralli über uns gebracht hat.“

Mittlerweile sah Ernst von Sall in der Ecke eines Koupees der Eisenbahn auf dem Wege zur Residenz. Seine Augen ruhten unverwandt auf einem Briefchen in seiner Hand. Es waren nur wenige Abschiedsworte seiner Gattin, aber die vielen Spuren der vergossenen Tränen bezeugten doch gar zu deutlich das tiefe Weh ihres Herzens.

„Geliebter Gatte! Ich verlasse dich, weil ich dich zu sehr liebe, denn ich kann den Gedanken kaum ertragen, daß du an der Seite einer anderen Gattin glücklicher gewesen sein würdest. — Einliegenden Brief bekam ich gestern. — Sybilla liebt dich — du liebst sie. Nimm sie später zur Gattin, denn ich werde doch bald sterben. Gott schütze dich. Denke zuweilen an deine unglückliche Corallia.“

Er konnte längst den Brief auswändig. Wort für Wort, und dennoch ruhten seine Augen darauf. Jeder Buchstabe hatte wie mit einem Dolche sein Herz verwundet und schauernd barg er sein bleiches Antlitz in den Händen.

Jetzt kamen seine bitteren Vorwürfe und Gewissensbisse zu spät. Hätte er ihrer Stimme gehorcht, ihre stumme Bitte erfüllt, so hätte er nie in die Festlichkeit eingewilligt, die ihr im Grunde der Seele verhaßt war, und sie wäre jetzt noch an seiner Seite. Aber es war Sybillas Muth gewesen und deutlich genug hatte er seiner Gattin gezeigt, daß die Meinung dieser verlockenden Sirene maßgebend für ihn sei.

O, wie sehnte er sich jetzt danach, seine Gattin zu umarmen! Er wollte ihr die Tränen von den Wangen küssen, ihr seine unveränderliche, heiße Liebe zu ihr ins Ohr flüstern. Würde er sie jemals wiedersehen? Das Leben bot ihm keinen Reiz, wenn nicht an der Seite seiner geliebten schwarzäugigen Zigeunerin. — — —



Königin Luise mit ihren zwei ältesten Söhnen.

Monate sind vergangen. Die Rosen blühen in voller Pracht, Nachtigallen sangen, und die muntere Kinderfchar tummelte sich auf der großen Heide in Lerchenheim.

Doch während draußen in der herrlichen Natur alles grünte und knospete, stand das große Herrenhaus still und verlassen da. Die Fensterladen waren dicht geschlossen, die geräumigen Zimmer leer und öde, kein menschlicher Schritt auf den Treppen oder auf dem Korridor verkündete, daß noch Leben im Hause sei. — Die beiden Fräulein von Sall hatten längst ihr neues Heim in der Residenz bezogen: Ernst irrte in fremden Ländern umher und suchte nach seiner verlorenen Gattin, die er fast nicht mehr zu den Lebenden zählte.

Er wollte nicht wieder in die Heimat zurück; und dennoch zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach der Gegend hin, wo er kurze Zeit so glücklich gewesen, und wo er dann sein Liebtes verloren hatte. Dann stieg wohl eine leise Hoffnung in seiner Seele auf, daß Coralli ihren Schritt bereut und zurückgekehrt sei, doch ach, diese Hoffnung war trügerisch.

Die paar Freunde, die ihn auf seinen Reisen trafen, schüttelten mitleidig ihr Haupt: — die Zigeunerin hatte ihn und seine Familie unglücklich gemacht — das war das Urteil der Welt.

Kern in Ungarns Wäldern verlebte die Zigeunerkönigin ihre Tage in namenlosem Schmerz. Zu spät hatte sie erkannt, daß sie mit ihrer eigenen Hand das Unalück ihrer Tochter, vielleicht sogar ihren Tod besiegelt hatte. Beraubtlich versuchte sie die Schuld von sich auf die Schultern des jungen Gasten zu wälzen. Allein sie erkannte erst jetzt die grenzenlose Liebe zu ihrem Kinde, das er verabschiedet bei der Mutter suchte seinen tiefen Schmerz und bereute aufrichtig durch seine verhängnisvollen Reisen das Gift des Argwohn in die Seele ihres Kindes gestiftet zu haben.

„Wenn Coralli nicht bald gefunden wird, so sehe ich keinen Tod voraus.“ jammerte die Alte, „und dann habe ich einen doppelten Mord auf meinem Gewissen.“

Sie rang verzweiflungsvoll die Hände, klagte laut über ihren Traum, der sie über das Geschick ihres Kindes getäuscht hatte, laß jeden Abend in den Zimmern, doch das Geschick und den Aufenthalt ihres Kindes konnte sie nicht entziffern.

Es war ein heiterer stiller Herbstabend. Der wilde Wein an den hohen Mauern eines Klostergartens umweht Rosen hatte sich schon rot gefärbt, der Wind spielte leise mit den welken Blättern, die zahlreich von den Zweigen der Bäume

fielen. — Eine junge Dame wandelte langsam in dem dunkeln Laubengang auf und ab. Sie war allein. In der Hand hielt sie ein offenes Buch, wiewohl die anbrechende Dunkelheit sie schon lange verhindert, einen Blick hineinzuwerfen. Halbtaut wiederholte sie ein italienisches Gedicht, welches sie fest ihrem Gedächtnis einzuprägen schien.

Ihr geistreiches Antlitz, dunkel wie das einer Zigeunerin, blickte mit unendlicher Traurigkeit in die Ferne und eine Träne stahl sich aus ihrem Auge.

Da ertönte eine muntere, fröhliche Stimme am entgegengelegten Ende des Gartens:

„Coralli, Coralli, wo bist du? Komm doch hierher! Schwester Theresia will uns eine Geschichte erzählen. O, da bist du! Endlich habe ich dich gefunden,“ und ein junges blühendes Mädchen von 16 Jahren rannte auf sie zu und legte schmeichelnd ihren Arm um ihren Hals.

Coralli aber schüttelte traurig ihr dunkles Lockenhaupt. „Laß mich, Louise, ich komme nicht,“ versetzte sie milde. „Ich kann meine Lektion noch nicht genügend, du weißt, daß morgen Herr Prof. Leonardy kommt.“

„Es bleibt noch genug Zeit zum Lernen — du bist auch immer so fleißig; bist du nicht zufrieden mit dem ersten Preis, den du gestern errungen hast? Nun, so komm doch! Die Frau Oberin hat es erlaubt, weil die Prüfung heute so gut ausgefallen ist. Schwester Theresia erzählt ein Märchen, aber wenn wir nicht eilen, so sänet sie ohne uns an.“ Mit diesen Worten zog die Freundin Coralli nach einer offenen Halle, wo zahlreiche Mädchen im Halbkreis erwartungsvoll um eine Nonne geschart saßen.

Dieser Abend blieb unauslöschlich in Corallis Erinnerung. Der alte, große Klostergarten mit seinen dunkeln Laubgängen und den bunten Herbstblumen, in dessen Hintergrund

das alte ehrwürdige, graue Kloster, die schwarz gekleidete Schwester mit ihrem ernsten, bleichen Antlitz, und die frisch jugendlichen Mädchennospen, die erwartungsvoll jedes Wort von den Lippen der geliebten Lehrerin haschen wollten, prägen sich tief in ihre Seele ein.

Schwester Theresia erzählte eine französische Geschichte, und Coralli, die die Sprache noch nicht vollkommen beherrschen konnte, mußte ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Heldin der Geschichte lenken, damit die Erzählung sie fesseln konnte.

„Und so sehen wir,“ erzählte Schwester Theresia zum Schluß, „daß großes Leid über Susanne hereinbrach, weil sie so töricht war, von ihrem Gatten fortzulaufen, denn sie



Königin Luise empfängt Schiller; Berlin 1804.

Nach dem Gemälde von Karl Nöhling.

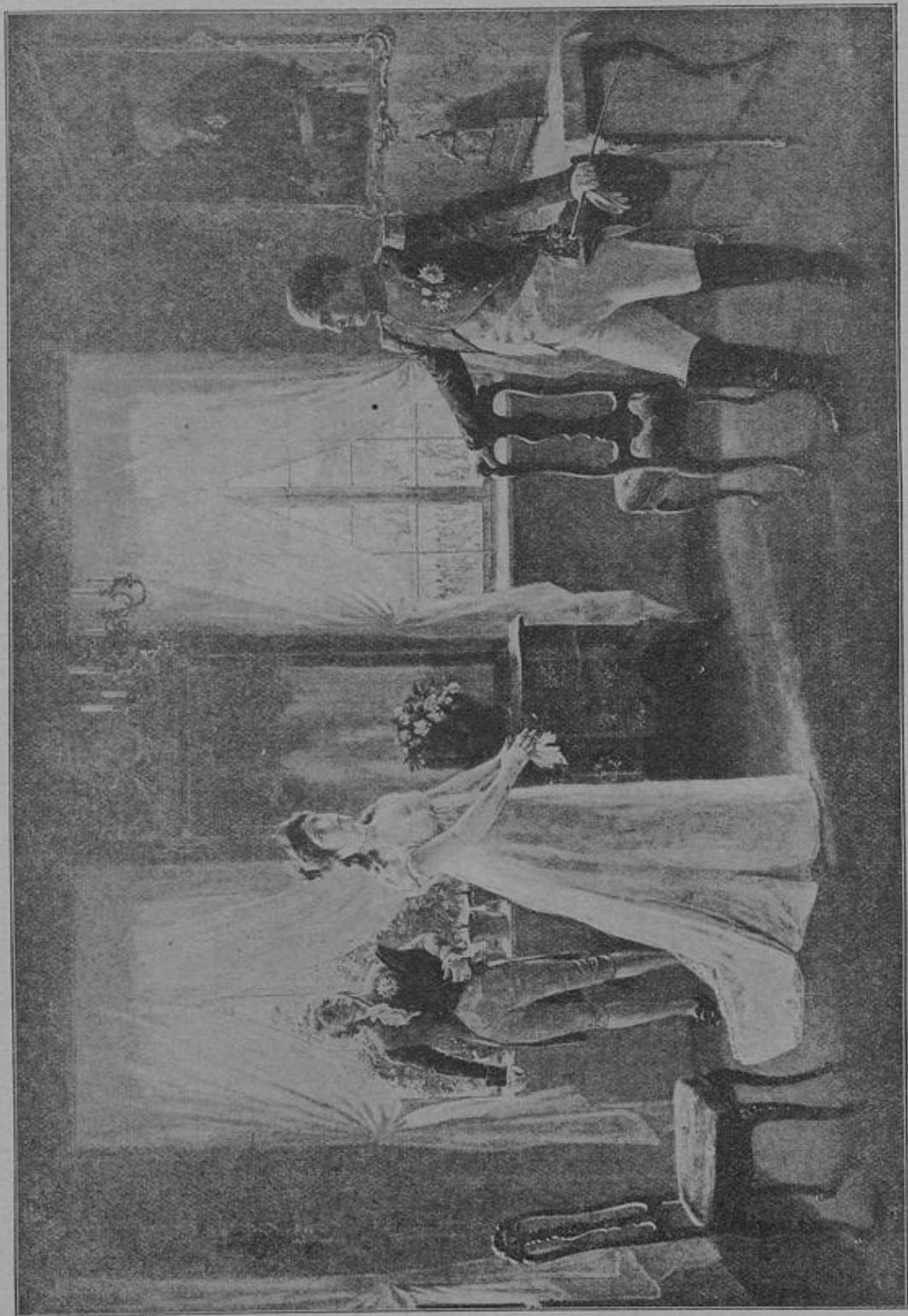
glaubte, er habe sie nicht geliebt, als sie zurückkehrte, fand sie ihn tot. Er lag still und bleich auf der Bahre, — sein Mund war verstummt, — seine Ohren blieben ihren Bitten um Verzeihung taub, — sie —

Ein leiser Schrei war Corallis Lippen entschlüpft, die Schwester hielt in ihrer Erzählung inne, doch schon hatte Coralli ihren Platz verlassen und war in den Garten geeilt.

Angefaßt Liebe und Treue geschworen hatte, hatte ihn treulos verlassen — heimlich, wie ein Dieb in der Nacht.

Als die Abendandacht beendet war, stand Coralli in der Zelle der Oberin.

„Als ich vor neun Monaten zu Ihnen kam,“ begann Coralli mit bebender Stimme, stellte ich mich Ihnen als Freundin und Schilling der Frau Altheim vor, deren Kinder hier



Die Begegnung von Königin Luise und Napoleon in Tilsit. Nach dem Gemälde von H. Eichkardt.

„Pauvre enfant! Sie ist gefühlvoll,“ dachte Schwester Theresia und erzählte weiter.

Coralli flüchtete in ihre friedliche Klosterzelle. Wie im Traum befangen, starrte sie in die Ferne; sie hörte nicht, wie die Glocken zur Abendandacht riefen, sie sah nur in Gedanken ihren Gatten — ihren Ernst — tot auf der Bahre liegen, und sie — das Weib, das ihm vor Gottes heiligem

erzogen und unterrichtet wurden,“ sie zögerte einen Augenblick, dann fuhr sie fort:

„Ich hatte damals meine Geschichte nur zur Hälfte erzählt, heute erzähle ich sie Ihnen ganz, denn ich muß fort.“

Es war eine lange Unterredung, die Coralli jetzt mit der treuen Oberin führte. Sie schüttelte ihr ganzes übervolles Herz aus und fand endlich den langersehnten Trost. —

„Sie haben wie ein gedankenloses Kind gehandelt,“ sagte nachdenklich die Oberin, als ihr Pflögling schwieg und leise weinend ihr Haupt gegen die Schulter ihrer mütterlichen Freundin lehnte. „Sie kannten die Welt noch nicht, mein Kind, aber Ihr Aufenthalt hier in unseren Mauern ist Ihnen von Nutzen gewesen und man möchte sagen, von großen Segen. Sie haben gelernt was Ihnen mangelte, und was man von jeder Dame höheren Standes erwartet. — Kehren Sie jetzt in die Welt zurück, nehmen Sie die Stellung ein, die Ihnen rechtmäßig an der Seite ihres Gatten zukommt. Bitten Sie ihn um Verzeihung und machen Sie Ihren unüberlegten Schritt durch doppelte Liebe vergessen!“

„Das will ich!“ gelobte Coralli und sie hielt Wort.

Die letzten goldigen Strahlen der untergehenden Sonne fielen schräg auf die herblich bunte Blätter der Allee, die nach dem Herrenhause in Lerchenheim führte, gleichsam als wollten sie der von der weiten Reise ermüdeten Dame, die einsam im Wagen saß, einen Willkommengruß senden.

„Wie öde und leer sieht es hier aus, ganz wie ausgestorben,“ dachte sie mit ängstlich klopfendem Herzen. Dann erblickten die fieberhaft erregten Wangen, sie gedachte der Erzählung von der Schwester Theresia; sollte es ihr ergehen, wie Susanna? sollte sie ihren Gatten als Leiche wiederfinden?

Der Wagen hielt vor dem Portal.

Laut und schrill ertönte die Klingel durch die tiefe Stille. Dann erschien der Verwalter Braun, der hastig das Tor öffnete.

Erstaunen und auch Freude malte sich in seinen Zügen, als er die Herrin erkannte.

„Willkommen! Willkommen! Dies ist wirklich eine freudige Ueberraschung,“ rief er bewegt aus.

„Wo ist mein Gatte? — ist er hier?“ stammelte Coralli.

Das Antlitz des treuen alten Verwalters Braun entfärbte sich.

„Nein, — ich dachte — ich hoffte — ist er nicht bei Ihnen? Er ist seit Monaten nicht mehr hier gewesen.“

Corallis Mut sank. Keines Wortes fähig folgte sie dem Verwalter ins Haus. Wie öde und schaurig war's hier! Die Fensterladen fest geschlossen, kein Lichtschein schimmerte ihr entgegen. Wie ganz anders war ungefähr vor Jahresfrist ihr Einzug hier an dieser Stelle gewesen, an der Seite des geliebten Gatten, den sie vielleicht für immer von der Schwelle seines Hauses vertrieben hatte.

„Wollen Sie in die Befindestube eintreten?“ fragte ehrerbietig der Verwalter; „es ist kein Zimmer in Ordnung; Marie soll das Wohnzimmer lüften und Feuer machen!“

„Nein, nein, nicht dort. Ich will in das Arbeitszimmer meines Gatten gehen; — Marie soll das Zimmer zuerst in Ordnung bringen.“

Die Köchin und die ganze Dienerschaft war ebenso überrascht bei der unerwarteten Rückkehr der Herrin als wie der Verwalter. Sie besorgte in Eile ein Abendessen, konnte es aber nicht lassen, jeden Augenblick zu ihrer Herrin zu eilen, wiederholt ihre Freude über die plötzliche Rückkehr auszudrücken und alle Neuigkeiten zu erzählen, die sich zugetragen hatten. So erfuhr Coralli in kurzer Zeit, daß seit ihrer Abwesenheit ihr Gatte zweimal einige Stunden in Lerchenheim verweilt, daß Irmgard und Sophie längst ihr neues Haus bezogen und daß Sibilla Egresty einen reichen Amerikaner geheiratet, der sie in seine Heimat in Newyork geführt habe.

„Und jetzt wird auch Herr von Sall zurückkommen,“ schloß die redselige Köchin. „Wenn ich nur geahnt hätte, daß Sie gerade heute gekommen wären, so sollte das ganze Haus spiegelblank sein! Komm, Marie, wir wollen die Schlafzimmern fertig machen,“ wandte sie sich an das Hausmädchen, das mit freudestrahenden Augen zur Seite stand.

Obgleich bis zum Tode ermattet, ging Coralli in das Arbeitszimmer ihres Gatten. Sie öffnete die Thür, die nach der Terrasse führte, damit die Dämmerung ihren letzten Schein hineinwerfe. Hier standen seine Pfeifen, seine Tabakstaschen, seine Zigarrrenständer, den sie selbst für ihn in Paris ausgesucht hatte. Dort, auf dem Seitentisch stand die große Photographie, die gleich nach der Hochzeit von dem jungen Paare geteilt worden war. Coralli nahm das Bild, setzte sich in einen Sessel und betrachtete es mit stiller Wehmut. Würde er jemals so freundlich auf sie herabblinzen, wie hier auf diesem Bild?

Horch, war es eine Täuschung ihrer erregten Phantasie?

Sie glaubte einen leichten Schritt auf der Terrasse zu hören — es war sein Schritt. —

Sie sprang auf; eine schwere Portiere barg sie vor jedem menschlichen Auge, und Ernst von Sall betrat sein Arbeitszimmer.

Abnungslös von ihrer Gegenwart zog er seine Uhr hervor. „Sieben Uhr vorbei — es ist spät, aber es macht nichts. Tor, der ich bin! warum kam ich nach diesem einsamen Ort zurück. Holla! wer ist hier gewesen, diese Sachen sind berührt! — warum ist die Thür geöffnet?“

Er hielt in seinem Selbstgespräch inne, setzte sich auf den Sessel, den Coralli soeben verlassen hatte, und nahm ihr Bild zur Hand.

„Arme, kleine Coralli,“ flüsterte er dann halblaut, „wo magst du jetzt nur sein? Möge Gott geben, daß ich dich wieder finde. Verzeih' mir, Coralli, o, wenn du hier wärst, ich wollte dich um Verzeihung bitten; denn ich habe dich von hier fortgetrieben.“

Er barg sein Antlitz in die Kissen und weinte laut. Da legte sich sanft ein weicher Arm um seinen Hals.



Grabstätte der Königin Luise. Das Mausoleum zu Charlottenburg. Außeres.

„Nein, Ernst, nicht du, ich allein habe Unrecht getan; vergib mir!“

Träumte er? War es Coralli oder ihr Geist, der vor ihm kniete! Nein, es konnte keine Täuschung sein; heiße Küsse bedeckten seine Hände.

„Coralli!“

„Ja, ich bin es; ich bin zu dir gekommen, um dich um Verzeihung zu bitten, denn ich weiß, daß ich Unrecht getan habe. In meiner Torheit dachte ich, du liebtest Sybilla; aber ich habe mich getäuscht und ich bin hart genug dafür bestraft. O, wenn du wüßtest, wie mein Herz mit jeder Faser sich nach dir sehnte, fast wäre ich gestorben vor tiefem Weh! Ich war in einem französischen Kloster, dort habe ich gelernt, was mir fehlte. Frau Altheim hat mir geholfen. Sie war immer so gut gegen mich — sie hat mir auch Geld gegeben!“

„Mein Liebling! Gott sei dank, daß ich dich wieder habe. Aber weißt du, ich wäre fast nicht mehr unter den Lebenden!“

Seine Worte klangen so traurig und vorwurfsvoll, aber Coralli fürchtete sich nicht; sie ruhte in seinen Armen und dort fühlte sie sich sicher und geborgen.

„Ich habe viel gelernt,“ erzählte sie, als die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, „ich werde dir jetzt mit meiner Unwissenheit nie mehr Schande machen!“

„Du hast mir niemals Schande gemacht,“ versetzte er, „das lag nur in deiner Einbildung. Hättest du mir gesagt, daß dir das Leben hier in Verchenfeld nicht zusagte, so würde ich gern noch einen einsameren Ort mit dir aufgesucht haben.“

„Nicht doch, Ernst,“ lächelte sie freudestrahlend, „das würde nicht recht gewesen sein. Du mußt die Stellung in der Welt einnehmen, die dir gebührt, und ich, als deine Gattin, will mit Gottes Hilfe hoffen, daß ich dir fortan treu zur Seite stehen kann.“

Sie hielt treulich Wort.

Als nach Monaten Herr von Sall mit seiner Gattin im Kreise der Freunde erschien, erkannte niemand in der fein gebildeten Dame, die mit unnachahmlicher Grazie und Harmonie sich bewegte, die kleine verachtete Zigeunerin, die damals singend und jubelnd Wald und Flur durchstreifte.



### Nützliches fürs Haus.



— Das Alter der Eier zu erkennen. In ein Liter Wasser löse man 120 Gramm Kochsalz auf, und lege dahinein das zu prüfende Ei. Ist dasselbe nun an demselben Tage erst gelegt worden, so sinkt es sofort auf den Boden des Gefäßes; war es am vorhergehenden Tage gelegt, sinkt es schon nicht mehr ganz bis auf den Grund; bei einem Alter von drei Tagen schwimmt es, aber noch vollständig untergetaucht. Ist seit dem Legen jedoch eine größere Reihe von Tagen verfloßen, so schwimmt es auf der Oberfläche und tags, je älter es ist, immer mehr darüber empor.

— Um zu erkennen, ob ein Trinkwasser als Genußmittel verwendbar ist, hat man nur in ein Trinkglas voll Wasser einen Eßlöffel voll klarer Tanninlösung — 1 Teil Tannin in 4 Teilen Wasser und 1 Teil Weingeist gelöst — zu bringen. Tritt sofort oder nach einiger Zeit in dem Wasser eine erheblichere Trübung ein, so ist es gefährlich beim Genuß; denn durch diese Trübung ist erwiesen, daß solches Wasser reich ist an organischen Stoffen, namentlich tierischer Abstammung, und diese sind es, welche am leichtesten in Fäulnis übergehen.



### Für die Kinderwelt



#### Der musikalische Tintenkleck.

Eine Episode aus meiner Kinderzeit. Von M. L.

Wie kann ein Tintenkleck musikalisch sein? wird sich so mancher fragen, und doch verdient der Kleck, von dem ich erzählen werde, diesen Beinamen.

Ich war unter drei Schwestern als diejenige bekannt, die das Talent hatte, überall um Tintenlecke zu machen. Die Möbel in unsern Zimmern lieferten den Beweis dafür, alle meine Schürzen trugen Spuren verwaschener Tintenlecke, und fand jemand ein herumliegendes Papier oder Schreibheft mit einem Kleck, so hieß es immer, „das gehört der Magda“ (so heiße ich), und leider hatte man immer recht.

„Tintenkleck“ ward ich dafür auch von meinen Mitschülerinnen genannt.

Meine Schwestern waren zwar ebenso lebhaft und lustig wie ich, wir bildeten ein würdiges Streichblatt in Ausübung so mancher lustiger Streiche, dennoch hatten sie nur selten das Unglück, einen Kleck zu machen. Ich beneidete sie um diesen Vorzug.

Obwohl wir in unsern Ansichten und Wünschen nicht gerade immer übereinstimmten, so fühlten wir doch alle drei eine gleiche tiefe Abneigung gegen einen Gegenstand, und das war das große, schöne Klavier, der Stolz meiner Eltern.

Es ist merkwürdig, meine Mutter liebte die Musik leidenschaftlich, mein Vater war sehr musikalisch gebildet, von uns Kindern aber besaß keines Talent oder Liebe zur Musik.

Meine Schwestern waren in dem beneidenswerten Alter, wo man Kinder noch nicht mit Musikunterricht quält (so dachte ich wenigstens damals, jetzt bin ich meinem Vater dankbar, daß er eine doch halbwegs gute Klavierspielerin aus mir machte); ich kimperte seit einem halben Jahre, aber nur mit Widerwillen ließ ich mich zum Flügel ziehen, meine Finger erhielten auch so manchen Klaps von der Hand des Vaters, der, da er selbst meinen Unterricht leitete, oft die Geduld über meine Teilnahmslosigkeit gegen alles Musikalische verlor. Die Schwestern wußten wohl, daß in kurzer Zeit auch ihnen solche Unterrichtsstunden blühen würden, und deshalb kamen wir einstimmig darin überein, daß das Klavier ein Marterkasten sei, nur geschaffen, um Kinder zu quälen und Eltern zu ärgern.

Wir konnten uns nicht erklären, welches Vergnügen der Vater darin fand, des Abends stundenlang Uebungen, Sonaten oder dergleichen zu spielen, es war keine Musik zum Tanzen und somit, nach unserer Ansicht, ganz ohne Zweck.

Die Abende aber, die wir zu den unangenehmsten in der Woche zählten, waren die, an denen unser Onkel mit seiner Violine kam. Meine Eltern hatten dann gar keinen Sinn für unser kindisches Geplauder, alles Interesse ward auf die Musik gerichtet. Wir mußten uns im Nebenzimmer ruhig verhalten und sogar früher, als sonst, zu Bette gehen.

Anfangs interessierte uns das Violinspielen; wir beobachteten durch die verschlossene Glastüre die Miene und Gebärde des Onkels und hatten uns bald Stöcke und Kochlöffel zu verschaffen gewußt, mit deren Hilfe wir nun ebenfalls frisch darauf losgeigten, dabei die Bewegungen des Onkels so getreu als möglich nachahmend. Unsere tonlosen Konzerte wurden entdeckt, und ein strenges Verbot auf weitere Vergnügungen dieser Art gelegt.

Ein andermal trug mir meine musikalische Unwissenheit eine weit empfindlichere Strafe zu. Ich fragte nämlich eines Abends ganz unbefangen: „Onkel, mußt du heute noch Violine kragen?“

Eine unsanfte Berührung meiner Wange durch die väterliche Hand ließ mir die Lust vergehen, eine Antwort abzuwarten; heulend lief ich aus dem Zimmer, gefolgt von meinen, aus Mitgefühl ebenfalls weinenden Schwestern.

Seit dieser Zeit war uns alles, was musikalisches Instrument hieß, von Grunde aus verhaßt.

Um die Violine unseres Onkels hätten wir uns wohl nie gekümmert, die konnten wir am allerwenigsten leiden, allein sie hatte dennoch einen Anziehungspunkt für uns: eine hellblaue, mit Rosen gestickte Seidendecke lag darüber, wenn der Kasten geöffnet wurde, eine Decke, die so recht für unsere Puppe gepaßt hätte; wie gerne hätten wir die rote wollene aus dem Puppenbett dafür gegeben, die wäre doch



## Schönheit

verteilt ein zartes reines Gesicht, rosiges, jugendliches Aussehen, weiße samtmetwiche Haut und blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

### Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul & St. 50 Pl. Ueberall zu haben.

für die Violine gewiß schön genug gewesen; doch wagten wir nicht, einen diesbezüglichen Vorschlag zu machen.

Eines Abends war der Onkel früher als gewöhnlich gekommen, der Vater war noch nicht zu Hause, die Mutter in der Küche beschäftigt, so mußte er sich denn mit uns unterhalten; doch an Kindergesellschaft nicht sehr gewöhnt, ging ihm der Gesprächsstoff bald aus, und wir fühlten uns in seiner Gegenwart viel zu eingeschüchtern, um ihm freiwillig etwas zu erzählen. Er bereitete daher alles zu dem nun bald beginnenden Konzerte vor, schloß den Violinlasten auf, stimmte die Violine und ordnete die Noten. Erleichtert atmete er auf, als der Vater eintrat, wir aber flogen fast in unser Zimmer hinüber, glücklich, nun wieder ungehört zu sein.

Ich hatte noch eine kleine Aufgabe zu machen und wollte mich beeilen, um dann spielen zu können; die Schwestern durften nicht ohne mich beginnen und beschäftigten sich indes mit Malen von Silberbogen.

Nach einigen Minuten lautloser Stille sagte ich zu unserer Jüngsten: „Geh 'Niege, sieh' doch nach, warum noch nicht gespielt wird.“

Die Kleine eilte fort, kam aber bald wieder mit der wichtigen Nachricht zurück, daß das Speisezimmer leer sei, im Schlafzimmer habe sie aber Licht bemerkt und reden gehört. Klara, die Zweitälteste, hatte aufmerksam zugehört, auf einmal rief sie: „Aber Magda, du hast ja schon wieder einen Tintenfleck gemacht!“

Wichtig, da war mitten auf der noch wenig beschriebenen Seite ein großer, schwarzer, runder Fleck.

„Mach noch einen Strich daran,“ meinte Klara, „dann sieht es aus, wie die Noten, die der Papa schreibt.“

Das war ein großartiger Gedanke! Wir waren alle drei hingerissen von dieser Neugierde. Die Seite des Heftes war nun ohnehin verdorben, also opfern wir dieselbe höheren Zwecken! Nun regnete es auf einmal unzählige Flecke auf das weiße Papier, wir machten Striche daran und betrachteten dann entzückt unser Werk. Die Schwestern jubelten und klatschten in die Hände, ich aber war in meiner Aufregung aufgesprungen und setzte meine Notenfabrikation hüpfend fort.

„Die sind noch viel schöner, als Pappas Noten,“ rief Klara begeistert aus, „gehen wir hinüber und sehen uns die andern an; dann lege deine aufs Klavier, da wird Papa eine Freude haben!“

Klara hatte heute entschieden ihren guten Tag, eine prächtige Idee nach der andern.

Wir stürmten also ins Speisezimmer, ich voran mit dem besleckten Heft und einer stark mit Tinte getränkten Feder.

Neben dem offenen Violinlasten lagen mehrere aufgeschlagene Notenhefte; eben wollte ich Vergleiche zwischen diesen Noten und den meinen anstellen, als mein Blick auf die schöne Violindecke fiel. O Entsetzen! Mitten auf dem lichtblauen Seidenstoff prangte ein riesiger Tintenfleck, der von meiner Feder, die ich hoch in der Luft gehalten hatte, herrührte. Da standen wir, Augen und Mund weit aufgesperrt, sprachlos vor Schrecken!

In dieser Stellung überraschten uns der Vater und der Onkel. Sie forderten keine Erklärung über unsere entsetzten Mienen, denn der verhängnisvolle Fleck war ihnen so gleich aufgefallen.

„Wer hat das getan?“ sagte der Vater mit einem finsternen Blick auf mich. Meine hervorbrechenden Tränen gaben ihm die gewünschte Antwort.

Zürnend trat er auf mich zu, und wer weiß, was für eine Strafe mich ereilt hätte; da rief unsere kleine Niece vorwurfsvoll (ich hätte sie dafür ablassen mögen): „Aber Papa, das ist ja ein musikalischer Tintenfleck!“

Ein musikalischer Tintenfleck, das war etwas Neues! Die beiden Männer brachen in herzliches Lachen aus — ich war gerettet!

Mein jüngstes Schwesterchen ward aufgefordert, den Beweis für ihre Behauptung zu liefern, was sie ohne Zögern tat, indem sie von meinen schönen Noten erzählte. Der Vater meinte lächelnd, ich würde am Ende gar noch eine tüchtige Musikerin werden, und der Onkel wollte es nicht dulden, daß man den Tintenfleck von seiner Violindecke entferne, er wollte ihn als Andenken an seine musikalischen Abende behalten.

Noch lange Zeit danach nannte mich der Vater, wenn er bei besonders guter Laune war, seinen „musikalischen Tintenfleck“.

## Rätsel.

Bergerbild.



Der Zieten wollte doch hier sein. —  
Wo mag er nur stecken?

Kapsel-Rätsel.

Das Innere ist ein Schwur, das Ganze ein Gespinnst.

Charade.

Das Erste ziehet durch das Land  
Hin, seit Erschaffungszeiten,  
Und es entlockt die kund'ge Hand  
Manch zarten Ton dem Zweiten.  
Das Ganze tönt auf hohem Orte  
In mildem, lieblichem Afforde.

Bersted-Rätsel.

Bergabruß — Festung — Lieblingskind —  
Thronfeier — Grenzstreit.

Aus jedem der vorstehenden Worte sind vier aufeinander folgende Buchstaben zu nehmen, die, richtig aneinandergereiht, eine Institution ergeben.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Charade: Bleistift.

Verbindungs-Rätsel: Nach Sicht — Nachsicht.

Scherz-Rätsel: Drei Musikanten, welche die Nacht über zur Hochzeit spielten.

Rebus: Sei tapfer in Gefahr und traue auf dein Recht.



Nr. 30.

Sonntag, 24. Juli.

Jahrgang 1910.

## Wie Fritz Kristel zu einer Frau kam.

Von Emil Frank.

Nachdruck verboten.

I.

Fritz Kristel — in Firma J. A. Kristel u. Co. — war Junggeselle. Die meisten Kristels waren Junggesellen. Meist überließen sie das Heiraten dem Chef des Hauses und spielten dann die Rolle des stillen Teilhabers, was entschieden gemüthlicher war, als sich im Geschäft abzurufen.

In dieser Beziehung war Fritz Kristel der Tradition getreu geblieben. Zwar hatte sein Bruder Alexander gesagt: „Wenn du bei mir als Kompagnon eintrittst, mußt du dich auch rühren. Dieses Herumschlampampen, dieses Zeitvertrödeln dulde ich einfach nicht. Du bist es der Firma schuldig, daß du mitarbeitest.“

Fritz Kristel hatte bei diesen Worten verlegen gelächelt. Zu einer offenen Auslehnung ließ er es nicht kommen. Er dachte eben: „Wenn nur die erste Hitze vorüber ist, dann

kann ich mir schon das Leben nach meinem Geschmack einrichten.“ So wurstelte er fort, saß täglich seine drei bis vier Stunden im Kontor ab und glaubte damit allen Pflichten nachgekommen zu sein.

Darüber vergingen einige Jahre. Fritz Kristel konstatierte mit hoher Befriedigung, daß er es eigentlich gar nicht mehr nötig hatte, etwas zu tun. Sein Vermögen war im Geschäft bombensicher angelegt und warf eine hübsche Dividende ab, von der er recht behaglich leben konnte. Immer fester wurde der Entschluß, sich irgendwo zur Ruhe zu setzen. Nur konnte Fritz Kristel mit der Wahl eines in jeder Beziehung ihm zusagenden Aufenthaltsortes nicht ins Reine kommen. Da trat ein Ereignis ein, das alle seine Pläne über den Haufen warf. Sein Onkel Ewald starb. Ewald Kristel war der Besitzer eines Rittergutes von mittlerer Größe, das in einem verlorenen Winkel Oberschlesiens lag. Bei der Eröffnung des Testaments stellte es sich heraus, daß Fritz Kristel der Erbe von Saleschel geworden war. Aus welchem Grunde gerade er von seinem Onkel zum Erben auserkoren wurde, war allen schleierhaft. Fritz Kristel war zuerst ein bißchen verblüfft. Natürlich kannte er Saleschel. Im Sommer konnte man es dort allenfalls aushalten, aber im Winter — brrr! So war denn seine Freude über den



Friedliche Gesellschaft. Nach dem Gemälde von Karl Sondermann.

neuen Besitz nicht ganz frei von einigen bitteren Untertönen. Je länger er aber die Sache erwog, desto mehr gefiel er sich in der Rolle, die er nun spielen sollte: Rittergutsbesitzer! Das Wort hatte so einen feudalen Beigeschmack. Er malte sich sein zukünftiges Leben in allen Einzelheiten aus: Die Verwaltung überließ er natürlich den Beamten, die waren zuverlässig, gut geschult, und wenn sie nur den Herrn um und über sich wußten, so ging die Karre ganz von selbst. Für Zerstreungen wollte er schon sorgen: Verkehr mit der Nachbarschaft, Jagden, Fischen, ab und zu mal einen kleinen Abschieber nach Breslau, na, die Sache war nicht ohne.

So schrieb er denn an den Inspektor Gluser, daß er in der nächsten Woche in Saleschel eintreffen werde. Dann fiel ihm ein, daß Saleschel 10 Kilometer vom Bahnhofe entfernt sei; darum schrieb er noch eine Karte: „Komme Donnerstag nachmittag 4 Uhr; bitte Wagen an Station Lichnow.“

Diese Nachricht wurde in Saleschel mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen. Gluser war ganz Eifer, ließ sich fast die Beine ab, um alles in Ordnung zu bringen, suchte und witterte, wenn er irgendwo einer Bummel auf die Spur kam. Abends gab es große Beratungen. Das große Wort führte Gluser. Jaroschowik, der Rentmeister, und Willy Wendhausen, der Volontär, hatten nicht viel einzuwenden.

„Großer Empfang ist ganz selbstverständlich,“ meinte Gluser und hüpfte dabei herum, wie ein Laubfrosch, wenn es ihm ganz wohl wird; „ist ganz selbstverständlich, allens muß da auf dem Platze sein, die Kinder singen und die Großen schreien Vivat, und wir natürlich mit Zylinders und ähnlichem Quark. Was ich noch sagen wollte, so'n Dings müssen wir auch noch haben, wie in Lichnow, na, so'n Dings, wie heißt man's doch, so Posten mit Grünzeug und Blumen und Fähnchen, he?“

„Ach so, Sie meinen eine Ehrenpfote,“ sagte der Rentmeister.

„Stimmt, stimmt, 'ne Ehrenpfote,“ nickte Gluser, während Willy Wendhausen ganz gewaltig an einem Lachkrampf über die „Ehrenpfote“ würgte. Gluser aber hatte mit seinen Plänen so viel zu tun, daß er das respektwidrige Lachen des jungen Herrn ganz übersah und überhörte. Er machte sich schleunigst auf den Weg. Jaroschowik und Wendhausen standen am Fenster und sahen ihn über den Hof eilen.

„Sieh dir doch mal dieses alte Unikum an,“ meinte Willy, „wie er da unten rumsäbelt; 's ist doch eine uffige Krute!“ Dabei ahmte er den Gang des alten Inspektors nach, der freilich komisch genug war, denn seine Beinchen hatten eine starke Krümmung nach außen, die durch die engen Reithosen noch mehr zur Geltung kam. Die beiden Herren machten noch einige Glossen über den alten Onkel, bis Jettchen sie störte. Jettchen war eine gar wichtige Person. Sie hatte schon seit einem Menschenalter die Zügel der Wirtschaft in Händen, war oberste Herrin und Gebieterin in der Küche und hatte die Geküchler zu überwachen. Gegen die jungen Herren war sie lieb wie eine Mutter, und gar manches Mal hatten sie ihr einen besonders guten Wiffen oder Tropfen zu verdanken. Selbst heute, wo sie wahrlich Arbeit genug hatte, vergaß sie ihre „Rungenz“ nicht. „Hier ist eine kleine Stärkung,“ flüsterte sie, und über ihr runzliches Gesicht huschte ein fröhliches Lächeln. „Kost's euch aut schmelzen.“ Sprach's und eilte hinaus. Die beiden jungen Leute aber ließen sich die Stärkung, die in einem Stück kosteten Brot und Bier bestand vorzüglich munden. Anna Dekonomen haben ja meist einen sehr aeseaneten Appetit.

Fritz Kristel, der neugebackene Rittergutsbesitzer, traf alle Anstalten zu seiner Abreise. Damit war er nun allerdings rasch fertig. Am Mittwoch gab er seinen Freunden und Verwandten ein exquisites Abschiedsdiner und dabei wurde beschlossen, Freund Kristel feierlichst zur Bahn zu geleiten. Das geschah denn auch. Leider war das Wetter so unfreundlich, wie nur irgend möglich, dafür hatte man ja auch Herbst, und der tat sein Bestes. Zur Aufbeiterung wurde ein Schoppen Wein vorgeschlagen und allseitig akzeptiert. Wie das so geht — auf einem Bein kann man nicht stehen — Fritz Kristel vergaß Saleschel und den Zug und blieb hängen. Die Erkenntnis solch unzeitgemäßen jugendlichen Leichtsinns blieb nicht aus. Fritz schämte sich, noch einmal umzukehren, er fuhr einfach mit dem nächsten Zuge und traf um 6 Uhr abends in Lichnow ein. Schon hatten sich

der Dämmerung Schatten auf die herbstlich lahle Erde herabgefenkt. Noch immer rieselte feiner Regen nieder und sammelte sich in kleinen Lachen, und Fritz Kristel stand unschlüssig vor dem primitiven Bahnhofgebäude und zermarterte sein Hirn, was er nun beginnen sollte; denn der Wagen, der ja zum Bieruhrzug bestellt war, hatte nicht länger gewartet, und auf seine Infrage beim Stationsbeamten, ob man hier nicht einen Wagen aufstreiben könne, hatte jener achselzuckend entgegnet, daß er sich dann schon bis in den Ort, der ja „nur“ 4 Kilometer entfernt sei, bemühen müsse.

Resigniert machte sich Fritz Kristel auf den Weg. Alle Augenblicke spritzte das Wasser in diesen verdammt Lachen hoch auf, und Fritz Kristel fühlte eisige Schauer, Vorboten einer nahenden Erkältung, durch seinen Körper rinnen. Er war so konsterniert, daß er sogar vergaß, seinen Regenschirm aufzuspannen, bis ihm das Wasser aus der Suttrempe auf die Nase tröpfelte.

Dann kam noch ein anderes Ungemach. Der Weg teilte sich. Fritz Kristel hatte keine Ahnung, welches der rechte war. Doch halt, da stand ja ein Wegweiser! Fritz stürmte darauf zu. Streichholz um Streichholz flammte auf, und der schwache Lichtschein gab sich Mühe, bis zu den verwitterten Armen des alten Handweisers hinauszudringen. Aber es war vergeblich. Jedesmal machte der Wind oder der Regen die Bemühungen des schwachen Lichtleins zunichte. Fritz Kristel war der Verzweiflung nahe. Er konnte hier doch nicht stehen und auf Erleuchtung warten. Und so einfach ins Blaue hinauslaufen — noch dazu bei diesem Wetter — war auch nicht gerade angenehm. Aber schließlich blieb ihm doch nichts anderes übrig. Er wählte kurz entschlossen den Weg zur Rechten und setzte seine Wanderung fort. Gott sei Dank, dort war ein Haus. Es war eine ganz obskure Schenke; ihm aber kam die banfällige Bude wie ein Leuchtturm vor. Natürlich lehrte er ein, schon aus dem Grunde, um Sicherheit bezüglich der eingeschlagenen Richtung zu erhalten. Erst ließ sich kein Mensch blicken. Dabei war's hochdüster. Fritz fing an zu trommeln. Nichts. Er trommelte energischer. Wieder nichts. Da wurde er wütend. Er begann zu trampeln, daß die Gläser auf dem wackeligen Tisch einen erschreckten Hopsier machten. Das klirrte und krachte und zitterte und klang, und jetzt öffnete sich die Tür, und ein schwacher Lichtschein lugte durch die Spalte. Dem Lichtschein folgte ein kleines Mädel. Als das des Fremden ansichtig wurde, schlug es energisch die Tür zu und lief freischend in die inneren Regionen des Hauses. Darauf trat wieder feierliche Stille ein. Fritz Kristel starrte mit trüber Resignation die geheimnisvolle Tür an und hoffte — manchmal tat er's auch nicht —, daß doch noch jemand durch diese Pforte kommen könnte. Diese Hoffnung erlosch sich jedoch als eitel. Jetzt raffte Fritz Kristel zu kühem Entschluß sich auf. Er wollte doch selbst nachsehen, ob denn in diesem verdammt Kasten nicht doch noch ein menschliches Gebein zu entdecken war. Kühn ging er auf die geheimnisvolle Tür zu und öffnete sie. Allerhand Wohlgerüche erfüllten den Raum. Ein qualmendes Lämpchen verbreitete spärliches Licht. Auf einer Britsche lag ein Mann und schnarchte. Fritz stieß ihn ziemlich unfaust an; der Kerl rührte sich nicht und schnarchte nur noch lauter. Da mußte der moderne Odysseus einsehen, daß hier eine Macht die Hand im Spiele hatte, gegen die er nichts ausrichten konnte: Kartoffelfusel.

Endlich hatte aber doch die Geduldssprobe ein Ende. Eine Frau trat ein. Fritz Kristel vergaß sein Ungemach rasch; dieser abgehärmten, abgearbeiteten Frau gegenüber erschien ihm ein barsches Wort als Nothet.

Er forderte ein Getränk, mit dem festen Entschluß, es nicht anzurühren. Dann fragte er nach dem Weg nach Lichnow. Da erfuhr er freilich, daß er falsch gegangen war, doch konnte er auf einem Fußwege rasch dorthin gelangen. Die Frau gab dem Fremden ein Mädchen mit, das ihm den Weg weisen sollte.

So war auch dieses Abenteuer glücklich überstanden, denn von Lichnow aus fuhr er im geschlossenen Wagen nach Saleschel. Um nicht unnützes Aufsehen zu erregen, stieg er noch vor dem Gutstor aus und tappte dann weiter. Gerade vor ihm lag ein Haus; das mußte seine zukünftige Wohnung sein. Helles Licht ergaß sich aus den Fenstern und blendete seine Augen. So vorsichtig er auf seiner Wanderung auch zu Werke ging, das grelle Licht machte alle seine Vorsicht zu

schanden, denn mit einem Male taunte er gegen ein Ding, das eine Gartenhede zu sein schien. Er tastete an den Tannensträuchern herum und wunderte sich, daß man hier mitten in den Weg solch Gesträuch hingepflanzt hatte. Fritz Kristel wandte sich mehr nach links. Dort schien der Weg frei zu sein. Ja, schien! Auf einmal gab das ein Wackeln und Knacken. Fritz Kristel prallte entsezt zurück, und das war sein einziges Glück, sonst hätte ihn die zusammenbrechende „Ehrenpforte“ des Inspektors unter ihren Trümmern begraben. Noch hatte er sich nicht von seinem Schrecken erholt, das gab's ne andere Ueberraschung: Hundegebell, Sporenklirren, zorniges Pfäuchen und Schelten, das alles klang durcheinander. „Kerl, was hast du angestellt?“ fragte eine zornbebende Stimme. „was hast du hier zu suchen, he?“ Es war der alte Inspektor Gluser, der seinen neuen „ererbten“ Herrn so unzeremoniell in Empfang nahm. Bald lies sich ja alles in Wohlgefallen auf, und Fritz Kristel begab sich mit sehr gemischten Gefühlen zur Ruhe.

II.

Fritz Kristel war nun schon 14 Tage Herr auf Saletschel. Wenn er aufrichtig sein wollte, war die Geschichte so langweilig, wie nur irgend möglich. Er hatte so ziemlich alle Notabeln in der Umgebung besucht, und er hatte die meisten so sad gefunden, daß es ihn nach einer Wiederholung des Besuches nicht sonderlich gelüstete. Der alte Gluser tönte ihm die Ohren mit allerhand landwirtschaftlichen Kraftworten voll, die er nicht verstand. konnte er doch kaum Roggen und Weizen unterscheiden. Wenn das weiter so zins, machte er sich einfach aus dem Staube: das hielt ja kein Pferd aus.

Eben war Fritz Kristel mit solchen Gedanken beschäftigt, als Nettchen eintrat. Das alte Fräulein erfreute sich Kristels besonderer Gunst schon aus dem Grunde, weil sie ganz famos kochte. So hatte sie sich auch jetzt bei ihm eingefunden, um eingehend den Küchenzettel mit ihm zu beraten. Als das erledigt war, hatte Nettchen sich mit Aug und Necht entfernen dürfen. Sie tat es aber nicht. Vielmehr machte sie den Herrn Rittergutsbesitzer auf eine Unterlassungssünde aufmerksam, die er begangen: Da wären nämlich ganz in der Nähe des Gutes zwei Damen — Witwe und Tochter eines königlichen Forstmeisters — mit denen hatte der selige Herr freundschaftlich verkehrt. Nun meinte Nettchen, daß die Damen sich freuen würden, den Resten ihres verstorbenen Freundes kennen zu lernen. Fritz Kristel brummte darauf etwas in den Bart, was kein Mensch, am wenigsten Nettchen, verstehen konnte. Er sei das Besuchemachen leid wie Steinflößen, meinte er gallig.

Trotzdem lies er am Nachmittag anspannen und fuhr hinaus zu den Damen. Sie waren zu Hause. „Leider“, dachte Fritz Kristel und fügte sich ins Unvermeidliche. Aber wie angenehm war er überrascht. Die Frau Forstmeister war eine ganz prächtige alte Dame. Und Erna war ganz ihr Ebenbild. Das Herz dieses alten verknöcherten Junggesellen machte die seltsamsten Sprünge und Bewegungen, wenn er dem lieben Mädchel in die treuen Blauaugen sah. Nur viel zu gern nahm er die Einladung an, zum Tee zu bleiben und er unterhielt sich mit beiden Damen auf das beste. Da war keine Spur von Hizererei und Affektiertheit; Mutter und Tochter gaben sich so schlicht so wahr und dabei doch so vornehm, man mußte sich bei ihnen wohl fühlen und beim Abschied stimmte er von Herzen in den Wunsch ein: „Auf gute Nachbarschaft“.

Merkwürdig, daß er an jenen Nachmittag so häufig denken mußte! Und daß dann immer eines lieben Mädchens-Bild vor seiner Seele schwebte, das ihn aus treuen Augen anstrahlte, bis sein Herz wieder so verräterisch kochte wie damals als er Erna gegenüber aesse. Und das merkwürdigste war, er leate diesem Rucken und Pochen seines Herzens nicht den geringsten Wert bei. Als öfter eines leischter Tunaesse hielt er sich gegen Liebe aeseit. Mochte nun sein Gefühl für Fräulein Erna Gessert heißen, wie es wollte so viel stand fest, er hatte seit jenem ersten Besuche eine ausoesprochene Vorliebe für den Teil seines Gutes, der an den Garten der Damen Gessert anente. Selbst das schlechte Herbstwetter hielt ihn nicht zurück diese Aeder zu besichtigen obwohl dort vorderhand noch gar nichts zu sehen war denn es war Rübenland. Auf diesen einsamen Randermaen konnte es manchmal aesehen, daß ihr vstlich das Gedächtnis über Wege und Stege völlig im Stiche

lies. Was lag da näher, als ins Haus zu gehen, den Damen eben en passant „Guten Morgen“ zu wünschen, und etwas mit ihnen zu plaudern. Und siehe da: seit jener Zeit war die Langeweile verschwunden, alle Pläne, Saletschel zu verlassen, wurden aufgegeben. Und das alles hatte Zettchen verschuldet!

Auf Saletschel war große Treibjagd. An Wild war kein Mangel, das hatte sogar Fritz Kristel konstatieren können, obwohl er bisher blizwenig geschossen hatte. Förster Nowak machte allemal ein verbrießliches Gesicht, wenn er um die Jagdergebnisse seines neuen Herrn befragt wurde. Aber er hüete sich wohl, so despektierliche Gedanken laut werden zu lassen. Als er nun hörte, der Tag für die Treibjagd sei bestimmt, da war sein erster Gedanke: „Wenn der Herr nur keine Dummeiten macht!“ Ihm fiel so manches Provourstück erfahrener Sonntagsjäger, angeschossene Treiber, erlegte Hunde und ähnliche Moritäten ein.

Um dies nun zu verhindern, wies der Förster dem Rittergutsbesitzer einen Platz an, wo er möglichst wenig Unheil anrichten konnte. Fritz Kristel war völlig damit einverstanden, denn zufällig war sein Standort der Gessertischen Villa sehr nahe. Er suchte sich einen geschützten Platz aus und verbarnte für's erste in Untätigkeit. Sie und da kam ein Häslein in seine Nähe, aber ehe Fritz die Mordwaffe an die Wange brachte, hatte sich das Tier irgendwohin verkrochen, wo es vor seinem Blei geschützt war. Ihm wurde die Geschichte auf die Dauer langweilig. Vor ihm und neben ihm knallten die Büchsen, nur seine Waffe schwieg, und Fritz Kristel schämte sich fast. Auf eigene Faust verlies er seinen Platz und avancierte nach vorn. Zur Linken lag die Gessertische Villa, niedriges Buschwerk verdeckte die Aussicht nach dieser Seite. Horch! Vor ihm reate sich etwas. Zweige knacken. Dann ist's wieder still. Sicher ein Rehbock, der an dieser Stelle durchbrechen will. Jetzt entfernt sich das Geräusch. Fritz Kristel hat das Raablieber erfaßt. Die Büchse schußfertig im Arm kriecht er vorsichtig in der Richtung weiter, aus der er zuletzt das Geräusch vernommen. Wie er jetzt die Zweige auseinanderschiebt, sieht er mitten auf freier Wiese einen kapitalen Bock. Er kehrt ihm das Blatt zu und schien auf das sich entfernende Treiben zu lauschen. Ganz leise schlänste sich Fritz Kristel durch das Gebüsch. Er hatte nur den Bock im Auge, sonst nichts. Das Wasserloch, das im Sommer dem Weidevieh zur Tränke diente, überfah er. Nun noch einen Schritt. Da — Knack — sch! — Hoch auf spritzte das schlammige Wasser, und Fritz Kristel überließ eine Gänsehaut nach der andern. Mühsam arbeitete er sich aus dem Tümmel und sah betrübt auf seinen äukeren Menschen. Er stand da wie ein beaessener Pudel. In diesem Zustande machte er wirklich einen aeradezu komischen Eindruck. Eben wollte Fritz einen geschützten Pfad auffuchen, um das Gut so rasch wie möglich zu erreichen, da hörte er neben sich ein lustiges helles Lachen. Am liebsten wäre er in die Erde versunken wenn sie nur die Freundlichkeit gehabt hätte, sich anzutun: denn er kannt dieses Lachen gar so aut. Wie oft hatte es ihn erant! Wie oft hatte er zwei Reihen verweiker Zähne und die Schelmenaröhchen bewundert, wenn er dieses Lachen hörte. Ja wer kochte denn?

Komische Kraae! Erna Gessert! Aber sie kochte nicht lauae. Wie sie den armen Fritz Kristel so betrübt und verlesenen dastehen sah einem beaessenen Pudel zum Verwechseln ähnlich, da kam unwillkürlich das Mitleid, und es klang in ihren Worten wieder, als sie zu Fritz kochte: „So können Sie unmöglich noch Hause oehen, Herr Kristel! Sie erkälten sich auf den Tod. Kommen Sie mit mir! Bei uns finden Sie Raadonzhoe meiner Brüder, und dann trinken Sie erst einen tüchtigen Grog. Bitte machen Sie keine Einwendungen!“

Das klang so teilnehmend und doch so bestimmt: er mußte sich maen. Nikolaus der alte Autscher, machte den Kammerdiener, und mit seiner Hilfe brachte Fritz Kristel seinen äukeren Menschen in Ordnung. Schmutzelud steckte Nikolaus das Rünmarktstück ein, das der „Herr Baron“ ihm erreicht hatte.

Fritz küßte sich schon wieder ganz behaalsch. Das Wunderbüchchen, das ihm durch diesen unvorhergesehenen Zwischenfall zuteil wurde, woa alles Mikaelisch auf. Das fraate er doch, daß er nichts aeshossen! Das nassert manchem Jäger. Wenn er nur 'n bißchen Glück in der Liebe

hatte. „Was — Liebe?“ fragte er sich da mit einem Male. Er blieb ganz erstaunt stehen, und tausend Stimmen in seiner Brust riefen: „Ja, Liebe!“ Was sonst? Und bald waren Herz und Verstand einig: „Diese oder keine wird deine Frau!“

Mit diesem Entschluß begab er sich in das behagliche Esszimmer, wo schon der Wasserkessel summt. Mit einem Blick überschaute Fritz Kristel die Situation: Erna war allein. Lächelnd reichte sie ihm den Grog, und aus ihren Augen leuchtete ein unbeschreibliches Etwas: das sprach zu Fritz Kristel gar wunderfame Worte. Und da faßte auch er Mut. Er sagte ihr — schlicht und eindringlich — was sein Herz für sie fühle, er sprach von Liebe, fragte sie, ob sie sein Weib werden wolle.

Und sie sagte nicht nein. — —

So wurde für Fritz Kristel jene verunglückte Treibjagd ein ewig denkwürdiger Tag. Wenn er später einmal damit gehänselt wurde, wie er so plötzlich im Tümpel verschwunden, so schaute er nur lächelnd seine Frau an und dachte: „Spottet nur: ich hatte Pech auf der Jagd, aber Glück in der Liebe!“

## Der Vize-Adjutant.

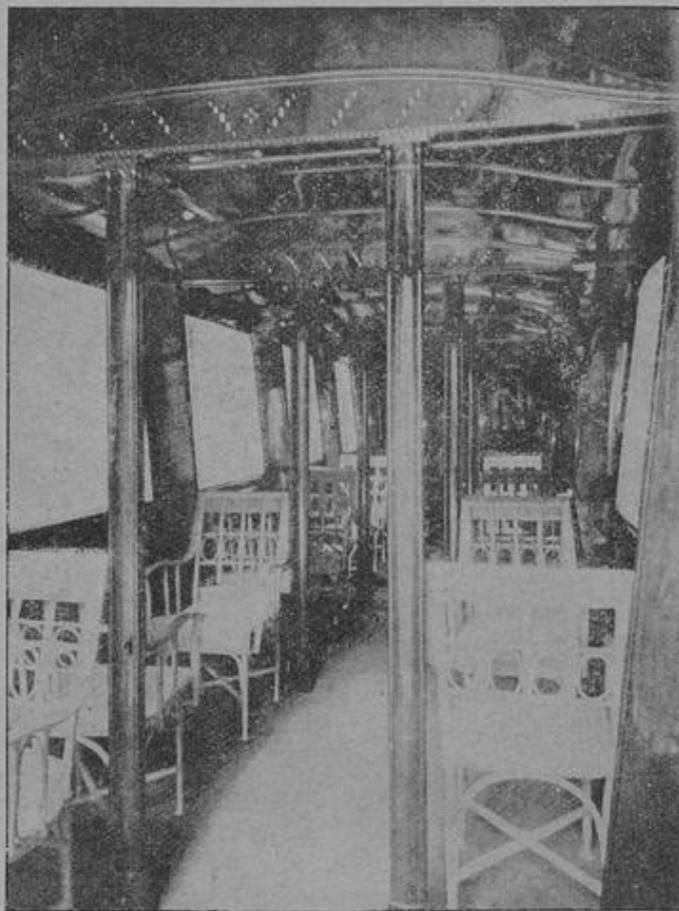
Militär-Humoreske von O. v. Briesen.

(Nachdruck verboten.)

Leutnant von Wendheim war ein äußerst tüchtiger Offizier, der sich nicht allein der Anerkennung seiner Kameraden, sondern auch der Wertschätzung der Vorgesetzten in hohem Maße erfreute, aber — es haßte ihm ein Fehler an, der für seine Karriere von nachhaltigem Einfluß sein mußte. Er hatte nämlich noch nie auf dem Rücken eines Pferdes gesessen: eine schier unüberwindliche Scheu schien ihn zurückzuhalten, obwohl es ihm im übrigen keineswegs an Courage fehlte, seine gesunden Gliedmaßen einem unvernünftigen Tiere anzuvertrauen. Und er mußte sich doch selbst sagen, daß er ohne Reiten nicht einmal Hauptmann werden könne.

Eines Tages ließ ihn sein Bataillonskommandeur, Major von Rachtlin rufen und teilte ihm mit, daß er außersehen sei, dessen für mehrere Monate beurlaubten Adjutanten zu vertreten. „Es hapert“, meinte der freundliche Major, „bei Ihnen mit der Reiterei, aber in der Zeit der Vertretung finden voraussichtlich keine Übungen statt, bei denen Sie dienstlich in den Sattel steigen müßten. Uebrigens bietet sich während dieses Vizeamtes die beste Gelegenheit, mal einen Gaul zu erklettern. Ich werde Ihnen zu dem Zweck meinen alten Fuchs zur Verfügung stellen, der ist lammenfromm und vernünftig, und auf ihm wird Ihr Freund, der Regimentsadjutant mit dem ich diesbezüglich schon gesprochen habe, Sie zum Ritter sonder Furcht und Tadel ausbilden.“

Wendheim dem bei den Worten seines Vorgesetzten anfangs ein gelinder Schreck in die Glieder gefahren war, beruhigte sich bald, als er hörte, daß nicht der feurige Rappe des Adjutanten, sondern das autmütige Fuchsflein des Chefs ihm als Leibross dienen sollte.



Die Luftschiffkabine des Zeppelin 7.

Mit Walden, seinem nunmehrigen Reitlehrer, setzte sich der „Vize“ sofort in Verbindung und es ward verabredet, täglich eine Stunde den equilibristischen Übungen zu widmen. Als Ort dazu wählte man den kleinen Exerzierplatz zur Zeit, wenn er nicht von Truppen benutzt wurde.

Nach vierzehntägigem Drill zu Pferde hatte sich Wendheim schon soviel Sitz, Schluß und Haltung im Sattel angeeignet, daß sein Lehrmeister es für angebracht hielt, ihm einen einsamen Spazierritt ins Freie vorzuschlagen. Der Schüler, der sich mit des Majors Fuchs bereits gut angefreundet hatte, war sofort mit dem Ausfluge einverstanden, der dann für den nächsten Morgen angelegt wurde.

Auf der noch wenig belebten Straße ging es hinaus in den düftenden Wald, der sich nicht weit von der Stadt ausdehnte. Es wurden die verschiedenen Gangarten durchprobiert, und es zeigte sich dabei, daß man mit den bisherigen Resultaten recht zufrieden sein durfte. Nur wollte der alte Stabssoffiziersgaul, der wohl merken mochte, daß ein Anfänger auf ihm thronete, nicht immer den Zügel- und Schenkelhilfen desselben parieren, sondern suchte seinen eigenen Stopp durchzusetzen. Von dieser etwas eigenartigen Stimmart sollte der Fuchs baldigst Zeugnis ablegen. Man hatte nach einiger Zeit einen mit den beladenen Wagen eingeholt und um an diesem auf dem nur schmalen Wege vorüberzukommen, mußten die Reiter abbrechnen und ihre Köpfe hintereinander gehen lassen.



Ein Eisenbahnzug auf der Strecke Oldenburg-Leer, der von einem orkanartigen Sturm aus den Schienen gehoben und umgeworfen wurde.

Walden lenkte sein Tier zur Seite, in der Annahme, daß sein Freund ihm folgen werde. Dieser hatte auch für seine Person den besten Willen, dies zu tun, stieß hierbei jedoch auf unbedingten Widerspruch des Fuchses. Diesem mochte der herrliche Duft des frischen Heues derartig in die Nase stecken, daß er selbige alsbald in das ledere Futter steckte und mit innigem Wohlbehagen zu schmausen begann, das Zerren seines Herrn völlig unbeachtet lassend. Blendheim martete sich ab, den Widerspenstigen zum Gehorsam zu bringen, es half nichts; er schritt gemächlich hinter dem Wagen her und laute ruhig weiter. Dem armen Reitersmann riß schließlich die Geduld, und er wagte, die Sporen zu gebrauchen, was er bisher vermieden hatte.

Eine solche Straftat nahm der in seine treffliche Mahlzeit vertiefte Gaul sehr übel: er legte die Ohren an quillte vor Unmut und begann regelrecht zu bocken, und zwar dermaßen, daß sein Wändiaer in die aröhte Gefahr geriet, nicht allein hügel-, sondern auch sattel- und roßlos zu werden.

Wie ein Bund Kliden tanzte er auf dem Rücken des erboften Tieres herum, eifrigst bemüht, seinen Körper in der Balance zu halten. Und sicherlich hätte die fatale Episode mit einem Purzelbaume geendigt, wäre der Fuchs nicht plötzlich durch ein Gefühl des Mitleids bewogen worden, des grausamen Spiels genug sein zu lassen und sich wieder der Nautätigkeit zu widmen.

Während dieses etwas peinlichen Intermezzos war Walden am Wagen vorbeigetrabt und hatte seinen übermühten Braunen dann mal ordentlich auszureifen lassen in der Erwartung, daß sein Schüler ihn später schon einholen werde. Nach geraumer Weile erst sah er sich nach diesem um und war verwundert, als er seiner nirgends ansichtig wurde. Schleunigst machte er kehrt, „preschte“ am Heuwagen vorbei und wäre vor Lachen fast vom Pferde gefallen, als er den



Zur neuesten Nordpolfahrt des berühmten norwegischen Polarforschers Roald Amundsen: Roald Amundsen (X) und seine Begleitmannschaft.

Freund in halber Verzweiflung auf dem Fuchse hängen sah, der nach wie vor der Nkung vorlag.

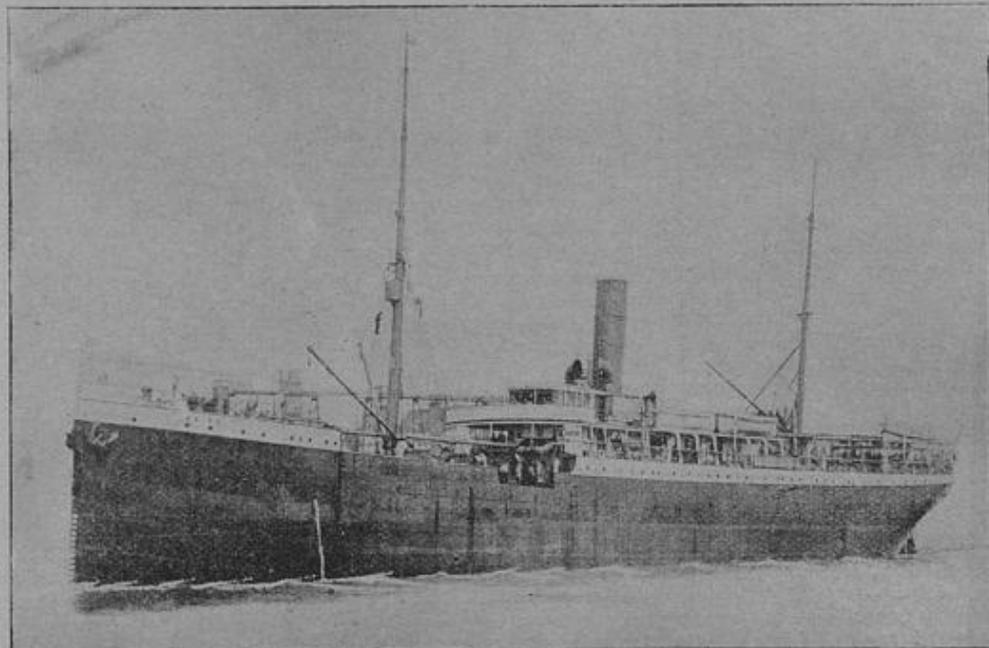
„Aber, Mensch,“ rief er Blendheim zu, „sind das die Früchte meines Unterrichts, daß du dich zum Spielball der Launen eines Bierführers machst! Bohr' ihm doch die Eisen in die Weichen und greif' meinetwegen an den Sattelknopf, aber fort mußt du von dem Wagen, sonst kannst du dem Barren noch das ganze Heu bezahlen. Auf diese Ermahnung hin stieß Blendheim mit ungewöhnlicher Kraft zu, der Fuchs bekam einen gewaltigen Schreck und machte einen mächtigen Satz nach der linken Seite, während auf der anderen Blendheim in den Sand lugelte.

„Nun,“ meinte Walden ganz trocken, „Lehrgeld muß jeder bezahlen, du bist übrigens recht alimpflich fortgekommen, denn da unten liegt es sich, wie es scheint, ganz weich und gar nicht so übel!“

Blendheim schnitt ein etwas sauerzühes Gesicht, befühlte seine Glieder, staubte seine Sachen ab und bestieg dann wieder das Roß, welches nach seiner Heludentat ruhig stehen geblieben war.

Der Vorfall gab Blendheim die Lehre, daß er vorläufig wenigstens Heuwagen zu meiden habe bis seine Reitvollkommenheit keinen Zweifel mehr unterlag. Demzufolge bocken die Reiter einen anderen Wea ein und lehrten nach einigen Stunden ganz befriedigt von dem ersten Ausfluge in die Garnison zurück. Man trennte sich mit der ausgesprochenen Absicht von jezt an taalich solche Exkursionen zu unternehmen.

Schon mehrere Shazierritte waren regelrecht verlaufen und Blendheim fand von Tage zu Tage mehr Gefallen an der edlen Kunst des Pferdehändiaens, wiewoleich er sich zugestand, daß seine Herr-



Das Expeditionsschiff der Zeppelin-Nordpolfahrt.

schaft über das Roß doch noch manches zu wünschen übrig lasse.

Eines Tages hatten die beiden Freunde eine kleine Refekozierungstour gemacht und kehrten auf einem Wege zurück, der an der Hauptwache vorüber führte. Kaum wurde man derselben ansichtig, so bemächtigte sich eine gewisse Unruhe des alten Fuchses, er fing an zu trüppeln, tante am Gebiß und ehe Blendheim es sich verjah, setzte er sich in Linksgalopp und stürmte gegen den Posten vor Gewehr an. Sein Reiter, der aus Leibkräften zog, um das Tier zurückzuhalten, kam sich in diesem Augenblick recht unglücklich vor: denn wie seinerzeit am Heuwagen setzte der Gaul seinen Willen durch. Am Posten angelangt, fiel das Tier von selbst in Schritt und ging gravitatisch an den Gewehrständen entlang, offenbar verwundert, daß die Wache nicht herausgerufen worden war. Nachdem der Gaul die Inspektion beendet hatte, trotzte er in aller Gemütsruhe wieder hinüber auf die Straße, wo Walden hielt. „Du,“ rief er Blendheim zu, „der alte Fuchs hat jedenfalls angenommen, sein wirklicher Besitzer sähe im Sattel, der als Offizier de jour seine Munde mache.“

„Das wird stimmen,“ meinte Blendheim, „nun, das wäre somit das zweite Objekt, vor dem ich mich auf meinen Ritten in acht zu nehmen habe.“

Der Major freute sich, daß Blendheim die Scheu vor dem „unvernünftigen Tier“ so bald verloren hatte und recht anerkennenswerte Fortschritte in der Reiterei machte.

Bei der Parole sagte er eines Tages zu seinem Vize: „Hören Sie mal, ich denke, Sie sind jetzt schon soweit, um mich zu Pferde ins Terrain begleiten zu können. Holen Sie mich morgen früh 6 Uhr ab, wir wollen uns mal die Felddienstübungen der Kompagnien ansehen.“

Blendheim fühlte sich natürlich sehr gehoben durch den lobenden Ausdruck des Vorgesetzten und freute sich auf den ersten dienstlichen Mitt, der ihm bevorstand.

Zur festgesetzten Zeit machte man sich am folgenden Tage auf ins Gelände, wo die Kompagnien an verschiedenen Punkten selbständig operierten. Der Major prüfte Blendheim in allen Gangarten und sandte ihn schließlich mit einem Auftrage an die entferntest liegende Abtheilung, die man des kupperten Terrains und eines dazwischen liegenden Waldes wegen nicht sehen konnte.

Die Trennung von seinem Stallgefährten paßte aber dem alten Fuchs durchaus nicht, er bestand wiederum auf seinem Kopf, zu bleiben. Nachdem sich Blendheim vergeblich bemüht, den Kleber anderen Sinnes zu machen, wandte der Major die Reitweise an mit der er dem Störtschen einige wohlgezielte Hiebe zuteil werden ließ. Das half und in gekränktem Galopp kaupte er von dannen. Mit der Zeit mädierte der Gaul seinen Lauf von selbst und trappete rannierlich querfeldein über Sturzäcker und Gestrüpp dahin.

Nachdem Blendheim schon längst aus dem Gesichtskreise des Majors gekommen war, stieß er plötzlich auf einen recht tiefen Graben der überschritten werden mußte wollte er seinen Auftrag ausrichten. Gesprungen war er mit dem Fuchs bisher noch nicht, er wußte also gar nicht wie derselbe sich bei einer solchen Gelegenheit verhalten würde. Sich recht fest in den Sattel lehend, sprang er zu kurzem Anlauf an, aber wer nicht sprang, war der Fuchs, der kurz vor dem Groben wie angegurzelt stehen blieb um sich weder durch Güte noch Gewalt bewegen ließ seinen Herrn auf die andere Seite des geringfügigen Desillees zu befördern.

Es handelte sich hier nicht um einen Spazierritt sondern der Befehl eines Vorgesetzten sollte ausgeführt werden daher mußte er hinüber ob tot oder lebendig! Jeder Versuch aber mißlang, selbst hinüberführen ließ sich der eigenwillige Gaul nicht, und dabei verstrich die Zeit, wie Blendheim zu seinem Schrecken bemerkte. „Nun, so bleibst du hier, du Racker,“ rief der Reitersmann ergrimmt aus „ich komme selbst hinüber und muß dann schon zu Fuß den Adjutanten dienst versehen!“ Damit band er den Gaul an ein dünnes Bäumchen sprang über das Hindernis und eilte mit Riesenschritten dem Plaze zu, wo die betreffende Kompagnie übte.

Die Sporen waren beim Gehen recht hinderlich da sie sich alle Augenblicke in Gras und Gestrüpp verwickelten. Demüthet ermüdete die Tour den rosklosen Reiter und große Schweißtropfen perlten von seiner Stirn, als er sich bei dem betreffenden Hauptmann meldete und ihm die Ordre des Kommandeurs mittheilte.

„Na nu“, sagte der Empfänger, „seit wann laufen denn die Adjutanten auf ihren eigenen Stelzen, Gaul ist wohl unpäßlich geworden?“

„Da weiterhin am Graben stand so schönes Gras“, erwiderte Blendheim, „dem der Fuchs so sehnsüchtige Blicke zuwarf, daß ich aus purem Mitleid abstieg und ihn dort weiden ließ, zumal ich mir sagte, daß meinen Reinen etwas Bewegung auch nur dienlich sein könnte.“

„Lieber Blendheim“, sprach lächelnd der Hauptmann, „ein so mitleidiges Herz habe ich bei Ihnen gar nicht vermutet; es will mir jedoch fast scheinen, als ob einige Tropfen Münchhausen'sches Blut in Ihren Adern flößen. Nun adieu, der Major wird Sie schon voller Ungeduld erwarten.“

Schleunigst begab sich der „Botengänger“ auf den Rückweg, da er berechnet hatte, daß der Fuchs trotz seines Alters ihm doch in der Schnelligkeit merklich überlegen sei. Jedenfalls werde der Kommandeur ungehalten sein, daß der Auftrag so lange Zeit in Anspruch genommen habe. Als er den Graben des Anstoßes wieder zu Gesicht bekam, riß er die Augen weit auf, denn von seinem edlen Rosse war weit und breit nichts zu erblicken.

„Nun, das ist ja eine recht nette Bescherung,“ stieß Blendheim empört hervor, „womöglich ist der Gaul gestohlen und ich kann ihn ersehen.“ An der Stelle, wo der Fuchs gestanden hatte, war der Boden mehrfach aufgescharrt, Merkmale für den Verbleib des Tieres ließen sich aber nicht ermitteln.

In offenbar bellommener Stimmung schlug der nun völlig zum Fußläufer Degradirte die Richtung ein, in der er auf den Kommandeur stoßen mußte. Ein halbes Stündchen mochte er gegangen sein, als er in der Entfernung den Major auf sich zutreiben sah und neben ihm lief ganz wohlgenut der Ausreißer, der also wenigstens nicht gestohlen war. Wenn ihm durch diese Wahrnehmung auch ein Zentnerblock von der Seele gewälzt wurde, so fühlte er sich doch sehr gedrückt von wegen der Blamage, der er unrettbar verfallen war.

„Nun Blendheim,“ rief ihm der Major schon von weitem in jovialer Weise zu, „es freut mich, Sie noch lebend zu treffen, ich fürchtete schon, Ihre Knochen einzeln auflesen und nach Hause tragen zu müssen. Also so unmanierlich hat sich mein „Methusalem“ betragen, daß sein Gebieter in die Zwangslage geriet, sich seines eigenen Pedals zu bedienen.“

Inzwischen war der „Vize“ an den Kommandeur herangetreten und meldete in strammster Haltung, daß der ihm geworden Befehl ausgeführt sei.

„Na und der Abfall hat keinerlei üble Folgen gehabt“, erkundigte sich der Vorgesetzte voller Teilnahme, „werden Sie sich nicht krank melden müssen?“

„Nein, Herr Major, ich bin völlig unverletzt, auch nicht abgeworfen, sondern der Fuchs, der eigensinnig nicht über den Graben springen wollte und daher von mir an dieser Seite angebunden und zurückgelassen wurde, ist mir, während ich zu Fuß weiterschritt, eigenmächtig ausgerückt.“

„Wenn sich die Sache so verhält, bin ich beruhigt, mein lieber Blendheim“, sprach der Major, „ich würde Ihnen aber den Rat geben, Ihren Lehrmeister zu ersuchen, das Nehmen von Hindernissen bei seinen Unterweisungen nicht zu vergessen.“

Unter dessen hatte Blendheim sich wieder beritten gemacht und folgte seinem Chef, der den Heimweg antrat.

Wenige Tage später sandte der Major zu Blendheim und ließ an ihm die Aufforderung ergehen, sich umgehend bei ihm einzufinden.

„Mein Lieber“, so empfing ihn der „Gestrenge“, „es ist soeben bekannt gegeben, daß der Divisionskommandeur übermorgen das Regiment auf dem Exercierplaze inspizieren wird. Ich weiß nun, Sie haben schon mehrere kleine Abenteuer mit meinem Fuchs zu bestehen gehabt, sage mir aber, daß Ihnen solche auf dem erwähnten Plaze nicht bevorstehen, da es dort weder Heuwagen noch Hauptwachen und ebensowenig Gräben gibt. Daraußin können Sie getrost den Dienst als Adjutant bei der Besichtigung versehen zur Sicherheit aber wollen wir morgen mal die Sache durchprobieren.“

So geschah es denn auch in der Frühe des nächsten Tages und das Ding klappte in allen Theilen vortrefflich so daß der Major sich schmunzelnd den Bart strich.

Der Divisionär war eingetroffen und hatte sich auf den Exercierplatz begeben, wo das Regiment seiner harrte. Die Besichtigung war eine sehr gründliche und umfassende, die Leistungen der Truppe aber befriedigten augenscheinlich Excellenz in hohem Maße, das konnte man aus seinem freundlichen Gesicht ablesen.

Blendheim war seinen Obliegenheiten mit großem „Schneid“ nachgekommen und hielt nach beendeter Übung hinter seinem Bataillon, während der Divisionär vor das in Linie aufmarschierte Regiment sprengte und mit Stentorstimme rief: „Die Herren Stabsoffiziere!“ Kaum waren diese Worte verhallt, so nahm der alte Fuchs des „Vize“, welcher darauf durchaus nicht vorbereitet war, die Standarte zwischen die Zähne und heidi! preschte er durch die Fahnenlücke, den erschrockenen Träger des Feldzeichens fast umreißend, in rasender Eile vor auf den Punkt wo der Besichtigende hielt. Alle Anstrengungen des unglücklichen Reiters, sein Roß zu zügeln oder es wenigstens nach der anderen Seite zu dirigieren, erwiesen sich als fruchtlos, der Fuchs stürmte vorwärts, bis er unmittelbar vor der lächelnden Erzellenz Halt machte.

„Mein lieber Leutnant“, sprach der gut gelaunte General, „Ihr Gaul will Sie durchaus mit Dampf befördern, auf solch Avancement werden Sie aber doch noch einige Jährchen zu warten haben. Nun, Sie brauchen sich dieses kleinen Intermezzos wegen keine grauen Haare wachsen zu lassen — ein hartmännliches Pferd kann jedem mal durchgehen.“

Blendheim entschuldigte sich ordnungsmäßig und führte dabei an, daß der Fuchs jedenfalls vergessen habe, heute nicht seinen eigentlichen Bestier, einen Stabs-offizier, sondern ihn, einen Subalternoffizier, zu tragen.

„Menschen können irren, um wieviel mehr Tiere“, meinte daraufhin der Divisionär, „nun versuchen Sie aber mal, wie Sie den Gaul von hier am leichtesten fortlotzen.“

Blendheim kannte die Abneigung, die der Fuchs gerade vor den Sporen hatte, daher bediente er sich ihrer nicht, sondern zog den Säbel und verabreichte dem Fuchs ein Paar wohlgemeinte flache Hiebe, und diese wirkten Wunder. Der Gaul parierte dem Reiter und trug ihn in Bindeseile wieder auf den Platz zurück, wohin er gehörte.

Freilich war Blendheim ob dieses kleinen Zwischenfalles etwas beschämt, tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß jeder, der etwas lerne, Lehrgeld bezahlen müsse. Von da an beschäftigte er sich übrigens so eingehend mit der Reiterei, daß er nach Jahr und Tag zu den besten Pferdebändigern des Regiments gehörte.



### Nützliches fürs Haus.



— Schlafen bei offenem Fenster. Gänzlich ungerechtfertigt ist das Schlafen bei offenem Fenster immer noch mehr oder weniger eine angefeindete Sache und ebenso wie die Nachtlust als der Gesundheit schädend betrachtet. Was die Nachtlust betrifft, so ist die nur schädlich, wenn die Verticillität eine sumpfige ist. In Gegenden aber mit trockenem Boden, auf Bergen und in höheren Wohnungen ist ganz entschieden die Nachtlust reiner und gesunder als die Tagluft. Will man nun Luftzutritt während des Schlafens haben, so verfähre man in folgender Weise: Dabei ist zunächst zu bemerken, wer neben dem Schlafzimmer noch über ein zweites während der Nacht unbewohntes Zimmer verfügen kann, der hat nichts weiter zu tun, als nachts die Verbindungsthüren zwischen beiden Zimmern zu öffnen und je nach der Kälte der Jahreszeit im andern Zimmer einen oder zwei obere Fensterflügel, ja im Sommer, wenn es heiß ist, sämtliche Fenster zu öffnen. Wer aber nur ein bloßes Schlafzimmer hat, der öffne einen der oberen, jedoch vom Bett selbst möglichst weit entfernten Fensterflügel und zwar soweit, daß der Querriegel zwischen Fenster und Fensterflügel eingeschoben wird, oder klemme einen Korkstöpsel zwischen beide fest und binde mit einer Samur die beiden Fenstergriffe so aneinander, daß das geöffnete Fenster zur Nachtzeit sich nicht bewegen kann und nur eine gleichmäßige Spalte offen bleibt. Hierauf läßt man die Vorhänge oder Mouleaux herunter. Auf diese Weise wird das Zimmer, ohne daß irgend ein Zug entstehen kann, gelüftet und die Gesundheit des Schlafenden ganz wesentlich gefördert.

— Um zu erkennen, ob Wasser hart oder weich ist, löst man ein wenig Seife in Weingeist auf und läßt einige Tropfen davon in ein Glas fallen, das von dem zu untersuchenden Wasser enthält. Wird das Wasser milchig, so ist es hart, wird es wenig oder nicht milchig, so darf man es für weich halten. Hartes Wasser ist vom diätetischen Standpunkte aus besser als weiches, wegen seines Kalkgehaltes. Der Tee wird bei Verwendung von hartem Wasser besser, wenn auch weniger dunkel, denn das weiche Wasser wirkt lösend auf die bitteren Extraktivstoffe und zerstört das Aroma. Es stillt den Durst besser als weiches Wasser; es wirkt nicht wie das weiche lösend auf Mehl und organische Materien. Es ist durchgängig heller von Farbe als weiches; letzteres besitzt häufig sogar eine unappetitliche Farbe. — Zu Fuß- und Waschen dagegen ist weiches Wasser vorzuziehen; es erfordert nämlich weniger Seife, da die Kalksalze des harten Wassers einen Teil der Seifenstoffe unwirksam machen.

— Was tut eine ordentliche Köchin? Eine ordentliche Köchin läßt: 1. kein leeres Gefäß auf dem heißen Herd stehen, noch bleibt bei ihr das Wasserschiff ungefüllt, wenn Feuer gemacht wird; 2. was sie verschüttet, trocknet sie sofort wieder auf; 3. während des Kochens läßt sie das Feuer niemals ausgehen; 4. stellt sie alles, was zum Kochen gebraucht wird, auch zur Kochenszeit, soviel als tunlich wieder an Ort und Stelle; 5. abgekochte — somit ausgebrauchte — Knochen, ebenso Speisenüberreste, verwahrt sie nicht in der Küche; 6. Vorräte, welche zur Reife gehen, verzeichnet sie sofort auf einer Tafel oder auf einem Stück Papier; 7. giftige Substanzen zum Reinigen des Geschirrs usw. vermeidet sie soviel als möglich; was sie von solchen gebrauchen muß, wie auch alle feuergefährlichen Substanzen, z. B. Petroleum, Benzin, verwahrt sie niemals in der Küche, noch in Gefäßen, wie Essigflaschen usw. — wodurch leicht Verwechslungen entstehen —; 8. keinerlei, auch noch so kleine Speisenteilschen läßt sie in den Ausguß kommen; 9. das Spülwasser, welches sie gebraucht, sei niemals lauwarm oder gar kalt, sondern so heiß, als es die Hände ertragen. Ihre Spüllappen wäscht sie nach jedesmaligem Gebrauche gründlich aus; 10. hält sie die Innen- und die Außenseite ihres Kochgeschirres sauber und blank.

— Das Anbrennen der Milch zu verhüten. Man darf die Milch niemals in einem Gefäß, welches vollständig trocken war, aufs Feuer setzen, sondern muß in dem Topfe, den man gewöhnlich zum Kochen der Milch verwendet, stets Wasser stehen haben. Hat man dies versäumt, so spült man erst das Gefäß mit Wasser aus, bevor die Milch hineinkommt.



### Für die Kinderwelt



#### Das wunderjähne Mädchen in der Daware!

Sage von Dr. C. Bentlage.

(Nachdruck verboten.)

Es liegt eine Strecke Landes in Westfalen, von etwa sieben Stunden in der Länge und drei Stunden in der Breite.

Schöne Eichenwälder, Wiesen, Moore, Sümpfe und Haldefelder wechseln auf derselben miteinander ab.

Man nennt sie die Daware.

In alten Zeiten lag in der Daware ein Kloster, welches ein frommer Ritter hatte errichten lassen. Da kamen aber einmal wilde Kriegshorden ins Land, beschdieten so Merus als Volk, beraubten die frommen Mönche und vertrieben sie. Das Kloster stekten sie in Brand und verfluchten die Stätte, an welcher das Kloster gestanden hatte. Nun wurde die Gegend wieder sumpfig und morastig, wie sie gewesen war, bevor das Kloster da stand und wie sie noch heutzutage ist.

Mitten drinnen aber liegt eine grüne Wiesenstelle. Dort blühen herrliche, duftende Blumen, und da sitzt ein wunderjähnes Mädchen, und neben ihm steht ein silberner Scheffel mit hellblinkenden Goldmünzen angefüllt, welche im Sonnenschein strahlend erglänzen. Wenn der Abend aber her eindämmert, so entzündet sich die blinkenden Goldmünzen zu flimmernden Lichtchen und springen aus dem silbernen Scheffel und tanzen über den Morast hin und her.

Dann singt das Mägdlein schwermütige, aber verlockende Lieder. Und wenn ein Wanderer des Weges kommt und „ein reines Gewissen hat“, der hört ihre Stimme nicht; wer aber Böses im Sinne hat, den lockt ihr Gesang in den Morast; da fallen schwarze Geister über ihn her — und er verliert Leib und Seele.



### Unsere Bilder.



— Die Luftschiffkabine des Zeppelin 7. (Siehe Bild Seite 236.) Der neue Lenkballon 3 7, dessen Passagierfahrten durch die am 28. Juni im Leutoburger Wald erfolgte Strandung ein so plötzliches Ende gefunden, bot in seiner Passagierkabine den Mitreisenden einen sehr bequemen Aufenthalt. Der Laufgang, der die beiden Gondeln verband, war in der Mitte erweitert und mit großen Fenstern aus Celluloid versehen. Bei der Katastrophe wurde die Kabine nur ganz leicht beschädigt und findet bei dem Ersatzschiff erneute Verwendung.

— Das Expeditionsschiff der Zeppelin - Nordpolfahrt: Der Dampfer „Mainz“ vom Norddeutschen Lloyd, Bremen. (Siehe Bild Seite 237.) Am 2. Juli begab sich auf dem extra ausgeprüften Dampfer „Mainz“ die Vorexpedition der Zeppelin-Nordpolfahrt auf den Weg zum Norden. Es nahmen daran u. a. teil: Prinz Heinrich, Graf Zeppelin, Professor Hergesell und Geh. Räte Lewald und Niethé. Auf Spitzbergen wird ein Ballonhaus gebaut werden.

— Zur neuesten Nordpolfahrt des berühmten norwegischen Polarforschers Roald Amundsen mit seiner Begleitmannschaft auf der Fahrt durch das ewige Eis. (Siehe Bild Seite 237.) Der Zweck der Polarfahrt, die Amundsen vor kurzem angetreten hat, ist rein wissenschaftlich und gilt hauptsächlich der Erforschung der Ausdehnung des nördlichen Polarbeckens. Auch sollen alle möglichen meteorologischen und magnetischen Untersuchungen gemacht werden. Die Fahrt, auf der auch 100 Polarhunde mitgenommen werden, ist auf 5—7 Jahre berechnet.



### Zur Unterhaltung.



— Wahrheit. A.: „... Ich habe Sie gebeten, mir die Wahrheit zu sagen — Sie aber sind bohnenstrohgröb mit mir!“ — B.: „Ja, mein Lieber, was verstehen denn eigentlich Sie unter „die Wahrheit sagen“?“

— Motivierung. „Aber, mein Herr, Sie haben mich kaum kennen gelernt und pumpen mich schon an!“ — „Ach, Sie sehen halt meinem guten Onkel gar so ähnlich!“

— Wohl berechnet. Tante (welche die Festgeschenke auspackt): „... Und wer soll diesen Leierkasten bekommen?“

— Vater: „Den muß der Paul kriegen!“ — Tante: „Warum denn gerade der?“ — Vater: „Weil er das Ding am schnellsten kaput macht!“

— Deutlicher Wink. Dorschullehrer: „Josef, wenn dein Vater vier Speckseiten im Rauchfange hängen hat und eine davon dem Lehrer schickt, wieviel bleiben ihm dann noch?“ — Schüler: „Drei!“ — Lehrer: „Gut; erzähle dieses Exempel heute deinem Vater, damit er sieht, was du im Rechnen für Fortschritte gemacht hast!“

— Voller Ersatz. Chorist: „... Aber mit einem Chor von drei Personen können Sie doch nicht auskommen — das klingt ja viel zu schwach!“ — Direktor: „Ach, bei mir singt ja immer das ganze Publikum mit!“

— Anknüpfung. Herr (die Türe öffnend): „Was wünschen Sie?“ — Fremder: „Mein Name ist Dästerl...!“ — Herr: „So! Sie haben wohl die Türe verfehlt?“ — Fremder: „Nein, meinen Beruf, weshalb ich Sie um eine kleine Gabe bitte!“

— Erinnerungszeichen. Sie (im Garten): „Weißt du noch, Arthur, an dieser Stelle überraschte uns Papa, als du mir den ersten Kuß gabst.“ — Er: „Ach ja... hat er noch den Spazierstock mit dem silbernen Knopf?“

— Der richtige Bettler. Herr: „Da haben Sie, armer, blinder Mann, eine Mark!“ — Bettler: „Ich bin auch taub — vielleicht schenken Sie mir auch dafür was!“

— Anzeige. Der Unterzeichnete bringt zur Anzeige, daß unter heutigem der Hund des Lohnkutschers Adols, welcher Mattenfänger ist, nicht nur einmal, sondern mehrere Tage, ohne Marke und Maulkorb herumläuft, ohne sich darum zu kümmern, und höhnisch dazu lacht, wenn derselbe gewarnt wird. Hörnle, Flurhüter.



### Rätsellecke.



#### Charade.

1.

Hört man dich nennen, mag es einen schauern:  
Tod ist dein Hauch und Nebel dein Gewand;  
Auch birgst du ein Geheimnis unbekannt,  
Und schüttest es mit Wällen und mit Mauern.  
Und eine Wunderkraft geht von dir aus,  
Die führet sicher über öde Meere;  
Und doch, verderbend dringen deine Heere  
Oft vor, mit Glühern oder mit Gebraus.

2.

Du aller edlen Geister höchstes Sehnen,  
Wie zieht den Fröhlichen es zu dir hin!  
Weh aber allen, die dich hassend fliehen!  
Erschein' dem Kranken, der dich ruft mit Tränen!  
Erschein' den Wöllern, die in Barbarei  
Versunken, sie zu Höherem zu wecken!  
Du Trost des Wandrers, wilder Tiere Schreden  
Mach' uns von allem falschen Wahne frei!

1—2.

Dort unentbehrlich, wo du oft erscheinst;  
Bei uns läßt du dich aber selten schau'n;  
Die einen sehen dich mit Angst und Grau'n,  
Den andern du ein herrlich Schauspiel scheinst.

Doch bleibst du rätselhaft, geheimnisvoll,  
Wenn wir gleich ohne Schrecken dich betrachten;  
Und grauet andern vor dem Blut der Schlachten,  
Uns stimmest du die Seele weisevoll.

#### Rätsel.

Du findest wohl an vielen Sachen mich:  
Buchbinder, Wundarzt, Kaufmann machen,  
Der Gärtner macht zum Heil mich seiner Pflanzen,  
Auch findest du als Teil mich eines Ganzen.

#### Scherz-Rätsel.

Den Vogel, der hier ist gemeint,  
Zu finden — ob das schwer dir scheint?  
Seh' richtig nur die Mitte an  
Und such dir Kopf und Fuß daran.

#### Kapsel-Rätsel.

Das Ganze ist etwas zu trinken, das Innere etwas zu essen.

#### Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kapsel - Rätsel: Eid — Seide.

Charade: Windharfe.

Versteck - Rätsel: Abrüstungskonferenz.

Rebus: Wechselprozesse.



Nr. 31.

Sonntag, 31. Juli.

Jahrgang 1910.

## Eine wirkungsvolle Lehre.

Von J. P.

(Nachdruck verboten.)

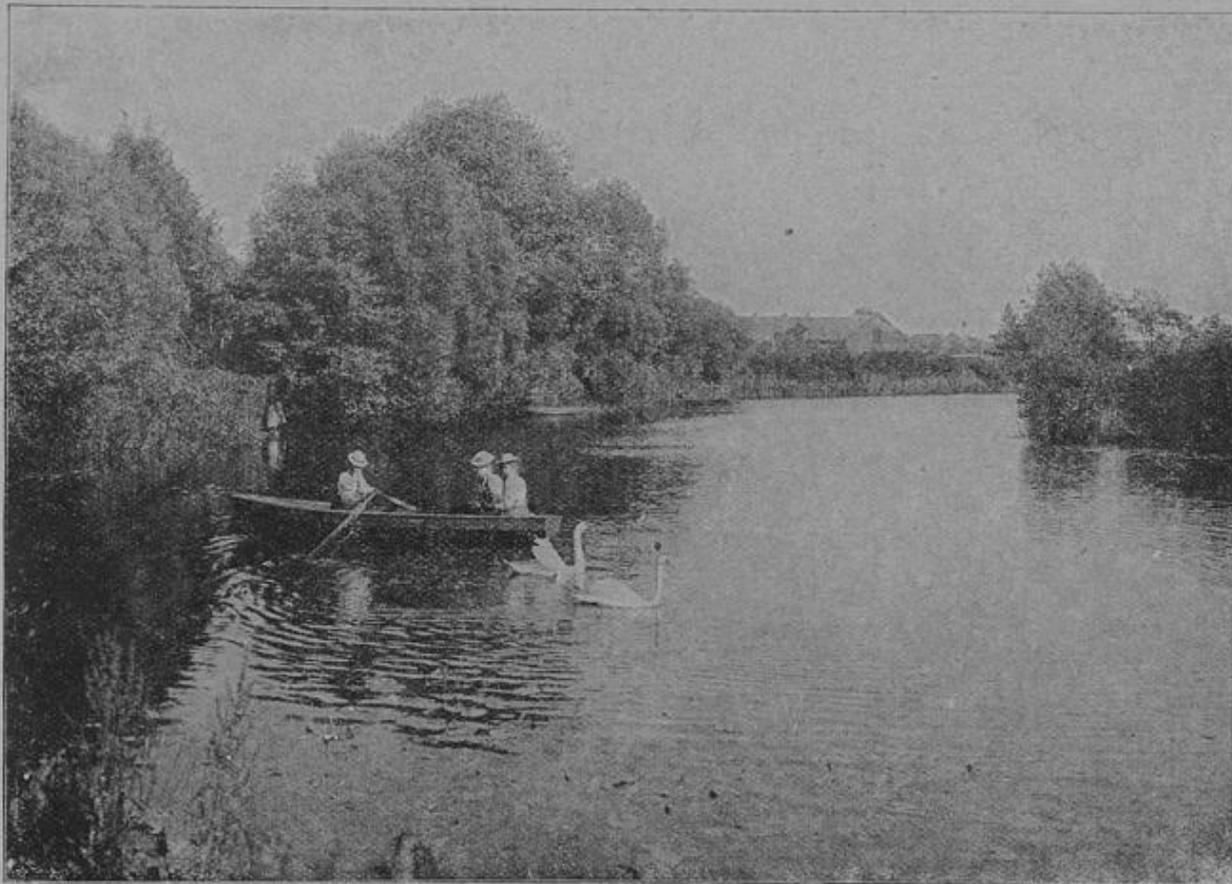
Es war in der letzten Woche des Karnevals. Die hell erleuchteten Straßen des lustigen Paris waren mit Menschen gefüllt, die das Vergnügen suchten. Masken zogen durch die Menge. An verschiedenen Stellen erschallte frohliche Musik und wurde getanzt. Alles aber übertönte das Getöse eines Jagdhornes, das die Luft mit seinen klagen- den Tönen erfüllte.

Das lustige Volk legt niemand etwas in den Weg, aber die ausgelassenen Edelleute, Studenten und Soldaten be- nützten gerne das muntere Treiben und Lärmen, um nicht

allein tolle, sondern auch mitunter schlechte Streiche zu ver- üben. Darum hatte der Marquis von Billois nicht gerne, daß seine Tochter Klementine um diese Zeit so spät am Abend ausging nach ihrer kranken Tante, der Gräfin Marteles. Aber daran war nun nichts zu tun, denn die Gräfin war sehr reich und Klementine sollte sie beerben.

Der Marquis ließ deshalb, als die Sänfte sich in Be- wegung setzte, um Klementine abends zu holen, seine Toch- ter von zwei gutbewaffneten Dienern begleiten. Dadurch glaubte er, wäre seine Tochter gegen alle Angriffe geschützt.

Als Klementine durch die engen Straßen aus der Vor- stadt St. Honoré zurückkehrte, erregte die von zwei Bewaff- neten begleitete Sänfte nicht wenig Aufsehen und man dachte, daß sich die eine oder andere schöne Dame vom Hofe Ludwigs XV. darin befände. Erst begnügten sich einige



Im Kajak. Nach einer Aufnahme von H. Steinicke, Bremen.

Neugierige damit, den Trägern allerlei spöttische Bemerkungen zuzurufen und die Nasen dicht an die Säuste zu halten, aber als die Säuste in dem Gedränge still halten mußte, wurde sie von einer Schar Maskierten umringt, welche die Träger nach einem kleinen Plaze drängten, der ganz in Dunkel gehüllt war und abseits vom Straßenlärm lag, wo man demnach alle Gelegenheit hatte, allerlei schlechte Streiche zu verüben.

„Heraus, schöne Herzogin,“ rief ein Domino, der die anderen anführte, „wir wollen zusammen eine Savotte tanzen!“

„Ja, aussteigen!“ riefen die andern; die Diener leisteten Widerstand. Es entbrannte ein Streit und es regnete Schläge. In wenigen Augenblicken waren die Begleiter der erschrockenen Klementine entwaffnet und von der Säuste weggedrängt. Das arme Mädchen rief um Hilfe. Schon war die Thür der Säuste geöffnet und ein galanter Pierrot zog das widerstrebende Mädchen heraus, als ein junger Dragonerosffizier auf dem Plaze erschien und die junge Dame unter seinen Schutz nahm.

Nun wurde der Streit ernst. Die Angreifer wollten nicht so schnell das Feld räumen und zogen die Degen. Der Offizier, mit dem Rücken an die Säuste gelehnt und Klementine mit seinem Leibe schüßend, hielt tapfer stand. Er entwaffnete einen Türken, verwundete den Domino und wäre auch wohl mit den anderen fertig geworden, als plötzlich der Ruf „Polizei!“ erschallte und die Angreifer schnell in eine Seitenstraße flohen.

Nun konnte der ritterliche Offizier sich Klementine vorstellen. Er war Junker von Bernoul, ein Günstling Ludwigs XV.

Halb verlegen, halb bewundernd blickte Klementine in ein schönes, männliches Gesicht, während er in stillem Entzücken seinen Blick über ihre schlanke, liebliche Gestalt und ihr feingeschnittenes Gesicht gleiten ließ.

Beide hatten einander schon häufig auf Hoffesten getroffen, aber, obgleich sie Liebe für einander fühlten, hatten sie noch keine Gelegenheit gehabt, darüber zu sprechen. Nun war die ersehnte Gelegenheit endlich da.

Inzwischen waren die Diener und die Träger zurückgekehrt und konnte man nach Hause gehen. Heinrich von Bernoul begleitete natürlich das schöne Mädchen bis an den Palaß ihres Vaters, der in einem Parke lag.

Als die jungen Leute Abschied nahmen, war durch Blick und leise geflüsterte Worte das Zauberband der Liebe geschlossen. Sie wußten nun, daß sie einander liebten und für immer einander angehörten.

Am folgenden Mittag erhielt der Dragonerosffizier einen Besuch von Marquis von Villerois. Da er gerade nicht zu Hause war, beeilte Heinrich sich, den Besuch noch denselben Mittag zu erwidern. Der Marquis empfing ihn sehr höflich und dankte ihm für seine mutige Tat.

„Ich bin Ihnen verbunden,“ sagte er. „Sagen Sie mir, bester Ritter, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen kann. Es gibt keinen Preis, der als Lohn für Ihre ritterliche Tat hoch genug ist.“

Heinrich war sonst nicht unbescheiden, aber hier wollte er das Glück ergreifen und deshalb sagte er schnell: „Herr Marquis, geben Sie mir Ihre Tochter zur Frau.“

„Ich würde mich sehr geehrt fühlen und sehr glücklich sein, einen solchen Schwiegerohn zu besitzen,“ sagte dieser, „aber meine Tochter ist schon verlobt.“

„Mit wem, wenn ich fragen darf?“

„Mit dem Grafen von Beaumont.“

Heinrich verbeugte sich schweigend und entfernte sich. Staun hatte er die Thüre des Parks hinter sich geschlossen und ging durch die Kastanienallee, als eine Josee ihm nacheilte und ihm zuflüsterte: „Tun Sie nichts, ehe Sie mit Fräulein Klementine gesprochen haben; erwarten Sie sie um fünf Uhr in der St. Jakobskirche.“

Punkt fünf Uhr befand sich Heinrich in der kleinen Kapelle. Die Andacht war gerade zu Ende und die Gläubigen zerstreuten sich. Klementine erhob sich aus ihrer beizenden Haltung und nahte Heinrich, dem sie einen Wink gab, ihr zu folgen. Sie war von ihrer Josee begleitet. Heinrich folgte ihr ins Portal, wo sie stehen blieb und ihren Schleier zurückschlug. Der Offizier betrachtete wieder mit stummen Entzücken das liebliche Gesichtchen, während ihre klaren Augen ihn jählich anblickten.

„Was ist geschehen?“ fragte sie.

„Ich habe um deine Hand angehalten, Klementine.“

„Und mein Vater hat sie dir verweigert. Aus welchem Grunde?“

„Weil du schon verlobt wärest.“

„Verlobt? Ich? Davon weiß ich nichts,“ sagte Klementine zu ihm. „Und mit wem sollte ich verlobt sein?“

„Mit dem Grafen von Beaumont.“

„Das ist mein Vetter, aber ich kenne ihn kaum. Ach, Heinrich, welche Gefahren werden dich um meinetwillen bedrohen?“ rief Klementine.

„Liebst du mich wirklich so sehr?“

„Mehr als mein Leben! Und du?“

„Ich werde niemand angehören als dir.“

„Ich danke dir, Klementine,“ sagte der Offizier, indem er ihr nur die Hand küßte. „Verlaß dich nur auf mich.“

„Wann werde ich dich wiedersehen?“ fragte Klementine, leicht bebend.

„Sobald du befehlst.“

Sie dachte einen Augenblick nach. . . . „Warte denn ein Zeichen von mir ab,“ sagte sie schließlich.

An einem sonnigen Novembertag war die vornehme Gesellschaft Ludwigs XV. auf einer großen Wiese versammelt, die mit ihrem kurzgeschnittenen Gras einem weichen, grünen Teppich gleich.

Plötzlich entdeckte König Ludwig einen jungen Offizier, der abseits stand, in Gedanken versunken und sich am Ballspiel nicht beteiligte. Es war Heinrich von Bernoul, der vor kurzer Zeit noch Page beim König war und sich des besonderen Wohlwollens des Königs erfreute.

„Was fehlt dir, Heinrich?“ fragte der König, indem er den Dragonerosffizier am Ohre zupfte. „Warum so traurig? Du weißt, daß ich keine Leute leiden kann, die den Kopf hängen lassen. Lache, mein Junge.“

„Sire, ich habe keinen Grund zum Lachen.“

„Was gibt es denn?“ fuhr der König teilnehmend fort. „Hast du Schulden gemacht? Soll ich sie für dich bezahlen?“

„Nein, Sire, das ist es nicht.“

„Dann sicher eine unglückliche Liebe?“

„Ja und nein, Sire.“

„Wie so denn? Erkläre dich näher.“

„Glücklich, weil die Herrin meines Herzens mir Gegenliebe geschenkt hat, unglücklich, Sire, weil ihr Vater von einer Verbindung zwischen ihr und mir nichts wissen will.“

„Wer ist dieses Mädchen?“

„Klementine von Villerois.“

„Die Tochter des Marquis. Was hat er gegen dich, mein Junge?“

„Gegen mich nichts, aber gegen meine Familie, Sire.“

„Also wieder dieser lächerliche Stolz,“ rief der König aus, „der mir schon viel Verdruß gemacht hat. Zum Studuck, ich werde ihnen alle einmal eine scharfe Lektion erteilen.“

„Ich bin überzeugt, Sire, daß es Ihnen gelingen wird, den Marquis und seine Freunde lächerlich zu machen, aber was kann das mir helfen?“

„Ei, diese Lektion wird gerade dir zu statten kommen. Du wirst die schöne Klementine dann doch bekommen.“

„O, Sire, wie . . .“

„Gut, wir werden diesen Villerois schon klein kriegen.“

Heinrich verbeugte sich tief und küßte des Königs Hand.

Da die Zeit der Feste im Freien vorbei war, hatte eine vornehme Hofgesellschaft sich in einem Saal um den König versammelt. Ludwig XV. hatte gerade mehrere Partien Schach gewonnen und war deshalb in bester Laune.

„Geda, Villerois,“ rief er dem stolzen Marquis zu, „was höre ich? Einer meiner besten und edelsten Offiziere hat um die Hand Ihrer Tochter gebeten und Sie, Sie weigern sich, den Herzenswunsch des jungen Paares zu erfüllen?“

„In der That, Sire,“ antwortete Villerois. „Wer sollte es übrigens wagen, etwas gegen einen jungen Mann zu haben, der des Königs Uniform trägt und die Ehre hat, sich der besonderen Gunst Eurer Majestät zu erfreuen? Der Ritter ist ohne Zweifel ein tapferer Offizier und Edelmann, aber . . .“

„Was können Sie denn gegen ihn haben, Herr Marquis?“

„Die Familie von Bernoul, Sire, ist noch jung von Adel, zu jung, um mit dem alten Hause Villerois eine so innige Verbindung einzugehen,“ sprach der Marquis.

„Ach, die paar Ahnen mehr oder weniger!“ rief der König.

„Und . . .“

„Nach Ihrem aber noch ein und? Was steht denn eigentlich im Wege?“

Villerois nahte dem Könige und flüsterte: „Einer seiner Ahnen war . . .“

„Nun, was denn?“  
 „Nur Buchbinder, Sire.“  
 „Das ist ein nützliches Handwerk, das unter gewissen Verhältnissen selbst Kunst werden kann,“ sprach der König.  
 „Zugegeben, Sire, aber . . .“  
 „Warten Sie eben, Villerois.“  
 Der König tat, als ob er einen Augenblick nachdächte.  
 „Halten Sie z. B. einen Fischhändler für feiner als einen Buchbinder?“

Villerois erbleichte. „Nein, Sire,“ stotterte er.  
 „Wir wollen nun einmal von einem Fischhändler sprechen,“ fuhr der König mit einem spöttischen Lächeln fort, „der in der Zeit des ritterlichen Königs Franz I. von Frankreich lebte.“

Villerois wischte sich den Schweiß von der Stirn.  
 „Eine große Familie hier irgendwo stammt von diesem Fischhändler ab. Helfen Sie mir doch einmal, Marquis!“  
 „Es sind die . . . die . . .“

„Richtig, die Villerois,“ rief Ludwig XV., „und Sie wollen dem armen Bernoul seinen Buchhändler vorwerfen?“  
 „Gestatten Ew. Majestät mir,“ begann der Herzog von Richelieu, „die Partei des Marquis zu ergreifen?“  
 „Sie Richelieu!“ fiel Ludwig ihm ins Wort. „Haben Sie denn vergessen, daß Ihr Stammvater Bigneros, der ein tüchtiger Kerl war, und die Hand der Nichte des großen Kardinals Richelieu erwarb, ein Rößenspieler war?“

Ein beengendes Schweigen folgte, da die anderen Höflinge fürchteten, daß auch nun ihr Stammbaum etwas näher untersucht werden würde.

Ludwig XV. begnügte sich aber damit, sie alle ironisch lächelnd anzusehen.

„Tröstet Euch übrigens,“ fuhr er fort, „Sie, Villerois und auch Sie, Richelieu, und alle anderen, die ich hier um mich sehe. Auch ich bin — obschon ich mich für einen guten Edelmann halte — der Ururenkel eines Notars und eines Barbiers.“

Eine unbeschreibliche Bewegung entstand bei diesen Worten unter den Höflingen.

„Ich will es euch beweisen,“ fuhr der König fort. „Unter der Regierung Ludwigs XI. im Jahre 1471 lebte in Bourges ein Notar mit Namen Babou. Sein Vater war Barbier. In den Archiven von Berry befinden sich noch Urkunden, die dieser brave Babou geschrieben hat. Babou war ebenso klug wie rechtschaffen. Er wurde reich und kaufte für seinen Sohn Philibert Babou das Amt des Schatzmeisters Frankreichs. Philibert hatte Glück und wurde bald Kammerherr König Karls VIII. Der Sohn dieses Philibert Babou, Herr von la Bourbaisière, war 1549 Chef der Artillerie. Seine Tochter war die Mutter von Gabrielle d'Estrees, deren Sohn César von Vendôme sich 1608 mit der reichen Erbtöchter Mercœur verehelichte. Er war der Vater Elisabeths von Vendôme, deren Gemahl Karl Amadeus von Savoyen, Herzog von Nemours, von seinem eigenen Schwager, Herzog von Beaufort in einem Duell getötet wurde. Aus der Ehe der beiden ersteren wurde Maria, von Nemours geboren, die den Herzog Karl Emanuel von Savoyen heiratete. Ihr Sohn Viktor Amadeus bestieg den sardinischen Thron. Eine der Töchter, Maria Adalheid von Savoyen, wurde die Gemahlin Ludwigs Dauphins von Frankreich dessen Sohn ich, der ich mit Ihnen spreche, zu sein die Ehre habe.“ Der König schweigend einen Augenblick und fuhr dann fort: „Sie sehen also, meine Herren, daß mein Stammvater ein Notar, oder richtiger ein Barbier war. Ich verleihe ihn nicht. Nehmen Sie an mir ein Beispiel und seien Sie nicht so kleinlich stolz auf Ihre Ahnen.“

„Sire,“ rief Villerois aus. „Sie haben uns eine tüchtige Lektion erteilt.“

„Wir sind besiegt“ fügte der Herzog von Richelieu hinzu. „Möge die Lektion dem ganzen Adel zu statten kommen,“ antwortete der König, „und auch von meinem Parlament beherzigt werden.“

Der Ritter von Bernoul trat vor, beugte vor dem König sein Antlitz und lächelte die ihm gnädig gereichte Hand. — Die Wirkung der Lektion blieb nicht aus. Villerois gab seine Einwilligung zu der Heirat.

Die Hochzeit wurde noch in demselben Jahre zu Paris mit großer Pracht und Verschwendung gefeiert.

„Deine Sache ist es nun, heiser Heinrich, zu beweisen, daß du wirklich adeliges Blut in den Adern hast,“ sagte der König.

„Mein Ehrenwort, Sire, bei der ersten Gelegenheit werde ich es beweisen.“

Diese Gelegenheit kam bald. Im siebenjährigen Kriege, in der Schlacht bei Hastenbeck, war die französische Infanterie vor der englischen gewichen und der Marschall d'Estrees sandte seine Dragoner der Infanterie zu Hilfe. Heinrich Bernoul ritt an der Spitze seiner Abteilung trotz des heftigen Feuers der Engländer auf den Feind los und brachte ihn zum Weichen.

Der Marschall lobte seine Tapferkeit vor der Front seines Regiments und sprach in seinem Bericht an den König mit Anerkennung von dem Offizier.

Als der Kurier ankam, war Villerois beim König.

Ludwig XV. überreichte ihm die Depesche.

„Nun, was sagen Sie von Ihrem Schwiegersohn?“ rief der König lachend.

„Ich bin stolz darauf, ihn so nennen zu können, Sire,“ antwortete der Marquis lächelnd.

## Der Vezier und die Fliege.

Nach dem Englischen von Hermann Heuer (Hamburg).  
 (Nachdruck verboten.)

Der Vezier Ali-Ben-Hassan, Premierminister des Kalifen Amgiad, ging eines Tages in der Umgebung Bagdads spazieren. Seit dem frühen Morgen hatte er nichts als Ärger gehabt. Erstmal hatte er schlecht geschlafen, dann hatte sein Sohn, sein Erstgeborener, Kureddin, am vergangenen Abend das Haus verlassen und war erst nach Sonnenaufgang schamlos betrunken zurückgekehrt, was klar bewies, daß er mit der schlechten Gesellschaft Bagdads in Verbindung stand und das weiße Gesicht des Propheten, seinen Wein zu trinken, übertreten habe. Alsdann gestand die Dienerin, die damit betraut war, die Tochter zum Bade zu geleiten, daß auf dem Rückwege schon zum fünften Male seit einigen Tagen ein junger Mann von selbstgefalligem Aussehen sich in ihren Weg gestellt habe und Amine, die Tochter, unter dem Vorwand, ihren Schleier zu ordnen, ihn im Gegenteil lüftete, so daß der Fremde ihr schönes Antlitz sehen konnte. Dies war ein Vergehen, das für eine junge vornehme Mohammedanerin einen schweren Verstoß gegen die gute Sitte bedeutete. Durch all dieses schon fast außer sich gebracht, war Ali in den Staatsrat gegangen. Noch ganz betäubt von dem Vorgefallenen, hatte er sich in der Gegenwart des Kalifen Amgiad gesunden und der empfangen ihn nicht gerade freundlich.

Vor kurzer Zeit war ein Aufstand in einer benachbarten Provinz gewesen. Ali hatte ihn grausam unterdrückt, doch es nicht für nötig befunden, seinen erlauchten Herrn davon in Kenntnis zu setzen. Aber des Ministers Feinde waren nicht so zurückhaltend und der Kalif stellte seinen Vezier ungestüm zur Rede, erstens, daß er es überhaupt zum Ausbruch eines Aufstandes in seinem Reich hätte kommen lassen, zweitens, daß er die Sache vor ihm, dem allwissenden Herrscher, verheimlicht habe, und drittens, daß er den Aufstand gewaltsam unterdrückt, anstatt mit Milde die Ursachen zu beseitigen. Das letztere ist in der Tat vorzuziehen, aber nicht immer anwendbar und erfolgreich.

Beim Verlassen des Staatsrats hatte Ali den für einen Staatsmann immer peinlichen Eindruck, daß sein Ansehen beträchtlich erschüttert sei.

Raum war er heimgekehrt, als sein Weib anfang, mit ihm zu zanken. Sie beschuldigte ihn der Aniederigkeit. Das Weib des Palast-Gouverneurs, erklärte sie nämlich, sei besser gekleidet als sie, ja, sie habe faktisch nichts anzuziehen. Vor diesem Sturm beugte Ali das Haupt und befohl seinen Dienern, ihm ein Mahl zuzubereiten. Er hoffte in den Tafelfreunden einen Ausgleich für die vielen Ärgernisse seines öffentlichen und Privatlebens zu finden. Durch einen unglücklichen Zufall jedoch hatte der Koch keine der Lieblings Speisen seines Herrn zubereitet.

Verzweifelt verließ Ali sein Haus und die Stadt und schlenderte ins Land. Dort konnte er seinen Gefühlen freien Lauf lassen.

„Wahrlich,“ murmelte er im Dahingehen, „es gibt Tage, an denen man seinem Leben ein Ende machen möchte. Wozu lebt man überhaupt? Nur um sich über jedes Ding zu ärgern!“

Mittlerweile brannte die Sonne auf seinen Weg und es dauerte nicht lange, da stieg der unüberwindliche Wunsch nach Schatten in ihm auf. Aber vergebens spähte er nach

einem geschützten Plätzchen. Zuerst sah er einen Pfad, der durch seine Enge und Windungen etwas Kühlung zu versprechen schien. Er bog ein und kam an eine zerstörte Mauer, bei der ein Palmenbaum wuchs. Erleichtert atmete Ali auf und ließ sich am Fuße der Mauer, im Schatten der Palme, nieder. Ohne Zweifel wäre er bald eingeschlafen, wenn nicht ein summender Laut ihn wach gehalten hätte. Er sah auf und erblickte eine niedliche, goldgrüne Fliege, die munter sein Haupt umkreiste. Ali wünschte ein ruhiges Schläschen zu machen und trieb den Störenfried zwei- oder dreimal mit der Hand hinweg, aber das kleine, freche Wesen kehrte immer wieder und setzte sich zuletzt ganz rücksichtslos auf des Beziers Nase. Das war zu viel für Ali. Er richtete sich mit einem Ruck zu einer sitzenden Stellung auf und griff zornig, aber erfolglos nach dem kleinen Feind. Auf der eiligen Flucht versang sich die schnelle Fliege in einer Spinne Netz, das zwischen Mauer und Palme gesponnen war. Der Bezier, als er die Fliege zappeln sah, konnte zuerst nicht anders, als schadenfroh lächeln.

„Stiehst du wohl,“ dachte er, „du lästiges Ding, nun kannst du mich nicht länger von meinem Schläschen abhalten.“

Als er das Geschick der kleinen goldgrünen Fliege verfolgte, sah er aus einem Mauerloch eine riesige Spinne kriechen, mit einem Körper, so dick wie die Fingerspitze eines Mannes, und lang und schwarz und mit haarigen Beinen. Sie schoß auf ihre Beute zu und begann, sie zu umspinnen, voller Freude über ihres Opfers Schreden und Todeskampf. Die arme Fliege machte verzweifelte Anstrengungen sich zu befreien, so daß Ali, der ihre erfolglosen Bemühungen bemerkte, vom Mitleid gerührt wurde und, trotzdem das kleine Insekt ihn so schrecklich leiden zu lassen. Obgleich er sehr müde war, stand er auf und schenkte die Spinne mit einer Handbewegung hin-



Zum Bombenattentat in Friedberg. Das Rathaus.

weg, worauf er die Fliege befreite. „Ich hoffe,“ sagte er, „daß du mich jetzt zufrieden läßt!“ Er öffnete seine Finger, die Fliege flog hinweg und er verlor sie sogleich aus den Augen. Hierauf legte er sich wieder in den Schatten der Palme, schloß die Augen und war bald fest eingeschlafen.

Eine Stimme rief seinen Namen und Ali erwachte. Als er seine Augen öffnete, sah er vor sich ein Wesen von strahlender Schönheit und gigantischer Größe, mit zwei leichten und durchsichtigen Flügeln an den Schultern. Ali zweifelte nicht, daß er sich einem Genius gegenüber befand.

„Bezier“ sagte das übernatürliche Wesen, „du hast mir einen großen Dienst erwiesen. Ich war die Fliege, die dir vor der Nase herumsummte. Um ein Weilschen von meiner gewöhnlichen Größe befreit zu sein, hatte ich mich verwandelt und schwirrte frei im Sonnenschein umher. Ein tückischer Zauberer, mein persönlicher Feind wollte die Gelegenheit benutzen und verwandelte sich in die große Spinne, in deren Netz ich mich versang und in dem ich umgekommen wäre, wenn du mir nicht geholfen hättest. Denn oh-

gleich wir jede Form, die uns beliebt, annehmen können, sind wir doch zu gleicher Zeit den Gefahren der Wesen ausgesetzt, deren Gestalt wir angenommen haben, und kommen wir in Not, können wir nur durch menschliche Hilfe gerettet werden. Nur durch dein edelmütiges Dazwischentreten bin ich gerettet worden. Dafür darfst du irgend einen Wunsch aussprechen, den ich dir gewißlich erfüllen werde.“ So sprach der Genius.

Der Bezier schwieg eine Weile. Nach einigem Nachdenken sagte er: „Ich überlege vor kurzem, daß langes Leben kein Glück sei, weil so viele Tage uns durch allerlei Ungemach verbittert werden, und daß es besser wäre, eine kürzere Zeit zu leben, die nur aus glücklichen und wolkenlo-



Zur 100jährigen Unabhängigkeitsfeier in Argentinien. Der Vorbeimarsch deutscher Marine-Truppen vor dem Präsidenten von Argentinien und dem deutschen Sondergesandten Generaloberst von der Goltz.

jen Tagen bestände. — Wenn es denn in deiner Macht ist, guter Genius, alle zukünftigen Tage der Aufregung und des Vergers vorausszusehen, laß mich nur noch jene Tage leben, die frei von aller Mühsal sind. Tu das, und du hast mir den kleinen Dienst übermenschlich vergolten."

Als der Genius diese Worte hörte, überslog ein ganz merkwürdiges Lächeln sein Gesicht. "Hast du es wohl überlegt?"

"Ja!" antwortete Ali. "Möge es dich nicht enttäuschen!"

Sogleich ergriff der Genius, wie es dem Bezier schien, ihn in der Mitte des Körpers, und hob sich mit ihm in die Luft zu einer solchen Höhe, daß ihm die Sinne ganz schwanden. Als ihm das Bewußtsein zurückkehrte, fand er sich in seinem Hause in Bagdad im Bette liegen. Sein Körper war ausgestreckt und so steif, daß er auch nicht die geringste Bewegung machen konnte. Seine Augen waren geschlossen, doch sah er alles, was um ihn vorging, und hörte alles, was gesprochen wurde. Das Zimmer war voller Leute. Sein Weib, seine Kinder, seine Diener, alle waren da und besagten ihm und beweinten den Tod eines so guten Ehemannes, eines so guten Vaters, eines so guten Herrn, eines Freundes, so treu und zuverlässig. "Was soll dies alles," dachte Ali, "bin ich denn tot?"

"Ja!" sagte eine Stimme. Der Genius stand am Fußende des Bettes, nur dem Bezier sichtbar, und las seine Gedanken.

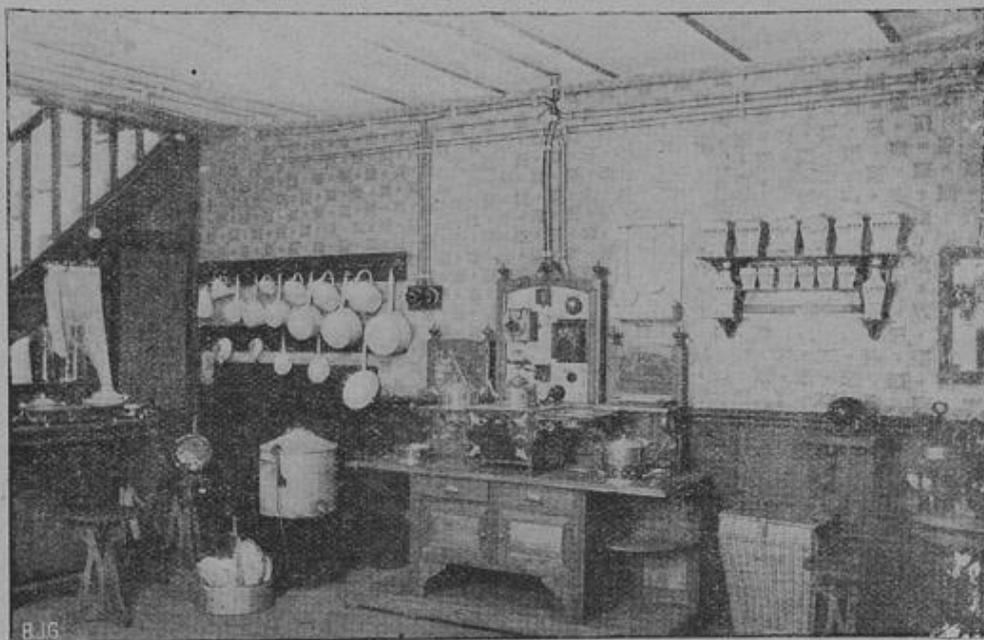
"Treuloser Geist!" dachte Ali, "hältst du so dein Versprechen?"

"Mich beschuldige nicht," erwiderte der Genius, "sondern klage dich selbst an! Warum forderst du das Unmögliche von mir? Zwei Feen spinnen das Geschick der Menschen. Vor der einen stand im Anfang der Dinge ein Haufen weißer Wolle, von der sie glückliche Tage spann; vor der andern Feen stand ein Haufen schwarzer Wolle, von der sie die Tage des Unglücks spann. Eines Nachts aber während sie schliefen, kam Satan und freute sich, die beiden Haufen Wolle durcheinanderzuwirren, so daß die beiden Feen, als sie erwachten, die schwarze von der weißen Wolle nicht wieder trennen konnten. Seit jener Zeit spinnen sie nur gemischte Tage. Erinnerst du dich der Tage, die du gelebt hast, ist einer davon, an dem du nicht etwas Freude gehabt hast, so klein sie auch gewesen sein mag? Als du mich batest, von deinen zukünftigen Tagen alle unglücklichen oder verdrießlichen zu streichen, batest du mich tatsächlich, alle zu streichen, und sofort hattest du den Tag deiner Auflösung und deines Todes erreicht. Es tut mir leid, dir diese bittere Lehre erteilen zu müssen, aber du hast es dir selber zugezogen!"

Der Genius lächelte. "Ich bin gutherzig. Wenn du willst, sollst du nichts gesagt haben, und ich will dich dahin zurückbringen, woher ich dich holte, und nichts in deinem Leben soll verändert sein. Was meinst du dazu?"

"Ich kann mir nichts Besseres wünschen!" erwiderte der Bezier.

Der Genius ergriff ihn mit seinen Händen, alles verschwamm vor seinen Augen und er wurde zum zweiten Mal bewußtlos. Als er erwachte, fand er sich wieder unter der Palme bei der Mauer sitzen, wo er eingeschlafen war. Beim Aufstehen fragte er sich, ob das Abenteuer sich tatsächlich ereignet habe, oder ob er es nur träumte. Dann machte er sich nachdenklich auf den Heimweg. Während seines Schla-



Die Küche des „Elektrischen Hauses“ in Paris.

fes hatte die Sonne sich geneigt und der Rückweg ermüdete Ali nicht.

Zu Hause angekommen, vernahm er, daß sein Sohn Aureddin geschworen habe, hinfort weiter nichts als Wasser zu trinken; denn die vornächtlichen Ausschweifungen hatten ihn ganz trank gemacht. Ferner hörte Ali, daß der Fremdling, dem seine Tochter auf ihrem Wege zum Bade so offen begegnet war, der Sohn eines der reichsten und einflussreichsten Männer der Stadt Bagdad sei und um Amiens Hand anhalte. Und vom Klaffen Angiad, seinem Herrn, erhielt Ali den Bescheid, daß sein Kluges und besonnenes Betragen bei dem Aufstand nach reiflicher Ueberlegung nur zu loben sei und der Bezier sich daher mehr als je des Vertrauens seines Herrn versichert halten möge. Auch des Bezier's Weib war in bester Laune; denn bei einem Besuch bei dem Weibe des Palastgouverneurs hatte sie entdeckt, daß das letzte neue Kleid dieser Dame ein großer Mißgriff sei. Endlich bemühte der Koch sich, seine morgendliche Vergesslichkeit wieder gut zu machen. Er servierte ein ganz ausgezeichnetes Abendmahl.

So endete in der besten Weise der Tag, der so schlimm begonnen hatte, und beim Zubettgehen gestand Ali sich, daß der Genius, wirklich oder nur geträumt, ihm eine weise Lehre gegeben habe.



Der neue Oberpräsident der Rheinprovinz; Freiherr Georg von Rheinbaben.

## Der Kniff.

Humoreske von Georg Versich.

(Nachdruck verboten.)

Unter den Briefen, die Herr James Ernest Tuder in Sidney eines Morgens empfing, war auch ein anonymes Schreiben, das nur die wenigen, mit der Schreibmaschine geschriebenen Worte enthielt: „Ihr Buchhalter Grover betrügt Sie. Passen Sie auf oder Sie haben das Nachleben!“

Der Kaufmann schien von dieser Mitteilung nicht einmal sonderlich überrascht zu sein, wenigstens bewahrte er vollkommen seine Fassung, und als er dem Buchhalter zehn Minuten später die für den Tag nötigen Direktiven erteilte, war weder seiner Stimme noch seinem Wesen die geringste Erregung anzumerken.

Erst als Grover das Zimmer wieder verlassen wollte, meinte sein Chef ruhig:

„Man hat mich vor Ihnen gewarnt, Grover. Jemand ein Feind, den Sie haben, schreibt mir, ich solle mich in acht nehmen, Sie hinterzogen mich.“

„Wer ist der Verleumder, der das wagen konnte?“ rief der Buchhalter mit Entrüstung.

„Verleumder lieben es im Verborenen zu bleiben,“ erwiderte Tuder achselzuckend. „Hier ist der Brief! Und damit Sie sehen, wie wenig ich auf den Inhalt gebe —,“ er hielt das Papier gegen das auf dem Schreibtisch stehende Licht an dem er seine Zigaretten anzuzünden pflegte, ein Aufstöhnen, und ein Häuschen grauschwarze Asche fiel auf den Fußboden. Wie zum Zeichen der Verachtung trat er noch mit dem Fuße darauf.

„Ich danke Ihnen herzlich,“ sagte Grover „und werde in Zukunft mit noch größerem Eifer meine Pflicht tun. Aber bitten möchte ich Sie doch, sofort meine Bücher revidieren zu lassen.“

„Lassen Sie's genau sein von der Geschichte!“ wehrte Herr Tuder ab. „Ich bin ja überzeugt, daß Ihre Bücher in Ordnung sind.“ Und um zu zeigen, daß für ihn das Gespräch beendet sei, vertiefte er sich in seine Korrespondenz.

Kaum hatte sich aber die Tür hinter Grover geschlossen, als der Kaufmann in die Rocktasche ariß und einen Brief hervorholte, den er vor dem Eintritt des Buchhalters hineingesteckt hatte. Es war das anonyme Schreiben. Er las es nochmals, faltete es wieder zusammen, betrachtete es auch so genau und nicht befriedigt.

Etwas zeitiger als gewöhnlich begab sich Tuder an diesem Tage zur Börse.

Im Kontor sah Grover über sein Pult gebeugt und arbeitete emsig.

„Haben Colmann und Besser u. Co. schon Zahlung geleistet?“ fragte ihn der Chef im Vorbeigehen.

„Nein, aber vielleicht haben sie per Bank abgeschrieben.“ Und dienstfertig eilte der Buchhalter aus Telephon und ließ sich mit der Bank verbinden.

„Beide Posten sind im Laufe des Vormittags eingegangen,“ meldete er als Antwort.

Herr Tuder ging.

In die nächste öffentliche Fernsprechstelle auf dem Wege zur Börse aber trat er ein, rief die Bank an und stellte sonderbarerweise dieselbe Frage wie vorher sein Buchhalter. Der Bescheid lautete aber diesmal noch sonderbarerweise anders, nämlich:

„Wir haben Ihnen doch soeben erst mitgeteilt, daß weder von Colmann noch von Besser u. Co. für Ihr Konto etwas eingegangen ist.“

Da winkte der Kaufmann am Ausgange ein Cab heran, nannte dem Autscher eine Adresse, und nicht lange, so hielt der Wagen vor einem Hause, in dem ein bekanntes Detektivinstitut sein Domizil hatte.

Ueber den buchtenreichen Port Jackson wehen kühle Abendwinde, aber noch ist die Dunkelheit nicht hereingebrochen: nur vereinzelt flammt erst hier und da ein Licht auf.

Auf einem der Stais stehen, so daß sie von einer Anrampfung fast verdeckt werden, zwei Männer und unterhalten sich leise.

Ein Wagen rollte den Quai herauf, doch zur Enttäu- schung der beiden Beobachter entstieg ihm nur eine einzelne

Dame. Sie übergab dem den Schlag öffnenden Packträger einen Handtoffer und eine Reisetasche und lobute den Autscher ab.

Soeben wollte sie in ein kleines Fahrzeug einsteigen, als ein Kadsfahrer dahergehauert kam. Der Detektiv in der Begleitung Tuder's erkannte in ihm einen seiner Beamten und trat rasch vor.

Ein paar kurze Worte der Verständigung, und ehe Herr Tuder noch begriffen hatte, um was es sich handelte, waren die Detektivs der Dame nachgeeilte hatten sie in ihre Mitte genommen und trotz ihres Sträubens mit sanfter Gewalt wieder an Land zurückgeführt.

Und als sie etwas rücksichtslos den Schleier der Schönen küsteten, sah Tuder mit maßlosem Erstaunen in das bleiche, von Angst und Wut verzerrte Gesicht seines Buchhalters Grover.

Zu Vieren unternahm man nun einen kleinen Spaziergang am Ufer und hierbei fand die Verabschiedung statt, auf die der Kaufmann nicht gern hatte verzichten wollen.

„Zunächst,“ befahl er, „geben Sie das Geld von Colmann und Besser u. Co. heraus, das angeblich unserem Bankkonto zugeschrieben wurde, das Sie aber in Wahrheit persönlich abzuholen beliebten.“

Grover gebührte schweigend und Tuder zählte die Beträge nach. Dann inquirierte er:

„Und wieviel „ersparte“ Gelder führen Sie mit sich?“

„Keine!“ murmelte der Buchhalter.

„Aber Sie haben mir doch nach Ausweis der Bücher, die ich in den letzten Nächten während Sie den Schlaf des Gerechten schliefen, nachgeprüft habe rund dreitausend Pfund gestohlen! Haben Sie diese „Ersparnisse“ restlos verbraucht?“

„Bis auf einige hundert Pfund.“

„Die haben Sie also noch? Nun, die schenke ich Ihnen. Aber ich stelle eine Bedingung: An Ihrem Fluchtplan wird nichts geändert. Sie fahren mit der „Jeanette“ nach Batavia — auf Kimmertwiederleben! Weigern Sie sich, so übergeben wir Sie der Polizei. Antwort!“

„Ich will!“ ächzte Grover.

„So wäre alles Geschäftliche zwischen uns in Ordnung, und ich hätte nur noch um Entschuldigung zu bitten,“ sagte Tuder, „daß ich Sie bei Ihrer Abreise belästigt habe. Aber Sie haben es selbst verschuldet. Woran ich mit Ihnen war, wußte ich schon seit ungefähr acht Tagen. Da schöpfe ich den ersten Verdacht gegen Sie, den ich bei der nächtlichen Durchsicht der Bücher leider nur zu sehr bestätigt fand. Ich wäre aber nicht auf den Gedanken verfallen, daß Sie mich so schnell verlassen könnten, hätte ich nicht heute früh die anonyme Warnung erhalten. Eine Warnung die im Grunde eine aewesen wäre, von irgend einem Unbekannten, der mich vor Schaden behüten wollte, würde doch wohl die Wirkung gehabt haben, daß ich Ihnen Gelegenheit gegeben hätte sich vor mir zu rechtfertigen, sich von dem Verdachte zu reinigen, und diese Wirkung war ja auch der Zweck des Schreibens. Aber in Ihrem Unsiel erkannte ich sofort, daß kein anderer als Sie der freundliche Warner waren und wußte damit, daß Sie reisefertig waren, und daß ich eilen mußte, um nicht ins Leere zu greifen. Sie hatten wohl die Empfindung, daß ich Ihnen nicht mehr recht traute und wollten das Präventive spielen!“

„Die Warnung kam aber nicht von mir!“ widersprach Grover.

„Sie leugnen? Nun, meine Herren, hier haben wir das Beweisstück!“ Und der Kaufmann entnahm seinem Portfeuille das anonyme Schreiben.

„Sie verbrannten den Brief doch!“ behauptete der Buchhalter.

„Ein kleiner Scherz, den ich mir mit Ihnen erlaubte!“ war Tuder's gelassene Antwort. „Was ich verbrannte, war nicht Ihr Brief, sondern ein gleichgültiges Stück Papier. Und jetzt urteilen Sie: Unser Freund hier hat die Gewohnheit, nachdem er einen Brief zusammengefaltet hat über den letzten Kniff noch einmal mit dem aufrecht gestellten Daumen hinwegzustreichen. Dabei schneidet der Nagel in das Papier ein und verursacht eine Linie, die wie mit dem Lineal gezogen, parallel zu dem Kniff verläuft. Sie sehen die Linie hier ganz deutlich.“

„Es ist so,“ bestätigten die Detektivs.

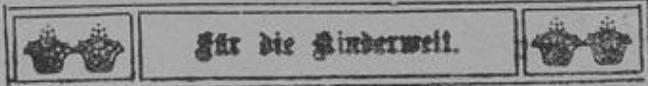
„Und Ihre Meinung, Herr Grover?“

Der antwortete nicht.

Eine Stunde später stach die „Jeanette“ in See. Vom Ufer aus blickten ihr drei Männer nach und als die Lichter des Schiffes in der Ferne verschwanden, meinte der eine zu Herrn Tuder:

„Er wird sich die Ausreise ein wenig anders vorgestellt haben. Aber schließlich mußte er Ihnen doch noch recht dankbar sein, daß Sie ihn so haben laufen lassen!“

„Oder er ärgert sich doppelt,“ erwiderte Tuder mit trockenem Lachen, „daß er, anstatt durch einen wohlbedachten Kniff noch mehrere tausend Pfund zu ergattern, durch einen unbekanntem Kniff mit fast leeren Taschen davonziehen muß.“



**Für die Kinderwelt.**

**Raschgretchen.**

Erzählung von J. Krieg.

Es war einmal ein kleines Mädchen, das war ein gar hübsches, liebes Kind; aber alle Leute hatten es noch viel lieber gehaßt, wenn es sich nur das Naschen abgewogen hatte! Seine Mutter tat alles mögliche und ermagte es oft, diesen Fehler abzugewöhnen; doch umsonst! — Nichts war nayer vor Gretchen, weder in der Küche, noch im Speisekammer; überall kam sie es umher, redete sein Naschen in alle Ecken und Leuten und kostete alles, was nicht versperret war. Man nannte es deshalb im Hause das „Naschgretchen“, und obwohl es sich über diesen Namen sehr ärgerte, so bestreute es sich doch nicht, einen besseren zu verdienen.

„Gretchen,“ sagte eines Tages die Mutter, „nächsten Sonntag ist dein Geburtstag, und du kannst, wie voriges Jahr, deine kleine Freundin einladen; ich mache aber die Bedingung, daß du die ganze Woche über artig bleibst, und du dich nicht etwa wieder zum Naschen verlieren laßt!“

Gretchen versprach hoch und heuer, nicht in ihren Speisekammer zu verfallen, in es war ihr in Anbetracht des Geburtstages diesmal sehr ernst mit dem Vorworte. Als sie aber aus der Schule heimkehrte und im Vorbeigehen den Speisekammer offen fand, da war alles wieder vergessen, und schnell fuhr der Zeigefinger in einen Honigtopf.

Wohl schmeckte das süß; als aber das Gretchen nachts in seinem Bettchen lag, da kam kein Schlaf in seine Augen, denn es war, als ob eine innere Stimme es immer an das begangene Unrecht erinnerte und ihm vorwarf, wie schlecht es sein Versprechen gehalten habe.

Plötzlich raschelte etwas in der Ofenecke, und als Gretchen angstvoll die Augen hinrichtete, erblickte sie ein kleines, bußfertiges Männchen, mit langem, eisgrauem Bart, das sich hinter den Ofen verschob.

Das Männlein setzte sich ohne weiteres auf den Stuhl am Fußende des Bettes, und sein uraltes, mit hundert Runzeln bedecktes Gesicht sah gar böse und jornig aus.

„Naschgrette,“ sagte es, „böse Naschgrette, schame dich! Wisse, ich bin der Hausklobold, der schon viele hundert Jahre in diesem Hause wohnt und über all das Wohl und Wehe der Familie Wache hält. Ich sah dein Urgroßmütterchen schon als kleines Mädchen, sah viele Kinder hier im Hause aufwachsen, aber keines, das so naschhaft und lägnerisch gewesen wäre, wie du! Lange schon beobachtete ich dein Treiben, und da du nicht einmal in Anbetracht des Geburtstages deinen bösen Fehler überwinden kannst, so ist meine Geduld zu Ende, und du sollst meinen Zorn empfinden!“

Gretchen fühlte sich so zerknirscht bei dieser Rede des seltsamen Männchens, daß es vor Furcht und Reue bitterlich zu weinen begann.

„Na, greine nur nicht,“ sagte der Klobold etwas freundlicher. „Bist sonst ein recht vernünftiges Kind, und wenn du deine Naschhaftigkeit ablegen wolltest, könnten wir noch ganz gute Freunde werden. Ich will dir diesmal die Strafe noch schenken und gebe dir acht Tage Zeit, dich zu bessern. Wächst du mir bis zum Geburtstage keinen Verdruß mehr, so ist noch Hoffnung vorhanden, daß du ein braves, folgsames Kind wirst. Also nimm dich zusammen! Auf Wiedersehen!“

Damit winkte das Männlein Naschgretchen ernsthaft zu, sprang vom Stuhle und verschwand hinter dem Ofen.

Am andern Morgen hatte Gretchen den Schrecken größ-

tenteils verschlafen; die helle Sonne schien ins Zimmer und der erste Schritt der kleinen Nässerin führte zum Ofen, wo sich nichts Besonderes entdecken ließ. Das bitterböse Gesicht des alten Klobolds stand aber immer vor ihrer Seele, und sie nahm sich recht in Acht, so daß in den nächsten Tagen niemand über sie klagen konnte.

So kam der Sonntag heran. Am Vorabend baute die gute Mama für ihr Gretchen einen Tisch auf mit allerlei schönen und nützlichen Geschenken und schloß dann die Stube zu, um erst am Morgen das Töchterchen hereinzuführen.

„Ob ich wohl eine Torte oder einen Kuchen bekomme?“ dachte Gretchen, und diese Frage ließ ihr keine Ruhe. Wenn sie doch nur einen kleinen Blick auf den Geburtstagstisch hätte werfen können!

Aber halt! Das Zimmer hatte noch einen zweiten Ausgang, den hatte man zuzusperrern vergessen. Rasch entschlossen schlich unser Leckermaul dahin und fand seine Vermutung bestätigt. Ach, welche Herrlichkeiten lagen dort auf dem Tische, und in der Mitte stand eine große Schokoladentorte. Wie herrlich duftete sie und wie herrlich mußte sie erst schmecken! Gretchen schlich näher und näher. Naschen wollte es nicht, nein, bewahre, nur ansehen und gleich wieder fortgehen. Die Torte sah aber in der Nähe zu verlockend aus! Gretchen sah sich genau um. Der fatale Hausklobold war diesmal nirgends zu erblicken; der steckte wohl irgendwo im Keller oder auf dem Boden.

Schnell brach Gretchen ein Stücken ab und steckte es in den Mund. Ach, das schmeckte so köstlich! Es getraute sich aber nicht, sich noch mehr zu nehmen, und steckte deshalb wenigstens das Naschen knapp an die schön verzierte Schokoladentorte und sog den feinen Vanillegeruch ein. Da raschelte etwas in der nächsten Ecke, und Gretchen lief blitzschnell zur Tür hinaus. Nachdem es sich ein wenig gesammelt, trat es mit unschuldiger Miene ins Wohnzimmer, wo die Mutter am Nähtische saß und einen flüchtigen Blick auf ihr Töchterchen warf.

„Was hast du wieder gegessen, Gretchen?“ fragte sie plötzlich.

„Nichts, liebe Mutter,“ sagte diese, feuerrot werdend. „Sieh einmal in den Spiegel, keine Lugnerin!“ sagte die Mutter streng und reichte ihr einen Handspiegel.

Ach, wie erschrak das Leckermaul, als es sein Gesicht darin erblickte! Die ganze Nasenspitze war schwarzbraun, als wäre sie von Schokolade, und wie sehr Gretchen daran wischte und putzte, — sie war nicht wieder rein zu bringen.

Weinend gestand es der Mama sein Unrecht. Diese schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, es geschehe der Nässerin schon recht, und sie wolle nur hoffen, daß diese nicht ihr Leben lang mit solcher Nase herumlaufen müsse. Alles Waschen und Reiben, sowie Gretchens bittere Tränen änderten nichts und es mußte am nächsten Tage betrübt mit schwarzer Nasenspitze unter ihren Freundinnen beim Geburtstagsstische sitzen und hatte noch obendrein die Schande, — da die Mama die ganze Geschichte zum Besten gab — vor den Kindern als Naschgrette dazusehen.

Diese bittere Lektion aber hat sich das Gretchen gemerkt, und obwohl ihm der Hausklobold nie mehr erschienen ist, so hat es doch seinen alten Fehler aufgegeben und nie mehr genascht. Auch im übrigen ward es ein braves, folgsames Kind, und so kam es, daß seine Nasenspitze die häßliche Färbung verlor und nach und nach wieder schön weiß wurde. Gretchen hütete ihre Nase sehr wohl; nur wenn sie an kalten Wintertagen in Wind und Schnee in die Schule marschierte, bekam diese eine ganz rosenrote Spitze, — aber das passiert andern Kindern auch!



## Zum Küssen

schön ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem jugendfrischen Aussehen, weisser sammetweicher Haut und blendend schönem Teint sowie ohne Sommerprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauche man nur die echte

### Streckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. à Stück 50 Pf. überall zu haben.



Unsere Bilder.



— Zum Bombenattentat in Friedberg. Das Rathaus. (Siehe Bild Seite 244.) Einige ruchlose Gesellen haben durch ein Bombenattentat das Rathaus in Friedberg zum Teil demoliert. Der eigentliche Zweck war aber, während der allgemeinen Bestürzung, die dieser Bombenanschlag in dem kleinen Städtchen sicherlich auslösen würde und ausgelöst hat, die Kasse der dem Rathaus gegenüber liegenden Reichsbank zu berauben. Das ist nun aber glücklich durch das mutige und entschlossene Handeln des Kassensbeamten verhütet worden.

— Die Küche des „Elektrischen Hauses“ in Paris. (Siehe Bild Seite 245.) Ein Pariser Rentier hat sich eine Villa bauen lassen, in der die Elektrizität zu allen Funktionen herangezogen ist. Besonderes Interesse verdient die Küche, wo es kein Holz, keine Kohlen, keine Petroleumlampe mehr gibt, sondern braten, kochen, schneiden, waschen etc. alles durch Elektrizität betrieben wird. Selbst den Schräubl, der die Speisen in das Speisezimmer befördert, jetzt Elektrizität in Bewegung.

Zum Rücktritt des preussischen Finanzministers, Georg von Rheinbaben (siehe Bild S. 245). Fast elf Jahre lang hat sich von Rheinbaben auf dem Ministerstempel behauptet. Im Herbst 1899 wurde er, erst 44 Jahre alt, zum preussischer Minister des Innern, und nach dem Rücktritt von Miquels im Jahre 1901 zum Finanzminister ernannt. Als nun das Oberpräsidium der Rheinprovinz durch Eintritt des Frhr. von Schorlemer ins Ministerium frei wurde, benutzte Frhr. von Rheinbaben diese Gelegenheit zur Rückkehr ins Rheinland, das er schon als Regierungspräsident in Düsseldorf in besonderem Maße lieb gewonnen hatte.



Zur Unterhaltung.



— Eine neue Familie. „Meinem Ältesten habe ich auf die Strimpfe geholfen, mein Zweiter steht unter'm Pantoffel, mein Dritter hat vor'm Heiraten Manschetten. Zwei von meinen Mädeln sind unter der Haube, und meine Jüngste sitzt in der Wolle!“

— Aus dem Gerichtssaale. Verteidiger: „Meine Herren Geschworenen! Der Herr Staatsanwalt hat behauptet, der Angeklagte hätte durch sein hartnäckiges Leugnen jeden Anspruch auf milde Beurteilung verloren. Meine Herren! Spricht es nicht für den Angeklagten, wenn er ein so hoch entwickeltes Schamgefühl besitzt, daß er das begangene Verbrechen nicht auf einmal gesteht, sondern sich nach und nach das Geständnis entreißen läßt?“

— Aus einem Aufsatz. . . Es gibt auch Hunde, die im Meer leben. Solche sind der Seehund und der Rollmops.

— Zweierlei. A.: „Wie gefällt Ihnen die Frau Käthin und Ihre Tochter?“ — B.: „Beide haben es mir angetan: Von der Tochter bin ich bezaubert, von der Alten bin ich behört.“

— Kindliche Auffassung. Der kleine Anno geht mit seinem Papa in den Anlagen nächst der Lokalbahnlinie spazieren. Eben fährt ein Zug vorüber, bestehend aus der kleinen, laut und anhaltend pfeifenden Lokomotive und einem Personenzug. „Du, Papa,“ sagt der Kleine, „das ist aber merkwürdig! Da ist der Pfiff länger wie der Zug!“

— Freundliches Zugeständnis. Ein Gefangener protestiert dem Regierhauptling gegenüber lebhaft gegen seine Gefangennahme und bemerkt, er sei englischer Untertan. Der Hauptling erkennt das an und befiehlt, den Gefangenen als — Beefsteak englisch zuzubereiten.

— Kein Studiosus. Hauswirtin: Ich habe jetzt meine Zimmer an einen Studenten vermietet, der pünktlich seine Miete zahlt und niemals kneipen geht, sondern immer hinter seinen Büchern sitzt und arbeitet.“ — Nachbarin: „Ach, gehen Sie doch, das ist gar kein Student!“

— Am Letzten des Monats. Student A.: „Du, Fuchs, gehst du in die heutige Vorstellung?“ — Student B.: „Nein, ich laun nicht — ich habe kein Vorstellungsvermögen.“



Rätjelecke.



Regierbild.

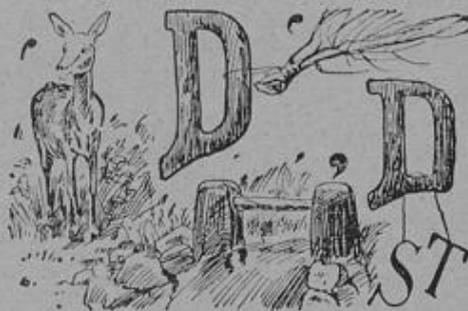


Sit der Herr Rat nicht zu Hause? — Bitte, hier ist er.

Zahlen-Rätjel.

- |               |                                   |
|---------------|-----------------------------------|
| 2 3 4 5       | Wem klang's nicht schon im Ohr?   |
| 2 3 4 5       | Wer hat's nicht schon beklagt?    |
| 1 4 2 5       | Wer such't's nicht auf vorm Thor? |
| 4 3           | Wer hat's nicht schon gesagt?     |
| 2 3 5         | Wer trägt's nicht im Gesicht?     |
| 7 3 4 5       | Wer schaute nicht sein Gras?      |
| 4 3 5         | Wer prüft' vor ihm sich nicht?    |
| 2 4 5 6 7     | Wer ist's, dem's niemals saß?     |
| 4 2 1         | Wem schlug's nicht auch einmal?   |
| 4 2 1 6       | Wer hat sie je geseh'n?           |
| 4 3 2 6       | Wer brach's nicht schon zu Tal?   |
| 1 4 5 6 7     | Wie viel trug es zu Höh'n?        |
| 6 7 2 4       | Wer schaut' sie nicht am Bach?    |
| 5 3 4 2 6     | Wer trat sie nicht im Haus?       |
| 7 6 5 4       | Wer je durch mich nicht sprach?   |
| 6 7 5 4       | Wer ging nicht ein und aus?       |
| 1 4 3 2 6     | Und wer gebraucht's nicht schon?  |
| 4 3 5 6 7     | Und wer kennt nicht den Fluß?     |
| 1 3 4 5 6 2   | Und wen lockt nicht mein Ton?     |
| 1 2 3 4 5 6 7 | Wen nicht mein Frühlingsgruß?     |

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Charade: Nordlicht. — Rätjel: Schnitt. — Scherz-Rätjel: Gans (G-an-s). — Kapsel-Rätjel: Wein-Ei. — Rebus: Rüdeshheimer.



Nr. 32.

Sonntag, 7. August.

Jahrgang 1910.

## Die Erholungsreise.

Erzählung von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

Es war eine urfidele Stammtischrunde, die allabendlich im „Schwarzen Adler“ der fürstlichen Residenz S. sich versammelte. Mit Ausnahme des Oberförsters waren sämtliche Stammtischmitglieder Junggesellen zumeist älteren Datums, und sie freuten sich ihres Junggesellentums über alle Maßen und priesen es als den angenehmsten Zustand, in dem ein vernünftiger Mensch sich befinden kann. Vor

dem Oberförster durften sie ja solche Lobpreisungen nicht allzu laut werden lassen, denn der schlug dann mit seiner gewaltigen Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten und rief mit dröhnendem Wah: „s ist ja Unsinn, was Sie da reden! Hol' mich der Teufel, aber ich möchte doch auf meine alten Tage nicht der sorgenden Frau entbehren. Habe früher auch so gesprochen, bin aber gründlich belehrt. Es geht nichts über die Gemütlichkeit am eigenen Herd.“ Und er nahm auf diese rednerische Leistung einen gewaltigen Schluck.

Der Herr Archivar Dr. Börnau gehörte auch zum Stammtisch. In seinen vier Pfählen war es so ungemüt-



Gute Kameraden. Nach dem Gemälde von A. Koeber.

lich als möglich. Sein Hausdrache lochte sehr gut, das mußte er sagen; sonst aber bekümmerte sich die alte Marianne bligwenig um ihn. Was hatte er auch davon, daß es im Besuchszimmer vor Sauberkeit und Wohnlichkeit bligte, wenn sich keine Hand fand, die in dem Raume, wo er den ganzen Tag hauste, in seinem Arbeitszimmer, verständnisvoll schaltete? Er hatte zum Ordnungmachen kein Talent, Marianne warf ihm alles drunter und drüber, so daß er mit einem heilloosen Donnerwetter ihren Aufräumungsgelüsten vor seinem Arbeitszimmer eine Grenze ziehen mußte.

Da war es wohl kein Wunder, daß dieser Raum durchaus nicht wohnlich aussah, daß der gute Doktor gar manches Mal nicht wußte, wo er seinen müden Körper zu einer kurzen Ruhepause lassen sollte, inntemalen alle für solche Zwecke zur Verfügung stehenden Möbel mit Büchern bedeckt waren. Wenn der Archivar dann mit wildem Grimme den ganzen Plunder in die riesigen Wandregale beförderte, dann war es auch meist um seine Stimmung geschehen, und das wohlverdiente Ruhestündchen war vorüber. Seufzend ging er dann wieder an die Arbeit, doch oft ertappte er sich bei dem Gedanken, wie das so ganz anders wäre, wenn eine Frau hier wirken würde, die für seine Arbeiten, seine Eigenart etwas Verständnis hätte.

Ja, warum heiratet denn der Mann nicht? Dann ist ihm ja sofort geholfen!

Wie oft hatte der Doktor sich diese Wahrheit verständlich gemacht, wie oft hatte ein leises Sehnen nach einer gemüthlichen Hausfrau sein Junggesellenhaus durchzittert, aber er hatte eben kein Glück. Das erste Mal, als er ein Weib zu finden glaubte, das allen seinen Ansichten vom Weibe entsprach, da hatte er sich einen Korb geholt, der nicht weniger unangenehm war, weil er in sehr verbindlichen Wendungen von Hochschätzung und Freundschaft eingewickelt war. Das zweite Mal konnte er sich kein Herz fassen; er zögerte und zögerte mit seiner Werbung, bis der Gegenstand seines Verbens, des langen Zögerns müde, einem anderen Manne ihre Hand zum Lebensbunde reichte, wenn er auch nicht gerade Archivar und Doktor war.

Seit jener Zeit hatte der Archivar sein Wünschen in die tiefsten Tiefen seines Herzens begraben und stimmte mit dem Brustton tiefster Ueberzeugung in den Lobpreis des Junggesellenlebens ein. Was wollte er auch machen? Er war nun 44 Jahre alt, sein Haar begann merklich zu schwinden, das Ebenmaß seines Körpers wurde durch eine Rundung gestört, die zwar der Hochkunst seiner Sibylle alle Ehre machte, ihn aber keineswegs verschönerte.

Die Ferien waren gekommen. Alles flog aus. Obwohl man in der kleinen Residenz S. frische Luft genug bekam, zu wundervollen Touren Gelegenheiten genug hatte, suchte man doch das Weite. Auch Dr. Börnan hatte sich zu einer Reise entschlossen. Er wollte nach der Schweiz. Sein Freund Dr. Vieser, Leibarzt Sr. Durchlaucht des Fürsten, holte ihn zur letzten Stammtischstimmung ab. Er drang sofort in seines Freundes Arbeitszimmer ein und fand ihn auf der Erde hockend, in einen ganzen Stoß von Büchern kramen.

„Na, was machst du denn da?“ fragte verwundert der Leibarzt.

„Wie du siehst, ich suche mir etwas Lektüre für die Reise aus,“ war die Antwort.

„Aber Karl, laß doch den Unsinn sein,“ tabelte der Arzt, „hast du denn nicht genug Bücherstaub geschluckt? Die ollen Schmöder! Fren' dich doch ein bißchen des Lebens! Laufe! Aneipe Natur, aber laß die Bücher hier!“

„Frit, das verstehst du nicht! Ich kann doch nicht den ganzen Tag herumlaufen. Und wenn es regnet, was dann?“ warf brummend der Archivar ein.

„Höre, mein Lieber, ich rede jetzt als dein Arzt zu dir, wenn du dich nicht ganz energisch wehrst, bekommst du in ein paar Jahren das schönste Fettherz, das jemals einem Anatomen unter die Finger kam. Dann: Adieu!“

Bei dem Worte „Fettherz“ zuckte Dr. Börnan zusammen, als hätte ihn ein Peitschenhieb getroffen. „Donnerwetter, das waren ja schöne Aussichten! Fettherz! bo!“

„Gibt's außer dem Laufen kein Mittel?“ fragte er den Arzt zaghaft.

Der gab zur Antwort: „Du mußt nächstes Jahr nach Marienbad; unterdessen viel laufen, mäßig essen, trinken und so weiter.“

Damit zogen sie zum „Schwarzen Adler“. Der Archivar aber konnte am ganzen Abend die Gedanken an das leidige Fettherz gar nicht los werden und blickte düster in seinen

Viertrag, obwohl der Apotheker mit krähender Stimme einen Witz um den anderen losließ, den dann die Tazelerunde immer mit homerischem Gelächter applaudierte. Endlich fiel die Schweigsamkeit des Archivars den feuchtschrölichen Brüdern auf.

„Bist leicht krank, mai Schepperl?“ fragte mit drolliger Nührung der Apotheker.

„Ach was, er hat das Reisesieber,“ fiel des Oberförsters dröhnender Paß ein.

„O, ich weiß was viel besseres,“ rief der Oberlehrer und strich mit sichtbarem Behagen seinen fuchsigigen Schmirrbart, „unser Freund ist verliebt, plant auf Reise Rendezvous, will uns nach Rückkehr mit Verlobungsanzeige und diversen Körben Selt überraschen.“

Die Wirkung dieser Worte war allseitiges Gelächter, furchbarer Grimm des Archivars, denn das war der Punkt, wo er empfindlich war.

Hatte er schon vorher seinen Trübsinn durch größere Quantitäten des geliebten Bieres zu verschuchen gesucht, so sprach er jetzt noch eifriger dem Krüge zu, und schließlich begann es vor seinen Augen seltsam zu kreisen, blauer Nebel wogte und wallte um die Ränder seiner Brille; kurz, der habemus war fertig.

Etwas unsicher erhob er sich von seinem Stuhl, verabschiedete sich kurz und ging nach den heimischen Penaten. Die Sache wurde ihm aber doch verflucht fauer und er war ganz froh, als der Leibarzt schon nach kurzer Zeit ihn einholte und ihn mit sicherem Griff nach dem kleinen Haupte mit den grünen Fensterläden bugsierte. Jetzt fühlte er sich auch wieder sattelst und er begann auf die Malefizerte zu schimpfen. Der Arzt hörte ihm ruhig zu. Endlich sagte er: „Das wäre noch lange nicht das Dümmeite, wenn du dich nach einer Lebensgefährtin umfähest.“

„Aber ich habe so ein Pech in der Liebe,“ brummte der Archivar.

Doch der Arzt lachte: „Unsinn, mußt nur Courage haben, dann geht die Geschichte schon.“ Damit drückte er ihm herzlich die Hand, wünschte ihm gute Reise und empfahl sich.

Schnaufend legte Dr. Börnan den beschwerlichen Weg zu seinem Schlafzimmer zurück und in kurzer Zeit lag er in tiefstem Schlaf.

Auf den letzten Drücker klopfte ihn Marianne aus den Federn heraus. Zu Fuß war der Bahnhof nicht mehr zu erreichen; also Drochle. Endlich war der Doktor verfrachtet, ein schriller Pfiff, die Maschine jauchte, pufete, und der Zug fuhr ab.

Mit einem Seufzer nahm er in den Kissen Platz und wollte eben mit innigem Wohlbehagen seine Morgenzigarre in Brand setzen, als vorwurfsvolle Töne an sein Ohr schlugen, die ihm auseinanderlegten, er befinde sich in einem Nichtraucherlupee. Grimmig warf er seine Zigarre zum Fenster hinaus und versenkte sich nun in die Betrachtung der Gegend. Er suchte sich die Zeit nach Kräften zu vertreiben, kaufte Zeitungen, humoristische Blätter, studierte den Fahrplan, stattete dem Speisewagen einen Besuch ab.

Endlich langte er in Luzern an. Mit einem Seufzer der Erleichterung verließ er den Zug und suchte sich durch die Unmenge von Menschen hindurchzuwinden. Auch dieses schwierige Werk gelang. Bald hatte er auch ein schönes Plätschen gefunden, wo er für einige Tage rasten und in aller Gemütsruhe seinen Freund Klafen erwarten wollte, mit dem er dann die weitere Reise gemeinschaftlich zu machen beabsichtigte.

Alles ging ganz nach Wunsch. Dr. Börnan war viel auf den Beinen, seine Seele nahm in vollen Zügen die eigenartige Schönheit des Vierwaldstättersees auf und erfreute sich auch an den Gebilden der Kunst. Beim Mittagmahl war es immer gemüthlich, besonders seit er als Tischnachbarin eine junge, reizende Blondine hatte, mit der er bereits am ersten Tage auf bestem Fuße stand. Ella Röder war auch ein zu süßes Mädel, als daß jemand ihr hätte widersehen können, und Dr. Börnan wußte gar nicht wie ihm geschah, daß er so plötzlich aus seinem kühl reservierten Wesen heraustrat und wieder so unbefangenen lustig wurde, wie in glücklichen, längst vergangenen Jugendentagen.

Ella war eine Waise. Sie hatte mit ihrer Tante die Reise nach der Schweiz unternommen, doch war letztere plötzlich nach Hause gerufen worden. Somit hätte auch für Ella das Reisevergnügen ein jähes Ende genommen, wenn sie der Zufall nicht mit einer anderen, gut bekannten Familie zusammengeführt hätte, in deren Hut Ella bis zur Rückkehr der Tante verblieb. Da man soviel zusammen war, war es wohl kein Wunder, daß der Archivar auch die Touren in der Gesellschaft mitmachte. Ella war stets da-

bei, und ihretwegen gab er sich die größte Mühe, möglichst heiter und fidel zu sein. Sie war zutraulich zu ihm wie ein Kind, und des Doktors Herz begann mächtig zu schlagen, wenn sie seinen Arm nahm, um manche steile Partien leichter zu überwinden. Sie plauderten über alles mögliche. Ella erzählte von ihrer Tante, einer Wittve, bei der sie einen großen Teil des Jahres verbrachte. „Mag ein richtiger Cerberus sein, der dieses Goldkind bewacht,“ dachte Börnau.

Unterdessen war der angesehnte Tag, an dem sein Freund Klafen in Luzern auf der Bildfläche erscheinen sollte, gekommen. Der Archivar sehnte sich merkwürdiger Weise nur wenig nach ihm. Erleichtert atmete er auf, als er ein Telegramm des Inhalts erhielt, Klafen könne wichtiger, unaufschiebbarer Geschäfte wegen erst in acht Tagen abreisen, er — Börnau — möge nur nach Niva vorausfahren und ihn dort erwarten.

„Gib's nicht,“ schmunzelte der Archivar, „wir bleiben hier, weil es hier hübsch ist und weil...“ Er sprach es aber nicht aus, sondern wurde nur rot bis an die Haarwurzeln. Warum er sich in diesen Tagen nur so oft an den Spiegel stellte und seine Person mit kritischem Blick betrachtete? Ob wohl die reizende Blondine, deren silberhelles Lachen in seinem Herzen so süßen Widerhall fand, daran schuld war?

Er war verliebt, das war außer Zweifel. Freilich war es nicht mehr die brausende Leidenschaft, die einst durch seine Adern rollte, als er vor fünfzehn Jahren zum erstenmal liebte, er war eben ein alter Mann geworden, der nicht blühdings von Gefühlen sich leiten ließ. Wenn Ella ihm Gegenliebe entgegenbringen könnte! Wenn sie die Seine werden wollte! Das wäre das Glück, nach dem er sich gelehnt Jahr um Jahr in all seiner Einsamkeit. Dann hatte er den Sonnenschein eingefangen, der seinem Leben bisher gefehlt. Nein, er wollte kein Tor sein und sich das Glück wieder entgehen lassen: heute oder nie mußte sich sein Schicksal entscheiden.

Und es entschied.

Aber ganz anders, als der Herr Archivar es erwartet hatte.

Gestern schon hatte ihm Ella mitgeteilt, daß in den nächsten Tagen die Tante zurückkehren würde. Du lieber Gott, was kimmerte ihn die Tante, denn das stand einmal fest bei ihm, es mußte ein wahrer Drache sein, der diesen Schatz hütete.

Es war Nachmittag. Das Essen war wie immer erzellt und der Archivar suchte sich in der großen Veranda ein ungehörtes Plätzchen, wo er ein kleines Nickerchen machen konnte. Ein solches war auch bald im Schutze einiger großer Oleander gefunden. Ein großer Schaukelstuhl winkte verlockend, Dr. Börnau konnte nicht widerstehen. Schon senkte sich der Schlaf auf seine Augenlider, als er plötzlich zwei Damen durch die einsame Veranda rauschen und in unmittelbarer Nähe von ihm Platz nehmen hörte. Dr. Börnau war zu müde, um von den Damen besondere Notiz zu nehmen. Da schlug die Stimme der einen, älteren Dame an sein Ohr und riß ihn aus seinen Träumen. Woher sie ihm nur so bekannt vorkam? Und — sprachen sie nicht von ihm? Tatsächlich. „Dr. Börnau, ja, der ist mir ein alter, lieber Freund, und ich freue mich, seine Bekanntschaft zu erneuern.“ Dann plauderte die andere Dame mit ihrer silberhellen Stimme. Das konnte nur Ella sein. Folglich war die andere Dame ihre Tante. Und sie kannte ihn, nannte ihn einen alten, lieben Freund, und ihre Stimme hatte alte, längst verklungene Erinnerungen in seiner Seele wachgerufen. Das mußte Margaretha Orth, jenes Mädchen sein, dem sein Herz vor 15 Jahren begeistert zugejauchzt hatte, für die noch heute, nach so langer Zeit eine mächtige Stimme in ihm sprach.

Eine unerklärliche Erregung bemächtigte sich des Archivars. Er konnte jetzt seinen Lauscherposten unmöglich verlassen, andererseits hielt es ihn fest hier. Wenn möglich, wollte er ungehört die frühere Geliebte betrachten. Aber die Topfpflanzen waren so dicht, daß es ihm unmöglich war, einen Schimmer hindurch zu sehen. Er wartete also. Unterdessen erzählte Ella der Tante tausenderlei gleichgültige Dinge, die aber durch die Art und Weise, wie Ella sie vorbrachte, gar interessant und anziehend wurden. Jetzt — das Blut drohte dem Archivar zu stocken — sprach sie davon, daß in Kürze Dr. Klafen ankommen sollte und sie von ihrem Vermund die Erlaubnis erhalten hätte, sich mit ihm zu verloben. „Denke dir, und dieser liebe Dr. Börnau, der mich soviel an Fritz Klafen erinnert, so daß ich schon vom

ersten Tag, ein besonderes Zutrauen zu ihm hatte, ist sein Freund, mit dem er dann weiter reisen will. Das gibt es aber nicht; sie müssen beide hier bleiben. Ich habe ja Fritz solange nicht gesehen, nun will ich ihn auch einige Zeit festhalten,“ hörte er sie erzählen.

Alle Wetter, das war ein Schlag, der alle seine Hoffnungen vernichtete. Er wollte zuerst Ella zürnen, dann seinem Freunde Klafen, aber er brachte in seiner Gutmütigkeit beides nicht fertig. Nun stand es unumstößlich fest, daß er Junggeselle blieb. Aller guten Dinge sind drei; dreimal hatte er es mit der Liebe versucht, dreimal war er enttäuscht worden.

Die Stimmung für sein Nachmittagsschläfchen war natürlich vorüber. Dr. Börnau wünschte nur, von seinem Lauscherposten erlöst zu werden, um seiner Erregung Herr werden zu können. Endlich gingen sie. Eben wollte der Archivar ins Haus huschen, als er die beiden Damen erblickte, die er vorher belauscht hatte. Jetzt erst, wo er sich ihnen mit raschen Schritten näherte, fiel ihm Ellas Aehnlichkeit mit seinem Jugendideal, Margaretha Orth, auf. Sie war noch immer schön. Das Leben hatte einige energische Linien um ihre Mundwinkel gezogen, aus ihren Augen leuchtete jenes geheimnisvolle Etwas, das uns gereifte Damen so anziehend macht: Güte und Kraft, in den Menschenherzen zu lesen.

Das war ein freudiges Wiedersehen. Dr. Börnau hätte nicht gedacht, daß er nach dieser großen Enttäuschung seines Lebens noch am heutigen Tage so fröhlich werden könne. Und sie, die ihm diese Enttäuschung gebracht, sie lachte ihn an mit ihrem Schelmengesicht, ihren Kinderaugen; wie hätte er ihr zürnen können.

Der Doktor tauchte mit seiner Freundin, die er einst geliebt, alte Erinnerungen aus. Auch sie hatte des Lebens Bitterkeit gekostet, hatte früh den Mann begraben, ihr einziges Kind an seiner Seite in die kühle Erde betten müssen. Und er sprach von seinem Streben und wie es einsam gewesen sei um ihn Tag um Tag, und Weichheit, warme Sehnsucht schimmerte in seinem Auge. Sie sah ihn mit einem Blick an, in dem Frage und Antwort lag, aber er verstand ihn nicht.

Nun war endlich Freund Klafen angekommen. Gleich auf dem Wege vom Bahnhofe zum Hotel erzählte er ihm von seinem Liebeswerben um Ella Röder und fragte seinen Freund, ob er in Anbetracht dieser Umstände nicht noch einige Tage für Luzern bewilligen wolle. Börnau schmunzelte nur, dann sagte er: „Was bleibt mir denn anderes übrig. Ella liebe dich ja doch nicht fort.“

„Woher weißt du?“ fragte hastig der andere.

Der Archivar erzählte die Geschichte von dem ungewollten Lauscher. Daß damals zum dritten Mal seinem Herzen eine Wunde geschlagen wurde, erzählte er freilich nicht. Wozu auch? Er war ja nicht daran gestorben. Daß er die Sache nicht tragischer nahm, daran war nur Margaretha schuld, die ihn wieder wie einst bezaubert hatte. Freilich, an Liebe dachte er nicht mehr, an Freundschaft. Neht, wo Dr. Klafen da war, beschäftigte er sich ausschließlich mit Margaretha, und er verglich sie mit seinem Jugendideal. Viel reifer, viel mehr Weib, dabei gütiger und milder als einst: das war das Urteil.

Der Abschiedstag rückte heran. Der Archivar begann sich auf die letzten Wochen, die ihm im Fluge vorübergerauscht waren. Und er dachte daran, daß er nun wieder das Plätzchen an der Sonne verlassen, in die kalte, ungemütliche Junggesellenwirtschaft zurückkehren mußte. Er sprach diesen Gedanken auch vor Margaretha aus, und sein Herz quoll über in Abschiedsweh, das ihn schon jetzt packte, bevor er Abschied genommen. Und wieder sah sie ihn an mit einem Blick voll Teilnahme, sie kannte ja auch die Einsamkeit: und sie liebte ihn. Vor diesem Strahl ihres Auges begann er verwirrt den Blick zu senken, sein Herz pochte ungestüm, die alte Liebe erstand wieder und stellte sich neben ihn und sie rief ihm zu: „Sie ist dein.“

Einsamkeit war um sie, aber sie wußten beide nichts davon, sie waren sich selbst aenua, und als sie endlich heimgingen, da waren sie Bräutigam und Braut und sie freuten sich ihres Glückes. Ella und Dr. Klafen freuten sich mit ihnen, und als der Archivar nach seiner Rückkehr der erstaunt anstehenden Tafelrunde im „Schwarzen Adler“ die glückliche Neuigkeit mitteilte, da wurde in unzähligen Trinksprüchen das Glück des verlobten Paares gefeiert. Der Archivar gab einen Korb Sekt, und als er nach Hause ging, da freute er sich, daß er nicht mehr lange einsam sein werde.



## Ein Düsseldorfer Maler.

(Zum Tode Professor Hubert Salentins.)

(Nachdruck verboten.)

Am 6. Juli dieses Jahres starb in Düsseldorf im Alter von 88 Jahren der Maler Hubert Salentin, ein echter Künstler, ein mannhafter Katholik, ein freigebiger Mensch und ein seltenes Original. Seine Eltern waren arme Leute im kleinen Jülpich, und so wurde Salentin Nagelschmied. Später lernte er in Köln das Zeichnen und trat damals schon durch sein Talent hervor. Seine Ausbildung zum Maler vollendete er in Düsseldorf, wo er auch zeitlebens verblieb.

Aus Salentins Jugend ist eine Reihe lustiger Erzählungen im Umlauf. Hier sei nur die folgende wiedergegeben:

Als es ihm in Düsseldorf schon ziemlich gut ging, besuchten ihn einige Angehörige aus der Heimat. Diese staunten über sein schönes Zimmer mit Tapete, Rohrstuhl und Sofa und gaben ihrer Verwunderung lauten und beredten Ausdruck. „Das ist noch nichts“, sagte Salentin, „kommt, jetzt gehen wir in den Gasthof zu Mittag essen.“ Alle zogen hin. Das vornehme Essen gefiel den einfachen Leuten schon recht gut, doch dachten sie und sprachen es auch endlich mit nicht geringer Sorge aus, wer das wohl alles bezahlen würde. „Laßt mich nur machen“, sagte der junge Maler und legte dem Kellner ein blankes Goldstück hin. Großes Staunen aus großen Augen. „Das ist noch gar nichts“, antwortete Salentin weiter. „Nun geht noch einmal mit nach Haus.“ In seinem Schlafzimmer zeigte er ihnen eine alte Truhe mit einem schweren Schloß. Er nimmt einen großen Schlüssel heraus, öffnet und da liegt blank Taler an Taler. Ganz erschrocken kommt die Frage heraus: „Ist die ganze Kiste voll Geld?“ „Geht einmal“, sagte Salentin. Die Leute heben, aber die Kiste rührt sich nicht. Salentin hatte sie auf dem Fußboden angeschraubt und eine Menge von Talerstücken oben hingestreut. Sein Besuch lehrte ganz verblüfft in die Heimat zurück und weiß aller Welt nicht genug von den kolossalen Reichtümern des jungen Künstlers zu erzählen.

Salentin wurde einer der beliebtesten Genremaler von dem es hunderte von Bildern gibt die stets gleich verkauft waren. Sprach man ihm von einem Künstler, der eine Sammlung seiner Werke ausgestellt habe, so meinte er: „Ein schlechtes Zeichen, ich komme nie dazu; ist ein Bild fertig, so ist es gleich fort.“ Immer hatte er mehrere Bilder in Arbeit, an denen er abwechselnd malte um seinen Geist frisch zu erhalten. Bis in die letzten Wochen oder Tage seines langen Lebens war er immer tätig; sein Schaffensdrang ließ

ihm keine Ruhe. Vor einer Reihe von Jahren legte sich auf seine beiden Augen der Star. Es war dies für ihn eine Zeit der entsetzlichsten Seelenfolter, denn er fürchtete nichts mehr, als zu erblinden und so für sein ganzes kommendes Leben zur Untätigkeit verurteilt zu sein. Die Operation ging jedoch glücklich von statten und später sah er nach seiner eigenen Aussage mit der Brille besser, als er je mit jungen Augen gesehen. Dafür war er Gott immer wieder von neuem dankbar.

Jeden Tag wurde gearbeitet, nur im September machte Salentin Ferien; dann ruhten Farben und Pinsel, und der Meister ging fleißig spazieren. Untätigkeit war ihm verhaßt. Eines Tages wurde er gebeten: „Wenn Sie mal Zeit haben, so beehren Sie uns gütigst mit Ihrem Besuche.“ Prompt kam die Antwort: „Ich habe nie Zeit, ich habe immer Arbeit, dann kommen mir auch keine schlechten Gedanken.“ Vegetierter als Salentin kann kein Künstler von seinem Berufe sein. Sprach er von seiner Kunst, dann leuchteten noch beim gebrochenen Greise die Augen und seine hagere Gestalt reckte sich empor. „Das Malen ist ein Teil von Gottes Tätigkeit; wie Gott, so schaffen auch wir Maler“, pflegte er zu sagen. Mit großer Liebe und Sorgfalt malte er jugendliche unschuldige Gesichter. Deshalb finden sich auf den meisten seiner größeren Bilder ein Mädchen mit dem frommen, schuldblosen Gesichtsausdruck, wie er eben Salentins Bildern eigen ist. War ihm wieder mal ein solches Antlitz gelungen, dann zeigte er das Bild stolz und stolze Besuchen, gab ihnen das Vergrößerungsglas, das an seiner Staffelei lag und mit dem er selbst stets die einzelnen Züge nachprüfte, zur sorgfältigen Betrachtung in die Hand und fügte manches Mal hinzu: „Vorher ich dieses Gesicht malte, habe ich aber auch einen Rosenkranz gebetet.“ Dieser Zug in seinen Bildern legt von dem reinen Herzen des Meisters, der sein Leben lang Junggeselle blieb, beredtes Zeugnis ab; solch unschuldige Menschen in der ganzen schlichten Reinheit ihres Charakters wird schwerlich ein anderer entwerfen, als der selbst unverdorben ist.

Nie machte Salentin ein Hehl aus seinem katholischen Glauben; wer ihm daran rührte, war einer recht derben Antwort gewiß. Mit Vorliebe ging er Sonntags in die Schulkirche und erfreute sich am Gesang der Kinder, an dem er sich auch immer beteiligte. So lange er konnte, ging er jeden Nachmittag in die St. Lambertuskirche zur Rosenkranzandacht. Oft mußte man fürchten, der heftige Wind, der vom Rhein her um die Kirche segte, würde den 70- und 80jährigen Greis umwerfen; aber er kam immer wieder zur Kirche, so lange seine Kräfte ihn überhaupt noch die Straßenbahn erreichen ließen. Nach der Andacht besuchte er dann seinen Freund, den verstorbenen Kaplan Löcher an St. Lambertus. Dieser hat auch die photographische Reproduktion unserer beiden Bilder auf Seite 252 besorgt, die



Professor Salentin in seinem Atelier.

Salentin selbst als recht gelungen bezeichnete. Das eine zeigt den Meister in seinem Atelier zwischen zwei Gemälden, der Gänseleier und einem Innenbilde aus St. Lambertus. Eines seiner Gemälde wollte er aber seinem geistlichen Freunde nicht verkaufen, „sonst heißt es: da hat der alte Salentin den guten Kaplan nochmal über ein Ohr gehauen.“

Des Künstlers Wohltätigkeit war sehr bekannt und wurde auch weiblich ausgeübt. Das große Vermögen, das er hinterläßt, ist für dürftige Verwandte und außerdem für gute Zwecke bestimmt.

Seit Salentins Tod ist ein edler Mensch weniger in dieser Welt; in der anderen wird ihm gewiß ein guter Empfang zuteil geworden sein.



Londoner Frauenrechtlerinnen: Aufzug der Frauenstimmrechtlerinnen.

## „Wer ohne Sünde ist . . .“

Von Henriette Breh.

(Nachdruck verboten.)

„Aber, bester Doktor, Sie sind ja heute ganz unverzeihlich zerstreut,“ scherzte die junge Frau Amtsrichter, „bereits zweimal fragte ich Sie etwas, aber Sie sind wie ein Marmorbild, wahrscheinlich weilen Ihre Gedanken wieder bei irgend einem komplizierten Krankheitsfall.“

Doktor Hellmuth wandte sich höflich der Hausfrau zu. „Ich muß wirklich sehr um Entschuldigung bitten, gnädige Frau. Ja, ich bin heute ein schlechter Gesellschafter und wäre in dieser Stimmung besser in meinen vier Wänden geblieben.“

„Oho, alter Freund,“ rief Amtsrichter Bronn von seinem Spieltisch her, an dem er mit einigen älteren Herren saß,

„das hätte meine Frau aber gewaltig übel genommen. Uebrigens, fügte er bei, sich zu der Gruppe gesellend, „nimmst du deinen Beruf viel zu schwer. Du reißt dich auf. Denke doch auch an dich selbst und sei einmal Mensch mit Menschen!“

„Ich begreife überhaupt nicht,“ bemerkte in seinem näselnden Tonfall Assessor Wieden, „weshalb Sie diese Armenpraxis, der Sie sich ja fast ausschließlich widmen, nicht aufgeben! Die kann Ihnen doch wenig einbringen.“

Die klugen braunen Augen des Arztes schauten den Sprechenden ruhig an. „Einbringen?“ lächelte er. „Allerdings, ein aufrichtiges „Vergeltsgott“ ist in unserer materiellen Welt keine gangbare Münze. Ich denke aber, daß sie dereinst zu ihrem vollen Werte eingelöst wird.“

Der Assessor zuckte die Achseln. „Der Standpunkt ist mir zu hoch,“ sagte er spöttisch. „Na ja, Ihre Mittel gestatten Ihnen ja diesen philanthropischen Luxus. Meine Passion wär's ja nicht. Vrr! schon der Armeutegeruch ist mir viel zuwider!“

„Batschuli und Eau de mille fleurs duftet freilich besser,“ sagte der Doktor ironisch.

Die anderen lächelten.

Assessor Wieden biß sich auf die Lippen. Er war als sehr eitel und stutzerhaft bekannt, trug Armbänder und verbrietete stets eine ganze Wolke starken Parfüms um sich her.

Die Hausfrau kam einer Entgegnung des eleganten Assessors zuvor.

„Wie ist es, lieber Doktor,“ sagte sie mit ihrem lebenswürdigen Lächeln, „Sie kommen doch nächsten Dienstag zu unserem großen Wohltätigkeitsfeste? Es verspricht großartig zu werden. Frau Direktor von Elstett hat entzückende Arrangements getroffen. Sie hat immer so originelle Ideen und versteht es auch, sie zu realisieren.“

Doktor Hellmuths Züge waren wieder ernst geworden.



Londoner Frauenrechtlerinnen: Aufzug der Frauenstimmrechtlerinnen.

Zwischen seinen Augenbrauen grub sich eine Falte. Offenbar war ihm die Frage unangenehm. Ziemlich schroff sagte er nach einigem Schweigen: „Bedaure sehr, grädlige Frau, nein, ich werde nicht kommen.“

„Aber, bester Doktor!“ rief die junge Frau erstaunt aus und etwas pikiert, „es ist doch für die Armen!“

„Ich muß trotzdem verzichten; ich habe nun einmal eine Antipathie gegen derartige Veranstaltungen.“

„Das begreife ein anderer,“ lachte der Amtsrichter. Professor Winden erhob sich gelangweilt und schlenderte zum Musiksalon, wohin sich das junge Volk längst geslüchtet hatte. „Exzentrischer Kopf,“ murmelte er spöttisch.

„Aber was in aller Welt können Sie denn gegen derartige Feste einzuwenden haben,“ fragte die Hasfrau den Freund ihres Mannes.

„Wünschen Sie das wirklich zu wissen?“

„Aber sicher, natürlich!“ riefen die Damen.

Doktor Hellmut lehnte sich gedankenvoll in seinen Stuhl zurück.

„Ich hasse diese ostentative, geräuschvolle Art von Wohltätigkeit,“ sagte er, „bei der das eigene Vergnügen die Hauptrolle spielt! Man amüsiert sich — für die Armen! Man soupiert lustern und Selt, man feiert Triumphe, man tanzt, man flirtet wohl auch ein bißchen — alles für die Armen, aus edelsten Motiven! Und draußen steht vielleicht die bleiche Armut und schaut mit düsteren, neidvollen Blicken all die Eleganz und Pracht, die den glänzenden Equipagen entsteigt, und das Schreien ihres hungrigen Magens übertönt noch die aus dem Saale dringende Musik! Ich möchte wohl wissen, wie viele dieser vornehmen Herren in elegantem Zivil oder in blitzenden Uniformen, wie viele dieser schönen Damen in „entzückenden“ Toiletten, welche mit bezauberndem Lächeln allerliebste Nichtigkeiten „für die Armen“ verlaufen — wie viele jemals der wirklichen Armut ins Gesicht geschaut, dem grauen Elend, das sich in dumpfen Dachwohnungen und engen, feuchten Kellerlöchern verbirgt! Vielleicht fügen sie selbst noch ihre Steine zu der Last, die auf den Enterbten des Glückes liegt! Vielleicht harret der arme Schubficker mit bitteren Schmerzen Monate und Monate auf die Bezahlung der

paar Mark und wagt es nicht, den reichen Herrn zu drängen, um nicht das bißchen Aundtschaft zu verlieren — vielleicht mußte die schwindjüchtige Näherin mit rotgeränderten Augen, blutleeren Fingern und krummgezogenem Rücken die ganze Nacht fucheln für einen Hungerlohn, weil die vornehme Dame sich darauf kaprizierte, just heute das spät bestellte, kostbare Kostüm anzuziehen und in letzter Stunde eine Menge zeitraubender Aenderungen daran befaß.“

„Aber, lieber Freund, du übertreibst,“ sagte der Amtsrichter, „man könnte sich ja nie froh zu Tische setzen, wenn man immer denken müßte: es gibt jetzt Menschen, welche hungern!“

„Es wäre gut, wenn wir öfter daran dächten,“ sagte Doktor Hellmut, „wir würden mit mehr Dank gegen Gott unsere bevorzugte Lebensstellung genießen und unser Herz nicht so oft gegen fremde Not verhärten. — Ein Vorfall, der meine Abneigung gegen diese Wohltätigkeitsbasare noch verstärkte, kam mir gerade heute morgen wieder lebhaft in Erinnerung. Es mag etwa ein Jahr her sein. Ich war zu einem ähnlichen Feste geladen, erschien aber erst spät, da mein Beruf mich so lange zurückgehalten hatte. Im Begriffe, in den hellerleuchteten, teppichbelegten breiten Hausflur einzutreten, stockte mein Fuß einen Moment. Zwischen den Lorbeerbäumen und Palmen hockte ein zerlumptes Weib, dem der Hunger aus den hohlen Zügen schaute — Hunger und schlimme Leidenschaften. Sie hielt ein in schmutzige Lappen gewickeltes Kind im Arme. Diener eilten die Marmortreppe hinauf und herunter. Einer schleppte eben einen Champagnerföhrer hinauf, aus dessen glühenden Eisstücken die silbernen Flaschenhälse hervorlugten; ein anderer trug ein reich mit kostbaren Speisen besetztes Servierbrett an der Bettlerin vorüber. Diese mußte wohl um einen Bißchen für ihren Hunger gebeten haben, denn noch war ihre hagere Knochenhand ausgestreckt und mit gieriger Blut bohrten sich ihre Blicke in die Speisen. „Hinaus, Gefindel!“ hörte ich gleichzeitig den Bediensteten schelten, „nicht genug, daß die Herrschaften droben ein so großartiges Fest für diese undankbare Bande veranstalten und es sich was kosten lassen ...“

Er verstummte, denn empört eilte die Stufen hinauf, dem rohen Menschen das Brett zu entreißen und den Hunger der Armen zu stillen, aber mit hakverzerrten Zügen, drohend die knöcherne Faust ballend, stürzte sie blickschnell an mir vorüber in die Nacht hinaus.

Ich ging nach Hause, die Teilnahme an der Gesellschaft war mir verleidet: Wir schwelgen an der üppigen Tafel und brüsten uns mit unserer Mildherzigkeit, derweil an unserer Schwelle ein Mensch fast Hungers stirbt!“

Die kleine Gesellschaft war recht ernst geworden, niemand sprach ein Wort. Frau Kommerzienrat Koles's, welche die Wohltätigkeit gleichsam als Sport betrieb — du lieber Gott, man mußte doch in irgend einer Weise von sich reden machen — zuckte geringschäkend die Achseln. Was wollte dieser Doktor denn? Wer tat wohl mehr wie sie? Sie gehörte dem Vorstande unzähliger Vereine an, ihr Name stand auf allen Sammel Listen mit an erster Stelle — was sollte diese Philippika?

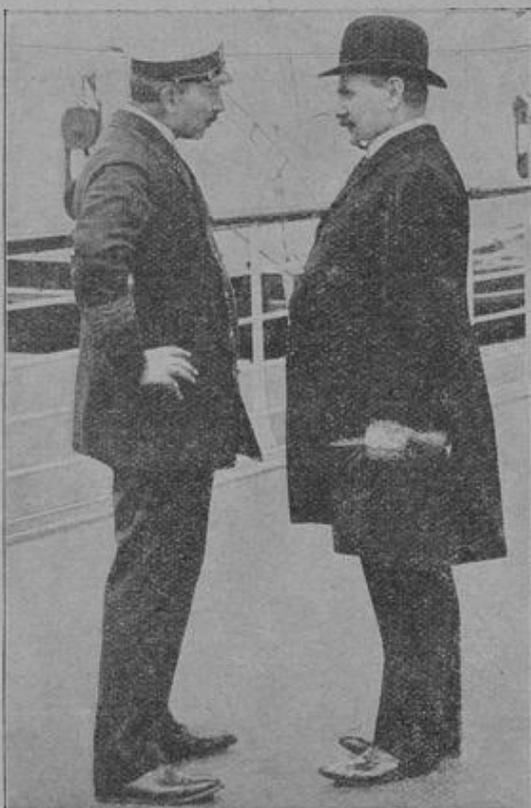
Doktor Hellmut fuhr leise fort: „Am folgenden Tage fand man auf einer Bank in den Anlagen die Leiche eines in Lumpen gehüllten Kindes; es war an Entkräftung gestorben.“

Und auf derselben Bank hat man letzte Nacht ein obdachloses Weib aufgefunden und im Volkzeigewahrjam gebracht, ein schon mehrfach mit Gefängnis bestrafte, in Laster und Sittenlosigkeit verkommenes Geschöpf. Sie blutete aus einer tiefen Stirnwunde, welche offenbar durch einen Fall verursacht war. Ich wurde heute morgen zu ihr gerufen und ordnete ihre Uebersührung ins Spital an. Ich erkannte sie auf den ersten Blick: es war jene Bettlerin von damals, nur noch viel elender und verkommener. Das Gesicht war stumpfsinnig und von Trunkenheit aufgedunsen, ihre Hand hielt noch die Schnapzflaskche umspannt —

„Wie kann man nur so tief sinken!“ sagte die Frau Kommerzienrat mit leisem Schauer, während sie mit spitzen Fingern ein Stück Erdbeertorte zum Munde führte.

Des Arztes Gestalt richtete sich unwillkürlich krasser empor. Seine Stimme klang schärfer wie sonst, als er sagte:

„Ja, wie kann man so tief sinken. Dieses Wort hörte ich heute morgen mehr denn einmal und Ausdrücke des Abscheues und des Gekz. Aber niemand fragt, wie diese Menschenruine zu dem werden konnte, was sie ist; niemand



Zum jüngsten Ministerwechsel in Preußen:  
Der neue Finanzminister Dr. Lenge, bisher Oberbürgermeister von Magdeburg, an Bord der Hohenzollern, um sich Kaiser Wilhelm II. vorzustellen.

fragt, welch grausames Verhängnis das arme Weib der Straße auf die abschüssige Bahn trieb, auf der es kein Halten gibt! Dürfen wir sie richten? „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie!“ hat einst ein göttlicher Mund gesprochen!

Wir, deren Jugend umhegt und umsorgt war von schützender Liebe, die jedes Leid und jeden Hauch des Bösen fernhielt; wir, denen das Leben nicht seine dunkeln Rätsel aufgab; wir, die wir von gesicherter Höhe aus auf die Ringenden herabschauen; nein, wir sind nicht berufen, einen gefallenen Mitmenschen zu verurteilen. O wir kennen nicht das Elend jener Bedauernswerten, die da in einem Sumpfe der Verkommenheit geboren werden und in dieser schwülen Atmosphäre unwissend und verwahrlost aufwachsen, umgeben von lasterhaften Beispielen, vom Gifthauche der Sünde! Niemand, der solch armem Geschöpfe von Gott spricht, vom Jenseits, von Tugend, Reinheit, Gewissen, Pflicht. Niemand, der seine edlen Triebe pflegt, nur die schlimmsten Instinkte werden gepflegt. — Muß denn dieses haltlose, unglückliche Wesen, wenn der bittere Kampf ums larme Brot beginnt wenn die Sünde lockt und gleißt und die Versuchung übermächtig wird, nicht erliegen?

Richten wir nicht! Wir kennen nicht des Hungers graue Qual; uns ist das Naderwerk des unerbittlichen Lebens nicht zermalmend über die Brust gegangen. An unserem Bett hat das kalte Gespenst der Verzweiflung nicht gefesselt und uns mit höhnischen Augen angestiert . . .

Ja, es gibt viel hoffnungsloses Elend rings um uns.

Sie wissen, meine Damen, der Arzt sieht ein großes Stück von der Nachtseite des Lebens, und die Brust schnürt sich mir oft zusammen ob all des Jammers.

In einem der ärmsten Gäßchen dieser Stadt harret in einer erbärmlichen Baracke ein schwindsüchtiges Weib dem Tode entgegen. Sie ist noch jung, aber ihr Haar ist ergraut und in ihrem Gesicht stehen die tiefen Runen, welche Not, Verzweiflung und — Schuld darin schreiben. Ich kannte sie als Kind — sie ist aus meinem Heimatsort. Sie war ein bildschönes Mädchen. Doch die Heimat wurde ihr zu eng, sie ging in die lockende Welt hinaus. Aber sie litt Schiffbruch im Strudel des Lebens. Und als sie nach wenigen Jahren verhärtet und verlassen zurückkehrte, da verschlossen sich ihr alle Türen und Herzen! Mit Fingern zeigte man auf sie, niemand faßte ihre ausgestreckte Hand. „Sie verdient es nicht,“ sagte man splitterrichtend.

Geächtet und gebrandmarkt, lebte sie allein, bis sie verzweifelt wieder in die Großstadt floh — und hier vollends zu Grunde ging. So fand ich sie durch Zufall, als es zu spät war zur Rettung.

Wer will sie richten? Wissen wir denn, wie heiß das Blut in ihren Adern rollte, wie hart der „Raubtierlampf“ uns tägliche Brot, wie schwer die Versuchung war? Wissen wir, wie qualvoll sie gerungen, ehe sie, von Hunger und Not getrieben, unterlag und der Sünde sich in die Arme warf?

Mit welch bitteren Tränen sie vielleicht ihre Schuld schon gebüßt, welche Verzweiflung ihr Herz umkrallte, als die mitleidlose, richtende Welt sie, die Gestrandete, die mit dem Brandmal Bezeichnete, in ihr Elend und ihre Schande zurückstieß?

Nur wer ihre Not und Qual gelitten, wer schutzlos und rechtlos dagestanden, dem bleichen Hunger und der tödlichen Versuchung preisgegeben, und dennoch rein geblieben ist, der hüte sich, um einen Stein! „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie!“

Dr. Hellmut stand auf und nahm seinen Hut. Er reichte der Hausfrau, in deren Augen ein feuchter Schimmer lag, und ihrem Gatten die Hand, verbeugte sich schweigend vor den Gästen und ging.

### Sinnspruch.

Eine Freude unter allen,  
Hab' ich stets als wahr erkannt,  
Und die Größte sie genannt.  
Sie bleibt wahr, ob alles trügt,  
Unbefleckt von Groll und Reide,  
Selig der, dem sie genügt:  
Freude an der andern Freude.



### Nützliches fürs Haus.



— **Metallputzseife.** Zur Herstellung einer solchen Seife für Bronze-, Messing- und Silberwaren werden 50 Gramm zerschnittene Kolosseife unter Erwärmen mit soviel Wasser gemischt, daß eine breiartige dicke Masse entsteht; ferner werden fünf Gramm mit etwas Wasser angeriebenes Neu- oder Englisch-Rot und eineinhalb Gramm kohlen-saures Ammonial miteinander gemengt und dem Seifenbrei nach dem Erkalten unter Umrühren zugesetzt. Die so hergestellte Masse wird in steinernen Büchsen, welche mit Tierblase oder Pergamentpapier gut zu verbinden sind, zum Gebrauche aufbewahrt.

— **Reinigen von Tuchleidern.** Man kocht in drei Liter Wasser 60 Gramm gewöhnlichen Tabak ab. In diese Brühe taucht man eine reine steife Bürste und bürstet damit die Kleidungsstücke nach allen Seiten gut durch. Ist die Flüssigkeit in das Tuch eingedrungen, so muß dasselbe gut nach dem Strich gebürstet und zum Trocknen aufgehängt werden. Das Tuch wird auf diese Art rein und glänzend, von welcher Farbe es auch sein mag, und nimmt keinen Tabakgeruch an.

— **Del für Gewehre, Nähmaschinen usw.** Man bringt eine Anzahl feine Schrotkörner in ein Glas, gießt Olivenöl oder Klauenfett darauf, stellt das Glas 3—4 Wochen in die Sonne und gießt dann das klare Del in ein anderes Glas ab. Dieses Del ist sehr gut für alle Arten feinere Maschinen und das aus Olivenöl bereitete eignet sich selbst für Uhrmacher. Bei dem hohen Preise des für Nähmaschinen notwendigen Oeles verdient diese billige Herstellung desselben alle Beachtung der Hausfrauen.

— **Seifenbereitung für den Haushalt.** Man nimmt 15 Kilo Hammelfett oder Talg, 5 Kilo ungelöschten Kalk, 10 „Kilo kalzinierte Soda und eineinviertel Kilo gewöhnliches Kochsalz. Der Kalk wird in einem für die ganze Masse hinreichend großen Gefäße gelöscht, dann die Soda hinzugegeben und sodann unter beständigem Umrühren ca. 72 Liter siedendes Wasser hinzugegossen. Das Gefäß wird hierauf zugedeckt und bis zum anderen Tag stehen gelassen. Darauf klärt man die dünne Lauge ab, gießt auf das Zurückbleibende ca. 27 bis 28 Liter Wasser zur Bildung einer Nachlauge, tut das Fett oder den Talg mit der abgegossenen Lauge in einem Kessel und kocht es sechs Stunden. Wenn die Masse anfängt einzukochen, gießt man von der Nachlauge allmählich hinzu. Nach sechsständigem Kochen gibt man eineinviertel Kilo Kochsalz hinzu, läßt noch eine halbe Stunde kochen und die Seife ist fertig.

— Eine ganz vorzügliche Parlettbodenwische erhält man durch Auflösen von weißem Zeresin in dem fünf- bis sechs-fachen Petroleum in der Wärme. Nur muß man sich, da das Petroleum etwas langsamer austrocknet, die Mühe geben am Tage nach dem Bohnen den Fußboden nochmals mit der Bürste gelinde zu bearbeiten. — Eine gute Parlettbodenwische erhält man auch durch Zusammenschmelzen von 1 L. gelbem Wachs- und zweieinhalb L. Terpentinöl. Diese Masse wird mit einem Pinsel dünn ausgestrichen und nach 1 bis 2 Stunden mit Wollappen blank gerieben. Diese Wische eignet sich ebenso für Oelfarbenanstrich, wie als Möbelpolitur.

— **Bereitung wohlriechender Toilette-Seifen.** Die Grund-lage dieser Seifen ist gute, milde Talgseife, welche ungeschmolzen und parfümiert wird. Zu diesem Zweck schneidet man die Seife in dünne Blättchen und bringt sie in einem kupfernen Gefäß in ein Wasserbad. Ist die Seife noch frisch, so schmelzt man sie in ihrem eigenen Wasser, ist sie aber schon älter, so muß man etwas Wasser zusetzen. Ist die Seife ganz vergangen, so setzt man etwas Parfüm: Nelken-, Rosen-, Bergamott- oder Mandel-Öl zu. Dann wird die Masse in mit Mandelöl ausgestrichene Formen gegossen und läßt sie in demselben erkalten.

— **Gegen Halsweh und schmerzhaftes Schlucken** besteht auch ein sehr gutes Mittel darin, wenn man Rindschmalz heiß macht und mittelst eines Löffels auf ein Stück Flanell oder einen wollenen Strumpf gießt und diesen so warm, als man es leiden kann, um den Hals bindet. Natürlich nicht so heiß, daß man sich schadet. Halsgeschwüre werden durch das wiederholte langsame Verschlucken von Quittenternschleim mit Honig am besten geheilt, neben fleißigen warmen Umschlägen

**Unsere Bilder.**

— Londoner Frauenrechtlerinnen: Aufzug der Frauenstimmentrichterinnen. (Vergleiche die Bilder Seite 253.) Unter Vorantritt des Frauen-Trommellcorps bewegte sich der aus mehr als 30 000 Frauen bestehende Zug durch die Straßen Londons. — 617 Frauen waren weiß gekleidet, zum Zeichen, daß sie als Märtyrerinnen für ihre Sache bereits Freiheitsstrafen verbüßt hatten. 500 Frauen, die die Universität absolviert haben, trugen ihre Universitätsfarben, schwarzes Barett und rosa gesüßterten Talar. Die Mitglieder der irischen Gruppe trugen sämtlich das irische Kleeblatt. Inzwischen hat das englische Unterhaus beschlossen, denjenigen Frauen das aktive Wahlrecht zuzugestehen, die einen eigenen Haushalt besitzen oder 200 Mark Miete zahlen. Das untere Bild zeigt einen Zug von weißgekleideten Frauen.

**Zur Unterhaltung.**

— Poetisch. „Unser Zimmerherr, Frau Nachbarin, ist zu poetisch! Wenn er zu Bette geht, singt er aus dem Nachtlager von Granada, und morgens, wenn er den Kopf in's Waschbecken steckt, deklamiert er den „Taucher“ von Schiller.“

— Immer Geschäftsmann. Isidor: „... Also du würdest mir deine Tochter bestimmt geben?“ — Feigel: „Natürlich! Hab' sie dir ja schon gutgeschrieben!“

— Zu früh. Unteroffizier: „Schnurzel, kein dummes Gesicht gemacht! Das können Sie machen, wenn „Rührt Euch“ kommandiert ist.“

— Modern. „... Ihre Nichte, meine Gnädige, ist ja nun auch heiratsfähig!“ — Baronin: „Ja, sie wird demnächst anfangen, sich zu verloben!“

— Der größte Faulpelz. „... Der Sepp scheint doch der Fleißigste von allen Arbeitern zu sein. Die ander'n machen schon lange Protzeit, während er immer noch fest beim Zeug ist!“ — „O, der ist bloß zu faul, daß er aufhört!“

— Die glücklichsten Menschen trifft man immer am Bahnhof. Die einen freuen sich, daß sie fortkommen; die andern sind froh, daß sie wieder da sind.

— Moderne Heldin. „Ihr Fräulein Tochter, Herr Kommerzienrat, ist gegen die Herrenwelt aber sehr spröde!“ — „Allerdings! Sie weiß meine Millionen tapfer zu verteidigen!“

— Ahnungslos. Fräulein: Was für einen noblen Hausherrn ich habe, können Sie sich gar nicht denken! Jetzt hat er mir sogar in mein Musikzimmer doppelte Fenster einsetzen lassen!“

— Die musikalische Durchlaucht. Fürst (der Cercle hält): „Lieber Kapellmeister, habe die vergangene Nacht im Traume komponiert — ganz prächtige Melodie! Schade, habe sie ganz vergessen — kann nicht mehr d'raus kommen. Sehen Sie sich doch 'mal an den Flügel —“ (Der Kapellmeister improvisiert verschiedene Melodien.) Fürst (plötzlich): „Halt, halt, noch 'mal — diese war's, diese war's!“

— Höchste Strafe. „Wenn mein Mann recht gut mit mir ist, dann muß ihm die Köchin stets seine Leibspeise kochen!“ — Und wenn er dich einmal recht ärgert?“ — „Dann setze ich ihm Selbstgekochtes vor und mache auf dem Klavier Tafelmusik dazu!“

— Ein klassischer Feldwebel. Einjähriger: „Heut' sind Sie wieder einmal unübertrefflich.“ — Feldwebel: „Ja, i' bin halt — wie der alte Cäsar sagt — a' weni' wieder wißi!“

**Widerspruch.**

Es sprach einst Ben Aliba's hochweiser Mund:  
„Es ist Alles schon dagewesen!“ —  
So hab' ich es in einer müßigen Stund'  
Nächst in einem Buche gelesen.  
Ob Mancher den Spruch auch zu glauben geneigt  
Bestreit ich doch, was ich gelesen;  
Denn daß mein Gehalt bis zum Letzten gereicht:  
Ist einfach noch nicht dagewesen!

**Rätsellecke.**

**Bezierbild.**



Ach, da ist ja auch die Mutter.

**Buchstabenrätsel.**

Es war an einem schönen Morgen,  
Die Sonne lockte lieb und mild,  
Da gingen 9, 10 und 11—13  
Durch's neu ergrünende Gefild.

Wie herrlich war 6, 7, 8e,  
Wie lieblich klang's von Busch und Hag;  
Es war ein echter, wunnerfüllter,  
Glanzübergoss'ner Frühlingstag.

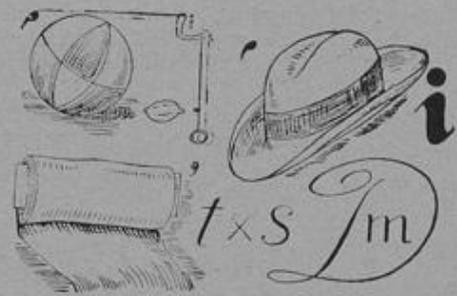
Was Wunder, daß uns frohe Seelen  
Gefangen hielt der „Somme“ Bann,  
Und daß mit leichtem 1—5e,  
Wir wanderten die Straße dann.

Ein Aräntlein grüßte uns am Wege,  
Der ersten eins des jungen Jahrs,  
Wir nickten ihm zum Segenrufe —  
Das schlichte 1—13 war's.

**Verwandlungs-Rätsel.**

Was mit e durch eine Hauptstadt geht,  
Mit u gar leicht im Wind verweht.

**Rebus.**



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zahlenrätsel: Klieder.

Rebus: Estand — Wehstand.



## Licht in der Finsternis.

Legende von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

Es war um die Zeit, da Gottes Sohn lehrend und Wohlthaten spendend auf Erden wandelte. Das Werk der Gnade ging seinem Ende entgegen.

Die Mittagssonne lag auf den Bergen Judäas. In den Tälern schloßen die Winde, und die Hitze stand wie ein feiner Nebel auf den gesegneten Fluren und drückte die Menschen wie ein Alb.

Hoch oben auf dem Gebirgsgrat, wo uralte Steineichen ins Land lugten, war es kühl und frisch. Ein leichter Wind strich durch des Bergwaldes Gezweig. Das gab gar seltsam dumpfen Ton.

Ueber das Gebirge, mitten durch den Wald, führte ein steiniger Weg. Wanderte man gen Sonnenaufgang, so kam man in die Wüste mit ihren Klüften und Schreden. Den Niedergang aber führte der Weg hin zu Israels heiliger Stadt, zur Wohnstätte des Allerhöchsten.

Gefahren umlauerten den einsamen Wanderer auf diesem Wege und stürzten sich auf ihn wie grimme Raubtiere, die nach Blut lechzten. Seit den Tagen, da unter Israels

Stämmen sie und da der Aufruhr loberte gegen der Fremden Joch, war mancher allzu kühne Mann vor den römischen Schergen in die Berge entwichen. Hier hausten die Flüchtigen in der Einsamkeit und bedrohten mit ihrem Haß die Satten und Reichen. Und sparten ihre Rache auf gegen die Bedrücker des Volkes Gottes.

Bis einst der Tag kam! — —

Wenn des Messias Werberuf wie Zimbel- und Posaunenschall durch Israels Stämme hallte, dann war auch ihre Zeit gekommen. — —

Oben auf dem Grat, da, wo der Weg über das

düstere, waldreiche Gebirge führte, stand ein einsames Haus. Stundenweit war kein anderes zu finden. Einige Steinvürste hinter dem Hause drängten sich die alten Steineichen dicht an einander und wehrten den Lichtstrahlen. Und der Weg ward enger und enger, und zu beiden Seiten türmten sich hohe Felswände auf.

Es war kein freundlicher Ort. Und auch das langgestreckte Steinhaus machte keinen freundlichen Eindruck. Das Haus war durch schwere Matten in mehrere Abteilungen zerlegt. In einem der Räume saß ein Weib am Spinnrocken.

Schwarzes Ringelhaar umrahmte ihr Gesicht, das weiß wie Alabaster und regelmäßig wie von Künstlerhand gemeißelt war. Alles Leben konzentrierte sich in den nachdunklen Glühagen, deren lobende Blicke unverwandt auf einen Punkt der Matte gerichtet waren.

Das Weib rührte sich nicht. Die weißen, feinen Hände ruhten im Schoß. Das Spinnrad stand still. Nichts regte sich in dem öden, kahlen Raum, dessen einziger Schmuck schwellige Teppiche und Polster waren. Die vollen, kirschroten Lippen der Frau preßten sich aufeinander. Eine seltsame Starrheit und Versunkenheit hielt sie umfangen und ließ sie nicht los. Sie und da wurde ihr Atem wie Feuchen. Dann preßte sie die Hände gegen die wogende Brust.

Aus der Ferne klang die monotone, schauerliche Musik des Bergwaldes zu ihr hinein. Sie achtete nicht darauf, war daran schon gewöhnt, kannte alle Schreden dieser Gegend mit ihrer Einsamkeit. Ja, sie hatte sich bisher hier ganz wohl gefühlt!

Bisher! Noch vor ganz kurzer Zeit.

Doch heute nicht mehr, seit einigen Tagen nicht mehr. Da war alles in ihr verwandelt. Ihre Ruhe war plötzlich ganz verschwunden. Die Angst war über sie gekommen und die Sehnsucht und die Verzweiflung zerrte an ihrer Seele.



Die Vorexpedition für die Zeppelinfahrt zur Erforschung des Nordpols.

Da war es, als krochen aus allen Winkeln dieses Hauses unheimliche, furchtbare Schreckgestalten. Ihr schien es, als beuge sich hinter jedem Baum und hinter jedem Felsblock eine Gefahr, die nur darauf wartete, neue Schrecken in ihre Seele zu gießen.

Vor vierzehn Tagen war's.

Mit Simon, dem Diener, war sie auf ihrem Maulthier ins Thal geritten, um Einkäufe zu machen. Sie wählte und feilschte, sie kaufte, woran ihr Herz Freude hatte, schmückte sich mit blühendem Geschmeide, und ihre Seele war erfüllt von Freude und Stolz. Wie sie dann über den Markt wanderte, da war sie herrlich, wie eine Auserwählte des Herrn. Hoch und schlant war ihr Wuchs. Eine sieghafte Schönheit thronte auf ihrem Antlitz, und in ihren Augen glutete die Lust am Leben mit seinen Freuden.

So schritt sie durch den Markt und die stillen Straßen. Bis von ferne her gedämpftes Murmeln und eine starke Bewegung an ihr Ohr drang. Neugierig folgte Lea dem Schall und stand bald vor dem Bethaus des Städtchens inmitten einer großen Schar Menschen. Die Blicke der Menschen hingen an einem Mann in schlichtem Reisfelleid. Ein Flüstern ging von Mund zu Mund. Ruhe der Ehrfurcht wurden vernehmbar. Einen Namen hörte sie nennen, den sie noch nie vernommen hatte, und der doch mit wunderbarer Gewalt ihr Herz packte: Jesus von Nazareth. Wie den Hirch zum rieselnden Quell, so zog es Lea hin zu dem Mann vor dem einfachen Bethaus. Sie blickte ihm erstaunt ins Antlitz. Es war ein Gesicht, wie sie es noch nie gesehen. Himmlische Milde und Keimheit, etwas wunderbar Großes und Erhabenes war ausgegossen in ihm. Und dann schaute er sie an. Seine unendlich gütigen Augen ruhten einen Moment auf ihr. Sie schienen auf den tiefsten Grund ihrer Seele zu dringen. Sie waren wie Angelhaken, die sich darin festbohrten. Lea konnte sich nicht losreißen. Wie mit Zauberrecht zog der seltsame Mann mit den wunderbaren Augen ihre Blicke an.

Dann hob er an zu sprechen.

Sie verstand nicht, was er redete. Trotz der feierlichen Stille, die hier herrschte. Die Worte hörte sie wohl. Aber der Sinn blieb ihr verborgen. Er sprach vom Vater. Von einer großen Liebe, daran man seine Jünger erkennen sollte. Von Barmherzigkeit sprach er und vom Verzeihen. Und ein Jüngling trat zu dem Redenden, kniete vor ihm nieder und sprach: „Guter Meister, was muß ich tun, daß ich das ewige Leben erlange?“

Jesus antwortete ihm: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“

Der Jüngling fragte schüchtern: „Welche denn?“

Und Jesus erwiderte: „Du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugnis geben, — ehre deinen Vater und deine Mutter und liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

Damit aber war der Jüngling noch nicht zufrieden, sondern sagte: „Das alles habe ich von meiner Jugend an beobachtet; was fehlt mir nun noch?“

Da sah ihn Jesus mit Liebe an und sprach: „Eins fehlt dir noch; willst du vollkommen sein, so geh' hin, verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben; dann komm' und folge mir nach!“

Ja, folge mir nach!

Wer das könnte! Wie gern wollte sie an seinem Munde hängen, seinen Worten lauschen.

Wenn sie ihn auch nicht verstand. — Sie blickte nur immer hin zu ihm. Und manchmal war es ihr, als sähe er sie wieder an, sie allein unter so vielen. Und dann ging ein Schauern durch ihre Seele; ein Zittern, eine große Angst; das beschämende Gefühl, wie unwert sie war, solch einen Mann anzusehen. Und doch hätte sie am liebsten immer so stehen mögen. Aber da legte sich eine rauhe, schwere Hand auf ihre Schulter, und eine heisere Stimme drang an ihr Ohr: „Komm, Herrin, wir müssen fort!“

Ja, sie mußte fort. Zurück in den Bergwald. Zurück in das Haus des Schreckens. Des Schreckens? Wirklich? War es ihr nicht bisher ein Ort der Lust und Wonne gewesen?

Flammende Röte deckte ihre Wangen, denn sie dachte an das, was dort oben ihre Lust war! Dachte an die Ge-

lage, die dort gefeiert wurden, wenn die Gesellen wieder einen guten Fang gemacht hatten. Wie dann herrliches Geschmeide und kostbare Stoffe ihr Teil waren. Wie sie diese furchtbaren Männer, den Schrecken der Wälder, mit einem Witz zu ihren Füßen zwang.

War das nicht eine Lust? War es nicht schön, wie eine Königin zu herrschen? Warum erzitterte sie denn nur mit einem Male? Warum ging die Scham wie ein Feuerbrand durch ihre Adern? Warum stockte der Schlag ihres Herzens, und warum war es erfüllt von einer furchtbaren Angst? War das nicht, als sei sie nach jahrelanger Blindheit mit einem Schlage sehend geworden?

Doch Simon, der Wahner, wich nicht von ihr. Komm! sagte er noch einmal kurz und hart. Und mit einem schweren Seufzer wandte sie sich ab von dem Ort, wo sie in wenigen Augenblicken so Tiefgreifendes erlebt hatte, wo eine so gewaltige Erschütterung über ihre Seele gekommen war.

Schweigend folgte sie Simon. Sie achtete nicht auf die vielen Menschen, die sich durch die Straßen drängten, einem Ziele zustrebten.

Wortlos bestieg sie ihr Reittier, das Simon am Zügel führte. Endlich hatten sie die Stadt hinter sich. Schon begann der Weg zu steigen. Vor ihnen lag der Berggrat, und die nackten Felsen sahen im grellen Sonnenlicht aus wie funkenprühende Fackeln.

Lange verharrte Lea in Schweigen. Da endlich fragte sie ihren Begleiter:

„Wer ist dieser Jesus von Nazareth?“

Simon rieb sich mit häßlichem Lächeln sein Kinn. Dann antwortete er: „Ein Narr ist's, du herrliche unter den Weibern. Er sagt ja, er sei der Sohn Gottes: Haha! Hat Gott zum Vater und ist so arm wie Job, als Satan seine Hand ausstreckte nach ihm.“

Er sprach noch weiter, was er auf seinen häufigen Reisen, die er zu verschiedenen Zwecken unternahm, von dem Zimmermannssohn aus Nazareth gehört hatte. Doch die Reiterin hörte nichts mehr. Das eine Wort klang wieder in ihrer Seele: Gottessohn! Ja, das mußte er sein. Wie er sie angeblickt hatte. So kann kein Sterblicher in des Menschen Inneres schauen. So nicht! Den ganzen Weg mußte sie daran denken. Es war wie ein Zwang, dem sie nicht entgehen konnte. Und hie und da wandten sich ihre Blicke von der fleckenlosen Keimheit dessen, der sich selbst den Sohn Gottes nannte, hin zu den Flecken und Rissen ihrer Seele. Aber sie wandte sich schauernd ab, und eine furchtbare Angst packte sie. Ein Ekel und Abscheu. Was war das nur, das sie so quälte, das ihre Ruhe verschenkte, wie der rauhe Bergwind einen Haufen Spreu auseinander weht?

Ein Augenblick hatte genügt, das künstliche Gebäude ihres Glückes zu zertrümmern!

Vielleicht war's nur eine Laune.

Vielleicht vergaß sie die Eindrücke dieses merkwürdigen Tages wieder, wenn sie nur energisch dagegen ankämpfte. Sie mußte nur tapfer sein. Dann fand sie sich schon wieder zurecht. Was wollte sie denn auch? Es war ja alles nutzlos. Sie konnte Geschehenes nicht ungeschehen machen. Darum mußte es bleiben, wie es war. Sie mußte leben, wie bisher. Es gab keinen Halt, kein Zurück. —

Untenwegs packte sie ein furchtbarer Sturm. Hinter den Felsblöcken versinn er sich und heulte dort seine schauerlichen Melodien. Er zerrte an den beladenen Tieren, die nur mühsam sich fortbewegten, und drohte sie in den Abgrund zu stürzen. Doch Lea war mutig. Sie war an diesem Sang gewöhnt. Nicht der Sturm schreckte sie. Die Angst lag in ihr. Sie hatte sie aus der Stadt mitgebracht.

Es war ein furchtbarer Weg. Ihre ganze Vergangenheit schien vor ihr aufgerollt zu sein. Und Lea zuckte zusammen, wenn sie den Kraken und Spulgeschalten, die der tobende Sturm hin- und herbewegte, die da kamen mit fleischenden, grinsenden Gesichtern, aus hohlen, toten Augen sie anstarrten, Rede und Antwort stehen sollte.

Endlich erreichten sie das Haus, das Heim. Es war Nacht. Lea suchte sofort ihr Lager auf. Sie ging an Noakim, ihrem Gatten, vorüber und sprach kein Wort. Der schüttelte den Kopf und ließ sie gewähren. Doch auch die folgenden Tage blieb Lea selbstam wortlos und verschlossen. Sie wich Noakim und seinen Leuten aus, ging allein fort und kam sehr spät wieder.

Waren die Männer fort, dann saß Lea ganz allein im Hause. Sie schien dann besonders hart mit ihren Gedanken zu kämpfen.

Auch heute war sie allein. Simon war zur Stadt gegangen, und Joakim streifte im Gebirge umher. Doch diesmal kam er früher wieder als sonst. Er ging mit schweren Schritten um das Haus herum, nagelte mit wuchtigen Schlägen ein Brett an der Fensteröffnung fest und trat dann ins Haus.

„So, Lea, das Brett ist fest. Nun knarrt es nicht mehr und stört uns nicht in unserem friedlichen Schlaf.“

Schmunzelnd und selbstzufrieden sagte er das und blickte Lea blinzeln an.

Sie zuckte zusammen und strich mit der Hand über die weiße Stirn. Langsam wandte sie ihren Blick ab. Sie sah an Joakim vorüber, als werde ihr Auge durch etwas anderes, Fernes, geesselt.

Leise fragte sie: „Kannst du denn friedlich schlafen, Joakim?“

Der lachte hart und brüst auf und erwiderte: „Närrische Frage! Natürlich kann ich das. Warum sollt' ich's denn nicht können?“

Da erhob sich Lea und ging mit zögernden, ungleichmäßigen Schritten auf ihn zu. Sie erhob langsam, wie beschwörend ihre entblößten Arme, und ihre Stimme klang dumpf. Wie sie so näher kam, war sie zu schauen wie eine Seherin.

Sie sprach: „Hier Blut — und dort Blut — und nichts als Blut. — Und am Tage Qual — und in der Nacht Qual und Holter — und kein Friede — kein Schlaf. — Sie kommen: hier — dort — rechts, links. — Sie grinsen mich an. Kletschen die Zähne. Sie fluchen und lästern. Sie reden die bleichen Knochenarme aus nach mir. Wühlen erbarmungslos in meinem Herzen. Ich kann nicht mehr! Tod, Erlöser, komm! mach ein Ende!“

Mit wachsendem Erstaunen hatte Joakim sie angestarrt. Dann lachte er brutal und höhnisch und sagte: „Lea, mein Täubchen, meine Süße, du bist wohl krank! Nein, wie du reden kannst! Das Gruseln konnte einem antommen. Oder man muß lachen!“ Er näherte sich ihr mit glitzernden Augen im verzerrten Gesicht und flüsterte ihr zu: „Die einmal — weg sind, kommen nicht wieder. Nie! Hörst du: nie! Tot ist tot; wenn es einmal vorbei ist, dann ist es auch ganz vorbei. Für immer. Paha! Die und wiederkommen! Froh sind sie, daß sie fort sind! Und machen wir's ihnen nicht angenehm? Wein und Gesang entzückt sie noch vor dem — letzten Gang. Und du bezauberst sie mit deinen Glutaugen, mit deinen Perlenzähnen, mit deinem holden Antlitze. Ist das nicht süßes Sterben, wenn man noch kurz vorher der Liebe Wonne kostete? Denn ich will's dir nur mal offen sagen — er sah sie mit strengen, zynischen Blicken an, daß sie erbehte —: „du machst deine Sache — du verstehst mich ja — sehr gut, und wenn's nicht um des Geschäftes willen wäre, müßte ich eigentlich eifersüchtig sein. Ja, du bist die Herrlichste unter den Weibern, und du hast schon manchem Laffen das Herz verdreht. Wer holt sie her? Warum gehen sie nicht weiter? Warum bleiben sie um deiner Schönheit willen so lange hier, bis unten der Engpaß verlegt ist? Freiwillig kommen sie zu uns. Und sie gehören uns. Ihre Seele dem Teufel oder wer immer sie haben will. Der Leib dem blitzenden, freisendenden, gierigen Dolch. Ihr gleichendes, funkelndes Gold — uns. Das ist Geschäft. Nichts anderes. Wenn nur bald wieder einer läme. Die Zeiten sind schlecht. Hol's der Teufel, meinbeutel will Gold beherbergen.“

Lea hatte während dieser langen Rede dagestanden, als sei ihr Geist in weiten Fernen, als ginge das alles sie nichts mehr an. Nur als er von Liebe in seiner zynischen Weise sprach, da schüttelte sie sich, als pade sie der Ekel. Ihr heißes Blut waltete auf in ihr, und der Zorn erfüllte ihr Herz. Doch mühsam bezwang sie sich. Sie durfte Joakim nicht reizen. Wollte die Entscheidung in Ruhe herbeiführen. Denn zur Entscheidung sollte es kommen. So oder so. Sie ließ sich nicht wieder bezwingen, den Willen zerbrecen, wie er es am Anfang getan hatte. Mit Gewalt hatte er sie damals gefügig gemacht, bis sie wurde, was sie nun war, die Gehilfin von — Räubern.

Mit eisiger Ruhe, die zu dem Gluten ihrer Augen selt-sam kontrastierte, ohne ihn auch nur anzuschauen, erwiderte Lea: „Ich kann dir nicht länger zu Willen sein!“

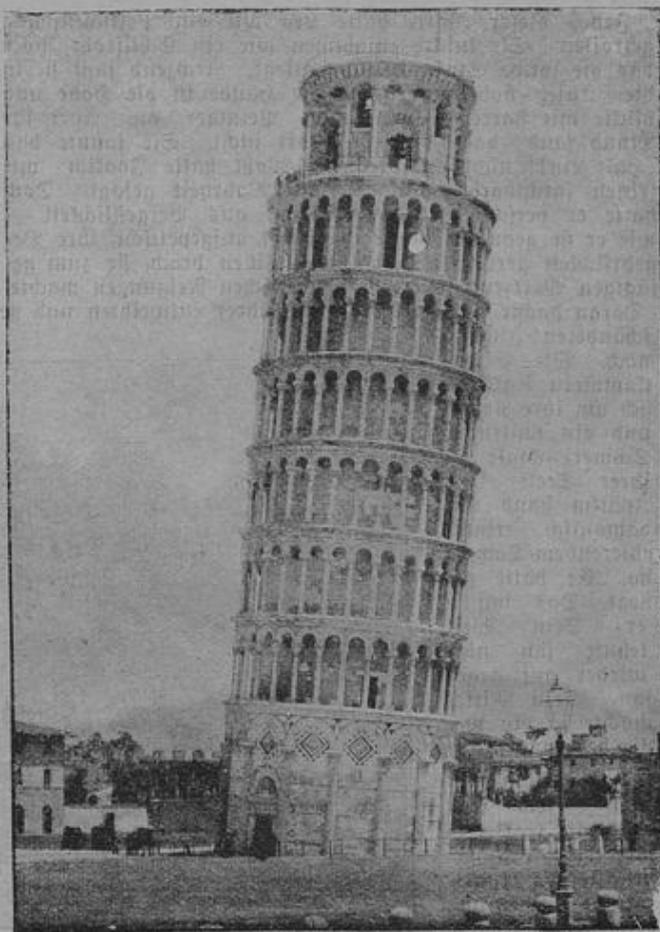
„Und warum nicht, mein Vöglein?“ fragte Joakim lauernd.

„Ich weiß es selbst nicht, was es ist,“ gab sie zur Antwort, „das ist eine Angst, die zehrt an mir, und ein Abscheu, der schüttelt mich, und die Opfer umtanzen mich im Wachen und Schlafen. Wüßt' ich, daß Sterben Ruhe bringt, ich kniete vor dir nieder und flehte dich an: Erdolche mich! Laß deinen Stahl mein Herzblut trinken! Aber ich glaube es nicht, daß Sterben Frieden bringt. Es kann ja nicht sein. Es kann nicht. Dann wird vielleicht erst die Qual beginnen. Vielleicht wird dann meine Seele erst recht gefoltert und gefengt und zerteilt werden, und jeder Teil muß leiden, leiden, leiden!“

Nun war doch ihr heißer Schmerz zum Durchbruch gekommen. Ihre Ruhe war dahin.

Verständnislos blickte Joakim das Weib an, das in leidenschaftlicher Bewegung vor ihm stand, und dessen Reize so noch stärker als sonst auf ihn wirkten. Doch das unterdrückte er. Ihn gelüftete es, wieder einmal seine Macht an Lea zu erproben. Nicht mit Gewalt wollte er gegen ihren Widerstand ankämpfen. Wenigstens fürs erste nicht. Er hatte ein anderes Mittel.

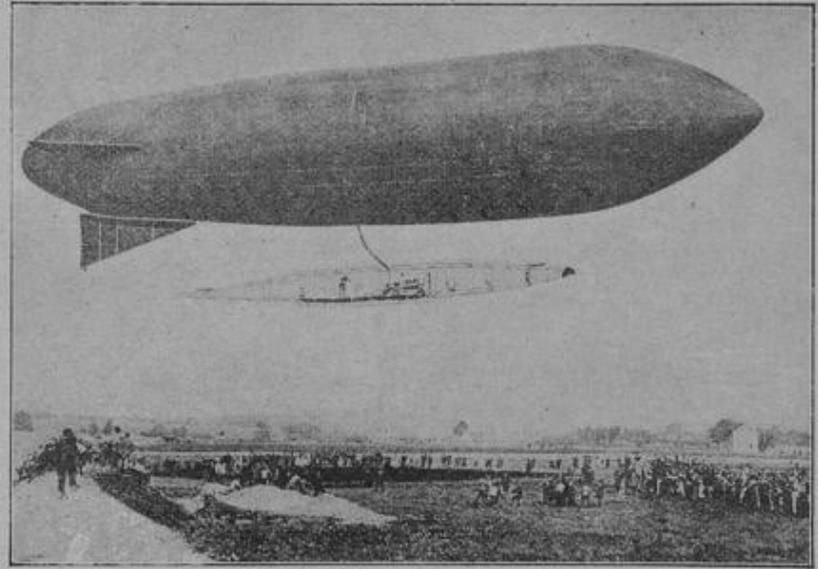
Wieder näherte er sich Lea. Joakim griff nach ihren Händen und blickte ihr starr in die Augen. Lea sah an ihm vorbei und entzog sich mit instinktiver Scheu seiner Verührung. Das reizte Joakim. „Lea!“ sagte er mit heimlichem Groll, und er dämpfte seine sonore Stimme. „Lea, ich habe dich sehr lange reden lassen, ganz ruhig reden lassen. Was du gesagt hast, war Torheit. Was würde es dir denn auch nützen, wenn du, — nun, sagen wir einmal — dich bessern wollest? Nichts! Die Vergangenheit kannst du nicht auslöschen, nicht begraben. Das ist unmöglich!“ — Er näherte seinen Mund ihrem Ohr und flüsterte ihr zu: „Du weißt doch noch, wie's anfing, ja? Wie du der Frau, die mir und dir im Wege stand, heimlich Gift in den Becher schüttetest. Weißt du's noch? Es war dieselbe Frau, die dich armen Findling aufgenommen hatte. Du nanntest sie Mutter! Erinnerst du dich? Und dann ging das lustige Leben los. Weißt du noch, wie da-



Der schiefe Turm von Pisa in Gefahr.



Hans Erbslöh, der Führer des verunglückten Lenkballons „Erbslöh“.



Der Lenkballon „Erbslöh“ der niederrheinisch-westfälischen Motorluftschiffahrts-Gesellschaft.

mals, während wir mit unseren Freunden beim Wein saßen, dein Kind starb? Sieh, Lea, das sind Dinge, die kann man weder ungeschehen machen, noch sühnen. Darüber muß man sich hinwegsetzen. Und wenn du jetzt dein ganzes Leben lang in Saad und Asche Buße täteßt, so würdest du dadurch nichts gewinnen. Deine Sünden sind zu groß, als daß sie Vergebung finden könnten. Bedenke das, Lea!

Jedes dieser Worte hatte Lea wie ein Peitschenschlag getroffen. Sie knickte zusammen wie ein Schilfrohr, über das die wilde Sturzflut sich ergießt. Nechzend sank sie in die Knie, hob abwehrend die Hände in die Höhe und blickte mit starren Blicken den Peiniger an. Aber ihr Mund fand das bittende Wort nicht. Sie konnte das „Galt ein!“ nicht aussprechen. Wohl hatte Joakim mit seinen furchtbaren Anklagen die Wahrheit gesagt. Doch hatte er verschwiegen — vielleicht aus Vergeßlichkeit —, wie er sie gequält, ihre Leidenschaft aufgepeitscht, ihre Begehrlichkeit gereizt, bis er ihren Willen brach, sie zum gefügigen Werkzeug seiner verbrecherischen Neigungen machte.

Daran dachte sie jetzt; sie weinte ihrer entweichten und geschändeten Jugend nach. Wie Eisenklammern legte es sich um ihre Kehle, und ein wütender Schmerz nagte an ihrer Seele. Und Joakim stand mit dämonisch triumphierendem Lächeln da. Er hatte gesiegt. Das wußte er. Sein Weib lehnte sich nicht wieder auf gegen ihn. Sein Mittel mochte ja ein wenig hart und grausam sein, aber es half.

In diesem Augenblicke trat Simon ein. Aus seinen kleinen Augen sprühte ein unheimliches Feuer. Ohne Umschweife hob er an: „In Kürze kommt wie-

der einer. Ein Reicher! Ich habe es selbst gehört! Nun wißt ihr Bescheid!“

Dann wandte er sich an Lea: „Für dich habe ich auch noch eine Neuigkeit. Du erinnerst dich ja noch des Zimmermannssohnes aus Nazareth, nicht wahr? Weißt du, dieses Menschen, der die Welt umkehren wollte, haha! Dem haben sie unten in Jerusalem aber schnell einen Niegel vorgeschoben.“

„Was haben sie ihm getan?“ schrie Lea auf.

„O, nur ein wenig gekreuzigt,“ entgegnete Simon kaltblütig, „ich war zufällig in Jerusalem, geschäftlich natürlich, und da hörte ich das. Es ist jetzt der vierte oder fünfte Tag, daß sie ihn ans Kreuz geschlagen haben. Weil's aber der Nazarener ist, gab's eine Zugabe: er soll nämlich von den Toten auferstanden sein. So sagt man. Das ist doch lächerlich, nicht wahr, Joakim? Das wäre eine schöne Geschichte, wenn die Leute jetzt anfangen wollten, von den Toten aufzustehen. Nein, nein, laß sie nur bleiben, wo sie sind.“

Ein wiederndes Gelächter begleitete seine letzten Worte. Lea aber war leichenblau geworden.

Also gekreuzigt hatten sie ihn, den Mann, der mit einem Blick ihr in Lüsten und Lastern verknöchertes Herz gewandelt hatte! Die Unschuld hatten sie ans Kreuz geschlagen, und sie, die Mörderin, die vielfache Mörderin, die geistliche Dienerin niedrigster Lüste lebte. War das Gerechtigkeit?

Das war die erste Empfindung, die Simons Bericht in ihrem Innern auslöste.

Doch dann erinnerte sie sich des Wortes: „Er ist auferstanden! Auferstanden? — War so etwas schon jemals erhört worden? Nein, nein!“



Die Unglücksstätte des abgestürzten Lenkballons „Erbslöh“, kurz nach dem Absturz.

Aber war er nicht auch anders wie die übrigen Menschen? Sie sah ihn vor sich stehen inmitten der ehrfurchtsvoll lauschenden Menge. Sie hörte die Liebe und das Erbarmen aus seinen Worten klingen. Fühlte seinen alles durchdringenden Blick auf sich ruhen. Nein, das war kein Mensch wie die andern. Er war größer, erhabener. Ihn konnte das Grab nicht halten. Er war auferstanden.

Wenn sie ihn irgendwo finden könnte! Zu seinen Füßen die furchtbare Last niederlegen dürfte, die ihre Seele zermalmt! O, er hatte Trost für sie! Er wußte vielleicht einen Rat, wie sie sühnen konnte. Ja, sie wollte ihn suchen, wollte die Welt durchwandern, bis sie ihn fand. Und hatte sie ihn gefunden, dann wollte sie ihm alles belohnen, seinem Urteilspruch sich unterwerfen, Leben oder Sterben von seinen Lippen empfangen.

Dieser Entschluß machte sie ruhiger, friedlicher. Sie wandte sich langsam von den Männern ab, die noch allerhand besprachen, und verließ den Raum.

sie auf der entgegengesetzten Seite des Hauses ein silberhelles Klingen. Das war wie Schellen an dem Zaumzeug eines Reittiers. Langsam kam das Klingen näher. Und Lea blieb voll Angst stehen. Nun kam der Fremde, von dem Simon gesprochen.kehrte er ein, so war er verloren. Ritt er am Hause vorüber, so lockte der Schall des Glöckleins die Räuber an.

Was sollte sie tun?

Sie mußte den Fremden warnen.

Langsam näherte sich der Reiter. Lea trat in die Mitte des Weges und hob wie beschwörend die Arme auf. Der Fremde schien sich ein wenig vorzuneigen. Lea sah nur seine Gestalt; sein Gesicht war von den Schatten des Abends verhüllt. Jetzt stand das Maultier still. Der Fremde sprach: „Der Friede sei mit dir!“

Lea zuckte bei diesen Worten zusammen. Diesen Gruß hatte sie schon öfter vernommen. Aber noch nie hatte er mit solcher Gewalt ihr Herz getroffen. Der Mann wünschte



Die Hundertjahrfeier der Zugehörigkeit der Stadt Erlangen zu Bayern. Festzug der Studentenschaft.

Es war Abend.

Draußen strich ein kühler Wind über den Felsgrat. Der Sterne ungezählte Scharen wanderten über den dunkelblauen Himmelsgrund.

Lea war ganz allein.

Vorsichtig spähte sie um sich. Wie sie ging und stand, wollte sie in die Welt wandern, den Auferstandenen zu suchen. Es gab nicht eher Ruh' und Raft für sie, bis sie ihn gefunden hatte.

Wieder blickte sie zum Hause zurück. Folgte man ihr nicht? War es nicht unrecht, den Gatten zu verlassen?

Aber sie konnte ja nicht länger die Genossin seiner Taten sein. Nein, sie konnte es nicht. Mit laut pochendem Herzen schlich sie weiter. Im Hause dachte wohl keiner an sie. Zwei Steinwürfe weit war sie ungefähr entfernt, da hörte

ihr den Frieden, den sie suchte. Um Frieden zu finden, verließ sie ihre Heimstatt, ihren Gatten. Und wieder tauch' der Gedanke in ihrer Seele auf: Begehe ich nicht ein Unrecht?

Doch dann kam die Angst, die Teilnahme an dem Schicksal des Fremden. Er durfte den Räubern nicht in die Hände fallen. Sie wollte ihn retten. Sie allein. Und nun erwog sie rasch Mittel und Wege, wie sie ihn führen wollte.

Der Fremde aber sprach mit klangvoller Stimme: „Der Friede sei mit dir, Lea!“

Wie, er wußte ihren Namen? Und floh nicht? Das war seltsam.

„Herr, ich will dich über das Gebirge führen und dich erretten aus großer Gefahr,“ war ihre Antwort.

Wieder beugte sich der Ketter zu ihr hin, die nun im Schatten der Felswand stand. Er sagte mit Nachdruck: „Dich zu retten, kam ich her. Führe mich ins Haus!“  
Lea konnte nicht anders, sie mußte niederfallen vor ihm. Sie erhob abermals ihre Arme, umklammerte mit ihren Händen seinen Fuß. „Kette dich, Herr! Dieses Haus ist eine Stätte des Grauens, es ist eine Mördergrube.“ flehte sie.

„Ich weiß es,“ gab er ruhig zur Antwort.  
Angeläubig blickte sie auf zu ihm. Da fiel das bleiche Mondlicht voll auf den Fremden, der noch immer auf dem Maulthiere saß, und sie blickte in ein Antlitz voll unendlicher Hoheit und Majestät. Stannen und Verwunderung erfüllte das sündige Weib. Und Lea konnte ihre Blicke nicht losreißen von ihm und seiner himmlischen Schönheit. Ein wunderbarer Friede ging aus von ihm. Seine Augen schienen in ihre Seele einzubringen. Und ihr Herz schmolz unter seinen Blicken wie Gold im Glutofen der Liebe.

(Schluß folgt.)

## Was Frau Luna sah.

Von Hedwig Fester.

(Nachdruck verboten.)

### I.

Frau Luna hat heute ihre beste Abendtoilette angelegt. Ihr langes silbernes Haar fällt in sanften Strahlen auf die Erde hernieder und berührt schmeichelnd die Wellen des Waldsees, die von der losenden Berührung vor Freude erzittern. Leise zieht dann Luna ihre Bahn am bestirnten Abendhimmel, weiße, netzliche Wölkchen umtreiben sie spielend.

Als sie nun langsam über jenes lieblich gelegene Haus zieht, das der junge Förster mit seinem hübschen Weibe und dem prächtigen Buben bewohnt, da fällt ihr heller Blick gleich durch's erste Fensterlein in die Schlafkammer, wo auf blütenweißen Kissen der blonde Lockentopf des Wüchchens in hitzigen Fieberphantasien liegt. Nun, da der Mondschein auf das Bettchen fällt, haschen die kleinen Händchen darnach und leise kann man die Worte verstehen:

„Mutter, Englein holt mich, da ist's schon, siehst du nicht?“  
Welch wehe Worte für das Mutterherz! Sie streichelt das lüppige Mondhaar des Kleinen, saßt in zärtlicher Liebe die heißen Händchen und ihr ganzes Denken und Fühlen gipfelt in dem einen Wunsche, daß der Vater des Kindes, der noch zu so später Stunde den Arzt des nächsten Ortes holen will, zurückkommen möge mit diesem, damit dieser das Leben ihres Lieblings erhalte.

Auf den Knien liegt sie vor dem Bettchen, sie kann kein Gebet sprechen, aber ihr Auge spricht um so beredter. „O Gott, nimm ihn nur nicht, laß ihn nicht von mir gehen.“

Da plötzlich horch! Ein Schuß! O Gott, was ist?  
Ein Schrei aus ihrem Mund, daß verrät, was sie ahnt.

„O Gott, stehe mir bei, mein Mann — —“  
Die Gedanken stehen ihr still, sie weiß nicht, wie ihr ist.

Vom Bettchen her tönt leises Stöhnen:  
„Mutter, Englein tut mitnehmen, ist so schön, oh — —“

Ruhig stille wird's im Raum, nur der Holzwurm tickt leise im Schranke. Sie will schreien, den kleinen Körper fassen, sie ist wie von Stinnen. Entsetzt blickt sie auf das erschwindende Leben, sie fällt nicht in Ohnmacht, sie ist wie erstarrt vor Schmerz und Schreck.

Da klopf es leise, horch! Mit einem Ruck reißt sie die Tür auf. Sie sieht, — und sieht dann nichts mehr, ihre Kraft ist gebrochen. Man läßt sie gewähren in ihrem starren Schmerz, und als endlich die Erschlaffung gewichen, kennt keiner mehr die junge, sonst so glückliche Frau. Sie ist eine Matrone geworden mit schneeweißem Haar. Dort auf der Bahre der geliebte Gatte mit durchschossener Brust, ein Opfer hinterlistiger, wilddiebischer Rache, in den weißen Kissen ihr Kind in friedlicher Todesruhe. Frau Luna küßt leise die bleichen Wangen des armen Weibes; lieblos streichelt sie die blonden Locken des süßen Schlafers.

### II.

Weit draußen vor dem Tore versteckt zwischen dunklem Gesträuch und stummen Farnen, steht einsam eine alte Bant.

Nirgends ein Laut in heil'ger Abendstille. Oder doch? Nein.

Das junge Mägdlein auf der Bant lauscht, hebt spähend den dunklen Kopf.

Nichts, — nur das Klopfen des eignen unruhigen Herzens. Warum so in Aufruhr, kleines Herz? Ist es das sehnende Schlagen in erster, zarter Minne? Oder fühlst du, daß es verbotene Frucht ist, die du genießen willst? Willst du ein Mahner sein?

Da knaden die Zweige, heraus tritt ein schöner, junger Mann. Leidenschaftlich reißt er die holde Maid an seine Brust, mit heißen Küssen bedeckt er ihren üppigen Mund.

Verführerische Liebesworte umschmeicheln ihr Ohr, sie erschauert unter seinen Liebeslungen vor trunkenen Wonnen, ist ganz berauscht in sinnlicher Lust.

Da tritt leise über die dunklen Baumkronen Frau Luna hervor; ihr bleiches Antlitz ruht unverhüllt auf der kleinen Szene unten.

Das Mädchen zuckt zusammen, schaut hinauf in das milde Mondlicht; ein unennbares Gefühl schleicht sich ihr ins Herz; heftiger wird es, es macht sie erbeben, noch einen Moment, und leise schießt sich eine befreiende Träne aus ihrem Auge. Sie ist gerettet.

Der Mond, ihr guter Kamerad, der an früheren Sommerabenden ihr Begleiter und stummer Zeuge war, wenn sie ihrer Eltern Grab begut und pflegte, er hat sie gerettet.

Sie glaubt aus seinem Licht heraus das Mutterauge auf sich ruh'n, und hört die letzten Worte, die sie sterbend zu ihr gesprochen:

„Vor allem, mein Kind, hüte den Schatz deiner Jugend, die Reinheit der Seele.“

She noch der junge Mann weiß, was geschieht, ist das Mädchen geflohen, und weder er noch die dunkle Bant haben sie je wiedergesehen.

### III.

In einer niederen Schenke, deren Wände geschwärzt sind gleich einer Räucherlampe von Qualm und Dunst, sitzt ein Mann in den mittleren Jahren. Sein Haar scheint vor der Zeit ergraut; sein finsterner Blick läßt nichts vermuten von Seelenruhe und Glückseligkeit. Seine Zechgenossen kennen sein Wesen; meist ist er schweigsam und mürrisch, was ihm den Namen „Murmichel“ eingetragen hat. Manchmal aber, und sonderbar genug gerade zur Zeit des Vollmonds, ist sein Wesen ganz verändert. Er gerät über alles in Wut, schimpft und tobt, ist dann wieder still und ängstlich, wie ein schüchternes Schuljunge, der sich vor Strafe fürchtet, kurz, er legt ein ganz verstorbes Wesen an den Tag.

„Heute hat er wieder seinen bösen Tag,“ sagen eben seine Kumpane, und er hat es gehört. Er nimmt plötzlich sein Glas Brantwein, trinkt hastig aus und läuft zur Türe hinaus. Wohin?

Am hohen Himmelstrome wandelt Frau Luna still einher und die Gegend liegt in hellem Vollmondschein.

Ganz verfürbt ist der Michel; was ist's mit ihm?  
Heute sind es 20 Jahre, da er noch Knedt auf dem großen Sulzhof war und seine Gustel eine blühsaubere Dirn.

Es war zur Zeit des Kirchweihfestes gewesen, als er in später Stunde, mit seinem einstigen Freund zusammen getroffen, seinem Freund, dem Christoph, der auf dem Nachbarshofe Pferdewechter war, und ihm seinen Schatz abspenstig machte.

Damals war es wie heute, der schönste Vollmond, als sie abseits der großen Straße in heftigen Streit gerieten, wobei das Messer eine Hauptrolle spielte. Am anderen Morgen fand man die Leiche des Christophs. Keiner hatte die beiden gesehen; sein Mörder blieb unentdeckt. Die Umstände waren derart gewesen, daß man keinen, wenigstens nicht mit Gewißheit überführen konnte. Michel aber trug seine Gewissensqual mit sich herum all die Jahre und wurde so der finstere, unglückliche Mann. Er war lange in Amerika gewesen; mit dort erworbenem Gelde nach der Rückkehr ein wüßtes Leben führend, lebte er meist in den Schenken des Dorfes, um seine Qual bei Alkoholaenus zu veressen. Heute hat er besonders stark dem Brantwein zugesprochen; sein Zustand ist ärger denn je. In ihm rast und tobt es und wie toll fliehet er die Landstraße entlang. Seine ganze große Schuld ward ihm heute schwerer als zum Bewußtsein gekommen. Seine Gedanken verwirren sich allmählich, und wie er nun so rennt, hört er nicht eher, daß Wasserrauschen, bis er an dem Mühlbach steht,

dessen weiße Schaumwellen im magischen Mondschimmer wie drohende Gespenster anzuschauen sind. Seine Phantasie läßt ihn die schrecklichsten Gestalten sehen. Furcht und Grauen ergreift ihn, als er in einer die des ermordeten Freundes erkennt, der mit erhobener Hand auf ihn zukommen scheint. Einen Augenblick droht ihm sein Herz stille zu stehen, dann aber ergreift ihn wieder die Tollwut, und weit ausschlagend zum Schlag, rennt er auf den Schatten los, der schaumgeboren schon zerronnen ist. Ein Brüllen wie der Todesgeschrei eines verwundeten Tieres, ein schwerer Schlag ins Wasser, — und wieder ist alles wie vormals. Frau Luna hat schnell ihr Antlitz hinter einem mitleidigen Wöllchen verborgen, dann aber liegt wieder Vollmond auf Feld und Flur.

## IV.

Furchtbar hat der Kampf getobt draußen in den deutschen Kolonien Südwestafrikas. Hunderte von edlen Opfern hat er gefordert, viel teures Blut vergossen. Da liegt Freund und Feind friedlich im Tode nebeneinander; hier tragen sterbende Krieger ihre letzten Grüße für ihre Lieben daheim ihren glücklicheren Kameraden auf, die noch die Hoffnung haben, ihre deutsche Heimat wiederzusehen.

Es ist Abend, friedlich stiller Abend. In hellem Vollmondschein liegt die Wastatt da. Hier und da huschen dunkle Gestalten zwischen Leichen und Sterbenden umher, suchend, helfend, tröstend.

Es sind jene sanften Wesen, die ihre Liebe zur leidenden Menschheit aus der Straft dessen schöpfen, der da sieht über Leben und Tod; es sind die Krankenschwestern, die unter unscheinbarer Hülle ein starkes, opfermutiges Herz tragen und nichts fürchten, wenn es heißt, Leidenden zu helfen.

Der helle Mondenschein ist ihnen sehr günstig bei ihrem mühevollen Werk. Eben beugt sich eine noch jugendlich schlanke Gestalt über einen schwer verwundeten deutschen Krieger. Sie flößt ihm einige Tropfen Wein ein, verbindet seine Wunden am Kopf und in der Brust und als der Nerven in wiederkehrendem augenblicklichem Bewußtsein die Augen halb öffnet, flüstert sein sterbender Mund einen Namen, einen Mädchennamen, den er in glücklicherer Zeit in Liebe oft gesprochen hat.

Totenbleich starrt die Schwester in das Antlitz des Sterbenden; ein Erkennen glitt über ihre sanften Züge und bebend streichelt sie das wunde Haupt, das in ihren Armen ruht, während ihr Ohr sich nahe seinem Munde neigt, um die letzten Worte zu vernehmen. „Gott und ihr getreu.“ Wie ein Hauch ersterben die Worte, dann ist's totentstille, ein treues Soldatenherz hat aufgehört zu schlagen. Lasse deckt Schwester Alsonja ein weißes Tüchlein über des Toten Antlitz, während ein Schluchzen durch ihren Körper geht. Nur einen Augenblick, dann ist sie wieder die starke, opferfreundliche Dienerin des Herrn; fürwahr, eine große Seele birgt sich dort unter anspruchslosem Wesen.

Und der Himmel wird ihr die Kraft nicht versagen, um die sie in diesem Augenblick betet. Und als sie nun noch für die Seelenruhe dieses lieben Toten geseht, der lieblich ihr entrissen, geistig ihrer Liebe nun so sehr bedarf, da steht sie auf und ebenso sanft und leise wandelt sie weiter, an anderen Verwundeten oder gar Sterbenden ihre Pflicht zu erfüllen.

Noch nicht länger als fünf Jahre ist es her, daß sie sich so ganz und voll in den Dienst der tätigen Nächstenliebe gestellt. Es war, als sie ganz einsam und verlassen mit einem Herzen voll warmer Liebe in der Welt stand und keiner ihrer begehrte.

Einen hatte sie vor allem geliebt in reiner selbstloser Hingebung; aber er ward ihr entrissen, bevor sie sich noch der Gegenseitigkeit ihrer Neigung recht erfreuen konnten.

Das Schicksal ist oft härter als des Menschen Wille und Wünsche. Er wurde in die Welt getrieben; sie wurde dann Waise, und nachdem sie das Leben in seiner ganzen Traurigkeit kennen gelernt hatte, trat sie mutig jenen dornenvollen Weg an, wo sie den leidenden Geschöpfen Gottes ihre große Liebe zuteil werden lassen konnte. Nie mehr hatte sie von dem Jugendfreund gehört, und heute, nachdem die Herzenswunde bereits vernarbt, da muß sie ihn so wiederfinden! All die alten Schmerzen sind noch einmal aufgewühlt; noch einmal muß sie die schwere Prüfung bestehen, ihn zum zweiten Male, und zwar für immer zu verlieren. Nun hofft sie nur noch auf ein Wiedersehen dort oben. Ihr Schmerz ist so groß und doch ihr Mut so stark und ihr Wesen so sanft und mild, als sie nun, begünstigt von hellem Vollmondschein, weitergeht, suchend, helfend, tröstend.



## Nüchliches fürs Haus.



— **Bluten aus frischen Wunden.** Bei geringen Blutungen, wo das Blut nur aus den Wunden rieselt, genügt meist ein fester Druck mit den Fingern oder einem in kaltes Wasser getauchten Leinentuch, um sie zu stillen. Starke Blutungen hingegen bedürfen der Vorsicht, sie kommen entweder aus vielen kleinen zerschnittenen oder gerissenen Adern oder aus einzelnen verletzten größeren Aderchen. Bei starken Blutungen droht die Gefahr der Verblutung, sie müssen deshalb rasch gestillt werden, bei Schwachen ist diese Gefahr gering, größer diejenige der Verunreinigung und der dadurch bewirkten Blutvergiftung. Um das Blut zu stillen und die Wunde vor Eiterung zu bewahren, taucht man ein reines Leinentuch in reines mit Kreosin vermishtes Wasser, preßt es ein wenig, legt es auf die Wunde und drückt es mit einer Binde auf dieselbe. Da das Kreosin gleichzeitig blutstillend und säureverhindernd wirkt, so tritt auch bald der gewünschte Erfolg ein, mit anderen Worten die Blutungen hören auf und die Wunde geht ohne Eiterung in Heilung über.

— **Eine gute Augentinktur.** Man nimmt ein Stückchen Stalk von der Größe einer mäßigen Wallnuß, löst es in drei Viertel Liter Regenwasser, rührt diese Flüssigkeit gut durcheinander und läßt sie bis zum Klarwerden stehen. Das geklärte Wasser wird behutsam abgeseigt, damit nichts vom Bodenfaß dazu gerät, und zu gleichen Teilen mit Fenchelwasser gemischt. Mit diesem Wasser werden kleine leinene Bändchen befeuchtet und auf die Augen gelegt. Dies Mittel ist sehr gut gegen entzündete Augen.

— **Das Aufbewahren der Apfelsinenschalen.** Die Apfelsinenschalen werden mit einem feinen Messer möglichst dünn geschält und diese Schalen in der oberen, möglichst warmen Ofenröhre getrocknet, worauf man sie in einer zugebundenen Glasbüchse aufbewahrt; ebenso kann man sie auch fein gehackt oder auf dem Reibeisen abgerieben und stark mit Zucker vermengt in Gläsern aufbewahren; die letztere Art wird besonders zu den meisten Bäckereien, Tortenmassen und Seseleig verwendet.

— **Das Einmachen der Apfelsinenschalen.** Hierzu schält man die ganze dicke Schale der Früchte in großen Stücken ab, kocht dieselbe in Wasser weich, legt sie einige Sekunden in kaltes Wasser und läßt sie dann auf einem Siebe abtropfen. Auf 1 Kilo Schalen rechnet man 600 Gr. Zucker, kocht ihn, gleißt ihn auf die Schalen und läßt sie so über Nacht stehen, und am folgenden Tage kocht man die Schalen mit dem Zucker, bis erstere durchsichtig und der Zucker völlig verdickt ist. Dann schüttet man sie mit dem Zucker in Steinöpfe, drückt Papier darauf und bindet sie zu.

— **Gegen Phosphorbrandwunden.** Schon vielfaches Unglück ist dadurch geschehen, daß beim Anzünden von Streichhölzern der abgesprungene Phosphor in eine Wunde der Hand gekommen ist und den Verlust eines Gliedes oder wohl gar des Lebens zur Folge gehabt hat. Allen, welchen solches Unglück zustoßt, ist folgendes Mittel anzuraten: Man macht sich sofort starkes Sodawasser und dahinein halte man die verwundete Stelle. Der Phosphor geht nämlich mit Soda sehr leicht eine chemische Verbindung ein und bildet phosphorsaures Natron, einen ganz unschädlichen Stoff. Alle, die diesem Räte folgen, werden sich überzeugen, daß ihnen geholfen ist.

# Liebling

Seife aller Damen ist die allein echte  
**Steckenpferd-Lilienmilch-Seife**  
 v. Bergmann & Co., Radebeul, denn diese erzeugt ein zartes, reines  
 Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche  
 Haut u. zarten blendend schönen Teint. à St. 50 Pfg. über zu haben.

**Unsere Bilder.**

— Die Vorexpedition für die Zeppelinfahrt zur Erforschung des Nordpols. (Siehe Bild Seite 257.) Die Nordpol-Expedition des Grafen Zeppelin hat den Passagierdampfer „Mainz“ des Norddeutschen Lloyd gechartert, um vorerst eine Vorexpedition nach Spitzbergen zu unternehmen, von wo aus das eigentliche Vordringen per Luftschiff vor sich gehen soll. An der Expedition nimmt auch Graf Zeppelin persönlich teil.

— Der schiefe Turm von Pisa in Gefahr. (Siehe Bild Seite 259.) Eines der bekanntesten Bauwerke des Mittelalters, der schiefe Turm von Pisa, droht einzustürzen. Eine Kommission von hervorragenden Architekten hat nun zur Erhaltung desselben die Beseitigung der schweren Glocken, durch deren Läuten der Turm ins Schwanken gerät, veranlaßt.

— Der Lenkballon „Erbslöh“ der niederrheinisch-westfälischen Motorluftschiffahrts-Gesellschaft. (Siehe Bild Seite 260.) Dieses neueste deutsche Luftschiff ist am 13. Juli nach einem halbstündigen Fluge durch Plagen der Ballonhülle aus unbestimmter Höhe abgestürzt. Die fünf Insassen, darunter der Führer und bekannte Luftschiffer Oskar Erbslöh, der im Jahre 1907 für Deutschland das Gordon-Bennett-Wettfliegen in Amerika gewann, waren sofort tot und unter den Trümmern begraben. Die Untersuchung wird noch die genaue Ursache feststellen. Das Luftschiff ist unstarren Systems, ähnlich „Parietal“ und den Großschen Lenkballons und faßte etwas über 3000 Kubikmeter Gas. Das Innere des Luftschiffes enthält ein Ballonet, um bei Gasverlust dem Ballon seine Unstarrheit zu erhalten.

**Zur Unterhaltung.**

— Aus der Kinderstube. Mutter: Aber, Kinder, warum schreit denn Karlchen so arg? Was macht Ihr denn nur? — Grete (mit einer großen Zange in der Hand): „Gar nichts, Mama!... Wir spielen bloß „Babnarzt“, und da will der dumme Kerl nicht mittun!“

— Im Büro. Buchhalter (zum Praktikanten): Sie bilden sich vielleicht ein, der Chef protegiert Sie? Heute hat er sich grad' zufällig abfällig über Sie geäußert!

— Bedenkliche Entschuldigung. „Sie haben gestern meinen Vortrag durch lautes Sprechen gestört!“ — „Unmöglich!“ — „Ich habe es aber selbst gehört!“ — „Wirklich? ... Dann muß ich im Schlafe gesprochen haben!“

— Milderungsgrund. Verteidiger: „... Es ist ja nicht in Abrede zu stellen, daß mein Klient durch das Parterresfenster eingestiegen ist! Ich bitte aber, zu seinen Gunsten in Betracht zu ziehen, daß er kurzichtig ist!“

— Höchstes Lob. Tochter des Hauses: „Diese Erdbeertorte ist mein Werk, Herr Assessor — schmeckt sie Ihnen?“ — Gast: „Mir aus der Seele gebaden, gnädiges Fräulein!“

— Standesgemäß. Künstler: „Kommen Herr Kommerzienrat auch zur Soirée?“ — Kommerzienrat: „Kommen — wohl nicht! Erscheinen werde ich vielleicht!“

— Kasernenhofblüte. Sergeant: „Einjähriger Lehmann, machen Sie nicht solch dummes Gesicht, wie 'n junger Ehemann, der die Schulden seines Schwiegervaters bezahlen soll!“

— Kathederblüte. Professor: „... Sie wissen ja, meine Herren, daß dem Alcibiades die umgestürzten Hermesäulen in die Schuhe geschoben wurden!“

— Eine musikalische Frau. „Wird denn bei Ihnen Klavier gespielt?“ — „Nein, aber ich lasse es öfter im Jahre stimmen — das hört meine Frau so gerne!“

— Zimmer der Gleiche. Kaufmann (dessen Kanarienvogel soeben verendet ist, zum Geschäftsführer): „Lassen Sie Plakate draußen befestigen mit der Aufschrift: „Ausverkauf wegen Todesfall!“

— Prinzen-Erziehung. (Professor zum Prinzen, der beim Abberren eine zu kleine Summe herausgerechnet): „Aber Hoheit sollten wirklich nicht so bescheiden sein!“

**Rätsellecke.**

**Kreuz-Rätsel.**

	A	A	A						
	A	D	D						
	E	E	E						
E	E	E	E	I	I	I	I	L	
L	L	L	L	L	M	N	N	N	
O	O	R	R	S	S	T	T	T	
	T	T	T						
	V	V	V						
	V	Z	Z						

Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so zu ordnen, daß wagerecht und senkrecht gleichlautende Worte entstehen. Dieselben bezeichnen: 1. einen Schlachtort; 2. Ort, bekannt durch einen Friedensschluß; 3. deutscher General.

**Zweifüßige Charade.**

Es ist im Schränkchen, im Tisch und im Spind  
 Zu Lehnen und Löffeln, zu Spielzeug fürs Kind  
 Auch bringt es viel Unruhe manchmal ins Haus  
 Und die ruhig wohnen, bringt's dann hinaus.  
 Man macht es aus gutem Wuche sich auch,  
 Von Opern ist's für Klavier im Gebrauch;  
 Den Kindern Israels war's schon bekannt  
 Von Aegypten bis in das heilige Land.

**Kapsel-Rätsel.**

Ein Märchen aus alten Zeiten,  
 Das kommt mir nicht aus dem Sinn.  
 In obigen Zeilen ist ein Nebenfluß des Redar versteckt.  
 Wie heißt derselbe?

**Rätsel.**

Das Erste ist auf gutem Bier;  
 Des Ritters Haus nennt's Zweite dir.  
 Das Dritt' und Vierte im Gesicht,  
 Gebraucht man, wenn man ist und spricht.  
 Das Ganze ist im deutschen Land  
 Als kleines Fürstentum bekannt.

**Rebus.**



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Buchstaben-Rätsel: Spitzwegerich.  
 Verwandlungs-Rätsel: Spree — Spreu  
 Rebus: Allzu gut ist oftmals dumm.



## Licht in der Finsternis.

Legende von Emil Frank.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

In diesem Augenblicke war es ihr, als schütterte häßliches, dämonisches Lachen durch die tiefe Stille des Abends: Joakims Lachen. Und da standen auch die Zweifel auf, die furchtbaren Anklagen, die Joakim vorhin wieder sie erhoben, wurden wieder laut. Scham, Schmerz und Verzweiflung bemächtigten sich ihrer Seele, und sie rang mit diesen finsternen Gedanken. Aber sie war schwach und elend, und aller Trost war von ihr gewichen, und alles Licht war in ihrer Seele erloschen, und vor ihr tanzten und gaulelten Irrlichtlein und warfen höhnisch ihr gleichendes trügerisches Licht auf ihr vergangenes Leben. O, was war das für ein Leben! Sünde und Missethat, Verbrechen auf Verbrechen waren seine Marksteine.

Sterben! Sterb! gelte es auf in wildem Weh aus ihrer wunden Brust. Ich will hingehen und den Tod suchen, war ihr letzter Gedanke.

Doch der Fremde sprach: „Ich bin das Leben. Suche das Leben.“

O, das klang so göttig, Vertrauen erweckend. Und sie war jung und liebte das Leben. Es war wohl schwer, einen Ausweg aus diesem Zerengang zu finden. Aber auch ebenso schwer war es, mit eigener Hand das Tor zu öffnen, das die Welt der Schatten schied von dem sonnenhellsten Leben. Wenn einer Rat wußte und Trost geben konnte, ja, dann war es nur der große

Wundertäter von Nazareth. Vielleicht führte der göttige Fremde sie zu ihm hin. Doch nein, er stieg jetzt vom Maultier und stand dicht vor ihr. Ein Schimmer ging aus von seinem Antlitz. Und er sagte

wieder, aber feierlicher und bestimmter als das erste Mal: „Ich bin das Leben! Suche das Leben!“

Lea blickte voll Staunen, aber auch ängstlich zu dem Fremden auf. Er war so göttig, weil er nicht wußte, wer sie war, was alles auf ihrer Seele lastete. Sollte sie es ihm bekennen? Dann würde er sich schauernd von ihr wenden, würde sie verfluchen und ihr ins Antlitz speien.

Aber er war so göttig, und wenn sie doch bei ihm Erbarmen finden würde, dann durfte sie auch auf Gottes Barmherzigkeit hoffen.

Sie hob an:

„Herr, wüßtest du, wer die ist, die mit dir spricht, so würdest du mich abschütteln und mir fluchen, denn ich bin eine große Sünderin.“

Der Fremde legte seine Hand auf Leas Scheitel und sprach: „Im Himmel wird Freude sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.“

Diese Worte gaben Lea neuen Mut. Ja, nun wollte sie alles bekennen. Sie sagte:

„Jehova hat geboten: Ich bin der Herr dein Gott! und ich habe ihm nicht gedient.“

Jehova hat gesagt: Du sollst den Sabbath heiligen! Das habe ich nicht getan.

Er hat befohlen: Ehre Vater und Mutter! Und ich habe sogar meine Ziehmutter getötet aus sündiger Lust.

Jehova hat gesprochen: Du sollst nicht töten! Ich aber habe unschuldiges Blut in die Hände von Räubern und Mördern überliefert.

Sieh, Herr, dies und noch viel mehr habe ich getan. Und nun sprich den Fluch aus über mich.“

Eine feierliche Stille trat ein, ja, selbst der Wind schwieg und die Natur schenkte den Atem anzuhalten.



Das neue Verwaltungsgebäude des Knappschaftsvereins in Bochum.

Der Fremde aber sprach: „Ich bringe dir nicht Fluch, sondern Segen. Lebe und sühne!“

Also Segen! Sie sollte leben — und sühnen. Und er, der das Wort gesprochen hatte: Lebe und sühne! er sah aus wie einer, der Macht hatte. Vielleicht war er ein großer Lehrer des Gesetzes, von denen sie als Kind hatte erzählen hören. Doch nein, die waren hart und streng. Er aber war gütig und voll Erbarmen. „Wer bist du, Herr?“ fragte sie.

„Ich bin der, den du suchst!“ war die Antwort.

Da prallte Lea zurück in furchtbarem Schrecken und unennbarer Freude. Und ihre Augen richteten sich mit heiligem Flehen auf ihn. Sie suchte in seinem Antlitz Zug um Zug. Wie Schuppen fiel es von ihren Augen, und sie erkannte ihn. Da breitete sie anbetend ihre Arme aus, und sie beugte ihr Haupt vor ihm bis in den Staub und rief: „Mein Herr und Erretter!“ Und nach einer Pause: „Berzeih mir meine Sünden.“

Jesus hob segnend seine Hände und sprach: „Deine Sünden sind dir vergeben!“

In diesem Augenblicke fiel es wie Zentnerlast von ihrer Seele. Eine heilige Freude, ein Friede, wie sie ihn nie vorher gekannt, zog ein in ihr Herz und wohnte darin. Verschunden waren die Zweifel. Ausgelöscht war die Todessehnsucht. Sie wollte leben und sühnen. Er, der die Last der Sünden von ihrer Seele genommen, er würde ihr auch sagen, wie sie sühnen konnte. Und der Heiland, der ihre Gedanken sah, sprach zu ihr: „Geh hin nach Jerusalem und suche meine Jünger, sie werden dir alles sagen, was du tun mußt.“

Da trat Joakim aus der Tür des Hauses. Er hatte den Schall der Worte vernommen und war neugierig geworden, wer da draußen sei. Vielleicht konnte er etwas erbeuten. Unter fortwährenden Verbeugungen kam er näher und sprach: „Herr, habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, so gehe an meiner geringen Hütte nicht vorüber. Sieh, es ist Abend geworden, und der Weg ist voll von Gefahren. Bleibe unter dem Dache deines Knechtes.“

Und Jesus wandte sein Antlitz dem Heuchler zu und fragte: „Was begehrt du von mir?“

Joakim konnte diesen Blick voll Hoheit und Heiligkeit nicht ertragen. Er schlug die Augen zu Boden und dachte erstaunt darüber nach, was das wohl für ein Mensch wäre, der mit einem Blick sein verhärtetes Herz in Aufruhr brachte. Seine Seele war voll von seltsamen Gedanken und Gefühlen, wie er sie bisher nie gekannt hatte. Er suchte sie abzuschütteln, wie man etwas Lästiges und Unangenehmes verscheucht. Aber es wollte ihm nicht gelingen. Ein Stachel wühlte in seiner Seele, und Stimmen wurden laut darin, häßliche, dräuende, anklagende Stimmen.

Und dann geschah etwas Wunderbares.

Alles Licht schien sich zu sammeln in einem breiten Streife — und es ward vor ihnen heller denn am Tage. Und am Rande des Himmels, da wo all das goldene Licht mündete, stand hoch erhoben ein schlichtes Marterholz, ein Kreuz von Purpurglut umstrahlt, und neben dem Kreuz stand voll Hoheit und Majestät, aber auch voll unendlicher Güte der Fremde, der eben noch mit Joakim geredet hatte. Er breitete seine Arme weit aus, und inmitten seiner Hände schimmerte das blutige Mal der Nägel. Ein Glorienschein umfloss sein Haupt, und aus seinen Augen strahlte göttliche Liebe. Sie hörten aus der Ferne, und doch so klar und deutlich des Erstandenen Worte: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen Sohn dahin gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.“

Dann verschwand der Heiland vor ihren Augen, und das Kreuz schien sich zum Himmel zu erheben, und nur der Lichtlanz floß noch um jene Stelle, wo sie den Herrn in seiner Herrlichkeit gesehen. Lea lag anbetend auf den Knien, und ihr Herz hielt Zwiesprache mit Jesus, ihrem Messias und Erretter.

Doch Joakim dauerte das zu lange. Wohl hatte das seltsame Schauspiel auch ihn in Erstaunen versetzt. Wohl war beim Anblick des geheimnisvollen Fremden auch sein Herz erbebt. Aber seine Seele war stumpf und sein Herz war hart. Als das Licht am Rande des Horizonts erlosch, da war auch der Eindruck verwischt. „Blendwerk, nichts als Blendwerk,“ sprach er voll Grimm. Und dann blickte er mit Hochlachen auf Lea nieder, die noch immer vor ihm

kniete. Seine Lachen führte Lea aus lichten Höhen in die rauhe Wirklichkeit zurück. Sie schaute Joakim an. Ein Gefühl von Erbarmen zog durch ihre Seele. Wenn sie ihn hinführen dürfte auf den Weg, den der Heiland ihr soeben gewiesen. Wenn er ihr nach Jerusalem folgen wollte! Sie erhob sich, und wie feierliches Bekenntnis klangen die Worte: „Es war der Messias, Gottes Sohn, der mit uns redete. Er hat die Last der Sünden von meiner Seele genommen und zu mir gesagt: Geh hin nach Jerusalem und suche meine Jünger. Sie werden dir alles sagen, was du tun mußt. Joakim, ich bitte und beschwöre dich, folge mir, komm mit mir nach Jerusalem, dann wirst du verkommen, wie ich der Friede ist!“

Joakim stand vor ihr mit verschränkten Armen und blickte sie mit geknickten Augen an. „Märrin,“ rief er, „törichte Schwägerin, hüte dich, daß mein Zorn nicht wach wird, denn dann vernichte ich dich. Du bleibst bei mir!“

„Ich kann nicht,“ gab sie ruhig zur Antwort; „der mir den Frieden gab, hat mir befohlen, nach Jerusalem zu gehen. Seinen Willen muß ich nun erfüllen. Ich bitte dich, komm mit!“

Da fuhr Joakim auf in lodernem Zorn. Sein heiseres Lachen schüttelte durch den stillen Abend. „Wer hat dir zu befehlen?“ fragte er leuchtend.

„Der mir den Frieden gab, war mein Herr und Gott. Ihm muß ich gehorchen.“

„Dann — gehorche — ihm!“

In seiner Hand blühte der Dolch. Lea wich erschrocken einen Schritt zurück. Doch wie ein grimmes Raubtier drang er auf sie ein. Ein Stoß. Ein Schrei. Dann Taumeln und Wanken und Wirbeln und Kreisen. Lea sank in den Staub. Ihr Herzblut siderte und rann. Dort vor ihr stand Joakim, der Mörder ihres jungen Lebens. Er schien erstarrt zu sein. Sie flüsterte ihm zu: „Rette dich! Suche den Frieden!“ Mit einem heiseren Schrei warf er den Dolch von sich und rannte fort. Furien verfolgten ihn. Vor seinen Augen nichts als rotes, rinnendes Blut. Darum muß er fliehen.

Und Lea hob mit letzter Kraft das Haupt. Ihre Blicke schweiften in nebelhafte Fernen. Schleier verhüllten die Wirklichkeit. Doch schon hob sich am Rande des Horizonts, dort, wo vorhin das Kreuz gestanden, der Vorhang, und ihr brechendes Auge glaubte inmitten verklärten Schimmers des Heilands Lichtgestalt zu erblicken. In glühender Sehnsucht breitete sie ihre Arme aus, und ihre sahnen, zudenden Lippen sprachen: „Mein Herr und mein Gott!“ Dann sank ihr Haupt auf das harte Steinlager zurück, und sie faltete die weißen Hände. Ein Hauch von Frieden spiegelte sich wieder auf ihrem Antlitz. Ihre Seele hatte den Weg zum Licht gefunden.

## Menschenlos.

(Nachdruck verboten.)

Skizze von Emil Frank.

Die Nebel lagen noch verschlafen über der Gegend. Ganz am Rande des Horizonts sprühten goldene Sonnenstrahlen, die das graue Licht der Frühe zu durchbrechen suchten.

Viktor Holler, der Lehrer von Lindberg, ging ganz leise und sehr langsam aus dem düsteren Zimmer hinaus, in dem er die Nacht schlaflos zugebracht hatte. Instinktiv drückte er die Fingerspitzen gegen die mit Kalk getünchte Wand des Flures und tastete sich weiter. Nun war er im Schulzimmer. Durch die Fenster lugte der junge Tag, der freilich noch Toilette machte. Viktor schritt zwischen den zwei Bankreihen hindurch bis zu dem alten Schulschrank, der im Laufe der Jahre viel von seinem schmucken Aussehen verloren hatte. Die Jungen setzten ihm auch manchmal arg zu, und er lächelte gutmütig zu ihrem tolen Treiben.

Am Schulschrank blieb der Lehrer stehen. Er stützte seine beiden Arme auf den Rand des alten Gesellen, und langsam senkte sich sein Haupt hinab und ruhte auf den Armen. Es war so still in dem großen, öden Raum. Nur der Holzwurm höhnte weiter. Was kümmerte der sich um Lust und Leid der Menschen!

Da Viktor Holler trug ein großes Weh in seiner Brust. Als er Einzug gehalten in das niedrige, alte Schulhaus, — es war mitten im Sommer — da lag eitel Gold auf der

grünen Wallhecke vor dem Hause. Die Sonnenstrahlen schauten den Vögeln zu, die ihre Lieder nur so hinausschmetterten, als wollten sie den jungen Lehrer willkommen heißen. Und der nickte den kleinen Gästen fröhlich zu. Viel Zuversicht lag in seinen Blicken, ein freudiges Erstaunen, daß die Welt so schön ist. Dann ging Holler ins Schulzimmer. „Also hier!“ rief er aus, und seine Blicke durchwanderten den kahlen Raum von Bank zu Bank, bis zu dem Schulschrank, der damals noch recht stattlich ausah. Ueberall war es Sommer — draußen, in seiner Brust, hier, überall! So blieb es.

Und wenn auch der Himmel manchmal ein grämliches Gesicht machte, wenn der Sturm uns Haus mit Hu und Ho fuhr, draußen die Wallhecke schüttelte: im Herzen des jungen Lehrers blieb Sonnenschein, und er leuchtete aus seinen Augen und erwärmte die Herzen der Bauernkinder, seiner Kinder.

Ja, es war ein fröhliches Leben. Viel Frohsinn vergoldete es, und die kleinen Sorgen duckten sich hübsch und blieben still.

Dabei bot Lindberg gar nichts. Ein verwöhnter Mensch hätte es dort sicher keine Stunde ausgehalten. Fünf Minuten von der Schule lagen drei Bauernhöfe. Das war alles. Dazwischen breitete sich die Heide aus.

Viktor Holler aber war nicht verwöhnt. Seine Wiege hatte ja auch auf einem Heidehofs gestanden. Die Heide war das Wunderland seiner Kinderjahre. Und er war ihr in Liebe treu geblieben bis auf den heutigen Tag. War der Unterricht zu Ende, dann wanderte er hinaus in die Einsamkeit. Da ging man so weich wie auf seinen, persischen Teppichen. Die blaße Glockenheide wisperte, vom Ginsten fielen Kloden ins braunrote Heidekraut. Die strähnigen Zweige der weiskindigen Birken raschelten, der düstere Wacholder duckte ineinander, den Föhren entströmte balsamischer Harzgeruch, und die Luft war erfüllt von leisem Duft und schmetterndem Vogelsang.

Im alten Schulhause hatte er gute, liebe Freunde. Die waren nicht egoistisch und nicht aufdringlich. Sie warteten hübsch, bis es ihm gefiel, sich mit ihnen zu beschäftigen: seine Geige, seine Bücher.

Mochte draußen bleicher Nebel den Alltag einhüllen, im Schulhaus war sonnendurchgluteter Festtag, wenn die Geige tönte, wenn die toten Dichter Leben annahmen. Sei, wie das der Seele neue Schwungkraft gab, wie da reine, klare Lichter erstrahlten und sein Herz warm und frisch und lebensfroh machten!

Fünf Jahre hatte Viktor Holler in Lindberg gelebt. Vater und Mutter waren inzwischen gestorben, das beste Stück der alten Heimat war ihm verloren gegangen. Da schuf er sich eine neue Heimat: er fand ein Herz, das reiche Liebe zu ihm umschloß, das ihm vor allen anderen lieb und teuer war.

Anna war ein schlichtes Mädchen, aber sie besaß ein goldenes Gemüt, das ernste Streben, an sich zu arbeiten und zu modeln. Und er liebte sie herzlich und innig. Je länger, je mehr. Sie wurde sein Weib. Sie trugen zusammen des Lebens Freuden, des Lebens Sorgen. Viktor Holler mußte jetzt, wie er so am Schulschrank steht, daran denken: Der Freuden waren gar viele, lauter stille, kleine Freuden. Und ihre klammerfeinen Sorgen konnten dagegen gar nicht so recht aufkommen.

Viktor Holler stöhnte auf bei dieser Erinnerung.

Warum war es nicht so geblieben?

Warum? —

Wovon er das höchste Glück erhofft, es hatte bitteres Leid über ihn gebracht.

Alles mußte er hergeben. Alles!

Er gedachte des Tages noch ganz deutlich. Vor drei Jahren war's. Er hatte seinem Weibe die Trauben vom Weinstock in den Korb gelegt. Eine aber, die schönste, war ihm aus der Hand geglitten und hatten die verspäteten Blüten der Passionsblume geknickt. Mit einem ganz seltsamen Gefühl hatte er die blauen Blumen betrachtet. Leidenswurzeln starrten ihn an. War's nicht so? Eine große Angst schnürte ihm die Kehle zusammen. Jemandwo lauerte eine Gefahr auf ihn, der er nicht entgehen konnte. Seinem stillen friedlichen Glück drohte Tod und Verderben.

Er schalt sich abergläubisch. Doch es half nichts.

Und bald darauf kam das Unglück. Ein Kind wurde ihm geschenkt, ein winziges Geschöpfchen, so daß Viktor Holler sich fast scheute, es anzusehen. Und dieses kleine Wesen kostete seinem Weibe das Leben.

Damals zog seine Schwester zu ihm. Als sie sah, wie

ihn das Leid zu Boden drückte, nahm sie sein kleines Mädchen aus dem Korb und legte es in seine Arme. Da richtete er sich wieder auf und sah dem Schicksal tapfer in die Augen. Noch war er nicht ganz arm. Noch hatte er sein Kind, die Sonne seines Lebens. Sein Vallen war Musik in Hollers Ohren. Und als Gretchen zum ersten Male das Wort „Vater“ aussprach, kam ein feuchter Schimmer in sein Auge.

Nun war auch diese Sonne untergegangen. Heute nacht hatte der Tod die kleine Menschenknospe geknickt. Menschenknospe hatte nicht ausgereicht, sein Glück zu erhalten. Gretchen hatte sterben müssen. Er selbst drückte ihr die Augen zu.

Da war es, als habe sich der Raubreis auf seine Seele gelegt. Sein Glück war gestorben. Die Kerzen am Baum seines Lebens waren verlöscht. So lange hatte er sein Herz jugendfrisch und lebensfroh erhalten, und nun war er auf einmal alt geworden. So alt. So wehl. Ohne Zukunft. Er war ein Brak!

Die ganze Nacht hatte er an seines Kindes Totenlager die Wacht gehalten, und als er aufstand, mit seinen brennenden Augen in den werdenden Tag hinaussah, war in ihm und um ihn alles verändert.

Jetzt stand er hier an seinem alten Schulschrank, und er sah nicht, wie die goldenen Sonnenfunken auf der grünen Wallhecke herumbüpfen, hörte nicht, wie die Vögel das Lied der Liebe sangen. Sein Herz war hart und still und tot, und wenn es sich regte, dann sprach es nur die eine Frage aus, immer nur das eine: „Warum hast du mir das getan?“

Lange stand er so da.

Die verdorrten Adern des alten Schulschrankes ächzten und krachten.

Auch durch des einsamen Mannes Brust ging ein dumpfes Stöhnen. Durch seine Seele ein klaffender Miß. Die Fibern der Seele, in heißem Verlangen nach dem Ginst bis zum Zerreißen hoch gespannt, sie dorten ein und sprangen.

Hasstige, trippelnde Schritte im steingepflasterten Vorhaus, Klappern von Schulbüchern. Ein kleines Mädchen mit blanken verwunderten Augen trat ins Schulzimmer ein. Es setzte sich still auf seinen Platz und warf verstohlene, verwunderte Blicke auf den Lehrer, der noch immer am Schulschrank stand. Dann hustete es. Da ließ Viktor Holler mechanisch die Arme sinken. Strich das wirre Haar aus der bleichen Stirn. Erblickte das Mädchen. Das hatte sein Leiebuch hervorgezogen. Die Anwesenheit des Lehrers erforderte das.

Schwerfällig, automatisch, ging Holler auf das Mädchen zu. Helene Ruhmann war keine Musterschülerin. Aber ruhig war sie immer. Der Lehrer stand neben ihr. Blicke ihr über die Schulter. Aber die Buchstaben tanzten vor seinen brennenden Augen. Er dachte gar nichts. Die Außenwelt fand keinen Zugang zu seiner Seele. Aber die schüchternen Kinderaugen ruhten auf ihm. Sie sahen die Tränen in dem bleichen Antlitz des Lehrers. O, sie wußte wohl, warum er weinte. Helene hatte auch geweint, als sie die Mutter hinausgetragen hatten. Sie war das dritte von sieben Kindern. Damals hatte sie dem Vater die Hand gestreichelt. Der war auch so erhartet wie der Lehrer. Leise, ganz leise legte sie ihre Hand auf die eiskalten Finger des Lehrers. Und sah ihn unverwandt an.

Dürfte sie sprechen! Dann würde sie sagen: „Sei doch nicht so traurig. Ich habe auch eine schöne Geschichte für dich aufgeschlagen. Siehst du? Vom Tränenkrüglein. Du hast sie uns so schön erzählt.“

Aber das alles durfte sie nicht sagen.

Nur ihre Blicke sprachen. Klopften an sein Herz. Schüchtern, ganz schüchtern, aber beharrlich. Und sein Herz vernahm endlich diese stumme Sprache. Seine Blicke lösten sich von den Schatten und fielen ganz zufällig auf die Ueberschrift des Lesestüdes: Das Tränenkrüglein.

Und sein tiefes Weh löste sich in Tränen auf. Sein Leid wurde kinder die Wunde brannte nicht mehr so sehr, und seine bebende Hand strich kosend über das straffe blondhaar des kleinen Mädchens.

So richtete er sich auf. Goldenes Sonnenlicht stutete um das Kreuz an der weißen Wand. Ein Glorienschein umgab des Gekreuzigten Haupt. Die dunklen Nägel strahlten Licht aus, und draußen im Vorhaus hörte er eine helle Stimme sprechen, ein eifriges Mädchen sagte die biblische Geschichte von der Erweckung des Jünglings zu Naim auf. Und das Weine nicht! wurde auch zu ihm gesprochen.

Da ging er langsam aus dem Schulzimmer, und als er die Kinder sah — seine Kinder — da flüsterte er: Dein Wille geschehe. —

So kam es, daß auch dieses Mal das Leid ihn nicht zerbrach. Viel, sehr viel hatte das Schicksal ihm genommen. Aber noch war ihm etwas geblieben. In der Stunde, als er das: Eli, Eli, lama sabactani hatte sprechen wollen, führten Kinderhände ihn zurück zur Pflichterfüllung und Ergebung.

Wohl waren die zwei, denen er alles hätte sein können, ihm entrissen worden. Aber dafür wurden ihm jedes Jahr neue Kinder geschenkt, viele Kinder, und er konnte jedem etwas sein.

## Was er webt, das weiß kein Weber.

Von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

I.

Ein kleines, einstöckiges Haus mit grünen Fensterläden, nebenan ein geschmackloser Backsteinbau, dessen Hauptfront der Fenster entbehrt, das ist die Schule in dem ober-schlesischen Dörfchen L. Ein ganzer Kranz von Bäumen umgibt diesen „Schulpalast“, kleine Vögelchen wiegen sich in den Zweigen und singen süße Lieder. Und in dem Schulgarten blühen Rosen und Nieseda, Nelken und Levkojen, die kleinen Kinder Floras.

Wie ist es hier so still! Die Schullinder sind ja längst nach Hause gegangen. Wenn die Vögel nicht wären mit ihrem Lied, man hörte jetzt um die Schule herum keinen Laut. Und doch wohnt ein junges, lustiges Menschenkind in diesem Hause, ein Knabe, frisch und blühend wie die Lenznatur, mit einem Herzen voll Frohsinn und Jugendlust. Warum hört man sein frohes Lachen nicht? Ach, der Vater kann es nicht hören, das weiß Franz nur zu gut, und Hanne, die alte Haushälterin, brummt dazu; da macht Franz sich alltäglich aus dem Staube. Ja, früher, da war in der Schule alles ganz anders; da lebte noch die Mutter, und ihr heiterer Sinn, ihr frohes Lachen scheuchte jeden trüben Schatten fort, verscheuchte jede Wolke von des Gatten Stirn. Doch sie starb, und mit ihr schied die Sonne aus dem kleinen Hause. Der Vater ging still seinen Weg: zur Kirche, zur Schule, und am Abend zu einem kleinen Hügel, wo unter ungezählten Blumen sein liebstes auf Erden, sein Weib, den letzten langen Todesschlaf schlief.

Das war keine Lust, in der ein Knabe wie Franz sich ungehindert entfalten konnte. Er suchte sich ein anderes Plätzchen, wo mehr Sonne war, mehr Frohsinn. Das war der Lindenhof, der der Schule gegenüber lag.



Ein merkwürdiges Ereignis bei der letzten Hochwasser-Katastrophe.



Gezellenz Liang-Cheng, der neue chinesische Gesandte am Berliner Hofe.

Die Lindenhäuerin nannte er Tante, denn immer hatte sie für den Knaben in dem riesigen Stüchenschrank etwas verwahrt, das ihm hier noch einmal so gut schmeckte. Und wenn Franz in seinem Ungestüm irgend ein Unheil angerichtet hatte, wenn seine Finger beschunden waren oder ein klaffender Riß seinen äußersten Menschen entstellte, dann ging er immer zur Tante, die wußte sofort Rat.

Die Lindenhäuerin hatte zwei Kinder: einen Knaben und ein Mädchen. Adolf war Franzens liebster Spielkamerad. Als dritter wurde Karo, der riesengroße Hofhund, in ihren Bund aufgenommen, der freilich meistens der leidende Teil bei den nicht immer einwandfreien Spielen der Knaben war. Auf Gretchen, der Lindenhäuerin

einziges Töchterlein, sahen die beiden mit einer Art von Stolz herab, sie war ihnen zu zimperlich. Eines Tages, nachdem die beiden Hofsoldaten ein großes Butterbrot verzehrt hatten, machten sie wie gewöhnlich Karo los, um mit ihm durch den großen Garten zu jagen. Karo sahien heute durchaus keine Lust zu haben, an dem wilden Spiel teilzunehmen. Da schwang sich Franz auf seinen Rücken, und heidi ging's zum Hofstor hinaus. War das eine Lust, Adolf lief hinter Hof und weiter her und trieb Karo an. Da kam ein Graben, nicht eben breit aber schwarzer Schlamm füllte ihn an. Franz wollte herüber, Karo nicht. Adolf hehte; da, ein Sprung und — Franz lag im Graben. — Die schönen weißen Höschen! O wel! was wird Hanne nun schwimmen! Ratlos stand Franz da, spreizte die Hände, an denen ganze Klumpen der trüben Flüssigkeit hingen. Adolf

war verschwunden, und Aaro wedelte gleichgültig mit seinem buschigen Schwanz. Franz rannen die dicken Tränen über die Wangen. Da kam Gretchen herbei. Die wuschte gleich Nat; mit Gras reinigte sie ihm Hände und Hosen, dann führte sie ihn zu der großen Brunnenröhre und setzte mit emsigem Fleiß ihr Reinigungswerk fort. Wer weiß, wie lange sie so gearbeitet hätte, wenn die Lindenbäuerin sie nicht gesehen hätte. Die half gleich energisch: Franz mußte ein Paar Hosen von Adolf anziehen, während die feinigewaschen wurden. Als er abends nach Hause ging, war der Schaden vollständig geheilt, niemand merkte etwas davon.

Von diesem Tage ab hatte sich sein Verhältnis zu Gretchen völlig verändert. Er blickte zu ihr mit einer Art dankbarer Verehrung auf, er gab sich Mühe, in ihrer Nähe weniger ungestüm zu sein. Ihr allein erzählte er auch all die Märchen, die er vom toten Mütterchen her noch wußte. Das war dann immer gar so schön, wenn sie an der großen Brunnenröhre saßen, das Plätschern des Wassers, das leise Rauschen der Bäume, der Vögel Lieder in ihre Märchenträume hineinflangen. — Adolf hatte für solche Sachen gar kein Verständnis.

Die Jahre gehen.

Wie oft dachte Franz an die schönen Tage auf dem Lindenhofe zurück, wenn er sich mit Cäsar und Cicero, mit Virgil und Horaz, mit Homer und Sophokles herumschlug. Er besuchte das M. Gymnasium zu Breslau und gehörte zu den besten Schülern. Das Lernen war ihm eine Lust. Trotzdem konnte er die Zeit kaum erwarten, wo auf dem oberschlesischen Bahnhof sich das lustige Studentenböllchen zusammenfand, um in die Ferien zu fahren. Mit einem Jubelruf stieg er auf der kleinen Station aus, ein frohes Lied nach dem andern entströmte seiner Brust, wenn er durch den herrlichen Forst seinem Heimatdort zukehrte. Es ging ja nach Hause.

Der Lindenhof war und blieb ein gutes Stück von diesem „Zuhause“. Der erste Gang führte ihn zum Vater, der zweite zum Lindenhofe. Adolf bekam er ja Wochentags wenig zu Gesicht. Der war den ganzen Tag auf dem Felde. Vater und Mutter waren stolz auf ihn; er versprach ein tüchtiger Bauer zu werden. Desto häufiger traf er Gretchen, die um diese Zeit auch Ferien hatte. Sie war nämlich in einem Pensionat, doch verriet sie ihm, wie unbeschäftigt sie sich dort fühle, wie sie mit ihrer ganzen Liebe am Lindenhofe, an der Heimat hänge. Franz schaute ihr dann bewegt in die kristallhellen Blauaugen, die so oft in seine Träume hineinspielten. Für ihn war sie eine liebe



Das Peter Siggmayer-Denkmal in Dlang.

Schwester, an der er mit der ganzen Innigkeit seines Herzens hing.

Gretchen war schon längst wieder zu Hause. Sie hatte sich gar nicht verändert, trotz der vornehmen Erziehung. Aber schön war sie geworden, sehr schön. Franz mußte immer an die Bildnisse von Engeln denken, wenn er sie sah. Ein Hauch von Frieden ging von ihr aus. Ihr Lächeln war wie ein Sonnenstrahl im Lenz, der die Erde kühlt, daß sie ihren Schoß öffnet und alle Schönheiten ihres Brautgewandes hervorsprießen läßt.

Franz war Student der Medizin. Der Frohsinn war ihm treu geblieben. Er freute sich seiner Jugend, seiner Kraft. Und wenn er manchmal träumte, dann leuchtete vor ihm ein Bild von unaussprechlicher Reinheit und Schönheit, das etwas Ueberirdisches an sich hatte, und um dieses Bild gruppierte sich all sein Hoffen. — Bald, bald war die Zeit des Studierens vorüber, die Ernte kam, wo er die Früchte seines Fleißes heimbringen konnte. Dann würde sein Herz nicht schweigen; der einen, der alles Sinnen, Hoffen, Streben galt, ihr würde es zujauchzen, er wird dieses Herz in Liebe an sich ziehen, auf daß es sein Leben vergolde. Gretchens Bild war sein Talisman, der ihn vor Versuchungen schützte, die auf Schritt und Tritt ihn umlauerten. Es war sein Stolz, sich sagen zu dürfen, daß er ihrer nicht unwert sei.

Es waren die letzten Ferien.

Voll freudiger Hoffnung eilte Franz durch den Wald, die wogenden Aehrenfelder. Zukunftsbilder umgaukelten ihn. Da sieht er in der Ferne ein Mädchen, und erstaunt bleibt er stehen. Das muß Gretchen sein! Die Freude beflügelt



Die Peter Siggmayer-Gedächtniskapelle in Dlang im Pustertal in Tirol.

seinen Schritt. Ja, sie ist's! Sie hat ihn schon erkannt. Sie winkt ihm. Nun steht er ihr gegenüber. Er blickt in ihr Auge, das sich gleich geblieben ist in seiner sonnenhellen Klarheit. Da walt ein Gefühl, so riesenmächtig, wie er es noch nie empfunden, durch sein Herz. Noch nie hat er es so gefühlt, wie sehr er sie liebt, als heute. Aber er kann nicht sprechen. Es zerrt etwas an ihm, das sich losreißen möchte, und doch nicht an die Oberfläche kommen mag. Auch sie ist scheu und schüchtern, nicht so unbefangenen als sonst. Eine feine Röte huscht über ihr Gesicht. Sie gehen nebeneinander her. Noch immer hält er ihre Hand in der seinen, als wollte er sie nie, nie wieder loslassen. Welch beredtes Schweigen! Endlich hebt Gretchen an zu erzählen, vom Vater, wie er sich auf des Sohnes Heimkehr freute, vom Lindenhofe, wo man ihn täglich erwartete.

„Hast auch du dich auf meine Ankunft gefreut, Gretchen?“ fragt Franz leise, und seine Stimme vibriert mächtig.

„Wie kannst du nur fragen, Franz,“ entgegnet sie; „weißt du denn nicht, daß du mir, seit ich denken kann, ein lieber Bruder bist?“

Franz antwortet nicht, er drückt ihr nur die Hand. Und die Aehrenfelder wogen, kleine Vögel singen ihr Abendlied, der Sonne letzter Glutstrahl gleitet über die müde Erde, die schlafen gehen will. Er gleitet auch über das Mädchen über sein goldenes Haar, auf dem rotgoldener Glanz schwankt und zittert. Da kann Franz der Stimme in seiner Brust nicht widerstehen, die mit solcher Gewalt der süßen Minne beheres Lied singt.

„Gretchen, sei mir mehr als Schwester. Gretchen, ich habe dich lieb, so unendlich lieb!“ ringt es sich los von seiner Brust.

Da geht ein Zittern durch ihren Körper, in ihrem Auge ist ein reines, seltsam Leuchten. Ihre Hand umspannt fester die seine. Tiefe Rühreröte huscht über ihr Gesicht. Und Franz fragt: „Liebst du mich, wie das Weib den Mann lieben muß, dem es angehören soll auf Lebenszeit?“

Sie neigt das Köpfchen dann hebt sie den Blick zu ihm empor, den reinen strahlenden Kinderblick, und Mund und Auae sprechen: „Ja!“

Da preßt er sie mit einem Jubellaut an sich, und er küßt dankbar die Lippen, die ihm das höchste Glück verkündet, ein Glück das nun ein lauges lauges Menschenleben hindurch an seiner Seite stehen soll.

Arm in Arm wandeln sie nach Hause.

Schluss folgt.

## Die Eisenbahn.

Von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

So ein bißchen trabbelig und unruhig waren die Leute von Bierhausen seit altersher. Anno 48 gab das in Bierhausen einen Mordstrafeel; man wollte mit aller Gewalt Revolution spielen, und der alte Polizeidiener Jans Hanneier hatte genug zu tun, daß er das Volk in Ordnung hielt. Na, schließlich haben sie's ja ein, daß das Revolutionmachen auf die Dauer zu gefährlich war, weil man sich dabei doch gar zu leicht die Finger verbrennen konnte. Die Frauen, denen das viele Wirtshauslaufen der Mannsleute längst zuwider war, sprachen ein Machtwort, und die Revolution war aus. Jans Hanneier hatte nun wieder Frieden und konnte mit Vergnügen seinen Halben trinken. Das tat er nämlich mit großer Vorliebe, das heißt, wenn er ihn geschenkt bekam. Kurz und gut, er lebte wie Gott in Frankfurt.

Auf einmal ging durch das Kirchspiel ein gewaltiges Reden. Doch fürs erste glaubte keiner recht daran. Denn wozu brauchte man in Bierhausen eine Eisenbahn? Seit Urväterzeiten war man ohne diesen neumodischen Kram fertig geworden, da konnte man ihn auch noch länger entbehren. Möchten die hohen Herren eine Eisenbahn nach dem Monde bauen, wenn es ihnen Spaß machte; aber in Bierhausen wollte man ihnen wohl ein B. vorsetzen. Punktum!

Dia, das war ja nun alles ganz gut und schön; aber die Eisenbahngeschichte spulte den Leuten einmal im Kopf, und das hörte so rasch nicht wieder auf. Einige Bauern fanden Gefallen an den neumodischen Wagen, die ohne Pferde liefen. Wenn die Bahn gebaut werden sollte — und das war ja ganz sicher — dann mußte sie auch Bierhausen berühren. Sie sahen die Sache ganz forsch an, erkundigten sich hier und fragten da, und so erfuhren sie denn an der „maßgeben-

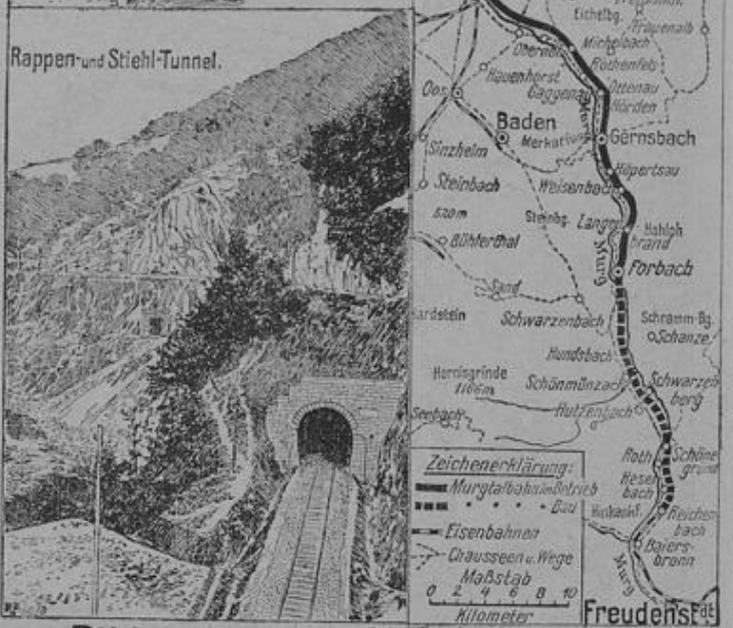
den“ Stelle, daß in der Tat ihr Dertchen als Haltepunkt in Frage kommen könne.

Nun waren in Bierhausen wieder einmal die Puppen am Tanzen. Ein Teil der Bauern wehrte sich ganz energisch gegen die verrückte Idee; so nannten sie das Bahnprojekt. Sonntags nach der Kirche, wo alle so hübsch beieinander waren, ging das Bullerballern allezeit an. Es gab nichts als Zant und Streit, denn die Dickköpfe waren in Bierhausen gut vertreten, und was sie nicht begriffen hatten, das konnte kein Mensch ihnen beibringen, und wenn er auch mit Engelszungen geredet hätte.

In Kallmeiers Wirtschaft ging das nun Sonntag für Sonntag toll her. Wilhelm Kallmeier, der Wirt, hatte natürlich an dieser Geschichte ein Hauptvergnügen; er machte nämlich dabei ein gutes Geschäft; denn ob Freund oder Feind der Eisenbahn: sie tranken alle mehr als sonst.

Jans Hanneier besah sich das Spiel erst von weitem; allmählich kam er näher. Er mußte doch aufpassen, daß die Leute nicht handgreiflich ihrer Meinung Ausdruck gaben. Unmöglich war das ja nicht.

An einem Sonntag nachmittag saßen sie alle wieder in Kallmeiers Küche. Der Wirt ging mit strahlendem Gesicht auf und ab, sagte hier etwas und da etwas, gab jedem recht und paßte auf die leeren Schnapsgläschen auf, wie der Fuchs auf die Gänse. So allmählich kam Stimmung in die Menschen; sie wurden sehr laut und trumpften mit den mächtigen Häupten bekräftigend auf den Tisch. An dem Haupttisch saßen die Gegner der Eisenbahn. Es war eine große Menge und sie verfügten über kräftige Stimmen. Die reichsten Bauern aber waren von der Opposition abgeschwenkt und saßen bei Schulte Brielkamp, der als Vorsteher von



Bilder von der Murgtal-Bahn.

Bierhausen der geborene Freund der Eisenbahn war. Er sagte nicht viel, denn die Gabe der Rede war ihm nicht gegeben. Nun hatte der Schulte von oben einen Wink mit dem Zuspensengel bekommen, er solle sehen, daß in die Eisenbahnangelegenheit ein lebhafteres Tempo käme, sonst könnte Bierhausen nicht berücksichtigt werden. Das war aber leichter gesagt als getan. Die Aussichten waren schlecht genug. Einige Bauern sollten Grund und Boden hergeben, na, und das taten sie nicht, und wenn die hohe Regierung sie höchst-eigenhändig auf den Kopf stellte. So weit kamte er seine Schäfchen. Der Schulte kratzte sich hinter den Ohren, er zog seinem Nasenwärmer und qualmte wie ein Schornstein. Er es half alles nichts. Ihm fiel nichts ein.

Das war ein Diskutieren und Streiten für und wider, doch man kam zu keinem Resultat. Das heißt: in den Eisenbahnangelegenheiten, denn sonst gibt's Resultate genug; die Bauern belamen rote Köpfe, und der Wirt Kallmeier füllte seine Thekenlade mit Groschen und Zweigroschen.

Jans Hammeier saß und aß; hie und da bezahlte einer für ihn einen Halben. Allmählich räumte die Opposition das Feld. Aber man war keinen Schritt weiter gekommen. Da rief Schulte Brielamp mit seinem tiefsten Baß: „Jans, setz dich ein bißchen zu uns.“

Hammeier machte so eine Art Diener und pekte durch die Küche. So ein wenig wackelig ging er von Natur aus, und diese schwere Sitzung hatte sein Gangwerk nicht verbessert. Immerhin fühlte er sich ungeheuer geschmeichelt, daß er an einem Tisch mit den reichsten Bauern sitzen durfte. Und augenscheinlich fiel auch etwas für ihn ab. Wichtig, er hatte sich nicht getäuscht. Man sprach noch immer über diese verdrehte Eisenbahngeschichte, und der alte Hermig meinte schließlich: „Wozu haben wir denn eigentlich den Polizeidiener? Der kriegt das schwere Geld, trinkt hier mit uns den teuren Schnaps, nur soll er sich mal das ausklamüsern, wie wir die Sache in Schwung bringen.“

Jans Hammeier bekam einen Schrecken und ließ sein Pfeifchen fallen und knack, war's entzwei. Er kratzte sich hinter den Ohren und sagte schließlich ganz obstinat: „Gott soll mir bewahren, daß ich mich mit solchen Sachen bemenge. Ne, das kann keiner von mir verlangen!“

Der alte Schulte war sonst gar nicht so steinpöchtig. Aber heute hatte er sich andauernd geärgert, und da kam ihm denn der Polizeidiener als Abfahrlaster gerade gelegen. Er wurde rot wie eine Pfingstrose, trommelte mit der geballten Faust auf den Tisch und schrie: „Was, du willst nich? Und ich sage dir: du mußt! Sonst geht dir das an den Aragen.“

Jans Hammeier sah das ganz gut ein, daß man ihn zum Sündenbock ausersehen hatte. Da half kein Bitten und Flehen. Schließlich gewährte man ihm einen Tag Bedenkzeit, und die Bauern zogen steif und forsch ab. Der Polizeidiener blieb noch ein Weilchen sitzen; der Schreck war ihm in die kurzen Beine gefahren, und da mußte er sich erst erholen.

Da kam ein verspäteter Gast, und aus der Art, wie Wilhelm Kallmeier ihn begrüßte, konnte man deutlich schließen, daß er zu den gern gesehenen gehörte. Es war Viktor Longinus, der Sohn eines vermögenden Bauunternehmers, der seinen einzigen Jungen auf allerhand hohe Schulen geschickt hatte. Von dort hatte er neben vielen nützlichen Kenntnissen auch die Lust zu Eulenspiegelstreichen mitgebracht, und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo er solche ausführen konnte. Bei den Alten und Verständigen stand er darum nicht in dem besten Ansehen, und Schulte Brielamp setzte sich ganz energisch auf die Hinterbeine, als er merkte, daß sein Lieschen mehr als nötig hinter dem schmucken Bauunternehmer ausblinzelte. Viktor Longinus schien sich aber nicht im geringsten darüber zu kränken.

Als Jans Hammeier den jungen Bauunternehmer sah, schoß ihm wie eine Erleuchtung der Gedanke durch den Kopf: Der oder keiner kann helfen. Gerät sein Plan, ist's gut; gerät er nicht, wird es auch nicht den Kopf kosten.

Er winkte und plinkte Longinus zu und vertraute ihm sein Herzeleid an. Viktor traute sein krankes Haar und dachte sehr angestrengt nach. Endlich sagte er: „Es muß etwas in der Sache geschehen, das is ganz selbstverständlich. Ich hab' ne Idee: Geh'n Sie mal morgen früh zum Schulten und bestellen Sie ihn auf morgen nachmittag 3 Uhr hierher. Sie können ihm sagen: wir beiden hätten einen Plan ausgeheckt, doch dürften Sie nichts verraten. Die Geschichte könne gar nicht fehl gehen.“

Schulte Brielamp machte erst ein verduhtes Gesicht, als er den Polizeidiener am andern Morgen ankommen sah. Jans fing die Sache recht pfiffig an; er machte den Schulten erst recht neugierig, erzählte lang und breit von seinen Bemühungen und rückte endlich mit seinem positiven Wissen

heraus. Der Schulte sträubte sich. Er fürchtete einen Hansbuntenreich Viktors. Und er hatte mit dieser verwünschten Geschichte schon Ärger genug gehabt. Schließlich sagte er zu.

Pfützlich war er zur Stelle. Viktor Longinus erwartete ihn; Hammeier fehlte noch. Die beiden redeten vom Wetter, und der Schulte hielt sich sehr reserviert. Doch Viktor schien das gar nicht zu merken. Er war sehr ernst und setzte dem Schulten auseinander, welche riesige Dummheit man begehen würde, wollte man nicht mit beiden Händen zugreifen und die Bahn für das Dorf sichern.

„Das ist ja alles gut und schön,“ brummte der Schulte, „aber wie kriegen wir diese Dickköpfe herum? Die wollen nicht.“

„Die wollen wir wohl kriegen,“ erwiderte Longinus selbstbewußt.

„Na, na, ich hab' da keinen rechten Glauben.“

„Was gibt die Wette, daß ich die Leute für den Plan gewinne?“ fragte Viktor.

Hm, der schien ja seiner Sache recht gewiß zu sein. War überhaupt ein Nordskerl, dieser Longinus. Bloß ein bißchen Leichtfink. Sonst, hm, wäre er doch eine feine Partie! Wenn er's fertig brächte, daß die Bahn nach Bierhausen kam, dann triumphierte der Schulte über alle Gegner. Er wollte ihm freie Hand lassen.

Longinus beharrte auf seiner Wette. „Glückt mein Plan, bekomme ich Lieschen zur Frau. Glückt er nicht, sollen Sie mich vor allen Leuten dafür verantwortlich machen. Einverstanden?“

Nach manchem Hin und Her willigte der Schulte ein. Dann wurde Jans Hammeier gerufen und der Plan wurde in allen Einzelheiten beraten.

Das war ein großer Tag in Bierhausen. In einer großen öffentlichen Versammlung sollte über die Bahnangelegenheit beraten werden. Alle kamen. Kallmeiers Saal war gepfropft voll. Die Stunde der Versammlung schlug. Man setzte sich. Da kam Viktor Longinus und berichtete, der Schulte sei für kurze Zeit verhindert, es sei unerwartet hoher Besuch gekommen.

Allenthalben enttäuschte Gesichter.

Longinus sagte: „Wir sind mal alle beisammen, da kann eine kleine Stärkung nicht schaden. Bis der Schulte kommt, seid Ihr meine Gäste. Kallmeier sticht schon ein Faß Altbier an, und wer lieber Schnaps trinkt, muß sich melden.“

Das ließ man sich gefallen. Haha, das konnte ja lustig werden. Dieser Longinus war doch ein einziger Kerl.

Und es wurde wirklich lustig. Die Bauern hielten sich die Seiten vor Lachen. Viktor erzählte ein Döhrken nach dem andern, und inzwischen prostete er den Leuten zu. Schließlich ging die Sache ganz kommentmäßig her; wer nicht variierte, wurde in die Kanne gesteckt. Das gab immer einen gewaltigen Jubel, wenn einer zu dieser Strafe verdonnert wurde. An Schulte Brielamp und die Eisenbahn dachte kein Mensch mehr. War das ein Spaß.

Einige Krakeeler konnten das Randalieren nicht lassen. Zufällig gehörten sie samt und sonders zur Opposition. Viktor Longinus machte mit ihnen kurzen Prozeß. Er pfiff gellend auf den Fingern, und Jans Hammeier erschien. Der führte die Störenfriede an die frische Luft.

Viktor Longinus erzählte wieder eine lustige Geschichte.

„Ich hatte einen guten Freund. Der machte eine Reise zum Nil. Na, dort sind ja viele Krokodile, und mein Freund hat das Pech und kommt so einem Vieß zu nahe. Numps lumps packt ihn das Vieh und will den armen Jungen verschlucken. Das war natürlich eine verteuftelt unangenehme Lage. Zum Glück hatte mein Freund seine Pfeife unter Dampf, und er schüttete dem Untier den brennenden Tabak auf die Zunge. Die Bestie erschrickt, kriegt den Husten, spießt, und wutsch, fliegt mein Freund durch die Luft und setzt sich in den heißen Wüstenland. Er hat mir das selbst erzählt.“

Das war nun ein großes Wundern, manche zweifelten, aber Viktor kommandierte er! Und alle gehorchten.

Da kam der Schulte. Ein Oppositioneller erinnerte sich seiner Pflicht: „Wir wollen keine Eisenbahn!“ rief er. Aber da kam er schon an! Jans Hammeier packte ihm beim Aragen und beförderte ihn zu seinen Kollegen an die freie Luft.

Die Versammlung verließ nun ganz programmäßig, und es wurde einstimmig beschlossen, den Grund und Boden für die Eisenbahn zur Verfügung zu stellen. Und selbst die Gegner, die sich nach und nach wieder einfanden, hatten nun nichts mehr einzuwenden.

Der Schulte aber war so stolz über den errungenen, glänzenden Sieg, daß er noch am selben Abend Viktor Longinus als seinen zukünftigen Schwiegersohn präsentierte. So bekam Bierhausen die Bahn und Viktor sein Lieschen.



Unsere Bilder.



— Das neue Verwaltungsgebäude des Knappschaftsvereins in Bochum. (Bild Seite 265.) In feierlicher Weise ist in Bochum das neue, großartige Verwaltungsgebäude des Knappschaftsvereins eröffnet worden. Nicht weniger als drei Millionen Mark hat der Bau des neuen Verwaltungsgebäudes gekostet, und das Interesse, welches diesem neuen Werke des großen, auf ein mehr als 20jähriges Bestehen zurückblickenden Knappschaftsvereins weit über die Grenzen des Ruhrgebietes hinaus entgegengebracht wurde, ist durchaus gerechtfertigt. Der jetzt vollendete Bau gehört zu den schönsten des ganzen Industriebezirkes; 125 Meter lang, wirkt das gewaltige Gebäude doch nicht prächtig in seiner schönen Umgebung. Die glänzende Architektur der ganzen Fassade macht einen ebenso wohlthuenden Eindruck als die Gliederung der Gesamtanlage. Eine besondere Sehenswürdigkeit des neuen Gebäudes ist das prachtvolle Vestibül, welches auf beiden Seiten des Einganges lebensgroße Bronzefiguren von Bergleuten zeigt.

— Excellenz Liang-Cheng, der neue chinesische Gesandte am Berliner Hofe. (Bild Seite 268.) Am 15. Juli traf der neue chinesische Vertreter in Berlin ein und wurde von dem bisherigen Gesandten General Ping-Tschang am Bahnhof begrüßt. Der neue Gesandte kennt Deutschland und Europa durch mehrfache Reisen.

— Ein merkwürdiges Ereignis bei der letzten Hochwasserkatastrophe. (Bild Seite 268.) Beim letzten Hochwasser hatte der Ort Rente am Fernpaß ganz außerordentlich zu leiden, da der durch den Ort strömende Bach seinen Lauf veränderte und große Verwüstungen anrichtete. U. a. grub er sich seinen Weg durch ein Wohnhaus, ohne dieses zum Einstürzen zu bringen oder sonstwie bedeutenden Schaden zuzufügen. Der Bach fließt nun unter dem Hause auf der einen Seite hinein, auf der anderen Seite wieder heraus. Der Vorsicht wegen mußte das Haus aber geräumt werden, bis der Bach in sein altes Flußbett zurückgeleitet und das Haus ausgebessert sein wird.

— Das Peter Siggmayer-Denkmal in Olang. (Bilder Seite 269.) Anlässlich des 100. Todestages des bekannten Tiroler Freiheitskämpfers Peter Siggmayer wurde demselben in seinem Heimatsort Olang im Pustertal (Tirol) ein Denkmal gesetzt, welches jedoch erst am 17. d. M. unter großer Feierlichkeit im Beisein des Hofes enthüllt werden sollte. Der Heldentod Peter Siggmayers ist einer der tragischsten Momente der neueren Geschichte. Derselbe war bekanntlich neben Andreas Hofer und Speckbacher der tüchtigste Anführer im Tiroler Volkskrieg von 1809. Als im Winter genannten Jahres die Sache der Tiroler verloren war, wurde von den Siegern auf die Köpfe der Anführer eine hohe Prämie gesetzt, unter diesen befand sich auch Peter Siggmayer, der sich in den Klüften der heimatischen Berge verborgen hielt. Es fand sich aber unter den Tirolern niemand, der das Blutgeld verdienen wollte. Da entwarfen die Schergen einen böshastigen Plan; sie setzten den alten Vater Siggmayer gefangen und drohten, ihn zu erschießen, und es währte noch keine 24 Stunden, da hatte sich der Sohn gestellt, um den Vater zu erretten. Er wurde am 14. Januar 1810 erschossen. An dieser Stelle erhebt sich die im Bilde dargestellte Erinnerungs-Kapelle. Das schöne Denkmal, auf welchem Siggmayer als der Erretter seines alten Vaters dargestellt ist, ist eine Schöpfung des Tiroler Bildhauers Bissrader (ebenfalls in Olang gebürtig).

— Die Murgthalbahn. (Bild Seite 270.) Eine der schönsten und romantischsten Gebirgsbahnen Deutschlands ist die nunmehr zur Hälfte vollendete Murgthalbahn. Sie führt an den landschaftlich reizvollsten Gegenden des wildromantischen Tales der Murg im nördlichen Schwarzwald vorüber, und ist für den gesamten Schwarzwaldverkehr zwischen Baden und Württemberg von großer Bedeutung. Nachdem jüngst die Strecke Wiesenbach-Forbach dem Verkehr übergeben worden ist, wird jetzt an der Weiterführung der Linie bis zu dem württembergischen Luftkurort Freudenstadt gearbeitet. Auf unserem Bilde sind außer einer Uebersichtsskizze der ganzen Bahnstrecke zwei der reizvollsten Punkte aus der im Betriebe befindlichen Bahn über die jüngere Tennenschlucht bei Langenbrand und eine Ansicht des längsten Tunnels der ganzen Linie, des 355 Meter langen Stiehl-tunnels, an dem sich mit kurzer Unterbrechung der 25 Meter lange Kappentunnel anschließt.



Rätselzettel.



Zählrätsel.

	10		2	
	11	9	1	3
12		8		4
	13	15	7	5
	14		6	

Die 45 Felder der Figur sind mit den Buchstaben: 6 a, 2 b, 4 c, 2 g, 1 h, 3 i, 2 l, 2 m, 6 n, 3 o, 1 p, 2 r, 5 s, 5 t, 1 u so auszufüllen, daß die senkrechten Reihen bezeichnen:

1. Eine der Frauengestalten in einem Roman von Goethe.
2. Einen von vier Brüdern.
3. Einen See in Afrika.
4. Eine Stadt in Italien.
5. Einen alttestamentlichen Namen.
6. Eine Stadt am Schwarzen Meere.
7. Einen Strom in Afrika.
8. Einen Ort in dem Schweizer Kanton Unterwalden.
9. Einen Meister der Töne.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so nennen die 15 Buchstaben an den durch Zahlen bezeichneten Stellen in der Reihenfolge der gegebenen Ziffern einen berühmten Komponisten und Virtuosen.

Dreisilbige Charade.

Die ersten Zwei, wie Spinnweb zart  
Sind ganz von märchenlust'ger Art.  
Sie gehen nicht, sie tanzen, schweben.  
Das Letzte halte wohl verwahrt,  
Es trägt dich durch das ird'sche Leben.  
Das Ganze kommt von einem Tier,  
Ein Kunstwert draus verehr' ich dir.

Zogogriph.

Mit weichem Kopfe wird es handeln  
Ganz nach unsrer Wünsche Ziel,  
Welche Wege wir auch wandeln;  
Aber Sorgen, groß und viel,  
Nagen an der Brust, im Herzen,  
Wenn's mit hartem Kopfe erscheint,  
Trübsal, Kummer, Not und Schmerzen  
Hat dies Wort in sich vereint.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

- Kreuzrätsel: Bionville, Travendal, Steinmey.  
Zweisilbige Charade: Auszug.  
Kapselrätsel: Alt (en 3) eiten — Enz.  
Rätsel: Schaumburg-Lippe.  
Rebus: Vorsicht ist besser als Nachsicht.



Nr. 35.

Sonntag, 28. August.

Jahrgang 1910.

## Hoffnung.

Novelle von A. Noël.

I. (Nachdruck verboten.)

Noch graute der Wintertag kaum, als Felizie erwachte. Ein bleicher Dämmerchein hing eben erst an, die dicke Finsternis zu verdrängen. Doch zusehends lichtetet sich die Schatten, denn das breite Doppelfenster war nur durch einen dünnen Vorhang verhüllt.

Sie hatte schlecht geschlafen; das gestrige Tagwerk lag ihr noch bleischwer in den Gliedern. Unwillig schloß sie die Lider wieder, und auf dem Grunde ihrer Seele wiederholte sich ein um das andere Mal wie eine Leiertastenmelodie der Wunsch: Ach, wenn es doch nie wieder Tag würde!

Aber es nützte nichts, die Augen zu schließen. Wenn man

sie für einen Augenblick dennoch öffnete, überraschte einen das Wachstum der Heiligkeit um so unangenehmer. Sie konnte bereits alles erkennen: ihr ganzes, von den Eltern ererbtes, an Alter und Gebrechlichkeit krankendes Mobiliar, das ihren Schönheitsjinn verletzte und dessen sie sich doch nicht entäußern mochte, aus Pietät vermutlich.

Jetzt holte die Wanduhr nach umständlichem Gerassel zum Schlage aus, aber umsonst qualte Felizie sich, die wahre Zeit heraus zu bekommen; die alte schwaghafte Uhr konnte kein Ende finden. Da klang es langsam und dumpf abgedümt aus der Ferne an ihr Ohr: zwei Schläge; dann sieben. Halb acht! Es war an der Zeit, aufzustehen. Alle wohlbekanntes, täglich zur selben Minute wiederkehrenden Geräusche auf der Straße und bei den Nachbarn mahnten sie. Drüben hinter der Wand zankten sich die beiden Töchter der Hauptmännin, wie allmorgendlich.



Im Grünen. Nach dem Gemälde von Th. v. d. Beck.

Sie setzte sich im Bette auf, wollte heraus, aber sie konnte nicht. Ein Unbehagen ohne gleichen, ein schmerzliches Reiben in allen Gliedern — Stiche in der Brust! Das konnte nicht bloße Müdigkeit sein; sie war krank! Ach, was krank! Hatte sie Zeit, krank zu sein? Nur rasch auf! Es war noch manches zu besorgen, ehe sie zu ihren Stunden ging.

Wohin denn zuerst? War heute Samstag oder erst Freitag? Sie konnte sich nicht darauf besinnen und blickte nach dem Abreißkalender an der Wand: Freitag! Nun denn, ihr galt es gleich. Alle Tage waren Unglückstage für sie. Und was für ein Spruch stand da auf der Rückseite des Blattes? „Hoffnung läßt nicht zuschanden werden!“ Fast hätte sie gelacht. Ein Spruch für Kinder und Narren! Doch, doch, sie läßt zuschanden werden! Sie tut gar nichts anderes! War sie nicht mit leeren Hoffnungen groß gezogen, damit vollgepfropft und gesättigt worden? Nur nichts von Hoffnung mehr. Das Blatt wollte sie der Hauptmannswitwe nebenan schenken, der unverwundlichen Hofferin. Sie selbst hatte trotz ihrer Jugend längst alles Hoffen aufgegeben und sich mit den Trümmern, just wie mit ihrem Hausrat ringsum, ihr Leben eingerichtet . . .

Sie wollte ernstlich aufstehen, doch der Versuch mißglückte. Es war keine Möglichkeit heute, auszugehen und ihre Stunden zu geben. Bei dem Novemberturm obendrein, der durch die Gassen pfliff und an den Fenstern rüttelte!

Mühsam griff sie auf den Boden hinab nach einem ihrer Stiefel, die dort lagen, und klopfte damit an die Seitenwand neben dem Kopfende ihres Bettes, so stark sie konnte und in regelmäßigen Absätzen. Dann ließ sie den Stiefel fallen, und ihr Kopf sank auf die Kissen zurück. Sie lauschte.

Endlich hörte sie ein Getrippel auf dem Gange vor der äußeren Türe, und jetzt besann sie sich, daß sie diese ja erst öffnen mußte, ehe jemand zu ihr gelangen konnte. Sie erhob sich mit Mühe und Not und ging hinaus in den kleinen Vorraum, den eine Glaswand in zwei Teile teilte. Mit Anstrengung schob sie den Riegel zurück und schloß die Türe auf.

„Guten Morgen, Fräulein!“ rief ihr eine starke Mädchenstimme beim Öffnen der Türe entgegen. „Was gibt es?“

„Ein schöner guter Morgen!“ entgegnete Felizie verdrießlich. „Kommen Sie herein, Gisela, und schließen Sie die Türe.“

Mit schwankenden Schritten begab sie sich ins Zimmer zurück, wohin Gisela ihr folgte, nachdem sie die Türe dröhnend hinter sich zugeworfen hatte, so daß Felizie zusammensuhr.

Gisela war ein junges Mädchen — oder doch noch ein Kind? Man wurde nicht leicht Aug daraus. Um vieles kleiner als die schlant aufgeschossene Felizie, zeigte sie andererseits wieder eine b. in. nahe schon frauenhafte Entwicklung, wozu der kurze Rock, der noch sämtliche Knöpfe der Stiefelchen sehen ließ, sehr wenig paßte und noch weniger das kurze, schwarze Zöpfchen, das dem Mädchen im Nacken baumelte.

„Mein Gott, was haben Sie denn, Fräulein Felizie?“ rief sie überhaupt. „Schlechte Nacht? Klottilde auch! Wie gewöhnlich; Wenn ich nur einmal in der Nacht aufwachen möchte, um mich davon zu überzeugen, daß sie wirklich nicht schläft . . . Und eine Laune! Eßig erster Güte! Haben Sie vorhin unser Schärmügel nicht gehört? Die Mama hat zum rten Male Nummern geträumt . . . Die falschen natürlich! Da gibt es wieder viel trodene Erdäpfel! Die Butter wandert in die Lotterie . . . Sehen Sie aber elend aus, Fräulein! Schauen Sie doch nur in den Spiegel!“

Felizie warf einen scheuen Blick hinüber in das grünlche Glas. „Wie ein Gespenst sehe ich aus!“ murmelte sie.

„Aber wie ein hübsches Gespenst!“ erklärte Gisela entschieden. „Wenn ich so hübsch wäre wie Sie! . . . Aber was fehlt Ihnen denn eigentlich?“

Während Felizie, von einem Frostschauer befallen, dem jungen Mädchen in abgerissenen Worten das Nötige mitteilte, suchte sie ihr Lager wieder auf, denn sie konnte sich nicht aufrecht halten. Gisela brach in gutmütiges Bedauern aus, zog die Decke über sie und wickelte die Leidende sorgsam ein. Dann holte sie Holz aus der Küche, zündete Feuer im Ofen an, brachte Wasser und goß Spiritus in den Schnellfieder. Bei allem aber, was sie tat, machte sie einen ungläublichen Lärm. Dazwischen verständigte sie schreiend Mutter und Schwester drüben durch die Wand von dem Unwohlsein der Nachbarin. Zu genieren brauchte man sich hier oben nicht. Dieses oberste Stockwerk, das nur einen

Mittelaufzug zu den unteren Stockwerken bildete, wurde außer ihnen nur von einem taubstummen Ehepaar bewohnt, das selber von 5 Uhr früh an einen Heidenlärm zu machen pflegte und deshalb mit der Mama und Klottilde auf dem Kriegssfuß lebte.

„So! Hier ist Tee!“ triumphtierte Gisela schließlich. „Wenn Sie es jetzt noch über sich gewinnen könnten, ein bißel weniger Geräusch zu machen.“

„Sie Arme, Sie sind gewiß sehr krank, wenn das Sie schon belästigt!“ meinte Gisela erstaunt und mitleidig. „Das ist kein Spaß mehr! Da muß man den Doktor holen, den schönen Doktor vom ersten Stod!“

Mitten unter ihren Schmerzen und in der Gewalt des Fiebers mußte Felizie doch lächeln. „Warum denn gerade den?“ Aber sie hörte kaum mehr auf die vielen wichtigen Gründe, die Gisela ihr ernsthaft aufzählte. Er war doch der nächste und so geschickt und der Hausbesitzer obendrein.

Es klopfte draußen und Gisela öffnete. Zwei hochgewachsene Frauengestalten, die eine schmal und lang, die andere breit und massig, traten mit forschenden Blicken an Feliziens Lager.

„Du, Mama, schau, wie krank das arme Fräulein ist!“ rief Gisela. „Da muß man den Doktor holen, nicht wahr!“

Die Schlante, blaß und mager, mit dünnem blondhaar und spizen Zügen, gleich der Mutter in einem ziemlich verwahrlosten Morgenanzug, den ein großes Umhängetuch gnädig bedeckte, hob mit nervösem Gesichtsausdruck die Hände an die Schläfen, um der kleinen Schweigen zu gebieten. Die Mutter aber, eine Fünzigjährige mit roten Wangen, einem vollen Gesicht, pechschwarzen Scheiteln und lebhaften, kleinen Augen nicht besorgt und doch tröstlich vor sich hin.

„Es wird nichts sein . . . Aber der Doktor muß natürlich kommen. Vernachlässigt darf nichts werden!“ erklärte sie mit warmer, etwas schnarrender Stimme.

Nachdem Gisela die Erlaubnis erhalten hatte, den Doktor zu holen, ging sie erst hinüber in ihre Wohnung, an deren Eingangstüre eine mit vier Reißnägeln besetzte Visitenkarte prangte: „Elise Biey, geborene von Steinlappel, f. f. Hauptmannswitwe“ — und machte sich an Klottildens Toiletentisch an ihre Verschönerung. Als sie dann endlich, mit ihrem kosteinsten Schürchen angetan, auf den hohen Stöckelstufen ins erste Stockwerk hinunterklapperte, um an die Türe des Hausbesizers zu klopfen, da vernahm sie, daß Doktor Julius Brandhöfer bereits ausgegangen sei. Sie übergab also dem Stubenmädchen die Botschaft, der Herr Doktor möchte sich doch nachher zu Fräulein Nikodemus in den vierten Stod hinaufbemühen.

„Sie meinen in den fünften?“ fragte das Stubenmädchen scharf.

„Der fünfte ist der vierte!“ rief Gisela davonspringend. „Der vierte ist der fünfte!“ verbesserte das Stubenmädchen spöttlich.

Und sie hatte recht. Der Wiener Gepflogenheit gemäß hieß das erste Stockwerk Mezzanin, damit alle Hausbewohner sich einbilden konnten, eine Treppe niedriger zu wohnen.

Als Gisela zurückkehrte, sandte die Mutter sie in ihrer Wohnung hinüber, wo sie die häusliche Arbeit zu verrichten hatte. Klottilde beschäftigte sich in den Morgenstunden zumeist nur mit ihrer Toilette. Sie war just doppelt so alt wie die jüngere Schwester, das Kind der guten Zeiten, jener Zeiten nämlich, da der Hauptmann Biey sein ilterliches Vermögen noch nicht vererbt und verspekuliert hatte.

Heute beschleunigte indes Klottilde doch ihren Anzug, um für die Mutter die wenigen Einkäufe des kleinen Haushaltes zu besorgen, denn die Hauptmännin selbst blieb bei Felizie.

Die wuchtige Gestalt bewegte sich mit erstaunlicher Leichtigkeit, und Felizie war für ihren leichten Schritt sehr dankbar. Noch dankbarer wäre sie ihr gewesen, hätte Frau Biey alles stehen und liegen lassen, denn auch das unhörbare Umhergehen tat ihr im Kopfe weh. Aber Frau Biey ließ es sich nicht nehmen, das Zimmer aufzuräumen. Eigenhändig und möglichst geräuschlos putzte, fegte und wischte sie so lange, bis alles rein und in Ordnung war. Damit begnügte sie sich aber doch nicht, sie machte auch allerlei Verschönerungsversuche. Sie wuschte, wo die letzten Reste der Theatergarderobe von Feliziens Mutter zu finden waren, und holte sie hervor, um da und dort einen Winkel mit ihnen zu zieren. Mit verblicheneren Bandschleifen alter Kranzspenden schmückte sie die saitenlose Harfe in der Ecke hinter dem Geigenständer, und auf den Schreibtisch stellte sie ein paar alte Bilder, die ihr in die Hände fielen.

Felizie mochte von allen diesen Dingen lieber nichts mehr sehen, allein sie ließ die Nachbarin gewähren und dankte ihr sogar herzlich, wenn auch nicht ohne Ironie, für diese Versuchung ihr Heim zu schmücken.

Die Hauptmännin lebte lebhaft ab. „Bin ich nicht tief in Ihrer Schuld? Seit einem Jahre unterrichten Sie meine Gisela umsonst im Klavierpiel, und sie macht Ihnen so viele Mühe.“

Als sie fertig war, setzte sie sich zu Felizie an das Bett und tröstete sie in zuversichtlichem Tone. „In drei Tagen sehen Sie wieder auf! Es wird gar nichts sein. Vorige Woche war mir gerade wie Ihnen heute. Eine Schale Nierblutentee, und es ist wieder gut. Und alles hat seine gute Seite.“

Felizie lag stumm und starrte finstern auf die Wand. Es wäre ihr doch schwer gefallen, die gute Seite der Krankheit herauszufinden.

„Man kann nie wissen,“ fuhr Frau Pies geläufig fort. „Was Sie für ein Unglück halten, kann der Anfang von einem Glück sein.“

Was Felizie am meisten ärgerte, war, daß die gute Frau sie nicht mit solchen Worten bloß trösten wollte, sondern tatsächlich diesen zähen Optimismus befaß, der immer hoffte, wo andere schon verzweifeln.

Später löste Klottilde die Mutter ab. Sie brachte der Kranken einige Orangen, verbrannte Räucherpapier und setzte sich dann ans Bett, während ihr überlangen schlanken Finger behend die Häkelnadel handhabten. Sie schien jetzt gegen vorhin wenigstens 10 Jahre jünger. Einst war sie schön gewesen, mit siebzehn Jahren — „eine Viertelstunde lang,“ pflegte Gisela bösbast zu sagen — und nun wollte sie noch immer nicht glauben, daß es damit endgültig vorbei sei. Ungeachtet ihrer sonstigen Griesgrämigkeit nährte sie doch auch den eigensinnigen Pies'schen Familienjanguinismus und war beständig auf den Auszug nach günstigen Veränderungen — und die Pudergerichte auf ihren Wangen war immer greifbarer.

Auch die wäre besser dran, wenn sie nicht mehr hoffen wollte! dachte Felizie.

Plötzlich ertönte draußen die Klingel, und Gisela, die eben herübergekommen war, stürzte hinaus, um den Doktor zu empfangen. Eine Minnie später trat er auf die Schwelle, eine hohe, breitschultrige Gestalt, die bereits etwas Fülle angefaßt hatte aber doch noch den Eindruck von Jugend und blühender Männlichkeit machte. Gisela nannte ihn nicht umsonst den „schönen“ Doktor.

Die Sonne hatte endlich die Frühnebel besiegt und beleuchtete hell die Stube und das Bett, worin Felizie mit Niererosen auf den Wangen und dunkelalühendem Blick lag. Brandhöfer begrüßte seine neue Patientin mit einer Stimme von beruhigend wohlwollendem Klang, und seine Augen blickten so freundlich auf sie, daß sie den Eindruck empfing, ein alter Freund, den sie nie gesehen und dennoch kenne, trete an ihr Lager.

Die Hauptmännin berichtete ihm an Felizien's Stelle von allen Symptomen und Schmerzen der Leidenden und Brandhöfer forschte und horchte eine geraume Weile, ohne sich für's erste noch über die Krankheit zu äußern.

Endlich richtete er sich auf. „Was ist es?“ forschte Felizie, ihm unruhig in die Augen blickend. „Sagen Sie es mir ohne Umschweife, Herr Doktor.“

„Ich kann mich noch nicht entschieden aussprechen. Es scheint eine Rippenfellentzündung zu sein . . . in leichtem Grad. Sie brauchen keine Angst zu haben; ruhig müssen Sie sich halten.“

Felizie stieß einen Seufzer aus. „Wer weiß, wie lange das dauert!“

„Nicht so lange wie Sie fürchten!“ beschwichtigte der Doktor. „Gegen das Fieber wollen wir etwas verschreiben. Wie steht es mit der Pflege? Haben Sie keine Angehörigen?“

„Hier niemanden.“

„Sie haben eine Nachbarin!“ rief Frau Pies ein. „Ich und meine Mädchen, wir werden Sie pflegen.“

Der Doktor sah die Frau überrascht an. Solche Menschenliebe kam ihm nicht allzuhäufig vor.

„Das ist ja sehr schön! Wenn Sie noch eine Pflegerin zu Hilfe nehmen wollen, kann ich Ihnen eine geschulte Wärterin empfehlen.“

„Ich danke!“ wehrte Felizie den Vorschlag hastig ab. „Das braucht es nicht. Frau Glanz, unsere Aufwärterin, steht mir Tag und Nacht zu Diensten, wenn ich sie rufen lasse.“

Sie wird mich pflegen. Denn ehe ich der Frau Hauptmann so viele Mühe mache, eher gehe ich ins Spital.“

„Gott behüte!“ rief Frau Pies. „Also rufen wir die Glanz! Und ich werde schon nach dem Rechten sehen. Herr Doktor können überzeugt sein, daß Fräulein Nikodemus sich in guter Obhut befinden wird.“

„Ich zweifle nicht daran,“ erwiderte der Arzt verbindlich, „und trotz der unerfreulichen Veranlassung ist es mir doch sehr angenehm, meine Hausgenossinnen persönlich kennen zu lernen.“

Diesen Augenblick benutzte Frau Pies, um ihre Töchter heranzurufen und vorzustellen. Klottilde neigte vornehm das Haupt, während Gisela's Nachsicht stark vernagelte. Als der Doktor sie mit einem heimlich belustigten Blicke maß, wurde sie seuerrot. Dann sagte er den „jungen Damen“ einige freundliche Worte — beide fühlten sich recht geschmeichelt, die eine, weil der Ausdruck nicht mehr, die andere, weil er noch nicht recht auf sie paßte — und wandte sich wieder zu seiner Patientin, die er mit Teilnahme betrachtete.

„Sie sind Musiklehrerin, Fräulein?“  
Felizie bejahte.

(Fortsetzung folgt.)

## Was er webt, das weiss kein Weber.

Von Emil Frank.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Jahre kommen und vergehen —  
In dem Webstuhl läuft geschäftig  
Schmurrend hin und her die Spule —  
Was er webt, daß weiß kein Weber.“

Nur der eine, durch dessen Hände all die ungezählten Fäden und Fädchen des Menschenschicksals laufen, er weiß, was da gewebt wird. —

Franz hatte seine Gramina glänzend bestanden und war Assistenzarzt eines der namhaftesten Gelehrten. Mit inniger Liebe versenkte er sich in seine Wissenschaft, die ihm freilich nicht Selbstzweck war sondern ein Mittel, vielen, vielen Leidenden helfen zu können. Er arbeitete mit riesigem Fleiß, er hatte sich ein Ziel gesetzt, das zu erreichen aller Kraft wert war, Gretchen. Wie war das alles so herrlich, was er für sich erjann; eine Professur wollte er erringen, er besaß ja etwas Vermögen, konnte es also schon wagen, sich zu habilitieren, und wenn es ihm vorher gelang, sich eine Privatpraxis zu erwerben, dann war die materielle Grundlage für ihren Bund geschaffen.

Das alles erzählte er Gretchen, als er das nächste Mal nach Hause kam. Sie lächelte zu seinen Plänen, und meinte dann schlesisch, ob sie ein einfaches Bauernmädchen, zur Frau Professor auch geschaffen sei. Da sang er ihr ein Lied vor:

„Wahre Liebe kennt nicht Grenzen,  
Kennt nicht Stand und kennt nicht Ziel.  
Liebet treu und liebet innig;  
Wahre Liebe treibt kein Spiel.  
Lieb' ist mehr als Geist und Größe,  
Alles überstrahlet sie.  
Sie muß alles überbauern,  
Sonst bestand sie nie.“

Sie drückt warm seine Hand. Wie treu er sie doch liebte! O, sie wollte ihm dankbar sein. Und doch und doch, sie konnte sich an ihrem Herzensglück nicht freuen. Etwas Trübes Unabwendbares lastete auf ihr, eine Ahnung, daß sie von dem so sehnlich erwarteten Glück nichts verkosten würde. Sie wußte selbst nicht, woher diese quälenden Zweifel kamen; es war ja nur eine Erklärung gegen die sie nicht energisch oemug angefaßt hatte. Nun konnte sie dieselbe nicht mehr bannen. Nur diese Erklärung war schuld an ihrer Mattigkeit, an ihren trüben Gedanken. Bald bald wird es besser werden dachte Gretchen dann werde ich mich mit doppelter Innigkeit meines Glückes freuen können.

„Was er webt das weiß kein Weber.“

Sorofällig verbarä Gretchen vor Franz jede Spur ihres Frühstuns. In seiner Gesellschaft war sie munter wie

immer. Sie war wie ein munteres Vöglein, an dem alle Welt Freude hat. Wenn Franz manchmal besorgt die blauen Schatten unter ihren Augen betrachtete, dann lachte sie zu seiner Besorgnis, ob auch ihr Herz vor Angst zuckte. Auf diese Weise beruhigte sie ihn immer wieder. Er sah sie ja mit den Augen der Liebe, und die Liebe hofft, sie ist blind.

Als er aber das nächste Mal wieder nach Hause kam, — es war Herbst —, da sah er doch, was er bisher nicht hatte sehen wollen, sein Lieb war krank, ernstlich krank. Ein trockener Husten erschütterte ihren Körper. Ihr Gesicht war geisterhaft bleich. Kleine rote Flecke stachen seltsam davon ab. Ein Zweifel war ausgeschlossen. Die Angst packte ihn und umschürte wie mit Geierkrallen seine Kehle. Langsam ging der stolze Bau seines Glückes in Scherben. Schwindsucht! gelte es ihm im Herzen. Sein Lieb, sein Gretchen, war dem Tode verfallen. Er bäumte sich auf gegen diesen Gedanken, er konnte, durfte ja nicht sein. Sie mußte ja leben. Gab es denn ein Glück auf der Welt ohne sie? Gretchen aber schaute ihn mit ihren blauen Kinder-Augen ängstlich an, sie hatte in seinem Erschrecken ihr und ihres Glückes Todesurteil gelesen. Was sie sich nie hatte eingestehen wollen, sie las es in des Geliebten Blick: es ging zu Ende! Da kam eine Schwäche über sie. Feurige Tränen und Wädel tanzten vor ihren Augen. Die Erde schien zu wanken. Ihre kraftlosen Hände griffen in die Luft. Sie wäre zu Boden gesunken, wenn Franz sie nicht festgehalten hätte. Nun trug er sie auf seinen Armen wie ein Kind nach Hause. Die Lindenbäuerin sah ihn lange an fragend, mit einem Blick, in dem Hoffnung und Verzweiflung wechselten. Doch sie hatte keine Zeit sich dem Müttertschmerz hinzugeben, ihr Kind bedurfte ihrer. Da gab es keine Schwäche. Franz aber fuhr sofort nach der Stadt. Ein Nachaeossen sollte ihm bestätigen, was freilich schon unumstößlich sicher war.

Rastlos durchmaß Franz die große Wohnstube. Da nebenan lag sein Gretchen. Ein Fremder dessen Auge die Liebe nicht voreingenommen machte, untersuchte sie. Der Arzt tat es sehr gründlich. Ein Zweifel war ganz ausgeschlossen sprach er zu sich selbst. Er verließ das Haus. Franz begleitete ihn.

„Seien Sie ein Mann Herr Kollege.“ hob der Arzt an. „sitzen Sie sich in das Unvermeidliche. Ihre Braut ist rettungslos dem Tode verfallen.“

Franz hatte stark sein wollen. Er erwartete ja dieses Urteil. Und doch als er hörte, da krampfte sein Herz sich zusammen in wildem Weh. Seine Knie zitterten. Er mußte sich festhalten. Teilnehmend blickte der andere ihn an und seine Hand umspannte mit festem warmem Druck des Kollegen Hand.



Liang Cheng, der neue chinesische Gesandte in Berlin.



Die Trauung der Luisenbrautpaare in der Garnisonkirche zu Potsdam.

Endlich raffte Franz sich auf. Er zwang sein Herz zur Ruhe. Ganz sachlich fragte er nach dem Zustande seiner Braut. Der Arzt nahm sein Notizbuch zur Hand und zeichnete mit derben Strichen den Krankheitsherd.

„Sie haben recht,“ sagte Franz, „menschliche Kunst ist hier vergebens. Aber, wenn auch alle anderen Mittel versagen — einer kann noch helfen, Gott!“ Er klammerte sich an diese Hoffnung, wie an ein Rettungsseil. Groß, wie seine Liebe war sein Vertrauen. „Rette sie, barmherziger Gott, du, an den ich glaube, der du hoch im Himmel bist, höre mich, rette sie!“ So betete er.

Nun saß er Tag und Nacht an ihrem Krankenlager, verfolgte mit fieberhafter Spannung den Verlauf der Krankheit. Sie griff weiter, daran war kein Zweifel. Bis zu einem Schatten ihres früheren Selbst war Gretchen verblieben. Nur die bleiche Stirn, das Auge war unberührt geblieben. Es war, als hätten die Engel der Unschuld die dieses Krankenlager umschwebten, der stillen Dulderin im Sterben neue Kräfte gegeben. Doch neben den Engeln der Unschuld stand der Engel des Todes, er hatte die Stirn des Mädchens mit seinem Fuß gezeichnet.

Alles Hoffen schien vergebens. Gott wollte einer Mutter des Liebenden heißes Beten wohl nicht hören.

\*

Die ersten Lenzboten kamen. Kleine weiße Glöckchen lugten neugierig ins Laub und läuteten den Frühling ein. Die Natur erwachte zu neuem Leben. Neues Hoffen überall.

Ein einsamer Verabfod schlängelt sich durch dichten Tannenwald. Er führt zu einem Kloster. In der Klosterkirche ist ein Bild. Die Mater dolorosa. Es ist ein Gnadenbild. Jähraus jährein strömen ungezählte Scharen zu ihm hin. Es ist ja die Trösterin

der Betrübten, die Zuflucht der Sünder, die Hilfe der Christen, die Mutter.

Franz geht diesen Bergpfad hinan. Er geht für sein krankes Lieb zur Mutter bitten. Nun kniet er vor ihrem Bilde. Stoßweise ringt sich sein Flehen von der bekümmerten Brust los. Dazwischen schaut er auf zur Schmerzensmutter, und es ist, als sei das Bild vor ihm lebendig geworden, als gebe es Antwort auf sein angsterfülltes Fragen.

Er fragt: „Heilige Mutter, soll sie denn wirklich nicht gesund werden?“

Und die Mutter antwortet: „Entsage!“

Da beugt er das Haupt tief, tief auf die Brust. Sein Begehren schweigt. Er trägt sein Hofen, sein Lieben zu Grabe.

Dann ruft er wieder: „Ich entsage meiner Liebe, aber rette sie, rette ihr junges Leben!“

Und mit einem Blick unaussprechlichen Erbarmens blickt die schmerzhaftige Mutter ihn an: „Dein Flehen ist erhört!“ liebt er in diesem Blick.

Da eilt er hinaus in Freie. Er glaubt.

Wider alles Erwarten nahm Gretchen's Krankheit eine andere Wendung. Noch einmal versuchte Franz sein ganzes Können und Wissen. Seine hehre Wissenschaft stellt er in den Dienst der einen die er mit allen Fasern seines Herzens liebt, der er an heiliger Stelle entsagt hat.

Ein berühmter Spezialist kommt ab und zu auf den Lindenhof. Anfangs hat auch er bedauernd die Achseln gezuckt. Allmählich aber wurde er zuversichtlich. „Ein merkwürdiger Fall.“ murmelte er. „Es ist gelungen, den Krankheitsherd einzudämmen. Genesung ist nicht ausgeschlossen.“

Das war eine frohe Botschaft. Zum ersten Male spricht Franz mit Gretchen über ihre Krankheit. Bisher hat er auf alle ihre Fragen ausweichende Antwort gegeben. Heute kann er es ihr ja sagen. Da saß sie leise: „Franz, ich freue mich daß ich leben werde, ich lebe so gern. Aber dir werde ich nicht angehören können.“

„Entsage entsage!“ ruft die schmerzhaftige Mutter ihm zu, und Gretchen wiederholt nur der Mutter Wort.

Gretchen genas wirklich. Sie blieb ja sehr schwächlich mußte sich immer schonen, aber sie war doch gerettet.

Franz war so dankbar für dieses Glück. Ganze kann er hin und her wie er diesem hehren Dankbarkeitsgefühl Ausdruck geben konnte. Tränen trocken. Unausgesprochen. Das wollte er. Hatte er nicht als Arzt dazu die schönste Gelegenheit? Seine stolzen Zukunftspläne hatte er schon



Berliner Schulkinder auf dem Ferienspielplatz im Plänterwalde bei Berlin.



Abg. Kolb, der Führer der badischen Sozialdemokratie.

lange begraben, damals, als er sein reiches Leben begraben mußte. Er nahm eine Stelle als Arzt in einer Anstalt für Unheilbare an. Dort schaltet und waltet er mit heiliger Liebe und Erbarmen.

## Die Wilderer.

Skizze von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

Karl Zwan, der gräßliche Förster, lehrte von einem Gange durch den Wald heim. Es war ein bißchen später geworden als sonst, und er war auch weiter vom Wege abgekommen als gewöhnlich. „Ei,“ dachte er, „willst mal sehen, was Wredens machen; die Stimmung ist dort nicht eben tollig, seit dieser dumme Bengel diesen bödsinnigen Streich begangen hat.“

Diesen Entschluß führte der Förster auch getreulich aus. Er unterhielt sich im Laufen mit sich selbst und seinen beiden Hunden, schaute bald pfiffig, bald verwundert, bald ein bißchen grimmig in Gottes schöne Welt und pfiff zur Abwechslung einige lustige Stückelein.

Karl Zwan war so ein Stück Original. Er hauste einsam in dem prächtigen Förstehause, das am Waldesfaum lag, zu dem des Waldes Rauschen bald gedämpft und wispelnd, bald wild und brausend hinüberklang. Eine ganze Koppel von Hunden trieb sich in der Umgebung des Förstehauses herum. Zwan verhätschelte seine vierbeinigen Lieblinge geradezu und doch gehorchten sie ihm auf jeden Pfiff und Wink. „Wunder der Dressur!“ meinte er schmunzelnd wenn ihm mal ein Besucher darüber ein Kompliment machte.

Seine ganze große Liebe gehörte dem Walde. Bei jedem Wetter ging er morgens hinaus. Er kannte hier jeden Baum; das arme Volk war seine Welt.

Am Verlehr beschränkte er sich auf die Wredens und verschiedene Wirtshäuser.

Wreden war Verwalter eines gräßlichen Gutes, und Zwan hatte auch beruflich mit dem Verwalter zu tun gehabt; so waren sie einander rasch persönlich nähergerückt, und seit einer Reihe von Jahren spielte Karl Zwan in Wredens Hause die Rolle des Onkels.

Seit ein paar Tagen war er hier nicht mehr vorbeigekommen da wurde es wieder einmal Zeit daß er nachsah. Sein Auge heftete sich plötzlich auf einige Fußspuren, dann

bückte er sich, suchte und zog schnaubend und schimpfend eine Hasenschlinge hervor. Die Frechheit nahm doch immer mehr zu! Nun wagten es diese Spitzbuben, in unmittelbarer Nähe des Gutes Schlingen zu stellen. Da sollte doch ein Donnerwetter dreinschlagen! Na, er wollte sie schon kriegen! So dachte der Förster, schob die Schlinge zurück und wanderte weiter. Aber seine Seele war voll Grimm, und auf seiner Stirn waren die Schatten des Unmutes. Amürrig trat er in Wredens Arbeitszimmer und sagte kurz „Gut'n Tag!“ Sonst nichts! Der Verwalter aber kannte schon seinen Pappenheimer! Er rief seine Tochter: „Alara, gieß' dem Förster einen Kümmel ein!“ Alara kam. Hei, wie sich da rasch die Gewitterwolken von seiner brummigen Stirn verzogen, als sie mit ihrer lieben, freundlichen Art ihm „Guten Tag, Onkel Iwan!“ zurief. Er schmunzelte behaglich, als sie ihm das gewohnte Glas Kümmel eingoß — keines von den zierlichen modernen Fingerringchen, die ihn immer fuchsteufelswild machen konnten, nein, eines von den alten, schweren Schnapsaläsern, in die ein ordentlicher Schluck hineinging. Liebkosend fuhr des Försters harte Hand über das Glas, dann über den Arm des lieben, schönen Kindes, aus dessen blauen Augen etwas Trübes, Wehes schimmerte. Doch das sah Karl Iwan nicht. „Nu' gieß' Vater auch mal so 'nen Stiebel ein.“ rief er mit seiner sonoren Stimme. „So, Krib, du mußt auch einen nehmen: der Tropfen is gut!“

Sein Zorn war verraucht, und das hatte entweder der Kümmel oder Alara Wreden fertig gebracht.

Der Förster zog seine Pfeife aus der Tasche. Am Mundstück baumelten eine Menge schöner Hirschzähne. Alara Wreden brachte ihm des Vaters Tabakstaschen und wollte ihn auch mit Feuer bedienen. „Ne, laß nur, Rindchen“ sagte er, und zog aus der Tasche sein Feuerzeug: Stahl, Stein und Schwamm heraus. Er pünktete bedächtigt, und bald war die Pfeife in Ordnung. Dann hing er seine Flinte um nahm den Stock zur Hand und stapfte zur Türe hinaus. Im Tür blieb er einen Augenblick stehen. „Muß doch eben noch nach den Frauenleuten sehen“ brummte er. Natürlich meinte er damit Frau Wreden und ihre Tochter. Nachdem er sich auch hier endgültig verabschiedet hatte, zog er ab.

Er nahm sich Zeit, der Förster; zu Hause wartete keiner auf ihn, er war Junggeselle und wollte es auch bleiben. Bedächtigt marschierte er auf der schattigen staubfreien Straße, die zum Forsthaus führte. Am Waldbrand, von Bäumen und Büschen verfleckt, lag das schimmernde Gebäude. Vielstimmiges Hundegebell begrüßte den Förster, und er rief seinen Freunden einige Worte der Begrüßung zu; dann schloß er das Haus auf und trat ein. In einer Ecke stand ein alter, mit Leder überzogener Diwan. Da aber auch der stärkste Lederüberzug dem Zahne der Zeit und dem Nagel dummer, junger Hunde auf die Dauer nicht widerstehen kann, so war es wahrlich kein Wunder, daß man durch manche Oeffnung in das Innere dieses Ruhe-lagers Einblick nehmen durfte. Augenblicklich behaupteten zwei Dachshunde auf ihm ihren Platz.

Auf dem großen Tisch war nur eine Ecke frei; zu welchem Zweck, das sah man sofort, — es war die Speiseecke. Sonst aber standen und lagen Kochgeschirre und Jagd-utensilien: Patronenhülsen, Kugelbeutel, Schrotbehälter, Hundeleinen, Tabakstaschen und viele andere Dinge im trau-lichsten Amterbunt durcheinander. Die Wände allerdings waren stillvoll decoriert, eine große Zahl prächtiger Geweihe und Gehörne, ausgestopfte Vögel und Jagdräuber hatten hier ihren Platz gefunden. Dazwischen hingen schöne Jagdstücke.

Karl Iwan legte ab, bereitete sich sein Mittagsmahl, und legte sich dann auf den Diwan. Heute nacht wollte er wieder aufpassen, die Wildddiebe wurden immer frecher. Da war es Zeit daß er ihnen das Handwerk leate. Haha, diesmal wollte er sie anführen. Den ganzen Abend sah er im Wirtshaus, da fühlten sie sich sicher. Aber dann kam er über sie wie ein Ungewitter.

Mit diesem Gedanken schlief er ein. Pünktlich traf Iwan am Abend im Wirtshaus ein. Als er durch die Schenke ging, sah er einige Leute, die er stark im Verdacht hatte, daß sie mehr Wild aus dem Walde holten als er. Natürlich ließ er sich nichts merken. Im Ge-genteil grüßte er recht freundlich, und beim Eintreten ins „Honoratiorenstübchen“ rief er überlaut: „Heut' muß es

gemüthlich werden! Wir sind alle so schön beisammen, das passiert nicht alle Tage!“

Bald war eine lebhafteste Unterhaltung im Gange. Die Herren, meist gräßliche Beamte, schienen samt und sonders sehr gut aufgelegt zu sein. Einer fragte: „Was macht denn der Jagdgast des Grafen?“

„Na, 's geht,“ antwortete der Förster, „ich hab' schon schlechtere Schützen gesehen. War da zum Beispiel ein Jagdgast des seligen Grafen. Gut. Der Herr kam in einer Ausrüstung, als wolle er alle Lebewesen in unseren Wäldern und Feldern ausrotten. Der Graf bestellt Treib-jagd auf Hasen. Der Unglückswurm von Gast hält in einem Biegen die Büchse aus Gesicht. Da kommen zwei Hasen kurz nacheinander dicht an ihm vorbei. Der Schütze steht da wie versteinert. „Herr Baron,“ frag' ich, „warum schießen Sie denn nicht?“ Da kam aber Bewegung in die Figur: er stellte sich so wild an, daß es einem bange werden konnte. Zehn Schritte vor ihm krauchte etwas im Busch. Ein Blinder mußte sehen, daß es ein Ferkel war. Er aber hielt das Tier — Werner, lachen Sie sich für'n Kamel hat er's nicht gehalten, aber für einen Hasen — drückt ab und trifft zufällig, was bei einer Entfernung von zehn Schritt gerade keine Glanzleistung war. Zum Glück war's sein eigener Ferkel.“

Werner, der Wirtschaftsassistent, machte verschiedentlich Witze über diesen schlechten Schützen. Iwan aber unter-brach ihn: „Herr Werner spielen Sie sich nicht auf. Wissen Sie noch wie Sie mir den ollen Kehlopp koput geschossen haben?“

„Erzählen, erzählen!“ schallte es im Chorus.

„Da ist nicht gerade viel zu erzählen,“ meinte der För-ster, „aber zu Ruh und Frommen der Gesellschaft will ich's doch zum Besten geben. Also dieser Mensch, der Werner, kommt zu mir. Er hatte vorher immer mit seiner Treff-sicherheit renommirt. Sah mir freilich nicht danach aus. Ich lade ihn zu einer Karnidelschießerei ein, gebe ihm einen Drilling in die Hand und empfehle ihm alle mögliche Vor-sicht, weil das Ding geladen is. Na, ich stoppe mir sachte die Pfeife, und eben bin ich am Pinken, da geht's buff!, daß ich denke, der Teufel is los. Ich werde natürlich fuchsteufelswild, denn der schreckliche Mensch hätte ebenso-gut einen von uns beiden erschießen können. 's war aber gut gegangen. Mein oller Kehlopp war freilich futsch. „Mensch, Schafskopp,“ brüll' ich ihn an, „nehmen Sie näch-stens gefälligst eine Mistgabel in die Hand, wenn Sie mit der Flinte nicht umzugehen verstehen.“ Nicht wahr, Herr Werner, Sie erinnern sich noch dieser drolligen Geschichte?“

Es wurde viel gelacht. Dann brachen die meisten auf. Der Förster aber sagte: „Ich trinke mir noch ein Seidel, das Bier ist heute großartig.“ Dabei hatte er schon die leeren Krüge auf die Seite gestellt. Er schien also eine be-stimmte Absicht zu haben, und die hatte er auch.

Als er dann endlich zum Heimmarsch sich entschloß, wollte er ein wenig, und die Männer, die noch in der Schenke saßen, saßen sich verständnisvoll an. „Der tut uns heute nichts,“ sollte das heißen.

Kaum war Iwan aber außer Schweite, so reckte er sich und ging stramm und rasch dem Walde zu, trat mit viel Geräusch in sein Haus, machte Licht, schloß die Blendladen; nach ganz kurzer Zeit löschte er die Lampe wieder aus, und die tiefe Stille der Nacht umfing das einsame Forsthaus. Iwan aber nahm die Büchse vom Nagel und schlich ganz leise aus dem Hause. Er vermied die Straße und ging zwischen den schlanken Baumstämmen ruhig und sicher auf sein Ziel los.

Noch hatte er's nicht erreicht, da raschelte es vor ihm. Sehen konnte er aber nichts, denn hier stand gerade niedri-ges Buschwerk. Ganz leise und vorsichtig prüfchte er sich weiter.

Donnerwetter! Das war ja ganz interessant!

Das sah nicht gerade nach Wildddieben aus. Ne, ganz und gar nicht: Das war ja ein Liebespaar. Zwar ging ihn die Geschichte nichts an, aber er war doch zu neugierig, wer das eigentlich war. Er kannte hier in der Umgegend so ziemlich alle Menschen und ihre Verhältnisse. So was war doch neu.

Wieder schlich er näher. Eben blinzelte der Mond mit einem halben Auge durch das Gewöll, und sein fahles Licht goß sich aus über die Lichtung, auf der das junge Paar stand. Das Mädchen hatte ihm den Rücken zugekehrt, und

der Mann zuckte beim Auftauchen des Lichtes zusammen wie einer, der ein böses Gewissen hat.

„Du soll mir doch Gott nen Taler schenken,“ brummte der Förster belustigt, „ich möchte doch wissen, wer die beiden sind! Stören will ich sie ja nicht, ne, bewahre!“ Und wieder schlich er einige Schritte näher. Dabei kamen ihm ganz kuriose Gedanken. Er stellte sich vor, wie es ihm wohl zumute sein würde, wäre ihm so ein Abenteuer beschieden! Lachhaft, er und eine Liebelei! Wirklich? Und wenn's Alara Wreden wäre, die dort auf ihn wartete! Da zog sich etwas in ihm zusammen. Vor zwanzig Jahren hatte er etwas Ähnliches empfunden. Da hatte er als blutjunger Forstgehilfe sich in ein reizendes Mädel verliebt. Doch er hatte kein Glück; ein anderer kam und holte sie heim, und er begrub still seine Liebe und er wurde, was er jetzt war, ein rauher Junggeselle. Und einige Jahre später traf er seine ehemalige Geliebte wieder. Da trat er ihr unbefangen und harmlos gegenüber, er wurde ihres Mannes Freund und war fast täglich in ihrem Hause. Sie hieß jetzt Frau Wreden und hatte eine ganze Reihe lieblicher Kinder. Niemand's verriet er ihr oder einem andern Menschen, daß er sie früher geliebt. Er hatte überwunden und wollte ruhig sein. Wredens Kinder wuchsen heran, der älteste Sohn war Postgehilfe, Alara wurde immer mehr der Mutter Ebenbild. Und in dem Herzen des Försters regte sich etwas wie Auferstehung; zwar war er sich dessen kaum bewußt und wollte es auch nicht, aber es war ihm doch als sei die alte Zeit lebendig geworden, wo er zum ersten Male liebt als sei Alara dieselbe, die er damals geliebt. Doch er schickte solche todende Gedanken fort, fertigte sie kurz und herb ab; er war 40 sie 18 Jahre alt, der Unterschied war zu groß, er wollte Alara lieben wie sein Kind, und seine Sparpfennige sollten später mal ihr gehören.

Daß ihm diese Gedanken gerade jetzt kommen mußten! Aber sie waren nu mal da, und es war ja auch nicht so schlimm, wenn er sich das wieder klar machte.

Da — der Mann schlich fort, das Mädchen sah ihm nach und dann wandte es sich um, er erkannte es; Born, Angst wilder Schmerz packten ihn.

Dort vor ihm im nächtlichen Wald stand Alara. Er hätte lachen mögen, wild, höhnisch, doch nein, lachen nicht. Trauer, nicht Hohn waren hier am Platze. Gott allein mochte wissen, wie ihr törichtes Herz so weit gekommen war, daß sie allein in den Wald lief, um den Liebsten zu sehen! Aber sie sollte es wissen, daß er sie belauscht hatte! Schon setzte sie sich in Bewegung, sie ging rasch, da rief er ihr nach: „Alara.“ Sonst nichts. Erschrocken wandte sie sich um, hilflos streckte sie die Arme aus, und er sah, wie sie bebte. Er stand an ihrer Seite.

„Wie konntest du das tun, Alara; die Eltern haben mit Viktor so viel Kummer, wenn sie das erfahren, gib's neue Sorge. Hast du nicht daran gedacht?“

Seine Stimme bebte vor verhaltenem Schmerz. Die Enttäuschung, die er eben erlebt hatte, war zu groß. Alara war ihm, dem rauhen Weidmann, das Muster edelster Weiblichkeit gewesen, und nun?

Sie schluchzte und konnte nichts sagen. Zwan hielt das für Trost. Da packte er sie am Arm und fragte scharf: „Wer war's, warum läufst du in der Nacht zu ihm?“

Wie unter einem Schlage zuckte sie zusammen. Sie starrte ihn an, sprachlos, fassungslos. Allmählich gewann sie Gewalt über sich. Tonlos flüsterte sie: „Es war Viktor!“

„Wa-a-as?“ rief der Förster, „was? Viktor? Ja, in Teibels Namen, was will denn der Bengel hier? Hat der verdammte Kerl euch noch nich genug Kummer gemacht? Erzähl, Alara, erzähl!“

Und nun erzählte sie. Sie tat's so, als wüßte er von der ganzen Sache nichts.

„Sie sagen ja alle, es wäre nicht Leichtsinns allein gewesen, was ihn zum Dieb gemacht. Ein guter Freund war in größter Not, erwartete am folgenden Tage Geld, aber er mußte es am Abend haben, sonst war alles verloren: Ehre, Existenz. Und Viktor ließ sich verleiten, nahm das nötige Geld aus der Postkassette; am andern Morgen konnte er's wieder zurücklegen, kein Mensch merkte etwas davon. So fing's an. Der andere war ein Lump, hielt sein Wort nicht. Revision kam, Viktor wurde verhaftet. Kein Mensch

glaubte ihm seine Erzählung, denn „der Freund“ leugnete frech, Viktor wurde verurteilt. Der Vater in seiner starken Ehrenhaftigkeit schrieb ihm, er dürfe sich nie wieder bei ihm sehen lassen. Wir dürfen seinen Namen nicht nennen, er soll selbst sehen, wie er sich durchschlägt. Vor kurzem ist er aus dem Gefängnis entlassen worden. Hilf- und mittellos stand er da. Wütter schickte ihm heimlich vom ersparten Wirtschaftsgelde eine Kleinigkeit. Darauf antwortete er, er wolle fort, wo ihn keiner kennt, wolle es versuchen, sich emporzuraffen. Er verlangte nichts, nur die Heimat wollte er sehen. Da übernahm ich es, ihn hier zu treffen, o, und dieses Zusammenkommen hat mich so erschüttert, denn Viktor war so verändert, so verbittert, so voll von Haß gegen Gott und die Menschen. Was soll aus ihm werden?“

Zwan kämpfte mit sich. Es war etwas, das hielt ihn fest, das rief ihm zu, du mußt ihr's sagen, wie bitter unrecht du ihr getan hast. Und er hätte am liebsten ihre Hände gefreicht, als sei sie noch das Kind von früher.

Schließlich sagte er ihr alles, was an Gedanken und Vermutungen durch seine Seele gegangen war, und er bat sie förmlich um Verzeihung. Wegen Viktor beruhigte er sie. „Morgen fahre ich mal zu ihm raus und sehe mir den Jungen mal an. Na, und das andere soll sich dann wohl finden.“

Alara fiel dem Förster um den Hals und rief lachend und weinen: „O, du lieber, guter Onkel, ja, nun wird sicher alles gut!“

Das tat dem „Onkel“ so wohl, daß er sie nicht losließ, als die Dankagung längst vorüber war. Und ein seltsamer Mut überkam ihn, so richtiger Jugendmut. Und so fragte er sie, ob sie nicht seine Försterin werden wolle.

Schon fürchtete er, sie würde ihn anlachen oder doch wenigstens „nein“ sagen. Aber sie tat's nicht, sagte überhaupt nichts, sondern schmiegte sich scheu und schüchtern an ihn. Da merkte er, daß er glücklich sein durfte, daß sie ihn, den alten, brummigen Förster nicht verschmähte. Und er küßte sie wie ein Junger und sprach wirres, närrisches Zeug durcheinander, daß sie beide lachen mußten. O, diese Wildddiebe, was waren das doch niederträchtige Malesiz- und Prachtferle, daß sie ihn zu diesem nächtlichen Gange anstifteten. Und dem Viktor wollte er's gedenken, daß er sein Märchen hierher gelockt hatte. Ja, das wollte er. Gleich morgen!

Und übermorgen gab's ein Fest: freu' dich, Karl Zwan, das war die schönste Nacht deines Lebens!



### Nützliches fürs Haus.



— **Sensgurken.** Große, schon etwas gelb gewordene Gurken werden geschält, der Länge nach durchgeschnitten und mit einem silbernen Löffel das Kerngehäuse entfernt. Alsdann schneidet man sie in beliebige Stücke, salzt sie und läßt sie nach einigen Stunden in einem Durchschlag abtropfen. Inzwischen setzt man gewöhnlichen Essig aufs Feuer, schüttet, wenn er kocht, die Gurkenstücke hinein, läßt sie kurze Zeit kochen, damit sie nicht zu weich werden, und schüttet sie wiederum zum Ablaufen in einem Durchschlag. Abgekühlt, schichtet man sie mit Senskörnern, Estragonblättern, kleingeschnittenen Schalotten und in feine Würfel geschnittenem Meerrettig in Gläser ein und gießt aufgelochten und wieder erkalteten Weinessig darüber, so daß derselbe die Gurken vollständig bedeckt.

— **Sauerampfer** findet eine neue Verwendung im frischen, grünen Zustande, um damit, mit etwas Soda gemengt, Suppfergeschirre wunderschön goldig blank zu putzen.

# Vornehm

wirkt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und ein blendend schöner Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

## Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul a. St. 50 Bfa. Überall zu haben.

## Unsere Bilder.

— Die Trauung der Luisebrautpaare in der Garnisonkirche zu Potsdam (siehe Bild Seite 276). Die Trauung der Luisebräute, die dem dienenden Stande angehören müssen, findet alljährlich früh 9 Uhr, also in der Todesstunde der Königin Luise, statt. Deshalb ist schwarze Kleidung für die Bräute vorgeschrieben. Die Zahl der Bräute ist sonst auf sechs beschränkt, am diesjährigen 100. Todesstage der Königin aber wurden zwölf zugelassen. Aus einer schon im Todesjahre der Königin errichteten Stiftung erhält jede Braut 450 Marl. An der Feierlichkeit nimmt stets die älteste unverheiratete Prinzessin des Hohenzollernhauses teil.

— Liang Cheng, der neue chinesische Gesandte in Berlin, (siehe Bild Seite 276), ist in Deutschland nicht unbekannt, da er den Prinzen Tschun, den jetzigen Prinzregenten von China, im Jahre 1901 als erster Gesandtschaftssekretär nach Deutschland begleitete, als dieser am Berliner Hofe erschien, um wegen der Ermordung des deutschen Gesandten in Peking, Freiherr von Ketteler, als „Sühneprinz“ Abbitte zu leisten. Der diplomatischen Geschicklichkeit Liang Chengs ist es damals gelungen, den Prinzen Tschun vor dem von der deutschen Regierung geforderten Kotau (Niederknien und dreimaliges Aufschlagen des Kopfes auf den Boden) zu bewahren. — Liang Cheng sieht sich großen Aufgaben gegenübergestellt, denn der kürzlich abgeschlossene russisch-japanische Vertrag gilt nur als der Vorläufer eines großen Viererbündnisses — Rußland, Frankreich, Japan, England —, das Chinas wirtschaftliche Selbständigkeit ernstlich bedroht. Deshalb werden in China Stimmen laut die zur Abwehr der Gefahr ein Bündnis mit Deutschland und Amerika fordern. Der neue chinesische Gesandte in Berlin, Liang Cheng, erhält vom Prinzregenten von China in der Abschiedsaudienz den Auftrag, besonders die Heeres- und Flottenfragen Deutschlands mit wachsamem Auge zu verfolgen.

— Berliner Schulkinder auf dem Ferienpielplatz im Plänterwalde bei Berlin (siehe Bild Seite 277). Der Spielplatz ist von der Stadt Berlin errichtet und bietet mehr als 4000 Kindern Raum. Die Kinder werden von Lehrern und Lehrerinnen beaufsichtigt und können sich den ganzen Tag auf dem Platz tummeln, da die Stadt Berlin für ihre Verpflegung sorgt. Es ist erfreulich, daß die größeren Städte Deutschlands sich mehr und mehr die Fürsorge für die Kinder der weniger bemittelten Kreise angelegen sein lassen.

— Abg. Kolb, der Führer der badischen Sozialdemokratie (vergl. das Bild Seite 277), kann sich rühmen, dem alten Streit zwischen Revisionismus und Radikalismus innerhalb der deutschen Sozialdemokratie auf neue Nahrung gegeben zu haben. Die seiner Führung unterstehenden 20 Sozialdemokraten im badischen Landtag haben, dem mit den Liberalen geschlossenen „Großblock“ zuliebe, dem Budget zugestimmt (nachdem Minister v. Bodman ein untertäniges Kompliment vor ihnen gemacht hatte) und dadurch heftige Proteste der norddeutschen „Genossen“ gegen solche „Disziplinlosigkeit“ in der Partei zugezogen.

## Zur Unterhaltung.

— Ein gesundes Schloß. Käufer: „... Aber der nahe Sumpf! Gewiß ist das Schloß ungesund!“ — Agent: „Gar nicht. Seit dreihundert Jahren spukt 'ne Gräfin drin und is noch kerngesund!“

— Aus der guten alten Zeit. Hauptmann (der Vorpostenkompanie, die eben alarmiert wurde und abrücken muß): „Du, Oberleutnant, bleibst mit zehn Mann beim Bierfäßle, — sonst wird's vom Feind ausg'soffe!“

— Email. Köchin: „Aber, gnädige Frau, stellen Sie doch nicht den Topf ohne Wasser auf's Feuer, sonst springt ja die Amalie aus dem Topf.“

— Pech. A.: „Warum so traurig?“ — B.: „Ach, denk dir nur das Pech: Hab' ich das viele Geld d'ran gewendet und meine älteste Tochter Medizin studieren lassen — und nun heiratet sie ihren ersten Patienten.“

## Rätsellecke.

Begrüßbild.



Dort ist ja unser Fritz. Gedal komm doch her.

Anagramm.

Es sing ein Mann im Badeort  
An einer Schnur das ganze Wort.  
Nimmst du aus diesem ganzen Wort  
Hintweg den schönen Badeort,  
Dann kündet dir der Rest sofort,  
So kleidet sich der reiche Lord.

Rätselfrage.

Lügen — Mund — Sinn — Meer — Ei.

Wie kann man aus den vorstehenden Wörtern 4 andere Wörter erhalten, die den Anfang eines bekannten Liedes bilden?

Arithmetische Aufgabe.

Die Summe dreier Zahlen beträgt 100. Die erste Zahl ist um 2 kleiner als der fünffache Unterschied der zweiten und dritten. Dividiert man die zweite Zahl durch die dritte, so erhält man 3 als Rest. Wie heißen die Zahlen?

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Füll-Rätsel: Lotte, Osten, Ngami, Siena, Laban, Batum, Niger, Stans, Spohr. — Anton Rubinstein.

Dreißilben-Charade: Elfenbein.

Logogriph: Wein — Fein.

Rebus: Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.



## Hoffnung.

Novelle von A. Noël.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Eine Virtuosa!“ rief die Hauptmännin. „Wenn sie Konzerte geben wollte!“

„Und welches ist Ihr Instrument? Das Klavier?“

„Das Fräulein spielt aber auch Geige, Harmonium, Harfe, alles!“ fiel Gisela vorlaut ein, und die Mutter fuhr, sie ablösend, fort: „Sie stammt aus einer musikalischen Familie. Der Herr Papa war ein bedeutender Komponist, die Mama eine hervorragende Sängerin.“

Doktor Brandhöfer nahm diese Mitteilungen mit einem anerkennenden Kopfnicken zur Kenntnis, zugleich jedoch bemerkte er sehr wohl das bitter-schmerzliche, ironische Zucken um Felizien's Mund. Sie warf der Nachbarin einen fast lebenden Blick zu, den diese natürlich nicht verstand, denn sie ließ nicht locker, ehe sie nicht alle ihre Trümpfe angebracht hatte.

„Der Herr Bruder von dem Fräulein ist Kapellmeister in Hamburg.“

„In Kottbus!“ verbesserte Felizie.

„Ach so, Kottbus! Ich wußte, da oben am Meere ist es. Wie gesagt, eine Künstlerfamilie. . . Ich liebe das. Von jeher habe ich eine Faible für die Kunst gehabt. Gern hätte ich Kottbus zum Theater gegeben. . . Sie wäre etwas Bedeutendes geworden. Aber mein Mann erlaubte es nicht. Und nun ist es zu spät. Bei Gisela will ich es nicht versäumen, sie soll Sängerin werden.“

Das war das neueste Pick'sche Lustschloß. Schon seit einiger Zeit las die Frau Hauptmännin sämtliche Theaternotizen über die ungeheuren Sagen, die den Stars für Gastspielreisen in Amerika geboten wurden, mit so innigem Behagen, als ob diese Gelder alle in ihre Tasche fließen sollten.

„Haben Sie denn Stimme, Fräulein?“ warnte sich Doktor Brandhöfer an Gisela.

Die Kleine zupfte an ihrem Schürzchen.

„Eine Niesestimme!“ rühmte die Hauptmännin.

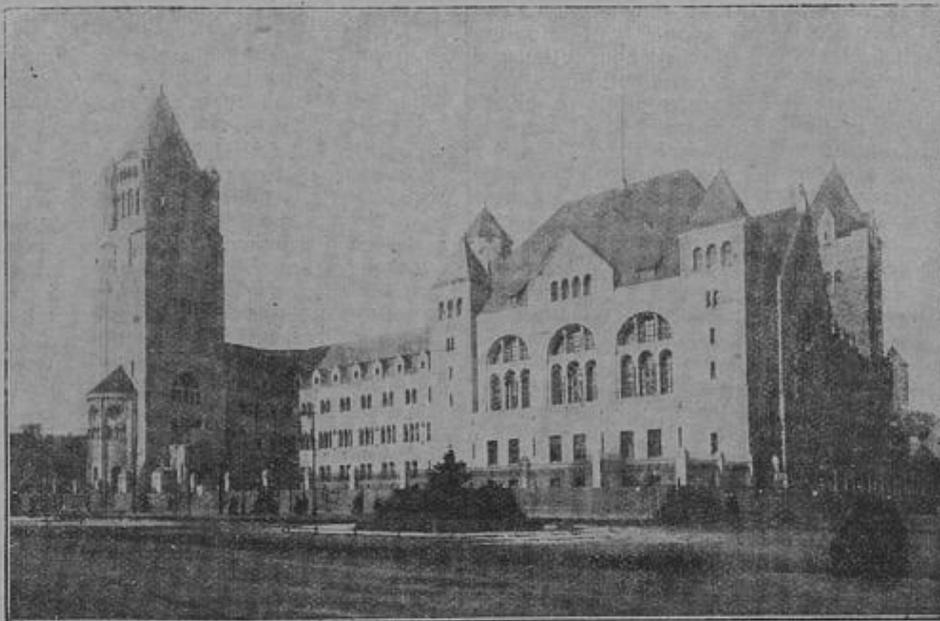
Felizie freilich schien weniger überzeugt, so daß Gisela klagend ausrief: „Ach, Sie sind so skeptisch!“ Dabei schrie sie wie gewöhnlich so laut, daß Doktor Brandhöfer lächelnd meinte:

„Ihre Sprechstimme läßt jedenfalls auf außergewöhnliche Mittel schließen.“

Hierauf wandte er sich wieder dem eigentlichen Zweck seines Besuches zu, wiederholte seine Anordnungen und erhob sich, um am Tisch ein Rezept zu schreiben. Papier und Tinte standen schon bereit, aber der Doktor streifte erst die Wand mit einem prüfenden Blick. Es war jetzt so hell, daß man die Lithographien und Stahlstiche deutlich erkennen konnte. Verschollene Kunstgrößen oder solche längst vergangener Zeiten hingen da, deren Namen nur mehr wie ein Echo an das Ohr der jetzt Lebenden drang: Chopin in seinen Jünglingsjahren, Clara Wieck als Kind, Rubinstein, die Patti, die Lucca, ganz jung, die Dufmann im Kostüm der fünfziger Jahre, mit Scheiteln. . . Alles sehr kurios! Und als er sich am Schreibtisch niederließ, da fesselte seinen Blick das Norma-Bild von Felizien's Mutter, und in dem Blondköpfschen, das sich auf einem anderen Bilde an den viel älteren Jungen schmiegte, erkannte er seine Patientin. Doch länger als diese hielt die größere Knabenphotographie in

der Mitte eines jener Wunderkinder mit der Geige unterm Arm und einem Orden auf der Brust, seinen Blick fest. Er fragte nicht, wer der lockige kleine Geiger sei; er lächelte bloß in sich hinein und setzte die Feder an.

Nachher verabschiedete er sich und ging. Hinter ihm erhob sich ein Chor der Bewunderung. Ein reizender Mensch! Es ist schade, wirklich schade, daß er schon eine Frau hatte und eine so häßliche obendrein.



Das neue Kaiser'schloß in Posen.

2.

Felziens Krankheit war tatsächlich eine Rippenfellentzündung und zwar keine leichte, denn sie war von hochgradigem Fieber und allen Anzeichen einer ernstesten Erkrankung begleitet. Doch erklärte Doktor Brandhöfer ihren Zustand für nicht gefährlich. Das schlimmste war ihre tiefe Niedergeschlagenheit, deren Gründe er nicht kannte.

Eine augenblickliche Sorge bedrückte Felizie wohl nicht; denn sie besaß einige Ersparnisse. Die Frage war nur, ob sie so lange reichen würden, bis sie wieder Stunden geben konnte. In ihrer Verstimmung empfand sie die Aufmerksamkeit der Familie Piek eher als Belästigung denn als Wohlthat. Giselas Wesen ging ihr an die Nerven, und der hoffnungsvolle Zuspruch der Hauptmännin reizte sie zur Ungeduld. Es kostete sie Mühe, so viel Güte nicht durch Undankbarkeit zu erwidern.

Am liebsten war ihr, wenn es ganz still um sie war und nur das Stricknadelgeklapper der Aufwärterin, die, vom Kufende des Bettes verdeckt, neben dem Ofen saß, zu ihr tönte. Die alte Frau, die von einer unzureichenden Pfründe lebte und diese Krankenpflege fast als einen Glücksfall betrachtete, war still und gutwillig. Mehr verlangte Felizie nicht.

Der „schöne“ Doktor ließ es nicht an Aufmerksamkeit fehlen. Zweimal des Tages — und während die Krankheit sich auf ihrem Höhepunkt befand, sogar dreimal — stieg er die hundert Stufen zu Felziens Wohnung empor. Sein erster Krankenbesuch des Morgens und sein letzter des Abends galten ihr. Des Morgens konnte er gewöhnlich nur kurze Zeit verweilen, die Abendbesuche dagegen dehnten sich immer länger aus.

Neben Morgen kam auch das Stubenmädchen der Doktorin herauf und brachte mit einer schönen Empfehlung ihrer Gnädigen Fleischbrühe, eingemachte Früchte, erfrischende Getränke und was sonst noch dem Stadium der Krankheit angemessen war.

Nach der ersten Woche, als das Fieber nachließ, wären die Abendbesuche des Arztes wohl bereits entbehrlich gewesen, allein er fand sich doch allabendlich ein, um der Kranken ein wenig Gesellschaft zu leisten. Die Piek'schen Damen waren dann auch anwesend, und der Doktor neckte Gisela, die er umgebener Tomisch fand, unterhielt sich mit Klotsilde über literarische und ästhetische Dinge und hörte geduldig die Berichte der Hauptmännin über die Piek'sche Glanzzeit an.

Außer durch Brandhöfers Besuche wurde Felziens Krankenstillleben wenig gestört. Mit den Familien, bei denen sie unterrichtete, stand sie auf so kühlem Fuße, daß — die Furcht vor der etwaigen Ansteckung mit eingerechnet — keine ihrer Schülerinnen sich persönlich nach ihr umah. Selbst die schriftlichen Nachfragen kamen immer spärlicher. Das Leben ging auch ohne sie den gewohnten Gang weiter, man vermisse sie kaum, und wenn sie ganz aus dem Kreise der Dinge hinausschlüpfte, wem würde sie lange fehlen?

Solche bittere Gedanken schlossen, als die Schmerzen nachließen, ein gewisses Wohlbehagen nicht aus. In solchem Stadium der Krankheit hebt die Losgelöstheit von Pflichten und Alltagswidrigkeiten den Leidenden vornehm über das Leben hinaus; er lernt seine Krankenstube als stille Insel betrachten, an deren Ufer der Aufruhr des Lebens machtlos bricht. So schwand allmählich Felziens Trübsinn. Sie hörte auf zu grübeln und vorauszuenden, schob die Sorgen bis zu ihrer vollständigen Genesung hinaus und verkümmerte ihre Tage in Ruhe, untätig zwar, aber nicht mit bedrückter Seele, beinahe mit dem Wunsch in diesem Zwischenzustand zwischen Leben und Nichtleben verharren zu können.

Und da gerade meldete sich die Außenwelt und zeigte Felizie, daß nicht alle Fäden gerissen waren, die sich mit ihr verbanden.

Eines Morgens stürzte Gisela triumphierend ins Zimmer und suchte mit etwas Weikem in der Luft herum.

„Ein Brief! Ein Brief!“ jubelte sie, denn ein Brief konnte ihrer Meinung nach nur etwas Gutes enthalten.

Felizie erbrach den Umschlag, der eine reichsdeutsche Postmarke und den Stempel Kottbus trug, nur zögernd. Die Mitteilunnen ihres Bruders pflegten selten erheitender Natur zu sein. Seit dem Sommer hatte er ihr gar nicht geschrieben.

„Liebe Lizzie!“

Sei nicht böse, daß ich Dir so lange nicht schrieb. Ich hatte viel zu tun und bin fortwährend in schlechter Stimmung. Heuer habe ich dazu besondere Ursache. Unser

kleiner Willi ist, knapp zwei Monate alt, im September gestorben. Setty kränkelt noch immer und kann den Winter über nicht singen, so daß wir kaum über die Hälfte unseres sonstigen Einkommens verfügen. Du kannst dir vorstellen, wie schlecht das geht! Lizzie braucht auch ziemlich viel Pflege, und mit meiner Gage allein können wir nicht auskommen. Deshalb sehe ich mich genötigt, Dich zu bitten, für mich die alte Cremoneserin zu verkaufen, die Papa mir bestimmte, und die sich noch bei Dir befindet. Leider geht es nicht anders. Ich muß dieses teure Vermächtnis weggeben. Damit hoffe ich mir zu helfen. Baron Spickern wollte Papa einst tausend Gulden für die Amati geben. Daher zähle ich auf einen Verkaufspreis von sieben- bis acht-hundert Gulden. Was Du aber über tausend Mark erzielst, liebe Lizzie, behalte als Dein Weihnachtsgeschenk.

Nun muß ich Dich aber noch bitten, die Sache möglichst zu beschleunigen. Setty arüht Dich vielmals, und Lizzie schickt der Tante und Patin ihre süßesten Küsse. Es dankt Dir im Vorhinein und umarmt Dich Dein alter Willi.“

Felizie ließ den Brief fallen. Das kam so unerwünscht wie möglich. Pettsäneria, wie sie war, fiel es ihr schwer, den Wunsch des Bruders zu erfüllen. Und immer war er noch so optimistisch in seinen Hoffnungen. . . . Baron Spickern! Eine Soze der Vorzeit! Der alte Händler Schindler würde ihr vielleicht zweihundert Gulden für die Amatie bieten und sonst wüßte sie niemanden, an den sie sich wenden konnte. Uebriens waren die Händler ohnehin alle gleich. Besonders wenn es mit dem Verkauf Gile hatte.

Was tun? Willi bedurfte des Geldes acwih dringend, und in Kottbus hatte er sicher noch weniger Gelegenheit, die alte Geige auf anzubringen.

Sie auktete sich den ganzen Tag damit ab und äraerte sich nebenbei über die Hauptmännin, die mit ihrer gewöhnlichen Phantasterei schon an einen „Dilettanten“ dachte, der für die Amatie einen unacheyuren Preis bezahlen würde.

Abends fand Brandhöfer Felizie fieberisch erreat und unruhig. Nach und nach ließ sie sich auch die Ursache ihrer Unruhe abfragen.

Der Arzt beschwichtigte sie mit einer Handbewegung. „Nichts leichter als das! Ich bringe Ihnen einen Käufer. Kennen Sie Professor Nollenheim vom Konservatorium? Er war Violinvirtuose, gab aber die Virtuosenlaufbahn auf und ist nun Violinprofessor, auch erster Geiger der Philharmonischen. Nebenbei unterrichtet er in den vornehmsten Familien von Wien. Er sucht und kauft häufig gute Geigen für seine Schüler. Erst neulich traf ich ihn bei einem Antiquitätenhändler, der eine Amati zu besitzen vorgab, aber es war nichts, und so sucht er noch und kann die Ihrige nehmen.“

„Papas Geige ist auch keine Amati, aber doch eine echte Cremoneserin und den Amatis ähnlich. Der Meister ist unbekannt; vielleicht ein Schüler des älteren Amati.“

„Nebenfalls bring ich Nollenheim.“

„Saate ich's nicht?“ triumphierte Mama Piek. „Wenn man liebe Bekannte hat, geht alles.“

„Schon morgen nehme ich Nollenheim in's Schlepptau.“ fuhr Brandhöfer fort. „Sie stehen ja ohnehin vormittags auf. Ich hole ihn vom Konservatorium, und gegen Mittag bringe ich ihn her. Jetzt schlafen Sie wohl.“

In der Tat schlief Felizie ruhig ein, aber sie träumte einen tollen Wirrwarr, in welchem Willis Geige eine große Rolle spielte. Auch der Vodenlopf auf dem Bilde kam in dem Traume vor. Sie konnte sich nur nach dem Erwachen noch darauf besinnen, was sie von ihm geträumt hatte.

Schon mehrmals hatte Felizie für einige Stunden das Bett verlassen, an diesem Morgen aber erhob sie sich zeitiger und die Hauptmännin kam herüber, um unaufgefordert, aber auch unbefritten ihr Diktatoramt anzutreten und die arme alte Glanz durch ihr geschäftiges Treiben und ihre kühnen Anforderungen vollständig zu verblüffen.

Es wurde gewischt und gepußt, als sollte jedes Bilderglas dem erwarteten Besuch als Toilettenspiegel dienen. Von einigen Toilettenvorbereitungen wollte aber Felizie nichts wissen. Dagegen warfen sich die Damen Piek in großen Staat und die Hauptmännin leate sogar die Brosche mit dem Bilde ihres Seligen an. Das bedeutete immer etwas und schließlich ahnte auch Felizie, daß nicht alles auf Rechnung der Amati kam, sondern daß die Piek'schen den Entschluß gefaßt hatten, Nollenheims Besuch auch für sich anzubenten.

Es wurde aber Mittag und kein Mensch ließ sich blicken. In der Piek'schen Küche kochte der unbewachte Suppentopf über, denn niemand dachte an das Mittagessen.



König Nikita von Montenegro.

Endlich wurde draußen die Klingel gezogen, und die Hauptmännin in eigener Person öffnete und bewillkommnete die Besucher ins Zimmer herein. Doktor Brandhöfer erschien, gefolgt von einem nicht eben großen, aber schlanken jungen Manne. Das war etwas für Gisela! Zehn gegen eins konnte man wetten, daß sie in demselben Augenblicke, als sie des Violinisten ansichtig wurde, in ihrer Schwärmerei für den „schönen“ Doktor bedenklich zu wanken begann.

Nollenheim hatte nahezu südlichen Typus, schöne, regelmäßige Züge von durchgeistigtem Ausdruck, tiefes schwarzes Haar und eine dunkelblasse Gesichtsfarbe. Er sah sehr ernst aus, und dieser Ernst verlieh seinen Zügen etwas unendlich Anziehendes; die Strenge adelte sie, während sein Neueres jenseit für einen Mann zu schön gewesen wäre.

Sobald Doktor Brandhöfer Felziens Namen genannt hatte, sprach Nollenheim in teilnehmender Weise:

„Ich kannte Ihren Herrn Papa . . . Es ist freilich lange her.“ fügte er mit einem wehmütigen Lächeln hinzu. „Da, ich erinnere mich jetzt sogar, daß ich auch Sie schon gesehen habe. Sie können nichts davon wissen, denn Sie mochten damals kaum ein Jahr alt sein.“

„Wann soll das gewesen sein?“

„Vor etwa zwanzig Jahren . . . Ich wurde damals zu Herrn Mikodennis geschickt, um ein Stück mit ihm zu probieren. Es war in einem sehr alten Hause, hoch oben, in der Spiegelgasse oder Seilergasse.“

„In der Seilergasse“, entschied Felizie. „Da bin ich geboren.“

„Als ich mit meinem Stücke fertig war, kam eine blonde Frau aus dem Nebenzimmer und lobte mich. Das vergißt sich nicht . . . Sie hatte ein kleines Mädchen auf dem Arme und reichte mir eine Orange, nach der das Kind fortwährend die Händchen ausstreckte.“

Felizie lächelte. „Das muß wohl ich gewesen sein . . . Mein Bruder ist bedeutend älter, und Schwestern hatte ich keine. Nur muß es länger als zwanzig Jahre her sein. Etwa zweihundzwanzig. Dann stimmt es . . .“

Die Hauptmännin sagte feierlich: „So kommen die Leute wieder zusammen! Das Leben spielt doch oft wunderbar! Da kommt der Herr Professor ganz ahnungslos herein, um die Geige zu sehen, und findet eine alte Bekannte . . .“

Der Doktor lachte und auch in Nollenheims Augen blühte es schallhaft auf, und ein Lächeln erhellte seine Züge.

„Ja, die Geige!“ fuhr Felizie nach einem Augenblicke träumerischen Nachsinnens empor. „Wollen Sie sie sehen?“

Sie ging zu dem Geigentischen, das wie eine Staffelei ins beste Licht gerückt war, schlug den Deckel zurück und hob die kleine, starkgewölbte Geige von dem abgeschossenen Seidenfutter empor, worin sie gebettet lag.

Bei ihrem Anblick erschien ein freundliches Leuchten in Nollenheims Augen, während er rasch die Handschuhe abstreifte. Schöne weiße Hände mit langen, schlanken Fingern echte Künstlerhände kamen zum Vorschein, und als sie in die Saiten griffen, da merkte man es gleich, daß es Meisterhände waren, die das Instrument probierten.

Mit dem ersten Ton, der die Luft durchschnitt, nachdem Nollenheim die Violine ans Kinn gesetzt hatte, tönte Felziens Seele mit wie die Saiten eines gleichgestimmten Instruments. Alles Greifbare verschwand ihr, und sie fühlte sich unwiderstehlich fortgezogen, wie an einem silbernen Bande, fort und fort, auf- und abwärts in lang gedehnten Wellen, auf glänzender Spur immer auf dem sich hebenden und senkenden Bogen nach. Mit den steigenden Tönen kletterte sie ins Blaue empor und stürzte dann wieder mit ihnen in toller Flucht abwärts, bis sie dumpf kollernd in die Tiefe stürzten. Sie huschte, schwebte, flatterte über den Saiten, beschrieb in zierlichem Tanze reizende Schnörkel und verschlungene Arabesken, tändelte und spielte in heiterem Frohsinn, dann taumelte sie jäh empor, in rasender Eile ging es in Nacht und Nebel, in dichtes Dunkel hinein, wo der Donner grollte und drohte. Dann schwamm sie majestätisch mit der Tonstut dahin, drehte sich haltlos im Wirbel, stobte wieder aufwärts und tauchte ans Licht. . . Verwirrene Stimmen murmelten geheimnisvoll unverständige Worte, langsam verhallend; jetzt aber durchzitterte banale Klage die Luft. In langgezogenen Sehnachtslauten schluchzte und flötete es, weinte der alte, dumpfe Schmerz sich aus, und starre, steinerne Bitterkeit schmolz in süßer Wehmut hin, endlos, als müsse sie ihre ganze Seele ergießen . . .

Felizie fuhr empor, und das laute Beifallklatschen des Pieschen Trios knatterte über den letzten entschwindenden Klangfiguren.

Langsam, behutsam, wie man ein Kind bettet, legte Nollenheim die Geige in den Behälter zurück.

„Mein Gott, fehlt Ihnen etwas?“ schrie Gisela auf Felizie ein. „Sie sind kaltweiß!“

Brandhöfer griff nach ihrem Puls. „Ein wenig erregt! Musik, und solche noch obendrein, ist noch nichts für Sie.“

Felizie nickte ihm zerstreut zu, behauptete aber: „Mir ist ganz wohl.“

Nollenheim entschuldigte sich höflich, „Die Violine ist gut,“ sagte er dann.

„Wollen Sie den Preis nennen?“

Er lächelte unmerklich dabei, als wüßte er, daß ihre Seelen eben einen gemeinschaftlichen Ausflug in die klingende Welt unternommen hatten und nur ungern auf den Boden der platten Wirklichkeit zurückkehrten, um ein Geschäft miteinander zu machen.

Sie wurden bald einig und Nollenheim öffnete seine Brieftasche, entnahm ihr die Hundert-Banknoten und legte eine nach der andern auf den Schreibtisch.

Während Felizie sie zusammenfaltete und in einer kleinen Lade verschloß, überslog Nollenheims Blick die kleinen Bilder auf dem Tisch und blieb dann auf der Photographie des Wundertraben haften. In ungläubigem Staunen zog er prüfend die feingezeichneten Brauen zusammen und sah darauf fragend zu dem Arzte hinüber, der an der anderen Seite stand.

Brandhöfer konnte sich jetzt nicht mehr halten. „Bist du das, Nollenheim, oder bist du es nicht? Ich habe mir schon oft den Kopf darüber zerbrochen.“

„Ich sollte denken, daß dies mein Bild ist . . . Vielleicht habe ich es bei der erwähnten Gelegenheit Herrn Mikodennis gegeben.“

„Und ich wußte nicht mehr, wen es vorstellt!“ sagte Felizie.



Der Vorsitzende des Deutschen Kriegerbundes, General der Infanterie z. D. von Spitz, starb in Berlin im Alter von 77 Jahren.

Fräulein Motilde griff rasch nach dem Bilde, löste es mit einem Griff aus dem Rahmen, und wirklich fand sich auf der Rückseite eine mit feiner Rinderschrift geschriebene Widmung: Andenken an Oskar Rollenheim! Das Datum bewies, daß es tatsächlich aus jener Zeit herrührte.

„Zur Bestätigung unserer alten Bekanntschaft!“ sagte Rollenheim zu Felizie. „Seitdem hörte ich noch einmal von Ihnen. Es mag auch schon sechs bis sieben Jahre her sein, aber so viel ich mich erinnere, bestimmte Ihr Herr Vater Sie zur Sängerin.“

„Zur Sängerin? Das erste Wort, das ich höre!“ rief die Hauptmännin erstaunt. „Fräulein Felizie singt ja keinen Ton. Aber meine Gisela hier möchte sich der Bühne widmen.“

Und nach einigen Wendungen kam es zutage, was sie wollte: der Herr Professor möchte die Güte haben, Gisela zu prüfen.

Rollenheim schien von der Zumutung nicht erbaut zu sein, aber aus Gefälligkeit ergab er sich darein, wenn es Fräulein Mikodemus nicht geniere.

„Sie sind, wie ich höre, noch Patientin?“

Seine dunkeln Augen besteten sich recht teilnahmsvoll auf sie.

Man sah ihr die Krankheit noch genügend an. Ihre Blässe, die blauen Ringe um die Augen und die durchsichtig bleichen, schmalen Hände, alles zeigte noch deren Spuren.

Felizie versicherte indessen, sie könne es aushalten. Dann gab sie Gisela auf dem Pianino die Töne an. Sie selbst hielt zwar die Sache für aussichtslos, da Gisela einfach unmusikalisch war; aber je eher der hoffnungsvollen Mutter der Star gestochen wurde, um so besser.

Es war komisch zu hören, wie dünn und spitz sich jetzt die Töne derselben Kehle entzogen, die für gewöhnlich über eine Bärenstimme verfügte. Aber ihre sonstige Unverfrorenheit kehrte bald zurück. Sie begriff, daß sie durch ihre Kraft wirken müsse, und nun schwoll jeder Ton zu wahrer Rebellhornstärke an, daß es einem durch Mark und Bein ging. Die Zuhörer konnten ihr Unbehagen nicht verbergen; nur Mama Pies lehnte triumphierend mit dem Rücken am Fenster, hatte die fleischigen Hände über den Leib gefaltet und preßte vor innerer Genugtuung die Lippen zusammen. Je mehr es in die Höhe ging, desto härter und durchbohrender wurden die Töne, bis sie endlich



Der Mittelpunkt des Deutschen Reiches. (X)

die Klangfarbe der Dampfpfeife annahm und Felizie die Hände von den Tasten sinken ließ.

Fragend blickte Frau Pies Rollenheim an.

„Daß das jetzt eben ein Ohrenschmaus gewesen ist, möchte ich nicht gerade behaupten,“ sprach er endlich mit einem leisen Lächeln. „Aber ich glaube doch, daß Material vorhanden ist, daß die Ausbildung lohnt. Das Fräulein hat ja eiserne Stimmbänder. Ein roher Diamant glänzt auch nicht und ist doch ein Edelstein.“

Die Pies'schen Gesichter verklärten sich wie in einer plötzlichen Beleuchtung. Brandhöfer sah seinen Freund erstaunt an, und Felizie machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung.

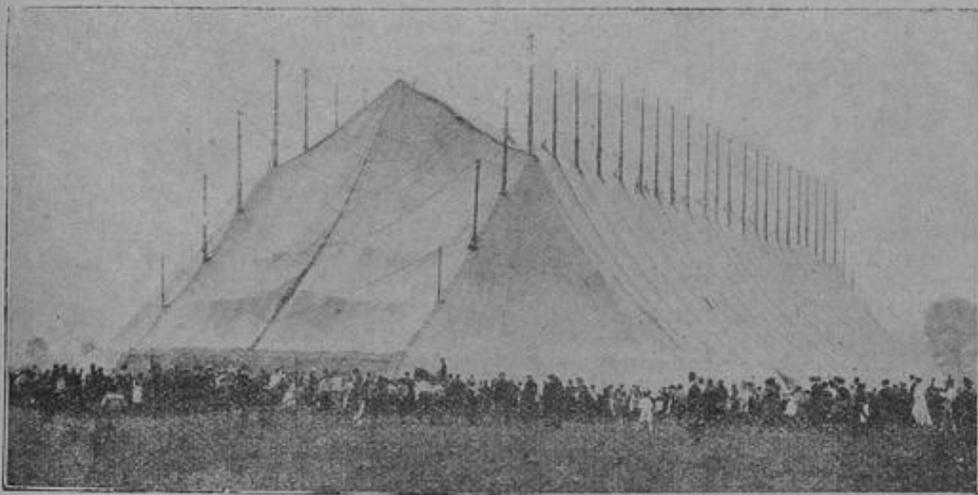
„Auf jeden Fall will ich Ihnen eine Karte für Professor Kosky geben. Er soll Sie prüfen. Nimmt er Sie als seine Schülerin an, dann können Sie über Ihre Zukunft beruhigt sein. Kosky unterrichtet niemanden, bei dessen Ausbildung der Erfolg zweifelhaft ist. Lassen Sie es auf die Probe ankommen.“

Die Empfehlungskarte, die er daraufhin wirklich an Feliziens Tisch schrieb, wurde mit überschwänglichem Dank angenommen. Das beschleunigte den Aufbruch des Violinisten, der kein anderes Mittel fand, sich den Danksaugungen der drei Damen zu entziehen, als die Flucht.

Felizie wünschte er beim Abschied baldige vollständige Genesung, und mit Nachdruck sagte er: Hoffentlich auf Wiedersehen!

Nun leerte sich Feliziens Stube wieder. Mama Pies sah nach dem vernachlässigten Essen, während die Schwestern sich bereits über Giselas zukünftiges Rollenfach stritten.

Am Nachmittage war zum Glück gerade ein Kaffeekränzchen der Majorin, der einzigen Freundin der Hauptmännin, fällig, und so entfernte sich nachher das Dreiblatt und überließ Felizie der ehrwürdigen Einsamkeit.



Die neue zusammenlegbare Luftschiffhalle der deutschen Armee.

Das einfache Vorkommnis, daß sie plötzlich einem Menschen begegnet war, der sich ihrer Eltern und ihrer selbst auf dem Arme der Mutter erinnerte, hob die Dede ein wenig, unter der sie die unerfreuliche Vergangenheit so gern ruhen ließ. Während dieses stillen Nachmittags fand sie Zeit, alles noch einmal zu erleben.

Fortsetzung folgt.

## Die Störung.

Von Andreas Schönekerl.

(Nachdruck verboten.)

Thaddeus Bommelbaum, seines Zeichens ein ehrfamer Schuhmacher, saß auf dem wackeligen Dreibein vor dem noch wackeligeren Schuhtertisch und klopfte mit mehr Energie und Geräusch als Zweckmäßigkeit auf einem Stück Leder herum, das dazu dienen sollte, des Kanzleirats Stiefel

schien bei ihr eine hohe Befriedigung hervorzurufen, und mit unverkennbarem Wohlwollen im Tonfall sagte sie:

„Liebes Männchen,“ — Thaddeus fühlte die Güte — „ich gehe einholen und nehme auch gleich die Stiefel für Doktor Meier mit. In einer Stunde bin ich wieder da, sei fleißig und sieh' mal nach dem Jungen.“

Thaddeus nickte nur beiläufig mit dem Kopfe, so sehr schien er in seiner Arbeit — dem Klopfen der Sohle vertieft. Seine Frau nahm diesen intensiven Arbeitseifer neuerdings voll Befriedigung wahr. Sie packte umständlich die mitzunehmenden Stiefel ein und verließ bald darauf schlürpfenden Schrittes das Haus. Noch um eine Nuance stärker, damit es auch von Frau Dorothea draußen auf dem Flur vernommen werde, bearbeitete Thaddeus Bommelbaum das Leder und hörte aufmerksam auf den Schritt der Gattin. Wuchtig fiel die Haustür ins Schloß. Und in diesem selben Augenblick kam auch Bewegung in den trummisitzenden Schuhmacher.



Ferienfreuden.

vor etwa eindringender Kälte zu schützen. Mitten im Klopfen hörte er etwa drei Sekunden auf und lauschte. Seine Ohren schienen zu wachsen. Es machte den Eindruck, als wollten die Ohren mit Gewalt das Geräusch nebenan auf die Ursache untersuchen. Das Geräusch, nachdem er es definiert, genügte, sein Herz mit Freude zu erfüllen. Er hatte nämlich unzweifelhaft wahrgenommen, daß sich seine teure Gattin Dorothea umleidete. Thaddeus schloß daraus, daß sie fortgehen und ihn eine Stunde allein lassen würde.

O, diese Wonne. Allein und ohne die Aussicht seiner allzu sehr auf Arbeit bedachten Dorothea zu sein. Die verlockende Aussicht auf ein Freistündchen schien ermunternd auf seine Tätigkeit einzuwirken. Er klopfte noch geräuschvoller auf das Leder und freute sich im tiefsten Innern, daß es eine so schöne Arbeit gab, durch welche man angestrengte Tätigkeit vortäuschen konnte.

Während er also das Leder bearbeitete, trat seine Gattin in das Zimmer. Ein Blick auf den arbeitenden Gatten

Der Hammer flog mit lautem Krach unter den Tisch, der auf dem Knie liegende Stein ebenfalls. Dann stand er auf, reckte und dehnte seine Glieder ächzend und stöhnend ein paarmal. Nachdem dieses geschehen, wühlte er unter alten Lederresten herum, bis er eine alte Schnapzflasche gefunden. Diese Flasche, von deren Existenz die Gattin keine Ahnung hatte, wurde durch wiederholte Züge ihres Besitzers um reichlich die Hälfte geleert. Nachdem er sich also gestärkt, ging Thaddeus Bommelbaum ein paarmal hin und her, gleichsam überlegend, wie die ersahnte Stunde am besten und würdigsten totzuschlagen sei. Als ihm dann ein Gedanke gekommen, setzte er ihn sogleich in die Wirklichkeit um. Er begab sich nach dem Sofa und machte es sich bequem, in der unzweifelhaften Absicht, zu schlafen.

Doch kaum hatte er sich niedergelegt und die Augen oerfuchsweise geschlossen, als sich ein Geräusch bemerkbar machte. Der bis jetzt friedlich schlafende Junge fing an zu weinen. Seufzend stand Thaddeus auf, um nach der Ur-

sache zu forschen. Er entdeckte indes nichts Außergewöhnliches, gab dem Kleinen den Lutscher und war befriedigt, als der Junge ruhig war. Doch kaum lag Bommelbaum wieder auf dem Sofa, als die Töne von neuem, diesmal aber bedeutend lauter, an sein Ohr drangen. Abermals seufzend, stand er auf. Doch der neuerdings hingehaltene Lutscher wurde von dem Jungen verschmätzt. Brummend begab sich Thaddäus in die Küche und machte eine Milch zurecht. Nachdem das geschehen und der Junge seine geliebte Flasche umarmt, schien für Thaddäus endlich die Erlösung gekommen. Eben war er eingeduselt, als der Bengel von neuem zu schreien anfing.

Der Vater dieses Sprößlings wurde ernstlich böse. Doch nichts war zu tun. Der Junge schrie und schrie und nichts half dagegen. Die zärtlichsten Koseworte blieben ohne Eindruck. Nicht einmal die schöne Klingel, sonst sein Ideal, beachtete er. Das anfängliche Weinen des Kindes war in Schreien übergegangen und schien in Brüllen auszuarten.

Ein paarmal beruhigte er sich. Aber kaum hatte Thaddäus das Sofa aufgesucht, so ging das Geschrei wieder los. Thaddäus' Ohren, diese feinen, hörten das Geräusch schon vor Beginn, gleichsam im Uranfangsstadium, und seiner momentanen Meinung nach gab es für diese Ohren keine größere Beleidigung, als das Geschrei seines Jungen.

Und was er auch tat und machte, der Junge ließ sich nicht beruhigen. Mit der Dauer des Geschreies nahm die Erbitterung des Vaters zu, und schon hatte die Wut des Vaters einen derartigen Höhepunkt erreicht, daß sie sich in Ausdrücken äußerte, die hier durchaus nicht wiedergegeben sind. Ausdrücke, die an anderer Stelle angewandt, ihm sicher die schwersten Beleidigungsklagen zugezogen hätten, die aber auf den Sprößling ganz und gar ohne Eindruck blieben.

Der Vater, der sich so schände um seine so seltene Erholungstunde gebracht sah, war aufs äußerste empört. Schon machte seine rechte Hand eine so unzweideutig schlagende Bewegung, daß das Gebrüll des verängstigten Kleinen wirklich unahörbare Dimensionen annahm, als sich das Geräusch der schlürfenden Schritte bemerkbar machte. Gleich darauf öffnete sich die Tür und die ehrenwerte Frau Dorothea erschien in derselben.

Die Wut Thaddäus' war zwar an der äußersten Grenze angekommen, im Angesichte seiner besseren Hälfte verpuffte sie jedoch unhörbar im Innern. Er setzte sich ingrimmig an die Arbeit und hämmerte abermals auf die Sohle los. Allerdings nicht aus Freude, wie vorhin, sondern um seine Wut irgendwie auszulassen. Da dem Leder dies Klopfen nichts schadete, im Gegenteil die Sohle dadurch nur um so haltbarer wurde, so braucht man ihm diese Gefühlsentladung nicht weiter übel zu nehmen.

Mittlerweile hatte die Mutter ihren hoffnungsvollen Sprößling auf den Arm genommen und — merkwürdig, dachte Thaddäus, — sogleich war der Bengel ruhig.

Als sie ihn wieder niederlegte, schlief er fast sofort ein. Dorothea, die nach gemachtem Ausgange fast nie sprach, da sie des Gatten Frage nach dem materiellen Ergebnisse nicht gern sah, begab sich ins Nebenzimmer, legte ihre Ausgangskleider ab und erschien gleich darauf wieder im Alltagsgewand. Auch sie schien Wünsche zu haben. Diese Wünsche nahmen Ausdruck an, als sie zu dem Gatten sagte:

„Ich bin müde und will eine Stunde schlafen, hämmere nicht soviel, mach' Milderkeit und Nähe.“

Auch das mußte der geplagte Mann tun, und schon nach wenigen Augenblicken vernahm man das regelmäßige Schnarchen der Ehegattin, deren Schlaf nicht von dem hinterlistigen Weinen irgend eines Kindes gestört wurde.

Thaddäus' Bommelbaum war im Innersten empört über diese Ungerechtigkeit des Schicksals, das so voller Schikane schien. Doch die alles ausgleichende Vorsehung gab ihm einen tröstenden Gedanken: Seine Klatsche. Im Angesichte der schnarchenden Gattin durfte er schon einen Schluck tun, ohne Gefahr zu laufen. Nachdem dieses geschehen, zeigte sein Antlitz merklich ruhiger und zufriedenerer Züge und Thaddäus' Bommelbaum hatte das ihn erhebende Gefühl, daß auch sein Leben nicht ganz ohne Trost war.

## Aus meiner Schulstube.

Von Chr. Cremer.

(Nachdruck verboten.)

Es wogt und flutet auf dem weiten Spielhause. Hier gruppiert sich eine prächtige Gruppe unserer Knaben zum Angriff auf den an der Turnhalle haltenden Feind. Hierwärtig, die Schwächlichen und die Begeisterten. Wie die purzein und sich tugeln! Wo wir Erwachsene Arm und Bein brechen würden, da springen sie lachend auf und purzen sich mit Sonne aufs neue in das Gemenge. Die Sorglosen! Auch im Fallen haben sie Glück.

Verstohlen schlägt auch mal einer nach aus rein sportlichem Interesse. Würde der es sich schon verdienen, zu denen vom Rheinufer gezählt zu werden. Aber — es ist verboten. Was gilt da das Individuum!

In der versteckten Ecke hinter dem Treppenvorhaus ein Kreis von Zuhörern, und in der Mitte der „große“ Joseph. Erzählt von der Sippe der Altpädler Nachzügler, vom Rhein und dem Hagen, von den letzten Straßenkämpfen mit denen aus der A- und U-Strasse. Überall ist er dabei gewesen, überall hat er seine Studien gemacht. Um Hauptrestlänge überträgt er die übrigen. Zählte ja auch eigentlich schon unter die Abiturienten. Aber bei den Verletzungen hat er Pech gehabt. Da stellt man unglücklicherweise Fragen aus ganz fremden Gebieten. Und so ist es gekommen, daß er im Reifealter noch in der vierten Klasse sitzt. — Armer Joseph, mit dem starken Körper und dem schwachen Willen!

Am Gitter steht ein Einsamer. Nicht einer von denen, die den Kummel verachten. Auch nicht einer, den übermäßige Sorgen drücken. Kein, so eine Art Aschenbrödel. Einer, der nicht mittun kann. Einer, dessen Bewegungen fittlich sind, der keinen Einfall hat. Einer, den keine Antripse ungestraft hänseln können, und der dann am liebsten in ein Mauselloch fröche.

Über dem Ganzen aber schwebt ein Tongewirr. Das trompetet und zirpt, flötet und geigt, kreischt und jodelt. Alles, was mittut, heißt man willkommen. Nur einer ist gefürchtet. Und der eine versteht die Musik nicht. Plagt der da hinein: „Es ist verboten: Erstens . . . , zweitens . . . , drittens . . . usw.“ Das trifft wie Peitschenschläge. Das wirkt wie der Reif auf die Blüten. . . . Sie weichen zurück, verständnislos. Es war doch so schön. . . . Aber halt, sie haben ihn doch verstanden: „Tyran, Tyrann!“ ruft die Sprache der Blicke. Er wendet sich ab, würdevoll. Er hat seinen Zweck erreicht. Dort unten herrscht Ruhe. Wie sie erkauft, ist gleichgültig. Wer nicht pariert, der fliegt. Das ist eine Taktik, die wirkt, wenn auch in doppeltem Sinne.

Zitternd wirbelt das Schellengeklänge. Von allen Seiten kommen sie heran. Und dann sitzen wir bald dort oben.

Schnell gleitet mein Blick über die Klasse. Wie die Mütter geforgt haben! Namentlich bei den Mädchen, das duftet vor Sauberkeit.

Überhaupt eine Gesellschaft zum Malen. Flachshaarige Bübchen mit kristallblühenden Augenlein. Waschechte Vertreter des gewöhnlichen Straßenproletariats. Nichtsagende Durchschnittsgesichter. Dugendware! Trozig blickende Cholikerer und selbstzufriedene Pfliegmatiker. Clownartige Pfliegmatiker, die man nicht anschauen kann, ohne heiter gestimmt zu werden. Auch Vertreter des echten Schulnomadentums sitzen dort drunter. Glückliche Landschule, die diese unständigen Gesellen nicht kennt. Die wirken wie ein Tintenklecks auf einem Gemälde.

Augen! Hände!

Das Konzert beginnt. Schon fliegen die Finger. Das sind die Streber. Aber da und dort auch verlegene Gesichter. In den unteren Knabenbänken sinken einige in sich zusammen. Späte Reue! Kenne das! Und ich bin unbarmherzig.

„Deine Hausaufgabe?“

„Verlassen!“

Selbstverständlich! . . . Was soll ich tun? . . .

„O edler Pestalozzi, o ehrwürdiger Overberg, ihr Patrone unserer lieben Volksschule, stehet mir bei, . . . der Kerl geht auf nichts mehr ein!“

Und es flüstert aus dem pädagogischen Jenseits: „Ihr habt ja eine Hilfsschule. Da schick' ihn hin!“  
 „Ach, ihr Fürsten der Pädagogik, ihr meint es gut und seid weise. Aber für die Hilfsschule . . . dafür ist der Junge zu beschränkt.“

Berständnislos ziehen die ehrwürdigen Alten sich zurück. Und der, um den sich das Ganze dreht, sieht mich geistlos an und weiß nicht, weshalb ich noch bei ihm bleibe. Er versteht meine Sorgen nicht, und das ist wenigstens ein Trost.

Zur Tagesordnung! Programm: Joseph und seine Brüder.

Die lebhafteste Phantasie der Kindheit arbeitet. Da ist so ein kleiner Windhund nicht von dem bunten Rock des Joseph zu trennen. Einem anderen schimmert das freie Hirtenleben der Brüder auf Sicherns Tristen in märchenhaften Farben. Ein Dritter verzeiht dem Joseph die kampfslose Ergebung auf dem Felde nicht. Jeder pfeift nach seiner Weise.

Der große Bergesliche von heute morgen spielt auch jetzt die Pausen. Ich wage mich mit einer Frage an ihn heran. Das trifft wie der Blix die Unschuld. Erst ein vorwurfsvoller Blick auf mich, dann ein hilfeschender in die Umgebung. Aber ich habe scharfe Augen. . . Da setzt er an: . . . „Der“ . . . Jetzt hebt er die linke Schulter. Die Stirnhaut arbeitet. . . „Der ägyptische“ . . . Erschlafft sinken Schulter und Arm. Die „Denkfalte“ der Stirn glättet sich. Er sitzt schon wieder da in drohnenhafter Ruhe. Mag kommen, was da will.

Gut, daß so was eine vereinzelte Erscheinung ist. Da sollte man doch lieber Steine klopfen und Straßen lehren. Da sieht man wenigstens den Erfolg.

Hah, pah!

Einer aus der ersten Klasse, in der Hand eine blaue Mappe.

Diese schrecklichen Mappen!

„Einen schönen Gruß vom Herrn Rektor, Sie möchten das bitte erledigen.“

Ich nehme ihm die Mappe ab und werfe einen Blick hinein.

Gilt sehr! Mit Blaustrich zweimal unterstrichen.

Natürlich! Und der ägyptische Joseph läuft ja nicht fort.

Aber fünfmal erscheint in dieser Stunde ein solch unglückseliger Mappenträger. Und als die Schelle klingelt, da liegt der ägyptische Joseph in Stücke zerrissen am Boden.

Die letzte Unterrichtsstunde! Wir singen vom Mond und seinen Schächchen, von den Engeln und vom Kaiser. Aber heut' ist Martinstag. Also: Laßt uns froh und munter sein. Und ein Fackelwald baut sich auf. Begeisterung trägt das Lied.

Selbst der große Teilnamlose tritt aus seiner Reserve heraus. Wenigstens bewegen sich seine Lippen.

Nur einen packt es nicht, den blaßgesichtigen Jungen in der dritten Bank. Er lächelt nie. Hat es mal versucht, aber es geriet nicht. Heute bat er um einen Holzschuhzettel.

„Was ist dein Vater?“

„Tot.“

Und es zuckt um die dünnen Lippen.

Ich Unvorsichtiger! — Armes Menschenkind! Aber das Leben ist einmal so. —

Kringtringtinating! Das Schlüsselzeichen. Bewegung! Man atmet auf. Rasche Blicke suchen den Kameraden. Kleine Plaudermänner unter den Mädchen können wichtige Neuigkeiten kaum noch bewahren. Einige lächeln in sich. Nur noch kurze Zeit. Wir stehen auf dem Vorplatz.

Ha! Endlich! Man schüttelt sich. Ein paar Luftsprünge. Ein Zeppeleinke.

„Langsam!“ mahne ich lächelnd. Dreht sich aber da einer um, als ob er sagen wollte: „Kann der uns auch jetzt noch nicht in Ruhe lassen!“

Nach aber nickt ihm freundlich zu. Er greift an die Mühe, wendet sich ab und — flötet — flötet — ha! Es gibt doch Prachtwerke da drunter.



## Für die Kinderwelt.



Das unfruchtbare Gartenbeet.  
 Etwas Lustiges mit ernstem Kern.  
 Von Arthur Bloch.

(Nachdruck verboten.)

Ein Ehepaar, das in steitem Unfrieden miteinander lebte, bebautete gemeinsam einen Garten. Die beiden Leute konnten sich jedoch nie darüber einigen, was sie in dem betreffenden Jahre pflanzen wollten. Wollte der Mann Rüben bauen, so wollte die Frau sicher Salat pflanzen und wollte er Kartoffeln pflanzen, so wollte sie Mohrrüben säen. Auch über die Bepflanzung eines großen Beetes konnten sie garnicht eins werden: sie stritten lange hin und her, und da niemand von beiden nachgeben wollte, verlief die Debatte resultatlos. Sie lehrten einander den Rücken und gingen zornig auseinander. Doch in den Köpfen Beider entstand ein Plan. „Ich bekomme doch meinen Willen,“ sagte der Mann: stand leise in der Nacht, als seine Frau fest schlief, auf und bepflanzte das ganze Beet mit Kartoffeln. Dann legte er sich wieder hin und tat, als ob nichts geschehen sei. Am anderen Morgen, als der Mann zur Arbeit gegangen war, dachte die Frau: „Warte, jetzt will ich meinen Kopf durchsetzen,“ lief in den Garten und säete Mohrrüben. Dann ging sie ins Haus zurück und tat ihre Arbeit. Wochen vergingen. Da fiel es dem Manne eines Nachts ein, wieder nach seinen Kartoffeln zu sehen: er stand also auf, bewaffnete sich mit einer Laterne und ging in den Garten. Bei dem unsicheren Lichte der Laterne sah er das ganze Beet voll kleiner Pflänzchen, die aber gar nicht wie Kartoffelkraut aussahen. Er dachte also, es sei Unkraut, jätete die ganzen Pflänzchen aus und warf sie auf den Komposthaufen des Gartens. Dann legte er sich wieder schlafen. Nach einigen Tagen kam auch die Frau in den Garten, fand aber statt Mohrrüben junge Kartoffelpflänzchen auf dem von ihr bestellten Beet. Verwundert schüttelte sie den Kopf und sagte: „Sollte denn das Beet im vorigen Jahre so schlecht abgeerntet sein, daß die Kartoffeln in diesem Jahre von selbst aus der Erde wachsen und die Mohrrüben ersticken? Das soll doch nicht sein.“ Und sie machte sich daran, alle Kartoffelpflänzchen aus der Erde herauszureißen, um den Mohrrüben Luft zu machen. Wieder vergingen Wochen und Monate. Der schöne Sommer hatte dem Herbst Platz machen müssen und somit war die Zeit zum Ernten herangekommen. Das Ehepaar mied sich noch immer mürrisch und von Zeit zu Zeit ging eins von ihnen allein in den Garten, um zu sehen, ob das Beet noch keine Früchte trage. Eines Tages kam die Frau gerade dazu, wie der Mann kopfschüttelnd das Beet betrachtete. Sie stellte sich neben ihn und starrte auch das Stück Land an. Lange sprachen beide kein Wort. Dann versuchte der Mann einzulenken und sagte: „Kraut, im nächsten Jahre will ich es doch so machen, wie du es wünschst. Diesmal hab' ich Kartoffeln gepflanzt und es ist . . .“ „Du hast Kartoffeln gepflanzt,“ unterbrach ihn die Frau, „und ich habe das Beet mit Mohrrüben besät.“ „Waaaas?“ Der Mann dehnte das Wort unendlich lang. „Mooohrrüben? Ich hab' ja das Beet von Mohrrüben gejätet!“ „Und ich hab' die Kartoffeln als Unkraut ausgerissen,“ ergänzte die Frau. Eine Weile sahen sich beide ganz perplex an: dann wollten sie sich gegenseitig zornig anschauen, besannen sich aber und brachen beide in ein lautes Lachen aus. Darauf aber reichten sie sich die Hände und der Mann sagte noch immer lachend: „Frau, komm wir wollen uns wieder vertrauen und im nächsten Jahre gemeinsam beratschlagen, was wir pflanzen wollen, denn auf diese Art der doppelten Bestellung der Beete erzielen wir keine großen Erfolge.“

Und die Moral von der Geschichte:

Uneinigkeit, sie nützt dir nicht.

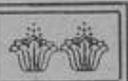
\*

### Für kleine Köchinnen.

— Süße Speise. Eine halbe Semmel wird etwas abgerieben, das Uebrige zu kleinen, zarten Schnitten geschnitten, dann streicht ihr eine Muffinform mit Butter aus, gebt die Schnitten hinein, etwas Weinbeeren darauf, rührt ein Ei mit einem Löffel voll Milch, etwas Zucker und Zimt ab und gießt dies über das Brot, befeuchtet dünne, langgeschnittene Mandeln mit ein wenig Zucker, streut dies über die Speise und backt sie zu schöner Farbe im Bratrohr.



Unsere Bilder.



— Das neue Kaiserjoch in Posen. (Siehe Bild Seite 281.) Ende August begibt sich das Kaiserpaar nach Posen, um dort das neue Residenzschloß unter großen Feierlichkeiten einzuweihen. Das Schloß ist ein im romanischen Stil erbauter Palast, dessen innere Einrichtungen zum größten Teil aus den älteren Schlössern entnommen sind. Das Schloß gereicht der neuen Residenzstadt zur ganz besonderen Zierde.

— Ein neues Königreich: Fürst Nikita von Montenegro (Siehe Bild Seite 283) nahm anlässlich seines fünfzigjährigen Regierungsjubiläums den Königstitel an. Mit seinen 250 000 Einwohnern ist das kleine Königreich Montenegro, dessen Bevölkerungszahl sich mit der Stadt Stuttgart deckt, das kleinste aller Königreiche. Es besteht erst seit dem Jahre 1852 als selbständiges Fürstentum. Ursprünglich bildete es einen Bestandteil des großserbischen Reiches, kam aber, ebenso wie Serbien, im Anfang des 16. Jahrhunderts, unter das Joch der Türkei. Serbien riß sich im Anfang des vorigen Jahrhunderts von der Türkei los, und wurde ein selbständiges Reich. Montenegro verdankt seine Befreiung von der türkischen Herrschaft dem russischen Reiche.

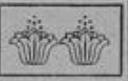
— Der Vorsitzende des Deutschen Kriegerbundes, General der Infanterie z. D. von Spitz, starb in Berlin im Alter von 77 Jahren. (Siehe Bild Seite 283.) Wenn der Deutsche Kriegerbund sich in den letzten Jahren eines so starken Aufblühens erfreute, so ist das im wesentlichen das Verdienst seines nunmehr verstorbenen Vorsitzenden, der es meisterhaft verstand, Gegensätze zu überbrücken. Alexander von Spitz war in Bonn als Sohn bürgerlicher Eltern geboren. Im Jahre 1896 wurde er als General der Infanterie zur Disposition gestellt.

— Der Mittelpunkt des Deutschen Reiches (× Siehe Bild Seite 284) befindet sich nach den Feststellungen der Geographen in Spremberg in der Provinz Brandenburg. Gleich dem Mittelpunkt Europas, der sich in Lissau in Böhmen befindet, ist auch diese Stelle durch einen Stein bezeichnet, der die Aufschrift trägt: „Mittelpunkt vom Deutschen Reiche.“

— Die neue zusammenlegbare Luftschiffhalle der deutschen Armee. (Siehe Bild Seite 284.) Auch im diesjährigen Kaisermanöver sollen die deutschen Luftschiffe Verwendung finden und die zusammenlegbare Luftschiffhalle, die in Wagen mitgeführt und schnell aufgebaut werden kann, wird demnächst in das Gelände des Kaisermanövers geschickt.



Zur Unterhaltung.



— Selbstrost. Studiosus (für's Staatsexamen büffelnd): „Gott sei Dank, daß man das Zeug später wieder vergessen kann!“

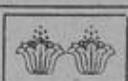
— Schneidiges Kunsturteil. „Nun, Herr Leutnant, wie gefällt Ihnen unsere Kunstausstellung?“ — „Zivilisten-Pinselerei!“

— Auch ein Geburtstagsgeschenk. Der kleine Hans: „Du Karl, heute müssen wir recht böse sein, damit wir Papa morgen zu seinem Geburtstag versprechen können, braver zu werden!“

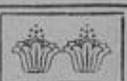
— Dichterleid. A.: „... Also alle Ihre Freunde haben sich den neuesten Band Ihrer Gedichte gekauft?“ — Junger Dichter: „Ja — und ich mußte ihnen das Geld dazu pumpen!“

— Erster Schritt. Der Pianist Lastenschläger hat sich in seinem Verufe eine Anschwellung der rechten Hand zugezogen. Der konsultierte Arzt konstatiert ein Ueberbein. — „Ein Ueberbein?“ ruft Lastenschläger erfreut aus. „So beginnt doch die Gerechtigkeit zu siegen — der erste Schritt zum Uebermenschen ist getan!“

— Buchführung. „... Wie, mein Kaiser-Abonnement ist schon zu Ende?“ — „Jawohl! Weichen Sie sich nur im Spiegel, — ich habe Ihnen an den Ohren jedesmal einen Schnitt gemacht!“



Rätsellecke.



Silbenrätsel.

a a a ah ben bert brod ba de der  
 di di di e ei ef en gent hard  
 haus le to so lau  
 len li li ly maj ma  
 mi na ne ni ni  
 nis no no o  
 o pal po rad  
 ri ro roß  
 se si sin  
 te the thil u um van.

Durch richtige Verbindung dieser Silben sollen 19 Wörter mit nachfolgenden Bedeutungen gebildet werden: 1. Stadt in Ungarn, 2. französischer Marschall, 3. berühmter Verleger, 4. männlicher Vorname, 5. Stadt in Italien, 6. biblische Person, 7. Schlachtort, 8. Seevogel, 9. Stadt in Bulgarien, 10. germanisches Volk, 11. Edelstein, 12. Stadt in Italien, 13. Krankenpflegerin, 14. berühmter Mönch, 15. weiblicher Vorname, 16. Stadt in Aegypten, 17. Heilige, 18. Stadt in Anhalt, 19. mythologischer Aufenthalt der Seligen. — Die Anfangs- und Endbuchstaben der in gleicher Reihenfolge richtig gefundenen Wörter ergeben, von oben nach unten gelesen, den Anfang eines viel gelungenen Liebes.

Zogogriph.

Von einer Stadt im Barentsreich  
 Streich Kopf und Fuß hinweg zugleich,  
 Ein Weib entsteht, das auf verbot'nen Pfaden  
 Einst schwere Strafe hat auf sich geladen.

Trennungs-Charade.

Kennst du's, vereint und groß geschrieben,  
 Bei einem sichern Bankhaus dein,  
 So magst du handeln nach Belieben,  
 Du kannst es dann — getrennt und klein,  
 Und stellt — mit großem Anfangszeichen —  
 Die erste einen Wunsch dir dar,  
 So ist auch dieser zu erreichen,  
 Wenn — groß genug das ganze war.

Scherzfrage.

Welcher Gebildete ist ein Tor?

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Anagramm: Fischlein — Fisch — sein.  
 Rätselfrage: Aus den gegebenen Wörtern erhält man durch richtige Zusammenstellung der Buchstaben: „In einem kühlen Grunde.“  
 Arithmetische Aufgabe: Die Zahlen 73, 21 und 6.  
 Rebus: Kinderbewahranstalt.



## Hoffnung.

Novelle von A. Noël.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

3.

Felziens Vater war ein Lübecker. Er stammte aus einer Musikerfamilie und lebte lange in seiner Vaterstadt als Dirigent eines Konzertvereins. Daneben war er Lehrer an einer Musikschule und schrieb an einer großen Oper „Athalie“, auf die er ungeheure Hoffnungen setzte. Als die Oper vollendet war, bemühte er sich, sie zuerst auf dem Theater seiner Vaterstadt zur Aufführung zu bringen, und

da eine junge Sängerin sich dafür interessierte, gelang es ihm endlich, die Aufführung durchzusetzen. Sie hatte keinen Erfolg, und er schrieb das zum großen Teil der Besetzung zu, weil nicht Josefina Hartinger, die sich dafür interessierte, die Hauptrolle erhalten hatte, sondern eine andere Sängerin, in deren Rollensach sie besser passen mochte.

Diese „Athalie“-Aufführung, die die einzige blieb, hatte einen großen Einfluß auf das Leben des Komponisten. Er verheiratete sich mit Josefina Hartinger. Die Hauptpartie seiner nächsten Oper beschloß er der Stimme seiner jungen Gattin anzupassen. Aber Jahre vergingen, ehe er einen geeigneten Text ausfindig machte, und dann wurde ihm ein Sohn geboren, was natürlich eine längere Unterbrechung



Im Quartier. Nach dem Gemälde von H. Iffel.

in der künstlerischen Tätigkeit der jungen Sängerin mit sich brachte. Bald zeigte es sich auch, daß ihre Stimme gelitten hatte, und nach der Geburt eines zweiten Kindes, das bald starb, nahm diese derart ab, daß nur eine mehrjährige Pause sie ihr zurückgeben konnte. Josefina überredete ihren Mann, mit ihr nach Wien zu gehen, wo sie viele Bekannte hatte, und wo er gewiß bald eine hervorragende Rolle in der Musikwelt einnehmen würde.

Die hervorragende Stelle, die Nikodemus da erreichte, war die eines Lehrers an einer großen Privatmusikschule. Die zweite Oper wurde nie geschrieben, dagegen feilte er beständig an der „Athalie“. Seine Frau war Gesangsmeisterin, jedoch konnte sich Felizie die nicht lange nach der Ueberfiedlung ihrer Eltern nach Wien zur Welt gekommen war, nur weniger Schüler erinnern, die im Laufe der Jahre die steile Treppe zu ihrer Wohnung emporgellettert waren.

Von seinem sinkenden Lebensschifflein rettete das Elternpaar seine Ueberfracht an Hoffnungen auf neue Fahrten, die erst hinaussegeln sollten auf das Meer des Lebens. Sie übertrugen ihre getäuschten Erwartungen auf ihre Kinder. Alles was das Leben ihnen schuldig geliebt war, wollten sie mit jenen genießen. Willi sollte zum deutschen Verdi aufwachsen, Felizie alle lebenden Gesanasaroben verdunkeln. So fingen diese ihr Leben an, gleichsam mit aebundener Marschroute zur Unsterblichkeit. Daß man nicht von vorneherein solche Ansprüche stellen, sondern diese erst nach den vorhandenen Gaben bemessen darf, das hätte niemand wagen dürfen dem um seinen Komponistenruhm betrogenen Vater zu sagen.

Den Knaben traf es zuerst und härter. Er war sehr bezaubert, aber man redete ihm zu Hause die Fabel von seinem Genie so lange vor bis er sich durch seinen Dünkel überall unleidlich und lächerlich machte. Endlich mit fünfzehn Jahren ging er als Geiaer mit einer Konzertgesellschaft nach Spanien und sah seine Eltern nie wieder.

Desto höher schraubte der Vater seine Hoffnungen auf Felizie. Die Mutter hatte frühzeitig angefangen, ihre Stimme zu bilden, ehe die Tochter sechzehn Jahre alt war und nun brachte sie der Vater zu dem einzigen Meister altenglischer Gesangskunst, der noch in Wien lebte, zu Zerboni. Er hatte wegen seiner Grobheit einen fürchterlichen Ruf, Felizie eindes sagte er immer wie mit seidenen Handschuhen an. Sie gab sich alle Mühe, hatte aber keine Lust zur Bühne und kein Vertrauen zu ihrer Stimme, der es an Wucht und Metall gebrach. Der alte Eisenfresser von Gesangsmeister fing bald an, bedeutsam den Kopf zu schütteln, und als er eines Tages Nikodemus zufällig begegnete, sagte er ihm offen seine Meinung: er solle sich die Sache mit Felizie aus dem Kopfe schlagen. Ihre Stimme reiche vielleicht für ganz kleine Provinztheater aus dafür sei Felizie aber zu schade.

Nikodemus nahm dies nicht ohne Widerspruch hin, und die beiden alten Herren gerieten auf offener Straße in einen heftigen Zank. Es war ein kalter Märztag, ein scharfer Wind segte durch die Straßen. Die Streitenden trennten sich in höchster Aufregung. Nikodemus rannte zornig nach Hause, warf seinen Hut an die Wand und rief seiner Tochter zu: „Morgen gehe ich mit dir zu Marzese!“

Er kam jedoch nicht dazu. Am nächsten Tage lag er krank zu Bett. Das hitzige aufgeregte Gespräch im rüchischen Märzwind hatte ihm eine Lungenentzündung zugezogen. kaum vierzehn Tage später begrub man ihn.

Seit vier Jahren lebte nun Felizie allein, dem Wahne abgelehrt, der ihre Jugend vergiftet hatte, voll Mißtrauen gegen das Leben und vor allem gegen die Hoffnung. Daß das besonders glücklich mache, hätte sie nicht behaupten können. Doch eben jetzt merkte sie, daß die trübe Dämmerung ihrer Seele sich wie durch ein fernes Licht zu erhellten begann.

Das Geheimnis der Stimmung ist nicht leicht zu ergünden. In Wirklichkeit standen ihre Angelegenheiten recht schlecht. Sie durfte noch lange nicht ausgehen, und einige Mamas hatten ihr bereits mitgeteilt, daß sie sich leider gezwungen sähen sie durch eine andere Lehrkraft zu ersetzen. Ihre Ersparnisse schmolzen schnell dahin und konnten leicht zu Ende gehen, ehe sie imstande war, wieder Stunden zu aeben. Dennoch fühlte sie sich leichter. Zum ersten Mal seit des Vaters Tod wich der Druck, der auf ihrer Seele lag. Das Gefühl der Genesung lehrte sie das Leben um des

Lebens willen schätzen und sie war geneigt, sich in bezug auf ihre Lage den Ausspruch der Hauptmännin anzueignen: „Wer weiß, wozu es gut ist!“

Das Unglaubliche war geschehen: Professor Kosty erklärte Giselas Organ für eine hoffnungsvolle, die Ausbildung lohnende Bühnenstimme! Das Mädchen sollte nur wachsen und fleißig studieren, für das Uebrige Sorge er. Na noch mehr: da der Hauptmännin die Mittel für den Unterricht fehlten, begnügte sich Professor Kosty mit einem Vertrag, der ihm die Bezahlung von Giselas dereinstiger Gage zusicherte. Die Bereitwilligkeit, einen solchen Zukunftswechsel anzunehmen, war unstrittig der beste Beweis, daß er in der Tat an Giselas Aussichten glaubte. Vorläufig waren ihre Gesangsübungen allerdings wenig geeignet diese Ueberzeugung in Felizie zu festigen, die anfing, ihre taubstummen Nachbarn zu beneiden.

Feliziens Vesserung machte Fortschritte. Zu Neujahr wollte Brandböfer ihr erlauben, ihre Stunden wieder aufzunehmen. Uebermäßige Anstrengungen brauchte sie dabei nicht zu befürchten. Sie hatte die bessere Hälfte davon verloren; dafür ständen ihr allerdings auch einige neue in Aussicht. Die Doktorin wünschte von Neujahr an ihre kleine Steffi von Felizie unterrichten zu lassen und in den letzten Tagen des Jahres erhielt sie eine Karte von einer an der Oper engagierten Sängerin die bei ihr anfragte, ob sie einige Stunden für Klavierbegleitung frei habe; Professor Rollenheim hätte sie bestens empfohlen.

Einer ihrer ersten Ausgänge führte Felizie zu der Sängerin, einer hübschen Brünnetten die ihr sehr entgegenkam und sie unter günstigen Bedingungen zur Korrepetition von Operpartien engagierte.

Fräulein Schramel schien ziemlich neugierig zu erfahren, in welchen Beziehungen die blasse blonde Klavierlehrerin zu Professor Rollenheim stände. Als Felizie aber sagte, sie habe den Professor erst einmal gesprochen, erlosch das interessierte Funkeln ihrer Augen.

„Ach so!“ sagte sie sehr erleichtert, wie es Felizie vorkam. „Ich kenne ihn eben auch noch sehr wenig. Ein ungeheuer interessanter Mensch, nicht wahr?“

Die Sängerin war noch sehr jung und von der Gesangsschule an die Oper verpflichtet worden. Au Selbstgefühl mangelte es ihr indes schon nicht und ihr Charakter schien ein seltsames Gemisch von Naivität und Berechnung zu sein.

„Ach,“ sagte sie mit schwärmerischem Augenaufschlag „ich liebe die Kunst unendlich und möchte mein Leben lang beim Theater bleiben! Wenn man mich nur nicht weghetrachtet!“

Am Morgen des letzten Jahrestages kam die Doktorin selbst herauf, um Felizie für den Abend zur Silvesterfeier hinunterzubitten. Es sollte keine Gesellschaft werden, nur ein gemüthlicher Abend im kleinen Kreis.

Felizie hatte schon ein Grauen vor dem einsamen Abend empfunden, denn ihre Nachbarinnen wollten ihn bei der Majorin verbringen. Dennoch sträubte sie sich gegen die Einladung der Doktorin da sie nicht in einen fremden Kreis hineinschneien wollte. Allein Stephanie Brandböfer nahm keinen Korb an. Sie und Felizie waren einander überraschend schnell näher getreten. Die Doktorin war eine schweigsame, fast schüchterne, aber innerlich gefestigte und grundgütige Natur, und Felizie fühlte sich davon besonders angezogen.

Als Felizie am Abend unten in den prachtvollen Speisesaal trat, blendete sie im ersten Augenblick das Licht des Kronleuchters, und der Glanz dieses Heims schüchterte sie ein wenig ein. Aber Stephanie kam ihr freundlich entgegen und stellte sie den Anwesenden vor: ihren Eltern, ihrer verwitweten Schwester Frau Heimbeck, und schließlich dem berühmten Orthopäden Kolbe und seiner Frau, einer weitläufigen Verwandten.

Damit glaubte Felizie die Reihe der Verbeugungen erschöpft als sie plötzlich hinter sich eine bekannt klingende Stimme vernahm: „Ich bin auch da, Fräulein!“

Sie drehte sich um. Es war Rollenheim, der ihr mit einem herzlichen Lächeln wie ein alter Bekannter die Hand bot.

„Sehr er freut, Sie wieder hergestellt zu sehen,“ sagte er, während er ihre Finger festhielt.

Sie beeilte sich ihm für seine Empfehlung an Fräulein Schramel zu danken.

Er lachte ein wenig. „Wie gefällt sie Ihnen?“  
 „Sehr gut. Aber die Hauptsache ist, daß ich ihr gefalle.“  
 „Darüber kann ich Sie beruhigen. Sie haben ihr imponiert. Und das ist notwendig, denn sie ist noch sehr kindlich.“

„Noch? Oder wieder?“ Doch Felizie beruhte den Ausfall sogleich. Vielleicht hielt der Professor viel von der Soubrette. Um sein Gespräch abzulenken, fragte sie, wie sein Schüler mit seiner Geige zufrieden sei.

„Er ist stolz darauf! Die Violine erweist sich als ein erzieherliches Mittel, denn ihr zuliebe spannt der Junge jetzt alle seine Kräfte an.“

Nollenheim führte Felizie zu Tisch, und ohne daß er Frau Heimbeck, seine andere Nachbarin, vernachlässigt hätte, widmete er sich ihr viel. Berührungspunkte hatten sie genug, und wie natürlich lenkte sich das Gespräch auf musikalisches Gebiet. Dabei entdeckten sie, daß sie im Geschmack und Urteil sehr übereinstimmten. Nollenheim äußerte unverbohlen seine Genugtuung darüber.

„Nicht, daß ich so engherzig wäre, nur meinen eigenen Geschmack gelten zu lassen,“ entschuldigte er sich. „Ich kann auch Personen gut sein, die alles verabscheuen, was ich liebe. Aber es ist doch etwas ganz anderes zwischen gleichgesinnten Seelen.“

„Wir werden wohl auch noch an den Kreuzweg kommen, wo sich unsere Richtungen trennen,“ meinte Felizie mit leichtem Kopfschütteln.

An diesem Abend kam es jedoch nicht dazu, und das junge Mädchen wehrte sich nicht gegen die angenehme Stimmung. Nach dem Souper wurde musiziert. Die kleine Professorin Kolbe sang, von Stephanie begleitet, ein paar Lieder, dann spielte wieder Nollenheim allein oder von Felizie begleitet. Dabei schritt der Abend unmerklich und doch mit Riesenschritten vor.

Der Zeiger wies auf Mitternacht. Der Bunsch kam, wurde aus der Prachtbowle in hohe Gläser mit Silbergestell geschöpft, und man reichte sich um den Tisch. Der Doktor ließ es sich nicht nehmen, eigenhändig die Gasflammen bis auf kleine, blaue, unheimliche Klämmchen abzubringen. Im Finstern hörte man die zwölf Stundenschläge an.

In diesem Augenblicke kehrte Felizie das Bewußtsein des Ernstes ihrer Lage und ihr Mißtrauen in die Zukunft zurück. Da stand das neue Jahr an der Schwelle! Was für Leiden hielt es wohl für sie im Vorrat? Aus der frohen Laune des Abends blickte sie in die harte, nüchterne Fälschheit des Lebens hinein, und es überkam sie ein Frösteln. Die kleinen blauen Klämmchen wüchsen und tanzten wie Freilichtler — sie schauderte unwillkürlich.

Da faßte eine warme Hand nach ihrer jäb erkalteten und drückte sie leise. „Glückauf!“ flüsterte ihr eine Stimme zu.

Der erste Glückwunsch! Sie richtete sich auf, gab den Mitternachtsgepenstern, die sich an sie herangeschlichen, den Abschied, und erwiderte, fast ohne zu wollen, den Druck von Nollenheims warmer Hand. Dann zog sie die ihrige rasch zurück. Es war eben Zeit, denn gerade leuchteten die Gasflammen wieder auf, die Gläser klangen zusammen und das „Prosit Neujahr!“ tönte von allen Lippen.

Nun rüsteten sich die Gäste zum Ausbruch. Felizie empfahl sich schon vor den anderen.

In dem großen, herrschaftlichen Vorzimmer holte jedoch Nollenheim sie ein. „Geben Sie Acht, wen Sie morgen zuerst sehen! Der erste Glückwunsch und der erste Anblick am Neujahrsmorgen! Sie wissen, das ist bedeutsam.“

Der erste Glückwunsch! Das war ihr ja von ihm gekommen! „Wen ich morgen zuerst sehe? Das weiß ich im vornubinein: meine alte Aufwärterin!“

„O weh! Das Alter in Ehren, aber das ist böß!“

„Gerade die richtige Vorbedeutung für das Jahr, das mir wahrscheinlich beschieden ist,“ antwortete Felizie, von der schon die Feststimmung zu weichen begann, seufzend.

Sie nahm aus der Hand des Stubenmädchens ein Wachskerzchen entgegen und huschte nach einem letzten Gruß rasch hinaus.

Das kleine Licht flackerte, während sie müde die Treppe hinaufstieg, unruhig im Luftzuge des Stiegenhauses und warf Feliziens Schatten in ungeheurer Vergrößerung und seltsamer Entstellung auf die Wand. In den leeren, schlafenden Gängen hallten ihre Schritte eigentümlich wider,

und es schien Felizie, als sei sie schon nicht mehr dieselbe, die sich unten in dem gemütlich durchwärmten Prachtsaal von der steigenden Flut der guten Laune willig hatte emporheben lassen.

Oben aber in der frostigen, kalten Stube, da fand sich auch gleich die Wochentags-Felizie wieder ein, die, überfallen von dem alten, wohlbekannten Mißmut, ins Bett froh. Erst als sie warm geworden, überwand sie sich soweit, dem anbrechenden Jahre, wenn nicht vertrauensvoll, so doch mit besserem Mute ins Auge zu sehen. . . . Was es auch brachte, sie wollte es tragen.

Felizie erwachte erst von einem starken Läuten ihrer Türflügel. Ein Blick auf die Wanduhr belehrte sie, daß es kaum halb neun war. Die alte Glanz sollte nicht vor neun kommen. Konnte sie es nicht erwarten, ihren Neujahrswunsch anzubringen?

Noch nicht ganz ausgeschlafen, erhob sie sich, warf die nötigsten Kleidungsstücke über und ging an die Türe.

Auf ihr ungeduldiges „Wer ist da?“ antwortete eine dünne Kinderstimme: „I—ich!“

Felizie öffnete und sah hinaus. Das Töchterchen des Hausmeisters, ein bildschönes, gesundes Kind, stand draußen und streckte ihr einen Strauß Rosen entgegen, wunderschöne Teerosen, nicht auf Draht gezogen, sondern mit ihren natürlichen Stengeln versehen. Der köstliche Geruch erfüllte den ganzen Gang.

Felizie glaubte zuerst, daß des Hauses redlicher Hüter den Wohnparteien eine solche Ueberraschung bereite, allein die kleine Lisi zerstreute diesen Verdacht sogleich, indem sie erklärte:

„Ein Herr schickt Ihnen das, und ich soll nicht sagen, daß es der Herr Professor ist, der immer zum gnädigen Herrn von Doktor kommt. Und er hat gesagt ich muß es Ihnen bringen.“ fügte sie stolz hinzu. „Ich alleinig, nicht die Mutter! Wünsch' ein glückselig's neues Jahr!“

Während Felizie ins Zimmer ging, ihre Börse zu holen, um der Kleinen eine Belohnung zu reichen, erblickte ein Lächeln ihr Gesicht. Er hatte seinen Boten gut gewählt! Das frische hübsche Kind sollte an Stelle der alten Glanz die erste Person sein, die sie am Morgen begrüßte und ihr Glück wünschte. Um ihr diese Ueberraschung zu verschaffen, mußte der Herr, dessen Infognito die kleine Lisi so gut zu wahren verstand, zeitig aufgestanden sein, und er hatte sich den Weg in der scharfen Winterluft nicht verdröhnen lassen.

Der Rosenduft genugte um an diesem Tage die schwarzen Wolken zu versagen. Wenn der erste Tag des Jahres für die folgenden maßgebend war, mußte das neue Jahr für sie froher ablaufen als das vergangene.

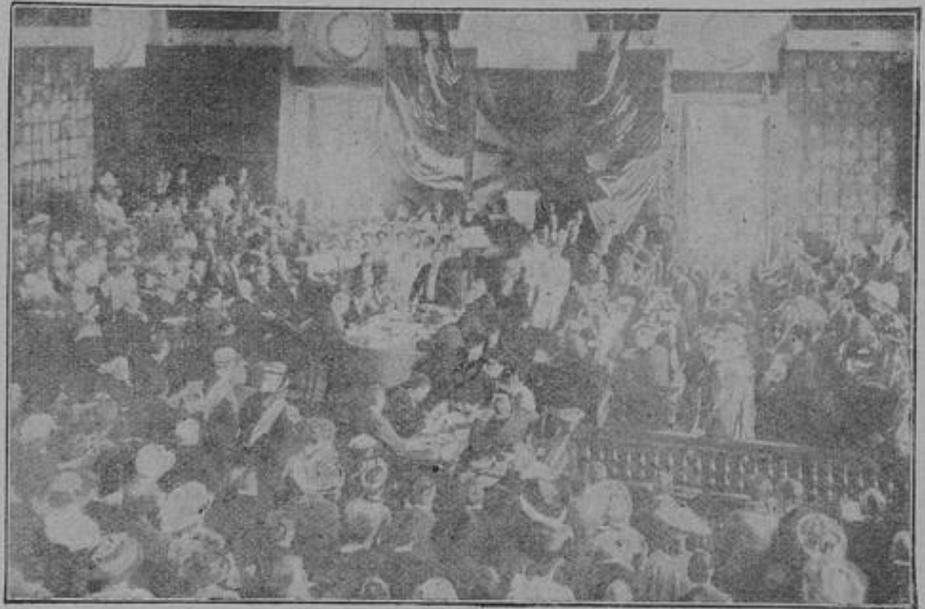
Außerlich ließ es sich freilich nicht danach an. Die längere Pause hatte sie des Stundengebens entwöhnt und es fiel ihr nun sehr schwer, wieder geduldig holperige Tonleitern anzuhören, falsche Fingerringe und Griffe zu beräteln, unermüdet zum Zählen zu mahnen und stummstimmige Ansängerinnen in die Geheimnisse des Vakschlüssels einzuweisen. Zudem war ihre Zeit nicht genügend besetzt und daher sah es mit ihren Einkünften auch nicht zum Besten aus. Mit ihrer Gesundheit ging es nicht vorwärts. Sie hustete noch immer und konnte sich nicht erholen. Das war nur zu begreiflich. Der Winter war raub und streng, und von Rechts wegen hätte sie nach ihrer Geneigung einige Monate im Süden verbringen müssen. Der Doktor sagte oft, sie sollte jetzt in Meran oder Abbazia oder besser noch an der italienischen Riviera auf einer sonnendurchwärmten Terrasse sitzen, in milder, windstiller Luft behaglichem Nichtstun hingegeben. Er bat sie sogar mehrmals dringend, den dazu nötigen Mammon von ihm und seiner Frau als Darlehen anzunehmen. Allein sie wußte wohl, daß ihr die Rückzahlung auf Jahre hinaus schwer möglich war, und wies jedes derartige Anerbieten kopfschüttelnd ab.

Dennoch sah sie das Leben nicht mehr wie an jenem Novembertage, da sie in trostloser Verfassung erwacht war, grau in grau im Nebel der Hoffnungslosigkeit. Ihr Gemütszustand war ein anderer geworden. Ueber die Ursache taufchte sie sich freilich, trotz der Scharfsichtigkeit, mit der sie ihre Empfindung zu zergliedern gewöhnt war. Sie schrieb das gewonnene seelische Gleichgewicht dem Umstande zu, das sie das Schlimmste von dem, was sie sonst zu fürchten pflegte, eine Krankheit, die sie hilflos und erwerbsunfähig machte, nun auch gelöst und überstanden hatte. Sie hatte

aufgehört, vom Leben etwas zu hoffen, und darum brauchte sie auch nichts mehr zu fürchten.

Die Wirkung und den Einfluß des freundschaftlichen Verkehrs mit Brandhöfers unterschätzte sie dabei nicht, und deren Heim erschien ihr bald als eine freundliche Oase in der Wüste. Sie hatten ein für allemal gebeten, daß Felizie den Abend an ihrem häuslichen Herde zubringen möge, und sie kam daher meistens nach dem Abendessen auf eine Stunde herunter. Nur an den Abenden, wo Besuch anwesend war pflegte sie gleich im Vorzimmer wieder umzukehren. Kollenheim jedoch rechnete sie nicht zu den Besuchern, und wenn nur sein wohlbekannter Pelzüberrock im Vorzimmer hing, trat sie ungeschert ein.

Sie sah auch jetzt in den Feierstunden nicht mehr so viel daheim wie früher, denn die Doktorin forderte öfters ihre Begleitung an Orte, wo man etwas hübsches hören oder sehen konnte, und nahm sie in Kunstausstellungen oder zu interessanten Vorlesungen mit, wohin sie sonst nie gekommen wäre. Zum ersten Male nach ihres Vaters Tode besuchte sie wieder das Theater. In der Burg hatte die Doktorin eine Nischloge im dritten Rang inne, wo Felizie stets willkommen war, und seitdem sie Fräulein Schramels Gesangstudien begleitete, erhielt sie von der jungen Sängerin hin und wieder eine oder zwei Karten in die Oper. Dies geschah immer an den Tagen, wo Fräulein Schramel selbst auftrat, denn sie wollte sich gern in ihrem Bühnenglanz bewundern lassen. (Fortsetzung folgt.)

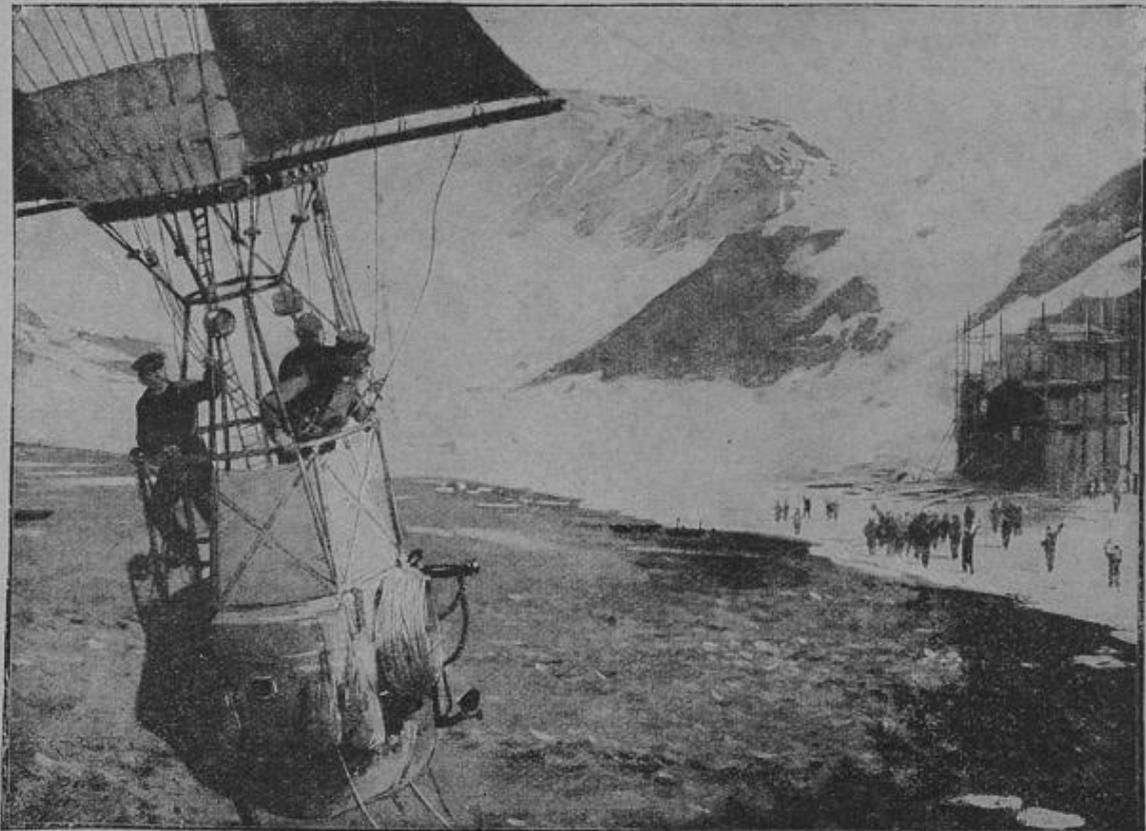


Die erste Eröffnungssitzung des 18. Weltfriedenskongresses in Stockholm.

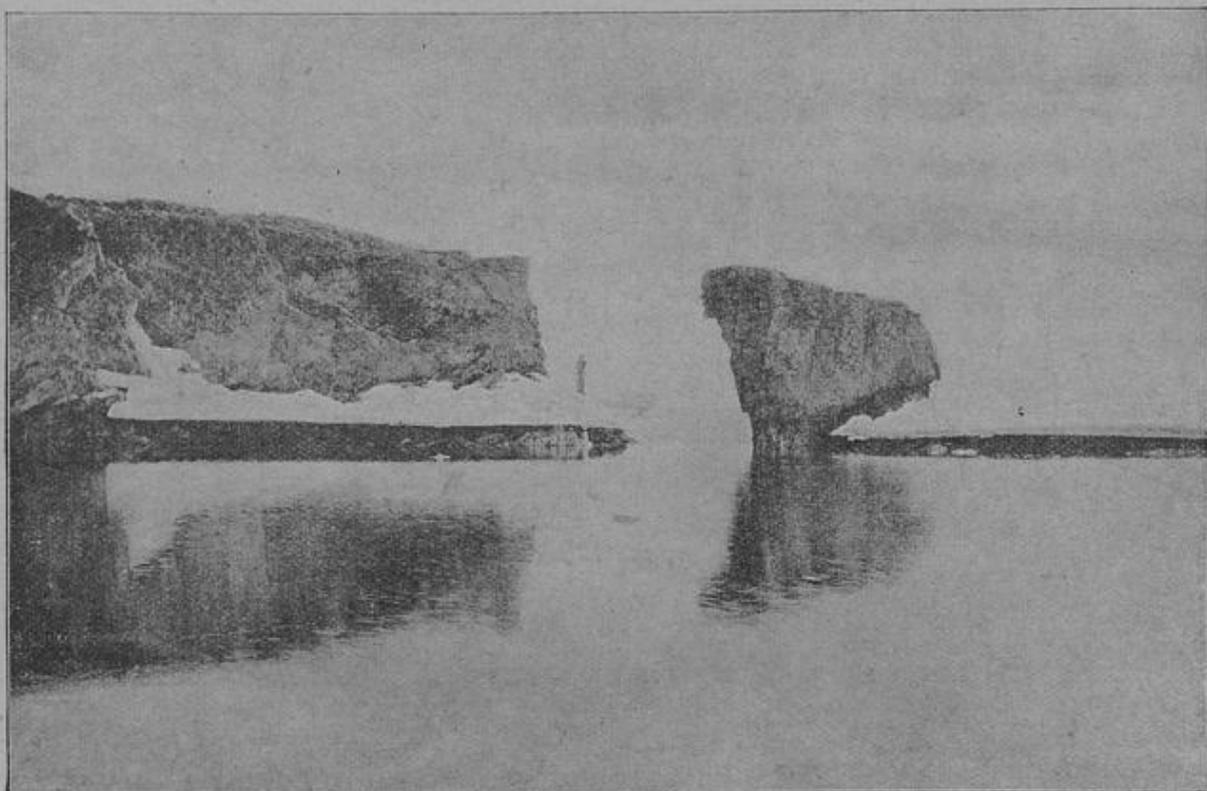
### Der Kampf um den Nordpol.

Die eisumgürteten Geheimnisse des Nordpols haben von jeher eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Menschheit ausgeübt.

Der südliche Pol hat, vielleicht seiner größeren Entfernung von den Kulturzentren der Erde wegen, dies nie auch nur entfernt in gleichem Maße vermocht, und erst verhältnismäßig spät hat man seiner überhaupt gedacht, während die Fahrten gen Norden bis in das graue Altertum zurückreichen.



Andrées Aufstieg von Spitzbergen am 11. Juli 1897.



Küstenlandschaft auf Spitzbergen.

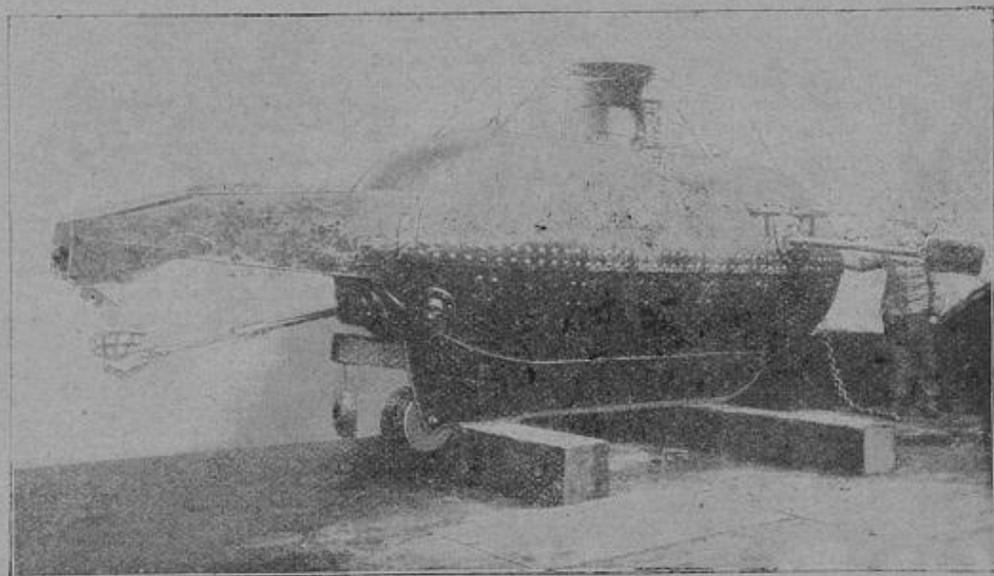
Heute, gewissermaßen am Vorabend eines neuen Versuches, den Schleier zu lüften, mit dem die Natur sich dort oben im ewigen Eise so sorgsam verhüllt, dürfte es doppelt interessant auch für weitere Kreise sein, einen kurzen Rückblick auf die Geschichte jenes Kampfes eines der opferreichsten mit, zu werden. Befanden sich unter denen, die nur allzuoft mit dem Leben kühnen Wagemut küßten, doch Namen, die den besten ihrer Zeit ebenbürtig sich beigesellten, und die dennoch — auch ein Zeichen der Zeit — von der großen Menge schon längst vergessen sein dürften.

Zieht man die geographischen Verhältnisse jener Tage in Betracht, so muß man wohl den Forschern beipflichten, die den kühnen Entdecker der ultima Thule, den Griechen Pythias als den ersten Polarforscher betrachteten, der im Jahre 325 vor Beginn unserer Zeitrechnung von Marseille aus aufbrach. So merkwürdig es dem modernen Menschen auch erscheinen mag, den „Entdecker“ der Shetlandsinseln — denn hier ist, wie heute wohl unzweifelhaft feststeht, jenes seltsame Eiland zu suchen — als einen „Polar“-Forscher anzuerkennen.

Island — so lange fälschlich als jenes Thule des Marseillers bezeichnet — bildet sodann die nächste Etappe auf dem Wege zum Pole. Es wurde um das Jahr 870, also mehr als ein Jahrtausend später, von den kühnsten Seefahrern des Nordens, den Wikingern entdeckt und besiedelt, und hieran schließt sich auch jene, fast vergessene erste Entdeckung von Amerika, denn bis Grönland und

zum mehr sagenhaften „Weinland“ in der Gegend des heiligen St. Lorenzstromes, drangen die tollkühnen Nordmänner. Raublose, kampfsrohe Wanderer, als Kompas den heiligen Vogel Odins, den Raben benutzend, dessen Orientierungssinn ihn, sobald er freigelassen war, das Land finden ließ.

Das eigentliche „Zeitalter der Entdeckungen“ beschäftigte sich mit dem Problem der Polarforschung nur wenig. Die Erschließung der verschiedenen Goldländer schien lohnender und zog die Abenteurer aller Nationen an wie der Magnet das Eisen. Aber es ist vielleicht einer der interessantesten Momente in der ganzen Geschichte der Polarforschung, daß man schon damals auf einen Gedanken kam, dem mehr als 300 Jahre später eine der größten Polar-Expeditionen zum Opfer fallen sollte.



Das Unterseeboot im Dienste der Fischerei.

Es war im Jahre 1848, als Sebastian Cabot als Erster den Gedanken an eine nordwestliche Durchfahrt aussprach, und es muß als feststehend angesehen werden, daß schon er auf einer im Jahre 1517 von England aus unternommenen Reise der Entdecker der Hudsonstraße gewesen ist.

In fast ununterbrochener Folge nehmen dann fast alle seefahrenden Kulturenationen, soweit ihr Schwerpunkt nicht ausschließlich im Mittelmeer liegt, an dem hartnäckigen Kampfe um die weitere Erschließung der Polarländer teil, und wenn es auch teilweise nur der Drang nach neuen Entdeckerlorbeeren ist, der die Schiffe hinaustreibt, so läßt sich doch auch das eifrige, rastlose Streben nach tatsächlichen, praktischen Erfolgen, wie man doch z. B. zweifellos das Suchen nach jener Nordwestpassage bezeichnen muß, nicht verkennen und unter den kühnen Seefahrern streben Leute wie Varentis, Coot, Chamisso nach der Palme, ja, auch der leuchtendste Stern am Himmel der britischen Flotte, der spätere Lord Nelson, nahm fünfzehnjährig an einer Polar-Expedition teil und es fehlte nicht viel, so hätte der nachmals als Sieger von Abulir und Trafalgar, als Retter Englands Gefeierter, unter der Taße eines Eisbären ein frühes Ende gefunden.

Es sei dann der wohl vor allen andern tragischen Expedition gedacht, die unter dem Befehl von Sir John Franklin am 18. Mai 1845 England verließ.

Franklin sowohl wie der Führer des zweiten Schiffes, Kapitän Crozier, waren alte, erprobte Kämpfer auf diesem Schlachtfelde, auf dem sie nun auch mit allen ihren tapferen Gefährten ihr eisiges Grab finden sollten. Jahr um Jahr verging und „Erebus“ und „Terror“ blieben verschollen, so daß im Jahr 1848 James Ross den Auftrag erhielt, die Verschwundenen zu suchen.

Der Name James Ross hatte einen guten Klang unter den Polarforschern, wußte man ihn doch vertraut mit allen Gefahren jener Eisgebilde, die er nun abermals aufsuchen sollte, und dankte man ihm doch auch eine der wichtigsten Entdeckungen, die dem spröden Polarlande bis jetzt abgerungen werden konnte, da es dem kühnen Seemann im Jahre 1831 gelungen war, auf der Halbinsel Boothia Felix den magnetischen Nordpol der Erde zu finden.

Mit frohen Hoffnungen sah man ihn ziehen, aber weder er noch seine Nachfolger vermochten die schaurigen Rätsel der Franklin Expedition zu lösen. Auch Amerika beteiligte sich an dem Rettungsversuche und sein bedeutendster Mann auf diesem Gebiete, G. A. Kane, durchsuchte vergebens die endlosen Eisgebilde. Nur eine Gewißheit brachten diese Forschungsreisen, nämlich die, daß eine Nordwest-Durchfahrt allerdings besteht, daß sie aber unpassierbar sei. Franklin und seine Gefährten aber schienen verschollen, und am 5. April 1854 sprach Admiral Walcott im Parlament englischen Worte: „Alles, was die Ehre des Landes erheischt, ist geschehen, um Sir John Franklin zu finden. Ich bin der Ansicht, daß die Schiffe untergegangen und die Mannschaft umgekommen sind!“ — Am 18. März bereits waren Franklin, Crozier und ihre Gefährten aus den Listen der Flotte gestrichen.

Nur die Gattin des Helden wollte sich mit diesen Worten nicht zufrieden geben, und den unermüdlichen Anstrengungen einer Frau, auf die England volles Recht hat, stolz zu sein, sollte endlich der Erfolg beschieden sein, ein Erfolg freilich, der nur die traurige Bestätigung dessen sein sollte, was Sir Walcott ausgesprochen.

Am 1. Juli 1857 ging unter Führung eines ebenso tüchtigen, wie energischen Mannes, des berühmten Polarforschers Mac Clintock, der Schrauben-Schooner „Fox“ in See und 1859 hatte Jane Franklin und mit ihr die ganze gebildete Welt die volle Gewißheit von dem tragischen Ende der Helden des „Erebus“ und „Terror“.

Die neueren Polar-Expeditionen, die Reisen der „Germania“ und „Hanja“ des „Zegethoff“, sowie die berühmte Fahrt Nordenskiöld's auf der „Vega“ und in den letzten Jahrzehnten die Reisen Nansen's, Peary's u. a. dürften noch frisch in der Erinnerung aller sein, und bedürfen hier kaum der Erwähnung.

Unter ihnen allen erreichte Nansen den nördlichsten Punkt (86 Grad 14 Minuten), aber den Pol selbst vermochte auch er nicht zu bezwingen.

Alle Erfindungen moderner Technik schienen hier zu versagen, und die Umschlingung des Eisess machte den trotzigen Dampfer ebenso wehrlos wie einst die Segler

Franklin's. Aber all diese Schwierigkeiten und Gefahren schienen nur einen neuen Ansporn zu bilden, gewaltfam sollte das Rätsel des Pols gelöst werden, und wenn auf dem Wasser wie auf dem Lande Schnee und Eis den Weg versperren, so blieb doch ein solcher durch die Luft!

Das Schicksal des ersten Mannes, der es wagte, diesen verwegenen Gedanken in die Tat umzusetzen, ist bekannt. Am 11. Juli 1897 stieg Andree mit zwei Begleitern von Spitzbergen auf und ist seitdem verschollen!

Heut nun stehen wir vor dem zweiten Versuch auf diesem Wege, der für die meisten Menschen noch etwas Fremdes, Unheimliches hat, um ihnen ein anderes Gefühl als das eines unbestimmten Grauens einlösen zu können, und wie viele mögen den Amerikaner Wellmann, der übrigens kein Neuling in den Regionen jenseits des Polarkreises ist, wohl lediglich für einen Selbstmörder halten!

In Wahrheit dürfte kein Unternehmen allerdings ein Glückspiel sein, aber doch immerhin ein solches, bei dem er die meisten Trümpe in der Hand hat. Soweit wenigstens, als es darauf ankommt, den Pol zu erreichen oder auch zu überfliegen.

An einen längeren Aufenthalt ist natürlich nicht zu denken und diese erste Fahrt wird daher, auch bei ihrem Gelingen uns nur Theoretisches bringen, nur Hypothesen klar stellen können.

Ihr Hauptergebnis aber wird die Feststellung ihrer eigenen Möglichkeit sein; gelingt diese, so ist die letzte Lösung des polaren Problems nur noch eine Zeitfrage!  
MÉVILLE.

## Die resolute Käthe.

Eine harmlose Episode, erzählt von W. Burthardt.  
(Nachdruck verboten.)

An der Ecke Leipziger- und Friedrichstraße gab es wieder einmal einen Auflauf.

Ein junges, blondhaariges Mädchen bemühte sich vergebens durch die Menge zu kommen, bis sie energisch die kräftigen Arme gebrauchte und sich die Passage erzwang.

Der Gegenstand, der die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte, war ein Hund, der leuchtend auf der Straße lag und dem Verenden nahe schien.

„Da gaffen sie nun alle, halten Maulaffen feil und keiner erbarnt sich des Tieres,“ dachte das junge Mädchen, ihre blauen Augen entrüstet auf die Umstehenden richtend.

Kurz entschlossen wandte sie sich dann an den ihr nächsten Herrn und sagte mehr befehlend als bittend: „Sie haben vielleicht die Güte, etwas Wasser für das Tier aus dem Restaurant hier zu holen. Ich würde selbst gehen, möchte aber Aufsehen vermeiden.“

„Das will ich ebenfalls vermeiden,“ versetzte der Angeredete, „sich um den Hund zu kümmern, ist Sache der Polizei oder des Schinders.“

„Da muß ich also auf Ihre Hilfe verzichten,“ erwiderte die Dame, spöttisch den Mund verziehend. Dabei machte sie Miene, das Lokal zu betreten.

Im nächsten Moment berührte eine Hand leicht ihren Arm und der Herr sagte halb ärgerlich, halb belustigt: „Bleiben Sie nur, ich werde Ihren Wunsch erfüllen.“

Fünf Minuten später hatte das resolute Fräulein die Genehmigung, ihre Bemühung von Erfolg gekrönt zu sehen. Der Hund leerte den von einem Bediensteten der Weinhandlung herbeigebrachten Napf voll Wasser in hastigen Zügen, erhob sich zusehends, und als das junge Mädchen sich niederbeugte und dem hübschen, kleinen Tier das Fell streichelte, leckte es dankbar die Hand seiner Beschützerin.

Ein alter Herr, der lächelnd der kleinen Episode zusehen, fragte interessiert: „Was gedenken Sie nun mit dem Hunde anzufangen, mein Fräulein?“

„Ich möchte ihn mit nach Haus nehmen, wenn sein Besitzer sich nicht meldet,“ entgegnete sie.

„Wollen Sie es einem neugierigen, alten Mann zugute halten, wenn er sich nach Ihrem Namen und Ihrer Adresse erkundigt, um Weiteres von dem Schicksal des kleinen Vierfüßlers bei Ihnen erfahren zu können?“ bat der Alte liebenswürdig.

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, kommen Sie nur zu uns. Mein Vater ist Oberlehrer; ich heiße Käthe Kempe und wir wohnen am Mariannenplatz.“

„Ich ja auch,“ rief der alte Herr belustigt. Es stellte sich heraus, daß sie Nachbarn waren, und da sie einen Weg hatten, so gingen sie zu dritt von dannen, denn der junge Mann, den Käthe so energisch zum hilfreichen Samariter gestempelt, hatte sich in der Begleitung des alten Herrn befunden.

Der kleine Hund saß auf Käthchens Arm, sie aber blickte mit verwundertem Gesicht auf ihren Widersacher, welcher sich mit mürrischer Miene ihnen angeschlossen hatte.

Käthe sah ihn prüfend von der Seite an. Ein hübscher, eleganter Mann war es, das mußte sie zugeben. Er hatte vornehme Züge, eine entschieden hohe, gestrichelte Stirn, sehr schöne, blaue Augen und schwarze Haare. Wenn er sprach, wurde eine Reihe gleichmäßiger, weißer Zähne sichtbar. Dennoch ging durch seine ganze Art und Weise ein Anstrich ins Pedantische, im Gegensatz zu dem alten Herrn mit dem rosig angehauchten, frischrasierten, von munteren, blauen Augen belebten Antlitz.

Wie er nur zu diesem Sohn kam, der ihm so wenig glich, zerbrach sie sich den Kopf.

Und unwillkürlich ihren Gedanken Ausdruck gebend, sagte sie lebhaft: „Ihr Herr Sohn sieht Ihnen gar nicht ähnlich! Sie scheinen auch viel lustiger als er zu sein!“

Der Alte lächelte: „Sohn, ach nein, ich bin ein alter Hagestolz. Verzeihen Sie übrigens meine Verächtlichkeit! Sie wissen nicht einmal, wer wir sind.“ Er reichte ihr eine Visitenkarte, welche er seiner Priestertasche entnahm und auf der zu lesen war: „Philipp Quast, Postdirektor a. D.“

Sein Begleiter folgte seinem Beispiel.

Mit etwas spitzen Fingern griff das junge Mädchen nach der Karte und rief gleich darauf erstaunt aus:

„Wie, Sie sind Oberlehrer, mein Herr? Das hätte ich nimmermehr vermutet.“

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?“ gab er zurück.

„Weil Sie so ganz anders, wie mein Vater sind,“ erwiderte die Dame spöttlich.

„Sie wollen wohl damit sagen, ich sei jung und er alt,“ klang es provozierend zurück.

„Mein Papa alt!“

Käthe sprach es geradezu hohnvoll. Sie sah ihren Gegner niederschmetternd von oben herab an und fügte mit Nachdruck hinzu: „Ungefähr in Ihrem Alter, Herr Doktor!“

„Dann muß er noch in den Kegelbahnen gewesen sein, als er heiratete,“ versetzte ihr Widersacher ironisch.

Käthe lachte. Ohne beleidigt zu sein, antwortete sie kopfschüttelnd: „Da irren Sie sich! Er war gerade zweiundzwanzig Jahre alt geworden, und zählt jetzt vierundvierzig.“

„Entschuldigen Sie, aber ich bin nicht älter als dreißig,“ versetzte Dr. Hempel mit einer steifen Neigung seines stolzen Hauptes.

„Aus dem Schneider!“ sicherte Käthchen schadenfroh, „freilich, wenn Sie immer so lebenswürdiger Laune wie heute sind, so nähme es mich gar nicht wunder, wenn Sie in zehn Jahren so alt wie ein Mummelgreis aussehens.“

„In welchem Lexikon muß ich dies Wort suchen?“ fragte er jetzt wider Willen lachend.

„In Knigges Umgang mit Menschen,“ versetzte sie mutwillig.

„Ich imponiere Ihnen wohl gar nicht?“

„Aber nicht ein bißchen,“ sagte sie offenerzig. „Sie sollten wirklich meinen Papa kennen lernen. An ihm könnten Sie sich ein Beispiel nehmen, wie man sich durch heiteres Wesen jung erhält.“

„Ich werde nicht verfehlen, von Ihrer Einladung Gebrauch zu machen.“

Damit empfahl er sich mit einer tiefen Verbeugung, während sein langjähriger, väterlicher Freund, Postdirektor a. D. Philipp Quast, ihr zum Abschied kräftig die Hand drückte. Sie waren nämlich mittlerweile vor Käthes Wohnung angelangt.

Diese wurde zu Hause mit großem Halloh empfangen. In ihrer drastischen Weise schilderte sie ihr Abenteuer und Postdirektor Quast, sowie Oberlehrer Dr. Hempel bildeten das Tagesgespräch der Familie Kempe. . . .

Den beiden Herren war es mit Ihrer Absicht ernst.

Sie machten bei Kempes baldigst Visite und es gefiel ihnen dort so wohl, daß sie häufig ihre Abende der Familie widmeten. Und als der Winter kam, war Dr. Hempel sogar ein eifriger Tänzer geworden.

Im Laufe der Zeit traten sich die jungen Leute immer näher, und so kam es denn, daß Oberlehrer Hempel eines Nachmittags folgende Frage an ein gewisses, eigenwilliges Fräulein richtete: „Wie stellen Sie sich eigentlich Ihre Zukunft vor, Fräulein Käthe?“

Dabei sah er ihr gespannt ins Gesicht. Sie blickte lachend von ihrer Näharbeit auf und erwiderte fröhlich:

„Wie jedes junge Mädchen von neunzehn Jahren! Wenn der Rechte kommt, heirate ich ihn.“

„Wie alt muß er denn sein?“ setzte der Doktor sein Examen fort.

Käthe warf einen Blick auf ihren Vater und den Direktor. Beide saßen ganz in ihre Schachpartie vertieft und achteten nicht auf ihr Gespräch, während die Mutter in die Stüche gegangen war, um für den Kaffee zu sorgen.

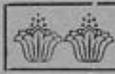
„Mindestens zehn Jahre älter als ich.“

„Und was für Eigenschaften soll er noch sonst besitzen.“

„Ernst und gefest muß er sein; aber imponieren darf er mir nicht wollen.“

Da schlang er sie jubelnd in die Arme. Die beiden Herren am Schachbrett aber blickten erstaunt auf und der alte Postdirektor, der sich zuerst von diesem Erstaunen erholt, sagte:

„Na, es scheint ja, daß während der eine Oberlehrer die Partie gewonnen hat, auch der andere sich seine Königin genommen hat.“



Nützliches fürs Haus.



— Esdragon-Essig. Man streift die grünen Esdragonblätter von den Stielen, nimmt dazu noch Pimpinelle, Melisse, grünen Thymian und eine Schote spanischen Pfeffer, sowie einige Schalotten, füllt alle diese Kräuter in eine Weinflasche und gießt sie mit scharfem Bordeaux-Weinessig voll. Diese Flasche stellt man drei Wochen vor das Küchenfenster in die Sonne, nach dieser Zeit schüttet man den Essig durch ein Tuch und füllt ihn in kleine Flaschen. Gewöhnlichen Weinessig kann man nun auf dieselben Kräuter in die Flaschen füllen, man läßt ihn abermals drei Wochen stehen; dieser Essig bekommt auch noch einen kräftigen Geschmack und kann zum täglichen Gebrauch verwendet werden.

— Versehen der Bäume und Wildlinge im Sommer und Herbst. Gestützt auf die Beobachtung, daß die Wurzeln am meisten im Herbst wachsen, nachdem in der Krone das Wachstum aufgehört, hat man Versuche gemacht, die Bäumchen schon Ende August und im September zu versehen. Die Versuche wurden mit dem besten Erfolge gekrönt. Die Blätter fielen von selbst ab, was ein Zeichen ist, daß die Wurzeln schon weiterwachsen. Die Augen vervollkommneten sich, ohne mehr in Blätter zu treiben. Im Frühjahr wuchsen solche Bäumchen fort, als wären sie garnicht versehen worden, was ganz natürlich ist, weil ihre Wurzeln schon im Herbst anwachsen.

— Gegen Motten. Um die Motten von wollenen Kleidungsstücken und Pelzjachen abzuhalten, kann man trockenen Kampfer, weißen Pfeffer, Naphthalin und Insektenpulver oder auch Pulver von getrocknetem Eisenvitriol einstreuen. Da sich einige der genannten Stoffe leicht verflüchtigen und ihren Geruch verlieren, so muß man sie von Zeit zu Zeit erneuern. Sind jedoch die Motten bereits in die Gegenstände eingedrungen, so lassen sie sich in der Weise vertilgen, daß man die Kleidungsstücke mit einem heißen Bügeleisen überstreicht oder daß man sie in einen leinenen Sack steckt und denselben in einen nicht zu heißen Backofen legt, in welchem Brot gebacken war.

# Bildschön

macht ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut und blendend schöner Teint.

Alles dies erzeugt die allein echte

## Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.



Unsere Bilder.



— Die erste Eröffnungssitzung des 18. Weltfriedenskongresses in Stockholm. (Siehe Bild Seite 292.) Am 1. August wurde die erste Sitzung vom schwedischen Minister des Aeußern, Graf Laube, im Namen des Königs eröffnet und begrüßt. Ueber 600 Delegierte aus der ganzen Welt sind zu diesem Kongress erschienen, zu dessen Präsidenten Baron Bonde gewählt wurde.

— Das Unterseeboot im Dienste der Fischerei. (Siehe Bild Seite 293.) Ein eigenartig aussehendes Unterseeboot mit fantastischen Greifarmen ist im französischen Mittelmeer im Dienste der Schwammfischerei tätig. Die Zangen und Gabeln, mit denen die auf dem Meeresgrunde wachsenden Schwämme ergriffen werden, werden vom Innern des Bootes, das zwei Personen Platz bietet, dirigiert. Ein mächtiger elektrischer Scheinwerfer beleuchtet die Strecke und erleichtert das Auffuchen. Telephon und Sprachrohr verbinden Boot und Oberwelt.



Zur Unterhaltung.



— Im Eifer. Institutsdirektor (zu den Seminaristen): „Seht sind schon wieder alle Johannisbeeren und Stachelbeeren in meinem Garten abgestressen worden — das ist doch eine Schändlichkeit.“ — Ein Schüler (schüchtern): „Ich glaube, Herr Direktor, daß es die Hühner gewesen sind, welche —“ — Direktor: „Nichts da — Natürlich, das sollen wieder die Hühner gewesen sein — ich glaube, daß es zweibeinige Hühner gewesen sind.“

— Ein gutes Geschäft. „... Du, Huberbauer, ich verkauf dir mein Roß. Was gibst d' mir dafür?“ — „A große Fuhr' Heu!“ — „Ja, was mach' ich denn nacher mit dem Heu, wenn ich kein Roß mehr hab'?“ — „Dessentwegen mache dir soane Krupel. F' leih' dir dann das Roß so lange, bis die Fuhr' Heu aufgefressen is!“

— Im Militärballon. Feldwebel: Herr Lieutenant! Melde gehorsamst, Temperatur 7 Grad Celsius. — Lieutenant: „S gut! Abtreten!“

— Neues Wort. A.: „Wer ist denn der Herr da im Sportklub?“ — B.: „Der ist Lehrer an einer Radfahrerschule.“ — A.: „Also gewissermaßen Velocipädagoge.“

— Pietätvoll. Herr: „Haben Sie von Ihrem verstorbenen ersten Gatten gar keine Photographie?“ — Frau: „Nein! Darum habe ich ja seinen Bruder geheiratet, weil der ihm so außerordentlich ähnlich sieht.“

— Gendarmmerie-Rapport. Die Vorschrift befolgend, daß jeder Betrag der Guldenwährung in die Markwährung umzutragen ist: „Der Verlegte hatte am Hinterkopfe ein Loch von der Größe eines Guldens — 1 Mark 71 Pf.“

— Praktisch. Wirt: „Du, Piccolo, Sie, Speisenträger und Sie Zahlkellner, Ihr müßt in einer Tour im Lokal umeinanderlaufen, damit es voller ausschaut.“

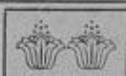
— Die patriotische Köchin. Zette befindet sich in der Küche. Von der Straße aus ruft ihr Gesreiter zum Fenster herein. Gleichzeitig ruft die Gnädige aus dem Zimmer: „Zette, komm' sofort zu mir.“ — Zette: „Ich kann nicht kommen, gnädige Frau — „das Vaterland ruft!“

— Schwer zu treffen. Jemand kommt in ein Büro und fragt den Buchhalter: „Wann kann ich den Herrn Chef sprechen!“ — Der Buchhalter zuckt die Achseln und spricht: „Ja, das ist sehr schwer! Vor zwölf kommt er selten in's Büro und nach zwölf geht er gleich!“

— Der Parvenü. (Bankier (der geadelt wurde, zum Buchhalter): „Herr Müller, schreiben Sie das von vor meinem Namen mit f — es fällt mehr auf!“

— Große Gefahr. Studiosus Bummel macht eine Eingabe an die Polizei, worin er ersucht, daß den Herren Scheidermeistern verboten wird, ihre Rechnungen in so kurzen Zwischenräumen wiederholt zu schicken, damit man nicht Gefahr laufe, dieselben zwei- oder dreimal zu bezahlen.

— Empfindlich. A.: „Ist Ihnen das noch nicht aufgefallen — in allen Vorträgen des Herrn Professors Schreier bemerkten Sie den roten Faden, der ...“ — Ein Zuhörer (rothaariger Jüngling, sich umwendend): „Weinen Sie etwa mich?“



Rätsellecke.



Diamant-Rätsel.



Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so zu ordnen, daß die mittlere wagerechte und die mittlere senkrechte Reihe gleiche Worte ergeben. Die Bedeutung der wagerechten Reihen ist: 1. Konsonant; 2. Zeitbestimmung; 3. Hafenstadt; 4. Badeort; 5. Schriftsteller; 6. Offiziersrang; 7. Komponist; 8. Stadt; 9. Konsonant.

Kapselrätsel.

Kleider Orden, Gesellschaft, Meister, Rotwein, Geschlecht, Ostern, Verheiratung, Auge, Berlin.

Es ist ein Sinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in vorstehenden Wörtern, ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung, also wie die Silbe „an“ in Antwort, Kanne oder Ballan.

Wort-Rätsel.

Falle Zustand, Schaum, Dorfmadchen, Sachsen, Kutsche, Harmonika, Tiger.

Von jedem Wort sind drei nebeneinanderliegende Buchstaben zu nehmen, die im Zusammenhang ein Sprichwort ergeben.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Arab, Massena, Brockhaus, Robert, Udine, Noah, Rogent, Siderente, Nilopoli, Vandalen, Opal, Mimini, Diakonissin, Ekkehard, Mathilde, Theben, Odilia, Kozlau, Elshum. Am Brunnen vor dem Tore.

Logogriph: Reval — Eva.

Trennungs-Charade: Gut haben, gut haben, Gut haben.

Scherzfrage: Der Eingebildete.

Rebus: Kaffeeschwester.



## Hoffnung.

Novelle von A. NoëL.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wenn Felizie zwei Karten hatte, nahm sie Gisela mit, die hoffnungsvolle Kunstjüngerin, die sich schon im Geiste da unten auf den Brettern sah. War sie allein, dann verfiel sie wohl im Zwischenakt in Träumereien und sie stellte sich eine Weile vor, man gebe da unten „Athalie“ und sie selbst fänge die Hauptrolle. Jedoch diese Anwandlungen dauerten nur eine Minute, dann raffte sie sich mit einer Regung von Selbstbewußtsein empor. War es denn möglich, daß sie noch in die Familientraurheit verfiel?

Eines Morgens schickte ihr Fräulein Schramel einen Sitz zu „Fra Diavolo“. Sie sollte das erstmal das Berlinchen singen und bat Felizie, doch ja gewiß ins Theater zu gehen und ihr „aufrichtig“ zu sagen, wie sie sie gefunden habe.

Fräulein Schramel als Berlinchen fand großen Beifall, und nicht nur bei der Claque, die immer sehr laut wurde, wenn sie eine größere Partie hatte. Von ihrem Sitz an der Brüstung der vierten Galerie aus konnte Felizie so ziemlich das ganze Haus überblicken. Mitten unter einigen mondscheinglänzenden Häuptern fiel ihr plötzlich ein besonders dunkler und dichter Scheitel auf: sie bemerkte erst jetzt, daß Nollenheim unten saß. Seit wann besuchte er Opern wie „Fra Diavolo“? Das war fast nie sein Geschmack. Wahr-

scheinlich war er nur gekommen, um Irma Schramel zu sehen. Und nun konnte sie sich Gewalt antun, wie sie wollte, Berlinchen gesiel ihr immer weniger. Von Anfang an hatte sie sich nicht für die hübsche Irma, die sich so für Nollenheim interessierte, zu erwärmen vermocht, aber sie hatte doch unabhängig von der Besitzerin ihre wohlklingende Stimme geschätzt — heute verlor sie auch daran den Gefallen. Sie klang

doch mehr süßlich als süß? — Während sie nach der Vorstellung ihre Jacke anzog, bedachte sie widerwillig, wie sie morgen die Schramel würde mit Lob füttern müssen. Felizie kannte wohl die „Aufrichtigkeit“, die in solchem Falle gewünscht wird und Fräulein Irma ließ sich dergleichen nicht unterschlagen.

Als sie unten ankam, fand sie zu ihrem Erstaunen Nollenheim am Treppensuß stehen. Mit der natürlichsten Miene, als ob sie miteinander verabredet hätten, sich an dieser Stelle zu treffen, begrüßte er sie. Und er konnte sie im Theater doch gar nicht bemerkt haben!

Endlich ließ er sich herbei, ihr den Zusammenhang zu erklären. Er war einen Akt lang in der Burg in der Loge der Doktorin gewesen, die ihm jagte, daß Felizie sich in der Oper befinde. Und da er eben einen Sitz zu „Fra Diavolo“ in der Tasche hatte, den er so wie so für einen Akt hatte benutzen wollen, so war er nach dem ersten Akte der Medea hierhergekommen und hatte hier ausgehalten, nicht etwa der Oper zuliebe, sondern um Felizie nach der Oper nach Hause zu geleiten.

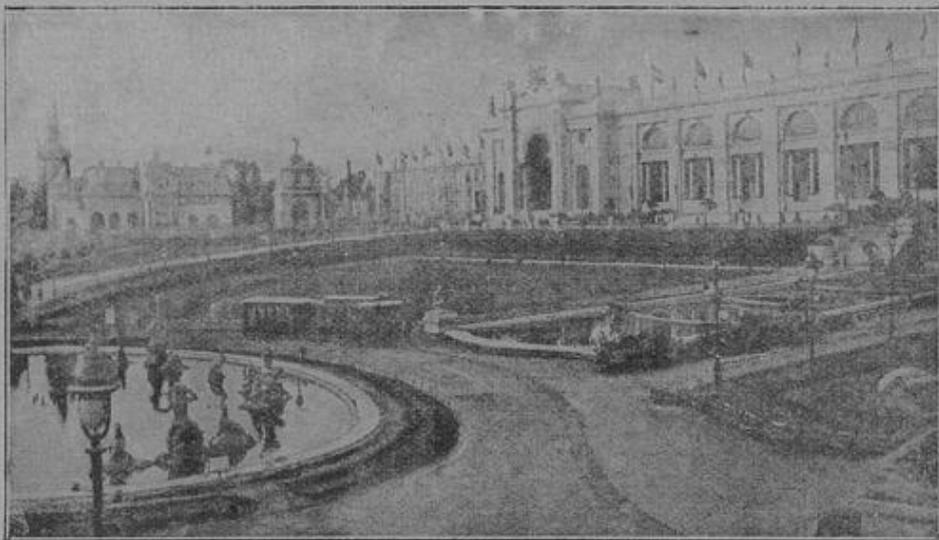
„Schade für die Medea!“ meinte Felizie. „Ich hätte viel lieber die Wolter gesehen!“

„Aber ich habe sie ja bereits früher zu einer Zeit gesehen, wo wir beide viel jünger waren.“

„Das Berlinchen ist allerdings jung genug . . . und auch anziehender.“

„Ausziehender wollen Sie wohl sagen. Hat Sie Ihnen gefallen?“ Aus der Frage klang fast ein leiser Spott. — Nun, wenn Nollenheim nicht des Berlinchens wegen gekommen war, dann war das am Ende gar nicht so übel gewesen. Felizie vermochte sich jetzt auch wirklich über die Leistung der jungen Sängerin anerkennend zu äußern.

Sie standen vor dem Ausgange. Ein kühler Märzwind, der die Ringstraße entlang segelte, empfing sie. Felizie bot Nollenheim die



Zum Brande der Brüsseler Weltausstellung.  
Der Vorhof der Ausstellung mit den belgischen Industriehallen,  
links Restaurant „Chien vert“ und Alt-Brüssel.

Hand zum Abschied, denn sie wollte seine Begleitung nicht annehmen, da er in einer anderen Richtung wohnte. Zu dem kleinen Streit, der sich entspann, trat langsam der Sieg davon. Sie mußte sich seine Begleitung gefallen lassen und sogar seinen Arm nehmen, denn der Wogen war mit Glattens bedeckt.

„Sayon wieder so kalt,“ sagte Felizie, „während man bereits meinte, der Frühlings Frühling wolle kommen.“

„Nur keine Ungeduld, er kommt bald. Und dann kann man in japanischen Frühlingsniedern schweigen und auch Sie werden daran glauben müssen.“

„Wenn Sie sich da nur nicht täuschen! In solcher Weise an den Frühlings Frühling zu glauben, dazu gehört allerdings mehr Vertrauen, als ich aufbringe.“

Wodurch sie denn so unglaublich geworden sei, fragte Kollengheim und Felizie konnte nicht umhin, einige Anmerkungen machen zu lassen, wie es gekommen war, daß sie sich schon von der Hoffnungslosigkeit der Jugend abgelehrt hatte.

Dem Abendwind entgegen, der in den dünnen Zweigen des Volksgartens rauschte, gingen sie die Ringstraße hinauf. Je weiter sie sich vom Theater entfernten, desto enger wurde es um sie her. Der Wind ging auf und vorzeitig er nicht mehr voll war, warf er doch einen Schimmer seines Zaubers auf die hochaufragende Straße und spiegelte sie in den Fenstern der oberen Stockwerke.

Schweigend wanderten Felizie und Kollengheim weiter. Sie lagen im bleichen Silberglanz des starker werdenden Mondlichtes die Ringstraßenbauten anschauen. Die Stuppen der Museen zeigten sich düster vom lichten Nachthimmel ab, das Parlamentsgebäude mit seinen griechischen Säulen leuchtete weiß wie ein schlafender Tempel und majestätisch ragte das Rathaus in den Himmel empor, dämmerig umhüllt von einem nächtlichen Schimmer, aus dem nur die beleuchtete Scheibe der Uhr wie ein rotes Auge durch den Nebel glühte.

Vor dem Burgtheater, wo das elektrische Licht den blauen Mondschein übertrumpfte, sah ihnen auf den hallenden großen Pflastersteinen ein verliebtes Pärchen aus den unteren Ständen entgegen.

„Wenn ich jetzt allein wäre, würde ich diese zwei beneiden,“ sagte Kollengheim. „Wie oft hat er mich schon erregt, der Reiz der Vereinstanten, solchen Glücklichen gegenüber.“

„Sind denn auch Sie einsam? Und warum? Haben Sie keine Verwandten mehr?“

„Verwandte? Doch, was man so nennt! Nahe nicht. Ich war ja ein einziges Kind, und meine Eltern sind tot. Ich gebe übrigens mehr auf Seelenverwandtschaft und Schicksalsverwandtschaft. Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß diese letztere zwischen uns besteht?“

„Nein. Ihr Schicksal war doch ein ganz anderes . . . Mit Ihnen wurde erreicht, was bei uns bloß gewollt wurde. Sie stammen gar nicht aus Musikerkreisen und hatten nicht an dem Ehrgeiz der Eltern zu tragen.“

„Glauben Sie das nicht! Allerdings, meine Eltern hatten eigentlich keine persönlichen Beziehungen mit der Kunst gehabt, aber eine große Sehnsucht nach ihr. Mein Vater gehörte zu den musikalisch veranlagten Menschen, die nie dazu gelangt sind, ein Instrument zu erlernen. Ich kann mir vorstellen, daß einem solchen zu Mute ist, wie einem, dem ein Sinnesorgan oder ein Glied seines Körpers fehlt. Und weil er selbst keinerlei Erfahrungen darin hatte, erschien ihm der Beruf eines Musikers, die Virtuosenlaufbahn hauptsächlich, so verlockend. Meine Mutter dagegen neigte mehr zu einer anderen Kunst. Sie stammte aus einer italienischen Familie. Ihr Großvater, der alte Zucchatti, war als Gipsfigurenhändler nach Wien gekommen und hatte sich da angesiedelt; davon habe ich auch mein südländisches Aussehen. Die Mutter zeichnete und modellierte, ohne je Unterricht genossen zu haben, und hätte mich gerne zum Bildhauer aufwachsen sehen. So stritten schon frühe zwei Künste um mich.“

„Dann wundern es mich, daß nicht die mütterliche die Oberhand behielt, denn Mütter haben mehr Gelegenheit, ihren Einfluß geltend zu machen.“

„Aber die musikalische Begabung gelangt am frühesten zum Durchbruch. Deshalb gibt es auch in keiner anderen Kunst so viele Wunderkinder. Lange ehe meine schwachen Fingerringen einen Bleistift halten konnten, vermochte ich,

mir vorgesungene Arien zu behalten und nachzusingen. Diese ersten Zeichen von Tonempfindlichkeit wurden nicht außer acht gelassen: von meinem fünften Lebensjahre an wurde die Geige meine Lebensgefährtin. Mit sieben Jahren gab ich bereits Konzerte und war beständig auf der Reise. Es gibt kaum eine Stadt in Europa, wo ich mit meinem Impresario nicht aufgetaucht wäre und die Lärntrommel nicht für mich gerührt wurde. Alle die üblichen Wunderkinder Ehren habe ich reichlich eingeheimst und mehr Geld verdient als Kind, als ich mir jetzt als Mann verdienen könnte. Mein Vater legte sich ein Kritikenbuch an, worin er sorgfältig alles Lob sammelte, woraus aber jede warnende Stimme verbannt war . . .“

„Sie haben wenigstens die Welt gesehen!“

„Was nützte das dem Kinde? Nur daß es sich heimatlos fühlte. Und im Grunde bekam ich ja von der ganzen Welt nichts zu sehen als Gasthöfe und Konzertsäle.“

„Und das dauerte lange?“

„Bis zu meinem fünfzehnten Jahre. Wir waren dabei nicht gerade reich geworden, aber mein Vater hatte doch eine sehr schöne Summe zurücklegen können, und durfte mir nun Ruhe gönnen. Er hätte dies jedoch nicht getan, wenn ich um diese Zeit nicht getränkt hätte, so daß er gezwungen war, die Reisen aufzugeben. Als Wunderkind konnte er den hochauferstehenden Jungen auch nicht mehr gut ausgeben, und die fette Weide war wohl überhaupt abgegrast. Auch meine Mutter war bereits schwer leidend. So ließ sich der Vater denn dazu herbei, in Wien festen Wohnsitz zu nehmen und mir einige Jahre ruhigen Lernens zu gönnen, die ich sehr notwendig brauchte.“

Es waren schlimme Jahre. Wir waren heimatlose Zigeuner geworden, und mein Vater hatte sich jeder anderen Beschäftigung als der eines Impresarios entwöhnt und konnte sich in das bürgerliche Dasein gar nicht mehr finden. Er quälte mich dadurch, daß er sich den ganzen Tag mit mir beschäftigte und mir alle Studien, die nicht mit Musik zusammenhängen, zu vergällen suchte. Ich aber strebte damals gerade danach, mir allgemeine Kenntnisse zu erwerben, denn ich schämte mich der Wunderkinder-Erziehung, die ich erhalten hatte. Dem Vater zum Troste rührte ich damals meine Geige monatelang gar nicht an, sondern betrieb eifrig Gymnasialstudien, um in das öffentliche Gymnasium eintreten zu können. Und wirklich gelang es mir, das Versäumte nachzuholen und nicht viel später als die anderen Jungen die Maturitätsprüfung abzulegen.“

Es war ein ganz schöner Erfolg, allein mein Vater hatte keine Freude daran. Besonders nachdem die Mutter gestorben war, gab es stets Aufritte zwischen uns, die damit endeten, daß er sich gar nicht mehr um mich kümmerte. Seine Enttäuschung war groß, und zuletzt litt sein Geist: der Verfolgungswahn brach so deutlich bei ihm hervor, daß er einer Anstalt übergeben werden mußte, wo er zuletzt auch gestorben ist. Der Rest des durch die Stunstreifen erworbenen Geldes diente dazu, ihm seine letzten Lebensjahre in der Anstalt zu erleichtern. Mir grockte er bis zum Ende . . . Eine traurige Geschichte, nicht wahr?“

Sie standen längst vor dem Tore von Felizians Hause. Die breite Straße war schwach beleuchtet. Allerlei Schatten von Mauervorsprüngen und Firmentafeln zeichneten sich auf dem Straßenpflaster ab. Nächtliche Stille herrschte ringsum.

„Eine sehr traurige Geschichte,“ wiederholte Felizie. „Mir ist, als hätte ich jedes Wort schon einmal gehört . . .“

„Ja, aber zum Glück sind Sie vom unbefriedigten Ehrgeiz nicht mitgerissen oder angesteckt worden. Trösten wir uns beide damit, daß Vorbeeren noch nicht das Glück bedeuten.“

„Ach, Glück! Wer denkt an Glück?“

„Wer daran denkt? Da möchte ich doch bitten! Ich, Sie! Wir alle denken an Glück!“

„Ich selbst tue nichts dergleichen! Das erschiene mir ebenso gewagt, wie mit ungenügenden Mitteln dem Ruhme nachzujagen. Man muß glücklich sein können — ohne Glück.“

„Gut, wenn man das lernt! Um so besser wird man das Glück verstehen, wenn es doch kommt.“

Sie reichte ihm die Hand zum Abschiede. Schon schlürften die Pantoffeln des Hausmeisters über die Steinfliesen des Flurs, die Schlüssel kurrten im Schloße, und nach einem Gute-Nacht-Wunsche verschwand Felizie in der Tür.

Fünftes Kapitel.

Die Erdkugel rollte weiter im Weltraum und es wurde wirklich Frühling.

Seit Jahren sah Felizie mit fast unwilligem Staunen das Erwachen der Natur. Sie fühlte sich dabei immer als ein dürres Reis. Dieser Widerspruch zwischen ihrem Innern und der Hestfreudigkeit der Natur verleibete ihr den Frühling.

Diesmal begab sich auch bei ihr das Laanhäuserwunder. Sobald sich der frischgrüne Hauch auf Sträuchern und auf Baumzweigen zeigte, verspürte auch sie ein neues Regen ihrer Jugend. Hatte sie sich sonst über das tolle Wesen, das der Frühling in der Welt entfesselte, geärgert, so lachte sie jetzt nur, wenn Gisela beim ersten warmen Lüftchen sich in ihre leichtesten Fäbuchen kleiden wollte und davon nur durch die Vorstellung abgehalten werden konnte, daß eine Sängerin sich nicht erkälten dürfte wie andere Sterbliche.

Felizie wunderte sich nicht einmal über diesen neuen Zustand. Er gehörte zu dem übrigen, was sie seit Monaten in schöner Unbewußtheit empfand.

An einem kühlen Matitage — die Eismänner machten ihrem Namen Ehre — kam Gisela zu Felizie herüber, um dort die gewohnten Gesangsübungen vorzunehmen. Der durchdringende Klang ihrer Stimme war bereits etwas milder geworden, und durch große Selbstbeherrschung hatte Felizie es über sich gebracht, daß sie nicht nur im Zimmer blieb, wenn Gisela sang, sondern sogar selbst zu ihrer Schulung beitrug. Professor Kosky war, wie Felizie herausfand, noch lange kein Terboni, außerdem hatte er auch nicht so viel Zeit, sich mit Gisela in dem Maße zu beschäftigen, wie es in ihrem Interesse nötig gewesen wäre. So kam Felizie dazu, fast ohne es zu wollen, ihre Gesangskenntnisse, die sie als etwas, was sie an eine böse Zeit erinnerte, gleichsam weggeschloffen hatte, zeitweilig hervorzuholen, und zu Giselas Gunsten zu verwerten, die längst fühlte und es aussprach, daß sie bei Felizie mehr lerne als bei ihrem eigentlichen Lehrer.

Wie gewöhnlich kramte Gisela auch heute eine Menge Theaterklatsch aus, den sie in der Gesangsstunde gehört hatte. Felizie horchte nicht darauf hin, bis ein Name ihr Ohr traf, der sie aufmerksam machte.

„Denken Sie, Fräulein, die Kury hat mir erzählt, daß die Schramel — Ihre Schramel! — sich in den Ferien verheiratet wird. . . Und mit wem glauben Sie? Mit Professor Kollenheim vom Konservatorium! Nein, so etwas! Ich dachte immer, wenn eine solche Sängerin heiratet, muß es ein Graf sein. . . Hätten Sie das gedacht? Ich nie! Aber die Kury sagt es, und die weiß alles! Die reine Theaterzeitung ist sie!“

„Unsinn!“ sagte Felizie, ohne zu wissen, was sie sagte.

Die Worte, die da dem ahnungslos plappernden Mädchenmund entfallen waren, hatten auf sie eine unglaubliche Wirkung ausgeübt. Sie rissen förmlich den Boden zu ihren Füßen auf, so daß sie in einen Abgrund zu blicken vermeinte. Ihre Gedanken waren wie gelähmt. Nicht daß sie auch nur im geringsten geglaubt hätte, die Nachricht könne wahr sein — aber wahr oder unwahr, darauf kam es in diesem Augenblick gar nicht an. Sie hatte es nur mit ihren Gefühlen zu tun, die sie erschreckten.

Sie sprach noch eine Weile in automatenhafter Weise mit Gisela ohne eine nachherige Erinnerung an das Gesagte. Gisela merkte nichts und begann ihre Übungen. Stumm und wie betäubt ging Felizie hinaus in die kleine finstere Küche, deren Fenster nach dem Gang zu verhänat war so daß nur ein grünlicher Lichtschimmer herein dringen konnte und die vorhandenen Gegenstände undeutlich erkennen ließ: ein Eisenbett und überzählige Stühle, einer verkehrt auf dem anderen ruhend, Kisten, Körbe, Taschen

und Säcke. Auf einem niederen Schemel, hinter einem alten Lehnstuhl verborgen, fand sie einen Platz, und dort verlebte sie die bitteren Augenblicke, die ihr bestimmt waren.

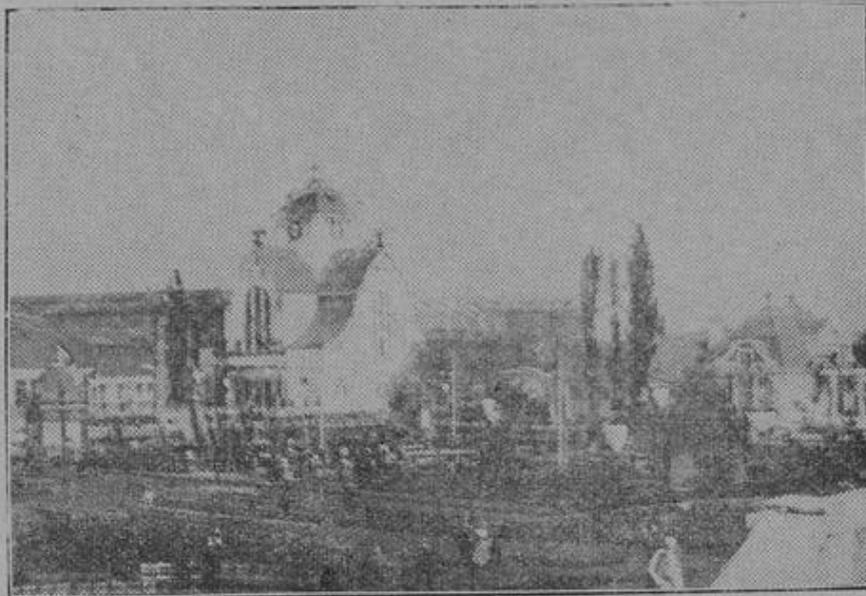
Das sah sie vor allem ein: diesem Ziele dieser schmerzlichen Erkenntnis war sie seit Monaten mit lächelnder Miene entgegengewandert! Sie, die sich zugeschworen hatte, nie wieder der süßen Einbildung zu huldigen, sondern lieber in öder Nüchternheit dahinzuleben — sie hatte es geduldet, daß rings um sie Illusionen emporstiegen, bis sie von einer Zaubervildnis duftender Blumen umgeben war, über die sie nicht mehr hinausschauen konnte. Sie, die die Hoffnung verpönte, hatte dem jungen Grün zugelächelt und ihre Seele dem freundlichen Schimmer geöffnet.

Leicht wäre der erste Keim dieser törichten Neigung auszurotten gewesen — sie hatte ihn weichlich geschont! Jetzt würde sie sich das Herz zerreißen müssen, um die erstarrte, tief wurzelnde, die sich eben zur Blüte erschließen wollte, aus dem widerpenstigen Boden zu entfernen. Denn das mußte nun doch geschehen. . . Sie würde jetzt wohl auch den traurigen Mut dazu aufbringen, wie sie ihn zu allem Schmerzlischen noch immer aufgebracht hatte. Aber ihr graute vor dem Miß. Indessen, wenn einmal die grelle Tagesklarheit gekommen ist, kann man nicht mehr in das behagliche Dämmerlicht zurückkehren, worin man sich vorher wohlgefiehl. . .

Nun erst blickte man der Lage ins Auge. Er und Irma Schramel! Ja, wenn alles echt an ihr wäre! Sie gab sich allerdings als das heitere, urwüchsige, nichts Arges träumende Geschöpf voll sprudelnder Natürllichkeit, das man sich recht gut an Kollenheims Seite als Gegenstück des ersten, stillen Mannes mit dem tiefgründigen Wesen denken konnte. Er bedurfte einer sonnigen und vom Leid meist unberührten Seele zur Ergänzung. Felizie fühlte, wie wenig sie selbst dieser Anforderung entsprach. Sie war ihm zu ähnlich — sie hätten Geschwisterseelen, hatte er vor einiger Zeit einmal gesagt. Damit war alles ausgesprochen: er empfand für sie aufrichtiges Wohlwollen, Freundschaft, aber nicht mehr! Wenn sie anders fühlte, so war es ihre eigene Schuld. . .

Als heute Felizie zu Brandhöfers kam, der kleinen Steffi Klavierstunden zu geben, erkannte die Doktorin gleich, daß etwas nicht in Ordnung war. Der freundlich besorgte Blick ihrer großen Augen war fragend auf das Mädchen gerichtet. Aber mit Worten fragte Stephanie nicht. Auch Brandhöfer bemerkte die Veränderung. Felizie mochte sich noch so viele Mühe geben, nicht anders zu erscheinen als früher — der Arzt fand doch, daß sie jetzt wieder gerade so aussah, wie in den ersten trüben Tagen ihrer Bekanntschaft.

Er sagte ihr aber nichts. Kollenheim bekam sie in diesen Tagen gar nicht zu Gesicht.



Die deutsche Abteilung.

In der letzten Maiwoche machte die Doktorin Felizie die Mitteilung, daß Steffis französische Gouvernante über den Sommer in ihre Heimat zu reisen gedente, woran sie den Vorschlag knüpfte, Felizie solle während dieser Zeit deren Stelle einnehmen. Das Mädchen fühlte sich im Innern über diesen Vorschlag sehr gerührt. Schon während des Winters hatten die Doktorleute wiederholt den Wunsch ausgesprochen, daß sie diesen Sommer bei ihnen in ihrer Villa am Semmering verleben möge. Aber sie wußten, daß sie sich nicht dazu herbeilassen würde, ihre Gastfreundschaft für längere Zeit in Anspruch zu nehmen. Nun war es keine Gastfreundschaft, sondern einfach ein Sommer-Engagement, das sie ihr boten. So richteten es die Guten ein um ihr den Aufenthalt in der stärkenden Gebirgsluft zu ermöglichen ohne ihren Stolz zu verletzen. Mademoiselle hatten sie wohl selbst zu der Ferienreise veranlaßt.

Und da mußte sie sich undankbar erweisen! Denn Nollenheim verbrachte seine Ferien ebenfalls dort.

„Es tut mir sehr leid, daß ich Ihr gültiges Anerbieten ausschlagen muß, Frau Doktor,“ sagte sie mit gezwungenem Lächeln, ohne Stephanie anzusehen. „Die Sache läßt sich gewiß noch einrichten. Mademoiselle wird vielleicht doch den Sommer lieber in den Alpen verleben, als in den Sevennen. Ich habe mich bereits verpflichtet, drei Monate lang die Gesellschaft einer halbverrückten Russin abzugeben, die mich in ein französisches Seebad mitnimmt.“

Die Doktorin sah Felizie starr an.

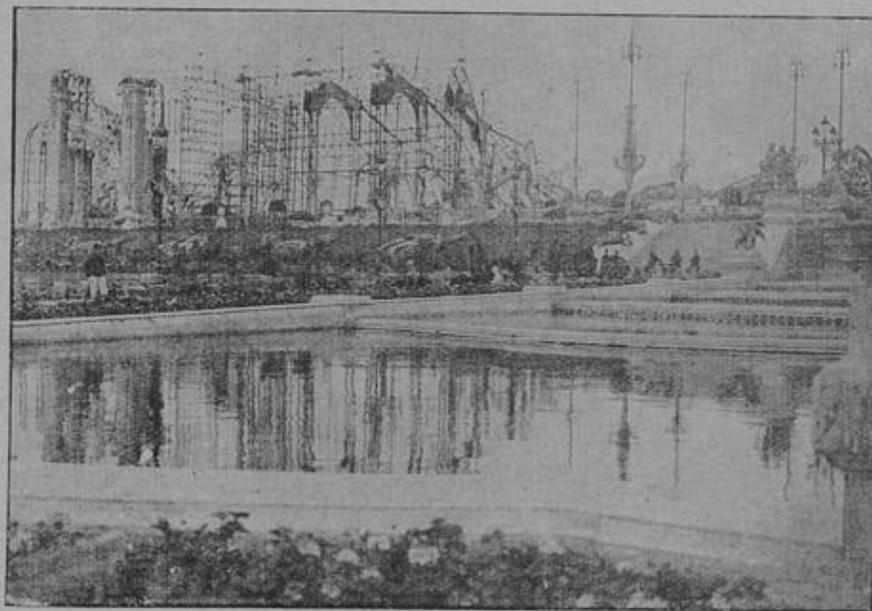
„Seien Sie mir nicht böse,“ bat diese. „Ich konnte nicht anders.“

Es war Stephanies Art nicht, in irgend jemanden zu dringen. „Es tut mir sehr leid, Felizie!“ war alles, was sie in vorwurfsvollem Tone sagte.

Der Doktor lehnte sich gegen Felzies Entschluß in nachdrücklicherer und geräuschvollerer Weise auf. „Ein französisches Seebad? Was fällt Ihnen ein! Das täte Ihnen gar nicht gut!“

„Es muß mir gut tun.“

„Gebirgsluft würde Sie ganz anders kräftigen, abgesehen davon, daß Sie gar nicht wissen können, was Sie bei Ihrer



Das belgische Hauptgebäude.

Russin alles erleben könnten. Bei uns wissen Sie doch, daß wir Sie nicht quälen würden. Und kurz und gut: Wir erlauben es einfach nicht. . . Sie müßten denn einen zureichenden Grund angeben können, warum Sie nicht zu uns kommen wollen.“

„Der Grund ist, daß ich bereits verpflichtet bin.“

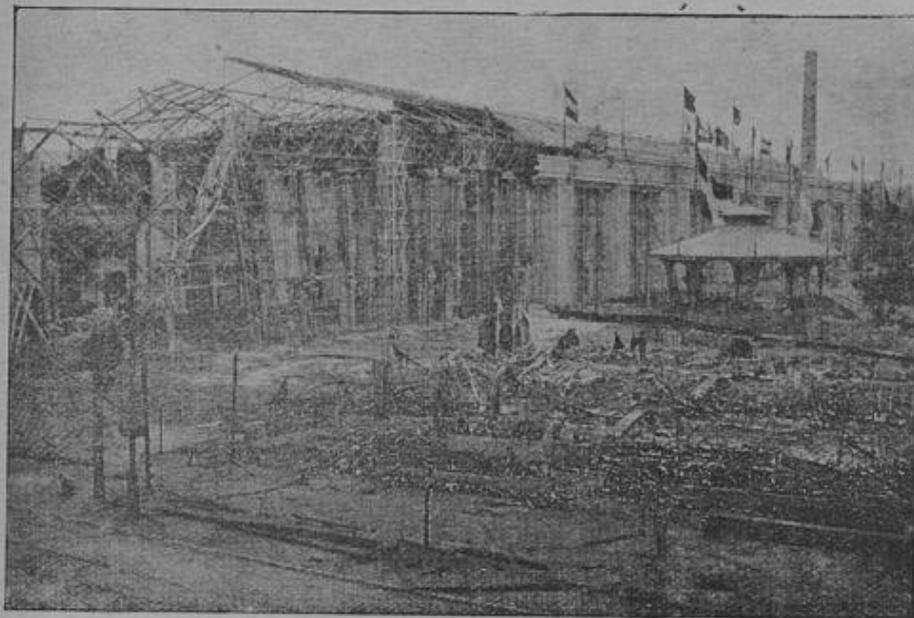
„Es bindet Sie doch kein heiliger Eid an die Moskowitzin, nicht wahr?“ Uebrigens werde ich schon noch herausbringen, was wieder dahinter steckt. Ich werbe Hilfstruppen gegen Sie. Und wenn Sie den Sommer nicht dennoch in der Doktorvilla am Semmering zubringen, so will ich nicht Brandhöfer heißen. . .“ Manchmal regten sich in ihr selbst feige Rückzugsgedanken. Wozu die Flucht? Konnte sie nicht in seiner Nähe leben und ihre Gefühle vernünftig maßregeln? Aber solche Regungen wurden stets schnell unterdrückt.

\*

Ein, zwei Tage vergingen, während welcher nicht mehr von der Sache gesprochen wurde. In ihren Ruhestunden beschäftigte Felizie sich schon mit Reisevorbereitungen, war aber dabei innerlich von einer großen Unlust erfüllt. Sommerleider! Ihrer Stimmung nach hätte sie sich in Sack und Asche kleiden müssen, und die Hauptmännin und ihre Tochter brachten sie mit ihren Vorschlägen zu originellen Strandtoiletten fast außer sich. Sie schienen der Meinung zu sein, daß in einem Seebade jede sich ungefähr wie eine aus dem Irrenhause entsprungene Enaländerin kleiden müsse.

In ihrer gegenwärtigen Verfassung vertrau Felizie die dreiköpfige Nachbarschaft wieder einmal gar nicht und hielt sie sich so weit wie tragend möglich vom Leibe.

So sah sie denn auch an einem der solastenden Nachmittage allein auf ihrem Zimmer, damit beschäftigt, ein vorjähriges Sommerkleid zu zertrennen. Das Wetter draußen paßte sehr gut zu ihrer Stimmung. Der Himmel weinte alle die Tränen die ihr auf der Seele lasteten. Unaufhörlich mit eintönigem Geräusch klopfte der Regen an die Scheiben und erschwerte den Ausblick. Aber was war auch draußen zu



Das französische Hauptgebäude.

sehen, als ein regennasses Dach, unter dessen Vorsprung die armen Tauben auf der schmalen Mauerleiste hockten, eng aneinandergedrückt, auf besseres Wetter harrend?

... Wer doch auch so den Kopf unter die Flügel stecken könnte!

Eine frühe Dämmerung fiel ein, die beste Beleuchtung für ihr Zimmer. Warum hatte sie eigentlich den Kram, den die Hauptmännin damals hervorgesucht, nicht wieder weggeräumt? Nun jetzt, wenn sie verreiste, kam alles wieder unter Verschuß. Und ob sie nicht überhaupt im Herbst die Wohnung wechseln sollte? Ja, wer weiß, was noch mit ihr geschah! Ach, es war ja so gleichgültig, da es doch nie wieder etwas Gutes sein konnte! ... Sie fühlte in sich die Müdigkeit der tiefen Entmutigung, ließ die Trennschere sinken und starrte gedankenlos in den Regen hinaus.

So abwesend waren ihre Gedanken, daß sie nicht darauf achtete, als sich draußen im Vorzimmer Schritte vernehmen ließen. Sie fuhr erst empor, als ein Mann, wie aus ihren Tränen emporgestiegen, zwei Schritte weit vom Fenstertritte enttritte entfernt vor ihr stand. Einen Augenblick glaubte sie fast an eine Erscheinung, die ihre Gedanken herausbeschworen hätten; im nächsten erwachte sie so weit, um zu erkennen, daß es wirklich Rollenheim war, Rollenheim in Person, mit einem um Entschuldigung bittenden Blick.

„Wie sind Sie hereingekommen?“ fragte sie verwirrt.

„Die Tür war offen und mein Klopfen überhörten Sie!“

Nun fand sie sich wieder zurecht. Gisela mußte wohl vorhin beim Hinausgehen die Tür offen gelassen haben, wie immer, wenn sie sie nicht zuschlug.

„Ich habe Sie so lange nicht gesehen,“ entschuldigte sich Rollenheim. „Bei Brandhöfens sind Sie ja jetzt nicht zu treffen. Deshalb faßte ich den kühnen Entschluß, Sie hier oben aufzusuchen, und ich bitte, werfen Sie mich nicht hinaus und rufen Sie auch nicht das Viehsche Kleblatt zu Hilfe!“

Er hatte das mit rührend liebender Aengstlichkeit gesagt. Sie lächelte denn auch, stieg von ihrer Stufe herunter und holte einen Stuhl, den sie unten für ihn hinstellte. Sie selbst nahm ihren Fensterplatz wieder ein.



Generalansicht, vom Bahnhof aus gesehen.

Da er stumm blieb, bemühte sie sich in gewohnter Weise mit ihm zu plaudern, allein sie fühlte selbst, daß nichts, was sie sagte, natürlich klang. Er ließ sie reden und antwortete nur mit einem leisen, fast spöttisch angehauchten „So?“ oder „Ah!“, bis sie endlich mitten im Satze stockte, so albern kam sie sich vor.

Er nickte mit dem Kopfe. „Darauf wartete ich. Sie wollen also Konversation machen? Aber jetzt sehen Sie selbst, daß es nicht so weiter geht. Sie können mich nicht behandeln, wie den erstbesten langweiligen Besuch, dem man möglichst bald wieder die Kutse in die Hand geben will.“

„Stumm dastehen wie Delgößen können wir doch auch nicht,“ murrte Felizie, eifrig mit ihrer kleinen Schere hantierend. Sie war beunruhigt. Er hatte etwas vor. . . . Oder war es das, daß sie ihn zum ersten Male wieder sah, seit sie sich über sich selbst klar geworden war? Ihr Geheimnis gab ihr fast eine Art Schuldberußtsein und machte ihre Hände so rastlos. Nicht seine Nähe verwirrte sie; auch heute, in ihrer innerlichen Gereiztheit fand sie das Uebernde und Beschwichtigende, das von ihm ausging.

„Und jetzt sagen Sie mir ehrlich: Warum meiden Sie mich seit einiger Zeit? Was hab' ich verbrochen, daß Sie mir böse sind?“

„Ich meide Sie nicht. . . . Daß wir uns nicht trafen, war Zufall.“ Felizie sah nicht auf.

„Sagen Sie das ehrlich sein? Können Sie nicht selbst daß Sie nicht den Ton der Wahrheit treffen?“ fragte er vorwurfsvoll. „Was haben Sie gegen mich?“

„Gar nichts habe ich gegen Sie. Lassen Sie mich doch zufrieden!“ wehrte Felizie sich heftig.

„Können Sie das wiederholen und mir dabei ins Gesicht sehen?“

Unvorsichtigerweise nahm sie die Herausforderung an und blickte ihm in die Augen. Sie hatte den guten Willen auszuhalten, aber es ging nicht und sie mußte unter seinem Blick die Augen abwenden.

(Schluß folgt.)



Generalansicht von der Kirmes aus gesehen.



Kaiser Franz Josef. Zur Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres.

## „Es war ein Mal“.

Humoristische Erzählung von J. H e c h i n g e r.

(Nachdruck verboten.)

Ein schmuckes Pärchen von ungefähr 18 Jahren schlüpfte hastig über den Fahrdamm.

Zierlich raffte sie das schwarz-seidene Spitzenkleid auf, unter dem der goldgelbe Atlas hindurchschimmerte; zwei allerliebste Füßchen in gelben Schnürstiefeln kamen zum Vorschein, ferner ein Stückchen vom Volant des gleichfarbigen Atlasrockes; nur das schwarze Spizentuch fehlte noch, sonst hätte man gemeint, ein Kind des Südens vor sich zu haben.

An Stelle dieses Tuches trug die Schöne einen kleidsamen schwarzen Chasseurhut mit Feerosen, über diese war schwarzer Füll mit Goldstaub gebreitet.

Die dunklen Haare kräuselten sich in zierlichen Löckchen um die alabasterweiße Stirn. Funkelnde schwarze Augen belebten das schön gerundete Gesicht, dessen rosige Färbung durch ein winziges, schwarzes Mal auf der linken Wange noch mehr zur Geltung kam. Die Figur war vom schönsten Ebenmaß, nur sah man es der niedlichen Dame an, daß sie sich unnatürlich schnürte, denn ihre Taille war zum Umspannen.

Leider kennzeichnete dies ihren größten Fehler, maßlose Eitelkeit.

Die jugendliche Uebelthäterin wandelte auf verbotenem Wege; sie ging nicht etwa auf Liebesabenteuer aus, sondern sie hatte die strafbare Absicht, sich des kleinen, störenden Males ohne Wissen ihrer Eltern zu entledigen.

Zu diesem Zwecke wollte sie den Professor Zarno aufsuchen, von dem sie schon viel gehört hatte, denn an ihren Hausarzt durfte sie sich nicht wenden, der neckte sie schon zur Genüge wegen ihrer Eitelkeit.

Schon blickte sie sich nach allen Seiten um, ob auch niemand sähe, wohin sie ging, denn der Zufall wollte es, daß sich die Privatklinik des bekannten Chirurgen in der Straße befand, wo Menatens Eltern ein Haus besaßen.

Ihr Vater, ein jovialer Herr in mittleren Jahren, war Baumeister.

Die Mutter, von seltener Herzengüte besetzt, schlug ihrem Töchterchen keinen erfüllbaren Wunsch ab; hingegen besaß sie einen Plagegeist in ihrem um wenige Jahre jüngeren einzigen Bruder Bernhard, der stets bereit war, ihr jeden nur erdenklichen Schabernack zu spielen.

Frau Baumeister Beglo hatte zwischen den Beiden nur immer zu schlichten, was sehr schwer erschien, denn jeder wollte „recht“ haben.

Menate stieg leichtfüßig die Treppe hinauf und schellte. Ein Diener in dunkler Livree öffnete und ließ sie ins Wartezimmer eintreten, welches schon von Besuchern überfüllt war.

„Das kann unter Umständen eine lange Sitzung werden,“ dachte sie, aber ihr wurde ganz schlimm, als sie einige Worte der Unterhaltung aufschnappte, die sich nur um Operationen drehte.

Sie saß richtig zwei Stunden auf der Folter, ehe der Diener mit den Worten zu ihr kam:

„Gnädiges Fräulein werden von Herrn Professor erwartet.“

Ihr Herzschlag beschleunigte sich, als sie vor dem Gestrengen stand, der ganz anders ausah, wie ihre Bildung sich's ausgemalt.

Nicht alt, sondern eher jung zu nennen, groß und schlank gewachsen, mit kurzgeschnittenen, braunen Haaren, einem kleinen Schnurrbärtchen um die etwas moquanten Lippen, wies er mit seiner wohlgepflegten Hand nachlässig auf einen Stuhl und fragte mit sonorer Stimme:

„Was verschafft mir die Ehre, meine Gnädige?“

Dabei sah er sie mit seinen dunkelgrauen Augen durchdringend an, sie vergaß ihre wohlinstudierte Rede und trug ihr Anliegen ziemlich befangen vor.

Der spöttische Zug in seinen Mienen vertiefte sich merklich; eigentlich fühlte er ein heimliches Wohlwollen für die kleine Eitelkeit; aber er beschloß, angesichts der Tatsache dieser strafwürdigen Eigenschaft, recht streng vorzugehen und sprach daher sichtlich tadelnd:

„Dieser Kleinigkeit wegen konsultieren Sie mich? Wissen Sie, was Sie damit erreichen, wenn ich das Mal fortbeizen würde? Daß die Narbe Ihr Gesicht mehr entstellte, als dieser kleine Punkt, der wie ein Schönheitspflasterchen aussieht! Bestehen Sie noch auf die Entfernung desselben?“

„Nein,“ entgegnete Menate, durch seine Worte außer Fassung gebracht.

Sie erhob sich von ihrem Platz und fragte zögernd:

„Was habe ich für die Konsultation zu zahlen, Herr Professor?“

„Zwanzig Mark,“ sagte er, ihre elegante Toilette mit einem Blicke streifend.

„Dieser Kleinigkeit wegen!“ entfuhr es unwillkürlich erschreckt ihren Lippen.

„Ja, mein gnädiges Fräulein, meine Zeit ist kostbar, entgegnete der Professor ernsthaft, „streuen Sie sich, daß Sie mir in die Hände gefallen sind. Wer weiß, ob nicht ein anderer, weniger freundlich gestimmter Arzt wie ich, Ihnen ein bleibendes Andenken auf Ihr Gesicht gezeichnet hätte. Und das wäre wirklich schade gewesen,“ fügte er lächelnd hinzu.

Beschämt machte sich Menate auf den Heimweg und verschwieg den Vorfall wohlweislich zu Hause.

Natürlich hielt sie den Professor Zarno für den unangenehmsten Menschen der Welt.

Wertwürdigerweise schien er ihre Gefühle nicht zu teilen, denn er war den Tag über auffallend better gestimmt, lachte häufig, denn das bestürzte Gesicht des jungen Mädchens tauchte immer wieder vor ihm auf, und als sich nachmittags in seiner öffentlichen Klinik eine der Pflage besonders bedürftige Patientin einstellte, drückte er ihr ein 20-Markstück in die Hand, eine Liebesstat, die er armen Personen öfter angedeihen ließ.

Einige Monate waren verflossen, der Frühling brach mit Macht in's Land, als Renate eines Abends von einem Besuche heimkehrte.

Hastig entledigte sie sich ihres beengenden Kostüms, zog einen bequemen Schlafrock und Vaters weite Pantoffel an und streckte sich nun mit wohligen Behagen auf's Sopha. Bald darauf schlief sie ein.

Durch den Klang der Korridorlocke munter geworden, sprang sie auf, um als Erste die Zeitung zu erwischen, sie wollte ihrem Bruder zuvorkommen, mit dem sie allabendlich diesen Wettlauf begann.

Heute erreichte sie als Siegerin zuerst die Türe.

Mit triumphierendem Gelächter riß sie dieselbe auf und prallte entsetzt zurück, denn vor ihr stand — Professor Farno in seiner ganzen, imposanten Erscheinung. Ihn sehen und mit einem Schreckensruf verschwinden, war das Werk eines Augenblicks, während die großen Pantoffel als Siegestrophäen vor dem Verdachten zurückblieben.

Er blickte erst auf diese, dann auf Bernhard, welcher aus vollem Halse lachte, bis ihn Lechterer, wohl mit Recht einen Besucher seines Vaters vermutend, in das Arbeitszimmer desselben führte, indem er echt jugendlich ausrief: „Meiner Schwester war's darum zu tun, vor mir die Abendzeitung zu erjagen diesmal ist sie reingefallen, das gönne ich ihr!“

Der Professor erödete sich höchlich an dem sonderbaren Zufall, der ihn so unvermutet mit der kleinen Schönheit zusammenführte, die er keineswegs vergessen hatte, trotz einmaliger Begegnung.

Er verstand ihr Zurückschrecken ganz gut. Sie schämte sich, denjenigen wiederzusehen, dem sie eine unangenehme Erinnerung verdankte. Er beschloß also großmütig, ihren Besuch bei ihm völlig zu ignorieren.

Professor Farno war in der Absicht erschienen, das Haus des Baumeisters für sich zu erwerben, um seine Klinik zu vergrößern; selbstverständlich völlig ahnungslos, wem er hier begegnen würde. — Renate hatte sich allmählich von ihrer Ueberraschung erholt, sie wartete mit Ungeduld auf ihren Vater, der bereits seit einer Stunde mit dem Professor konferierte. Sie konnte sich diesen Besuch nicht erklären; gleichzeitig regte sich die Furcht, ihr Vater könnte möglicherweise von jener ihr jetzt so fatalen Konsultation erfahren.

Wie von einer Last befreit, atmete sie auf, als der Besucher sich entfernte hatte.

Der Baumeister erzählte, welche Veranlassung den Professor zu ihm geführt.

„Der Kauf ist so gut wie abgeschlossen,“ sagte er vergnügt, „jedenfalls habe ich den Professor, der übrigens ein sehr lebenswürdiger Herr ist, zu morgen abend eingeladen, um noch die wichtigsten Fragen zu erledigen.“

Doch mit einem Mal war die Angelegenheit nicht abgetan, bauliche Veränderungen mußten besprochen werden, so daß sich ein reger Verkehr zwischen den beiden Parteien entwickelte, und bald war der Professor ein gerngesehener Gast, der die Stunden seiner Erholung dazu benutzte, Renates Antipathie gegen sich in's Leben zu bringen.

Das mußte ihm auch glänzend gelungen sein, denn eines Tages hielt er das reizende Mädchen in seinen Armen, indem er sie fragte:

„Renate, bist du mir dieser Kleinigkeit wegen noch böse?“

Dabei strich seine Hand zärtlich über das kleine Mal, worauf sie lachend erwiderte:

„Im Gegenteil, eher zum Sterben gut.“

Es war an demselben Tage gewesen, wo der Kauf des Hauses perfekt geworden war, nachdem der Professor sich noch eine Kleinigkeit erbeten, nämlich die Hand Renates von ihren Eltern, die sie ihm hocherfreut bewilligt hatten.

„Wenn ich erzählen wollte, was uns zuerst zusammenführte müßte ich beginnen: „Es war ein Mal —“

„Willst du wohl still sein böshafter Mensch!“ rief Renate lachend und schloß seinen Mund mit Küssen.

## Wie Derjis zu einem Pelz kam.

(Nachdruck verboten.)

Der Rentier und Hausbesitzer Zimmermann sah sitzrundernd auf den Hof.

Da spielte ja schon wieder ein Orgeldreher; hatte man denn nie Ruhe! Zimmermann überlegte. Sollte er einen Nickel herunterwerfen und den Störenfried ersuchen, den Hof zu verlassen? Aber nein, ein Nickel war immer ein Nickel, und Zimmermann haßte jede Ausgabe, die nicht unbedingt

nötig war. Andererseits war er wieder zu gutmütig, um den armen Teufel einfach davonjagen zu lassen.

Da kam ihm plötzlich ein guter Einfall, gut, weil er billig war und doch dem Orgeldreher eine Gabe verschaffte.

„Hören Sie mal, Derjis,“ rief Herr Zimmermann nun zur Türe hinaus seinem Faktotum zu, „auf dem Korridor hängt mein alter Hut, den können Sie dem Leierkastenmanne bringen, sagen Sie ihm aber, daß er nicht mehr spielen soll.“ Und befriedigt setzte sich Zimmermann wieder an seine Arbeit. Jetzt würde er gleich den Orgelspieler los sein, und das durch den für ihn, Zimmermann, ja ganz wertlosen Hut.

Inzwischen schlurft' Derjis, ein schadenfrohes Grinsen um den Mund, die Treppe hinauf, welche zur Wohnung führte und nahm oben einen nagelneuen Hut vom Ständer.

„So, det is dem silzigen Feizhals ganz recht, wenn er sich 'n bisken ärgern dhut, det is jut vor de Verdaunung,“ murmelte er, „wie kann id wissen, welchen Hut er meinen dhut.“

Derjis hatte ganz gut gesehen, daß der alte Hut, den sein Herr meinte, unten im Kontor hing, aber ab und zu konnte er nicht anders, als seinen Brotherrn irgend einen Streich zu spielen. Das hätte Derjis wohl auch schon längst die Stellung gelöst, wenn er nicht eben zwei Eigenschaften besessen hätte, von denen eine für Zimmermann unschätzbar war.

Derjis war nämlich zu allem zu gebrauchen und ersparte den Tapezierer, Maurer, Anstreicher, Tischler und was sonst noch an Handwerkern in einem Hause gebraucht zu werden pflegt.

Die zweite „gute“ Eigenschaft des Alten aber war die Treuherzigkeit, mit der er seine Streiche zu entschuldigen verstand. Zimmermann konnte ihm eben nie beikommen, wenn er wieder etwas ausgefressen hatte.

So auch heute.

Raum hatte sich der Alte wieder an seine Arbeit begeben, als ihn die Glode stürmisch vor seinen Herrn und Gebieter zitierte.

„Derjis,“ schnaubte dieser ihn an, „Derjis, Sie haben ja dem verdamnten Leierstrichen meinen neuen Hut gegeben, wo hatten Sie denn Ihre Augen?“

Aber Derjis war, wie gesagt, nicht beizukommen: „Wie soll id det wissen, det Se noch immer den ganz alten Hut hängen haben,“ sprach er würdevoll, „son'n Zerümpel hebt sich ja nich mal unseerenes uff.“

Verblüfft sah ihn Zimmermann an. Diese Ausfälle auf seine „Sparsamkeit“ waren ihm doch peinlich und er genierte sich vor dem Alten. Deshalb suchte er denn auch das Gesprächsthema schnelligt zu wechseln. „Na, ist ja gut, ist ja gut,“ beeilte er sich zu sagen.

„Hören Sie übrigens mal, Derjis, mein Pelz sieht bereits etwas blank aus.“

„Ja, aberst mächtig, det habe id längstens bemerkt, sojar schonst sehr schäbig.“

„Sie sind doch so geschickt, Derjis, wie wäre es, wenn Sie den Pelz etwas mit Farbe auffrischten?“

„Nu soll id noch Spindlern in't Handwerk psuchen. Id möchte wissen, wat er nu noch nächstens von mich verlangen dhut,“ dachte der Alte ingrimmig. Außerlich aber merkte man nichts von den rabenschwarzen Gedanken, die ihn in dem Moment durchzuckten, als er entgegnete: „Offenberzig gestanden, habe id meine Bedenken von wegen die Färberei. 'n Fußboden zu bearbeiten is doch ne ganz andere Sache wie'n Pelz färben, id wasche meine Hände in Unschuld, wenn id Ihnen det Ding verrüjnriere.“

Zimmermann stutzte, dann aber gewann sein Geiz doch wieder die Oberhand. „Ach was, Derjis, darüber bin ich ohne Sorge bei Ihrer bekannten Geschicklichkeit! Passen Sie auf, ich werde noch Staat mit dem Pelze machen.“

„Jut, id will mir bemühen, Ehre mit det Kleidungsstück inzulegen. Rat für ne Färbung würden Se denn bevorzugen, vielleichtens kaffeebraun? Wird das gehen? — Na id denke doch.“

„Wissen Sie was, Derjis, Sie können die Sache gleich hier machen. Ich möchte meine Frau überraschen, sie wollte nämlich den Pelz beziehen lassen. Was die Damen davon verstehen, färben ist doch viel billiger.“

Zimmermann verwendete kein Auge von dem Auffrischungsprozesse, zuletzt konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sich an der interessanten Arbeit zu beteiligen.

Endlich waren sie fertig.

„Nu muß es noch drochnen,“ sagte Derjis und betrachtete wohlgefällig seine Arbeit.

Am andern Morgen stand Herr Zimmermann schon zeitiger auf wie sonst.

Ueber Nacht war Schnee gefallen und er freute sich auf seinen warmen Pelz.

Unten im Hausflur wartete schon Derjis.

Sie traten ins Kontor, der Pelz schimmerte ihnen in den schönsten Regenbogenfarben entgegen.

Betroffen sah Zimmermann Derjis an.

„Sie hatten doch recht, Derjis, färben können Sie nicht, nun muß ich den Pelz beziehen lassen,“ sagte er endlich kleinlaut.

Umwillkürlich schlug er das Innere auf, und stieß einen Schreckensruf aus, das ganze Fell war gleichfalls „verfärbt“.

„Ach jeh, ach jeh, was wird die gnädige Frau sagen,“ rief Derjis bedauernd.

„Die braucht die Farbengeschichte gar nicht zu erfahren,“ entgegnete Zimmermann noch kleinlauter, „ich kaufe mir einen neuen Pelz. Schaffen Sie mir nur den alten fort, ehe ihn meine Frau sieht, ganz egal wohin.“

Acht Tage später, an einem Sonntag, paradierte Derjis in einem warmen Pelz mit schwarzem Ueberzug, den er angeblich von seinem Großvater geerbt hatte.

Der alte Derjis war nämlich wirklich zu allem zu gebrauchen, er konnte sogar tatsächlich ganz leidlich auf färben.



### Für die Kinderwelt.



#### Handarbeiten.

— Tintenlöcher. Zur Vervollständigung für Vaters Schreibtisch wollen wir einen niedlichen Tintenlöcher anfertigen, der dem kostbarsten Patentlöcher den Rang ablaufen soll, ohne hohe Anforderungen an unsere Sparsamkeit zu stellen. Eine etwa 12 Zentimeter lange Puppenmadelrolle, die wir im Spielzeugladen für bare zehn Pfennige erbitten, dient uns als Grundform. Nachdem wir die Holzgriffe mit flüssigem Gold bronziert haben, schneiden wir aus rotem oder grünem besten, englischen Löschpapier einen ungefähr 50 Zentimeter langen Streifen, dessen Breite wir der des Kandelholzes genau anpassen. Letzteres rollen wir dann fest und glatt in den Löschpapierstreifen ein, kleben das Ende des Papiers mit Fischleim fest und befestigen an beiden Griffen je ein zierliches rosa oder grünes Bandschleifchen. — Die leichte Arbeit wird gewiß viel Freude machen.

— Der Farbkreisel. Bemalst du deinen Kreisel mit Streifen, die vom Mittelpunkte nach dem Rande hingehen, so kannst du mancherlei interessante Dinge zu sehen bekommen, je nachdem du die Farben wählst. Da es sich auf das Kreiselholz mit den Farben deines Zuschnittens nicht gut malen läßt, so führst du die Zeichnungen auf einem runden Stückchen weißen Papiers aus und klebst dies dann auf den Kreisel. Bringst du gelbe und blaue Striche in gleicher Abwechslung an und läßt den Kreisel tanzen, so erscheint er weder gelb noch blau, sondern grün; machst du die Striche gelb und rot, so sieht er violett aus. Würdest du die Streifen in derselben Weise aufeinander folgen lassen, wie das Regenbogenbild beim Prisma zeigt, und könntest du die Farben auch so leuchtend und schön herstellen, so würdest du die Oberfläche des kleinen Tänzers weiß blitzen sehen. Da aber selbst unsere schönsten Farben die Pracht der Regenbogenfarben nicht erreichen, so würde die Oberfläche des Kreisels nur grau erscheinen.



### Unsere Bilder.



— Zum Brand der Brüsseler Weltausstellung. (Siehe die Bilder Seite 297, 299, 300 und 301.) In der Nacht vom 14. zum 15. August ist der größte Teil der Weltausstellung in Brüssel ein Raub der Flammen geworden. Gegen 10 Uhr abends brach in einem Restaurant ein Feuer aus, das mit unheimlicher Schnelligkeit um sich griff. Die belgische Haupthalle, die Vergnügungstadt Alt-Brüssel, die englische und französische Ausstellung, und ein italienischer Pavillon fielen dem verheerenden Element zum Opfer. Der Schaden wird auf 50 Millionen Francs geschätzt. Die deutsche Abteilung blieb völlig intakt.



### Rätzelecke.



#### Begierbild.



Wer rief mich da?

#### Zweifelhafte Charade.

Herr Lehmann sah beim ersten Wort in später Nacht,  
Bis er sich endlich auf den Weg gemacht;  
Doch vor dem Hause angekommen, ach,  
Gewahrt er Licht, die Gattin ist noch wach!  
Ins Zimmer tritt er leise und erblickt  
Die Hausfrau drinnen, die gar emsig sitzt.  
„Roch auf, mein Kind?“ — Von Antwort keine Spur.  
Stumm zeigt die Gattin auf die Zweite nur.  
„Die Zeit vergeht, nur kurze Tage noch,  
Dann strahlt der Baum, Luise, sage doch,  
Was wünschtest du dir neulich?“ — „Männchen, ei!  
Weißt du es denn nicht mehr?“ — „Eins-Zwei!“

#### Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

#### Auflösungen aus voriger Nummer.

Diamant-Rätsel: Hartleben, S, Tag, Porto, Gastein, Hartleben, General, Auber, Fez, R.  
Kapselrätsel: Leidenschaft ist ein schlechter Ratgeber.  
Worträtsel: Allzu scharf macht schwartig.  
Rebus: Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.



## Hoffnung.

Novelle von H. Noël.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Sehen Sie! Als ob ich das nicht fühlen könnte, daß etwas zwischen uns getreten ist,“ sagte Kollenheim. „Also schnell: wer hat mich bei Ihnen verleumdete? Was hat man Ihnen über mich gesagt?“

„Daß Sie sich mit Fräulein Schramel verlobt hätten und sie in den Ferien heiraten wollten, hat man mir gesagt.“

„Na also! Dacht ich's doch! Und das glaubten Sie?“

„Nein, ich habe es keine Minute lang geglaubt.“ Felizie sprach jetzt wieder lächelnd. „Doch gesetzt, es wäre wahr, was ginge es mich an?“

„Ja, was ginge es Sie an?“ wiederholte Kollenheim spöttisch. „Es wäre Ihnen ganz gleichgültig. . . Warum sagen Sie das nicht auch, weil Sie schon so schön im Zuge sind?“

„Weil es nicht höflich wäre.“

„Nicht höflich!“ Es klang vorwurfsvoll.

Da schämte sie sich ihrer Spiegelscheiterei, und mit einem großen Anlauf erklärte sie ehrlich: „Und weil es nicht wahr wäre! Es täte mir leid; Sie sind zu gut für Fräulein Schramel.“

Nun lächelte Kollenheim und sein Lächeln strahlte so viel warme Dankbarkeit, ja Zärtlichkeit aus, daß Felizie erschrocken ihre Arbeit aufnahm.

„Das will noch nicht viel besagen,“ scherzte sie. „Ich halte nicht viel von ihr. . .“

„Wollen Sie die Wahrheit wissen: ich auch nicht! Also sind wir wieder einmal einig. Das heißt: Schlechtes will ich ja damit nicht von ihr gesagt haben.“

„Ich auch nicht.“

„Also nochmals einig. . .“

„Sehen Sie, wie wir übereinstimmen.“

Und dabei machen Sie es einem Freunde so schwer, Sie hin und wieder zu sehen. . .“

Das Wort „Freund“ schlug wie eine Mahnung an ihr Gewissen. „Wenn man einander auch einmal eine Zeilfang nicht

sieht, das darf der Freundschaft nicht schaden,“ erklärte sie ausweichend.

„Aber schön ist es nicht, sich so zu verstecken. . . Und auch das ist nicht schön, das Sie im Sommer nicht zu Brandhöfers kommen wollen. Darf man den Grund nicht erfahren?“

„Den Grund, ich mache ja kein Geheimnis daraus.“

„Die Russin, nicht wahr? Nach dem offiziellen Grunde fragte ich aber gar nicht; der wurde mir bereits mitgeteilt. Ich möchte die wirkliche Wahrheit wissen, die wahre. . .“

„Ja bitte, fragen Sie mich nichts,“ unterbrach sie ihn heftig, unfähig, sich zu beherrschen. „Die Sache ist entschieden und von Belang ist es doch für niemand.“

„Natürlich nicht!“

Sie begegnete seinem Blick und änderte ihren Ton. „Das Regenwetter macht mich immer so reizbar.“

In seiner Miene prägte sich jedoch so deutlich die Ueberzeugung aus, daß das Regenwetter mit ihrer Reizbarkeit nichts zu tun habe, daß sie noch einmal inne hielt.

„Felizie“, sagte Kollenheim mahnend, „wie heißt denn das, den Menschen zu quälen, dem wir das Liebste sind auf der ganzen Welt?“

Sein tiefer Herzenston ging ihr durch die Seele. Sie sah ihn an, und da las sie in seinen Augen, was sie schon geahnt, aber nicht zu glauben gewagt hatte: Nein, was sie aus diesen dunklen, zärtlichen Augen anblickte, das war nicht Freundschaft, vor der ihr gegraut hatte, es war innige leidenschaftliche Hingebung!

Stumm und selbstvergessen blickten sie einander an, und unter seinem Blick verlor sich jede trübselige Erinnerung, alle Zweifelsucht, alle Mutlosigkeit, das ewige Bangen und Zagen aus ihrer Seele. Denn vor-

bei war die tö-

richte Furcht, einer schwankenden

Hoffnung zu viel

zu trauen! Was

jetzt vor ihr auf-

stieg, das war

nicht mehr Hoff-

nung, das war

ja die Erfüllung

selbst, das Glück.

Und wenn Felizie

sich auch gegen die

Hoffnung gestraubt

hatte, gegen das Glück

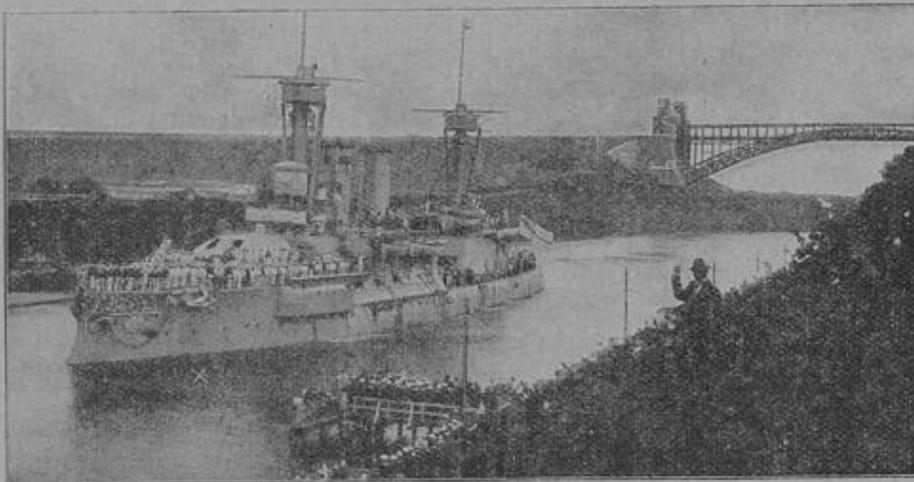
sträubte sie sich

nicht. Es zog als

Sieger ein in ihr

Herz.

\* \*



Zum Verlaufs der deutschen Linienschiffe „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ (X) und „Brandenburg“.

Doktor Brandhöfer erlebte nun richtig die Genugtuung, seine Voraussagung erfüllt zu sehen. Felizie bat tatsächlich in aller Form und „recht schön“ um gastliche Aufnahme in der Doktorvilla am Semmering, denn wo sonst hätte sie ihre Brautzeit verleben sollen?

Es war eine Zeit stillgenossener, aber tief empfundener Seligkeit, wie sie nicht vielen Menschen gegönnt ist und die Felizie niemals zu erleben geglaubt hatte. In der reinen Vergnügung ging eine innere, aber auch eine äußere Wandlung mit ihr vor. Es war keine bloße Erholung mehr, sondern eine Wiedergeburt . . .

In den letzten Augusttagen machte die Hauptmännin mit ihren Töchtern einen Semmering-Ausflug, den sie seit zwanzig Jahren plante, aber wohl auch jetzt noch nicht ausgeführt haben würde, hätte es nicht gegolten, Felizians Hochzeit beizuwohnen. Da geschah es der sonst scharfsägigen Frau buchstäblich, daß sie ihre junge Nachbarin nicht wieder-erkannte, so verschieden war das blühende Mädchen mit den strahlenden Augen von dem blassen, müden Geschöpf, das sie vordem gefannt hatte.

Wem an dieser Umwandlung der größte Teil zufiel, den Lebensregeln und Vorschriften des Doktors, dem Semmering, dem Bräutigam — oder Frau Stephaniens guter Meinung, das wird nicht ganz leicht zu entscheiden sein. Es hatten wohl alle diese Personen und Umstände mitgewirkt, um die glückliche Veränderung herbeizuführen.

In der kleinen Wallfahrtskirche zu Mariaschutz, die vom Ruge des Sonnenwendseins weiß ins Land hineinleuchtet, wurde das junge Paar getraut, dann unternahm es eine Rundreise, durch das Salzlammgut, um Mitte September sein Nest aufzufinden, das kleine, aber behagliche Heim, das der junge Ehemann aus seinen eigenen Mitteln eingerichtet hatte.

Dies war der einzige Schatten, der auf Felizians Glück fiel, daß sie mit so leeren Händen in die Ehe trat und alles von Kollenheim nehmen mußte. Um etwas zum Hausbau beizutragen, hätte sie auch fernerhin gern das Joch der Klavierstunden auf sich genommen, allein Kollenheim wollte davon nichts wissen. Da er aber sah, daß es seine kleine Frau bekümmerte, still zu sitzen und nur zuzusehen, wie er sich plagte, kam er auf einen andern Gedanken.

„Weißt du, Felizie, du bist eigentlich eine Schachhüterin. Man war bisher so ziemlich der Meinung, daß Zerboni seine Methode mit ins Grab genommen habe, da hier niemand von Bedeutung nach derselben unterrichtet. Wenn du dich entschließen willst, die bei ihm gesammelten Kenntnisse weiterzugeben, so wird es dir nicht an Züngerinnen fehlen, die zu deinem Heim wallen werden, um dir etwas von dieser begrabenen und nun auferstandenen Kunst abzulassen.“

Dieser Gedanke brachte Felizie eine Erleuchtung. Sie fiel ihrem Gatten um den Hals, ihm dafür zu danken.

„Nicht nur, daß du mir damit einen Leitstern für die Zukunft gibst, du rettest mir auch die Erinnerung an drei kostbare Jugendjahre, die als Gegenwart so überaus elend und schmerzlich waren, und an die ich ohne tiefe Trauer nicht denken konnte. Aber wenn jene Mühe nicht verloren war, wenn ich das in jener traurigen Zeit Erworbene mir und anderen zum Nutzen wieder verwerten kann, dann wird endlich auch diese Erinnerung ihren Stachel verlieren, und du schenkst mir mit der Zukunft zugleich die Vergangenheit wieder.“

Und auch diese Hoffnung trog nicht. In dem musikalischen Kreise, worin das junge Paar sich bewegte, wurde Felizians Vorhaben mit Beifall aufgenommen. Zerbonis Name und die wohlwollende Empfehlung guter Freunde wirkten zusammen, um ihr Schülerinnen zu werben. Sie unterrichtete nicht nur solche, die sich zur Bühne ausbilden wollten, sondern mit Vorliebe auch junge Kunstliebhaberinnen, die nicht gleich ihre ganze Zukunft auf diese eine Karte setzten. Doktor Brandhöfer empfahl nun allen seinen jungen Patientinnen ein neues Heilmittel gegen Langlewille, schwache Brust, Anämie oder ähnliche Leiden: Gesangstunden bei Frau Felizie Kollenheim, die mit der Zeit noch eine berühmte Gesangsmeisterin werden wird und schon jetzt das ihrige zu dem Wohlstand beiträgt, worin sie und ihr Gatte leben.

Zu ihren Schülerinnen zählt auch Gisela Pich, obwohl sie noch immer offiziell unter Professor Koschs Flaage

segelt. Unter dieser hofft sie bald in den Hafen einer guten Anstellung einzulaulen.

Was die Hauptmännin betrifft, so bereitet sie sich eifrig auf die Rolle einer Theatermutter vor. Und sie wird sich ihr um so vollständiger widmen können, als das Unglaubliche geschehen ist: Klotilde hat sich verheiratet! Ein in die Zivilverwaltung übergetretener Exhauptmann und nunmehriger Offizial in einem kaiserlichen Amt hat sie heimgeführt. Ein spätes Mädchen mehr, das in das Rollenfach der jungen Frau übergegangen ist und den zuversichtlichen Spruch von der Hoffnung, die nicht zuschanden werden läßt, zu ihren Gunsten bestätigt sieht.

## Ein sonderbares Zusammentreffen.

Von O. v. Briesen.

(Nachdruck verboten.)

In einem Städtchen von Naza County, nicht weit von San Francisco, lebte vor zwei Dezennien ein älterer Deutscher, Namens Grumbach, der große Weinberge besaß und für einen der reichsten Leute der Gegend galt. Er war früher deutscher Offizier gewesen, hatte, wie es ja vorkommt, Schiffbruch erlitten und die Union zu seiner zweiten Heimat gemacht. Dies und das beginnend, kam er, vom Glück keineswegs begünstigt, nach mehreren Jahren als armer Schlucker nach dem Goldlande Kalifornien, um dort sein Heil zu versuchen.

Die Realisierung seines Wunsches, sich eine Lebensstellung zu erringen, sollte in unerwartet schneller Weise vor sich gehen. Um nicht verhungern zu müssen, durchstreifte er als „armer Reisender“ — dort zu Lande Tramp genannt — das Land, Ausschau nach irgend welcher Beschäftigung haltend.

An einem sehr heißen Tage hatte er nach mehrstündiger Marsch unter einem schattigen Baume an der Straße Platz genommen, und war eben im Begriff, vor Ermüdung einzuschlummern, als ihn näher kommendes Pferdegetrappel ermunterte. Sehr bald erschien eine junge Dame auf der Bildfläche, die auf flüchtigem Renner vorüber jagte, und ihm, dem armen Wandersmann, in übermütiger Weise einen Gruß zunickte.

Die Reiterin, eine auffallend hübsche Erscheinung, verschwand in der Farm, und Grumbach, der sich ausgerichtet hatte, streckte sich wieder hin aufs Gras, das kein so übles Lager abgab.

Nach kaum einer Viertelstunde ließ ihn der sehr schnelle Hufschlag eines Pferdes auffahren, und er bemerkte, wie das Roß von vorn mit seiner Reiterin offenbar durchging und in mächtigen Sähen heranstürmte. Das Dämchen hatte anscheinend völlig die Gewalt über das Tier verloren, und klammerte sich krampfhaft mit den Händen an Nähue und Sattel.

Sobald Grumbach die Gefahr überschaute, in der die Reiterin schwebte, war er mit einem Satz auf der Straße und stellte sich lähn dem flüchtigen Renner entgegen. Mit kräftiger Faust fiel er dem wild gewordenen Tier in die Zügel und ließ diese auch nicht los, obgleich er umgerissen und ein ganzes Stück mitgeschleift wurde.

Endlich gelang es dem Reiter, das Pferd zum Stehen zu bringen und an einem Baume festzubinden. Dann hob er die halb ohnmächtige Dame aus dem Sattel, und setzte sie ins Gras, aus einem nahen Graben in seinem Hute Wasser holend, womit er das Gesicht der völlig Erschöpften besprengte und dadurch ihre Lebensgeister wieder wachrief.

Merkwürdiger Weise hatte Grumbach außer einigen Hautabschürfungen keine körperlichen Verletzungen davon getragen, dagegen aber war seine Garderobe arg verwüstet worden. Als das junge Mädchen aus ihrem lethargischen Zustande erwachte, sah sie sich verwundert um und ließ ihr Auge dann auf dem Manne ruhen, der ihr zur Seite stand und sich teilnehmend nach ihrem Befinden erkundigte.

„Ach, mein Herr,“ meinte die Gefragte, der jetzt die Erinnerung an das Vorgefallene zurücklebte, „ich bin Ihnen ja zum innigsten Danke verpflichtet, denn ohne Ihr schnelles Eingreifen wäre ich vielleicht nicht mehr am Leben. Wie ich sehe sind Sie bei diesem Rettungswork aber sehr übel fortgekommen. Nun, ich bin ganz unverletzt und hoffentlich haben Sie auch keinen ernstlichen Schaden erlitten; was aber Ihre Garderobe betrifft, so läßt sich bald Abhilfe

schaffen, wenn Sie meine Bitte erfüllen und mich zu meinem Vater begleiten, der etwa drei englische Meilen von hier große Weinberge besitzt und sich von Herzen freuen wird, in Jöhnen den Lebensretter seiner Tochter begrüßen zu können."

Auf Grumbach, der selbst ein schöner Mann war, hatte die reizende jugendliche Dame vom ersten Moment an einen tiefen Eindruck gemacht. Er stellte sich vor und erklärte, sie begleiten zu wollen, da er es unmöglich zugeben könne, sie auf dem unzuverlässigen Pferde allein nach Hause reiten zu lassen. Das Pärchen machte sich zu Fuß auf den Weg, indem Grumbach das Roß am Zügel führte. Unterwegs entspann sich eine sehr lebhaft unterhaltung, in deren Verlauf beide einen kurzen Abriss ihres Lebens gaben. Grumbach war nicht, wie man zu sagen pflegte, „um die Ede gegangen“, sondern hatte für einen Freund mit einer bedeutenden Summe gutschlagend, von diesem im Stiche gelassen, sein ganzes Vermögen verloren und sich deshalb genötigt gesehen, den Abschied zu nehmen. Dies erfuhr die Begleiterin, Mary Thompson, die ihm erzählte, daß ihre verstorbene Mutter eine Deutsche gewesen sei, und daß der Vater schon aus diesem Grunde große Sympathien für deren Vaterland hege. Auf der Tour, die fast zwei Stunden in Anspruch nahm, waren die jungen Leute so vertraut geworden, als wären sie alte Bekannte, was mit darin seinen Grund haben mochte, daß sie sich gegenseitig sehr gefielen.

Als Mary mit ihrem Begleiter, der äußerlich in seinem teilweise zerrissenen Anzuge keinen empfehlenswerten Eindruck machte, den Hof des stattlichen Besitzums betrat, wunderte sich der Papa, ein alter würdiger Herr, der vor dem Hause auf seiner von hohen Bäumen beschatteten Veranda saß, schier des Todes. „Was ist denn passiert?“ rief er der Tochter schon von weitem zu. „daß du zu Fuß und in Begleitung eines Fremden zurückkehrst?“

In wenigen Augenblicken stand Mary, gefolgt von Grumbach, vor dem Vater und sprach: „Lieber Papa hier dieser Herr ist der Retter Deines Kindes, das ohne seine mutige Hilfe jetzt wohl nicht mehr am Leben wäre, er ist ein ehemals deutscher Offizier, der sich in Amerika eine Stellung verschaffen möchte.“

Erstaunt sah der alte Thompson den Fremdling an, der hoch aufgerichtet etwas seitwärts stand, und trotz seines zerrissenen Anzuges den Gentleman nicht verleugnen konnte.

„Seien Sie mir herzlich willkommen.“ rief der Besitzer, indem er auf Grumbach zutrat und dessen beide Hände ergriff. „Sie haben Anspruch auf meine unbegrenzte Dankbarkeit!“

Da Mary das Zimmer verlassen hatte, nötigte der Alte den unverhofften Gast zum Platznehmen und ließ sich dann den ganzen Vorgang, der ihm bisher nur angedeutet war, haarklein erzählen. Schon aus der einfachen Darstellung konnte er es erkennen, daß er es mit keinem Prahlhans, sondern mit einem verständigen, guten und dabei sehr liebenswürdigen Manne zu tun hatte.

„Wissen Sie, Herr Grumbach,“ meinte der Zuhörer, nachdem er völlig orientiert war, „wir werden jetzt gleich essen und nachher fahren wir beide zur Stadt, wo Sie sich neu kostümieren; denn es ist selbstverständlich, daß ich vor allem den Ihnen zugefügten Schaden ersehe. Bitte, keine Widerrede; nachher wollen wir weiter verhandeln, denn ich denke, daß wir uns nicht gleich wieder trennen werden!“

Während der Schlußworte war Mary eingetreten und lud zum Diner ein, und zu ihr gewandt, sagte der Vater: „Nicht wahr, mein Töchterchen, wir lassen unseren Freund nicht gleich weiter ziehen.“

„Nein, Papa, der Herr darf uns nicht gleich verlassen, er muß sich doch einige Zeit von den Strapazen erholen, die er meinetswegen ausgestanden hat.“ Diese Worte hatte sie mit einem sehr freundlichen Blicke auf Grumbach begleitet.

Mit herzlichem Danke nahm dieser die liebenswürdige Einladung an, hinzufügend, daß dies der erste frohe Tag, der ihm in der neuen Welt beschieden sei.

Nach Tische fuhr Thompson mit seinem Gaste zur Stadt, wo letzterer neu equipiert wurde. Unterwegs hatte er sich noch das besondere Wohlgefallen des alten Herrn erworben, als dieser sah, wie kunstgerecht er das feurige Gespann zu lenken verstand. Während der Abwesenheit der beiden Männer hatte Mary ein Zimmer für den Gast hergerichtet. Nach dem Abendessen unterhielt man sich in angeregtester Weise, denn an Stoff fehlte es bei der noch so jungen Be-

kanntschaft wahrlich nicht. Da fiel Grumbachs Blick plötzlich auf ein in der Ecke stehendes prächtiges Piano, was ihm bewog, das Fräulein zu bitten, etwas vorzutragen, da sie doch sicherlich musiziere. „Es ist zwar nicht viel, was ich in der Pension gelernt habe,“ erklärte sie offen, „aber mit diesem stehe ich gern zu Diensten.“ Sie spielte einige recht niedliche Stücke und erntete dafür den Beifall der Zuhörer. Als sie sich dann erhob, sagte sie zu Grumbach gewandt: „Aber Sie spielen doch jedenfalls auch?“

Der Gestrage setzte sich ohne weiteres an das Instrument und brachte einige schwierige Tonstücke in exakter Ausführung zum Vortrage, die ihm ein Bravo des Alten und ein lebhaftes Handklatschen der Tochter eintrugen.

„Ach, das ist ja herrlich, daß Sie solch ein Meister auf dem Klavier sind,“ rief letztere jauchzend aus, „da müssen Sie uns alle Tage etwas vorspielen, vielleicht kann ich durch Sie mich auch noch vervollkommen.“

Grumbach machte eine Verbeugung, meinte, er verdiene nicht das ihm gespendete Lob, werde aber im übrigen ihren Wünschen gern nachkommen.

Mary wünschte bald gute Nacht und verfügte sich in ihr Zimmer, da sie den Wink des Vaters verstand, ihn mit dem Gaste allein zu lassen.

Nachdem sich beide eine neue Zigarre angesteckt, begann der alte Herr: „Mein lieber Herr, Sie haben mir in den wenigen Stunden unserer Bekanntschaft schon so viele Beweise Ihres Mutes, von Umsicht, Geschicklichkeit, und persönlicher Liebenswürdigkeit gegeben, daß es mir zur größten Freude gereichen würde, Ihnen hier zu einem guten Fortkommen behilflich zu sein. Zu dem Ende mache ich Ihnen den Vorschlag: bleiben Sie bei mir und helfen Sie mir bei der Bewirtschaftung meines umfangreichen Besitzums, was mir allein bei dem zunehmenden Alter schon recht schwer wird. Ich biete Ihnen ein vorläufiges Gehalt von 3000 Dollars, indem ich überzeugt bin, daß Sie die nötigen Kenntnisse für den Weinbau sehr bald erlangen werden!“

Grumbach hätte vor Freude fast aufgejauchzt, als er diese Worte hörte. „Ich nehme mit innigstem Danke die angebotene Stellung an,“ erklärte er in freudiger Erregung, „und werde mich stets bemühen, mich des mir entgegengebrachten Vertrauens würdig zu zeigen.“

„Das freut mich, daß Sie auf meine Idee eingegangen sind, ich komme dadurch in die angenehme Lage, etwas von meiner Schuld an Sie abzutragen. So, nun wollen wir zu Bett gehen, morgen beginnt Ihre Lehrlingszeit bei mir.“ Sie schüttelten sich die Hände, wünschten sich eine geruhige Nacht und trennten sich.

Die angenehmsten Träume umgaukelten Grumbach während des Schlafes, ihn, dem Fortuna ganz unversehrt ein sehr freundliches Gesicht zeigen zu wollen schien.

Natürlich hörte Mary am nächsten Morgen sofort von ihrem Vater, daß ihr Lebensretter ganz bei ihnen bleiben und als Angestellter in Tätigkeit treten werde.

„Ach, das ist schön, Papachen, er ist doch auch ein zu netter und gewiß guter Mensch, und ich denke, es wird ihm bei uns auch schon gefallen, wenn er sich erst mit dem einsamen Leben vertraut gemacht hat.“

Als sich die beiden jungen Leuten beim Frühstück trafen, leuchtete aus ihren Augen helle Freude, der Mary sogleich in Worten Ausdruck verlieh, indem sie äußerte, hoffentlich werde er seinen Entschluß, sich mit dem Weinbau zu beschäftigen, nie bereuen.

Es begann nun eine sehr rege Tätigkeit für die ganze Bewohnerchaft des Gutes, denn die Zeit der Weinlese war da. Der neue Lehrling in seinem Berufe zeigte sich äußerst brauchbar und eignete sich spielend alle für den Winzer nötigen Kenntnisse an. Nach des Tages Mühen und Lasten wurde abends viel musiziert, oder die Zeit verstrich bei regster Unterhaltung, zu der sich stets Stoff genug bot.

Die Zuneigung zu dem schönen Mädchen, die von Beginn an in dem Herzen Grumbachs Wurzel gefaßt, steigerte sich infolge des täglichen Verkehrs selbstverständlich mehr und mehr, zumal er wahrnehmen konnte, daß auch er ihr keineswegs gleichgültig war.

Dem Vater, der einen sehr klaren Blick hatte, war die erwachende Liebe der beiden nicht entgangen, und er nahm die Tochter ins Gebet, die offen und ehrlich gestand, daß sie Grumbach völlig vergöttere und überglücklich wäre, wenn sie ihn zum Gatten bekäme.



Gaynor, der Bürgermeister von Newyork.

„Mein Kind,“ sagte der Vater, „ich habe Grumbach die Monate hindurch beobachtet und gestehe, daß er mir sehr gefällt, ich bin auch überzeugt, daß er dir in aufrichtiger Liebe zugetan ist. Seine Zurückhaltung kann ich mir erklären: er befürchtet jedenfalls, sich entweder von dir einen Storb zu holen, oder meine Einwilligung nicht zu erlangen. Zu deiner Beruhigung kann ich dir jedoch mitteilen, daß er mir als Schwiegersohn sehr angenehm ist. Habe nur ein wenig Geduld, in vierzehn Tagen ist Weihnachten, da gibt es vielleicht eine Ueberraschung. Sollte er sich noch bis dahin erklären, so fordere Bedenkzeit bis zum heiligen Abend.“

Mary konnte ihren Papa und frohlockte, daß dieser der Verbindung so überaus günstig gesinnt war, sie ahnte, daß er einen Scherz mit dieser Liebesgeschichte zu verbinden beabsichtige.

Zwei Tage vor Weihnachten war der alte Thompson nach der Stadt gefahren, um Einkäufe zu machen und die beiden jungen Leute befanden sich allein zu Hause. Die Gelegenheit benutzte Grumbach, um das, was er auf dem Herzen hatte, auszusprechen und Mary zu fragen, ob sie ihm fürs Leben angehören wolle. Am liebsten wäre sie ihm an den Hals geflogen und hätte ihr Jawort mit wonniglicher Freude abgegeben, aber sie erinnerte sich des väterlichen Wunsches und sagte, daß diese wichtige Frage doch überlegt werden wolle, er werde jedoch am heiligen Abend die Antwort erhalten. Sie sprach dies übrigens in einem so freundlichen Tone, daß Grumbach voller Hoffnung den angezeigten Termin erwartete.

Als der Alte abends zurückkehrte, brachte er eine riesige Kiste mit, die mit verschiedenen anderen Dingen soalich in das Gesellschaftszimmer getragen wurde, wo die Besche-



Ein deutscher Kommandeur der französischen Ehrenlegion: Der Präsident der Akademie der Künste in Berlin, Professor Artur Kampf, wurde vom französischen Senat zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt.

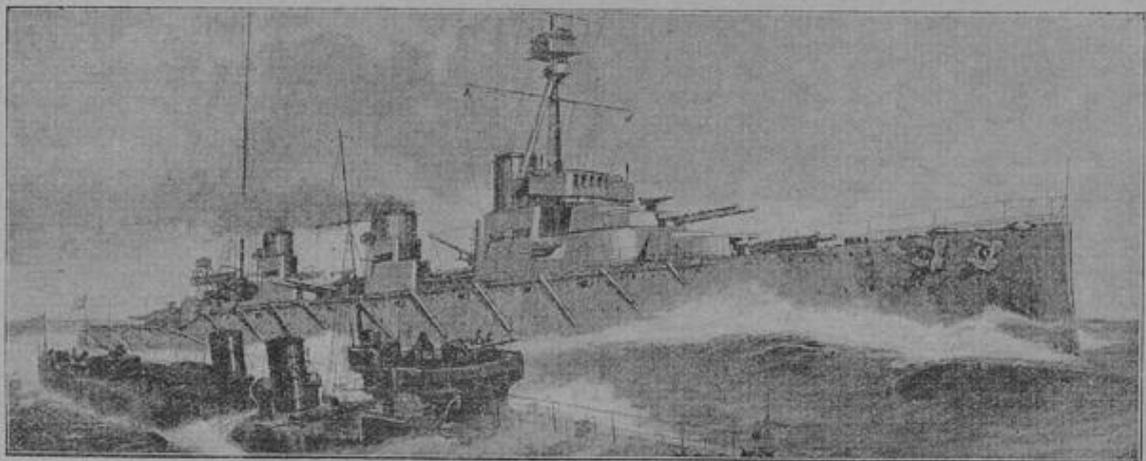
erung vor sich gehen sollte. Noch am selben Abend erfuhr der alte Herr den Antrag Grumbachs, worauf er der Tochter erwiderte: „Ja, hat er sich doch ein Herz gefaßt, der Schwere-nöter, hätte es dem früheren Reitersmann auch verdacht, würde es ihm an Courage dazu gemangelt haben; nun, er mag noch die kurze Zeit zappeln!“

Nachdem am Nachmittage des heiligen Abends der Baum von den jungen Leuten ausgeputzt worden war, gingen diese wieder ihren Geschäften nach, die für Mary in der Küche recht anstrengende waren, wenn ihr auch hilfreiche Hände zur Verfügung standen. Kurz vor dem Anzünden der Lichter ordnete der alte Herr die Geschenke, dann rief er seine Tochter, verhandelte mit ihr kurze Zeit und begann dann mit dem Anstecken. Als alles fertig war, rief er Grumbach, der sich sehr verwundert umschaute, die Tochter des Hauses nicht anwesend zu finden.

„Sie suchen wahrscheinlich Mary, Herr Grumbach,“ rief der Alte in jovialem Tone, „nun, die hat heute sich etwas verspätet und noch ein Weilchen mit der Bäckerei zu tun. Inzwischen können Sie sich das Arrangement hier ansehen und die für Sie bestimmten Geschenke in Empfang nehmen: es ist jene große Kiste rechts unter dem Baum, der Inhalt besteht in etwas zerbrechlicher Ware und will schonend behandelt sein!“

Grumbach wollte zwar Einwendungen erheben und den Bescheerungsakt verschieben, bis Mary zur Stelle wäre, der Alte willfahrte ihm jedoch nicht.

So trat denn der junge Mann, dessen Gedanken schon den



Zum Stapellauf des englischen Kreuzers „Lion“.

ganzen Tag über auf die ihm verheißene Antwort gerichtet waren, mit bekümmertlicher Miene an sein recht umfangreiches Geschenk. Vorsichtig hob er den nur lose aufliegenden Deckel ab und seine Augen starrten dann auf einem von Seidenpapier hergerichteten Berg. Langsam trug er die Erhöhung ab, bis plötzlich mit glückstrahlendem Anblick ein menschliches Wesen daraus empor-schnellte: sein Weihnachtsgeschenk, die ihm ver-ehrie Braut.

Man kann sich die Freude und Seligkeit des sich in den Armen liegenden Bärchens denken, das den Papa mit innigsten Worten der Dankbarkeit überschüttete und den väterlichen Segen erbat. Ueberrascht war natürlich Grumbach, dem vor der Hand alles wie ein süßer Traum erschien, dessen Verschwinden er fürchtete.

„Nun, meine lieben Kinder, habe ich meine Sache gut gemacht?“ rief Thompson mit freund-lichem Lächeln.

„Aber, Väterchen, wie kannst du daran zweifeln,“ kam es wie aus einem Munde, „siehst du denn nicht, daß wir die glücklichsten Menschen auf dem weiten Erdenrunde sind!“

Drei Monate später fand die Hochzeit statt. Das Paar lebte ungemein glücklich. Nach mehreren Jahren übergab Thompson das ganze Vermögen dem Schwiegersohn, indem er sich von da an fast ausschließlich mit seinen beiden Enkeln beschäf-tigte, die er noch zu tüchtigen Männern heran-wachsen sah.

Das Pferd, dem Grumbach wenn auch indirekt, sein ganzes Lebensglück verdankte, wurde aus-ge-stöpft und in einer besonders errichteten kleinen Halle aufgestellt.



Fürst Nikolaus mit seinem Stabe auf der Schloßterrasse.

## Gottes- u. Menschenliebe.

Skizze aus Paris von F. W. Schön - Schön.

(Nachdruck verboten.)

„O Vater, willst du mich heute Abend denn schon wieder allein lassen?“

Kloßbildens schlauke, durchsichtige Nermchen schlangen sich

fest um den Hals des über sie gebeugten Vaters. Angstvoll richteten sich die großen, schwarzen Augen des kranken Mäd-chens auf ihn. Das mit langen, schwarzen Haaren gezierte

Köpfchen hatte sich ein wenig aus den weißen Rissen erho-ben. Auf den zarten, schmalen Wangen lag eine hektische Röte, welche man als Kirchhofrosen bezeichnet. Sie ist ein Zeichen jener tödlichen schleichen-den Krankheit, wel-cher alljährlich Tau-sende, Junge und Alte, zum Opfer fallen.

Der Deputierte Dugny löste sanft die zarten Nermchen von seinem Halse und drückte leise das Köpfchen des Kin-des wieder in die Rissen zurück. Ein tiefer Seufzer drang aus seiner Brust. Auf seinem Gesicht war tiefer Schmerz ausgebrät. — ein Schmerz, welcher we-der in dieser noch in einer anderen Welt Tröstung, Linderung erhofft. Der alän-biae Christ weiß, daß dieser trostlose



Straßenszene vor dem Gemeindehaus in Cetinje.

Schmerz jündhaft ist, er darf sich von ihm nicht übermannen lassen.

Der ungläubige, freigeistige Dugny ließ sich dagegen von ihm übermannen. Nicht ein Wort brachte er hervor, er konnte des Kindes Frage nicht beantworten.

Wieder richteten die großen, tiefliegenden Augen des Töchterchens sich unsagbar traurig und fragend auf ihn.

Diesen Blick konnte Dugny nicht ertragen. Den auf dem Stuhle liegenden Hut ergreifend, stürzte er nach der Türe und eilte die Treppe hinunter auf die Straße.

Klothilde wandte das Köpfchen zur Wand und schluchzte leise. Nach einer Weile blickte sie nach der am Fußende des Bettes auf einem kleinen gepolsterten Sessel sitzenden Krankenschwester und bat mit leiser Stimme:

„Schwester Agnes, wollen Sie mir bitte einmal das Glas reichen?“ Die kleine Gestalt erhob sich mühsam von ihrem Sitze und reichte der Kranken das Verlangte. Schwester Agnes war in die Tracht der Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul gekleidet. Ueber dem feinen, schmalen Gesichtchen lag ein Ausdruck himmlischen Glückes, der Widerschein jenes inneren Glückes, des inneren Friedens, wie ihn nur die Uebereinstimmung mit dem Willen des Allerhöchsten zu verleihen imstande ist. Dieses Glück, dieser Friede, ist am schönsten dort zu treffen, wo Menschen im Dienste reiner uneigennütziger Nächstenliebe ihrem Schöpfer zu dienen sich befähigen.

Vor zwei Jahren war Madame Dugny in noch jugendlichem Alter der tödtlichen Krankheit erlegen, welche jetzt auch das Leben ihres Töchterchens zu vernichten drohte. Und in der langen Zeit des Siechtums Madame Dugny hatte Schwester Agnes sie getreulich gepflegt, hatte die Launen der Kranken geduldig ertragen, ohne Rücksicht zu nehmen auf ihre eigene, schwächliche Gesundheit, welche darunter leiden mußte. Kurze Zeit, nachdem man Madame Dugny zu Grabe getragen, begann Klothildens Siechtum. Wieder übernahm Schwester Agnes die Pflege.

Nur konnte Klothilde zeitweise aufstehen, aber nur für einige Tage. Dann sah Schwester Agnes sich gezwungen, das ihr von der Mutter anvertraute Kind wieder zu Bett zu bringen. Es dauerte nicht lange und die schwächliche Schwester hatte den Keim der tödtlichen Krankheit selbst in sich aufgenommen. Die stete Mattigkeit und das beschwerliche Atemholen machten es ihr zur Gewißheit. Und doch ließ sie nicht nach in der aufopferungsvollen und aufreibenden Pflege des Kindes. Die Kranke pflegte so eine Kranke. Kann man dieses Bild auch bei denen treffen, welche sich die Bekämpfung dieser Engel der Barmherzigkeit zur Lebensaufgabe gemacht zu haben scheinen?

„Schwester Agnes ist kränker als ihre Tochter selbst.“ hatte der Arzt zu Monsieur Dugny gesagt. „Aber sie läßt sich nicht von dem Bette der Kleinen wegbringen!“

Der Arzt hatte recht. Die wachsende Hinfälligkeit Klothildens zwang Schwester Agnes zu immer größerer Anspannung ihrer Kräfte. Desto schwerer war dann die Reaktion.

„Schwe . . . . Kränlein Agnes.“ sagte Dugny eines Tages. „Sie müssen sich schonen!“

Die Schwester antwortete nur mit einem verlegenen Lächeln — und arbeitete weiter — und rieb sich auf.

Der Freigeist Dugny scheute sich, das Wort Schwester auszusprechen. Seine Gesinnungsgenossen brauchten überhaupt nicht zu wissen, daß eine Ordensschwester sei. Töchterchen pflegte. Er suchte es auch so viel als möglich geheim zu halten. Vor 14 Tagen hatte Klothilde im geheimen die erste heilige Kommunion empfangen.

Dugny fürchtete den Spott seiner Freunde, und noch mehr für sein politisches Ansehen, welches ja in Frankreich je nach dem Grade der religiösen Gesinnung steigt oder fällt. Er war bei der heiligen Handlung, bei dem so wichtigen Ereignis im Leben seines einzigen Kindes, nicht zugegen. Nein, im Gegenteil, am Abend desselben Tages hielt er eine Rede gegen die Klerikalen. Man hatte Dugny in den letzten Wochen aus den Kreisen der eigenen Partei heftig zugescht in einer Sache, welche wohl von großem Vorteil für den eigenen Säckel Dugny's war, aber desto mehr mit den Interessen der Partei in Widerspruch stand. Das letzte kümmerte den Egoisten Dugny wenig. Dagegen machte ihm das Auftreten seines steten Rivalen in der Führerschaft der Partei lebhaft Besorgnisse. In der Kammer hatte dieser ihn heftig bekämpft. Infolgedessen drohte eine Spaltung in der parlamentarischen Gruppe.

Diese Spaltung mußte Dugny verhüten. Denn sobald sie eintrat, war nicht nur sein Einfluß innerhalb der Partei, sondern sein Einfluß im Parlament überhaupt gebrochen.

Und es schien Dugny zu gelingen. Nun, er hatte auch eines der jugkräftigsten und bequemsten Mittel zur Anwendung gebracht. Er, der früher aus Rücksicht auf Frau und Kind die Hebe seiner Freunde gegen die Kirche und deren Diener nur lau, fast gezwungen mitmachte, ließ plötzlich seine ganze Veredelsamkeit gegen die verhassten Klerikalen spielen. Und dieses verittete den Miß innerhalb der Partei. Kann dies Wunder nehmen? Hat denn nicht von jeher der Haß gegen die „Stiftung des Nazareners“ über allen Leidenschaften der Menschen gestanden. Diesem Hasse ordnen sich die andern Leidenschaften, wie von einem geheimen Zauber getrieben, unter.

„Gegen dieses Mittel Dugny's,“ sagte dessen Rivale im Freundeskreise, selbst einer der rücksichtslosesten Kirchenfeinde, „vermag ich nicht aufzukommen.“ Und mit einem satirischen Lächeln fügte er hinzu: „Es scheint fast, als könnte dieses Mittel Wasser und Feuer zu intimen Freunden vereinigen.“

Auf heute Abend hatte Dugny wieder eine Versammlung einberufen in einen der größten Säle an der Place de la Bastille. Riesengroße Plakate auf den Liffahsäulen kündigten sie schon Tage lang an. Dugny gedachte in der Versammlung einen Hauptschlag gegen seine Rivale innerhalb der Partei zu führen mit der Ankündigung eines von ihm der Deputiertenkammer überreichten Antrages auf Ausschluß sämtlicher, auch der krankenspflegenden Orden aus dem Gebiete der Republik. Dennoch fühlte er sich nicht recht behaglich heute Abend auf der Fahrt durch die schöne Rue de Rivoli. Das seltsame Benehmen Klothildens hatte einen Eindruck auf ihn gemacht, den er nicht bannen konnte. Ja, wenn er an Schwester Agnes, an ihr uneigennütziges Handeln dachte, so fühlte er vor seinem Antrage selbst ein Gefühl der Furcht. Wie oft schon hatte er den Engel der Barmherzigkeit heimlich beobachtet. Wie oft schon war ihm dabei der Gedanke aufgestoßen: Es muß doch ein hohes, schönes Ziel sein, welches Schwester Agnes zu erreichen strebt! Auf dieser Erde konnte es nicht sein. Das war Dugny klar. Aber er wollte diese Gedanken nicht weiter-spinnen. Er mußte ja dabei auf Konsequenzen stoßen, die mit seinem heutigen Leben und Streben nicht in Einklang zu bringen waren. Darum sträubte er sich mit aller Macht gegen diese Gedanken. Aber heute Abend wollte ihm dies so schwer gelingen! —

„Schwester Agnes!“

„Was ist, Kind?“

Klothilde hatte sich ein wenig aus dem Bettchen erhoben und starrte mit angstvollen Augen die Schwester an. Auf der Stirne glitzerten kalte Schweißperlen.

„Schwester, mir ist so fürchtbar bange!“

„Aber, warum denn, mein Kind? Schlafe doch nur ruhig.“

„O, Schwester! Mein Vater — er will alle Schwestern fortjagen — auch dich, Schwester Yolande de Rouanet, die heute nachmittag bei mir war, hat mir's gesagt!“

„Ach, das dumme Kind. Schlafe doch nur. Klothilde!“

„O ja, Schwester, ich bin nicht mehr bange. Aber wollen wir nicht für den Vater beten?“

„Gewiß, mein Kind. Dann schlafe aber bald ein —“

Schwester Agnes wurde plötzlich so eigentümlich zu Mute. Ein Schwindel hatte sie erfaßt und sie mußte sich auf einen Stuhl niederlassen, um nicht umzukippen.

\* \* \*

Der Deputierte Dugny hatte seine Rede beendet. Ein fanatischer Beifallsturm schallte ihm entgegen. Zweifelshafte Damen warfen Blumen auf die Rednerbühne. Und doch, Dugny konnte sich seines unbestrittenen Erfolges nicht freuen. Ein Engel hatte ihn erfaßt. Welch ein Kontrast zwischen den unter den Blumenmännern, Börsejuden und Lebemannern zerstreut sitzenden Frauenspersonen und Schwester Agnes und seinem Töchterchen. Er konnte es nicht mehr im Saale aushalten. Durch die Reihen der ihn Beglückwünschenden bahnte er sich einen Weg und sprang in die draußen auf ihn wartende Droschke. Dem Kutsher befahl er, sofort nach seiner Wohnung zu fahren. Mit unbezwingbarer Macht zog es Dugny dorthin.

Eben bog der Wagen in die belebte Rue de Rivoli ein. Der Kutsher mußte die Pferde zu langsamerer Gangart

anhaltend. Gleichgültig starrte Dugny auf die Menge, durch welche sich der Wagen schob. Plötzlich veranlaßte ihn eine seltsame Gruppe, die Droßke anhalten zu lassen. Auf dem breiten Trottoir trugen zwei Männer behutsam eine Krankenbahre. Neben derselben schritt eine Krankenschwester in derselben Tracht, wie sie Schwester Agnes trug.

Eine unerklärliche Unruhe zwang Dugny, dem Kutscher zu befehlen, Erkundigungen einzuziehen. Derselbe lehrte bald zurück und berichtete, auf der Bahre befinde sich eine junge Krankenschwester, welche am Bette eines kranken Mädchens wachend, plötzlich von einem heftigen Blutsturz befallen worden sei. „Das junge Ding wird wohl nicht lange mehr leben!“ fügte der Kutscher gleichgültig hinzu.

Dugny starrte den Sprecher einen Augenblick wie geistesabwesend an. Dann winkte er ihm, wie mechanisch, weiterzufahren und saß in die Wagenkissen zurück.

Eine entsetzliche Ahnung war dem Freigeist und bis jetzt so strupelloßen Politiker aufgestiegen. Während er, um sich auf der Höhe seiner politischen Macht zu erhalten, arme, unschuldige Ordensleute und Ordensfrauen rücksichtslos bekämpfte, verbrachte ein Mitglied dieser Orden letzten Lebenskräfte in seinem Dienste. Ein unendliches Gefühl der Beschämung, des tiefsten Abscheues gegen sein niederträchtiges Handeln wich nicht von ihm. Unten im Hausflur und auf der Treppe in der ersten Etage, in welcher Klothildes Zimmer sich befand, glänzten vereinzelt helle Blutstropfen. Sie machten es Dugny zur Gewißheit, daß die Sterbende, welche man am Eingang der Rue de Rivoli an ihm vorbeigetragen, Schwester Agnes gewesen war.

Leise öffnet er die Türe zum Krankenzimmer. Wie gebannt bleibt er in derselben stehen. Vor dem Bettchen kniet weinend seine Wittkassiererin, ein Händchen Klothildens umfassend. Die weiße Gestalt in dem Bettchen hat sich beim Eintritt des Vaters ein wenig nach demselben gewandt. Ein unendlich traurig-wehmütiger und zugleich bittender Blick dringt aus den tiefliegenden Augen nach dem Angekommenen. Lautlos sinkt dieser vor dem Bettchen auf die Knie, bald benetzen heiße Tränen die kalten Händchen Klothildens.

Jetzt öffnet sich des Annienden Mund zu der stammelnden Frage:

„Kind, was muß ich tun?“

Klothilde vermag nicht mehr zu antworten. Mit großer Anstrengung nur wendet sie ihren Blick von ihrem Vater nach dem Kreuzstift hin, das über dem Bette hängt und dann wieder zum Vater zurück.

Dieser hat verstanden, was sie will. Und unter heißen Tränen gibt er ihr das Versprechen, von seinem bisherigen Tun abzulassen, seinem maßlosen Ehrgeiz abzuschwören und nach Kräften wieder gut zu machen, was er bis jetzt gefehlt.

Noch einmal wendet sich ihr Auge fragend nach dem Vater, als wolle sie ganz sicher sein über die Wahrheit seiner Worte. Und noch heißer, noch ernster klingen seine Versprechungen, als das erstemal.

Da erglänzt eine Freudenträne in des Kindes Auge. Noch ein Blick zum Kreuzstift, ein tiefer Atemzug — die reine Seele weiß nicht mehr in dem reinen Körper. —

Auf den Boulevards preisen die Zeitungsträger mit lauter Stimme Extrablätter an. Fette Lettern verkünden den leichtlebigen Parisern, der Deputierte Dugny habe sein Mandat niedergelegt. Man ergeht sich in Vermutungen, die sich teils der Ursache seines Rücktritts nähern, aber etwas Sicheres verlautet doch nicht. Die Zeitungen knüpfen spaltenlange Kommentare an die Nachricht.

Der, welchen sie am meisten angehen, kummert sich nicht darum. Nach dem Begräbnis seines Töchterchens und seiner Pflegerin verkaufte er seine Wohnung in der Rue de Rivoli und zog sich auf sein Landhaus in der Nähe von Paris zurück. Die politischen Ereignisse verfolgt er wie seither, und wenn das Wüten der Kirchenfeinde allzu stark wird, dann kämpft er mit seiner gewandten Feder für die Sache Gottes und der Kirche, um sein Versprechen zu halten, das er Klothilde gegeben: wieder gut zu machen, was er gefehlt.

Auf dem Père Lachaise, dem schönsten Pariser Friedhofe, erblickt man allabendlich einen stillen Beter vor einem einsamen, dicht von Zypressen umgebenen Familiengrabe — den früheren Deputierten Dugny.



### Nützliches fürs Haus.



#### Orangen- und andere Bäumchen zu ziehen.

Wer von Euch hat Lust, sich zu einem kleinen Gärtner auszubilden, wenigstens sich einige Blumentöpfe für sein Fenster selbst zu ziehen? — Das ist ganz leicht. Wenn Ihr zum Beispiel Orangen- oder Zitronenerne habt, und legt drei bis vier Stück in einen mit Erde gefüllten Blumentopf, haltet diesen am Fenster, wo ihn die Sonne und das Licht treffen können, hübsch feucht, so könnt Ihr schon nach wenigen Wochen das Keimblatt sehen. Im ersten Jahre wächst das Bäumchen freilich langsam, bekommt höchstens sechs Blätter. Im zweiten Jahre treibt es schon lustig in die Höhe, und mit drei bis vier Jahren ist es schon ein niedliches Bäumchen.

Die Blätter, welche bei zartem Reiben schon duften, müssen oft abgewaschen werden. Sonst ist aber die Pflege so leicht, daß sie allen sorgsamern Kindern glückt, auch denen, die kein Doppelfenster haben, denn die Orangen- und die Zitronenbäumchen lieben kühle Räume und frische Luft mehr als heiße Stuben.

In derselben kühlen Temperatur gedeihen auch sehr gut Myrtenbäumchen. Die kann man nun freilich nicht aus einem Samentorn ziehen; wenigstens bei uns nicht, weil sie wohl blühen, aber nicht Samen ansetzen. Wir pflegen daher junge Bäumchen aus Stecklingen zu ziehen. Da es keine schwere Sache ist, könnt Ihr sie lernen.

Füllt einen Blumentopf nicht mit Erde, sondern mit grobem Scheuerfand. Kömt Ihr Euch von dem Myrtenbäumchen lieber Angehöriger oder aus einem Blumenstrauche ein Zweiglein erbitten, so schneidet es zunächst mit recht scharfem Messer an der Schnittfläche glatt, aber nicht schräg, sondern gerade, unmittelbar unter einem Blättchen, und steckt hierauf das Zweiglein, oder wie man es nennt, den Steckling, dicht am Rande des Topfes soweit in den Sand, daß das längere Ende oben herauschaut.

Habt Ihr mehrere Stecklinge, so pflanzt sie ebenso an den Rand, drückt hierauf den Sand fest an und begießt den Topf mit lauem (nicht warmem) Wasser. Das Begießen darf täglich nur einmal geschehen, so daß der Sand nur feucht ist; aber die Blätter könnt Ihr öfter mit Wasser besprengen; das ist ihnen sehr dienlich und hält sie frei von Staub.

In drei bis vier Wochen fangen die Pflänzchen schon an zu wachsen. Sie können bis zum August in einem Topf zusammenbleiben. Dann bekommt jedes sein eigenes Töpfchen, aber nicht mehr mit Sand, sondern mit Erde gefüllt.

Ebenso werden Stecklinge von den schönen, blühenden Fuchsen, Pelargonien und Geranien gezogen. Versucht es nur einmal, wenn es auch etwas Mühe macht; die Freude ist dann umso größer.

Nur noch zwei Regeln fürs Allgemeine: Alle alten Töpfe müssen vor der Benutzung sauber gewaschen werden, und ehe die Erde oder der Sand hineinkommt, müßt Ihr den Boden ein bis zwei Finger hoch mit Topfscherben ausfüllen. Durch die Scherbenlage kann das Wasser, womit Ihr gießt, schnell ablaufen. Andernfalls würde es sich am Boden des Topfes sammeln, die Erde oder der Sand würde sauer werden, das heißt verderben, und Eure Pflänzchen würden faulen. Aus demselben Grunde nimmt man für Stecklinge Sand. Erde ist zu schwer und fett für sie; sie würden darin krank werden. Haben sie erst Wurzeln angefaßt, was im Sommer geschieht, vertragen sie schon nährbasteren Boden. Die beste Zeit zu diesem Unternehmen ist der Frühling, weil dann alle Pflanzen zu treiben beginnen.

Frisch zum Werke und — „Gut Gelingen!“

# Brillanten

blendend schönen Teint, weiße, samtweiche Haut, ein zartes, reines Gesicht und rosiges jugendliches Aussehen erhält man bei täglichem Gebrauch, er allein erhält

Steckenpferd-Eihennilch-Seife  
von Bergmanns Co., Radebeul. \* Et 50 Pfg. überall zu haben

**Nützliches fürs Haus.**

— **Kaltes Schaffleisch.** Man nimmt eineinhalb Kilo Kalbsfleisch vom Quallen und eineinhalb Kilo Schweinefleisch, schneidet dieses zu fingerbreiten Stücken, vermischt es mit Salz, Pfeffer, Nelken, gewiegten Schalotten, 125 Gramm Sardellen und Kapern und läßt es über Nacht stehen. Alsdann setzt man es in eine irdene Kasserolle, die aber gerade sein muß, legt zwei zerhackte Kalbsfüße darauf, gießt zwei Glas Wein darüber, legt einen Bogen Papier darauf, preßt es mit einem schweren Deckel zu, den man ringsum mit einem feisen Teig verklebt, damit keine Luft hineinkommt. Dann setzt man es zwei Stunden in einen guten Ofen, läßt es erkalten, beseitigt das obere Fett und stürzt es auf eine Platte.

— **Verfälschungen von Wolle und Seide zu erkennen.** Man verbrennt einen aufgezupften Faden des zu untersuchenden Gewebes an einem Lichte. Wolle und Seide brennen nur in der Flamme, entwickeln den unangenehmen Geruch nach verbranntem Horn, und zeigen an den verbrannten Spitzen eine schwarze Kohle. Baumwolle brennt noch weiter, wenn sie aus der Flamme gezogen ist, entwickelt keinen unangenehmen Geruch und hinterläßt wenig Asche.

— **Schutz hölzerner Maschinenteile gegen Wasser.** In einem eisernen Tiegel werden 375 Gramm Kolophonium geschmolzen und demselben 10 Liter Tran und 500 Gramm Schwefel beigelegt. Hierzu fügt man noch braunen Ocker oder einen anderen, mit Leinöl abgeriebenen Farbstoff. Mit dieser noch heißen Mischung wird das Holz das erste Mal nur dünn und dann nach dem Trocknen noch einmal bestrichen.

— **Behandlung der Pflanzen in Aquarien.** Um den Wasserpflanzen in den Aquarien ein üppiges Gedeihen zu sichern, verwende man Regenwasser, abgekochtes oder Kondensationswasser, sowie auch destilliertes Wasser, erneuere es alle 14 Tage und setze pro Liter Wasser ein halbes Gramm schwefel- oder salzsaures Ammoniak und ein halbes Gramm phosphorsaures Natron zu.

— **Um Gewebe (Wagenplane, Segeltuch und dergleichen) wasserdicht zu machen,** tauche man dieselben in ein vier bis fünf Grad (nach Beaume) starkes Bad von essigsaurer Tonerde (durch Auflösen von Tonerdehydrat in Essigsäure dargestellt) und lasse sie ungefähr eine Stunde darin liegen. Nach dem Ausdrücken der Flüssigkeit (auf einer Auswindmaschine oder ähnlichem) wird das Gewebe bei ca. 120 Grad Celsius getrocknet.

**Unsere Bilder.**

— Die beiden deutschen Linienschiffe „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ (X) und „Brandenburg“ (Siehe Bild Seite 306), die für 18 Millionen Mark in den Besitz der Türken übergingen, waren unmodern und pakteten nicht mehr in den Rahmen unserer Flotte. Sie wären ohnehin nach Vollendung der Ersatzbauten außer Dienst gestellt worden.

— Der Bürgermeister von Newyork, Gaynor, (Siehe Bild Seite 308), wurde unlängst durch einen Revolveranschlag, den der Irländer Jules Gallagher auf ihn abgefeuert hatte, schwer verletzt. Die Kugel durchbohrte den Hals Gaynors, doch ist Lebensgefahr nicht vorhanden. Gaynor hatte aus der städtischen Verwaltung Newyorks zahlreiche unfähige Personen entfernt und sich dadurch deren Haß zugezogen.

— Zum Stapellauf des englischen Kreuzers „Lion“. Unser Bild Seite 308 zeigt uns, wie der große englische Kreuzer „Lion“, der jetzt zu Wasser gelassen wurde, dereinst aussehen wird, wenn seine Schrauben ihn mit 28 Knoten in der Stunde durch die Wogen jagen werden.

— Zum montenegrinischen Regierungsjubiläum. (Siehe die Bilder Seite 309.) Fürst Nikita von Montenegro hat sich dieser Tage aus Anlaß seines 50jährigen Regierungsjubiläums die Königskrone auf das Haupt gedrückt und damit die Reihe der europäischen Königsthronen wieder um einen vermehrt. Das eine unserer Bilder stellt den Fürsten mit seinem Stabe auf der Schloßterrasse dar, das andere bringt eine Straßenszene vor dem Gemeindehause zur Darstellung.

**Rätsellecke.**

**Kreuz-Rätsel.**

	A	A	A						
	A	C	C						
	C	D	D						
E	E	E	E	F	F	G	G	G	
I	I	L	L	L	L	N	N	O	
O	O	O	O	O	O	O	R	R	
				R	R	S			
				S	T	T			
				T	T	Y			

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß sich wagerecht und senkrecht drei Wörter ergeben. Die Wörter nennen: 1. ein Drama; 2. einen französischen General; 3. einen berühmten Maler.

**Rätsel-Sonett.**

Wo moosumsponnen Burgruinen ragen,  
Siehst du die schönen Ersten häufig stehen.  
Ein Dichterohr vernimmt aus ihrem Wehen  
Vergangener Zeiten wunderbare Sagen.  
Der Dritten hehre Melodien klagen,  
Lobsingend andachtsvoll, frohschauzend, stehen.  
Du magst sie gern im Frühling wandern sehen;  
Lauschst ihrer Antwort auf der Blumen Fragen.  
Das Ganze, reich an sinnigen Gedanken,  
Pries gottbegnadet einst in deutschen Gauen,  
Die hochgemuten Kämpen, edlen Frauen.  
Ob seine Glieder auch zu Staube sanken,  
Es lebt in unsern Landen unverklungen  
Sein herrlich Lied, von tiefem Ernst durchdrungen

**Wechsel-Rätsel.**

Mit doppelt „f“ sollst du es immer sein,  
Denn Herde ist's bei groß und auch bei klein;  
Bei Türen aber ist's ein Mangel,  
Wenn sie sich bläh'n in ihrer Angel.  
Mit einem „f“ — ihr kennt den trauten Alten,  
Läßt ihn im Winter seines Amtes walten.

**Rebus.**



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zweifelhafte Charade: Spieluhr.  
Rebus: Wer rastet, rottet.



Nr. 40.

Sonntag, 2. Oktober.

Jahrgang 1910.

## Im Bergfrieden.

Erzählung von Emil Frank.

Eine kleine, reizende Villa, blendend weiß gestrichen, hebt sich aus dem satten Grün des Föhrenwaldes ab. In sanften Windungen führt von Wartha aus der Weg zu dieser Idylle hinauf. In der Ferne werden die Höhenzüge massiger und wichtiger. Ein Pfad trennt zwei Gebirgszüge. Hier sucht die Reife ihren Weg. Sie ist arg ungebärdig, ein echtes Kind der Berge, das mit großen Felsblöcken Fangball spielt und zum Spaß Föhren knickt und ganze Felder fortspült.

Es war ein löstlicher Sommermorgen. Die Vögel waren von ihrem Frühkonzert bereits heimgekehrt. Als echte Musi-

lantent hatten sie ihr Frühstück außer dem Hause eingenommen und machten sich gleich wieder an die Arbeit. Die Morgensonne lugte ganz verstoßen durch die Föhren; ihre Strahlen hüpfen auf den schimmernden Felsen und hüllten sie in einen goldenen Mantel. Ein froher Friede lag auf dieser Gegend und nahm die Herzen gefangen, erfüllte sie mit dem Bewußtsein, den Niederungen des Lebens mit ihrem Dunst und Dampf, ihrem Hasten und Jagen meilenweit entrückt zu sein.

Diesem Gefühle gab sich auch Lore Lambert rückhaltlos hin. Sie stand auf der Terrasse der Villa und blickte verträumt auf das liebliche Bild zu ihren Füßen. Für geruhige und zufriedene Menschen wohnt hier das Glück. Und Lore Lambert fühlt sich sehr glücklich. Nicht einmal der Gedanke, daß möglicherweise bald die Scheidestunde schlagen könnte,



Großherzogin Silda von Baden.  
Zur Feier der silbernen Hochzeit des Großherzogs



Großherzog Friedrich II. von Baden,  
und der Großherzogin von Baden.

vermag ihr Glücksgefühl zu beeinträchtigen. Irgendwo würde es wieder ein Heim geben, in dem sie wirken konnte. Damals, als mit dem Tode des Vaters das Scheinglück des Hauses Lambert zusammengebrochen war wie ein Kartenhäus, hatte sie nicht einen Augenblick gezögert, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen. Sie nahm eine Stelle als Stütze der Hausfrau an und benutzte die farg bemessenen Freistunden zur Vollendung ihrer Studien. Es fiel ihr nicht schwer, das Ziel zu erreichen und Lehrerin zu werden. Kaum hatte sie das Examen bestanden, so wurde ihr eine Stellung angeboten, in der sie so recht ihr mütterliches Wesen entfalten konnte:

Der Kommerzienrat Friedner hatte die Gattin verloren; zwei kleine Mädchen streckten vergebens die Arme nach der entschlafenen Mutter aus. Da wurde der Kommerzienrat auf Lore Lambert aufmerksam gemacht. Unbedenklich nahm sie die Stellung an. Friedner ließ ihr vollkommen freie Hand. Mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand der Mädchen erwarb er diese Villa am Eingang der Grafschaft Glatz und kam nur Sonntags für wenige Stunden heraus, um sich seines Vaterglüdes zu freuen. Dankbar erkannte er an, daß Lore Lambert den Kindern mehr Mutter als Lehrerin war, und es hatte Stunden gegeben, wo er fest entschlossen war, um Lore's Liebe zu werben. Sie merkte nur zu deutlich, daß er sie absichtlich auszeichnete, daß er, der millionenreiche Kommerzienrat, um die Gunst des armen Mädchens warb. Und doch kam sie ihm keinen Schritt entgegen, so verlockend der Gedanke auch war, durch eine so glänzende Heirat alles das wieder zu gewinnen, was sie in der Jugend besessen: Reichthum und Ansehen. Aber sie wies diesen Gedanken zurück. Ein anderer Mann hatte ihr Herz gewonnen, und wenn dieser auch wohl kaum ahnte, daß Lore Lambert ihn liebte, wenn er ihr auch vor wie nach nur der aufrichtige, treue Freund war, so konnte sie doch nicht mit seinem Bild im Herzen einen anderen Bund eingehen. Sie konnte und wollte es nicht. Ihre Stellung genügte ihr vollkommen. Die beiden Mädchen hingen mit ganzem Herzen an ihr, sie entwickelten sich so prächtig, waren gesund an Leib und Seele, daß Lore an ihnen ihre helle Freude hatte. Ja, sie war den mütterlosen Kindern eine Mutter geworden, und in diesem Bewußtsein lag Lore's Glück.

Die Leute erzählten, daß Friedner eine zweite Ehe eingehen wolle. Das war ja nicht mehr als natürlich, und Lore war bei dieser Renigleit durchaus nicht erschrocken. Fürs erste würde man ihr die Kinder wohl noch lassen. Und wenn sie auch mit ihnen in die Großstadt übersiedeln, ihren lieben Bergfrieden aufgeben müßte, so war ihr doch vor der Zukunft nicht bange. Das Glück ist ja nicht an den Ort gebunden; man muß nur verstehen, es festzuhalten. Und diese Gabe besaß Lore Lambert im reichsten Maße.

Heute nachmittag hatte sich der Kommerzienrat zum Besuch angesagt. Jedensfalls kam dann auch sein Jugendfreund Dr. Pohl heraus, der in Glatz wie ein Einsiedler lebte und naturwissenschaftliche Studien betrieb. Eine seine Höfe stieg bei dem Gedanken an diesen Mann in Lore's Wangen. Wie viel verdankte sie Pohl! Er hatte sie die Natur lieben gelehrt, hatte ihren Blick geschärft und sie vor Einseitigkeit bewahrt. Rückhaltslos erkante Lore das an. Und doch hatte eigentlich nicht der Gelehrte in ihm, sondern der Mensch ihr Herz erobert. Sein gesunder Optimismus, seine Frohnatur, seine ganze Lebensauffassung war ihr so sehr sympathisch, daß jeder seiner Besuche ihr zum Festtag wurde. Sie liebte ihn und gab sich gar keine Mühe, vor dieser Erkenntnis die Augen zu verschließen. Sie war ja eine Quelle reichen Glückes. Und daß sie dieses Glück wie ein Kleinod hegte und vor aller Welt verbar, machte es nicht kleiner. Gewiß hatte es Stunden gegeben, wo der Wunsch sie nicht zur Ruhe kommen ließ, nicht nur die Freundschaft, sondern auch die Liebe dieses Mannes zu besitzen. Dann malte sie sich aus, wie herrlich sich das Leben an seiner Seite gestalten müßte. Doch ihre Sehnsucht nach seiner Liebe schien sich nicht zu erfüllen. Dr. Pohl blieb, was er ihr schon nach kurzer Bekanntschaft geworden war: ein treuer, lieber Freund. Einmal, als sie an seiner Seite gestanden und den spielenden Kindern nachgesehen hatte, sagte er mit leiser, verschleierter Stimme: „Wahrlich, Sie erfüllen eine große Aufgabe, Sie geben diesen Mädchen Ihr ganzes Herz, sind ihnen mehr als manche Mutter. Sie müssen glücklich sein und — bleiben.“

Da hatte Lore einen Moment die Augen niedergeschlagen,

und als sie wieder aufblickte, da waren alle egoistischen Wünsche niedergedrungen; sie wollte die Aufgabe lösen, die sie übernommen hatte: den mütterlosen Kindern Mutter sein. —

\* \* \*

Mittags kam ein Telegramm des Kommerzienrats; er teilte mit, daß er nicht kommen könne. Lore war eigentlich enttäuscht; denn nun würde ja auch Dr. Pohl ausbleiben. . . Wenigstens hatte er sie bisher nur dann besucht, wenn Friedner da war. Sie nahm ein Buch, setzte sich in die Weinlaube und las. Eine Stelle merkte sie an:

„So eine Kindesseele ist rein,  
Als wie im Sonnenschein ein Weiher;  
Die Mutterliebe schwebt darüber,  
Unhörbar, still, gleich einem Reiher,  
Und spiegelt sich in seiner Flut.“

Sinnend blickte sie vor sich und dachte über diese Worte nach. Fröhliche Mädchenstimmen rissen sie aus ihren Träumen.

„Tante Lori, komm doch bitte zu uns, wir haben uns ganz was Feines ausgedacht.“

Lächelnd schob Lore das Buch auf den Gartentisch und ging mit raschen Schritten ins Haus. Ihre Zöglinge sorgten schon dafür, daß sie das Zurückkommen vergaß.

Der weiße Kies des Gartenpfades knirschte unter hastigen Manneschritten. Mirrend fiel die Gartentür ins Schloß.

„Uff,“ stöhnte der Wanderer, „die Sonne meint es wirklich gut. Man ist ja schier gebraten.“

Die kühle Laube zog ihn an. Erschöpft ließ er sich in einem der grünen Korbsessel fallen und fächelte sich Kühlung zu. Da fiel sein Blick auf das Buch, das aufgeschlagen auf dem Tische lag. Leise rezitierte er die Stelle, die Lore vorher angemerkt hatte, und in seinen Augen war ein Schimmer wie der Widerschein einer freudigen Nahrung, die sein Herz bewegte. Wortlos legte er das Buch nieder und schloß die Augen, um besser in sich hinein sehen zu können. Und von dem Grunde seiner Seele hob sich ein Bild ab. Nicht gerade farbenprächtig und schillernd — ein rührend einfaches Bild: ein Weib in des Wortes edelster Bedeutung, obwohl nicht Mutter, war sie doch vom Strahlenglanz hehrer Mütterlichkeit umwoben — Lore! Sein Herz weitete sich. Heute war ihm ein strahlender Feiertag angebrochen. Ganz wunderbarlich jauchzte es: „Ich liebe!“ Kein Zweifel und kein Argwohn hatte Raum in seiner Seele. Er fragte nicht: Darfst du auch auf Gegenliebe hoffen? Er sagte nur: Ich liebe. Und darin war schon so viel Glück, daß er nichts anderes mehr verlangte.

Da lehrte Lore Lambert zurück, um ihre unterbrochene Lektüre fortzusetzen. Sie brachte ein Lächeln aus der Kinderstube mit, und die Sonne breitete goldene Teppiche vor ihr aus. Jetzt gewahrte sie den Gast. Die Freude hallte durch ihre Worte: „Herzlich willkommen im Bergfrieden, Herr Doktor!“

„Danke, danke, Fräulein Lore!“ gab der Doktor zur Antwort; dann setzte er rasch hinzu: „Friedner kann ja leider nicht kommen; wollen Sie sich meine Gesellschaft gefallen lassen? Denn es wäre grausam, wenn Sie mich in dieser Hitze wieder fortschickten.“

Nun, so grausam war ja Lore Lambert nicht. So blieb Dr. Pohl den ganzen Nachmittag im Bergfrieden. Merkwürdig, Lore hatte das Gefühl, als wäre der Doktor heute herzlicher als sonst. Als ruhten seine Blicke mit heimlicher Sehnsucht auf ihr. War es nicht, als stände etwas Unausgesprochenes zwischen ihm und ihr?

Ob das die Liebe war?

Die Dämmerung schlich leise heran. Sie legte seine Schleier über die Erde, die vom Tagewerk müde war. Dr. Pohl nahm Abschied. Er sah Lore lange an und fragte: „Darf ich wiederkommen, auch wenn mein Freund Friedner nicht hier ist?“

Ohne Zögern antwortete sie: „Ja!“ Und sie hatte das Gefühl, als hätte sie mit diesem „ja“ dem Glück eine Brücke gebaut, den Weg geebnet für eine große, freudreiche Liebe.

\* \* \*

Der junge Tag kam über die Berge. Uebermüht schüttelte er die Locken und pfiß ein lustig Lied. Die Vögel sangen mit ihm um die Wette. Er lugte mit seinen Sonnenaugen auch in die Häuser der Menschen und dachte mißbilligend: Das Schönste vom Tage verschlafen sie. Es sind doch selbst-

same Künze, diese Menschen! Dann ging er weiter und jubelte und sang.

Lore Lambert erfreute sich an den Schönheiten des Sommermorgens. Sie machte einen Spaziergang zur nahen Wallfahrtskirche und traf unterwegs den Briefträger.

Er hatte ein Schreiben für sie. An den steilen energischen Schriftzügen erkannte sie die Hand ihrer älteren Schwester Erna. Die hatte sich viel schwerer in die durch des Vaters Tod veränderte Lage gefunden. Nur aus Gereiztheit über die Behandlung, welche ihr seitens der Verwandten zuteil geworden war, verzichtete sie auf deren Gastfreundschaft und nahm eine Stellung als Gesellschafterin an. Oft genug wechselte sie ihre Stellung, und schon mehrfach hatte sie bei der Schwester im Vergnügen Zuflucht gesucht, wenn sie nicht gleich etwas Passendes wiederfand. Erna schrieb:

Meine liebe Lore!

Rascher, als es sonst meine Gewohnheit ist, beantworte ich diesmal Deinen Brief. Ich muß nämlich schon wieder Deine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen. Da Du ja wohl omnipotente Herrin im Vergnügen bist, hat das ja wohl nicht soviel auf sich. Ja, ja, ich muß wohl den Grund meines Kloms beichten. Ich bin nämlich von meiner letzten „Herrin“ im Unfrieden geschieden. War da ein kühner Reitermann, den meine „Gnädige“ sich zum Cavalier erkoren. Ein bißchen Klirt ist für sie Lebensbedürfnis. Ich aber bin ein böshafte Geschöpf und konnte dem Reiz nicht widerstehen, in diese ihre ureigenste Domäne einzubrechen und ihr den Leutnant abspenstig zu machen. Darüber natürlich zorniges Aufblitzen ihrer Augen, spöttisches Lachen meinerseits, Austausch einiger Liebenswürdigkeiten und endlich allseitiger Rückzug. Darum muß ich für einige Zeit bei Dir unter-schlafen.

Adieu, meine Lore, auf Wiedersehen!

Erna!

Lore war nicht gerade entzückt über die Aussicht, die Schwester für längere Zeit als Gast im Hause zu sehen. Erna hat eine Art, die Dinge zu beurteilen, die von ihrem Wesen himmelweit verschieden war. Ihre an Eynismus grenzende Gefühlssarmut stieß Lore zurück. Klirten und wieder klirten, mit Gefühlen spielen, die sie nie erwiderte, das war Ernas höchstes Vergnügen.

Lore stand auf der Terrasse. Ein Herr kam rasch näher. Sie blickte auf, und ein freundiger Schimmer hüpfte über ihr Gesicht: Fedor Pohl schwenkte seinen weißen Strohhut durch die Luft.

„Grüß Gott, Fräulein Lore!“ rief er im Näherkommen, „ich mußte doch sehen, was Sie hier in dieser Einöde treiben! Vier lange Tage habe ich Sie nicht mehr gesehen!“

Lore reichte ihm freudig die Hand. Sie stand in der Mitte der Terrasse. Man hätte sich kaum einen schöneren Hintergrund für ihre schlauke Gestalt denken können, als die mit Eisen umspinnene Wand. Bewundernd blickte Pohl sie an. Lore errötete unter seinem Blick. Er nahm an ihrer Seite Platz und plauderte über dieses und jenes. Doch das, was ihn eigentlich hierher geführt hatte, seine Liebe zu Lore, blieb unausgesprochen. Er fand nicht den Mut, ihr sein Gefühl zu enthüllen. Gestern hatte er noch mit dem Kommerzienrat unterhandelt. Der hatte ihm erzählt, daß er im nächsten Jahre sich zu verheiraten gedente. Unverhohlen hatte er seiner Verehrung und Dankbarkeit, die er für die Erzieherin seiner Kinder im Herzen tug, Ausdruck gegeben. Aber Fedor Pohl hatte doch die Verlegenheit herausgehört, die ihm der Umstand bereitete, daß er eine „Herrin“ ins Haus brachte. Da beruhigte er den Kommerzienrat durch die Versicherung, daß er Lore Lambert zu heiraten gedente.

Friedner atmete erleichtert auf. Der Gedanke hatte ihn doch bedrückt, wie seine zukünftige Gattin sich zu Lore stellen würde. Wenn sie Lore mit den Augen der Herrin ansah, so geboten ihm Dankbarkeit und Verehrung, sich auf die Seite der Erzieherin seiner Kinder zu stellen. Denn daß Lore Lambert irgendwelche Rechte für sich in Anspruch nehmen würde, glaubte er ja freilich nicht. Aber es war doch leicht möglich, daß zwischen ihr und seiner Gattin eine gewisse Eifersucht entstand. Am besten war es, wenn Lore heiratete. Dann konnten die Kinder mit Fug und Recht nach Hause geholt werden.

Dr. Pohl hatte sofort um Lore werben wollen. Aber er fand nicht den Mut dazu. Vielleicht war's besser, wenn er

schriftlich um ihre Hand anhielt. Verschmähte sie ihn, so fand er sich leichter ins Unvermeidliche, als wenn sie es ihm unverblümt aussprach.

Er reiste mit dem Entschluß ab, ihr in einem langen Brief sein Herz auszuschnitten.

Am folgenden Tage kam Erna an. „Ich konnte es bei meinem Drachen nicht mehr aushalten“, sagte sie lachend, nachdem sie die Schwester begrüßt hatte. Dann meinte sie: „Sonst ist's hier wohl ein bißchen öde?“

Lore entgegnete: „Etwas mehr Anregung wäre ja ganz nett, aber ich habe ja die Kinder, meine Bücher und die herrliche Natur und bin somit ganz zufrieden.“

Erna lachte. „Nein, Mädel, du bist einfach töstlich in deiner Naivität, immer noch das ideale Gänschen von Anno dazumal. Ich glaube, du bist nicht mehr umzutrempeeln.“

„Nun, ich fühle mich in meiner Haut ganz wohl“, erwiderte Lore kurz und bündig.

Kurze Zeit darauf kam Fedor Pohl. Er hatte seine Gefühle sein säubertlich zu Papier gebracht, und wollte Lore den Brief überreichen. Die Anwesenheit der Schwester aber machte ihm einen Strich durch die Rechnung. So eilig war's ja auch nicht.

Erna aber entfaltete ihre ganze Liebenswürdigkeit, und Pohl war Westmann genug, um im gleichen Ton mit ihr zu verkehren. Lore aber fühlte sich bei dem Wortgeplänkel so unbehaglich wie nur irgend möglich. Sie kannte ja Erna zur Genüge, und wußte, daß diese es versuchen würde, auch den Doktor vor ihren Siegeswagen zu spannen. Ein bisher ungelkanntes Gefühl regte sich in Lores Brust: Die Eifersucht! Sie schalt sich töricht, daß das Unbehagen blieb. Sie hätte am liebsten weinen mögen. Sah sie denn nicht, wie Pohls Blicke so oft zu ihr wanderten; wie sie schlicht und treu alles das aussprachen, was er bisher nicht in Worte hatte fassen können?

Nein, sie fühlte es nicht.

Plötzlich wandte sich Pohl an Lore:

„Was meinen Sie, Fräulein Lore, wenn wir morgen früh einen Ausflug riskierten? Die Kinder können Sie ja unter der Obhut von Fräulein Hedmann zurücklassen.“

Lore war von diesem Plan ganz begeistert. Alle Eifersucht war vergessen. Erna aber meinte: „Führen Sie uns, wohin Sie wollen. Nur mit langen Fußwanderungen verschonen Sie mich. Die sind absolut nicht mein Fall.“

Dr. Pohl verbeugte sich sehr umständlich, und Lore meinte, ein verräterisches Zucken um seine Mundwinkel zu sehen.

Die Mittagsstunde war nicht mehr fern, als die drei Ausflügler in Mittelwalde ankamen. Sie machten sich sogleich auf den Weg. Breitstümpige Föhren spendeten reichen Schatten. Tiefe Stille ringsum. Nur ab und zu flatterte ein Vöglein auf, das auf seiner Wanderung vom Tale sich zu hoch verfliegen hatte. Dann und wann kam auch ein Trupp Touristen an ihnen vorüber. Frohsinn lag auf ihren Gesichtern. Erna aber fand das Laufen höchst langweilig. Zudem protestierten ihre Knie ganz energisch gegen die engen Stiefelchen. Es sollte noch besser kommen. Bald traten die schattigen Föhren vom Wege zurück. Eine Unmenge von Steinen bedeckte den Pfad. Sie machten Erna das Steigen zur Tortur. Und noch immer sah man nichts von dem Hotel.

Mit einer Konsequenz, die geradezu böshaft genannt werden konnte, verfannte die Sonne ihre glühenden Strahlen. Die Steine sprühten förmlich im Lichte der tanzenden Sonnenfunten. Erna war so ziemlich an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Und noch immer sah und hörte man nichts vom Hotel. Nur ab und zu verkündete es ein Handweiser, daß man sich auf dem richtigen Wege befand.

„Wenn's noch lange dauert, streike ich einfach“, sagte Erna grollend.

„Nur Geduld“, ermunterte der Doktor, „wir sind gleich am Ziel!“

Endlich, endlich! Wie ein Erlösungsschrei rang sich dieses Wort von Ernas Lippen. Das Hotel war erreicht.

„Sind Sie auch müde?“

Die Frage klang wie ein Hohn auf Ernas Zustand. Sie behielt auch die Antwort hübsch für sich.

Im Hotel war Dr. Pohl die Aufmerksamkeit selbst. Mit Kennermiene wählte er die Plätze aus. Und dann hielt er mit dem Kellner eine kleine Beratung. Wirklich, er hatte Geschmack. Erna konstatierte das trotz der schmerzenden Knie. Als das Essen aufgetragen wurde, mußte sie gestehen,

daß man in dieser Ginde zu leben verstand. Für diese Seite des menschlichen Lebens hatte sie ein feines Verständnis. Da nach ließ Dr. Pohl den Sektropfen knallen und tat damit einen weiteren Schritt, um Erna mit ihrem Schicksal auszuöhnen.

Der Doktor entfernte sich für einen Augenblick und kam mit der Nachricht wieder, er habe zwei Freunde aus Glas getroffen; ob er diese den Damen vorstellen dürfe fragte er. Erna nicht Gewährung. Bald darauf stellte der Doktor: Professor Nummer, Steuerinspektor Silber.

Der Professor zeichnete sich durch seine rötliche Nase aus, die er alle Augenblicke mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand berührte, als wolle er sich von dem Vorhandensein überzeugen. Dabei war er ein wenig umständlich und vergaß auch meistens, den Mund zu schließen, wenn er ihn bei irgend einer passenden oder unpassenden Gelegenheit geöffnet hatte.

Der Steuerinspektor war entschieden gemütlicher. Für Frauenschönheit war er allem Anschein nach sehr empfänglich, denn er begann bereits beim zweiten Glase Sekt Erna mit aller Energie die Kur zu machen. Er zählte sich bescheiden zu den Jungen, obwohl starke Lichtungen in seinem Haarwuchs seine Ansicht Lügen strafte. Soviele stand fest: in seiner altmodischen Galanterie war er amüsant, und Erna beobachtete mit sichtlichem Ergötzen seine abgezirkelten Gesen, mit denen er die an ihre Adresse gerichteten Aufmerksamkeit begleitete.

Der Professor verhielt sich für's erste nur insofern aktiv, als er mit liebevollem Eifer das Aufsteigen der Perlen in seinem Glase verfolgte, und bei allen möglichen Anlässen seinen Kelch leerte.

„Waren die Damen bereits an der Orientierungstafel?“ fragte der Steuerinspektor, und als Erna verneinte, fügte er hinzu: „Aber ich bitte Sie, meine Damen, das dürfen Sie sich auf keinen Fall entgehen lassen. Meine verehrten Freunde — er machte eine zusammensassende Handbewegung — werden mir gewiß bestätigen, daß man von dort aus eine geradezu phänomenale Aussicht genießt. Ich kann Ih-



Aus dem jüngsten europäischen Königreich:  
König Nikolaus von Montenegro und Königin Milena bei der Krönungsproklamation.

nen einen himmlischen Genuß in Aussicht stellen.“

Der Professor aber brummte: „Ach was, himmlisch? Fangen Sie nur nicht wieder solche Geschichten mit Orientierungstafeln, Aussichtstürmen und ähnlichen stram an. Hier ist es ganz nett, und wir genießen die Aussicht ohne besondere Mühe.“

Erna mußte gestehen, der Mann hatte vernünftige Ansichten. Der Steuerinspektor aber war entgegengesetzter Meinung. Da sein Vorschlag jedoch keine weitere Unterstützung fand, blieb es eben beim Vorschlag. Später, als man anfing, in eine gehobene Stimmung zu geraten, wiederholte er seinen Antrag. Man einigte sich auf einen Spaziergang zur Lichtung, die etwa 15 Minuten vom Hotel entfernt war. Gemächlich brach man auf. Nur der Professor blieb sitzen. „Viel Vergnügen!“ rief er ironisch den Abgehenden nach. Silber aber machte eine lähne Schwenkung und eroberte Ernas rechte Seite und begann nun nach Kräften, seine Dame zu unterhalten.

„Sehen Sie, mein Fräulein, wenn man jahrelang in dieser herrlichen Gegend lebt, dann muß man sie lieb gewinnen. Und wenn man noch mit einer starken, poetischen Ader ausgestattet ist — er tippte bei diesen Worten an seine Brust — dann muß man hier eben einfach schwärmen. Wollen Sie, bitte, die feinen Konturen ins Auge fassen! Großartig, nicht wahr! Und dann jener schattige Laubenhain dort, sieht er nicht geradezu entzückend aus? Diese wunderbaren Kontraste der einzelnen Farbentöne.“ Von diesen allgemeinen Naturbetrachtungen kam Silber auf philosophische Probleme zu sprechen und schilderte schließlich seinen Lebensgang.

Lore und Dr. Pohl folgten in einiger Entfernung. Auch sie betrachteten den „schattigen Laubenhain“, die Kontraste der einzelnen Farbentöne, aber sie sprachen sich nicht näher darüber aus.

Pohls Blicke wanderten nur ganz kurze Zeit in die Ge-



Neue Höhenrekorde des Aeroplans: Der englische Luftschiffer Armstrong Drexel (X).



Vize-Admiral von Holtendorff,  
der Leiter der deutschen Flottenmanöver.

birgslandschaft hinaus. Dann lehrten sie willig zu Lore zurück. Sie erschien ihm heute schöner denn je. Nicht länger konnte er sein Sehnen zurückdrängen. Er wollte endlich Gewißheit haben. Zwar hatte er in den letzten Tagen gar manches in ihren Augen gelesen, was ihm Mut geben mußte. Er sah die Angst bei dem tofetten Spiel der westgewandten Schwester. War er nicht ein Mann, dessen Herz jung geblieben war trotz der 40 Lebensjahre?

Sie sollte es ihm selbst sagen, ob er berechtigt war, von ihr sein Glück zu erhoffen. Er blieb unwillkürlich vor seiner Begleiterin stehen, beugte sich ein wenig vor, als wollte er ihrem Gesichte näher sein, als könne er in ihre Seele schauen. Dann erfaßte er ihre Hand und fragte: „Lore, wollen Sie mir diese Hand lassen, und mich einsamen Mann unaussprechlich glücklich machen?“

Lore Lambert erschauerte und schloß einen Moment die Augen: „Und die Kinder?“

Da erzählte Fedor, was ihm der Kommerzienrat mitgeteilt hatte. Er schloß: „Sie haben die Kinder glücklich gemacht, lassen Sie mich in Zukunft teil haben an ihrem Herzen. Ich werbe nun nochmals in aller Form um Ihre Liebe, Ihre Hand!“

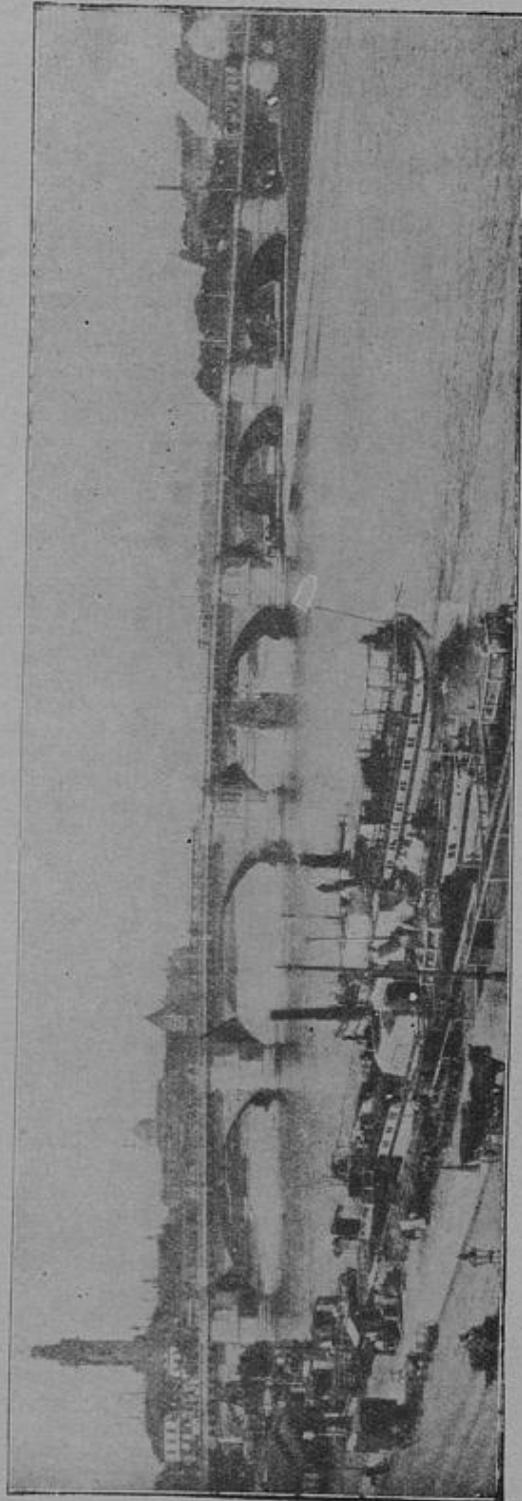
Lore war es zu Mute, als habe man sie aus einem Felsenlabyrinth ganz unvermutet in ein Paradies versetzt. Die letzten Tage hatten sie ja erst die Liebe in ihrem ganzen Umfang kennen lernen lassen. Durch die Eifersucht auf ihre Schwester war sie sich eigentlich erst dessen bewußt geworden, daß von dieser Liebe Glück oder Unglück, Lust oder Leid abhing. Eine große, grenzenlose Dankbarkeit erfüllte Lores ganzes Wesen. Sie schmiegte sich enger an ihn, als wollte sie ihn schon jetzt als ihren Schützer anerkennen und sagte: „Ich will dein sein, denn ich habe dich sehr lieb!“

Er drückte ihr noch stärker die Hand. „Habe Dank für dieses Wort,“ sagte er leise und innig. Dann zog er von seinem kleinen Finger einen seltsamen Ring, der bei aller Schönheit und Kostbarkeit doch sehr altmodisch aussah und steckte ihn an Lores Hand. „Sieh, Lore, das war der Verlobungsring meiner Mutter. Möge diese Stunde unser Glück begründen!“



Professor Dr. Hermann Schwarke, Halle,  
Deutschlands berühmtester Ohrenarzt,  
starb im 73. Lebensjahre.

Schweigend gingen sie weiter. Endlich fragte Dr. Pohl: „Was meinst du, Lore, wenn wir hier oben im kleinen Kreise dieses frohe Ereignis publizieren und feiern?“ Sein schelmisches Lachen verrät Lore den Grund seiner Frage: er wollte Erna ein wenig für ihre lebenswürdigen Bemühungen um seine Person bestrafen. Und wenn auch in diesem Augenblick keine mißgünstige Regung Raum in ihrer Seele hatte, so malte sie sich doch die Komik dieser Situation aus,



Die neue König-Friedrich-August-Brücke in Dresden.

wenn Dr. Pohl sie als seine Braut vorstellte. Was Erna wohl für ein Gesicht machen würde!

Eben kam das erste Paar zurück.

„Nun noch eine kleine Stärkung, und dann geht's wieder hinab ins Tal, zurück vom Hochland der Seele zu den Niederungen der Menschen, wo wallende, wogende Nebel sich

uns auf die Seele legen," rief der Steuerinspektor mit gespreiztem Pathos.

"Sehr gut gesagt," meinte Erna ironisch, "schön, daß sie wenigstens die kleine Störung nicht vergessen haben."

Als sie im Hotel angelangt waren, fanden sie den Professor noch auf seinem alten Platz. Er schien ihr Kommen gar nicht zu bemerken. Seine zärtlichen Blicke ruhten auf dem goldgelben Feuertrank. Es war bernsteinfarbiger Ungarwein. "So, Professor, altes Haus," rief Pohl in frohster Laune, "da wären wir glücklich wieder angelangt." Der Professor betrachtete die kleine Gesellschaft mit blinzelnden Augen, als wollte er sagen: Schade genug, daß ihr wieder da seid, jetzt geht doch meine ganze Poesie zum Teufel."

Er taute erst ein wenig auf, als Dr. Pohl aus Glas tippte und seine Verlobung mit Lore Lambert zur allgemeinen Kenntnis brachte.

Erna hatte sich ja ziemlich in der Gewalt, aber dieses Mal war sie doch ein wenig verblüfft. So eine Heimtückerin, diese Lore," dachte sie, "redet wie ein sentimentales Gänsechen und schnappt sich hier diesen Mann, der eine ganz gute Partie zu sein scheint. Doch dann schloß sie sich den Gratulanten an, umarmte mit vieler Nührung die glückliche Schwester und sah dabei den Steuerinspektor so warm und zärtlich an, daß sie alle poetischen Adern seines Körpers in Aufruhr brachte. Er pries in korrekten, langweiligen Versen das Glück der Liebe und sah dabei unausgesetzt Erna an, als wäre dieser Hymnus lediglich an ihre Adresse gerichtet.

Der Tag ging zur Neige, als die Gesellschaft zum Abstieg sich anschickte. Pohl und Lore gingen voran, Erna und Silber folgten. Der Professor schlennderte allein den beiden Paaren nach. Silber versiel für einen Augenblick in tief-sinnige Betrachtungen, in denen Erna ihn nicht föhren wollte.

Dann nahm der Steuerinspektor einen kühnen Anlauf und sagte: "Auch ich fange allgemach an, ein heißes Sehnen nach dem reinen Glück des Familienlebens in meiner Brust zu empfinden. Ich bin ja noch jung, wollte sagen, in den besten Jahren, da ist ein solches Verlangen wohl begreiflich. Ich habe ein schönes Einkommen und nette Eriparrnisse; nur konnte ich bis jetzt das Ideal meines Herzens nicht verwirklicht finden. Heute habe ich es gefunden."

Hier erwartete er eine ermunternde Frage seiner Beleiterin. Erna aber schwieg. Ihr war der Mann an ihrer Seite so herzlich gleichgültig sein pathetischer Ton reizte sie förmlich zum Lachen. Aber er war eine gute Partie! Und sie war aufrichtig genug, sich das Geständnis zu machen, daß ihre Aussichten nach dieser Richtung hin ziemlich gering waren: ohne Vermögen, eine verblühende Schönheit, da mußte man bescheiden sein.

Blitzschnell flogen diese Gedanken durch ihr Gehirn. Als sie jetzt zu Silber aufsaß, lag in ihrem Blick Weichheit, ein leises Fragen, ob sie dieses Ideal sei.

"Darf ich Ihnen gestehen, Fräulein Erna, daß ich in Ihnen das Ideal des Weibes gefunden habe, wie es mir immer vorangeschwebt? Ich will natürlich noch so kurzer Bekanntschaft keine bindende Antwort von Ihnen, ich bitte nur um die Günst, mit Ihnen verkehren zu dürfen. Wollen Sie mir diese Günst gewähren?" fragte er.

Erna sah vor sich hin, dann wandte sie sich Silber mit einem Blick zu, der sein Herz rascher schlagen ließ und erwiderte: "Ein weiterer Verkehr mit Ihnen wird mir ein Vergnügen sein, zumal ich sie schon jetzt, nach so kurzer Bekanntschaft, hochschätze."

Bald gab es in der Villa Bergfrieden zwei glückliche Brautpaare. Nur ein Gedanke beeinträchtigte Lores Glück: sie sollte sich von den beiden Mädchen trennen, an denen sie mit ihrer reichen Liebe hing. Aber es mußte ja sein. Schon war alles bereit für die Ueberstiedelung der Kinder, da rief ein Telegramm Lore und ihre Mädchen an das Krankenlager des Kommerzienrats. Eine schwere Krankheit hatte den im besten Alter stehenden Herrn befallen, und er fühlte es selbst, daß es zu Ende ging. Das Schicksal seiner Kinder lag ihm am Herzen. Lange besprach er sich mit seinem alten Freunde Pohl, und das Ergebnis dieser Unterredung war, daß die Kinder auch in Zukunft im Bergfrieden bleiben sollten. Getröstet schied der Kommerzienrat, er wußte, daß die Mädchen in den besten Händen waren, daß Pohl und Lore ihnen Vater und Mutter ersetzen würden.

Im Bergfrieden aber wohnte fortan ungetrübtes Glück, und Frau Lore blickte oft zu der Höhe auf, wo sie des besten Mannes Herz gefunden hatte.

## Die Brüder.

Skizze von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

Frhr. Edgar v. Schallberg saß in seiner Bibliothek; das war seit 15 Jahren — so lange war er schon Majorats-herr auf Schallberg — frühmorgens sein gewöhnlicher Aufenthaltsort. Seit 15 Jahren hatte sich dieser Raum nur insofern geändert, als immer neue Büchermassen in den gewaltigen Wandregalen Platz gefunden hatten. Die Einrichtung war immer noch dieselbe geblieben: Die hohen, mit braunem Leder überzogenen Lehnstühle, der riesige, mit Papieren aller Art überladene Schreibtisch in der Ecke. Ueber dem Schreibtisch hing noch immer dasselbe Bild: ein reizender Mädchentopf, auf den jetzt das Sonnenlicht in verschwenderischer Fülle fiel.

Der Freiherr saß in einem der großen Lehnstühle. Neben ihm stand ein Tisch mit Raucherzügen und einem Kognat-service.

Die Pendule schlug mit hellen, eigentümlich nachklingenden Schlägen 10 Uhr. Baron Schallberg legte verdrießlich den Kollanten, in dem er bisher gelesen, auf den Tisch neben die Raucherzügen.

Vor der Türe hörte man ein kurzes Scharren. Dann klopfte es. Eine wahre Hingegestalt schob sich durch die Türe. Ein kurzer Gruß; der Eingetretene setzte sich dem Baron gegenüber.

Man konnte sich kaum einen größeren Kontrast denken, als diese beiden Männer: der Freiherr und sein Generaldirektor Karl von Welfer. Letzterer füllte mit seiner Kegn-gestalt den ganzen Sessel aus; der Freiherr verschwand darin wie ein Kind. Aus den Augen des Direktors strahlte Ruhe, Sicherheit, Ueberlegenheit; der Blick des Barons hat etwas Stechendes, Unruhiges.

"Nun, Karl, was gibts Neues?" fragte der Freiherr. Der Direktor strich mit der Hand über einen ganzen Stoh von Papieren. "Sehr viel, Edgar," sprach er dabei, "und ein seines Lächeln glitt momentan über seine marlanten Züge; er kannte ja nur zu gut die Abneigung seines Gegenübers gegen diese geschäftlichen Dinge, die er trotzdem jeden Morgen mit ihm bespricht, er kannte überhaupt den kleinen, unruhigen Mann aus dem Fundament, sie waren ja Freunde seit ihren gemeinschaftlich verlebten Universitäts-jahren.

"Sehr viel," wiederholte der Direktor. "Doch bevor wir an diese geschäftlichen Dinge gehen, möchte ich eine Angelegenheit berühren, die mich weniger als Direktor, sondern als Freund angeht. Du weißt, was ich meine."

"Allerdings!" preschte Edgar von Schallberg durch die Zähne, "hast mir ja schon oft genug diese Litanei vorge-sungen. Aber mein Entschluß ist unabänderlich: Meine Schwägerin bezieht mit ihren Kindern einen Flügel meines Hauses. Wenn es ihr hier nicht gefällt, ist es ihre Sache."

Der Freiherr erhob sich. Er war eine Mittelid erregende Figur: klein, verwachsen, der große Kopf mit dem scharf geschnittenen Gesicht steckte fast ganz in den Schultern. Mit unsicheren Schritten, als wäre für die schwachen Glieder die Last des verwachsenen Körpers zu groß, ging er im Gemache auf und ab. In seinen Augen lag etwas Starres, Eifiges, und wie er jetzt den Blick zu dem Bilde über dem Schreibtisch erhob, tobte aus ihm Groll, ja Haß. "Mein Entschluß ist unabänderlich" wiederholte er, und seine Stimme klang schrill, "ich halte mich einfach an unseren Majoratskoder. Monsieur Ewald, mein Bruder, hat ja das Kunststück fertig gebracht, in fünfzehn Jahren sein enormes Vermögen so ziemlich durchzubringen. Eine Schallberg braucht nie zu fremden Leuten zu gehen. Hat sie nichts, so ist hier der Ort, wo sie standesgemäß leben kann. Auf all die Kinderlischen mit Renten usw. lasse ich mich einfach nicht ein. Bitte, sehe das der Baronin auseinander."

Erschöpft sank Edgar von Schallberg in den Sessel und stürzte ein Gläschen Kognat in einem Zuge herunter.

Karl von Welfer war äußerlich sehr ruhig dabei geblieben. Jetzt klappte er seine Mappe auf, als wollte er sagen: "Erledigt! Kommt das Folgende." In Wirklichkeit war freilich auch er erregt. Denn er war der Baronin von Schallberg, Edgars Schwägerin in Tagen des Leidens näher getreten, er verehrte sie als Weib, Gattin und Mutter. Noch bei seiner letzten Anwesenheit hatte sie ihn ersucht, bei Edgar einen anderen Aufenthaltsort für sie auszuwirken. "Um der Kinder willen," hatte sie dabei gesagt. Mit diesem

Starrkopf war jetzt freilich nichts anzufangen. Aber es empörte ihn doch, daß Edgar mit solchen Nadelstichen sich rächte für erlittene Kränkung. Der Direktor unterdrückte weitere Gedanken, die sich an diese Erwägungen knüpften und begann: „Nr. 1.“ „Bitte!“ unterbrach ihn der Baron, „das übrige wollen wir uns für heute abend aufsparen. Laß uns von etwas anderem reden.“

Der Direktor klappte seine Mappe mit hörbarem Ruck zu, stand auf und sagte: „Du mußt mich schon entschuldigen, Edgar, aber ich habe jetzt keine Zeit. Auf Wiedersehen bis heute abend!“ Damit ging er.

Der Freiherr setzte seine Zigarre wieder in Brand. Dann versiel er in tiefes Sinnen. Es waren nicht gerade freundliche Gedanken, die ihn beschäftigten. Die Jugend sieht auf und zieht in wechselvollen Bildern an ihm vorüber.

Mit seinem um 2 Jahre jüngeren Bruder Ewald hat er sie verlobt. Wie bitter mußte er es fühlen, daß er einen verkriechlichen Körper besaß. Und er war doch schuldlos daran! Aber seine Mutter schrak jedesmal zusammen, wenn sie ihn erblickte. Mit seinen scharfen Augen sah er mehr, als alle meinten. Nur zu gut merkte er, wie Ewald all die reiche Liebe genoß, nach der er so sehr verlangte. Und Ewald? Er war der verzärtelte Liebling des ganzen Hauses. Schön wie ein Engel, kühn bis zur Waghalsigkeit, zog er schon als Knabe alles an sich. Edgar zog sich immer scheuer zurück. Mißtrauen gegen alle erfüllte ihn. Er hatte keine Freunde. Die Bücher mußten sie ihm ersetzen. Mit Gier verschlang er die Geschichte seines Hauses, das dem Staate eine Reihe tüchtiger Kämpen, bedeutender Staatsmänner gegeben. Dann träumte er wohl, was aus ihm hätte werden können, wenn, wenn!

Sein Weg blieb auch dann einsam, als er alt genug war, um am gesellschaftlichen Leben der Familie teilzunehmen. Ein abgelegenes Lurzimmer gewährte ihm Zuflucht, wenn das fröhliche Leben und Treiben zahlreicher Gäste bis in sein Wohnzimmer drang. Erst dann, wenn draußen die Wagen rollten, die Besucher sich endlich entfernt hatten, verließ er seine Klause. Nach solchen Tagen kam dann allemal Ewald zu ihm. Strahlend vor Jugendlust erzählte er ihm von genossenen und in Aussicht stehenden Herrlichkeiten, von den jungen Damen aus der Nachbarschaft, von bevorstehenden Jagden. Er hatte ja keine Ahnung, daß Edgar diese begeisterten Schilderungen wie bitteren Hohn empfand, daß er dadurch die Luft noch vergrößerte, die ihn ohnedies von seinem Bruder trennte. Denn es war merkwürdig: in Edgars Herzen wohnte eine große Sehnsucht nach all den Genüssen, die das Leben bietet. Und er durfte dieser Sehnsucht nicht nachgeben, nein, er durfte nicht.

Edgar von Schallberg bezog die Universität. Zum ersten Male trat er etwas aus sich heraus, er schloß sich an Kommilitonen an: sein Mißtrauen, seine Bitterkeit aber machten ihn zum schlechten Gesellschafter. Edgar aber glaubte, daß man seinen körperlichen Fehler als etwas Störendes in dem Kreise kraftstrotzender Jünglinge empfinde, und wieder zog er sich scheu zurück. Da gewann er einen Freund, als er längst den Glauben an Freundschaft verloren hatte: Karl von Welfer.

Sie waren auf etwas eigentümliche Weise zusammen gekommen: An einem Abend wurde Edgar von einem Unbekannten angerempelt, und als er sich diese Ungehörigkeit zornig verbat, packte ihn der Fremde am Kragen, als wollte er seine Stärke an dem Kleinen erproben. In diesem Augenblicke kam Karl von Welfer um die Ecke. Mit einem Blick überfah er die Situation und befreite ziemlich handgreiflich seinen Kommilitonen aus der Gewalt des Rüpel. Sie hatten sich nämlich schon früher im Hospital gesehen, aber nie ein Wort mit einander gewechselt. Der heutige Zwischenfall bildete die Einleitung eines Freundschaftsverhältnisses, das bisher alle Verhältnisse überdauert hatte. Außerlich entbehrte ihr Verhältnis allerdings jeder Harmonie. Sie sankten sich durchschnittlich zweimal am Tage und versöhnten sich ebenso oft. Die Schuld an diesen Reibereien trug natürlich Edgar, er wußte das auch ganz gut und war Karl von Herzen dankbar dafür, daß er ihn nahm, wie er war. Mit der Zeit ging doch im Wesen Edgars eine kleine Veränderung vor sich: die schärfsten Kanten glätteten sich, er war nicht mehr so sarkastisch, bissig. Seine Eltern waren natürlich über diesen Wandel hoch erfreut. Baronin Schallberg, seine Mutter, schmiedete Heiratspläne für ihn, weil sie ihn durch die Ehe ganz dem Leben und der Welt gewinnen wollte.

Schluß folgt.



## Für die Kinderwelt.



### Der wadere Georg.

Was heut vom Georg ich berichte,  
Ist eine alte Schulgeschichte.  
Doch ward noch nie sie ausgeplaudert,  
Weiß nicht, warum man so erzauert.  
Drum hör': Mit Fleiß und guten Sitten  
Hatt' sich den ersten Platz erstritten  
Der Georg, und weil er bescheiden,  
Tät' niemand ihn darum beneiden.  
Da, einstmals kam er in Gefahr,  
Den Ehrenplatz jäh zu verlieren.  
Bernehm, wie das gekommen war:  
Der Lehrer wollte visitieren  
Tornister, Bücher, Hefte, Hände.  
„Und“, sprach mit Nachdruck er am Ende,  
„Ja keiner lasse sich ertappen  
Von Euch ohn' einen Tintenlappen!“  
Jörg folget eiligst dem Gebot,  
Doch wechseln plötzlich Blau und Rot  
Auf seinen Wangen — was ihn quält?  
Der Tintenlappen leider fehlt.  
Da fährt's dem Georg durch den Sinn:  
„Ei, daß ich gleich so zaghaft bin!“  
Und — wie Martinus einst zerschneiden  
Den Kaisermantel durch die Mitten —  
Schnitt mit dem Messer er entzwei  
Die Hosentäsch' — und atmet frei,  
Legt vor sich hin mit frohem Blick  
Das abgeschnittene Taschenstück.  
Wie immerdar, so lobt auch heut'  
Der Lehrer Georgs Pünktlichkeit.  
Jörg kommt nach Haus und muß erzählen,  
Was in der Schule sich begab.  
Die Mutter will darob ihn schmälen.  
Da spricht der Vater: „Nein, laß ab  
Vom Schelten; dem gebühret Preis,  
Der immer sich zu helfen weiß!“

\*

### Die Prozession zu Ascheberg.

Sage von Dr. C. Bentlage.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Morgenlande zogen vier westfälische Ritter heim, nachdem sie den heiligen Strauß bestanden und Jerusalem's gebenedeite Stätten besucht. Sie bestiegen ein Schiff und fuhren aufs Meer hinaus. Da erhob sich ein gewaltiger Sturm. Im finsternen Grunde begann es an zu tochen und zu gären; die Wogen wölben sich zu riesigen Bergen; dränend und finstern schaute der Himmel in das wüste Schauspiel nieder. Und finstern sahen auch die Ritter daren.

Schon wankte das Fahrzeug in den Fugen und nirgends zeigte sich Hilfe noch Rettung. Da sanken die Ritter auf ihre Kniee nieder und flehten zu ihrer Schutzpatronin, St. Katharina. Solches Gebühn vollbrachten sie da: alljährlich sollte um die Erntezeit in sieben Gemeinden, deren Mittelpunkt das heimliche Ascheberg bilde, der Glocken festliches Geläute von den Türmen in die Gegend seine Klänge entsenden und bittende und dankende Pilger durch die Felder ziehen, um ihr, der Heiligen, zu lobsingen, falls sie nun den Sturm beschwichtige und sie glücklich heimgeleitete.

Die Heiligen Gottes verlassen ihre Schützlinge nicht und lohnen lautere Zuversicht und demütiges Gebet.

So legte sich auch jetzt, auf St. Katharinens Verwendung bei unserm lieben Herrn und Heiland, die Empörung der erzürnten Fluten; trocknen Fußes erreichten die Ritter die heimliche Flur. Und als nun die Zweige der Frucht-bäume sich tief herniederneigten von ihrer süßen Bürde und die Saatsfelder weiß standen und des Schnitters harren, da klangen von sieben Kirchtürmen die Glocken in festlichem Geläute, und ein unabherrbarer Zug betender und singender Pilger durchzog den Segen der Flur, einstimmend in das Lob der Wachteln und Lerchen. So ging es viele, viele Jahre hindurch, weil die Väter die fromme Sitte auf ihre Söhne fortpflanzten.

Als aber die Zeit kam, welcher nichts mehr heilig war, da mußte auch dieser fromme Brauch weichen; die Entel,

uneingedenk des Gelübdes ihrer Vorfahren, unterließen die mühselige Fahrt. Seitdem hatten des Nachts die himmlischen Heerscharen die Prozession durch die Felder von Wscheberg; dann klingen englische Melodien durch die feierliche Nacht, und des Morgens sieht man die Spuren im Tau der Gräser.

Einzelne Bauern versuchten den Prozessionsweg zu ihren Ländereien zu schlagen und pflanzten deshalb Dornhecken quer darüber; aber die Dornhecken sind noch allesamt kläglich verdorrt.



### Unsere Bilder.



— Zur Feier der silbernen Hochzeit des Großherzogs und der Großherzogin von Baden. (Siehe die Bilder Seite 313.) Als am 28. September 1907 Großherzog Friedrich I. von Baden die Augen zum ewigen Schlaf schloß, stand sein Sohn, der nunmehrige Großherzog Friedrich II., in dem reifen Alter von 52 Jahren. Wie er als Thronfolger in stiller Zurückgezogenheit lebte, so hat Großherzog Friedrich II. auch nach seiner Thronbesteigung sich ferngehalten von allem höfischen Prunk und allen leeren Neußerlichkeiten. Der Großherzog lebt in sehr glücklicher Ehe mit Prinzessin Hilba von Nassau, die 20 Jahre alt war, als sie sich mit ihm vermählte. Kinder sind aus der Ehe des großherzoglichen Paares nicht hervorgegangen. Als Thronfolger kommt daher sein Vetter, der am 10. Juli 1867 geborene Prinz Maximilian von Baden, in Betracht. Prinz Maximilian hat sich vor zehn Jahren in Genua mit der Prinzessin Marie Luise, der ältesten Tochter des Herzogs Ernst August von Cumberland, des braunschweigischen Thronprätendenten, vermählt. Da seine Ehe mit einer Tochter und einem Sohn gesegnet ist, so ergibt sich die interessante Tatsache, daß dereinst ein Sproß des entthronten Königs Georg V. von Hannover wieder einen deutschen Thron bestiegen wird.

— Aus dem jüngsten europäischen Königreich. In Cetinje, der Hauptstadt Montenegros, wurde vor kurzem das bisherige Fürstentum Montenegro zum Königreich proklamiert. Unser Bild Seite 316 zeigt, wie das neue Königs-paar, König Nikolaus und Königin Milena von Montenegro, im feierlichen Zuge nach der Klosterkirche zieht. Am 27. Oktober 1860, wenige Monate nach seinem Regierungsantritt, vermählte sich Fürst Nikolaus von Montenegro mit Milena Rutovic, die einem verarmten montenegrinischen Geschlecht entstammte. Der jetzigen Königin Milena ist es nicht an ihrer Wiege gesungen worden, daß sie einmal eine Krone tragen werde. Sie mußte im Hause ihres Vaters alle häuslichen Arbeiten verrichten und erhielt eine sehr primitive Erziehung, durch die ihr nur die nöthigsten Kenntnisse im Lesen und Schreiben beigebracht wurden. Die Ehe des Fürstenpaares, aus der neun Kinder hervorgingen, darunter die jetzige Königin Helena von Italien, ist eine sehr glückliche, und Königin Milena erfreut sich nicht bloß bei ihren Kindern, sondern bei ihrem ganzen Volk großer Liebe und Wertschätzung.

— Neue Höhenrekorde des Aeroplans: Der englische Luftschiffer Armstrong Drexel (Siehe Bild Seite 316), der kürzlich einen Höhenrekord von 2055 Metern aufstellte. Seine Leistung wurde wenige Tage später durch den Franzosen Morane übertroffen, der mit seinem Aeroplan eine Höhe von 2582 Metern erreichte. Um welche enorme Höhe es sich handelt, zeigt am besten ein Vergleich mit dem Stephansdom in Wien, der eine Höhe von 138 Metern hat.

— Vize-Admiral von Holtenhoff, der Leiter der deutschen Flottenmanöver. (Siehe Bild Seite 317.) Schauplatz der Flottenmanöver war die Ostsee. An der Kaiserparade vor Neufahrwasser bei Danzig nahmen fast hundert deutsche Kriegsschiffe teil.

— Die neue König-Friedrich-August-Brücke in Dresden. (Siehe Bild Seite 317.) Nach einer Bauzeit von etwas mehr als drei Jahren wurde Ende August 1910 die neue Brücke an Stelle der altbekannten Augustusbrücke eingeweiht. Der König und das Prinzenpaar Johann Georg nahmen an der Feier teil, die, da die Brücke die Hauptbrücke Dresdens ist und die gegenüber der alten bedeutend breiter angelegt wurde, für Dresden auch eine bedeutungsvolle Feier war.



### Rätsellecke.



#### Bezierbild.



Wo steckt der Jäger?

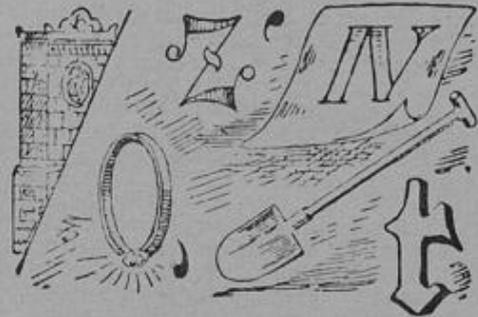
#### Silben-Rätsel.

Ein Studio geht am Abend durch die Straßen  
Von Wien und spricht vergnügten Angesichts:  
„Der Tag war glücklich über alle Maßen,  
Der so mir füllte meiner Börse Nichts.  
Erst läßt Fortuna eine zweit' und dritte  
Mir segenspendend fallen in den Schoß,  
Dann sendet mir, gerührt von meiner Bitte,  
Auch meine eins (verkehrt) und zwei noch Moos.  
Auf euch, ihr zwei (verkehrt) und zwei zu trinken,  
Geb' in den „Stern“ ich jetzt zu Wein und Bier,  
Ich bin am Ziel, das Ganze seh' ich winken,  
O fehlt' es auch nicht auf dem Heimweg mir!“

#### Kapsel-Rätsel.

Das Ganze ist ein weiblicher Vornamen, das Innere ist ein großer Nebenfluß der Donau.

#### Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

#### Auflösungen aus voriger Nummer.

- Kreuz-Rätsel: Don Carlos, Lafayette, Correggio.
- Rätsel-Sonett: Eschenbach.
- Wechsel-Rätsel: Offen — Ofen.
- Rebus: Urkundenfälscher.



## Die Liebe stirbt nicht.

Erzählung von Emil Frank.

I.

Viktor Wenzel stand in seinem Mansardenzimmerchen vor dem primitiven Schreibtisch und rieb sich vergnügt die Hände. Die Arbeit, die ihn seit drei Tagen in seiner lustigen Einsamkeit festgehalten hatte, war beendet. Wenn er Glück hatte konnte er von ihrem Ertrage wochenlang sein Dasein fristen, wochenlang durfte er dann nur seinen Studien leben, er war dann wirklich nur Student, der seinem Ziele zustrebte, nicht rechts und nicht links von seinem Wege abwich. Leider war ihm das nicht immer möglich; denn bei allem Idealismus, bei aller Sparsamkeit und Genügsamkeit gehörte auch für ihn zum Leben Geld, und dieses Geld suchte er durch literarische Arbeiten sich zu beschaffen. An einer dieser Arbeiten hatte der junge Studiosus seit drei Tagen mit unermüdblichem Fleiße geschafft, und seine einzige Erholung während dieser Zeit hatte darin bestanden, daß er von dem Fenster seines Dachzimmerchens aus sich liebevoll in das Panorama versenkte, das ausgebreitet vor ihm lag, die Wunderwelt der Schwarzwaldbergelein und Berge mit ihrer feinen Poesie und zarten Sehnsucht. Von ihrem Zauber ließ er sich einspinnen und sein Herz gefangen nehmen, mit kurzen hastigen Zügen trant er aus dem Becher Poesie: Vergessen — Hoffen — Kraft — Liebe — Sehnsucht. Ueber die Berge flogen die Blicke und Gedanken in das Land der Kindheit, wo sein Mütterchen die Hände betend für ihn zum Himmel hob; es war alles, was sie ihm noch geben konnte.

Damals, als er mit flammenden Augen von seinem Vorhaben sprach, daß er studieren wolle, als er ihr die Erlaubnis dazu abschmeichelte, auch da hatte sie leise und heiß gebetet, für sich und den Knaben Mut und Kraft zum Ausbarren erlehrt; denn sie war arm; 295 Mark erhielt sie jährlich nur an Witwen-

geld, und sie war froh, daß ihre Finger noch so stink die Nadel führen konnten, sonst hätte sie Hunger leiden müssen. Wahrhaftig, es wurde ihr sicher nicht leicht, den Jungen auf dem Gymnasium zu erhalten. Aber Viktor half ihr wacker. Ihn jocht es nicht an, wenn die Mitschüler über seine sadenscheinige, altmodische Bekleidung spöttelten, er verzichtete auf Ueberzieher und Uhr, auf jedes Vergnügen, er zersplitterte seine Kraft in zahllosen Nachhilfestunden und ließ sich doch nicht aufhalten, er wußte, daß er doppelt streng gegen sich sein müsse, wollte er vorankommen.

So war seine Jugend ein endlos Ringen, ein erbittertes Wehren gegen die Armut, die ihm herniederziehen wollte in den Staub der Straße. Und doch war sie nicht des Glückes, der Freude bar. O der Seligkeit, wenn er abends bei der Mutter saß, in dem alten knarrenden Sofa ein weiches Teil sich aussuchte, sein Pfeilchen anzündete, und über die dunklen Tabakswolken das Auge des Geistes schweifen ließ in das lichte Land der Zukunft! Seine Phantasie webte um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einen rosigem verklärten Schimmer; er war glücklich in dem Bewußtsein, vorwärts zu kommen.

Und als dann die Zeit kam, wo er von der Mutter Abschied nehmen mußte, um in der fernen Musikstadt an der Dreißam seine Studien zum Abschluß zu bringen, da leuchtete in seinen Augen der Optimismus, die Elastizität und Zuversicht seiner unentweichten Jugend. Er führte nun schon drei Jahre den Kampf gegen die Misere des Lebens, drei lange Jahre arbeitete er nun schon, um zu studieren; die Not hatte ihn zum Schriftsteller gemacht, und er nützte seine Gabe mit der Sparsamkeit, die ihm in allen Dingen eigen war, arbeitete halbe Nächte an seinen Manuskripten, nur um am Tage frei zu sein für sein Brotstudium.

Nur in letzter Zeit war er von dieser Gewohnheit abgewichen, weil er fühlte, daß seine Kraft sich minderte, daß sein Körper den Strapazen einer solchen Arbeitsleistung nicht mehr gewachsen sei.

So hatte er auch diesmal wieder ohne Unterbrechung geschrieben, und



Das neue Rathaus in Dresden.

mit hoher Befriedigung ruhten seine Blicke auf den Blättern, die verstreut auf Schreibtisch und Stühlen umgelagen. Er sammelte sie, brachte sie in einen Umschlag und machte sich fertig zum Ausgehen.

Bald war der Brief befördert. Ein kleiner Spaziergang sollte ihn für die Ausdauer der letzten Tage belohnen, er sollte ihm helfen, aus der Welt der Phantasie den Weg in die Welt der Realitäten zu finden.

Viktor Wenzel wurde heute in mehrfacher Beziehung seinen alten Gewohnheiten untreu, er fühlte das Bedürfnis nach einer kleinen Stärkung und empfand ein sehnsüchtiges Verlangen nach Menschen. Darum wanderte er zunächst nach dem alten Kaffeehaus zum Kopf, schlürfte mit innigem Wohlbehagen seinen Kaffee und blätterte in den Journalen, die vor ihm auf dem Tische lagen. Ein feines, leises Lächeln huschte hier und da über sein Gesicht, er kam sich in der ungewohnten Umgebung fremd vor, und doch fühlte er sich nicht unbehaglich. Er neigte ja durchaus nicht zum Trübsinn. Daß er sich abschloß, sich jedes Vergnügen versagte, war eben eine bittere Notwendigkeit.

Während seine Blicke auf einen interessanten Frauentyp in einer der Zeitschriften ruhten, erinnerte sich Viktor eines Erlebnisses, das kaum vierzehn Tage alt war; das Bild hatte diese Gedanken vermittelt, und er gab sich ihnen hin mit ganzer Seele. Eine Familie, die er von Jugend auf kannte, hatte ihn vor vierzehn Tagen zum Tee eingeladen. Bei dieser Gelegenheit hatte er eine junge Dame kennen gelernt, die bei einer Baronin Künzler Gesellschafterin war. Sie hatte sich eingefunden, um von ihren Bekannten Abschied zu nehmen, da sie Freiburg verlassen wollte. Der Zufall fügte es, daß Viktor neben der jungen Dame saß, und zum ersten Male fühlte er die Macht weiblicher Reize auf sich wirken. Sie unterhielten sich über die mannigfachen Gegenstände, aber ihn interessierte die Art, wie sie sprach, das Ausleuchten in ihren Augen, ihr großes herzliches Lachen, die Offenheit, mit der sie ihre Ansichten vertrat, viel mehr als der Stoff, den sie in ihren Gesprächen behandelten. Ihre Schönheit, die Sicherheit, sich zu geben, bezauberten ihn, und den ganzen Abend, während er über seinen Büchern saß, flogen seine Gedanken zu dem merkwürdigen Mädchen, und durch seine Seele ging leise und zitternd ein verhaltenes Sehnen. Das war, als hätte sie die Schwingen entfaltet und sei eingezogen in das geheimnisvolle romantische Land der tausend Wunder. . . . Das war, als habe ein süßer Zauber sein Herz berührt und erschlossen. Ein großes, starkes Verlangen, stand auf in ihm und beherrschte ihn. . . . Aber bald trat der Alltag wieder in seine Rechte. Viktor Wenzel hatte keine Zeit, sentimental zu sein, er mußte alles von sich fernhalten, was ihn ablenkte, zerstreute. Dergleichen Gefühle waren ein Luxus, den er sich nicht gestatten durfte; für ihn konnte es nur eine Sehnsucht geben, und das war die Sehnsucht nach baldmöglichster Versorgung. Und doch, als er über diese wonnigen Gefühle und Empfindungen den Schleier der Alltäglichkeit breitete, als er dem Lande der Romantik den Rücken kehrte, um fortan die dornenvollen Pfade der Pflicht weiterzuwandern, da rüttelte das Weh an ihm, da barg er aufseuzend den Kopf in seine Hände, und ihm war zumute, als könne kein Erfolg die Opfer aufwiegen, die er jetzt in seiner Jugend brachte. Eine große Angst überkam ihn, daß er das Glück für immer von sich gewiesen haben könne.

Freilich er beruhigte sich wieder. Der Optimismus der Jugend siegte, ja, er war imstande, das flüchtige Erlebnis poetisch auszugestalten und zu einer Novelle zu verwerten, deren Ertrag ihn zum Lebensunterhalt für einige Wochen dienen mußte.

Mit widerstreitenden Gedanken verließ Viktor den „Kopf“ und wanderte über die Kaiserstraße nach Wiehre. Schnurgerade führte der Weg weiter und ehe er daran dachte, war er auf der Güntersthaler-Straße. In kleinen Gruppen wanderten die Menschen hinaus, denn es war ein wundervoller Sommertag, den man nicht gern in engen, lustarmen Stadtwohnungen verbrachte. Viktor ging ganz langsam; seine nach Schönheit und Leben dürstende Seele nahm begierig das farbenprächtige Bild, das sich neben und vor ihm entrollte, in sich auf. Einmal wandte er sich um. Ueber das harmonisch gesügte Stadtbild ragte als dessen erhabenes Wahrzeichen, als Denkmal einer glaubensfreundigen Kulturepoche, der Turm des Münsters in den azurblauen Himmel hinein. Wieder wanderte der Student weiter. Da sah er ein leichtes Gefährt in rasender, beängstigender Schnelligkeit sich nähern, und dicht hinter sich hörte die

Suppe eines Automobils. Die Pferde schienen schon geworden zu sein. Ohne sich lange zu bestimmen, stürzte sich Viktor dem Wagen entgegen und suchte die Pferde zum Stehen zu bringen. Die erschreckten Tiere bäumten sich hoch auf und schleuderten den Studenten zurück, so daß er einige Meter zurückgeworfen wurde und mit voller Wucht auf das Straßenpflaster niederstürzte. Ein vielstimmiger Aufschrei rang sich los. Das Automobil fuhr über die Beine des beherzten Studenten, dann stand es schnaubend und rasselnd still. Viktor Wenzel hatte die Besinnung verloren. Als bald sammelten sich neugierige Menschen an der Stelle des Unfalles an. Von dem Wagen, den Wenzel durch sein Dazwischentreten zum Stehen gebracht hatte, näherte sich eine ältere Dame, auf deren Gesicht noch die Spuren der überstandenen Angst sichtbar waren. Sie gab Befehl, den Bewußtlosen in ihrem Wagen nach dem Hospital zu schaffen und setzte mit ihrer Begleiterin den Ausflug zu Fuß fort.

Im Hospital kam Viktor Wenzel zum Bewußtsein. Die Ärzte bemühten sich um ihn und schüttelten bedauernd die Köpfe. All ihre Kunst war hier machtlos, das sahen sie; es war unmöglich, die zerquetschten Beine des Verunglückten zu heilen, eine dauernde Lähmung beider Beine blieb als traurige Folge zurück. Viktor vernahm dieses niederschmetternde Urteil, und ein dumpfer, betäubender Schmerz drückte ihn nieder. Vom Schmerz der Gegenwart grell beleuchtet zogen blickartig Bilder der Vergangenheit und Zukunft an ihm vorüber; hier wie dort Entsaugung, Opfer; und alles war vernichtet. . . . seine Zukunft, sein Leben. . . . Da verlor er wieder das Bewußtsein. —

Als er wieder erwachte, war er kraft- und hilflos wie ein Kind.

Er lag in einem freundlichen Zimmer, und auf dem Tischchen neben seinem Lager stand ein Strauß dunkelroter Rosen. Viktor lächelte resigniert. Was sollten ihm diese Anmerksameiten, ihm, dessen Zukunft vernichtet war? Er grübelte nach über das traurige Geschick, das ihn ereilt hatte, und sein elender körperlicher Zustand ließ ihn alles doppelt schwer und schmerzlich empfinden. Wie würde seine Mutter den herben Schlag ertragen? Alles hatte sie für ihn geopfert, und nun waren ihre und seine Hoffnungen zerschelt, verfliegen wie Seifenblasen; denn was konnte er, ein armer, hilfloser Krüppel, für sie und sich tun? Ganz leise regte sich der Wunsch in ihm, der Engel des Todes möchte ihn hinausführen aus aller Not, ihn befreien von aller Qual. Doch dann erschauerte er bei diesen Gedanken, jetzt sterben? O Gott, nein, nein! Das Leben ist so süß, und sein Herz klammerte sich fest an diese Welt trotz aller Enttäuschungen, trotz der trostlosen Zukunft, die seiner wartete. —

Da trat ein junger Assistenzarzt ein. Er setzte sich an das Bett des Kranken und plauderte mit ihm. Viktor war noch zu müde, um lange zu sprechen; aber die Unterhaltung lenkte ihn ab, zerstreute ihn, und darum machte sie ihm Freude. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Viktor auch, wen er gerettet hatte. Der Arzt erzählte, daß die Baronin Künzler mit ihrer Gesellschafterin eine Spazierfahrt habe unternehmen wollen. Während der Fahrt habe der Aufsicher absteigen müssen, um eine Unregelmäßigkeit an den Strängen abzustellen, und während dieser Zeit scheuten die feurigen Säule vor der Straßenbahn und gingen durch.

Erstunnt horchte Viktor auf. Baronin Künzler! Dieser Name wühlte seine Seele auf. War nicht jenes Mädchen, das schon beim ersten Begegnen sein unberührtes Herz mit allen Wonnen der Liebe erfüllt hatte, der Baronin Gesellschafterin? Jetzt erschien ihm seine Tat mit einem Male in einem ganz anderen Lichte; die Liebe, um die er nun litt, verklärte und adelte sein Opfer. So schmerzlich auch die Folgen waren, er wollte sie gern tragen, denn er litt um seine Liebe. —

An einem der folgenden Tage besuchte ihn die Baronin. Sie kam, um ihm ihren Dank für seine kühne Tat abzustatten. Sie wollte ihn wegen seiner Zukunft beruhigen und bot ihm eine Stelle als Bibliothekar und Sekretär in ihrem Hause an. Sie sprach: „Wir, mein Mann und ich, haben vielerlei wissenschaftliche Interessen, und es würde uns freuen, wenn Sie uns darin unterstützen wollten. Erst müssen Sie allerdings gesund werden.“

Viktor Wenzel sagte sofort zu. Er war ja herzlich froh, überhört zu sein. Und dann — ganz leise und zag regte sich die Hoffnung, dort jene wieder zu finden, die er liebte. —

II.

Die dunklen Schwarzwaldgebirge hatten sich weiße Kapfen aufgesetzt, und von allen Höhen jauchzten frohe Menschenkinder, die sich am Wintersport erfreuten, in die Täler hinab, da hielt Viktor Wenzel seinen Einzug in die Villa Künzler. Mühsam, von einem Diener unterstützt, arbeitete er sich aus dem Wagen heraus und schleppte sich an zwei Stöcken ins Haus. Der kurze Weg hatte ihn so ermüdet, daß er bereits in der Halle sich setzen mußte. Die Zeit war vorüber, wo er seinen sehnigen, schlanken Körper doch aufrecken konnte, er war trotz seiner 26 Jahre ein Greis, ein Brack. Nun reichten sie ihm hier das Gnadenbrot! Die Herrschaften waren augenblicklich verreist, und die Diener behandelten ihn rücksichtslos; ihre Vertraulichkeit verletzte ihn ebenso wie ihre offene oder versteckt zutage tretende Mißachtung, die er nur zu deutlich empfand. In der obersten Etage der Villa befand sich ein großer Raum, der mit einer großen Menge von Büchern vollgepfropft war. Nebenam lagen die beiden Stübchen, die fortan sein kleines Reich begrenzen sollten. Hier merkte man nicht viel von dem Komfort und Luxus, der in den unteren Stockwerken sich allenthalben aufdrängte. Die beiden Zimmer waren mehr als bescheiden ausgestattet. Aber ein Kunstwerk hatte hier Platz gefunden: ein prachtvolles, geschnitztes Kruzifix, und Viktor Wenzel betrachtete mit stiller Wehmüt das kostbare Zeichen der Erlösung, und seine zuckenden Lippen flüsteren den Siegespruch: *In hoc signo vinces!* Dann begab er sich an die Arbeit; er wollte, so viel es in seinen Kräften stand, durch ehrliche Arbeit sein Brot verdienen. Da man nur sehr geringe Anforderungen an ihn stellte, wies er auch energisch das ihm angebotene Gehalt zurück und erbat sich nur eine Summe, die ihm angemessen zu sein schien.

Fortan wurden die drei Räume in der obersten Etage der Villa Künzler: die Bibliothek und seine zwei Zimmerchen, Vittors Welt. Immer mehr schloß er sich von den Menschen ab und beschränkte sich auf den Verkehr mit seinen lieben Büchern. Ja, er lernte sie lieben, diese stillen, anspruchlosen Freunde, und die Wissenschaft war ihm nunmehr Zweck, und nicht nur Mittel dazu. Einseitig und still flossen seine Tage dahin. Nichts störte ihn. Die Korrespondenz, die er zu erledigen hatte, nahm in kaum zwei Stunden am Tage in Anspruch, den Rest des Tages konnte er ganz nach Belieben verbringen. Längst hatte er die Schätze der kleinen, aber außerordentlichen Bibliothek geordnet und zu bequemer Durcharbeit geschikt. Jetzt suchte er die aufgespeicherten Schätze im Dienste der Wissenschaft und Kultur dienstbar zu machen. Seine Mappe füllte sich mit hochbedeutungsvollen Arbeiten, und bald hatte sein Name in der wissenschaftlichen Welt einen guten Klang.

Still und friedlich, wie sein äußeres Leben verlief, wurde es auch in ihm. All sein Wünschen und Begehren ruhte, er hatte abgeschlossen mit dem, was hinter ihm lag. Die Erträge seiner wissenschaftlichen Arbeiten setzten ihn in die Lage, seine Mutter ausgiebig zu unterstützen, und das machte ihn fast froh und glücklich.

Sehr selten mischte er sich unter die Menschen. Sonntag für Sonntag schleppte er sich mühsam in die Kirche, weiter kam er nicht. Er begnügte sich damit, vom Fenster aus Gottes schöne Welt liebend zu betrachten, und wenn dann das Schönen ihn erfaßte, hinauszufliehen zu dürfen, der Natur

ins Auge sehen zu können, dann blickte er mit leiser, verhaltener Wehmüt auf das Kruzifix, und er begrub still die Sehnsucht in des Herzens Tiefen.

Einesmal, es war im Lenz, und man fühlte selbst im Zimmer sein geheimnisvolles Wirken und Weben, stand Viktor in der Bibliothek. Verträumt blickte er hinaus in das Knospen- und Blütenmeer. Durch die offenen Fenster strömte weiche, milde Lenzluft und eine Wolke von Wohlgeruch zu ihm hinein. Im Hause war lautlose Stille. Alle waren draußen in dem prächtigen Garten; es war so recht ein Tag zum Jubeln und Jauchzen. Aber Viktor jubelte nicht. Er rang und kämpfte gegen Wehmüt und Sehnsucht, und seine Hand strich losend über die ledernen Rücken der mächtigen Folianten, mit denen er sich hatte beschäftigen wollen. Aber er konnte sich nicht losreißen von dem Bilde süßer, harmonischer Schönheit. O, diese Lenzouvertüre, wie Klang sie doch so lockend, bezaubernd, wie weckte sie all seine heiße Sehnsucht übermächtig auf! Mechanisch zog er eines der Bücher aus der Reihe und legte es auf den Tisch vor dem Fenster. Er blätterte in dem Buch, aber seine Blicke wanderten noch immer durch Berg und Tal. Da strich seine Hand über etwas Stühles, Glattes — es mußte ein Bild sein, das nicht in das Buch gehörte. Das zog seine Aufmerksamkeit mit suggestiver Gewalt an. Und wie er das Bild betrachtete, senkt er auf seine Hand, die das Bild hält, hebt, und ein feiner Schleier legt sich über seine Augen, und durch seine Seele schleicht das Weh und eine tiefe Wonne, Trauer und Freude, Sehnsucht und Abwehr. . . .

Es war eine stark verbläute Photographie einer jungen Dame in strahlender Jugendschöne. . . . Jenes Mädchen, das damals — vor Jahren, als er noch ein ganzer Mann, kein Krüppel war, auf den ersten Blick sein Herz bezaubert hatte, ihn die Wonne einer durch seinen Hauch entweihten Liebe verkostet ließ, lachte ihn im Bilde an.

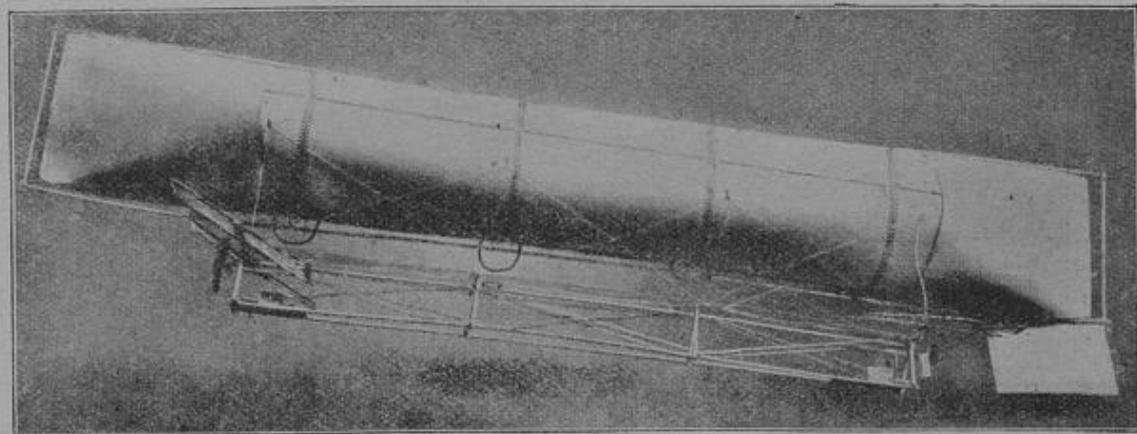
Und es war Lenz.

Die Liebe lag förmlich in der Luft.

Da vergaß Viktor alles, alles: daß er verlassen und ein Krüppel war, daß er nicht an Liebe denken durfte. Er lautete nur auf die süßen, seinen Stimmen in seiner Brust, die in tausend Variationen das Wort „Liebe“ jubelten und janaen. Da beugte er sich über das alte Bild und küßte es mit tiefer Inbrunst. Mit wonnigem Erschauern barg er es in seinem Rod und humpelte in sein Zimmer, um ihm dort einen Ehrenplatz anzuweisen. Er fand einen passenden Rahmen und fügte das Bild ein. Dann suchte er das schönste Plätzchen aus. Lange konnte er sich nicht entschließen; da fiel sein Blick auf das Kruzifix zu seinen Häupten. Breit und ruhig lagen die Sonnenstrahlen darauf. Es schien, als löffe aus des Heilands ausgebreiteten Armen flüssig Sonnengold, als strahlten heute die Augen, die sonst erloschen, im Tode gebrochen waren, voll Huld und Gnade auf ihn herab. Da beugte Viktor sein Haupt tief auf die Brust. Er wehrte den Tränen nicht, die aus tiefster Seele emporquollen und des Herzens Flackerfeuer dämpften.

Noch immer hielt er das Bild in seiner Hand, aber er wußte, wo sein Platz war: es kam in den Schreibtisch zu den alten lieben Erinnerungen. Und während er zum Schreibtisch humpelte, sprach er: „Vorüber! Es war einmal!“

An diesem Tage rastete Viktor Wenzel, er durchwanderte noch einmal sein Leben, leuchtete hierin und dorthin, und



Das neue deutsche starre Flugmaschinenluftschiff.

überall fand er viel Sehnsucht und viel Enttäuschungen. Und die Sehnsucht hatte ihn immer über die Enttäuschungen fortgeholt, immer war wieder aus einer verborgenen Quelle Kraft geflossen, Ruhe und Friede. Die würden auch diesmal kommen. Er mußte nur warten und Geduld haben.

Allmählich wurde aus den konzentrischen Kreisen, in denen seine Gedanken sich bewegten, ein fester Ring, und er setzte sich an den Schreibtisch und seine Feder flog über das Papier.

Alles, was er überwunden hatte und noch überwinden mußte, das suchte er als Tendenz seiner kleinen Schrift fernzuhalten; es ward keine wissenschaftliche Arbeit aber auch keine eigentliche Poesie, es war eine Beichte, ein Bekenntnis von Kampf und Sieg und Fall. Und auch in den folgenden Tagen schrieb Wenzel an seinem Werkchen, und er schrieb sich alles von der Seele, was ihn drückte.

III.

Gegen Ende des Jahres trat in Viktors Wenzels Dasein eine bedeutende Aenderung ein. Baron Münzlers war schon längere Zeit tot, und im Laufe des Sommers folgte ihm seine Gattin nach. Ihr Sohn, ein lebenslustiger Offizier, hatte andere Interessen und Bedürfnisse wie seine Eltern, und Wenzel sagte sich selbst, daß er hier überflüssig sei. So nahm er Abschied von dem Hause, das lange Jahre seine Welt war, und bezog eine kleine Wohnung in der Velfortstraße, wo er nicht zu weit von der Universitätsbibliothek entfernt war. Doch der Wechsel wirkte auf sein leibliches wie geistiges Wohlbefinden höchst nachteilig ein. Wenzel kränkelte fast beständig, und obwohl er seine ganze Willenskraft aufbot, gelang es ihm nicht, der Müdigkeit und der Unlust zu jeglichem Schaffen Herr zu werden. Seine Stimmung ward immer gedrückter und trüber; wieder stand die Sorge Tag und Nacht neben ihm, und die Frage quälte ihn: „Was soll in Zukunft aus dir werden?“ Seine Ersparnisse waren nicht von Bedeutung, die meisten druckfertigen Arbeiten harrten in den Redaktionen der Prüfung. Wie lange noch, dann waren seine Ersparnisse aufgezehrt, und dann kam die Not, die bittere Not, von der er ja ohnedies ein traurig Liedlein singen konnte.

Kein Mensch kam und besuchte ihn, und gerade jetzt, wo er nicht arbeiten konnte, hätte er trotz aller Menschenchen



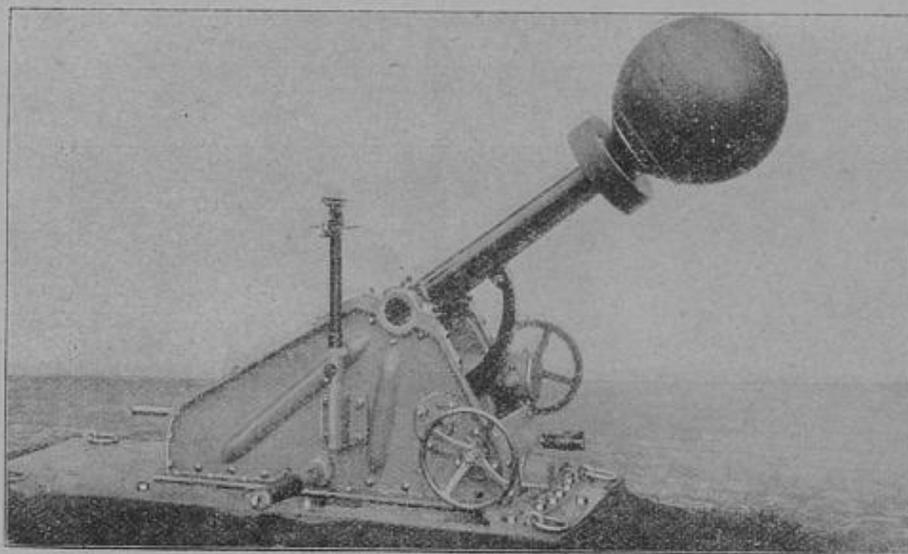
Ein eigenartiger Volksbrauch in Daresalam.

gar gern ein Stündchen geplaudert. Aber keiner kam, denn er hatte in der Einsamkeit der Münzlerschen Villa jeden Verkehr mit der Außenwelt abgebrochen. Jetzt empfand er das bitter genug. Wie ging doch die Zeit so langsam, jetzt, wo sein Dasein noch freudloser war als früher! Wie war es doch schwer, der verdrossenen, widerspenstigen, verzweifelten Gedanken Herr zu werden, die jede warme Regung in seinem Herzen erstirften! Und nirgends war Trost, kein Sonnenstrahl konnte den Weg in sein düsteres Herzkammerlein finden. Und selbst sein Glaube ward kleiner und schwächer, seine Seele war wie dürres ausgezogenes Heidefeld, auf dem nichts gedeiht, und sie wanderte durch Sünden und an schauerlichen Abgründen vorüber, sie konnte sich nicht aufraffen aus dem Staub und sich emporheben zum Licht und zur Schönheit, denn ihre Schwingen waren gelähmt: sie konnte nur grübeln und sich quälen; sie war schlaff und gebrechlich geworden wie der Körper; Viktor Wenzel kam zu der Erkenntnis, daß er an Leib und Seele ein Halber war.

Ja, es war eine trübe Zeit.

Doch dann kam der Lenz, und auch Wenzel fühlte etwas von seinem belebenden Hauch; es war, als erwache er nach langem Schlaf, und langsam fühlte er neue Kraft durch seinen Körper rieseln. Er schüttelte die Trägheit, den Pessimismus von sich, wie die Erde im Lenz das Morische abstößt; er lernte wieder arbeiten und konnte wieder von Herzen beten.

Um diese Zeit bekam er von der Redaktion einer namhaften Zeitschrift, deren Mitarbeiter er früher gewesen, ein Brieflein des Inhaltes, daß man weitere Beiträge aus seiner Feder gern erwarte. Viktor Wenzel saß lange nach; endlich entschloß er sich, jene Arbeit, mit der er sich vor einem Jahre die Sehnsucht von der Seele geschrieben hatte, einzusenden. Er las sie aufmerksam Zeile um Zeile, und eine tiefe Nührung erfaßte ihn, und er ward sich dessen bewußt, daß die Sehnsucht eines der Schwungräder sei, die den geheimnisvollen



Ein neues Bomben-Geschütz.

Organismus des Geistes treiben, in Bewegung halten. — Viktor Benzel brauchte nicht lange zu warten, die Veröffentlichung seiner Arbeit erfolgte bald und die Redaktion übermittelte ihm manches Schreiben, das ihr auf Grund seines Beitrages zugegangen war. Seine Worte hatten

reiches Schreiben in der Hand. Lächelnd blätterte er in dem Schriftstück, bis sein Auge auf der Unterschrift ruhte. Da erfasste eine seltsame Aufregung seine Seele, und die losen Blätter bebten und raschelten in seinen zitternden Händen, und er schloß einen Moment die Augen, damit seine



Spielskameraden. Von Aug. Heyn.

in vielen Herzen Widerhall gefunden; er der so arm an Trost war, hatte anderen Trost gesendet, das erfuhr er aus den eingegangenen Briefen. Wie ihn das freute, spornete! Doch die größte Freude kam zuletzt, viele Wochen nach der Veröffentlichung. Eines Morgens hielt er ein umfang-

reiches Schreiben in der Hand. Lächelnd blätterte er in dem Schriftstück, bis sein Auge auf der Unterschrift ruhte. Da erfasste eine seltsame Aufregung seine Seele, und die losen Blätter bebten und raschelten in seinen zitternden Händen, und er schloß einen Moment die Augen, damit seine

Anknüpfungspunkt zwischen ihnen geworden. War das nicht eine seltsame Fügung? — —

Er las:

„Wenn es mir auch der Name nicht verraten hätte, so hätte ich doch aus dem Inhalt erkennen müssen, wer der Verfasser der „Briefe eines Einsamen“ ist. Und ich freute mich doppelt, daß der Zufall mir half, Sie zu finden. Sie haben in Ihren „Briefen“ Fellen des Trostes mir geipendet, haben meine wunde Seele gelabt und ermutigt, haben mich hoffen und vertrauen gelehrt. Dafür danke ich Ihnen aus tiefstem Herzensgrund.“

Noch erinnere ich mich jenes Tages, da sich unsere Lebenswege zum ersten Male kreuzten. Und als ich Sie zum zweiten — und letzten — Male sah, da retteten Sie uns aus großer Gefahr. Doch schon am folgenden Tage verließ ich Freiburg, ich eilte dem Glück entgegen. Ein reicher Mann hatte um mich geworben, und ich wurde die Seine. Das Glück, das ich an seiner Seite fand, machte mich selbstfüchtig und unempfindlich gegen fremdes Leid; ich vergaß, daß Sie Ihre lähne Tat so teuer hatten bezahlen müssen, kein Wort des Dankes habe ich damals gesprochen, und als ich mich schließlich auf meine Pflicht besann, da schien es mir unschicklich so spät sie zu erfüllen. Ich erfuhr durch die Baronin, daß Sie eine bescheidene Stellung bei Münzlers inne hatten, daß Sie in gänzlicher Abgeschiedenheit von den Menschen lebten und nicht gern an Ihre Tat erinnert sein wollten

Schluß folgt.

## Die Brüder.

(Schluß.)

Um diese Zeit war in die Schallbergische Familie ein neues Glied eingetreten, das von der Baronin von Anfang an mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt wurde: Elisabeth von Kron. Fräulein von Kron war eine Waise, ihr Vermögen war so minimal, daß sie es als wahre Wohlthat ansehen mußte, von Baronin Schallberg in ihr Haus aufgenommen zu werden. Sonst wäre ihr nichts anderes übrig geblieben, als das Heer weiblicher Kämpferinnen um ein karges Dasein zu vermehren. Baronin Schallberg aber hatte Elisabeth nicht allein aus dem Grunde eine Heimstatt in ihrem Hause gewährt, weil sie mit deren Mutter durch Bande der Freundschaft verknüpft gewesen, sondern vor allem deshalb, weil sie rechnete, Edgar könne das bildschöne Mädchen liebgewinnen.

Elisabeth von Kron war eine Schönheit. Dabei ein Weib von höchster Bedeutung. Alle Herzen schlugen ihr zu.

Edgar verkehrte viel mit ihr. Sie besuchte ihn oft in der Bibliothek, um das eine oder andere Buch für sich in Empfang zu nehmen. Dann plauderte sie mit ihm in ihrer köstlichen, frischen Weise. Voll Bewunderung ruhten Edgars Wände auf dem herrlichen Mädchen. Sein Herz schlug höher, wenn er nur das Mauichen ihres Gewandes hörte, und aus seinen Augen sprühte das Leben in seiner herrlichsten Gestalt. Wünsche, die er nie in seiner Seele hatte aufkommen lassen, erwachten mit einem Male. Edgar gab sich keine Mühe, sie zu bekämpfen. Der Traum von Glück und Liebe war zu süß, der Gedanke an eines solchen Weibes Seite ein Leben lang zu stehen, zu verlockend, um diese Wünsche zu unterdrücken. Sag nicht auch in ihren Augen ein Strahl eigener Weichheit, wenn sie mit ihm sprach? O, sie liebte ihn! Alle Seligkeiten, die eines Menschen Herz erfüllen können, umschloß dieser eine Gedanke. — —

Um diese Zeit kam Ewald von Schallberg für kurze Zeit nach Hause. Ewald war Offizier bei den Gardeulanen. Durch einen Sturz vom Pferde hatte er sich eine Verletzung zugezogen, nun wollte er hier die Nachkur durchmachen. Vom ersten Tage seines Aufenthaltes an bemühte er sich mit auffallender Wärme um Elisabeth von Kron. Die Spuren der vergangenen Leidensstage machten ihn nur noch interessanter. Das Siegesfrohe, das immer in seinem Wesen gelegen die seine Art und Weise, wie er Elisabeth seine Bewunderung kundgab, bezwangen ihr Herz. Bald wurde sie seine Braut. — —

Edgar war mit einem Schlage aus allen Himmeln seines süßen Glückes, das er mit den lebhaftesten Farben sich ausgemalt hatte, geschleudert worden. Er wurde wieder der menschenscheue Sonderling, der er gewesen, nicht nur das, in sein Herz kam Haß, bitterer Haß gegen seinen Bruder, der ihm immer im Wege gestanden, und der ihn jetzt um

das Glück betrogen, das ihm so süß gelächelt. Edgar konnte nicht vergessen, und er wollte es nicht. Zu herb war die Enttäuschung. Als er dann Majoratsherr geworden, klang ihm die Nachricht seines alten Freundes Karl von Welfer: er habe das mit Schulden überlastete väterliche Bestium nicht mehr halten können, wie frohe Botichaft. Mit bewegten Worten bat er Karl, die Verwaltung des Schallbergischen Majorats zu übernehmen, und Karl nahm an. Seither lebten sie zusammen. — —

Ewald von Schallberg wirtschaftete nicht zum besten. Das Sparen, Einteilen war nie seine Sache gewesen. Als er dann nach seiner Verheiratung den Offiziersrock an den Nagel gehängt und von seinem Vermögen das Gut Eberbach kaufte, da konnte seine Generosität keine Grenzen. In fünfzehn Jahren war in seinen Händen ein beträchtliches Vermögen zerronnen. Sein Ende war tragisch. Ewald fuhr allein zur Jagd in seine Forsten. Elisabeth kam mitags angefahren. Unter der höchsten Tanne im Revier erwartete er sein Weib. So hatten sie es verabredet. Das geladene Gewehr lehnte am Stamm, seine Hunde lagen lang ausgestreckt zu seinen Füßen. Da kam Elisabeth. Ewald erhob sich rasch, um ihr entgegen zu eilen. In diesem Augenblick fiel das Gewehr um, der Hahn schlug an die Zweige von niedrigem Buschwerk, und die ganze Ladung drang Ewald in die Seite. Rettung war unmöglich. Als Leiche brachten sie Ewald nach Eberbach, ihn, der noch vor Stunden ein Urbild männlicher Kraft und Schönheit gewesen. Dieses Ereignis machte auf Edgar einen tiefen Eindruck. Er wollte alles vergessen, was zwischen ihm und seinem Bruder gelegen. Da kam ein Brief seiner Schwägerin, ein trostloser Brief voll Klagen über den furchtbaren Verlust. Und am Schluß war bemerkt, daß Eberbach nicht zu behaupten sei, sie fragte um Rat, was sie nun anfangen solle. Ja, jetzt sollte er helfen, ihr, die ihn eine Weile als Spielzeug benutzt und dann weggeworfen hatte, weil ein anderer kam. Da blutete sie wieder, die alte Wunde, da lohte wieder sein Haß, und er übertrug ihn auf des Gestorbenen Weib. Sie sollte seine Gnade fühlen, das war seine Rache. Darum allein hatte er angeordnet, daß die Baronin nach Schallberg übersiedeln sollte. — —

Baronin von Schallberg bewohnte nun schon über ein Jahr den ihr angewiesenen Flügel im Schallbergischen Schlosse. Wenn man's recht nahm, hatte sie sich über nichts zu beklagen, auch ihre Kinder nicht. Aber sie litt unter der Kälte ihres Schwagers und sie hätte nicht Weib sein müssen, hätte sie den Grund derselben nicht geahnt. Ihre Kinder: zwei Buben und ein Mädel, gediehen ganz prächtig. Tag für Tag besuchte die kleine Gesellschaft „Onkel Karl“. Das war natürlich Karl von Welfer, an dem die Kinder mit Begeisterung hingen. Der Direktor bewohnte ein reizendes Haus am Eingange des Parks. In den kleinen Räumen aber war es der Gesellschaft zu eng. Onkel Karl hatte für sie ein Paar Poms besorgt, an denen besonders Viktor und Willy eine große Freude hatten. War das Wetter ungünstig, so blieben die Kinder ein Weilchen bei Onkel Karl, der so großartige Geschichten erzählen konnte. Das war auch heute der Fall. Der Direktor saß im Schaukelstuhl und rauchte eine Piarre. Die Kinder hatten sich Taburets herangeschleppt, saßen zu seinen Füßen und lauschten seinen Schilderungen von Waffenruh und Schlachtenlärm. Draußen rüttelte ein rauher Nordost an den alten Bäumen. Baron Edgar lehrte eben von einer Ausfahrt heim. Er sah Licht in seines Freundes Behausung und beschloß, bei ihm einzufehren. Helle Kinderstimmen schlugen an sein Ohr. Schon wollte er umkehren, aber die Neugier packte ihn. So stand er ein Weilchen am Fenster und beobachtete die munteren Kinder. Sonst bekam er sie ja selten genug zu sehen. Trotz aller seiner Grantigkeit schlummerte in einem Winkel seines Herzens ein Nestchen Liebe zu Kindern. Viktor und Willy ererzierten eben, und Lore patzte vergnügt in ihre Händchen.

„Will mir das Spiel mal aus der Nähe ansehen,“ dachte der Baron und ging hinein.

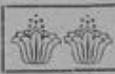
Die beiden Knaben fielen nicht aus der Rolle, ganz stramm und ernst salutierten sie vor dem gestrengen Oheim. Lore aber war noch ein kleines Dummchen und schmiegte sich eng an Onkel Karl. Und gerade Lore gefiel dem Baron am besten, sie war ihrer Mutter Ebenbild. Das waren dieselben süßen Augen, dasselbe liebliche Gesicht. Edgars Herz taute auf aus seiner Starrheit und er plauderte mit den Kindern so lieb, daß Karl darüber erstaunte. Von da ab kam Baron Schallberg öfter in Welfers Haus, er hatte

immer etwas zu fragen, er, der sich sonst um seine Wirtschaft so wenig als möglich kümmerte. Bald waren die Kinder mit ihm ebenso vertraut, wie mit Onkel Karl. Welfer erzählte der Baronin von dieser Aenderung.

„Gott sei Dank,“ sagte sie erleichtert, nun werden die Schatten schwinden! Und das ist Ihr Werk!“

Mit warmem Impuls reichte sie ihm ihre Hand hin. In des Direktors Augen lag ein eigener Glanz. Sein Herz, das längst alle Liebesträume begraben hatte, war in den letzten Monaten, seit er öfter mit der Baronin verkehrte, erwacht. Er liebte die Frau, er liebte ihre Kinder. Nun ward der Wunsch in ihm lebendig, ihr mehr sein zu dürfen als Freund. Und sie verstand sein stummes Verben, denn eine feine Röte huschte über ihr Gesicht, und als er dann fragte, ob sie sein Weib werden wolle, da sagte sie „ja“. Und jetzt, wo an Baron von Schallberg zum zweiten Male das Glück vorüberging, da fand er sich leicht in die Tatsache, weil er schon längst den Gedanken an Glück ausgegeben hatte. Dafür erschloß sich ihm ein neues Leben, er wurde der Mittelpunkt eines Kreises froher, lieber Menschen, die viel Sonnenschein in sein altes Schloß, in sein Leben brachten. Und wenn er manchmal mit Karl von Welfer über die Vergangenheit sprach, so sagte Edgar schmunzelnd: „Siehst du, es war doch gut, daß ich damals unerbittlich auf meinem Willen bestand!“

Und Karl gab dann zur Antwort: „Ja, es war gut!“



Für die Kinderwelt.



Wer ist mehr?

Quad-trax, das Laubfröschelein, und Goldäuglein, die Kröte, saßen nicht weit von einander auf einer Wiese und spähten nach Beute. Quad-trax hatte es auf eine wohlgenährte Mücke abgesehen, die zwischen den Halmen froh. Goldäuglein sah verlangend nach einem jadenstcheinigen Zitronenfalter, der sich auf einem Distelkopfe niedergelassen hatte. Indem es noch überlegte, wie dieser zu erhaschen sei, raschelte es neben ihm, und der Falter flog erschreckt davon.

Goldäuglein drehte sich zornig nach der Seite, woher die Störung gekommen, und erblickte das Laubfröschelein, verärgert an seiner Beute würgend.

„Nüchternlos bist du, Vetter Quad-trax!“ grollte die Kröte. „Denkst nur an dich! Achtest nicht auf mich!“

„Bäschen, sei stiller!“ meinte Quad-trax schelmisch.

„Und du zuvorkommender!“

„Bin ich nicht ohnedies zuvorgekommen?“ lachte das Laubfröschelein.

„Selbstüchtiger Spötter! Bist du mehr als ich, daß du glaubst, auf mich keine Rücksicht nehmen zu brauchen?“ fragte Goldäuglein beleidigt.

„Zweifelst du daran, daß ich mehr sei?“ fragte Quad-trax zurück, und die beiden begannen zu streiten, wer von ihnen mehr sei.

„Klink und gewandt durchstreichst du mein Laubrevier,“ sagte Quad-trax. „Mir entgeht keine Fliege!“

„Ich säubere das Gemüse zur Freude des Gärtners,“ meinte Goldäuglein.

„Mich bringt man ins gläserne Haus, ins Zimmer der Menschen, denn ich verstehe mich aufs Wetter.“

„Bis in den tiefen Keller verfolge ich die Affelbrut, mein Nutzen geht über den deinen.“

Indem sie so ihre Tugenden und Fähigkeiten ins rechte Licht setzten, flog der verschreckte Zitronenfalter in ihre Nähe.

„Lassen wir den Falter urteilen!“ sagte der Laubfrosch.

„Sein Lob lasse ich mir gefallen,“ entgegnete die Kröte.

„Sein Lob klink!“

„Wer ist mehr?“ quakten und unkten beide zugleich, da der Falter vorbeiflatterte.

„Ihr seid beide rechte Hallunken!“ beschied sie dieser und entfloß. Sie sahen sich verdutzt an und saßen eine Weile schweigend.

„Kränke dich nicht, Bäschen,“ tröstete endlich Quad-trax. „Ein falsches Urteil.“

„Wir geben nichts darauf.“

„Du wirst aber doch zugeben, daß ich mehr bin,“ sprach der Laubfrosch weiter; „hast nur deine plumpe Gestalt gegen mein blinkendes, und du —“

„Wohl,“ unterbrach Goldäuglein. „Langbeiniger bist du, geschwiegelster auch, aber der Wert muß in uns sein, nicht an uns. Wir müssen mehr sein, als ein bloßer Kleiderstod, und ich bin mehr — damit Ruhe!“

„Wer mehr ist?“ schnarrte plötzlich eine Stimme über ihnen. „Ihr meint wohl, wer fetter und appetitlicher sei, und wen ich zuerst fressen werde?“ Das war die Stimme des Herrn Langbein Storch. Er war hinzugekommen und klapperte mit dem Schnabel wie ein Fleischer, der sein Messer weht, bevor er das Kalb absticht.

Da sprangen beide erschrocken in einen Maulwurfsbau und kamen nicht früher heraus, bis der Storch, des Wartens müde, sich entfernt hatte.

„Ich glaube, wir fragen die klugen Menschen um ihre Meinung,“ sagte Goldäuglein, da sie mit einander dem Bache zuhüpften.

Zust spielten Brüderchen und Schwesterchen auf der Wiese. Das Knäblein kam ihnen entgegen gesprungen, und als es den Laubfrosch sah, riß es rasch die Mücke vom Kopfe, um ihn zu haschen. Weil ihm dies nicht gleich gelang, hüpfte es einem buntenschillernden Schmetterlinge nach.

„Ist dir's jetzt klar, wer mehr ist?“ fragte Quad-trax. „Wie der Knabe vor mir die Mücke zog! Diese Ehre würde dir kaum zu teil.“

„Seltsame Ehre, lieber Vetter,“ meinte Goldäuglein hierauf lachend, wenn man gefangen und zu Tode gemartert werden soll.“

Indes waren sie beim Schwesterchen angelangt, das an einem Maulwurfsbügel saß und ganz vertieft die seine Erde durch die Fingerringen gleiten ließ. „Hu, welch häßliche Kröte!“ schrie das Mägdlein auf und sprang erschrocken in die Höhe.

„Nun, wer ist mehr?“ fragte Goldäuglein im Weiterhüpfen. „Wen begrüßte das Mädchen, als es ehrfurchtsvoll zurütrat und einen tiefen Knicks machte?“

„Ha, ha, ha,“ lachte Quad-trax, daß sein Kropf zitterte. „Irr dich nicht, liebes Bäschen. Das Mägdlein schrie vor Schreck und sprang zurück vor Grauen.“

„Aus dir spricht der Neid,“ sagte die Kröte, da sie vor einem großen Hause stehen blieben.

Das große Haus stand einsam auf der Wiese. Zur Seite hatte es einen großen Schlot, aus dem stiegen fortwährend schwarze Wolken gegen den Himmel. Indem beide an dem Gebäude weiterhüpften, wurden sie durch einen Wassergraben aufgehalten. Wo das Wasser desselben in den Bach mündete, stiegen fortwährend weiße Dämpfe auf.

„He, wer geschickter ist, der ist mehr!“ rief der Laubfrosch und sprang in weitem Bogen hinüber.

„Soll mir keine Kunst sein, Vetter Hüpsind'höh!“ entgegnete Goldäuglein siegesgewiß, stemmte die kurzen Beine wie zum Abstoß an den Boden, und plumps! lag das Krötlein im Wasser.

„Ist's nun bewiesen, daß ich mehr bin?“ jubelte Quad-trax. „Was? Keine Antwort? Goldäuglein! Wozu der dumme Scherz? Komme heraus und stelle dich nicht taub.“

Doch Goldäuglein blieb taub und trieb regungslos, auf dem Rücken liegend, den Graben hinab. Neugierig gemacht, sprang Quad-trax nach; doch kaum sank er unter, als er auch schon wieder stumm, regungslos, die Glieder von sich gestreckt, auftauchte. In dem Graben war nämlich heißes Wasser, das, unbrauchbar geworden, dem großen Hause (einer Fabrik) entströmte, und beide hatten sich verbrüht. Nun schwammen sie friedlich neben einander, weiter, weiter, fort — vielleicht bis ins unendliche Meer.

Meint ihr, daß sie noch der Kummer drücke, wer mehr sei?  
A. Richter.



Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges, jugendliches Aussehen, weiße samtmetwiche Haut und blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Selbe

von Bergmanns & Co., Radebeul & St. 50 Pl. Ueberall zu haben.



### Milchliches fürs Haus.



— Leichte Eierspeisen für Magenfranke. 1. Umgestürzte Creme oder Flave renversé. Zu einem Viertelliter Milch nehme man drei ganze Eier, schlage sie tüchtig und rühre sie in die Milch. Alsdann werden in einem emaillierten Gefäß etwa drei bis vier Eßlöffel klarer Zucker recht schön dunkelgelb geröstet; denselben lasse man in dem Gefäß herumlaufen, während er warm ist, damit der Zucker erkaltet, dann schüttet man die Milch mit den Eiern hinein und kocht die Creme au bain-marie. Noch warm, wird sie ganz langsam gestürzt und kaltgestellt. Die Portion genügt für einmal einem Kranken; hat man erst Übung, so ist die Speise bald bereitet. — 2. Man rühre drei Eier mit drei Eßlöffel klarem Zucker so lange, bis es ganz weiß und schaumig aussieht, und tut entweder etwas Zitronensaft oder fleur d'orange-Wasser nach Geschmack hinzu; es ist das sehr erfrischend.

— Entfernung der Flecken von Anilinfarben aus Stoffen. Um Flecken von Anilinfarben aus Stoffen zu entfernen, benötigt man 7 Gramm Natriumnitrit, 15 Gramm verdünnte Schwefelsäure, ein halbes Liter Wasser. Man bringt vorstehendes in eine Flasche und läßt es mindestens 24 Stunden stehen, ehe man die Lösung zur Benützung nimmt. Die Lösung wird mittelst eines Schwammes oder einer Bürste auf die Flecken gebracht und nach Entfernung die Stelle mit sehr viel Wasser nachgewaschen.



### Unsere Bilder.



— Das neue Rathaus in Dresden. (Vergleiche das Bild Seite 321.) Ende September 1910 ist das neue Rathaus in Dresden, der Hauptstadt des sächsischen Königreiches, feierlich eingeweiht und dem Verkehr übergeben worden. Es ist ein monumentaler, architektonisch gut wirkender Bau von einem hohen Turm gekrönt, der leider durch seine enge Umgebung nicht so recht zur Geltung kommen kann.

— Das neue deutsche starre Flugmaschinenluftschiff. (Vergleiche das Bild Seite 223.) Die neueste Errungenschaft auf dem Gebiete der Luftschiffahrt ist das obige starre, zerlegbare, feuer- und absturzsichere Flugmaschinenluftschiff mit automatischer Regulierung des Ueberdruckes in jeder Höhenlage ohne Ballonet. Hier ist ein Rotorluftschiff geschaffen, das unter allen Umständen einen regelmäßigen und gefahrlosen Betrieb gewährleistet. Weder G-Verlust noch Zerstörung des Ballons durch Feuer, weder eine Panne des Motors noch der Absturz können das Leben der Insassen gefährden. Die Schwebefläche dieser Flugmaschine besteht aus unverbrennbarem Stoff. Die Probeflüge dieses neuen Flugmaschinenluftschiffes sind glänzend gelungen, so daß man sich die großartigsten Versprechungen machen darf. Man nennt den neuesten Typ deswegen Flugmaschinenluftschiff, weil der untere Teil, also die Gondel und ihre Motore ähnlich einem Aeroplan einer Flugmaschine, gebaut sind, und dieser Teil des Ballons durch eine breite Schwebefläche, die bei einem Verbrennen oder einer Explosion des Ballons als Fallschirm dient, getrennt ist. Die Erfinder dieses neuen Luftschiffstyps sind die Ingenieure E. W. Brackelsberg und G. von Seigneux.

— Ein eigenartiger Volksbrauch in Darressalam. (Vergleiche das Bild Seite 324.) Bei Volksfesten der Eingeborenen unserer deutsch-ostafrikanischen Kolonie finden Wettspiele statt, unter denen das sogenannte Wasserlaufen das beliebteste ist. Die Negerkinder tragen auf dem Kopfe ein mit Wasser gefülltes Becken und Sieger ist derjenige, der ohne Wasser verschüttet zu haben, am schnellsten am Ziele ankommt.

— Ein neues Bomben-Geschütz. (Vergleiche das Bild Seite 324.) Die Bombe ist auf einer Stange befestigt, die in den Lauf des Geschützes geschoben ist. Nach dem Abfeuern trennt sich vom Geschos die Stange und fällt zu Boden, während die Bombe weiterfliegt. Dadurch ist es möglich, eine Bombe von großem Durchmesser aus einem kleinkalibrigen und daher leichter transportablen Geschütz zu feuern.



### Rätselcke.



#### Zitatenträssel.

1. Durch Vernünfteln wird Poesie vertrieben, Aber sie mag das Vernünftige lieben.
  2. Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrtum.
  3. Pafis Dichterzüge sie bezeichnen Ausgemachte Wahrheit unauslöschlich.
  4. Die Arbeit macht den Gesellen.
  5. Die Wahrheit gehört dem Menschen, der Irrtum der Zeit an.
  6. Wer sich nicht zu viel dünkt, ist viel mehr, als er glaubt.
  7. Die Menschen halten sich mit ihren Neigungen aus Lebendige.
  8. Die Vorurteile der Menschen beruhen auf dem jedesmaligen Charakter der Menschen.
  9. Wenn man alt ist, muß man mehr tun, als da man jung war.
  10. Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln.
  11. Das Jahrhundert ist vorgerückt; jeder Einzelne aber fängt doch von vorne an.
  12. Pflicht: wo man liebt, was man sich selbst befiehlt.
  13. Sie sagen: Das mutet mich nicht an! Und meinen, sie hätten's abgehan.
  14. Der Verständige findet fast alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts.
  15. Was will die Nadel, nach Norden gefehrt? Sich selbst zu finden, es ist ihr verwehrt.
- Aus jedem der obigen Goetheschen Sprüche ist ein Wort zu entnehmen; diese Wörter, der Reihenfolge nach gelesen, ergeben wieder einen Spruch von Goethe.

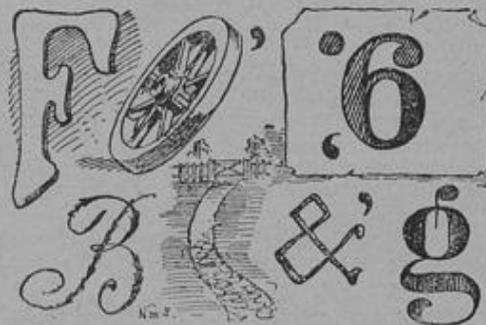
#### Arithmoglyph.

- |   |   |   |   |   |   |   |   |   |                            |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|----------------------------|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 5 | 7 | 8 | Land in Amerika.           |
| 2 | 3 | 1 | 7 |   |   |   |   |   | Vogel.                     |
| 3 | 4 | 5 | 7 | 8 |   |   |   |   | Teil der Erde.             |
| 4 | 5 | 7 | 1 | 7 | 8 |   |   |   | Zahlwort.                  |
| 5 | 2 | 7 | 8 | 7 |   |   |   |   | weiblicher Vorname.        |
| 6 | 5 | 6 | 5 | 7 |   |   |   |   | Blume.                     |
| 5 | 8 | 4 | 7 | 6 |   |   |   |   | geographische Bezeichnung. |
| 7 | 4 | 7 | 6 |   |   |   |   |   | Haustier.                  |
| 8 | 5 | 7 | 2 | 7 |   |   |   |   | innerer Körperteil.        |

#### Buchstabenrätsel.

Mit R verschleßt es Tür und Tor,  
Mit S kommt's auf dem Zeugnis vor;  
Zum Schmelzen braucht man's oft mit T,  
Mit Z ich es bei Bauten seh'.

#### Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

- Silberträssel: Laterne.  
Käpzel-Rätsel: Minna — Inn.  
Rebus: Offizierspatent.



## Ein ferienbummel.

Erzählung von Emil Frank.

(Nachdruck verboten.)

Das Dienstmädchen brachte die Post.

Dr. Sondermann betrachtete die Aufschriften der eingegangenen Briefe.

„Oho, von Max,“ sagte er interessiert und erbrach den einen der Briefe. Nun las er:

„Mein lieber Erich!

Soeben lande ich von einer „Erholungstour“ nach Schottland. Ich schreibe Erholungstour in Ausführungszeichen, denn ich bin sehr müde und will mich irgendwo richtig ausfaulenzen. Da ich Dich schon so lange nicht mehr gesehen habe, könnten wir ja wie in früherer, glücklicher Zeit einen gemeinschaftlichen Ferienbummel machen. Schreibe mir, wo Du Deine Ferien verleben willst, und ich komme sofort angedampft, um mich Dir anzuschließen.

Angelegentliche Empfehlungen an Deine Gemahlin, die ich bei dieser Gelegenheit hoffentlich kennen lerne.  
Auf Wiedersehen  
Max Koloff.“

Dr. Erich Sondermann, Privatdozent an der Berliner Universität, schmunzelte: „Das hätte ich nicht gedacht,“ meinte er, „so plötzlich mit Max zusammenzutreffen. Jetzt kann die Sache gemütlich werden. Er erhob sich, warf seine Zigarette in den Aschenbecher und begab sich zu seiner Frau.

Edith Sondermann saß im Schaukelstuhl und las. Beim Eintreten des Gatten legte sie das Buch weg und sah Erich mit ihren schelmischen Blauaugen an. „Ein famoseres Buch, das du mir gestern brachtest,“ rief sie ihm zu; „es kribbelt mir manchmal ordentlich in den Fingern, das Lachen sitzt mir in der Kehle. Muß das ein drolliger Mensch sein, der dieses Buch geschrieben! Weißt du, Erich, den möchte ich gern einmal kennen lernen.“

Dr. Sondermann lachte. „Dir kann geholfen werden; eben schreibt mir Max Koloff, der Verfasser dieses Buches, daß er mit uns zusammen in die Sommerfrische fahren will. Hier ist der Brief.“

Damit reichte er die Epistel seiner Frau hin.

„Ja, bleibt es nun auch bei unserem Plan, in die Sudeten zu gehen?“ fragte sie.

„Natürlich, wenn dir unterdessen nichts Besseres eingefallen ist,“ gab Dr. Sondermann zur Antwort; „offen gestanden, man schweift in weite Fernen, in die Alpen, nach Nor-



Ein eigenartiger Brauch in der englischen Armee.

wegen usw., und das Gebirge der alten Heimat läßt man unbeachtet. Also fahren wir hin. Nun wollen wir rasch den Kriegsplan aufstellen."

Frau Edith nickte. Der Gedanke, in die Sudeten zu fahren, stammte von ihr. Sie liebte den alten Wall, von dem es sich prächtig in die Lande lügen ließ, an dessen Fuß sie die sonnige Kindheit verlebte. War das schön, wenn sie einmal mit dem Vater, dem Oberjörster Gruber von Hermzdorf aus durch die Berge streifte! Wie konnte man da Licht und Luft in vollen Zügen genießen! Und jetzt saß sie in Berlin so richtig eingeklemmt, man mußte mit der Bahn fahren, nur um Gottes Sonne so richtig scheinen zu sehen, ein bißchen frische Luft sich um die Nase wehen zu lassen.

Sie richtete sich etwas auf und sagte: "Wenn es dir recht ist, fahre ich etwas voraus, um Brita in Canth abzuholen. Das Packen will ich schon vorher besorgen. Du hast dann nichts weiter zu tun, als deinen Freund zu erwarten, die Sachen aufzugeben und loszufahren. Sobald du eine Wohnung gemietet hast, komme ich mit Brita nach. Bist du einverstanden?"

"Aber natürlich," gab ihr Gatte zur Antwort, "ich will sofort an Max schreiben oder noch besser telegraphieren."

Damit verließ er das Zimmer und begab sich in sein Arbeitszimmer, zündete eine Zigarette an, warf auf ein Formular die Worte: "Komme sofort nach Berlin. Fahren dann in die Sudeten. Sondermann", und übergab die Depesche dem Dienstmädchen zur sofortigen Besorgung.

Am nächsten Tage war es im Hause Dr. Sondermanns ein wenig ungemütlich. Frau Edith betrieb das Packen mit fabelhafter Eile. Selbst die lustigste Dame kommt dabei in Rage, zumal, wenn es sich um die Frage handelt, wie will ich mich unter diesen und jenen Verhältnissen anziehen. Auch für Erich mußte sie alles zurechtlegen, denn um solche Sachen kümmerte er sich prinzipiell nicht. Endlich war sie mit der schweren Arbeit fertig. Als Dr. Sondermann am Abend nach Hause kam — er hatte einen Ausflug nach Wansee gemacht —, sah er seine Frau inmitten einer ganzen Menge von Koffern und Schachteln. Ihr Gesicht glühte vor Erregung. "Na, Schatz," rief er ihr zu, "du hast ja gleich die ganze Einrichtung eingepackt."

"Aber erlaube mal," gab sie zur Antwort, "ich studiere eben noch, ob ich nichts vergessen habe. Na, ich möchte dein Gesicht sehen, wenn dir etwas fehlte, woran du gewöhnt bist."

Dr. Sondermann mußte über den Eifer seiner kleinen reizenden Frau herzlich lachen. Er setzte sich zu ihr inmitten all der Koffer und Schachteln, legte zärtlich seinen Arm um ihre Taille und gab ihr einen Kuß. Sie plauderten ein Weilchen zusammen. Dann kam das Dienstmädchen und brachte ein Telegramm. "Jedenfalls von Max," sagte Erich und erbrach es. "Plan akzeptiert, bin morgen abend acht Berlin, Friedrichstraße."

In aller Herrgottsfrühe mußte Dr. Sondermann aus den Federn. Seine Frau ließ ihm keine Ruhe. "Du sollst sehen, wir kommen zu spät." Nun, wer könnte einer so lieben, reizenden Frau wie Edith im ersten Jahr einer glücklichen Ehe widerstehen? Erich nicht. Die Drohsche kam, all die Sachen und Säckelchen wurden verpackt und fort ging's. "Schatz, nicht wahr, du teilst es mir sofort mit, wenn du eine Wohnung hast, damit ich mit Brita nachkomme," rief sie ihm noch auf dem Bahnhof inmitten der hastenden und drängenden Menschenmenge zu.

Dr. Sondermann gelobte alles feierlich, half seiner Frau in das Abteil. Dann noch ein letzter inniger Abschied und das Dampfrosch setzte sich sauchend und pustend in Bewegung.

"Eigentlich habe ich mir ein besseres Frühstück verdient," meinte Erich und lenkte seine Schritte nach einem vornehmen Restaurant. Hier vertiefte er sich in das Studium einiger Journale und konstatierte mit Befriedigung, daß die Zeit ziemlich rasch verstrich. Auch die Nachmittagsstunden vergingen unter Arbeit — die freilich nicht recht flecte — und Erholung. Nun war es Zeit, Max abzuholen. Erich fuhr mit der Elektrischen nach dem Bahnhof und promenierte auf dem Bahnsteig. Endlich brauste der Schnellzug heran. Es war nun gerade keine leichte Arbeit, Max unter der kolossalen Menschenmenge herauszufischen. Da war er ja. Unter Tausenden mußte man ihn erkennen. Lang, hager, sehr modern gekleidet, so stand Max Koloff da. Sein Gesicht war etwas eingefallen, die kühngeschwungene Nase hob sich scharf ab. Ein rötlicher, buichiger Schnurbart umrahmte den Mund, die Augen sahen verlegen in die Welt. Sein Gesicht war fortwährend in Bewegung.

"Willkommen Max," rief Dr. Sondermann dem Ankömmling zu; und nun wurden die ersten Begrüßungen ausgetauscht.

Max fragte: "Ist deine Frau zu Hause?"

"Nein," gab Erich zur Antwort, "heute morgen ist sie abgereist, doch treffen wir in wenigen Tagen mit ihr zusammen. Sie holt ihre jüngere Schwester ab und kommt uns nach, sobald wir irgendwo eine passende Wohnung gefunden haben."

"Schade," sagte Max, sonst nichts; man konnte freilich nicht entnehmen, ob er die Abwesenheit oder das bevorstehende Zusammentreffen bedauerte.

"Ich bin hundemäßig müde," sagte Max mit traurigem Tonfall.

"Dann wollen wir einen Wagen nehmen," erwiderte Erich.

"Ach, laß das," wehrte Max ab. "Wozu die Verschwendung? Deine Klause ist jedenfalls öde. Wir wollen irgendwo in der Nähe bleiben, wo es Menschen gibt."

Die beiden Freunde schlenderten Arm in Arm durch die belebten Straßen und lehrten dann in einem Restaurant ein. Erich bestellte ein auserlesenes Souper mit Wein. Max wurde ausgeräumter. Er begann zu erzählen. Natürlich von seiner letzten Reise. Wenn man ihn hörte, glaubte man einen amerikanischen Humoristen zu hören, die dem trockensten Stoff eine drollige Seite abzugewinnen können. Erich lachte von Herzen. Ob ihn die Erzählungen seines Freundes oder seine Manier, zu erzählen — etwas weinerlich, monoton — mehr amüsierten, konnte er kaum sagen.

"Ich komme nach London," erzählte Max unter anderem, "und obwohl ich englisch leidlich spreche, kaufe ich mir ein Konversationsbuch. Ich studiere das Ding. Schön. Es war ein ganz lobiges Englisch. Mehr unmögliche als mögliche Fälle waren berücksichtigt. Ich will die Geschichte mal probieren. Lese mir das Kapitel durch: Besichtigung der Sehenswürdigkeiten. Treffe einen Herrn, trocken, gelangweilt, anscheinend echten Engländer. Rede ihn mit den Worten des Buches an. Die Antwort lautet wörtlich nach meinem Konversationsbuch. Schön. Ich rede weiter, immer mit den Worten des Buches. Die Antworten lauten ebenso. Schließlich bin ich etwas platt. Der Mann grimst. 'Ich glaube,' sagt er im schönsten Deutsch, 'wir haben denselben Führer. Sprach's und ließ mich verblüfft stehen.'"

Unter solchen Gesprächen verlief das Souper. Nach dem Essen sagte Max Koloff: "Ich muß Bier haben. Weißt du, der Durst ist ein Erdbebel bei mir, und die deutsche Lust steigert dies Uebel."

Ach ja, es war ein fideler Abend. Dr. Erich Sondermann traf noch einige Bekannte, Literaten, Künstler, mit denen er als Kunsthistoriker häufiger verkehrte. Max Koloff wurde gesprächig. Er gab noch eine Masse Reiseanekdoten zum besten und sah jedesmal ein wenig erstaunt in die Welt, wenn sein Auditorium in fröhliches Lachen ausbrach.

"Kurios," sagte er beim Nachhausegehen, "kurios, diese Menschen sind nicht ein bißchen ernst. Behandelten mich wie einen Spasmacher." Nach einer Weile fuhr er fort: "Uebrigens ist es mir ganz komisch zu Mute. Stelle dir vor, du gehst abends durch die Straßen und glaubst immerfort, die Laternen tanzen. Ein ganz unheimliches Gefühl. Es müssen die Nerven sein."

Am nächsten Morgen war Max Koloff ziemlich zeitig mobil. Er rumorte in seinem Zimmer, besichtigte dann den Garten und fuhr schließlich auf seines Freundes Rad um die schön gepflegten Beete. Dr. Sondermann sah vom Fenster aus diesen Morgensport zu und konnte nicht umhin, Koloffs Gewandtheit zu bewundern. Er ging auch in den Garten, begrüßte Max und erkundigte sich nach seinem Wohlbefinden: "Danke, danke, ganz leidlich," gab Max zur Antwort, "aber dein Rad ist eine ganz eigenartige Kreatur. Nach dem Frühstück will ich es einmal genau untersuchen."

Das tat er denn auch. Erich mußte helfen. Er schraubte überall herum, warf die Schrauben in seinen Hut, den er auf der Erde untergebracht hatte, schüttelte den Kopf und sagte schließlich: "Es muß an den Stugellagern fehlen." In diesem Augenblick kam Sondermanns Sektör, und da er sich natürlich nicht erklären konnte, wozu man einen Hut auf den Rasen legt, sagte er mit kühnem Griff das Möbel an und schob damit ab. Die beiden Freunde waren so vertieft in ihre Arbeit, daß sie Sektors Beginnen naturgemäß keine Aufmerksamkeit schenkten. Erst als Max weitere Schrauben in den Hut werfen wollte, merkte er, daß er mit samt seinem Inhalt verschwunden war. Erstaunt sah er

sich um. „Aber er war doch eben noch da,“ meinte er kopfschüttelnd. Da erblickte er Hektor. „Sollte dieses Hundevieh?“ — Doch Hektor sah so ruhig, so unschuldig da. Er hatte einen Augenblick mit dem Hut gespielt, dann war ihm die Geschichte jedenfalls langweilig geworden, und er hatte ihn einfach fallen lassen. Was kümmerte sich ein Hund um den Inhalt! — Kurz und gut, der Versuch, das Rad zu reparieren, war in jeder Beziehung mißglückt, da man ohne Schrauben ein Rad nicht fertig bekommen kann. Dr. Sondermann stellte im Geiste 30 Mark Reparaturkosten auf das Verlustkonto, und damit war die Geschichte erledigt.

„Wollen wir nicht den Plan für die ersten Tage festsehen?“ fragte Erich.

„Um, ja,“ erwiderte Max, „es ist so schön, wenn man einen Plan fertig hat, wenn man sich sagen kann: morgen kommt das, übermorgen das usw. Wenn man sich aber danach richten soll, wird die Sache langweilig. Laß uns also mit der Aufstellung des Planes beginnen.“

Nun ging's los: Abfahrt von Berlin Schlesischer Bahnhof 5,35, Ankunft in Breslau 11,10; in Breslau zweitägige Rast, von da über Königszell nach Warmbrunn, Arnast zur „Schneelöppe“, dann nach Krumbübel, Hirschberg usw.“

Erich, der den Plan mit weiteren Einzelheiten aufgestellt hatte, bemerkte dazu: „Er gewährt uns den Vorteil, daß wir mit frischen Kräften gleich den gewaltigsten Teil des Gebirges besuchen können und bei einer zweiten Wanderung mit meiner Frau und Schwägerin genau orientiert sind; daß wir nicht dieselben Punkte besuchen, ist ganz selbstverständlich.“

Max nickte dazu ganz ernsthaft. Man konnte sich dieses Nicken ganz nach Belieben übersetzen, etwa so: „Laß mich nur machen, dann soll dein schöner Plan schon Gsta werden.“

Nach Tisch ging's gleich los. „Weißt du, Erich,“ sagte Max, „ich sehe gar nicht ein, warum wir uns hier in Berlin bis halb sechs herumtreiben sollen. Laß uns mit dem Mittagszug fahren. Dann bleiben wir ein bißchen in Liegnitz und besuchen dort die Stätten unserer Väter.“

Sie hatten nämlich das dortige Gymnasium gemeinschaftlich besucht.

Erich war einverstanden. Er mußte sich bequemen, für Max Koloff die Kasse zu übernehmen: „Ach, ich finde das einfach ideal, diese Sorgen auf deine Schultern abzuladen, und für dich ist es ja ganz egal, ob du einmal oder zweimal bezahlst.“

Auch diese Geschichte wurde geregelt.

Endlich war man soweit, daß man aufbrechen konnte.

Jawohl, wenn Max Koloff nicht dabei gewesen wäre! „Denk dir, Erich, so 'ne Gemeinheit,“ rief er entrüstet aus, „ich habe ja ganz und gar auf mein Gepäck vergessen. Nun liegt das Ding da irgendwo auf dem Bahnhof, wenn es noch da liegt, ich habe nämlich den Gewäckschein einem Dienstmann gegeben und dann auf das Unglückswurm ganz veraessen.“ Na, das konnte nett werden, wenn Max weiter solche Streiche machte! Die beiden Freunde fuhren nach dem Bahnhof Friedrichstraße. Nach langen Erkundigungen fand man endlich den Dienstmann, das heißt der Dienstmann fand Max; das Gepäck wurde aufgegeben und nun ging es wirklich los. Programmäßig wurde in Liegnitz die Fahrt unterbrochen. Hier hatten sie vor langen Jahren als Gymnasiasten absummt. Wie war das doch herrlich damals! Max schwelgte in Erinnerungen er wurde ordentlich lebhaft. „Du Erich,“ sagte er im Park, „hier habe ich die erste Raarre geraucht.“ Nach einer Weile: „Hier wohnte meine erste Liebe. Sie war die Tochter des Kasselans und sechs Jahre älter als ich.“ So ging das fort.

Am nächsten Morgen fanden sich die beiden Freunde pünktlich auf dem Bahnhof ein. Der Dresdener Schnellzug brauste heran. Max und Erich bekamen einen günstigen Platz. Wöhlich wurde Max unruhig und sagte: „Bitte, halte mir einen Augenblick die Handtasche. Ich will für ein Glas Bier trinken.“

„Dann mußt du dich aber beeilen,“ rief Dr. Sondermann ihm nach, „denn der Zug wird hier nicht allzulange mehr halten!“

Der Bahnsteig war von Passagieren ziemlich dicht besetzt; in der Richtung zum Wartesaal hin drängte Max sich durch die Menschenmenge und kam glücklich bis zur Reitungsauslage. Es fiel ihm ein, daß er seit gestern keine Zeitung mehr gelesen. Soviel Zeit hatte er sicher noch. Rasch erstand er noch ein Blatt. Donnerwetter, nun hatte er gar kein Kleingeld. Und da setzte sich der Zug auch schon

in Bewegung! Zu dumm, jetzt kam er natürlich nicht mehr mit. Verdrießlich ging er in den Wartesaal und fragte einen Kellner um Rat. „In einer Stunde geht der D-Zug nach Breslau.“ Das war doch wenigstens noch ein Trost. Er besorgte sich in aller Gemütsruhe ein neues Billet, denn seine Fahrkarte hatte natürlich Erich. Dann vertiefte er sich in das Studium der Zeitung und vergaß ganz langsam all sein Ungemach. Dieses Mal wollte er schon sehen, daß er mittam. Befriedigt nahm er in einem Abteil des D-Zuges Platz. Ihm gegenüber saßen zwei reizende Damen. Ja, da konnte selbst ein Kerl von seinem Kaliber Feuer fangen. Der Zug fuhr ab. Da kam der Schaffner und erbat die Fahrkarten. Max Koloff hatte natürlich keine Platzkarte. Da er — abgesehen von einer Kleinigkeit — sein Geld Erich übergeben hatte, so war er jetzt so ziemlich blank. Er ließ sich aber nicht verblüffen. Erst stellte er sich an, als verstände er den Mann mit dem Flügelrad nicht. Der hielt ihm energisch die Platzkarte hin und machte die Pantomime des Bezahleus. Max schüttelte gleichgültig sein Haupt. Der Schaffner wurde dringender. „Ich will nicht,“ sagte Max Koloff endlich.

„Sie müssen,“ beharrte der Schaffner.

„Ich habe kein Geld,“ erwiderte Max.

Da war guter Rat teuer. Die Schnellzugskarte war in Ordnung. Der Mann durfte also mitfahren. Aber er hatte keine Platzkarte. Folglich durfte er nicht im Abteil bleiben. Der Schaffner machte ihm das klar. „Aber ich kann mich doch nicht zum Fenster hinaushängen oder auf die Puffer setzen,“ sagte Max ärgerlich. Die Sache fing an, ihm höchst langweilig zu werden. Er durchsuchte also noch einmal die Taschen und fand auch endlich die geforderte Mark. Vertriebt, als hätte er eine große Tat vollbracht, lehnte Max Koloff sich in die Polster zurück. Jetzt beobachtete er wieder die Damen, die der ganzen Szene mit offensichtlichem Wohlgefallen gefolgt waren. „Sehen Sie, meine Damen,“ eröffnete er die Unterhaltung, „so kann der Mensch Pech haben. Fahrt mir vorhin in Liegnitz der Zug vor der Nase weg und mit ihm mein Freund, mein Geld, mein alles. Hätte ich zum Glück nicht noch so eine Silbermünze gefunden, so war der Spektakel fertig, und mir wäre nichts anderes übrig geblieben, als oben im Gepäcknetz Platz zu suchen, oder,“ und er schmunzelte vergnügt dabei, „Sie anzupumpen.“ Die eine der beiden Damen lachte hell auf. Es war ein behagliches, pruschendes Lachen. „Und was hätten Sie uns denn zum Pfande gegeben?“ fragte sie lustig. „Ich habe wirklich nichts,“ erwiderte er ernst, „wenigstens nichts von Wert, denn Uhr oder Manschettenknöpfe hätten Sie wohl nicht angenommen. Höchstens hätte ich Ihnen einen Schmöler verkaufen können, den ich mir gestern in Berlin eingesteckt hatte.“ Er langte in die Tasche und zog ein Buch von mäßigem Umfange hervor, betrachtete es aufmerksam und murmelte dann: „Wie man sich doch täuschen kann. Ich muß das Ding unfehlbar verwechselt haben. Ich werde doch nicht meine eigenen Werte mit mir herumschleppen.“

Ob die Damen ihn verstanden hatten, bleibt dahingestellt, kurz und gut, sie baten es sich für einen Augenblick aus, und die eine blätterte interessiert, hielt dann plötzlich still, sah ihr Gegenüber prüfend an und sagte dann endlich: „Aber das ist ja ihr Bild, folglich sind Sie der Verfasser dieses Buches.“

Max Koloff nickte. „Ja, ja,“ sagte er, „ich mache zuweilen solche Dummheiten, wenn ich nichts Besseres zu tun habe. Und nun haben sie noch sogar mein Konterfei dem



Der Straßburger Universitätsprofessor Spahn.



Josef Stainz †.

Buche beigegeben. Es ist halt ein Leiden. Vielleicht wünschen Sie, meine Damen, mich näher kennen zu lernen und behalten dieses Buch als Andenken einer für mich überaus angenehmen Stunde. Denn ich werde wohl kaum das Vergnügen haben, Sie noch einmal irgendwo zu sehen."

"Dankend angenommen," sprach die eine Dame; "das mit dem Wiedersehen kann man nie so bestimmt sagen. Nicht wahr, Brita, wir hätten auch nicht daran gedacht, Herrn Koloff so unvermutet zu treffen." — Was diese letzten Worte bedeuteten, verstand Max Koloff natürlich nicht. — Der Zug fuhr in Kenmarkt ein. Die beiden Damen erhoben sich, um auszustiegen. „Gnädiges Fräulein würden mich außerordentlich glücklich machen, wenn Sie mir Ihren Namen verraten wollten," bat Max.

Das „gnädige Fräulein“ lächelte anscheinend geschmeichelt und sagte: „Edith und Brita Gruber aus Gauth.“ Max verneigte sich dankend und war dann den Damen beim Aussteigen behilflich. Kaum waren sie fort, so notierte sich Koloff die beiden Namen. „Großartige Mädels," sagte er dabei: „schade, daß wir nicht länger zusammenfahren hätte unfehlbar versucht, Eindruck zu schinden." — Er verlor sich in Gedanken. Sein vergangenes Leben stand vor ihm. Es war ein Leben des Erfolges. Fortuna war ihm hold: Reich, unabhängig, mit einem geachteten Schriftstellernamen, stand er da. Bei dieser Erwägung mußte er lächeln. „Donnerwetter ja, das hätte ich mir früher nicht träumen lassen, daß ich noch einmal unter die Schriftsteller gehen würde, noch weniger aber, daß ich jemals einen Erfolg erringen würde. Es ist doch sonderbar, wahrhaftig, daß sie meine trocknen Sachen, die der Mode gar nicht entsprechen überhaupt drucken." Nach dieser Abschweifung sann er weiter. Es hatte ihm immer etwas gefehlt, so was Gemüthliches. Unheimelndes. Aber was? Etwa eine Frau? Ach Unsinn, da ging ja die ganze Freiheit stöten. „Schiene vernünftige Mädels zu sein," sagte er sich, „nicht schnippisch nicht zimperlich, ein bißchen lustig. Ja, ja, da werde ich wieder sentimental und das bekommt mir so schlecht." —

Der Zug lief in Breslau ein. Max stieg aus. Mit den Manieren des Gelegenheitsreisenden schlenderte er über den Bahnsteig. Gleichgültig schweifte sein Auge über die vielen Menschen, die nach verschiedenen Richtungen sich drängten.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er sich nach Erich umsehen müsse. Fast hätte er's vergessen. Schöne Geschichte das. Wo sollte er diesen Menschen jetzt finden? Er konnte ihn doch nicht ausschellen lassen. Nun, das war zum Glück nicht nötig, sitemalen Dr. Sondermann sich am Zuge eingefunden und eifrig nach seinem Freunde ausgepäht hatte.

„Menich, Max," rief er ihm jetzt zu, „was machst du denn für Geschichten?"

„Ich?" erwiderte der Gefragte verdußt, „aber was kann ich denn daran tun, wenn mir der Zug wegfährt! Danke Gott, daß ich noch so viel Geld hatte, um dir nachzufahren, sonst hättest du mich einfach holen können."

Dr. Sondermann sagte: „Na, für alle Fälle ist es besser, daß du einen Rezervefonds behälst. Man kann ja nicht wissen —" („was für Dummheiten du noch machst," hatte er hinzusetzen wollen, behielt aber diese Weisheit für sich.)

In Breslau machten die beiden Freunde einen regulären Bummel. Dr. Sondermann war es, als steckte er wieder mitten in seiner fröhlichen Studentenzeit. Der Privatdozent war an den Nagel gehängt. Man suchte alte Bekannte auf, die hier lebten. Die Stunden verschwanden wie im Fluge.

„Wollen wir uns an dem Ferienkommers in Dirschberg beteiligen?" fragte Erich beim Nachhausegehen seinen Freund.

„Meinetwegen," gab dieser zur Antwort, weigt du, Erich, ich bin schon ganz eingeroftet, ein richtiger Philosoph, und dir wird es erst recht so gehen, da tut uns etwas Fidelitas sicher gut." — Sie meldeten sich also vorschriftsmäßig an.

In Breslau erfuhr das Programm wiederum eine Veränderung. Man konnte doch nicht sofort wieder abfahren, das war ja undenkbar. Es war auch zu gemüthlich hier. Auf einen Tag kam es schließlich auch nicht an.

Das Wetter war herrlich, als die beiden Freunde sich zu ihrer Gebirgsreise anschickten. Wie in Auz getaucht lag der alte Vater Jobten, Schlesiens Wahrzeichen, da. Ja, es ist ein schönes Land und ein gutes Land, dieses Schlesien. Und dann kam das Gebirge, Warmbrunn, Schlesiens größter Badeort, der jagennimbene Skynast mit seinen trogigen, verwitterten Mauern und Zinnen, mit seiner Poesie und wilden Romantik. Blicke nur einmal hinunter ins grüne



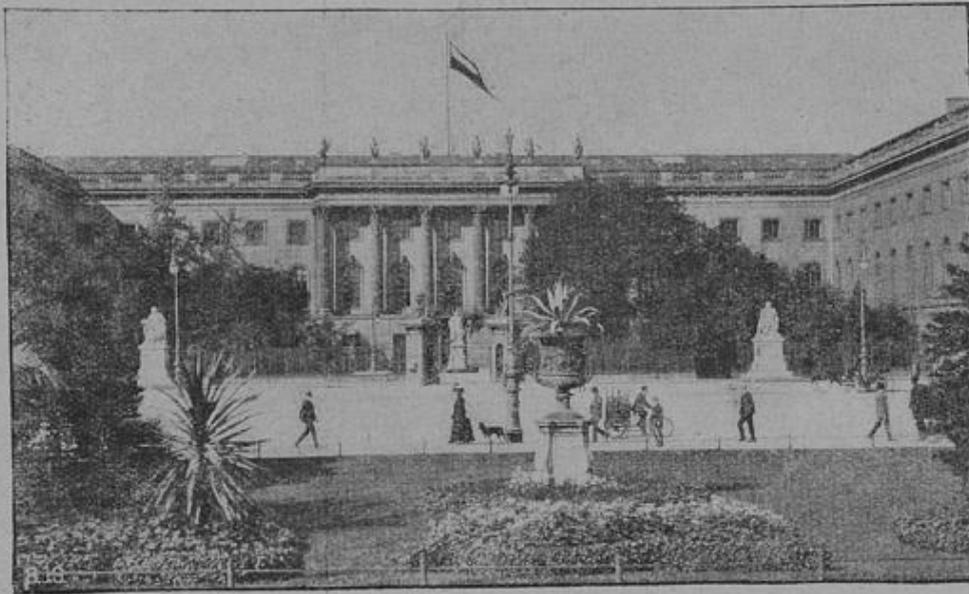
Eine Spazierfahrt des russischen Thronfolgers in Bad Nauheim.

Zal, ob da nicht Poesie steckt! Schau hinab in den Teufelsgrund, ob es dir da nicht gruselt! Nur darf man dort oben nicht den berühmten Führer nehmen, der schnarrend Vereintes und Ungereintes (das letztere herrscht vor) herunterplarrt, sonst geht die Poesie zum Teufel.

Von Kynast gingen die beiden Freunde zur goldenen Aussicht nach Hain, dann an den Baberhäusern und der Kirche Wang vorüber nach dem Lamm. Selbstverständlich gönnten sie sich Ruhe, „ansonst“ ein solcher Weg ungemütlich werden kann. In der Prinz Heinrichsbaude wurde so gar große Rasi gehalten. Max Koloß kaufte eine Ansichtskarte, für ihn eine Seltenheit. „Was willst du denn damit tun?“ fragte Dr. Sondermann neugierig. „Schreiben,“ lautete die Antwort. — Er tat auch ganz geheimnisvoll und schrieb an — Edith Gruber in Gauth. Dieses Schauspiel wiederholte sich bei jeder Haltestelle. In immer neuen Wendungen knüpfte er an die „Stunde löstlichen Zusammenlebens“ im D-Zuge, wo er beinahe an die freie Luft gesetzt worden wäre, an. Hier und da gab er auch der Hoffnung Ausdruck, die Damen wiederzusehen. Ob sie nicht reisen wollten? Dr. Sondermann fiel dieses eifrige Kartenschreiben natürlich auf. „Na, wenn das nicht wieder auf einen euen Hansbuntensreich hinausläuft, will ich mich hängen lassen,“ dachte er, sagte aber nichts.

„Du, Erich, ich bin die ganze Tramperei herzlich leid. Ich glaube, ich werde ganz laput. Laßt uns nach Hirschberg gehen und in Ruhe die letzten Tage deiner Freiheit genießen,“ meinte Max. Dr. Sondermann hatte zwar zuerst allerhand daran auszuweisen, fügte sich aber schließlich doch. So landeten denn die beiden Freunde in kurzer Zeit in dem herrlichen Hirschberg. Erich ging sofort auf die Wohnungssuche, und er löste seine Aufgabe in ganz tadelloser Weise. In der Nähe des Hausberges lag eine prächtige Villa, deren Zimmer im Sommer zum Teil an Sommerfrüchler vermietet wurden. Erich nahm gleich die ganze Flucht, auf diese Weise war man vollständig unabhängig.

„Die Sache wäre in Ordnung,“ meinte Erich, „nun will ich meiner Frau und Schwägerin schreiben, dann können sie übermorgen hier sein.“



Zum Berliner Universitäts-Jubiläum.

Max nicht so verloren. Es war ihm anscheinend nicht ganz recht. Schließlich sagte er: „Ich weiß nicht, ob du klagt, wenn du dich mit dem Schreiben so sehr beeilst. Bedenke, übermorgen ist der Kommerz. Da kann es uns, oder wenigstens einem von uns, leicht passieren, daß er lustiger wird und auch am nächsten Tage nicht recht präsentabel ist. Wir sind keine Studenten mehr, die auch vor dem größten Quantum Stoff nicht scheuen. Meinem Dafürhalten nach wartest du mit dem Telegraphieren bis nach dem Kommerz.“

Das leuchtete Erich natürlich ein und er beseitigte die Skrupel seiner Seele mit der Einwendung, daß sie eigentlich planmäßig und verabredetermaßen erst übermorgen in Hirschberg einzutreffen brauchten, daß es ein reiner Zufall war, so schnell eine Wohnung gefunden zu haben usw.

Max, der ahnungslose Engel aber teilte gleich in der ersten Stunde den Damen Brita und Edith Gruber ihre Ankunft in Hirschberg und die neue Adresse mit. In einer Ecke vermerkte er noch: „Übermorgen ziehe ich den Philister aus; es gibt einen solennen Kommerz.“

Wer diese Damen Brita und Edith Gruber waren, ist natürlich leicht zu erraten, Frau Dr. Edith Sondermann geb. Gruber und Fräulein Brita Gruber ihre Schwester. „Brita, paß auf,“ sagte die allzeit lustige Edith, „das gibt einen Hauptjur. Ich gäbe etwas drum, wenn wir noch irgend etwas, so eine kleine Ueberraschung, zur Erhöhung des Effekts austüfteln könnten.“

Als nun Koloßs letzte Karte ankam, rief sie aus: „Ach hab's, ich hab's. Ganz offenbar wollen uns die beiden Helden vor dem Kommerz nicht in Hirschberg haben. Meinem Mann will ich das übrigens 'n bißchen unter die Nase reiben. Nun fahren wir natürlich gerade hin, so daß wir abends da sind, fahren in unsere Wohnung und nehmen die Heimlehrenden in Empfang.“

Gesagt getan. — Unter dessen schwelgte Erich und Max in goldener Freiheit. „Ich habe so eine fatale Ahnung, als ob mir heute abend etwas passierte,“ meinte Max. „Ach was passieren,“ erwiderte Erich, „höchstens bekommst du einen Schwivis.“ „Das meine ich eben. Uebrigens habe ich



Zum Kampfe der Türkei gegen das syrische Bergvolk der Drusen:

eine Idee! Ich befestige meine Blüthenarte an meinen Rod, dann kann ich doch wenigstens nicht verloren gehen," sagte Mar.

Erich mußte gewaltig lachen. „Kerl, bist du vorsichtig! Laß das nur, ich will schon für dich sorgen.“ —

Es wurde auch riesig fidel. Der Stoff floß in Strömen und bald war die Lustigkeit allgemein. Erich blickte besorgt auf seinen Freund Mar, der reinweg außer Rand und Band war. Aber bald war er selbst in Stimmung und vergaß seines Wärdertums. Auf einmal war Mar verschwunden. Erich hatte keine Ahnung, wo er hingekommen war. Ihm schwante nichts Gutes. Er verließ darum den Saal und ging in den Garten. Es war ein wunderbarer Abend.

Leise plätscherte der Springbrunnen in dem großen Hotelgarten, und die Zweige der uralten Linden tauschten leise im Abendwind. Gedämpft klang aus dem hellerleuchteten Festsaal das jubelnde Zauchzen der feuchtschönen Kunde. „Wenn ich nur eine Ahnung hätte, wo Mar hingekommen ist," sagte sich Dr. Erich Sondermann zum so und sovielten Male. Eine bange Ahnung beschlich ihn, Mar könne in seinem Tran irgend etwas anstellen, wodurch sie sich blamierten oder Unannehmlichkeiten bekämen. Vor jeder kleinen Pfütze blieb er stehen und leuchtete mit seiner Taschenlaterne hinein, vergebens. Mar Kosoß hatte sich natürlich keinen so feuchten Ort zu seiner Ruhestätte erwählt. Ganz plötzlich hatte er gefühlt, wie der Wein ihn übermannte und war instinktiv an die Luft gegangen. Eine Bank zum Hotelgarten lud zum Ruben ein. Mar setzte sich, doch nicht lange und der Schlaf schloß seine Augen und wie eine Kreißsäge tönte sein Schnarchen. Dieses fürchterliche Geräusch brachte Erich auf des Freundes Spur. Ohne viel Zeremonie rüttelte er ihn auf, nahm seinen Arm und trottete mit ihm ab der gemeinschaftlichen Wohnung zu, wo eine angenehme Ueberwachung sie erwartete.

(Schluß folgt.)

## Die Liebe stirbt nicht.

Erzählung von Emil Frank.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Die Jahre gingen; ich schenkte meinem Gatten einen Anabaer, und mein Glück schien vollkommen zu sein. Doch das Glück ist wandelbar, das erfuhr auch ich.

Tag um Tag suchte ich meines Kindes Auge, seine Seele, ich lauschte auf sein Lallen, wartete auf sein Lächeln. Der Anabe gedieh prächtig. Doch bald kam eine Zeit voll verzehrender Angst und Sorge. Tage, wo ich in namenlosem Mutterweh grollend meine Hände emporhob zum Himmel, der mein Beten nicht hatte hören wollen. Als der Arzt meine Besichtigung bestätigte, mit kühlen Worten sagte, was ich längst ahnte: daß mein Kind taubstumm sei, da war es mir, als habe sich vor mir kirrend die Pforte zum Garten des Glückes geschlossen, da meinte ich, des Himmels Nadeln seien ausgelöscht für mich, düstere, rabenschwarze Nacht umsing meine Seele. Das Kind, das ich über alles liebte, es war zum Unglück geboren; niemals sollte es weiche, warme Liebesworte hören, niemals sollte es ausdrücken können, was die Seele Höchstes und Tiefstes ahnt, träumt, fühlt. In gurgelnden, kaum verständlichen Lauten würde es nach Ausdruck ringen müssen. War das nicht schon Unglück genug?

Doch noch war der Leidenskelch nicht bis zur Reife geleert. Mein Gatte war ein leidenschaftlicher Jäger, und in den Tagen, wo die Sorge um den Anaben meine ganze Seele erfüllte, trieb es ihn noch häufiger aus der unbezaglichen Behausung in die im Lenzschmud prangenden Wälder. Ich langweilte ihn auf die Dauer mit meinen vom Weinen geröteten Augen, mit meinem Lamentieren, mit meinem Grübeln und Zweiseln; er hatte sich schon längst in das Unabänderliche gefunden und konnte nicht begreifen, daß mir dies nicht möglich sein sollte. War er zu Hause, so ließ er sich selten blicken, und kamen wir doch zusammen, so machte ihn meine Unzugänglichkeit für seine Interessen nervös und übelkändig; er gewöhnte sich allmählich daran, außer dem Hause das zu suchen, was ihm in seinem Heim versagt blieb: Zerstreuung, Unterhaltung, Anregung. So lastete doppelter Kummer auf mir; die Erkenntnis, daß ich gegen meinen Gatten im Unrecht war, drängte sich mir häufig auf, aber

andererseits war ich zu sehr verbittert, zu stolz, um dieses Unrecht meinem Mann einzugestehen. Wir lebten auseinander, gingen kühl nebeneinander her, suchten, soweit es ging, jedes längere Zusammensein zu vermeiden.

Die Zeit ging langsam dahin, als hätte sie Bleigewichte an den Füßen. Aber ganz konnte ich mich ihrem milderen Einfluß nicht entziehen, die Wunde, die meines Kindes Unglück meinem Herzen geschlagen, vernarbte nach und nach, ich nahm wieder Anteil an der Außenwelt. Die Liebe zu meinem Gatten, die früher mein ganzes Herz erfüllt hatte, stand wieder auf und ließ mich den festen Entschluß fassen, mit allen Mitteln, die mir zu Gebote standen, an der Herbeiführung der früheren Herzengemeinschaft zu arbeiten. Ich malte mir aus, wie ich ihn bei seiner Heimkehr begrüßen, ihm sein Heim behaglich machen wollte, wie ich Schritt für Schritt mir den Zugang zu seinem Herzen erkämpfen wollte. Ich zögerte nicht einen Augenblick, sondern setzte alsbald meinen Willen in die Tat um. Da mein Gatte augenblicklich zur Auerhahnjagd in Württemberg weilte, schrieb ich ihm einen Brief und sprach darin alles aus, was mich drückte, was ich gefehlt hatte und wie alles gut werden sollte; ich erinnerte ihn an das Glück, das früher unser Hausgenosse war und gelobte, alles zu tun, was in meinen Kräften stand, um es zurückzurufen und festzubalten.

Mir war so leicht, so froh ums Herz, als der Brief vollendet vor mir lag, als wäre jede Minute kostbar, brachte ich ihn wie ich ging und stand zur Post. Und meine Gedanken eilten dem Briefe nach, und in meinem Herzen war den ganzen Tag ein Singen und Klingen, ein Sehnen und Verlangen, ein hohes unbeschreibliches Freuen. —

Da kam der folgende Tag, o, so ein harter, rauher Tag! An ihm ging mein irdisch Glück in Zerben; die Sterne der Hoffnung verschwanden, waren verglommen, und die Nacht der Verzweiflung umgab mich. Ein Telegramm rief mich an meines Gatten Krankenlager. Ich eilte hin und lebte auf der Kabri zwischen Hoffen und Jagen. Das Hoffen war vergebens, mein Mann lag im Sterben, durch einen bis heute nicht aufgeklärten Zufall entlud sich seine Niere, und die Ladung drang ihm in den Leib. Er war dem Tode verfallen, das sah ich. Als er endlich nach langer Bewußtlosigkeit die Augen aufschlug, blickte er mich verwundert, dann erschrocken, endlich zärtlich an, und sein bleicher Mund stammelte abgerissene Worte: „... sehr lieb! ... alles verzeihen ... alles ... adieu!“ Dann ein kurzes Ningen, ein Zucken, ein letztes Aufleuchten in den erlöschenden Augen. ... Ich war Witwe.

Seit jenem Tage ist mein armer, unglücklicher Anabe wieder mein einzig Glück. Für ihn trage ich dieses Lebens harte Bürde. Seine Erziehung ist die einzige Aufgabe, die ich hier noch zu lösen habe. Der Gedanke, von ihm mich trennen zu müssen ist mir unerträglich. Aber werde ich ihm trotz meines Reichtums auch das geben können, was eine unter sachkundiger Leitung stehende Anstalt zu leisten vermag? So soll ich denn wieder Opfer bringen, nichts als Opfer! Ist denn nur für mich kein Trost, kein Strahl des Glückes vorhanden? —

In dieser Stimmung las ich Ihre „Briefe aus der Einsamkeit“, und las sie immer wieder. Erst war es ein rein persönliches Interesse an Ihnen, der Sie in so eigentümlicher Weise meinen Lebenspfad kreuzten. Ich malte mir aus, was Sie alles empfunden aelitten haben mußten. Damals als das Schicksal so hart Sie schlug, Ihre Hoffnungen zertrümmerte. Sie hilflos machte! Aber ich empfand es auch, daß eine große Kraft in Ihnen war, weil Sie so goldene Worte des Trostes geben konnten, Worte, die keiner meiner Freunde, kein Günstling des Glückes zu mir gesprochen hatte. Da entschloß ich mich, Sie zum Vertrauten meines Un Glückes zu machen, vielleicht, daß Sie für eine arme Mutter einen Rat wußten. O, wenn ich es wagen dürfte, Sie einzuladen in meine Einsamkeit! Wenn ich Sie vllagen dürfte zum Danke dafür, daß Sie Ihr Leben selbstlos einsetzten für mich! Schreiben Sie mir offen, wie Sie darüber denken. ...“

Das war der Brief, der Viktor Wenzel wie die köstlichste Frucht vergangener schwerer Leidensstage erschien, der in ihm sofort einen festen Entschluß zeitigte; er wollte Elifens Sohn ein Lehrer voll Liebe sein. Dieser Entschluß erfüllte den einsamen Mann mit einer kindlichen Freude; helle Tränen rannen über sein vom ständigen Aufenthalt im Zimmer faibles Gesicht; wie ein Kind hob er den Brief in die Höhe, als wolle er jemanden teilnehmen lassen an seinem Glück. Er hatte einen Wirkungskreis!

Einem — nein zwei — Menschen konnte er nützen! Die Phönix war ja ein Gebiet, das er seit Jahren pflegte. Es erübrigte ihm noch, einige Zeit an praktischen Übungen teilzunehmen. Das ließ sich in irgend einer Taubstummenanstalt erreichen. Und dann war seine Einsamkeit zu Ende. Es ging zu Menschen, die er liebte, denn er liebte Elifens Sohn einmal um seiner Mutter willen, dann aber auch, weil er ein Halber war, wie er, o nein, viel schlimmer! Tiefes Mitleid erfüllte ihn, ein großes Verlangen, alle seine Kräfte und Fähigkeiten in den Dienst dieser verkümmerten Menschheit stellen zu dürfen.

„Deines, schwaches Herz, warum pochst du noch immer so freudig? Wartest du darauf, daß der Mund noch weitere Gedanken in Worte kleidet, noch einer andern Sehnsucht Ausdruck gibt? Nicht wahr, du jubilierst, weil in dir die Liebe zu dem Weibe nicht erstorben ist, das dich zu sich ruft; jene Liebe, die deiner Jugend Morgen so unvermuthet mit Purpurlicht umlohte, vergoldete; jene Liebe, die deines einsamen Lebens schönste, reinste, tiefste Erinnerung ist und bleiben wird, sie lebt neu auf in dir, sie hat ungekannte Freunde dir gebracht. Ist's nicht so?“

Da ward Wenzel traurig bei diesen Gedanken; daß er auch in solchen Augenblicken nicht selbstlos sein konnte, noch immer an Liebe dachte, an sein Glück, das schmerzte ihn fast. Wie nun, wenn dieses Gefühl in Elifens Nähe stärker wurde, wenn es ihn übermannte, verführte — ihn, den Krüppel! — sich ihr zu offenbaren, was dann?

Ja, was dann?

Lange sann Viktor über alle Eventualitäten nach. Hin-gehen zu ihr wollte er nun einmal, daran war nichts zu ändern. „Lieber Gott, gib mir Kraft, selbstlos zu sein, lenke diese meine törichte Liebe in richtige Bahnen, von dir kommt sie, dir übergebe ich sie, Amen!“ So betete Viktor Wenzel, dann setzte er sich nieder und schrieb an Elifabeth einen langen Brief. Er teilte ihr mit, daß er sich entschlossen habe, ihres Kindes Lehrer zu werden; er wolle sich auf dieses Amt entsprechend vorbereiten, dann siehe er zu ihrer Verfügung.

Vier Monate später hielt Viktor Wenzel seinen Einzug in der Villa Lügler. Elise holte ihn von der Bahn ab. Beim ersten Begegnen schauten sie sich eine Weile wortlos an, dann schüttelten sie sich wie alte, treue Freunde die Hände. Da vergaß Viktor, daß er müde war, die Spätsommersonne, die ihn umtanzte, verfang sich in seinen Augen, und sie leuchteten auf in heller, reiner Freude. An Elifens Seite schien neue Kraft ihn zu erfüllen; unwillkürlich rechte er sich empor, er nahm sich zusammen, daß er nicht eine so traurige Figur wie gewöhnlich machte. Freilich, die Beine waren und blieben steif; er schleppte die widerspenstigen Basallen mühsam nach, er mußte sich in den Wagen helfen lassen. Als er aber erst saß, sah er so gesund und kräftig aus, aus seinen Augen leuchtete Güte und Festigkeit, und seinem Antlitz war der Stempel des Geistigen aufgeprägt, wie er nur solchen Menschen eigen ist, die viel gedacht, erfahren, mit sich gerungen haben.

Reginald Lügler war in den ersten Tagen gegen seinen neuen Lehrer sehr zurückhaltend. Ganz langsam wick diese Schen. Viktor's erste Liebe half sie überwinden. So gewann er allmählich den Knaben ganz und gar. Jetzt erst begann Viktor Wenzel mit dem Unterricht; Reginald mußte seine Finger an den Kestkopf des Lehrers legen, wenn die ausströmende Luft dessen Wänder in schwingende Bewegung versetzte. Doch es gehörte sehr viel Geduld dazu, bis dem Knaben das Geheimnis der Lautbildung, ihre Ursachen und Begleiterscheinungen zum Bewußtsein kamen. Alles andere ging schon leichter, zumal Reginald nicht nur vorzüglich begabt war, sondern auch einen großen Lerntrieb offenbarte. Viktor Wenzel zeigte ihm alles, was in Haus und Garten, Wiese und Feld, Berg und Thal, Großes und Kleines zu sehen war. Bald hatte das Kind die große Kunst des Ablesens von den Lippen völlig erlernt. Die beständige Übung, das liebevolle Eingehen auf seine Eigenheiten, förderten Reginalds geistige Entwicklung ungemein. Freilich hatte die Art seiner Sprache etwas Schwerfälliges, aber er konnte sich doch wenigstens verständlich machen. Mit Tränen in den Augen dankte Elise dem Lehrer ihres Kindes, ihrem treuen Freunde für die selbstlose, opferwillige Liebe, mit der er an Reginalds Erziehung arbeitete. Die Sorge, die sie um des Knaben Zukunft bisher gedrückt hatte, nahm ab und verschwand allmählich. Da lernte sie wieder sich freuen und glücklich zu sein. Durch hingebungsvolle Pflege

suchte sie dem Freunde gegenüber die große Schuld des Dankes zu tilgen.

Und auch Viktor Wenzel war voll stillen, reinen Glückes. Es schien, als sei er beweglicher geworden, seit er Reginalds Erzieher war. Mißmut und Zagheit, die ihn früher in seiner Einsamkeit häufig heimgesucht hatten, wagten nicht mehr, sich ihm zu nähern. Und später, als Reginald, einer angeborenen Anlage folgend, bei einem jungen Künstler zeichnen und modellieren lernte, da wandte sich Viktor Wenzel wieder mehr seiner geliebten Wissenschaft zu; doch ließ er sich von Elise gern zu kleinen Ausflügen und Besuchen bereden, seine frühere Menschlichkeit war von ihm gewichen, er genoß freudig den Umgang eines lieben, vertrauten Kreises.

Still und friedlich gingen die Tage in der Villa Lügler dahin. Reginald hatte sich körperlich und geistig prächtig entfaltet. Jetzt begann er seine Mutter mit Bitten zu besüßeln, ihm den Besuch einer Kunstakademie zu gestatten. Was sollte Elise tun? Durfte sie dem Wunsche des Sohnes sich entgegenstellen, nur weil seine Erfüllung ihr Unbequemlichkeiten, lästige Aenderungen alter Gewohnheiten brachten? Nein! Reginald sollte hinaus, er sollte lernen, auf eigenen Füßen zu stehen, damit er später, wenn sie nicht mehr war, den Anforderungen des Lebens gewachsen sei. Ihr Entschluß war gefaßt: Reginald sollte künftiges Frühjahr nach Dresden übersiedeln. Sie hatte mit Viktor alles besprochen, und er hatte eifrig zugestimmt, jetzt teilte sie auch dem Freunde zuerst ihren Entschluß mit.

Doch was war das: warum erleichte Viktor? Warum erlösch in seinen Augen das frohe Leuchten? Warum legte sich denn so plötzlich ein feiner, feuchter Schleier über seine Augen? Warum pochte das Herz so zag und bang, bäumte sich rebellisch auf? Warum?

Doch das alles dauerte nur einen Augenblick. Dann gewann Viktor wieder die Herrschaft über sich, und mit resigniertem Lächeln sprach er seine Freude über der Freundin Entschluß aus.

Sie plauderten noch eine Weile zusammen. Als Elise das Zimmer verlassen wollte, raffte Viktor sich auf und sagte mit leiser, seltsam verschleierter Stimme: „Wenn Reginald geht, dann ist meine Aufgabe gelöst, und ich kehre in meine Freiburger Einsamkeit zurück.“

Bestürzt hörte Elise ihm zu. Und jetzt auf einmal verstand sie, was ihr vorhin so seltsam erschienen war. Als sie von ihrem Entschluß gesprochen hatte, Reginald nach Dresden ziehen zu lassen, da war Viktor wie verwandelt gewesen, so fassungslos, so bestürzt. Er wollte fort, weil er hier nichts mehr zu tun hatte. Konnte sie ihm das verdenken? Mußte sie nicht vielmehr sein Zartgefühl schonen? Doch der Gedanke, den treuen Freund zu verlieren, erfüllte sie mit einem Schmerz, wie sie ihn seit langer Zeit nicht mehr empfunden hatte. Leise Stimmen in ihrer Brust sprachen Worte voll süßen Manges, Worte von einer aus Dankbarkeit geborenen Liebe, und „Liebe“ hallte es tausendfach in ihrer Seele wieder, und dieses jähe Erkennen brachte ein Glück, wie sie es tiefer und reiner nicht gefühlt hatte, als vor vielen Jahren ihr Herz zum ersten Male gesprochen hatte. Nein, dieses Glück ließ sie sich nicht rauben; sie hatte ein Anrecht darauf, nach soviel Leid und Tränen.

Doch Viktor war ein Krüppel.

Was schadete das denn?

Aber er wird niemals zu ihr von Liebe sprechen, das weiß sie.

Und doch liebt er sie. In dieser Stunde ist ihr das bewußt geworden.

Also sollen sie doch auseinander gehen, sollen sich fortan verzehren in Sehnsucht, sollen wieder einsam sein. —

Nein!

Sie faßte seine Hand, die schlaff, müde herabhäng. Sie sprach sehr leise:

„Viktor, ich lasse dich nicht gehen, denn ich habe dich sehr lieb!“

Nun war es geschehen! Das Weib hatte dem Manne die Liebe bekannt.

Und er schaute sie an — fassungslos — verwirrt — als traue er seinen Sinnen nicht.

Doch die Liebe, die in all den Jahren nicht hatte sterben wollen und können, sie hörte scharf, sah scharf. Sie ließ sich nicht wieder meistern, Gott selbst hatte sie zur Erfüllung geführt, er hatte sie für ihn aufbewahrt als letztes köstliches Kleinod seines entsagungsreichen Lebens.

### Nützliches fürs Haus.

— Um Kaffee wohlgeschmeckender zu machen, muß man vor allem sein Aroma zu fixieren suchen. Dieses geschieht dadurch, daß man die beim Ausschütten aus dem Kaffeebrenner noch glühend heiße Bohnen in einem Siebe mit Zucker überstreut und gut durchschüttelt und wieder siebt, damit eine feine Lage gleichmäßig die Bohnen bedeckt. Der Zucker schmilzt und läßt das Aroma nicht entweichen.

— Um Regenwürmer zu beseitigen, begießt man die betreffende Pflanze mit einer Abkochung von Rosskastanien. Hierzu genügt auf ein Liter Wasser die Anwendung von acht bis zehn Kastanien.

### Unsere Bilder.

— Ein eigenartiger Brauch in der englischen Armee. (Siehe Bild Seite 329.) Das königliche Garde-Grenadier-Regiment hat einer alten Tradition zufolge einen Regiments-Ziegenbock. Es ist stets ein seltsamer Anblick, bei Paraden und anderen militärischen Gelegenheiten den Ziegenbock, geführt von zwei Grenadieren, an der Spitze des Regiments zu sehen.

— Der Straßburger Universitätsprofessor Spahn, (Siehe Bild Seite 331), ein Sohn des ersten Vizepräsidenten des Reichstags, wurde bei der Reichstagswahl im Wahlkreis Hörter-Warburg mit 11 000 Stimmen von der Zentrums-partei gewählt. Sein sozialdemokratischer Gegner erhielt 600 Stimmen.

— Eine Spazierfahrt des russischen Thronfolgers in Bad Nauheim. (Siehe Bild Seite 332.) Mit seinen Eltern, dem Zarenpaare, ist auch der junge russische Thronfolger nach Friedberg gekommen, und macht von dort aus auf dem Zweirad mit einem Hofbeamten häufig Spazierfahrten in die Umgebung des in der Nähe gelegenen Bades Nauheim.

— Josef Rainz †. (Siehe Bild Seite 332.) Der berühmte Hofchauspieler und Tragöde Josef Rainz ist am 20. September in Wien nach langem qualvollem Kranksein gestorben. Der 1858 geborene Künstler genoss in Wien seine Erziehung und schauspielerische Ausbildung, fand Anstellung in Marburg, später am Stadttheater in Leipzig, am Hoftheater in Meiningen und kam später nach München, wo er sich der besonderen Gunst Ludwigs II. erfreuen durfte. Gewappnet mit allen Vorzügen des Wissens und Könnens und mit einer fast kindlichen Freude an seinem Beruf kam Josef Rainz 1883 an das Deutsche Theater in Berlin. Seit dem Herbst 1899 gehörte er dem Verbands des Wiener Burgtheaters an. Aber auch Berlin sah ihn jährlich bei einem längeren Gastspiel und jubelte ihm unermüdet immer von neuem zu, obgleich in den letzten Jahren seine Krankheit schon heimlich manche Willkür seines Spiels, die einst im Einklang mit der Wucht eines ungeschwächten Temperaments stand, zu bitterer Laune und höhnischem Eigenwillen herabgedrückt hatte.

— Zum Kampfe der Türkei gegen das syrische Bergvolk der Drusen: (Drusen in ihrer originellen Nationaltracht.) (Siehe Bild Seite 333.) Die Drusen, ein aus etwa 120 000 Köpfen bestehender kleiner Volksstamm, der im syrischen Berglande zwischen Libanon und Antilibanon heimisch ist, sind von der Türkei niemals ganz unterworfen worden. Ihre nie gebrochene Selbständigkeit kam bisher zum Ausdruck in gewissen Freiheiten und Vorrechten, über die sie mit fanatischer Eifersucht wachen. Daraus entwickelten sich wiederholt blutige Aufstände so grauenhafter Natur, daß im Jahre 1860 Frankreich sich im Namen der gesamten Kulturwelt genötigt sah, ein Armeekorps zur Niederwerfung der Drusen nach Syrien zu entsenden. Der jetzige Zustand des wilden Bergvolkes hat mit seiner Unterwerfung unter die Türkei geendet.

— Zum Berliner Universitäts-Jubiläum. (S. Bild S. 333.) Die Berliner Universität feiert im Oktober das Jubiläum ihres 100jährigen Bestehens. Aus diesem Grunde ist das Gebäude vollständig renoviert worden, um bei den Veranstaltungen ein festliches Gewand zu haben.

### Rätselecke.

Bezierbild.



Wo ist der Dritte im Bunde,  
Karo, der kluge Hund?

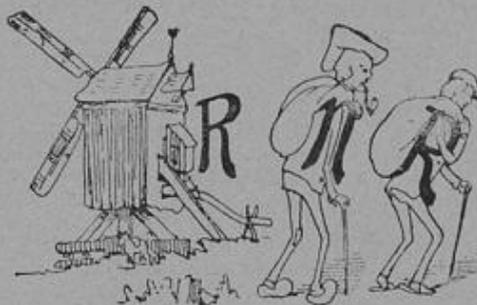
Rätsel.

Ich bin ein Dichter, dir bekannt:  
Als Werkzeug kennest du mich wieder.  
Werd' ich mit anderem Stoff genannt,  
Senk' ich mich kühl zur Erde nieder.

Logogramm.

Die heilige Nacht senkt sich hernieder,  
Vereint in trauriger Stunde wieder,  
Was lag getrennt durch Meer und Land;  
Doch was sich fern, hat froh die Hände  
Geregt zu meines Wortes Spende,  
Die weit erteilt als Liebespfand  
Bis zu dem fernsten Worte hin  
(Ein Zeichen anders nur darin).

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Zitaten-Rätsel: „Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden.“

Rhythmogramm: Brasilien, Kabe, Asien, Sieben, Irene, Lilia, Insel, Esel, Niere.

Buchstaben-Rätsel: Miegel, Siegel, Tiegel, Ziegel.

Rebus: Frauenbewegung.



## Ein Ferienbummel.

Erzählung von Emil Frank.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Die beiden Damen saßen auf der lauschigen Veranda. Sie hatten sich den Eigentümern der Villa vorgestellt und erklärt, die Ankunft der Herren erwarten zu wollen. Die Stunden gingen langsam dahin, 11, 12, 1. Kosend strich der Abendwind durch den wilden Wein. Leise murmelte ein kleiner Bach und erzählte den schlummernmüden Blumen alle Tage dasselbe Stück: er pries die Schönheit der Berge. Diese selbst ragten wie die Finger einer Gigantensauft in den stahlblauen Nachthimmel. Silbern flutete des Mondes Licht um ihre Scheitel. Wie dunkle Nachtmäntel nahm sich der breite Waldgürtel aus, während die nackten Firnen weiß schimmerten und strahlten. Aber selbst dann, wenn die Natur alle ihre Reize vor unserem staunenden Auge entfaltet, kann der müde Mensch auf die Dauer den Schlaf nicht bannen. Brita Gruber sagte: „Allgemach wird die Geschichte langweilig, und ich schlage vor, wir gehen zur Ruhe. Wer weiß, wie lange wir auf die beiden noch warten können, ehe sie uns die Ehre ihrer Anwesenheit antun.“

„Ach bitte, noch ein Weilchen,“ erwiderte Edith, „drück dich ein bißchen in die Ecke. Ich bin zu neugierig, was sie für Gesichter machen, wenn wir ihnen hier plötzlich entgegen treten.“

Es dauerte nicht lange, so hörte man ein ganz eigentümliches Geräusch. Das ging immerfort: ratsch, — sch — sch, als wische jemand mit Energie allen Schmutz von den Häusern ab. Dann war es wieder still. — Plötzlich setzte eine arg verknüllte Stimme ein: „Das war der Herr von Kobenstein“ usw. „Mensch, Max, laß doch einzigen Unsinn sein — du bist ja der reine Hampelmann,“ sagte der andere.

Dieser andere war natürlich Erich.

„B—b—itte, i—ch b—in kein Hampelmann,“ die letzte Worte sprudelte er nur so heraus, „aber m—mir ist ganz kammiballisch wohl, hopja.“

„Dumme Geschichte,“ schimpfte Erich, „erst muß ich diesen Menschen in allen Pfügen suchen, bis ich ihn schließlich auf einer Gartenbank schlafend finde, und jetzt haben wir zu gewärtigen, daß sie uns wegen Ruhestörung beim Stragen nehmen.“

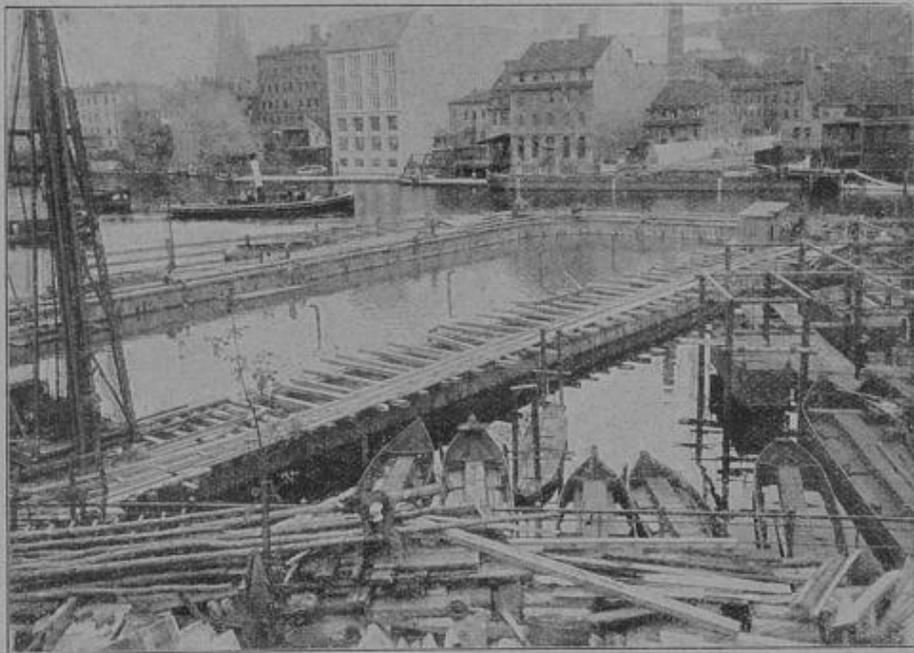
„W—w—warum hast du mich nicht schlafen lassen, hopja,“ stammelte Max, „ich hatte ja die Bisttentarte am Rod.“

Endlich hatte Dr. Sondermann seinen Freund vor der Villa. Ein bißchen selig war er ja auch, aber Max hatte einen Affen von riesigem Gewicht. Dabei hatte er nicht viel getrunken. Erich stellte den „ranken Mann“ gegen die Wand. Max blieb ruhig stehen, wenn er sich auch absolut nicht dazu bequemen wollte, still zu sein. Jetzt war die Gartenpforte entdeckt. Die Reise konnte weiter gehen. „Nun bitte ich dich aber, Max, sei endlich ein bißchen ruhig, wir blamieren uns ja ganz kolossal,“ mahnte Erich. „Bin ich auch, bin ich auch,“ brummte Max und balanzierte an des Freundes Arm die Treppen zur Veranda heran. Oben lehnte ihn Erich wieder gegen die Wand und suchte angelenklich nach dem Hausschlüssel, als ihn plötzlich jemand am Arm anfaßte und eine gedämpfte Damenstimme ihn begrüßte: „Guten Abend, Erich, du hast mich wohl hier nicht vermutet.“

Verblüfft drehte Erich sich um. Er vergaß sogar den Freund und stammelte einige Begrüßungsworte. Da löste sich aus dem Dunkel der Veranda noch eine zweite Gestalt. — „Guten Abend, Brita, Kinder, ist das aber eine Ueberraschung,“ sagte Sondermann.

„Die Ueberraschung ist wohl ganz auf deiner Seite,“ sprach Frau Edith, obgleich sie sich vor Lachen nicht halten konnte.

„Na, laß nur gut sein,“ lenkte



Zum Ausbau der Berliner Untergrundbahn: Bau eines Tunnels unter der Spree.

sie wieder ein, „nimm dich lieber des Häuschens Unglück, da an.“

Häuschens Unglück war ja nun nicht gerade schmeichelhaft, aber allzu wahr, denn Max Koloff, des langen Stehens müde, hatte sich ganz allmählich in eine hochende Stellung gebracht und schloß den Schlaf der Gerechten. Erich mußte ihn ziemlich nachdrücklich bearbeiten, bevor er ihn auf die Beine brachte. Kaum aber merkte Max, daß Damen in der Nähe waren, so nahm er sich ganz gewaltig zusammen. Die Begrüßung kam ja ein bißchen schlotterig heraus, aber es ging doch wenigstens. Krampfhaft stetzte er in die oberen Regionen ab. Dort drückte er sich auf die Seite und ward nicht mehr gesehen. Auch Erich ward mit Rücksicht auf die vorgerückte Stunde sofort entlassen.

War das ein Abend!

Am nächsten Morgen ging Erich ziemlich geknickt in das Zimmer seiner Frau. Wertwürdig, er hatte einen Kater. In diesem Zustande ist man bekanntlich für Regungen des Gewissens am leichtesten zugänglich, und wenn auch Erich durchaus kein Pantoffelheld war, so war ihm die ganze Geschichte doch höchst fatal. Ihn wunderte nur, was seine Frau eigentlich veranlaßt hatte, so früh, ohne seinen Brief abzuwarten, hierher zu kommen. Frau Edith schmolte erst ein bißchen, natürlich zum Schein; schließlich bequemte sie sich doch, Erich die Sache zu erzählen. Sie zeigte ihm die Karten seines Freundes, die immer abwechselnd an eine von den Damen gerichtet waren. Jetzt begriff Erich natürlich sofort. „Habe ich es nicht gleich gesagt, daß er mit seinem Startenschreiben noch irgend einen Unsinn begehrt?“ dachte er. Max ließ sich vorläufig nicht sehen. Dr. Sondermann suchte ihn auf. Er schloß fest. „Na, dann nicht.“ brummte Erich und ließ ihn ruben. Er war auch gespannt, was Max wohl für ein Gesicht machte, wenn er die beiden Damen unten traf.

Endlich raffte Max sich auf. Sein Blick schweifte unsicher durch den Raum: Postausend, habe ich einen Brummischädel, das war sein erstes Wort. — Na, er machte sich doch trotz allem fertig und suchte Erich auf. Max war arg niedergeschlagen; schweigend trank er seinen Kaffee. „Du, Erich, ich habe wohl gestern einen festen Faden gehabt,“ fragte er.

„Es ging,“ gab Erich zur Antwort, „wie du dazu gekommen bist, ist mir allerdings rätselhaft. Du warst gestern ein bißchen schwer zu behandeln. Nun wollen wir aber auf die Veranda gehen, meine Frau und Schwägerin erwarten uns.“

Wie ein Opferlamm folgte Max seinem Freunde. Es war ihm furchtbar unangenehm, in seinem gedrückten Zustande sich den Damen präsentieren zu müssen. Wie ward ihm aber erst zu Mute, als er seine beiden Reifegefährtinnen erkannte! Die Damen weideten sich einen Augenblick an seinem verblüfften Gesicht. Dann sagte Frau Edith: „Sehen Sie, Herr Koloff, man darf niemals die Hoffnung auf ein Wiedersehen, fuhlen lassen. Ihre Karten, für die wir übrigens noch bestens danken, haben uns bewogen, noch vorher als es ursprünglich unsere Absicht war, die Subeten aufzusuchen. Nicht wahr, Sie freuen sich doch, uns so unvermutet wieder-zusehen?“

Max Koloff stammelte einige Phrasen, und damit war die Geschichte erledigt. Edith und Brita sprachen nicht mehr darüber, sie waren mit dem Erfolg ihrer kleinen Komödie völlig zufrieden.

## II.

Wer gab dir, Minne, die Gewalt,  
Daß du so gar gewaltig bist?  
Du zwingest beides, jung und alt;  
Dawider frommt nicht Kunst noch List.  
Walter von der Vogelweibe.

Max Koloff gestand sich zum so und sovielten Male, daß es sich jetzt „göttlich“ hier leben lasse. Sein kritisches Gesicht hatte er einstweilen abgelegt. Meist strahlte er vor Wonne und Seligkeit. Brita Gruber hatte es ihm einfach angetan. Lichterloh brannte der Liebe Flamme in seiner Brust. Wie gesagt, er war „weg“. Zwar hatte ihn so eine Vorahnung kommender Liebe schon damals im Zuge erfüllt. Damals hart die Geschichte aber doch noch wenig Aussichten. „Wer weiß, ob ich Euch wiederseh“, konnte er sagen. Das „Euch“ muß unterstrichen werden, denn es war eigentümlich, damals gefielen ihm beide Damen. Nachdem die ganze Tragikomödie sich in so unvorhergesehener Weise entwickelt hatte, war naturgemäß Brita diejenige, welcher seines Herzens Jubel und Hoffen, Sehnen und Bangen galt.

Brita war so ziemlich das Ebenbild ihrer um vier Jahre älteren Schwester: dieselbe reizende Gestalt, dasselbe präch-

tige Gesicht, von einer Fülle schimmernden Goldhaares umrahmt, dieselben lachenden, sprechenden Augen, aus denen es hell wie Sonnenchein leuchtete, sie besaß auch dieselbe köstliche Frische und Natürlichkeit. „Ein ideales Mädel“, urteilt Max und blickte bewundernd Brita an, die ihn in Gnaden zum Ritter erkoren.

Beim Morgentasse machten Erich und Max meist die Pläne für den Tag. „Wie wäre es heut mit einem Ausflug nach Schreiberhau? Dort wohnt ein Onkel meiner Frau, den können wir bei dieser Gelegenheit besuchen. „Sind sehr nette Leute. Bist du einverstanden?“ fragte Dr. Sondermann. „Mir ist alles recht,“ gab Max Koloff zur Antwort; er hatte noch etwas hinzusehen wollen, behielt's aber wieder für sich. Ueberhaupt spielte er wieder einmal den Geheimnisvollen, genau so, wie bei der Ansichtskartengeschichte, durch die sie so furchtbar in die Nesseln gekommen waren. Natürlich wußte Erich diesmal Bescheid, man konnte es Max ja an seiner Nase ansehen, was ihn bewegte. — Es währte nicht lange, so erschienen die Damen, und Erich trug ihnen seinen neuen Plan vor. „Famos,“ riefen beide so ziemlich einstimmig und Frau Edith setzte noch hinzu: „Erich, das ist wirklich ein ganz famoser Gedanke, zu Onkel Siebenwarth hinauszufahren. Wird der sich freuen!“

Man ging sofort ganz energisch an die Vorbereitungen, und in Kürze setzte sich die kleine Gesellschaft nach dem Bahnhof in Bewegung. Max Koloff stapfte wie gewöhnlich neben Brita. Er begnügte sich vielfach mit der stummen Sprache seiner Augen, die eigentümlich verklärt auf dem süßen Mädel ruhten. „Warum redet er nicht?“ dachte Brita, „sieht mich immerfort an, zieht die Nase kraus, läßt seinen buschigen Schnurrbart hängen und ist stumm wie ein Fisch.“ Ahnte sie denn wirklich nicht, was mit ihrem Begleiter vorging? Na, da hätte sie doch kein Weib sein müssen! Eben darum sollte er erst recht reden. Die Straße war einsam. Erich und seine Frau schritten nicht so unternehmend darauf los wie das erste Paar. Der Abstand zwischen ihnen wurde größer und größer. Leuchtenden Auges sah Max in die herrliche Landschaft. Sie war ihm wie eine entzückende Staffage für das Bild der einen, die an seiner Seite schritt, die sein Herz erfüllte. Er mußte stehen bleiben, mußte sprechen, ihm war das Herz so voll. Leise, zaghaft, sagte er Brita's Hand. Und er sah in ihre sonnenhellen Augen. „An Ihrer Seite ist die Welt noch mal so schön. Mir ist heute so feierlich zu Mute, just wie als Knabe, wenn ich am Sonntagmorgen die ausgegangene Sonne betrachtete, ob sie wohl auch einen Sonntagssanzug anbekommen hatte. Faktisch, so ist mir zu Mute, vielleicht noch seliger . . .“

Kein, so ein Pech; er hatte noch so viel sagen wollen; da raste ein Auto heran, in eine Wolke von Staub und Benzindunst gehüllt. Er hatte gerade noch Zeit, Brita und sich in Sicherheit zu bringen, da sauste es auch schon vorüber. Wie einen körperlichen Schmerz empfand er diese Störung, diesen Sturz aus allen Illusionen. Er krauste seine Nase und sah dem Ungetüm bitterböse nach. „So 'ne Gemeinheit,“ brummte er für sich, „nun habe ich den Faden verloren, und da ist auch schon der Bahnhof.“

„Ja, 's war ein eigentümlicher Mensch dieser Max. Schüchternheit gehörte sonst nicht gerade zu seinen Tugenden oder Untugenden. Aber seit die Liebe ihn erfüllte, war er so zaghaft geworden, betrachtete ganz gegen seine Gewohnheit oft minutenlang sein Spiegelbild, sein Haar, das an den Schläfen sich merkwürdig lichte, die Linien um die Augen und fragte sich jedesmal: „Wird sie mich auch lieben können? Ich werde doch miserabel alt.“

Also diesmal war aus seinem vorsichtigen Liebeswerben nichts geworden. „Und das hatte mit seinem Schnausen das Automobil getan,“ konnte er frei nach Heine singen.

Onkel Siebenwarth besaß in Schreiberhau eine bedeutende Fabrik. Sein Großvater hatte ganz klein angefangen, hatte sich eine kleine Glasbläse eingerichtet, in der er mit einem Gesellen und einem Arbeiter schaffte. Daraus hatte sich dann im Laufe der Zeit die große Glasfabrik Siebenwarth und Söhne entwickelt. Um die Zeit, als Max und Brita, Erich und Edith vom Bahnhof aus sich der Glasfabrik näherten, stand Herr Siebenwarth auf der Veranda seiner niedlichen Villa und fütterte die Vögel. Das tat er jeden Tag, Sommer und Winter, es war ihm zu einer lieben Gewohnheit geworden, und vor jeder Abreise trug er Sorge, daß seine kleinen Lieblinge nicht zu kurz kamen. Es war ein behagliches Bild: Der alte Herr mit dem runden, freundlichen Gesicht. Jetzt war er mit seiner Arbeit zu Ende, und

sein Blick schweifte über den weiten Hofraum, der an beiden Seiten in einen wohlgepflegten Garten überging. Da sah er am äußersten Gitter die vier Ankömmlinge, die zwei Damen in ihren hellen lustigen Gewändern. Siebenwarth beschattete mit der Hand seine Augen, um besser sehen zu können. „Donner und Doria," rief er mit seiner dröhnenden Stimme, „wenn das nicht meine lieben Nichten sind, will ich nicht Hans Siebenwarth heißen." Dann rief er ins Haus hinein: „Lore, Luise, Willy, kommt mal fix ran, wir kriegen Besuch." Nun machte er sich auf den Weg. Ohne viel Umsände umfaßte er erst Edith, dann Brita, gab jeder einen schallenden Kuß, schüttelte dann Erich die Hand und begrüßte auch Max Koloff, den Edith vorstellte, mit aller Herzlichkeit. „Na, 's ist tabellos, daß ihr gekommen seid. Tante und ich wollen in einigen Tagen n' bißchen nach Marienbad." „Nu mal aber ran," setzte er hinzu, „erst 'n kleinen Imbiß, dann geht die Geschichte besser." — Er führte seine Gäste denselben Weg, den er eben gekommen war. Oben auf der Veranda erschienen zwei Damen und ein junger Herr: Tante Siebenwarth, nicht weniger komplett als ihr Gemahl: Luise, ein kleines, rundes, pausbäckiges Mädel, und endlich Willy Siebenwarth, ziemlich groß, breitschulterig, mit strohgelbem Schnurrbart und kurzgeschnittenem Haar. Etwas überaus Gutmütiges leuchtete von den Gesichtern der Familie, etwas robust Gesundes. Tante Siebenwarth streifte lächelnd Brita und ihren Begleiter Max, der noch immer nicht von ihrer Seite wich und ein bißchen verlegen bei den Begrüßungsfeierlichkeiten ausgeschaut hatte. In ihren Augen lag die Frage: „Na ist 's oder wird 's?", womit sie natürlich ein Herzensbündnis meinte. Brita errötete unter diesen fragenden Blicken und die Tante lachte nun laut heraus, ein breites behagliches Lachen. Nun ärgerte sich Brita. Warum mußte sie auch wie ein Schulfund erröten?

Der Imbiß wurde aufgetragen. Er war so reichlich, als gälte es einer ausgehungerten Kompagnie auf die Weine zu helfen. Onkel Siebenwarth führte das Präsidium, und seine Stimme dröhnte durch das allerliebste eingerichtete Esszimmer, als kommandierte er eine ganze Brigade. „Mädel, du bist ja garnicht," rief er Brita zu: „immer ran, bitte, da ist Kaviar, hier Frankfurter. Ach was, danken dafür bekommst du nichts! Wir sind doch nicht etwa verliebt, he?" Er sah ihr lustig zwinkernd in die Augen; Brita errötete wieder, und Tante Siebenwarth und ihre Tochter sicherten um die Wette.

Nach dem Frühstück führte Onkel Siebenwarth seine Gäste durch die Fabrik. Max interessierte sich sehr lebhaft für den ganzen Betrieb. Brita war vor allem über die Lage des ganzen Etablissements entzückt. „Ach ihr wißt ja garnicht, wie schön ihr hier wohnt," rief sie ein ums andere Mal: „Das wissen wir wohl," erwiderte der alte Siebenwarth, „wir sind auf unsere prächtige Gegend ganz furchtbar stolz." „Um, man könnte sich hier vielleicht antausen," meinte Max gelegentlich zu Brita. „Hätten Sie das wirklich vor?" sprach seine Begleiterin ganz enthusiastisch. Hätte Max nur reden wollen, die Gelegenheiten war doch so günstig. Aber er tat's nicht! 's war unbegreiflich.

Im Laufe des Nachmittags zogen sich die Damen zurück, um ein wenig der Ruhe zu pflegen. Max machte Entdeckungsreisen auf eigene Faust. Er fühlte sich hier ganz heimisch. Sorglos schlenderte er ins Tal hinab. Nach langer Wanderung kam er an einen Teich. Selbstverständlich stand ein Wirtshaus dran. Max bestellte etwas zu trinken und besichtigte dann den Teich. Da lag ein Kahn am Ufer. Max aber konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich dem alten Kasten anzuvertrauen. Sonst war ja Rudern nicht gerade sein Fall; wohl, wenn es andere besorgten. Aber das war ja hier nicht gut möglich. Er stieg ein. Schon die ersten Ruderschläge hätten ihn vorsichtig machen müssen. Der Kahn hatte nämlich zwei Eigentümlichkeiten: erstens schlug Max beim Einziehen mit den Ruderschwänzen jedesmal an seine Arme, zweitens ging der Kahn immer ganz anders als Max es wollte. „Es fehlt mir einfach an Übung," sagte er, „wollen ihn schon kriegen." Im richtigen Schneidtempo fuhr er durch die spiegelglatte Flut. Bald wurde ihm die Geschichte langweilig und er wollte landen. Das wollte aber der Kahn nicht; der trieb mit konstanter Bosheit immer weiter vom Lande ab. Nun wurde Max fuchsteufelswild. „Zusame Kreatur," schrie er, „ich will dir deinen Meister zeigen." Er holte weit aus, klatschend schlugen die schweren Ruderschwänze ins Wasser, daß ihm die blauen Tropfen nur so um die Nase spritzten. Der Kahn gehorchte trotzdem nicht. „Und du mußt," rief

Max und legte noch weiter aus. Das half. Max arbeitete wie ein Pferd. Dicke Schweißtropfen rollten ihm über das Gesicht. Vor lauter Befriedigung vergaß er alle Rücksicht auf seine langen Beine. Er zog das linke Knie in die Höhe, um sich besser entgegenzustemmen zu können. „Nitsch," ging es mit einem Male; er hatte mit so einem Haken an der Ruderschwanz seinem Beinleid einen Riß von etwa 20 Zentimetern beigebracht. Entsetzt starrte er die klaffende Öffnung an. „Meine Einjälle sind doch keinen Schuß Pulver wert," konstatierte Max in rührender Selbsterkenntnis. Merkwürdig, der Kahn ging jetzt fast von allein die ihm von Anfang angewiesene Bahn. Erschöpft, beschämt sprang Max hinaus. Er sah aus, als hätte er eine Wasserpartie mitgemacht. Aus dem klaffenden Riß sickerte langsam Blut, sein Anzug war mit Wasser und Schlamm bespritzt. Kurz, Max machte einen bemitleidenswerten Eindruck. In dem kleinen Wirtshaus reinigte er sich notdürftig, reparierte seinen Riß, dann zog er langsam und ermüdet ab. So konnte er sich bei Siebenwarths kaum sehen lassen; ohne Abschied abzusagen, ging auch nicht an, vielleicht traf er einen von den Herren, dem er sein Malheur erzählen konnte. In solchen Dingen hatte er nun einmal Pech, das war klar. So lief er auch dieses Mal der ganzen Gesellschaft in die Finger. Daß Brita am Arm des jungen Siebenwarth hing und sich anscheinend recht lustig mit ihm unterhielt, vermochte Max auch nicht in bessere Laune zu versetzen.

„Mein Gott, Herr Koloff," rief Brita, „wie sehen Sie aus! Es ist Ihnen doch weiter nichts passiert?" Der Ton klang aufrichtig und besorgt; zu jeder anderen Zeit hätten ihn diese Worte ganz glücklich gemacht, heute, in seinem derangierten Zustande überhörte er das Herzliche. Die kritischen Falten auf seinem Gesichte wurden markanter, die Nase krauste sich. Unterdessen waren alle herangelommen. „Was in aller Welt hast du denn angestellt, du siehst ja fürchterlich aus," fragte Erich. — Max würgte erst ein bißchen, er wollte ja nicht ausfällig werden. „Ja," erwiderte er mit seinem alten melancholischen Tonsfall, „ich habe eben mal wieder so eine dumme Idee gehabt bin stahn gefahren und darunter hat meine Schönheit ein bißchen gelitten. Ich glaube, 's ist das Geheißteste, ich fahre allein nach Hirschberg, denn so kann ich mich neben den Damen ja unmöglich sehen lassen." — Onkel Siebenwarth schüttelte mit dem Kopf und sagte so recht behaglich: „Ach das soll sich wohl reparieren lassen." Brita schien angelegentlich nachzudenken. Dann sagte sie: „Natürlich läßt sich das reparieren. Herr Koloff bekommt erst einen Verband, dann schnallt er sich von Willy ein Paar Samaschen um, dann merkt kein Mensch etwas von dem Unfoll." Der Vorschlag war zu vernünftig, als daß Max ihn nicht dankbar hätte aufnehmen sollen, zumal er ja von Brita kam. Bald war das kleine Intermezzo veraessen und auch Max taute wieder auf.

In den nächsten Tagen entspann sich zwischen Schreibebau und Hirschbera ein ziemlich lebhafter Verkehr. Zum mindesten kam Willy Siebenwarth auf seinem Automobil mitunter brachte er seine Schwester und die Eltern mit. Dann wurde es immer furchtbar gemüthlich. Andere Bekannte der Siebenwarths schlossen sich bei solchen Gelegenheiten an und man feierte ganz nette Feste. Picnic italienische Nacht, Ausflüge. Die junge Welt spielte wohl auch Tennis, wobei Max freilich zur Disposition gestellt werden mußte, sntemalen er meist eine heillose Konfusion anrichtete.

Diese Lawn-Tennis-Partien waren für Max eine Quelle bitterer Leiden. Und das verhielt sich so. Britas Partner war jedesmal Willy Siebenwarth. Warum mußte es ungerechnet dieser Mensch sein der dann auch nach beendigten Spiel mehr bei Brita blieb, als es gerade nötig war. Wozu kam er denn überhaupt täglich auf seinem weißen Unactium von Automobil herausgerast? Max war also kritischer denn je. Es war ein einziges Glück, daß Brita ihm wenigstens bei den Ausflügen treu blieb, sonst wäre er in seiner Stimmung einfach über alle Berge gegangen. Er nahm es sich felsenfest vor, bei der nächsten passenden Gelegenheit sich Brita zu entdecken; dieser Zustand des Hangens und Bangens war ganz miserabel.

Lange wollte sich diese Gelegenheit nicht bieten. Die Tage gingen im Kluge. Nicht lange mehr, dann zerstreute sich die kleine Gesellschaft, ein anderer kam und eroberte ihm Brita.

Die Gesellschaft war vollzählig. „Auf in die Stadt," sagte der alte Herr Siebenwarth. Der Vorschlag wurde mit



Der russische Botschafter in Paris, Nelidow.

Zübel begrüßt. Man brach rasch auf. Brita hatte etwas vergessen und eilte zurück. Max erwartete sie. Lachend und scherzend gingen die anderen voraus. „Jetzt oder nie,“ dachte Max. Doch nun konnte er wieder nicht die richtigen Worte finden. Er redete so drum rum, kam aber nicht zum Ziele. Sein Herz klopfte ihm so ungestüm. Hätte ihn Brita nur ein bißchen ermuntert, so wäre er schon zustande gekommen. Sie aber sah schweigsam und erwartungsvoll vor sich hin. Was Max wollte, wußte sie ganz genau. Und sie hatte ihn wirklich lieb gewonnen, trotz aller seiner Eigenheiten. Aber sie konnte mit dieser Wahrheit nicht einfach herausplätzen. Das ging doch nicht! — Das alles spielte sich natürlich in unglaublich kurzer Zeit ab. Max hatte sich gefaßt. Er nahm sich im Geiste selbst beim Aragen und gab sich einen energischen Ruck. In diesem Augenblick erschien Willy Siebenwarth auf der Bildfläche. „Herrschaften, ne famose Idee!“ rief er aus; „wir machen einen Wettlauf. Die Damen bekommen 50 Schritt Vorsprung. Ziel ist das kleine Häuschen am Damm.“ Damit ging er wieder ab. Nun soll mal einer nach einer solchen Unterbrechung eine Liebeserklärung machen! Einfach unmöglich.

Max lief nicht mit. Ihm war unbeschreiblich elend zu Mute. Er trotzte ganz unbedürftig um die anderen seinen Paß. Endlich bemerkte ihn Erich. „Da ist schon wieder einmal etwas nicht in Ordnung,“ dachte er und blieb stehen. „Was fehlt dir denn, Max,“ fragte Dr. Sondermann teilnehmend. „Nichts,“ gab dieser verdrossen zur Antwort, dann setzte er hinzu: „Ich will fort.“ Erich, in der Meinung, daß es sich um ein Separatvergnügen handle, das Max sich leisten wollte, sagte ganz trocken: „Schön!“ Da brauste Max auf: „Den Teufel ist das schön.“ „Hör mal,“ unterbrach ihn der andere, „du wirst ja ganz ruppig, sprich dich doch mal aus, was dir in die Nase gefahren ist.“

Und Max erzählte; es sprudelte ihm nur so von den Lippen. Er sprach von seiner Liebe zu Brita, von seinem vergeblichen Versuchen, sich ihr zu erklären, von dem Auto als Hindernis, von Willy als störendes Glied der Gesellschaft.

„Na, wegen Willy kannst du dich wirklich beruhigen, das ist nichts wie Jugendfreundschaft, sie sind ja so nah verwandt. Wegen Brita weiß ich natürlich nichts Positives. Frauen sind in diesem Punkte unberechenbar. Du mußt eben die nächste Gelegenheit beim Schopf fassen, ich glaube nicht, daß

sie dir einen Korb gibt. Ich brauche dir wohl nicht erst zu versichern, wie sehr ich mich freuen würde, wenn ich am Ende dieser herrlichen Ferientage dich als Verwandten in die Arme schließen könnte,“ so sprach Erich, und Max hätte eben nicht Max sein müssen, wäre er in seiner düsteren Stimmung geblieben. Im Gegenteil, er wurde recht aufgeräumt und unterhielt in seiner köstlichen Weise die ganze Gesellschaft.

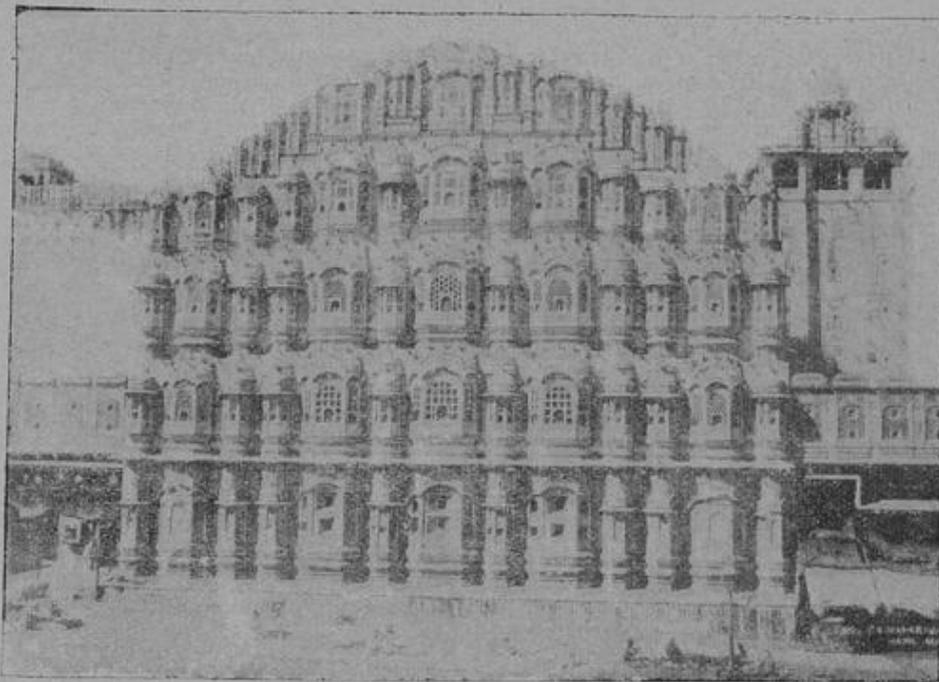
Bevor man am Abend auseinanderging, sagte Onkel Siebenwarth: „In Kürze reisen wir von Schreiberhau ab. Da wäre es doch schön, wenn wir noch vorher einen größeren Ausflug, etwa zur Koppe, machten. Die Wetteraussichten sind günstig. Wenn es den Herrschaften recht ist, setzen wir gleich den morgigen Tag fest. Wir treffen in der Niesenbaude zusammen und stiefeln dann gemütlich los.“

Alle waren einverstanden. Die Einzelheiten wurden noch besprochen. Dann trennte man sich mit einem herzlichen „Auf Wiedersehen.“

Es war ein herrlicher Augustmorgen. Hier oben merkte man noch nicht viel davon, daß der Sommer so langsam seine sieben Sachen packte, um abzureisen und dem Herbst den Platz zu räumen. An diesem Augustmorgen war es im Walde so köstlich frisch, wie im Mai; nur daß die meisten der kleinen Konzertmeister müde geworden waren und nur ab und zu einen schüchternen Versuch mit ihrer Stimme machten, als wollten sie sie nicht einfrosen lassen. Sonst aber lachte die Sonne und lugte so schelmisch neugierig durch des Waldes grünes Zelt, wo auf schwellendem Teppich des Menschen Fuß lautlos dahinschreitet.

Was ist es doch etwas köstliches um solch eine Wanderung! Jedes rieselnde Brünnelein ladet zum Trinken ein und ruft: „Komm, es kostet nichts, und es schadet nichts, und es schmeckt gut.“

Der gemeinschaftliche Treffpunkt, die Niesenbaude, war erreicht. Beiderseits hatte man den größten Teil des Weges mit der Bahn zurückgelegt, die ja auch im Riesengebirge bis an den Fuß der hehren Niesentempel kommt, die Gott sich hie und da selbst gebaut hat, und die seiner würdig sind. — In der Niesenbaude herrschte ein Leben wie in einem Bienentörl. Überall, wo nur ein Plätzchen frei war, standen und saßen die Menschen und die Kellnerinnen hatten alle Hände voll zu tun, um die verschiedenen Wünsche aller zu befriedigen. Draußen war es jedenfalls gemütlicher, und so brach denn auch unsere Gesellschaft auf, um den Weg in Zickzacklinien hinaufzusteigen zur höchsten Warte im ganzen Mitteldeutschland, zur Schneekoppe. Rübezahl war ausnehmend guter Laune. Gutmütig listete er den Schleier, der sonst meist über sein weites herrliches Reich gebreitet ist.



Das Erkerhaus in Haidarabad.

All die Felsjachen, grüne, lachende Täler lagen ausgebreitet vor der Menschen Augen, die oben zwischen der Kapelle des heiligen Laurentius und dem neuen Koppenhotel „Adlershöhe“ standen.

„Wollen machen, daß wir herunter kommen,“ sagte Herr Siebenwarth, „hier oben zieht es ganz abscheulich.“

„Wohin?“ war die allgemeine Frage.

Onkel Siebenwarth schlug den Abstieg zum Westfuß der Koppe vor, wo in einer Entfernung von etwa 5 Kilometer von derselben sich die stundenlange Hochebene des Koppenplanes sich ausbreitet. „Wenn wir uns recht beeilen, bekommen wir in der Hampelbaude sicher noch ein Unterkommen, denn für heute dürfte es mit dem Abstieg nichts mehr geben, es wird zu spät.“

Herr Siebenwarth war in den Sudeten, speziell im Riesengebirge, ein alter Veteran. Seine Meinung war maßgebend. Man war auch herzlich froh, als man in der Hampelbaude die tröstliche Versicherung erhielt, man wolle die Zimmer bereit halten, denn die meisten der Wanderer waren recht schaffener müde. Mit Wohlbehagen wurde das Souper eingenommen. Onkel Siebenwarth hatte es bestellt. Das

Wie hatte ihn diese Szene verändert! So hingebend weich. Und was er sagte, leuchtete aus seinen Augen, und Brita zögerte nicht. Sie sprach: „Ich will, denn ich hab dich lieb!“ Da klang es ihm in den Ohren wie brausende, berausende Musik, und er zog sie an sich und küßte ihren Mund. Und sie gab ihm alle seine Küsse redlich wieder. —

Des Abends Schatten senkten sich über die Erde. Die beiden Liebenden merkten nichts davon. Sie waren ja so glücklich. Doch endlich sagte Brita: „Komm, Liebster, laß uns nun zurück gehen.“ Da kamen auch schon die anderen an. „Wo steckt ihr denn eigentlich?“ fragte Erich. „Ach, wir wollten nur die Aussicht auf die Teiche genießen,“ gab Max trocken zur Antwort. Dann, als er Erich einen Augenblick allein hatte, flüsterte er ihm zu: „Hurra, ich habe das Glück gefunden, Brita ist mein.“ Dr. Sondermann gratulierte so laut, daß auch die anderen darauf aufmerksam wurden, und nun gab es ein allgemeines Jubeln. „Zurück, zurück,“ kommandierte Onkel Siebenwarth, „ein solches Ereignis muß entsprechend gefeiert werden. Wollen einmal sehen, ob wir nicht noch eine Bowle machen können.“

„Das muß Max besorgen,“ meinte Erich, „auf diesem Ge-



Der Zar und das hessische Großherzogspaar  
an der Kaffeetafel während eines Automobilausflugs nach der Ruine Münzenberg bei Friedberg.

konnte man merken. Nach dem Abendessen zerstreute sich das junge Volk, und Max schloß sich ein wenig Brita an, die wenigstens den Ausblick nach den von schroffen Felsen umfäumten Teichen genießen wollte. Sie bog in einen Felsentweg ein, der höchst beschwerlich hinabzusteigen war. Galant bot Max der Dame seinen Arm, und sie nahm ihn dankbar lächelnd an. Wie glücklich er war. Da hing sie in seinem Arme, die Süße, und er brauchte seine Hand nur auszustrecken und sie in überwallendem Liebesjubel an sein Herz zu pressen. Jetzt mußte er es ihr sagen. Und er blieb jagend stehen. Lange sah er in ihre Augen, in denen es leuchtete wie blaues Gold. Er faßte ihre feine schmale Hand. Lieblosend hielt er sie fest. Und er beugte sich auf diese Hand und küßte sie feierlich, andächtig. Dann sagte er leise: „Brita, ich habe Sie lieb, seit ich Sie gesehen, meine Liebe ist gewachsen, so groß, sie erfüllt mich ganz. Aus jeder Blume spricht sie, und aus des Wassers Rauschen und der Sterne goldenem Gestirne hör' ich nur die Stimme meiner Liebe zu Dir, Du Herrliche. Brita, Lieb, sei mein, ein langes Leben. Willst Du?“

biet ist er Meister.“ Lachend und scherzend zog man hinauf zur Hampelbaude. Max sagte seinem Lieb: „Morgen verfassen wir alle zusammen ein Telegramm an Mama, Erich und Frau Edith müssen mein Verben unterstützen.“

Oben machte sich Max sofort an die Arbeit. Die Bowle gelang vorzüglich. Freilich darf hierbei nicht verschwiegen werden, daß dies erst beim zweiten Guß geschah, weil Max Koloß beim ersten die Hauptsache, den Wein, vergaß. Na, es wurde ursidel. Unzählige Trinksprüche wurden ausgebracht. „Wer hätte das gedacht“ sagte Max Koloß; im Geiste mochte ihm wohl das Bild vorschweben, das ihm allerdings nur durch die Schilderung seines Freundes bekannt war: wie er, Max, sanft und selig an der Mauer zusammennickte. Am Schlusse brachte auch Max noch einen Trinkspruch aus. Er war kurz und bündig: „Ein Hoch dem herrlichen Gebirge, wo ich des Lebens höchstes Glück gefunden, wo die Liebe wie eine Offenbarung über mich kam, die Sudeten hoch, hoch, hoch!“

## Die Stenotypistin.

Skizze nach dem Leben von Georg H. Daub.

(Nachdruck verboten.)

„Fräulein Linden, gestatten Sie — habe ich Sie gestört? — Wenn Sie nach Bureauausfluß einige Augenblicke erübrigen könnten?“

„Gern, Herr Doktor!“ — „Schön, also bis nachher...“  
Rechtsanwalt Dr. Hartfort hat ein wenig gezittert vor dieser Frage, die er an seine Angestellte richtete. Wer es ihm vorausgesagt hatte, ihm, dem Weiberfeind und Stammfeind, daß er einmal errötend wie ein Schuljunge, auf eine junge Dame zutreten und sie um eine Unterredung bitten würde, eine so folgenschwere Unterredung!

Er hatte versucht, möglichst gleichgültig zu sein, möglichst sein geschäftliches Gesicht zu machen. Ob es ihm gelungen ist? Fritz Wendland, der zweite Schreiber und Bürovorsteher Kamps, der alte Altmensch — die sehen ganz interessiert auf ihre Akten und haben also offenbar kein Arg. Aber Wilhelm Deutsch, der erste Schreiber, sieht immer so merkwürdig drein, wenn er mit Fräulein Linden spricht! Auch jetzt wieder. — Pah, er wird doch nicht. — Das wäre noch schöner, wo er, der Chef, liebt, da sollte ein Angestellter —

Dr. Hartfort blüht einen Moment durch Fenster auf die Straße. Aber im nächsten Augenblick macht er wieder Recht. Er schreitet mit großen Schritten aus dem Büro hinaus, seinem Privatarbeitszimmer zu. Im Vorübergehen haftet sein Blick auf den blonden Locken seiner Schreibmaschinendame. Die sitzt ruhig da wie immer und hört keinen Moment auf, zu tippen — Klipp, Klipp — Klipp — Klipp — Klipp — Klipp — Sollte sie wirklich keine Ahnung haben? Felix Hartfort steigt es plötzlich siedendheiß im Herzen auf. Schon verwünschte er die Tatsache, daß er Fräulein Linden überhaupt angesprochen hat. Und als er drinnen in seinem Schreibstisch Platz genommen hat, bewegt ihn nur die eine Frage: Was wird die nächste Stunde bringen? —

Klipp, Klipp, Klipp — Klipp, Klipp, Klipp — ah, schon wieder ein Fehler! Aber sie darf doch nun nicht innehalten. Das lange Erkenntnis des Landgerichts hat keine Güte — morgen kann sie wieder gut machen, was sie jetzt verfehlt; wenn doch nur die Unterredung vorüber wäre. . . . Sie darf nicht aufhören zu tippen. Wilhelm Deutsch, der sie mit schwärmerischen Blicken verfolgt, so lange sie in diesem Büro tätig ist, würde aufmerksam werden. . . . Klipp! — Ah, gar nicht zu verwundern, daß ihr schon wieder ein böser Fehler unterlaufen ist. . . . Wo weilen denn heute nur ihre Gedanken?

Sie weiß es, wo die Gedanken weilen, so aufgeregte sie sind, so bang, so erwartungsvoll — bei der Mutter weilen sie, bei der guten, lieben Mutter im kleinen, traulichen Stübchen. Die gute Mutter ist der Pol, um den sich bisher ihr ganzes Dasein gedreht hat — warum sollte sie ihrer vergessen in dem Widerstreit der Gefühle, der jetzt ihr Herz und Kopf in Aufregung bringt.

Wie nur war dies alles so gekommen? Ein Traum ist ihr Leben gewesen bis zu des geliebten Vaters Tode. Der hatte Mutter und Tochter beschützt vor jeder Not, der hatte sie in jeder Weise unterstützt wenn gesellschaftliche Anforderungen es erforderten; er selbst, der Legationsrat Linden, machte sich nichts aus Konzerten, Bällen und Vergnügungen, für die Frau und Tochter nur zu sehr schwärmten. Und als er die Augen zutat — Elfriede Linden war damals ins zwanzigste Lebensjahr eingetreten — da ließ er die Seinigen zwar in größter Trauer, aber doch in sorgenloser Position zurück; denn die farge Pension wurde reichlich ergänzt durch die Zinsen des Kapitals, das er bei einer solventen Bank deponiert hatte.

Der gute Rat hatte nicht ahnen können, daß die „solvente“ Bank nach einem halben Jahr den Konkurs anmelden und so sein sauer Ersparnis zugleich mit anderen Millionen kleiner Spärer im Abgrund des Falliments verschlungen haben würde. . . .

In jener Zeit, ehe in Freundeskreisen dieser harte Schlag bekannt geworden war, hielt ein junger Mann um Elfriedens Hand an. Die Partie war glänzend; der Weg zu den höchsten Stellungen stand dem Bewerber offen. Elfriede aber machte ihn rückhaltlos mit dem reduzierten Vermögensstande ihrer Mutter bekannt und er — empfahl sich. Das war die erste Enttäuschung, die dem unerfahrenen Mädchen widerfuhr; um so schwerer zu ertragen, als sie bisher an den hochherzigen Sinn gerade dieses Bewerbers geglaubt hatte. Aber sie verwand den Schlag.

Nach und nach erst machte sich der einengende Druck der veränderten Verhältnisse geltend; nach und nach erst zogen sich die einst guten Bekannten von der Familie jurid; mit der Zeit erst vertieften sich die Sorgenfalten in der Mutter Stirn zu tieferen Sorgenfalten und das Bewußtsein kam der Jungfrau, daß Armut ein um so schwerer zu ertragendes Los denen bereitet, die des Lebens Genüsse einst sorglos gekostet. . . . Und mit dieser Erkenntnis kam ihr ein immer mächtiger werdender Wunsch, zu ihrem Teil dazu beizutragen, die Not des Hauses zu lindern, die Sorgenfalten der Mutter zu glätten und die alte Behaglichkeit des Wohlstandes herbeizuführen, die einst beider Leben verflärt. . . .

So kam Elfriede Linden in die große Arena des harten Daseinskampfes, wo die rücksichtslosesten Naturen die besten Posten behaupten und die zartbesaiteten Idealisten blutenden Herzens in erfolglosem Streben abseits stehen müssen. Sie versuchte der Reihe nach all die Künste ihrer mühtigen Stunden zu verwerten im Wettstreit des Erwerbes — ohne nennenswerten Erfolg. Wer wollte bei ihr, der Dilettantin, Musikstunden nehmen? Wer wollte ihr die bemalten Tassen und Schüsseln ablaufen, da doch der gleichen Artikel fabrikmäßig viel billiger und besser hergestellt wurden? Und wie mühsam und gering war erst der Verdienst, den sie mit seinen Handpüdcereien erzielen konnte, — nein, den Wettbewerb mit geschulten Arbeiterinnen konnte sie nicht aufnehmen. . . . Zum Schulfach zu gehen, verboten ihr Neigung und Geschick; zu anderen Berufen gehörten Jahre der Ausbildung und Geld, Geld und abermals Geld. Und dieses wollte sie ja gerade verdienen, um ihrer geliebten Mutter. . . . Los zu erleichtern.

So war sie dem Augenblicksberuf einer Stenotypistin schon ganz nahe gekommen. Und als man ihr eines Tages die Möglichkeit eröffnete, in Teilzahlungen in den Besitz einer Schreibmaschine zu kommen, da griff sie mit beiden Händen zu.

Erst ward sie Gelegenheitsarbeiterin. Für Dichter schrieb sie Dramen und Novellen; aber ihr ekelte oft vor dem saden, unreinen Geist, der aus diesen modernen Jüngern des Paradieses sprach. Sie fertigte Schriftstücke für Bureau und Dissertation; aber es mangelte ihr oft an Aufrichtigkeit. . . . Bis sie eines Tages ihr Herz so verdemmühten konnte daß sie sich und ihre Maschine in die Tageslohn stellte — bis sie in Stellung in ein Bureau eintrat: bei Rechtsanwalt Dr. Hartfort.

„Fräulein Linden, Sie?“ hatte er unwillkürlich hervorgehoben, als er die unvergleichliche Tänzerin der Kasinogesellschaft, die einstige Königin mancher südentischen Festivitäten, in der Bewerberin um den Posten einer Schreibmaschinendame vor sich sah. „Ja, ist Ihnen denn gedient damit, wenn —“

„Wäre ich sonst hier, Herr Doktor?“

„Ja, dann — gern. Aber —“ Er war verlegener gewesen als die ernste, junge Dame; um so verlegener, als er ihr zum ersten Male geschäftlich Aufträge gab. Aber in unvergleichlicher Weise hatte sie ihm seine Haltung ihr gegenüber erleichtert. „So lange ich in Ihren Diensten stehe, Herr Doktor, bitte ich um ein volles Maß von Arbeit. Sie sollen sehen —“

Und er hat es nicht bereut. Sie weiß es, sie hat den sicheren Blick nicht verloren, der ihr in der Gesellschaft immer den rechten Weg wies, Talmi von echtem Metall in den Charakteren zu unterscheiden. Sie weiß es, daß er sie schätzt, sehr — vielleicht mehr, als ein Chef seine Angestellte schätzen darf.

Ob sie es bereut, je diese Räume betreten zu haben? — Nein! O nein! In diesen Räumen, gesüßt mit hohen Regalen, aus denen Hunderte teilweise verstaubter Aktenfächer hervorsehen, ist ihr der Glaube an wahre Männlichkeit wiedergegeben worden. Hier lernte sie eine edle, feinsinnige Menschenseele kennen, die dem schwierigen Beruf eines Juristen alle idealen Seiten abzugewinnen verstand — Felix Hartfort. Und geheime Fäden der Sympathie verbanden bald den ernsten, klugen Mann mit seiner feingebildeten, bescheidenen Mitarbeiterin.

Aber nie hatte Elfriede Linden sich all dies so klar vorgestellt, wie in diesem Augenblick, wenige Minuten, nachdem „Er“ sie zu einer Unterredung unter vier Augen gebeten hat. Und in diesem Augenblicke scheinbar auf den Text des Aktenblattes schauend, blüht der Gedanke durch ihr Köpfchen, was würde die Mutter sagen? Und jabe Röte schießt in ihre Wangen — die Dame der Gesellschaft wird wach in ihr. Sie fühlt plötzlich, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen ist, in welcher ihr die Erziehung verbietet, noch länger die

Ange stellte des Mannes zu sein, den sie — liebt. Dieser Gedanke aber bereitet ihr eine furchtbare Pein. Eine nervöse Gast überkommt sie. Und plötzlich ist es ihr, als riefte eine laute Stimme sie heim zur Mutter . . . Da nimmt sie hastig ihr Fadet vom Nagel, setzt ihren Hut auf und eilt hinaus, ehe noch der Büro-Vorsteher und Wilhelm Deutsch, der ver liebte Schreiber, recht wissen, was geschehen ist.

Aber einer hat den heftigen Schlag der Haustüre gehört. . . . Wurde er doch dadurch aufgeschreckt aus seinem Sin nen: Felix Hartfort. „Wo ist Fräulein Linden?“ fragte er, ins Büro tretend.

„Sie scheint unwohl geworden zu sein!“ meinte Wilhelm Deutsch, und schien nicht übel Lust zu haben, der jungen Dame zu folgen. Der Rechtsanwält aber tritt an die Schreibmaschine, spannt das letzte Blatt ab und nimmt es mit ins Privatfontor.

„Seltsam!“ flüstert er vor sich hin. „Zum ersten Mal, daß sie nicht bei der Sache ist . . . Sollte ich wirklich keine Gnade finden bei ihr?“

\* \* \*

Elfriede Linden sitzt in dem kleinen, trauten Stübchen neben ihrer Mutter und flüstert ihr leise Worte ins Ohr. Die alte Dame aber schüttelt den Kopf und sieht ihren Lieb ling an, der so erregt ist, so sonderbar heute . . .

„Willst du wirklich kündigen, Friedel?“

„Ja, Mutter!“

„Weshalb denn?“

„Frage nicht, Mutter, — ich kann —“

Das Klingelzeichen der Flurtüre ertönt. Brigitta, die Magd, bringt ein Körbchen herein.

„Dr. Felix Hartfort — Kind? — Führen Sie den Herrn in den Salon, Brigitta, Elfriede?“

„Mutter — nimm ihn nicht an! Sag' ihm, — nein, sag' ihm nichts! — So geh doch nur hinein, Mutter!“

Frau Käthe Linden weiß wirklich nicht, wie ihr zu Rute ist, als der ernste, schöne Mann in tadellosem Besuchs kleid sie begrüßt und — ohne viel Umschweife zu machen — um Elfriedes Hand bittet.

„Herr Doktor, Ihr Antrag kommt so überraschend — ha ben Sie denn mit meiner Tochter gesprochen?“

„Keine Silbe —“

„Sollte ich denn wirklich mich getäuscht haben?“

„Ja, da müssen wir Friedel selber fragen,“ meinte die Käthe, der die Situation allmählich klar wurde.

Und Dr. Felix Hartfort hatte sich wirklich nicht getäuscht.



### Für die Kinderwelt.



#### Frisch an die Arbeit.

Von F. S.

Ein Kind, das gern trödelt und säumt  
Und müßig die goldene Zeit verträumt,  
Ist wie ein Vogel ohne Sang,  
Wie eine Glocke ohne Klang,  
Eine Weizenähre ohne Korn,  
Ein Rosenstrauch, der nur hat Dorn.  
Drum willst du jung und fröhlich sein,  
Willst du reich und willst du selig sein,  
Frisch an die Arbeit, Lieb Kindelein!

\*

#### Was alles mein Hänschen sein will.

Mein Hänschen will ein Reiter sein.  
Er sieht nur mal das Reiterlein!  
Es bricht in munterer Laune  
'ne Rute sich vom Zaune,  
Nimmt sie dann zwischen beide Bein',  
Und fort geht's über Stock und Stein.  
Versteht es auch nicht „hü! und hott!“ —  
Geht doch sein Pferdchen wackern Trott.  
Mein Hänschen will sein ein Soldat,  
Schaut doch den braven Kamerad,  
Wie flott er exerziert  
Und rechts und links marschieret!  
Wie trägt er led den Federhut!  
Wie sieht das Schwert im Gürtel gut!  
Nur solche Helden mehr ins Feld  
Und — sie erobern sich die Welt.

Mein Hänschen will ein Lehrer sein.

Der Schüler ist sein Bruderlein,  
Und unter Tisch und Stuhle  
Hält es mit ihm nun Schule;  
Lehrt fleißig ihn das A—B—C,  
Doch weiter geht's nicht, denn o weh! —  
Des Meisters Weisheit ist heraus,  
Und darum auch — die Schule aus.

Mein Hänschen will ein Fuhrmann sein.

Da spannt es flugs sein Spizchen ein,  
Und fährt mit ihm spazieren,  
Denn den kann er regieren,  
Doch ladet er nie viel ihm auf,  
Schlägt auch nicht mit der Peitsche drauf.  
Des Abends lehrt im Bett er ein,  
Zschläft sanft und will dann — nichts mehr sein.



### Nütliches fürs Haus.



— Obst zweckmäßig zu dörren. Eine Methode des Dörrens von Obst, welche vorzügliche Resultate liefern soll, besteht darin, daß man das zu dörrende Kernobst vorher, sei es geschält oder nicht geschält, in Dampf so lange kocht, bis man mit einem Strohhalm leicht in das Fleisch eindringen kann. Birnen sollen, nach dieser Weise behandelt, in 10 bis 12, Äpfel in 8 bis 10 Stunden dörren.

— Aufbewahrung von Birnen und Äpfel. Dieselben dürfen nur bei trockenem Wetter gepflückt werden. Man bewahrt sie entweder, gleich nachdem sie vom Baum genom men, auf Lattenbänken nebeneinander — mit der Stielseite nach unten — auf oder sie werden so lange, bis Frost eintritt, auf den Boden ausgebreitet und dann nach Verpackung in Tonnen oder Kisten — in denen sie, zur Verhütung von Druck, schichtenweise mit Papier oder trockenem Stroh be deckt werden — in einen frostfreien Keller gestellt. Bei be sonders guten und schön aussehenden Sorten empfiehlt es sich, die Früchte hierbei einzeln in Papier zu wickeln.

— Weinige Rhabarbertinktur. 30 Gramm Rhabarber in Stücken, 8 Gr. Pomeranzenschale, 4 Gr. Zimmt acht Tage lang mit einer halben Flasche Marjale oder Sherry stehen lassen, durch ein reines Lappchen in eine andere Flasche gießen, mit 40 Gr. Zucker versüßen. 1 Teelöffel von der Mischung vor den Mahlzeiten stärkt den Magen, etwas mehr abends vor dem Schlafengehen oder morgens nüchtern hilft zur Verdauung.

— Kalte Milchspeise. Diese schmackhafte Speise wird be reitet aus einemhalb Liter Milch, welche man zum Kochen bringt und in welche zwei Tassen Mondamin, eingerührt in etwas kaltem Wasser und abgequirlt mit fünf Eiern, ge schüttet werden. Sobald als die Milch kocht, werden 125 Gramm Zucker, eine Tasse zerlassene Butter und eine auf Zucker abgetriebene Zitronenschale zugegeben, und nachdem die Butter verköcht ist, wird das mit den Eiern gequirlte Mondamin dazugegossen und unter beständigem Umrühren so lange auf dem Feuer gelassen, bis die Masse steif ge worden ist, die dann in eine mit Wasser gespülte Form ge bracht wird und darin bis zum nächsten Tage recht kalt stehen muß. Wenn man die Speise serviert, stürzt man sie aus der Form in eine Schüssel und gibt dazu eine süße Sauce, am besten von Himbeeren.

— Um Glas zu vergolden, bestreiche man es mittels eines Pinsels mit Wasserlösungsauflösung von 33 Gr., lege echtes Blattgold auf, erwärme das Glas auf 30 Gr. N., und erziele Glanz mittels eines Glätzabns.



## Zum Küssen

schön ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem Jugendfrischen Aussehen, weisser sammetweicher Haut und blendend schönem Teint sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauchte man nur die echte

### Streckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. à Stück 50 Pfg. überall zu haben.

— **Baseler Lebkuchen.** Einhalb Kilogr. Honig wird einige Minuten gekocht und dann vom Feuer genommen, einhalb Kilogr. Zucker und 1 Kilogr. Weizenmehl darunter gerührt und der Teig einen Tag stehen gelassen. Dann kommen hinzu 6 Eidotter, 16 Gr. Kaneel, 16 Gr. Nelken, 5 Gr. Kardamom, Zitronenschale, 125 Gr. grobgeschnittene Mandeln und eineinhalb Quentchen kohlensaures Ammoniak mit Wasser aufgelöst, alles gut durchgerührt und stark geklopft, dann wird der Teig ausgerollt, in Stücke geschnitten und bei starker Hitze gebacken.

— **Schwarze Zeichentinte zum Schreiben auf Blech.** Man löst 500 Grm. Kupfervitriol und 500 Grm. chlorsauren Kalk in 1800 Grm. Wasser. Mit dieser Flüssigkeit schreibt man auf das Blech, läßt trocknen, spült etwas mit Wasser ab und überfährt mit einem öligen Lappen die Schrift. Dieselbe ist vollkommen waschecht, sowie gegen andere Einflüsse im höchsten Grade haltbar.



### Unsere Bilder.



— **Zum Ausbau der Berliner Untergrundbahn: Bau eines Tunnels unter der Spree.** (Siehe Bild Seite 337.) Bei der im Bau begriffenen Strecke der Berliner Untergrundbahn vom Spittelmarkt nach dem Alexanderplatz wird die Bahn unter der Spree hindurchzuleiten. Zu diesem Zwecke ist zunächst die eine Hälfte des Flußbettes der Spree abgedämmt worden. Nachdem das so gewonnene Bassin ausgepumpt und die Tunnelarbeiten der Untergrundbahn vollendet sind, wird mit der andern Hälfte des Flußbettes in gleicher Weise verfahren.

— **Das Erkerhaus in Haiderabad.** Die Wunderwelt Indiens beschränkt sich nicht bloß auf die unendliche Fruchtbarkeit der Natur, nicht auf die Furchtbarkeit der wilden Tiere, der giftigen Schlangen, der gewaltigen Tiger; nein, auch der Menschengeist hat dort wunderbares geschaffen. Besonders ist die indische Baukunst schon früh zu hoher Blüte und einem eigenartigen Kunststil gelangt. Der üppigen Phantasie der Bewohner eines fast tropischen Landes entsprechend, haben die Meister der indischen Architektur auf phantasievolle Ausgestaltung der Einzelheiten an ihren Bauten den größten Wert gelegt. Paläste mit tausend kunstvoll ausgestatteten Türmen, unzähligen Toren, Höfen oder Brunnen schufen diese erfindungsreichen Köpfe. Unser Bild Seite 340 zeigt einen Palast in Haiderabad, dessen Schauffassade mehr als 60 Erker zählt.

— **Der russische Botschafter in Paris, Delidow** (Siehe Bild Seite 340), einer der gewichtigsten Diplomaten des russischen Reiches, ist nach langer Krankheit, im Alter von 75 Jahren, in Paris gestorben. Sein Name wurde erst weiten Kreisen bekannt, als er im Jahre 1877 der türkischen Regierung die russische Kriegserklärung überreichte. Er war es auch, der den Frieden von San Stefano unterzeichnete, dessen Abmachungen allerdings durch den Berliner Kongreß umgestoßen wurden.

— **Der Zar und das hessische Großherzogspaar an der Kaffeetafel** während eines Automobilausflugs nach der Ruine Münzenberg bei Friedberg. Im hessischen Land, unweit Sieben, liegt die gewaltige Trutzfestung Münzenberg, eine der gewaltigsten Ruinen des Mittelalters. Sie ist das Ziel der meisten Besucher der umliegenden Badestädte. Von Ems, von Raubheim, von Wildungen kommen sie gefahren, das gewaltige Werk anzustarren. Fröhliche Studenten von Marburg, der Perle des Hessenlands und von Gießen, der zweiten Residenz des Großherzogtums, treffen sich in den der Erinnerung an die Zeit edelsten Rittertums geweihten Hallen. Auch der russische Zar, der zur Kur mit der Zarin in Friedberg bei Raubheim weilte, hat es nicht veräuht zusammen mit seinem Schwager, dem Großherzog von Hessen, diese romantischen Stätte, aufzusuchen. Unser Bild Seite 341 stellt ihn mit Gefolge bei der Kaffeetafel dar: Von links nach rechts um den Tisch herum sitzen: Hofdame Miß Koch, Flügeladjutant Kapitän Drenteln, Prinzessin Andrea von Griechenland, Großherzogin von Hessen, Fürstin zu Solms-Lich, Großherzog von Hessen, Leibarzt Dr. Votkin, Hofmarschall Freiherr von Ungern-Sternberg, Prinzessin Luise von Battenberg, Zar Nikolaus von Rußland, Prinzessin Viktoria zu Schleswig-Holstein, Generaladjutant General Hahn, Oberhofmeisterin Freiin von Grancy.



### Rätsel.



Bezierbild.



Wo mag nur meine Frau stecken?

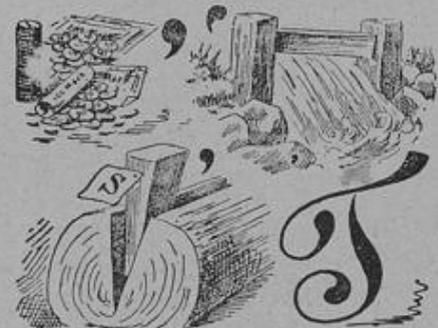
Rätsel.

Im Anfang muß ich immer steh'n,  
Am Ende bin ich nicht zu seh'n,  
Auch niemals in der Mitte,  
Der achte hat mich sicherlich,  
Doch immer muß entbehren mich  
Der erste, zweite, dritte!  
Man findet mich in Jahr und Tag  
Im Monat man mich suchen mag,  
Da darf ich fehlen nimmer;  
In Hof und Keller bin ich nicht,  
Auch nicht im Feuer und im Licht,  
Doch in dem Hause immer.

Wechselrätsel.

Mit A ist es am Baum zu finden  
Mit O gehört es zu den Winden.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Hebel — Nebel.

Logogriph: Kiste — Küste.

Rebus: Müß' lern' ertragen.



## „Bubi“.

Von Nieuwenhuzen — Indien.  
(Nachdruck verboten.)

Leise rauscht der Regen nieder . . .  
Vorsichtig, fast zärtlich tröpfelt er hinein in die jungen  
Blüten des Melatti-Baumes.

Die Zweige bewegen sich. Wie sie wehen, scheinen sie mir  
zu winten . . . leise und traurig.

Am offenen Fenster stehe ich und schaue hinaus in die  
tropische Nacht.

Wie dunkel ist es und wie schwül! So geheimnisvoll!  
Mir bangt. Mir ist, als nahe etwas Schreckliches . . .  
Langsam, aber unabwendbar. Da kommt es . . . ich höhl's  
. . . es faßt mich an . . . Mir graut . . . Ein Frösteln  
packt mich und meine Hände sind eiskalt . . .

Was ist es, oder war es? Schon ist's vorbei, wieder an  
mir vorüber gegangen.

Ich atme auf  
meine Brust  
schmerzt . . . so  
pocht mein Herz.  
Die tiefe Fin-  
sternis ist un-  
durchdringlich.  
Meine Augen  
brennen und die  
Stirn glüht. —  
Draußen Nacht,  
schaurige Nacht  
. . . Und ich  
bin allein . . .  
allein. —

Die Zweige  
wehen . . . die  
Tropfen fallen  
. . . und stark  
duftet der Me-  
latti-Baum, des-  
sen Blüten weiß  
sind wie die  
Unschuld.

Eine abgebro-  
chene Blume, et-  
nen schönen runden  
Stern halte  
ich in der Hand.  
Ich küsse sie, wie  
meine Lippen  
sie berühren, da  
fühle ich, daß  
sie ganz feucht  
ist. Weine ich  
denn?

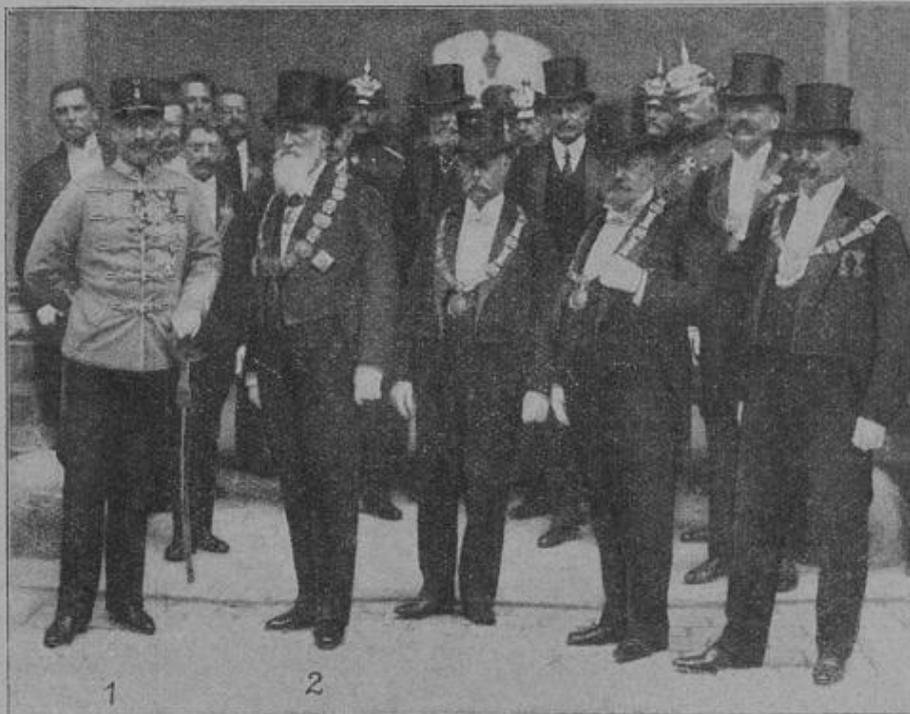
Sehen kann ich nichts; schon vor lauter Tränen nicht.  
Aber höre ich denn nicht einen Namen? Flüstern ihn die  
Zweige im Abendwind mir nicht zu? Immer denselben  
süßen, kleinen Namen: „Bubi! Bubi!“ Ich kniee vor dem  
offenen Fenster und drücke mein Gesicht in die Hände. Ein-  
samkeit! Quäle mich nicht länger! Wenn du barmherzig  
bist, so rufe mir Erinnerung als Trösterin. Erinnerung, du  
ernste Frau, komm! Sage mir, hast du meinen Bubi gekannt?  
— Sie naht und sieht mich an. Wie schön ihre Züge sind  
und wie ihr Auge strahlt!

Bubi, kleiner Bubi! — Erinnerung öffnet den Mund  
und fängt an, zu erzählen . . . Ich lausche . . . mein  
Schlucken verstummt . . . ich hänge an ihren Lippen . . .  
Erinnerung, verlaß mich nie wieder!

Die Sonne ist aufgegangen im Morgenland und tiefblau  
ist der weite Himmel. Noch aber ist es kühl. Ein sanfter  
Wind kommt vom Ozean und streichelt die Wangen eines  
blonden Knaben. So stolz in seiner unbewußten Kinder-  
schönheit steht

er da, wie ein  
junger Gott. —  
Er klatscht in  
die Händchen  
und jauchzt. Die  
junge Stimme  
klingt wie ein  
Lobgesang sei-  
nem Schöpfer  
zu Ehren.

In seiner Nähe  
steht ein alter,  
brauner Mann  
in buntem An-  
zuge. „Kario!“  
so ruft der Klei-  
ne, — „Kario!  
Was meinst du  
— ist der Him-  
mel schöner wie  
das Meer? —  
Ober die Berge  
— oder die  
Bäume? — So  
antworte doch,  
Kario!“ — Der  
Alte schüttelt be-  
denklich das er-  
graute Haupt.  
Ein flüchtiges  
Lächeln zieht  
über sein runz-  
liges Gesicht.  
„Ameiner Herr!“  
Seine Stimme



Zum Besuche Kaiser Wilhelms II. in Wien: Der Deutsche Kaiser (1) in der Uniform  
seines ungarischen Husarenregiments, mit dem unter Führung des Ersten  
Bürgermeisters, Dr. Reumayer (2), versammelten Gemeinderat Wiens.

in der fremden Sprache, die er redet, klingt melodisch und ehrerbietig. „Kleiner Herr! Hat nicht Toewan Allah, unser allmächtiger Gott, die ganze Schöpfung gemacht? Es ist alles schön. Der alte Kario darf nicht vergleichen. Es ist gut, so wie es ist und kommt.“

„Kario! Hat der Herrgott die Menschen auch gemacht? Mich . . . und auch dich?“ Der Greis kreuzt seine dünnen Hände über der Brust und verneigt sich tief nach Westen hin. „Gewiß, Kleiner Herr! Wir verdanken Toewan Allah das Leben und unser ganzes Dasein!“ „Kario, du lebst schon lang. Viele, viele Jahre. Macht es dir Freude, zu leben? Du lachst so selten, Kario! Nun wirst du wohl bald sterben, weil du schon alt bist. Ich aber werde noch wachsen; ein großer, kräftiger Mann werde ich sein. Und ich will viel lachen, Kario, weil ich gern lebe. So alt, wie du, bin ich gewiß erst in hundert Jahren!“ — Der Kleine plaudert und dann tragen seine schlanken Beinchen ihn leicht und schnell über den Strand.

Da läuft er hin unter dem blauen Himmel. Seine blonden Locken wehen im Winde und umrahmen sein rösiges Gesichtchen.

Ein Bild von Schönheit, Jugend, Lieblichkeit.

Dem Knaben lächelt das Leben zu. Kario findet das auch. Er wendet sich um und sieht die Mutter des Kindes, seine Herrin. Stolz ruht ihr Auge auf dem Sohne. Kario folgt ihrem Blick.

Wenn man ihn nicht fragt, schweigt der Alte. Die weiße Frau, seine Gebieterin, anzureden, hatte er nicht gewagt.

„Da geht er, mein Liebling!“ sagt die Mutter.

„Liebling Allah's, unseres Herrn!“ flüstert der Greis, aber so leise, leise . . .

Dann seufzt er und geht. Noch einmal wendet er sich. „Liebling Gottes!“ wiederholt er und fast mitleidig schaut er nach seiner Herrin.

Die glückliche Mutter sieht Kario nicht einmal.

Würde sie ihn wohl verstanden haben, hätte sie seine Worte gehört?

\*

Kario verschwindet in den Stall. Die Pferdchen wiehern freudig. Sie kennen und lieben den Alten. Er pflegt sie gut und verlangt nicht zu Schweres von ihnen. „Sie sind wie Kinder!“ sagt er. Im heißen Sonnenlande bleiben die Pferde klein, aber feurig ist ihr Blut und ihre schwarzen Augen blitzen. Ungeduldig stampfen sie und wenden die Köpfe nach der Tür. Der alte Kario weiß, wen sie suchen. „Der kleine Herr kommt bald! Ja, er wird gleich da sein!“ Er nickt den Tieren zu. Lauter, langgerichtetes Wiehern! . . . Da ist Bubi mit einem Körbchen in der Hand. Er teilt Zucker, Brot und Bananen aus. Furcht hat er nicht. Seine Fingerchen mit den Lederbissen verschwinden ganz in dem weit geöffneten Maul des schwarzen Pferdes, des Teufeltiers, wie es genannt wird. „Vorsichtig!“ warnt Kario. Er kennt den übermütigen Knacker und weiß, daß er vor lauter Jugendmut manchmal beißt und ausschlägt — aber dem Bubi tut er nichts. Ruhig läßt er sich streicheln; seine Ohren bewegt er fortwährend und dreht den zierlichen Kopf, als wollte er sich von allen Seiten bewundern lassen. „Ich liebe Mohr!“ ruft Bubi, und dann wiehern alle Pferdchen. „Und dich auch, dich auch!“ fährt der Kleine fort. Eifersüchtig will er sie nicht machen und er liebtst alle und schenkt seinen ganzen Vorrat weg. Keine einzige Banane hat er mehr und Bubi ruft: „Auf Wiedersehen, alle! Du, Peter und Stella, Mohr und Minla!“

Schöne Minla ist ein rotbraunes, schlankes Tier. Sie zittert auf ihren feinen Beinchen und schüttelt die dicke, schwarze Mähne. Sie schüttelt sie heftig, zornig und schraubt. Was ist ihr? — Die Mähne teilt sich. Ein geschmeidiges, graubraunes Körperchen kommt zum Vorschein! Da lacht Bubi laut auf! Kaffal, der Taugenichts, hat sich wieder einmal auf Minla's Rücken gesetzt und will sich nicht abschütteln lassen. Der Spitzbube ist ein Keuschen, von dessen herzlicher, aber hartnäckiger Liebe die kleine Mähne nicht immer wissen will. Heute hat Kaffal ihr wohl zu viele Haare ausrupfen wollen. Nachts schläft er ruhig auf Minla's Rücken, bei Tage quält und belästigt er sie.

„Kaffal, Kaffal, soll ich dir!“ Kario will ihn fassen, aber — weg ist er und schon sitzt er auf Bubi's Schultern und fängt zu winseln an, ängstlich nach dem Alten schielend und seinen Bewegungen genau folgend. Bubi streichelt ihn. Nun fühlt sich der kleine Bösewicht geborgen. Er schließt die

schlauen Augenlein und lüchelt. Bubi sieht all seine spitzen, weißen Zähnechen. Die schwarzen Händchen wühlen in dem blonden Haare des Kindes. Mit den Füßchen klammert er sich fest an sein Kleidchen. So verlassen sie den Stall.

Urip, die Kinderfrau, sucht Bubi. „Kleiner Herr, das Bad ist bereit. Und das Frühstück steht auch fertig. Kühl ist das Wasser noch und heiß schon die Sonne. Komm mit Urip, Kleiner Herr!“

Eine Stunde später sitzt Bubi vor seinem Milchreiß und singt. Er ist lustig, so lustig! Und er hat auch Grund dazu.

Kuning, die große, gelbgestreifte Katze, sitzt neben ihm auf einem leeren Stuhl. Auch sie ist vergnügt und spinnst fortwährend laut, erwartungsvoll. Da streckt sie endlich ein Pfötchen aus und berührt Bubi's Arm. Die Augen drückt sie fast ganz zu, und doch kann man noch in ihrem Blicke lesen: „Wo bleibt meine Morgenmilch?“ Bubi hat sie heute ganz vergessen; jetzt erinnert sie ihn an seine Pflicht.

Wie sie zu schlürfen anfängt, kommt ein zweiter Bettler herbei. Diesmal ist es Umar, der tapfere, weiße Hund, der immer Hunger hat. Umar, Vaters Liebling. Ach ja, Vater! Darum singt Bubi, weil Vater bald nach Hause kommt. Einen jungen, schwarzen Bären mitzubringen hat er versprochen, vielleicht auch einen bunten Papagei oder eine Glücks-Taube!

Bubi liebt seinen Vater sehr. Er wird ihm zeigen, daß er schon wieder ein ganzes Stück gewachsen ist, seit er ihn das letzte Mal sah. Aber so groß ist er noch nicht, daß er Vaters Gesicht erreichen kann, ihn herzlich zu küssen. — Vater ist so stark! Er hebt den ganzen Bubi auf, und setzt ihn auf seine Schultern. Dann rufen beide Hurra! Mutter lacht, Umar bellt und Kuning schleicht schnell von dannen. Sie liebt keinen Lärm. Doch in den Augenblicken achtet man nicht auf sie. Vater erzählt von vielen Dingen, die Bubi unbegreiflich sind. Bisweilen fragt er, und Vater erklärt. Aber ein Vergnügen ist es schon, Vaters Stimme zu hören, auf seinen Anteen zu sitzen und in seine Augen zu schauen. Vater ist so oft weg. „Hinter dem Feind, hinter den schlechten Menschen,“ sagt Urip, die Kinderfrau. Mutter weint vor Freude, wenn Vater gesund und heiter wieder bei ihr ist. Bubi weint nicht. Warum sollte er auch?

In den Morgenstunden arbeitet der Kleine. Schreiben kann er schon. Aber im heißen, heißen Land fällt es dem Kinde oft schwer. Die Händchen sind feucht, der Bleistift wird klebrig. Seine Augen fallen beinahe zu. Mutter verspricht ihm eine Geschichte. Sie erzählt von den grünen Bergen, die Bubi vom Hause aus sehen kann. Oben, in den dichten Wäldern ist es kühl und rubig. Ein Wasserfall stürzt dort nieder und spritzt silberne Tröpfchen über das weiche Moos. Ueberall rauschen Bächlein. Feurigrote Blumen wachsen zwischen dunkelm Grün, herrlich duftend, und große saftige Früchte findet man in Ueberfluß. — Bubi möchte dahin gehen. Er möchte dort wohnen und immer bleiben, jagte er. Aber Mutter erzählt weiter. . . Die Feinde, die braunen Männer mit den spitzen Dolchen, von denen Bubi schon welche gesehen hat, verstecken sich da oben. Auch wohnt ein Tiger im dichten Gebüsch. Und haben die Soldaten nicht erst neulich eine gefährliche Schlange im Bergwald gefunden und getötet? Und ganze Herden großer, wilder Affen kreischen im Geäst. Ach, das alles hatte Bubi ganz vergessen. Nein, er will doch lieber unten am Strand bleiben, bei alle den andern, und seine Aufgaben fertig schreiben.

Und Mutter sagt: Eine halbe Stunde, bevor die Sonne untergeht und versinkt in den tiefen Ozean, wird sie mit Bubi ausgehen und fahren im Boot auf dem blauen Wasser. Kemis, ein kräftiger, junger Bursche, wird sie begleiten. Der rudert so schnell! Und Umar darf auch mit. Der sitzt dann ganz am Rande und bellt, wenn er Fische oder Schildkröte im Wasser sieht.

Bubi jauchzt laut auf. Kemis wird von seinem Bruder erzählen, der Matrose ist, und weite Reisen macht. Einmal war er in einem Land, wo alles weiß war. Die Häuser, die Bäume, die Wege, alles weiß! Und kalt, so kalt! Er trug alle Kleider, die er nur besaß, übereinander. Sui! Dort muß es schrecklich sein! sagte Kemis. Das fand Bubi auch und erzählte es der Mutter. Diese lachte und erwiderte, daß sie selber dort gelebt hätte, und daß Bubi später auch hingehen sollte. Das machte ihm gar keine Freude. Schnell lief er zu Urip und fragte, wie viele Kleider er wohl besäße. . . . Hätte er nur recht viele, so würde er wie Kemis Bruder

sie alle über einander anziehen. Wie dick und rund würde er aussehen! Ganz wie Guling, das schwarze Schweinchen, das so geprügelt ist.

Wo Bubi jetzt wohnt, ist es aber nicht kalt. Im Gegenteil! Die Hitze wird fast unerträglich. Bubi ist milde, sein kleiner Kopf wird schwer. Er blinzelt mit den Augen. Kuning, die Kasse, hat schon zu Mittag gegessen und schläft fest. Urip kommt und trägt das Kind in sein Bettchen. Sie legt ihn in die weißen Stissen und streichelt sein blondes Köpfchen.

„Manis bagus! Süß und lieblich!“ flüstert sie in ihrer Landessprache. Ja, Urip ist stolz, daß ihre Herrin sie zur Kinderfrau gemacht hat bei dem jungen Erben.

Wie ihr ganzes Volk, liebt auch sie Anaben viel mehr als Mädchen. Und Bubi hat ein so gutes Herzchen und so schöne blonde Locken. Alle Kinder, die Urip kennt, haben tohlschwarzes Haar.

Bubi lächelt im Schlafe. „Kembang!“ jagt Urip. „Wie eine Blume!“ Dann setzt sie sich auf den Boden und fängt an zu nähen. Kleider für ihren kleinen Herrn, die ihn schmücken werden, weiß und fein. Eine Blume, ach, eine zarte Blume!

Weiß Urip, wie schnell eine solche Blume welken kann?

Die heißen Mittagsstunden sind vorüber. Ehe Bubi sein Bad nimmt, und schön angezogen wird, darf er mit Warjo in das Hühnerhaus und Eier holen. Der Hühnerpalast hat zwei Säle, einen für das Schlachtvieh, den andern für die Legehennen. Im Tropenland, wo die Kühe fränkeln, wo die Kälber nur Haut und Knochen sind, schlachtet man täglich Hühner. Die Eingeborenen sind grausam beim Töten. Eine ganz kleine, aber tiefe Wunde machen sie den Tieren am Halse, damit nur wenig Blut verloren geht. Vor Schmerz fangen die Verwundeten zu laufen an, klappern mit den Klügeln, schreien, fallen nieder, stehen wieder auf, bis sie endlich erschöpft zu Boden sinken und sterben.

Die kleinen, braunen Kinder stehen immer herum und lachen, als wäre das ein ganz lustiges Schauspiel! Bubi war einmal auch dabei und wunderte sich. „Kann der Hahn so schön tanzen? Warum tut er das sonst nie?“ fragte er Warjo, den Hühnerschlächter.

„Kleiner Herr, der Hahn wird gleich sterben, darum tanzt er.“ Und Warjo beobachtete alle Bewegungen des verwundeten Tieres mit Gleichgültigkeit.

„Freut er sich denn so? Ueberall priht Blut!“ rief Bubi wieder, nun ganz erschreckt. Er konnte es nicht mehr ansehen. Weinend lief er weg.

Warjo grinste. „So komisch kann der kleine Herr fragen! Wer weiß etwas vom Sterben?“ Warjo wußte nicht, ob es einem Freude macht. Er besah sein Messer, und fühlte, daß es noch sehr scharf war.

Bei Mondenschein ist die Gegend, wo Bubi wohnt, doppelt schön. Ruhig und erhaben dehnt sich der unendliche Ozean. Am Strande machen die Wellen eine sanfte Musik. Die hohen, schwarzen Berge stehen majestätisch vor dem Abendhimmel; hie und da glüht ein kleines, unsicheres Licht in einem Häuschen. Es fladert. — als wäre es ein verrückter Stern, der vergebens seinen Platz da oben wiederzufinden sucht.

Aus dem Dorfe der Eingeborenen klingt wehmütige Musik; eine Klöte, die ein trauriges Lied singt oder eine Nappannah, die von Krieg und blutigen Heldentaten erzählt.

Der Kies vor dem Wohnhause knirscht; man hört Schritte und beruhigende Worte, leise gesprochen.

Umar brummt — er liebt nicht die Störung der friedlichen Stille.

Bubi hat bis jetzt an Mutters Antie gegessen. Nun steht er neugierig auf und schaut. Umar geht mit ihm. — Was sehen wohl die beiden?

„O! Mutter! da kommt Ganeischa mit Vina!“ und sein silbernes Lachen jubelt auf in der stillen Nacht.

Das komische Paar kommt näher und Mutter tritt ebenfalls aus dem Hause. Vina, der Gärtner und große Tierfreund führt Ganeischa, ein junges Elefantchen, spazieren. Vina behauptet, das ruhige Mondlicht stillt das Heimweh nach der Wildnis bei dem jungen Gefangenen, und tröstende Worte murmelt er im Gehren. Hinauf zur weiten Himmelshöhe schauen sie, das weiße Licht bestrahlt sie hell und klar.

Mutter fragt: „Aber warum, Vina, so spät?“

„Herrin! weil die heutige Stunde heilig ist. Und Ganeischa, der Fürst des Urwaldes, ist ein heiliges Tier! Vina wird glücklich nach seinem Tode, wenn er gut ist zum Elefanten, den Allah, der Herr, liebt.“

„Komm' weiter mit mir!“ jagt er zu dem kleinen Didihäuter, der sein Rüsselchen schwingt und mit den langen Ohren schlägt. Aber Bubi ist ins Haus gesprungen und kommt zurück mit süßen Bananen, um sie Ganeischa zu bieten. Sehr gewandt und zierlich wird die Gabe entgegengenommen und verzehrt. „Was ihm der kleine Herr denkt, will Ganeischa fressen. Das erste ist es am heutigen Tag. Ich fürchte, Herrin, das Tier bleibt nicht am Leben!“

Das tut Bubis Mutter leid. Auf der Jagd hat Vater Ganeischa gefangen und ihn Bubi geschenkt. Man wollte ihn aufziehen und abrichten. Und alle haben ihn so gern! Er hat es doch gut! Nein, sterben darf er nicht. „Leben und Tod ist in Allahs Hand!“ erwidert Vina ehrfurchtsvoll; grüßt, und geht weiter. „Gute Besserung Ganeischa!“ ruft Bubis Stimmchen den beiden Wanderern nach.

Mutter nimmt ihr Söhnchen bei der Hand. Sie sieht den alten Kario, der ihr einen Brief reichen will.

„Von Vater!“ ruft sie freudig. Schnell öffnet sie ihn und liest. Bubi steht erwartungsvoll an ihrer Seite. „Ob Vater bald kommt?“ — „Ja, mein Kind!“ Bubi soll jetzt schlafen gehen, und wenn er die Augen wieder öffnet, ist Vater vielleicht schon da! Nun wird er die ganze Nacht durch träumen vom jungen schwarzen Bärchen, das Vater mitbringen wird. Er hat noch nie einen lebendigen Bären gesehen! Ein guter kleiner, dicker Peh wird es sein, der Zucker frisst und hübsch klettern kann im hohen Zitronenbaum hinten beim Stall. Ein Bärchen, das sich streicheln läßt, vielleicht tragen!

Zit den hageren chinesischen Koch der flug ist und mächtig viel weiß, wird Bubi fragen, wie man Bärchen pflegen muß. Denn gut muß er's haben in Bubis Haus!

Es ist spät. — Urip! wo steckt Urip? Bubi geht zu Bett. So komm' doch Urip! Nimm deinen kleinen Herrn mit dir. Sie zündet eine Ampel an und veriaat alle aufdringlichen Moskitos. Dann schlief sie behutsam die weißen Füllgordinen und finot leise bis das Knäblein eingeschlafen ist. „Amof mas!“ Goldkind! flüstert sie.

Urip hat keine Kinder mehr, nicht ein einziges. Abre Kleinen weisen im Jenkits in der göttlichen Herrlichkeit, die allen Lebenden unbekannt — und von wo noch keiner je ist wiedergekehrt.

Schluß folgt.

## Prachâr, der Spieler.

Eine Erinnerung von Georg H. Daub.

(Nachdruck verboten.)

Den letzten Dampfer, der bei Dzeranosel a. d. Elbe anlegte, um die Touristen nach Leitmeritz zurückzubringen, hatten die beiden Freunde, die in der Weinlaube des arätischen Sylva-Daroucaschen Gutsverwalters beim kühlen Mehliter saßen in übermühter Laune vorüberziehen lassen.

„Prosit, alter Schraubendampfer!“ rief ihm Dr. Scheicher, der Wiener Dichter, frohgelaut nach. „Zieh' deine Bahn — wir bleiben stah'n. — bis wir des Trunks genug getan.“

„Fahr' wohl du stolze „Bohemia“,“ rief auch der dem Wiener befreundete Westfale Fried Kersiling mit Gewalt seine melancholische Stimmung meisternd. „noch säuseln die Linden im warmen Abendwind und streuen uns die gelben Blüten in die Locken. Drum lebe der herrliche Wein des Elbestrandes!“

Lachend taten alle Bescheid.

„Die Herren brauchen nicht zu Fuß zurück!“ jagte der Verwalter, ein gebürtiger Deutschböhmie, „es gibt der Gastbetten genug in meinem Hause. Und wenn wir genug geplaudert haben, ist vielleicht ein Spielchen gefällig.“

Scharfen Auges blickte der Westfale zu dem gastfreundlichen Mann empor, der soeben die Ampel in der Grottenlaube anzündete. „Nichtig!“ flüsterte er vor sich hin, „er hat die Püae eines Mannes, den ich einst in Monaco sein hab' und Gut verpielen sah.“

Aber die Sirenenlockung des Verwalters fand noch keine günstigen Ohren. Zu fröhlich war der Kreis, der von dem sprudelnden Wit des Wieners belebt wurde. Und dann

hatte auch die Gattin des Verwalters, die mit einer bildhübschen Tochter den Herren noch Gesellschaft leistete, mit eigentümlich bittenden Blick ihren Gatten gemahnt. „Egon, mußt du denn immer mit Karten und Würfeln kommen?“

„Bring' dein Stammbuch her!“ rief Dr. Scheicher, der mit der Gattin des Verwalters seit ihrer gemeinsam in Wien verbrachten Jugend auf dem Duzfuß stand, „unser Freund Kersting wird sicherlich gern eine Zeile des Gedentens hineinschreiben.“

Freundlich nickte der Westfale sein Einverständnis und bald lag das Hausbuch vor ihm, in das schon mancher Dichter und Gastfreund des Hauses sich verewigt hatte. Ohne langes Besinnen goß er die feltjame Stimmung, die ihm heute wie einst bei seinem ersten Besuch das Blut durchbrauste, in folgende Zeilen aus:

„Wieder streuen Böhmens Linden  
Lichte Blüten mir ins Haar,  
Stiller mußten sie mich finden,  
Wie in jenem gold'nen Jahr.  
Hab' im Lebensleth gefunden  
Zeit der Zeit manch bitteren Trant:  
Doch, hier hoff' ich zu gefunden;  
Dant, ihr Freunde, vielen Dant!“

Kaum hatte der Westfale diese Verse niedergeschrieben, da fuhr ein Windstoch plötzlich in die Laube hinein, löschte das Licht in der Ampel aus und wirbelte die Enden des Tischstüches empor, so daß einige Weingläser stützend zu Boden schlugen. Erschreckt schrien die Frauen auf. Der Verwalter aber, den der Zwischenfall nicht erregte, sagte leichtsin: „Regen — hören Sie die ersten Tropfen? Es ist gut, daß Sie hier geblieben sind. Ich bitte, mir ins Haus zu folgen.“

Köstliche Trabucos und die kräftigen Havanna-Virginitas des Hausherrn, ein Glas funkelnden Weines und eine gemüthliche Häuslichkeit lassen leicht das Toben eines Unwetters vergessen. Und als dann die Damen sich zurückgezogen hatten, kam der Böhme doch zu seinem Spiele: Karten und Würfel auf den Tisch stellend, forderte er seine Gäste auf, das Spiel zu bestimmen.

„Wenn schon denn schon!“ meinte der Wiener. „Zum Skat ist uns doch der Kopf zu warm nach dem hitzigen Ezernejeder. Dann lieber noch der Lederbecher!“

Der Westfale, den an diesem Abend wehmütige Erinnerungen der Vergangenheit quälten, nickte schweigend.

„Jeder Spieler ein Wurf; wer die wenigsten Augen wirft, zahlt zwanzig Heller! Einverstanden?“ fragte der Böhme. Die Gäste nickten und das Spiel begann.

Dr. Scheicher, der zuerst warf, hatte auf drei Würfeln vierzehn Augen. Prachär, der Verwalter, griff nach dem Becher und schüttelte ihn kräftig.

„Sechzehn!“ sagte er enttäuscht. „Nun Sie!“



In der Flugmaschine über die Alpen und in den Tod.

Ohne lange zu zögern, rollte der Westfale die elfenbeinernen Würfel auf den Tisch.

„Achtzehn!“ rief der Wiener. „Na, Freund — das ist ein guter Anfang!“

„Glück im Spiel, Unglück in der Liebe!“ meinte der Sohn der roten Erde, sich selbst verspottend.

Im zweiten Gang blieb Dr. Scheicher Sieger, im dritten wieder Kersting. Schon waren neun Runden gespielt und noch immer war der Hausherr leer ausgegangen.

„Das ist zu sad!“ meinte er ärgerlich, „wollen einmal ein wenig steigern, „fünzig Heller, wer verliert!“

Die beiden Gäste machten keine Einwendungen. Und nun schien sich das Glück wirklich dem Verwalter zuzuwenden. Schon hatte er von sechs Runden vier gewonnen. Die Aufregung der Spieler wuchs, der Westfale allein blieb noch ruhig, weil sein Geist nicht bei der Sache war.

„Eine Krone der Wurf!“ stieß da der Wiener hervor, der sieben Runden verloren hatte, „vielleicht hilft das mir!“

Er verlor abermals, um dann mehrere Runden zu gewinnen, während der Westfale jetzt die Börse ziehen mußte.

Eine gespannte Erregung hatte sich jetzt der Männer bemächtigt. Verfliegen war die fröhliche Stimmung, die noch vor einer Stunde den Raum erfüllte. Hart und rauh klan-



Zur Hundertjahrfeier des Münchner Oktoberfestes:  
Münchnerinnen im Festzuge in der Tracht von 1810.

gen die Fragen und schroff, fast unfreundlich klangen die Antworten.

„Doll ist's!“ rief endlich der Hausherr, dessen Antlitz siebte und dessen Hände zitterten, „wenn denn schon verloren sein muß, dann auch ordentlich. Wenn ich jetzt verliere, zahle ich zwanzig Kronen!“

Er verlor.

„Fünzig Kronen!“ sagte er rauh.

„Nach keine Scherze, Prachar!“ lenkte hier Dr. Scheicher ein; „s ist genug!“

„Es kostet mein Geld. — Ihr zahlt nur ein Zehntel, wenn Ihr verliert!“

Im Zorn hatte er die Worte gerufen und schweigend ließen die Gäste ihn gewähren.

„Elf Augen!“ leuchte der Spieler, — „hier ist das Geld.“ Und dann faßte er noch einmal den Becher und rief:

„Nun der Einsatz des Ganzen, was ich heut verloren habe!“

Nicht mehr!“ antwortete Dr. Scheicher. „Alter Freund, wir sind doch nicht gekommen, dich zu plündern. Genug!“

„Genug!“ sagte auch der Westfale, dem bei der schwülen Stimmung der letzten Viertelstunde die Ernüchterung gekommen war und der mit aberscharfen Blicken die Aufregung des Verwalters beobachtet hatte.

„Wollen Sie mich tranken?“ sagte rauh der Spieler; „ich will Genugtuung!“

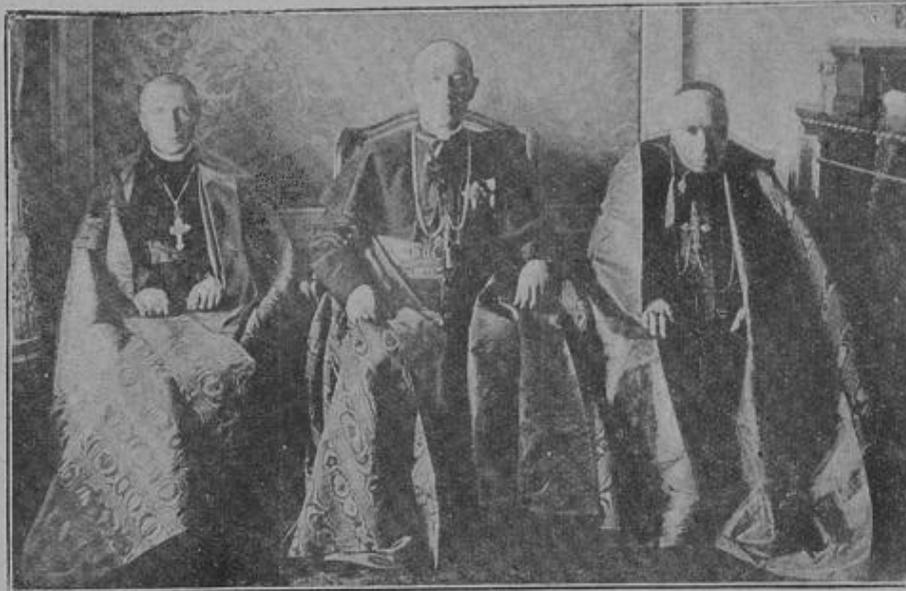
„Das ist aber der letzte Wurf für heute abend,“ sagte da der Wiener; „los!“

„Verloren!“ sagte da der Westfale, der den höchsten Satz geworfen hatte, „aber es kann Ihr Ernst nicht sein, Herr Prachar. Ich nehme das Geld nicht an!“

„Hier!“ schrie der Böhme, „zweihundertsiebzig Kronen — Ihr Geld! Oder ist mein Geld etwa schlechter, als das anderer Leute?“

„Du vergiffest dich!“ raunte da der Wiener dem Böhmen ins Ohr. „Nimm Vernunft an!“

„So, so — Vernunft!“ raste der Andere, „freilich — andere Leute haben mehr Vernunft. Die kommen her nach Böhmen und verdrehen den Mädchen die Köpfe, um sie nachher sitzen zu lassen!“



Mgr. Gibbons. Mgr. Vinzenzo Vanutelli. Mgr. Logue.  
Vom eucharistischen Kongreß in Montreal. Drei hohe Kirchenfürsten.

Höhnisch schielte der sich selbst Vergessende zu dem erblasenden Westfalen hinüber, der sich taumelnd erhob.

„Sollte das mir gelten?“ fragte der mit stoßendem Atem.

„Kühlen Sie sich getroffen?“

„Mir — mir trauen Sie solche Schurkerei zu? Mir!? Wissen Sie denn nicht — gerade umgekehrt war's! Amalie Kovacz, die Freundin Ihrer Tochter — ja, ich hatte sie lieb, aber — mir gab sie lachenden Mundes den Todesstoß. Und Sie glauben...“

„Nur, was man mir gesagt hat!“ tröstete der Verwalter.

„Komm, Fried!“ sagte da der Wiener. „ich weiß daß du die Wahrheit gesagt hast. Und hier ist unseres Bleibens nicht mehr. Prachar, leb wohl, dein Haus betret' ich nicht mehr!“

Er drängte den Freund zur Türe, während der Spieler, der zornfunkelnd, die Arme verschränkt, regungslos dastand. Vor der Türe aber stand, in ein Morgengewand gehüllt, eine Frau, die bittend die Hände erhob.

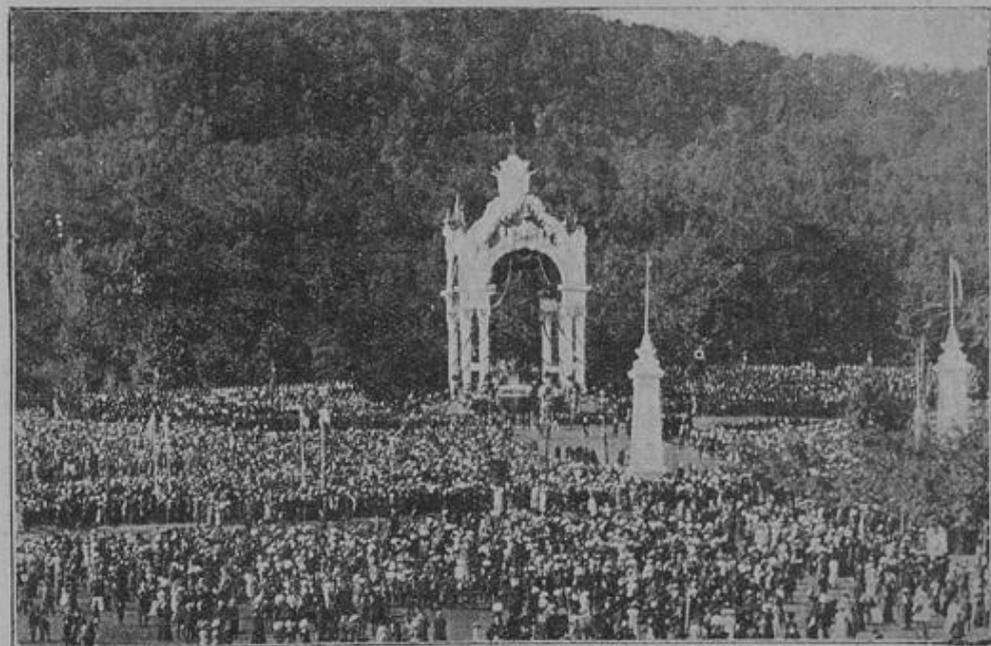
„Geh' nicht so fort!“ bat sie ihren Freund. „Wenzel hat Unrecht er bittet dir ab!“ Aber ein Hohngelächter aus dem raucherfüllten Spielzimmer

antwortete ihr während die Freunde hastig das Haus verließen. Da schluchzte die Frau in ihrem Weh laut auf und rief: „So geht auch er, der letzte Freund — und er, der Spieler hat auch ihn vertrieben. O Fluch, Fluch — den Würfeln und den Karten!“

Der Wind peitschte den nächtlichen Wanderern, die sich fest in ihre Mäntel hüllten und schweigend am Eisufer entlang den Heimweg nahmen. den Regen ins Gesicht und hoch spritzte der Schmutz unter ihren Tritten empor. Sie achteten es nicht in dem bitteren Harm, der ihre Seelen erfüllte.

„Leb' wohl!“ sagte der Wiener herzlich, als er mit seinem Freunde vor dessen Hotel angelangt war, „und Versuch zu veracffen, wie man dich heut' im Wahn oekränkt.“

„Veracffen kann ich schon.“ sagte der Westfale. „Aber das gelob' ich mir, wie wieder soll ein Würfelbecher in meine Hände kommen!“



Vom eucharistischen Kongreß in Montreal: Die Festmesse nach der Prozession.

## Adelhard Klingers Feuerprobe.

Novellette von G. Hudab.

(Nachdruck verboten.)

Eine auserlesene Abendgesellschaft war im Palais des Kommerzienrats Siegfeld vereint. Man hatte an reich-besetzter Tafel in wahrhaft lukullischen Genüssen geschwelgt; man hatte die Herren, die älteren wenigstens, entlassen, auf daß sie in den Rauchsalons und Spielzimmern ihren schwer zu beherrschenden Gelüsten frönen könnten, während die jüngeren den Damen in den Musiksaal gefolgt waren. Ein Teil der Gesellschaft der älteren Herren aber hatte sich durch die von rotfarbenen Ampeln erleuchteten Veranden hinab in den Park begeben, wo in der lauen Sommernacht die Brunnen plätscherten und die Böglein wie im Schlafe verträumte Weisen hören ließen.

Zwei Männer, hohe, elastische Gestalten, kamen lautlosen Schrittes einen ganz dunklen, abgelegenen Parkweg gegangen. Vor einem Marmorbild blieben sie stehen. Der ältere von ihnen, wie in Sinnen zu der Staute des Merkurs, des Gottes der Kaufleute und der — Diebe, emporblickend, begann plötzlich:

„Sie haben recht, die Anlage würde sich rentieren. Allein es gehören Millionen dazu!“

„— die zu besorgen Ihnen, Herr Kommerzienrat, doch ein leichtes wäre,“ entgegnete der andere.

„Nun wohl — Sie werden von mir hören. Jedenfalls pflege ich nichts zu überstürzen.“

„Ich darf also in einigen Tagen —!“

„Gewiß, mein wertiger Herr Baron. Es würde mir ein Vergnügen sein, Ihnen dienen zu können.“

Baron von Mustenberg verbeugte sich. In demselben Augenblick tat sich oben auf einer Veranda eine Klügeltür auf und ein Lichtschimmer fiel momentan auf den Merkur, der wie höhnisch auf den unten stehenden Hausherrn herabschielte. Der Baron aber späte hinaus, gleichsam als lausche er auf die Musikweisen die durch die geöffneten Fenster schwelkend weich herabschwebten.

„Ist das nicht Adelhard Klinger, Ihr Privatsekretär?“ fragte er unvermittelt sich dem Kommerzienrat zuwendend, als unter den Säulen der Terrasse die Gestalt eines jungen eleganten Herrn auftauchte.

„Er ist es.“

„Prächtiger Mensch — nur schade, daß er einen großen Fehler hat.“

„Fehler — ich wüßte nicht! Ich bin äußerst zufrieden mit ihm. Wie meinen Sie denn . . .?“

„Nun — Sie sollten es nicht wissen? Der Mensch schreibt — schreibt Verse; — er ist ein — Dichter.“

Keine Feder vermochte den spöttischen Ton zu schildern, in dem der Baron diese Bemerkung vortrug, wobei er sein Gegenüber lauernd ansah.

„Halten Sie denn das Dichten für einen so unverzeihlichen Fehler, Baron?“ fragte Siegfeld lächelnd.

„Unbedingt, Herr Kommerzienrat! Bedenken Sie doch: Ihr Privatsekretär! Mit welch eisernen Nerven müssen wir Affenre der modernen Finanzwelt ausgerüstet sein! Ein Denkfehler, eine falsche Berechnung, eine geschäftliche Unachtsamkeit — und die Operation schlägt fehl. Wie kann ein solcher Mann sich mit Versen abgeben, dem tagsüber Ströme von Gold durch die Rinaer gleiten! Dichter — wah! Phantasten! — Leute, die in unser Zeitalter nicht hineinpassen! Und wenn schon, dann mögen sie uns ergötzen, wenn wir die Tempel der Mnien aussuchen. Aber die wichtige Stelle eines Privatsekretärs — lieber Herr Kommerzienrat! ich würde doch Vorsicht üben . . .“

„Herr Baron — ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu versichern, daß ich mit Klinger zufrieden bin.“

„Baron, Herr Kommerzienrat; es liegt mir natürlich ferne —“

„Schon gut. Aber ich vertraue dem jungen Manne völlig. Ich bin überzeugt, daß sein Charakter wie Gold ist — lauter und rein; er hat sich nie an Treue und Fleiß über-treffen lassen.“

„Es läme auf eine Feuerprobe an.“

„Sonderbar — Ihre Abneigung gegen die — Dichter! Oder ist's nur gerade Adelhard Klinger?“

„Nein; ich meine nur im allgemeinen!“

„So will ich hoffen, daß der Gnade findet vor Ihren stren-

gen Augen, wenn er seine Feuerprobe bestanden hat. Sie bleibt keinem aus, Herr Baron.“

„Sicherte nicht Merkur leise vor sich hin, als die Männer jetzt aus dem Schatten traten, um sich langsam zur übrigen Gesellschaft zurück zu begeben? —“

Stille ist's, ganz still in den hohen Glashallen des Palmenhauses. Leise, fast behutsam, tritt der Hausherr hinein. Er muß allein sein, mit sich und seinen Gedanken. Er muß über die große geschäftliche Aktion nachgrübeln, die ihn Baron von Mustenberg vorgeschlagen hat; er möchte aber auch einmal nachdenken über die geheimnisvollen Warnungsworte desselben. Ob der ziemlich strupellose Adelige einen besonderen Zweck dabei verfolgte? — Feuerprobe? — Nun, die Zeit wird es ja lehren, ob er Adelhard Klinger auch ferner vertrauen darf.

Leises Knistern. Ein leichter Schritt huscht neben dem verborgenen Ruhestuh Siegfelds. Dicht in seiner Nähe läßt sich eine Mädchengestalt nieder, seufzend, wie in schwerem stummer. Ein Blick und Siegfeld hat seine Tochter erkannt, sein einziges Kind, seine Marie. Was mag sie zu seufzen haben, wo er sie glücklich wähnt in der Jugend und des Reichthums Freuden? Aber horch — spricht sie nicht mit sich? — Regungslos verharrt der Vater, um nicht seine Gegenwart zu verraten.

„Warum bin ich denn nur reich — und er so arm! Warum bin ich des reichen Siegfelds Kind und er der Sohn eines armen Gelehrten? Warum wird nur in der Welt der Wert so fälschlich nach seinem Besitz an Geld und Gut bemessen? Warum ist er so stolz daß er es wagt, mich nicht zu lieben? — Als ob ich nicht wüßte, daß es auch ihn zu mir zieht? — O, er hat es mir heute abend deutlich verraten sein Fühlen und Denken. — Wie würde er meines Vaters Vertrauen mißbrauchen. — Und er hat recht in seinem Stolz. Würde denn der Vater ihn nicht hohnlachend hinausweisen?! Aber ich will ihn bitten. Der Vater liebt mich. Er wird nicht um irdischer Vorteile willen das Glück seiner Tochter vernichten.“

Leise, ganz leise, sind diese Sätze von der Jungfrau Lippen geflossen. Aber der alte Kommerzienrat hat sie doch gehört. Er hört auch die nahenden Schritte auf dem Korridor. Und das flüchtige Knistern eines seidnen Gewandes verrät ihm daß der Platz in seiner Nähe leer ist. —

Die Schritte kommen näher. Mit Geräusch wird die Tür geöffnet.

„Es scheint niemand hier drinnen zu sein!“ jagt eine Stimme, die der im Dunkel Sitzende als die des Barons erkennt. Schon will er sich erheben, um nicht den unberufenen Lauscher zu machen. Aber einige Sätze, die der Geschäftsfreund hastig hervorstößt, lassen ihn unwillkürlich innehalten. —

„Möchten Sie nicht reich sein, Klinger, reich an Gold und Einfluß?“ hörte er den Mann sagen, der noch vor einer Stunde ihn vor dem — Dichter Klinger gewarnt hatte.

„Ich verstehe nicht, was Sie mit dieser Frage wollen?“ entgegnete eine klare, sympathische Stimme. „Reich sein wollen. . . Wünschen Sie mich zu beleidigen da Sie wissen, daß die Güter dieser Erde mir spärlich zugeteilt sind?“

„Nicht doch! Wie könnte ich Sie kränken wollen? Meine Frage — ich gebe es zu — ist mißverständlich. Aber ich möchte ein wenig mit Ihnen philosophieren diskutieren. . . . Wohnst nicht in jedem Sterblichen der Wunsch, des schönen Mammons genug zu erwerben, um sich die Genüsse dieser Erde zu kaufen?“

„Ich weiß mich frei von diesem Streben!“ entgegnete Adelhard Klinger. Und es war wie ein Credo, so ernst und feierlich klang sein Bekenntnis. Der Andere aber lächelte fein.

„Ich nehme Anteil an Ihnen, Klinger. Ich an Ihrer Stelle würde genau so antworten, wie Sie mir antworteten, wenn mich ein jemand fragte, der mir nichts wäre. Es ist so erhehend in der Loga des Plato einherzuschreiten! Aber denken Sie einmal nach: wenn Ihnen nun jemand die Hand böte zu Reichthum und Genuß, wenn Ihnen jemand einen Weg zeigte, Gold und Gut in Hülle und Fülle zu erwerben — würden Sie die Hand ausschlagen, würden Sie den Weg nicht gehen wollen?“

Lauernd und faszinierend zugleich ruhte der Blick des Barons auf dem jungen Privatsekretär. Dieser, gleichsam in seine Seele hineinschauend senkte die Augen. Wäre es hell gewesen in dem Raum so hätte man die Blässe der Erregung auf dem klassisch-schönen Antlitz des Jünglings lesen können. Es dauerte eine geraume Weile, ehe derselbe antwortete. Und diesmal klang seine Stimme nicht sieghaft

und glockenrein; diesmal farbte ein rauher Klang seine Worte!

„Ich leugne nicht, daß auch in meiner Brust die Sehnsucht schlummert, edle Genüsse zu verkosten, die nur Reichtum und Besitz erschließen. Warum sollte ich dieselben ausschlagen, wenn man mir Gelegenheit gäbe, diese zu erwerben? Aber — gibt es denn eine Hand, die uneigennützig sich öffnen würde, einen armen Habenicht's mit Gold zu überschütten? Gibt es denn einen Weg außer dem ehrlicher Arbeit, um zu Besitztum zu gelangen?“

„Gewiß gibt es diese!“ rief der Baron eifrig. „Und meine Hand soll es sein, die Ihnen offen ist und mein Rat soll es sein, der Ihnen den Weg zu Reichtum und Genießen zeigt!“

„Ihre Hand —?“

„Hören Sie, mein junger Freund!“

Flüsternd nur kam jetzt der Rede Schwall aus des Barons Munde. Der Kommerzienrat lauschte jetzt, da sein Interesse geweckt war, mit angehaltenem Atem. Auch sein Name kam in der Unterredung vor. Und ein vortrefflicher Plan war es, den der kluge Baron von Kustenberg mit des Versuchers Ueberredungskunst dem jungen Manne ins Ohr raunte. Fürstlich wollte er die kleinen Dienste belohnen, die er von dem Privatsekretär des reichen Kommerzienrats forderte. Nur über gewisse geschäftliche Vorgänge wollte er informiert sein.

„Nicht weiter, — kein Wort mehr will ich hören, Herr — Herr Baron!“ klang da plötzlich eine Stimme, zwar gepreßt und heiser, aber entschieden. „Kein Wort mehr, wenn ich bitten darf! Sie haben unedel an mir gehandelt, Herr Baron, da Sie mir zutrauten, Verrat zu üben, Spionendienst zu leisten! Nein, niemals soll je ein Wort über meine Lippen kommen, das nicht vor meinem Gewissen bestehen könnte. Arm bin ich — aber lieber arm, als ehrlos!“

„Sie sind blind, junger Mann!“ zischte da der Baron, dem die heftige Entrüstung des Dichters äußerst unangenehm kam. Und er hatte doch geglaubt, so leichtes Spiel zu haben. Aber noch ein Mittel fiel ihm ein, ein verwerfliches, abscheuliches Mittel! Warum sollte er nicht alles auf eine Karte setzen?

„So hören Sie denn ein anderes Wort!“ sagte er scheinbar gelassen. „Ich habe gewisse Blide gesehen, die hier in diesem Hause sehnsüchtig an Ihrer Gestalt, an Ihren Augen hängen! Ach ja — ein Poet sein, heißt bei Frauen Glück haben! Nun wohl, junger Freund — der Kommerzienrat, Ihr Brotherr, ist mein Freund! Wenn ich nun morgen zu ihm ginge und sagte: Ihr Privatsekretär Klingler ist gestern abend bei mir im Palmenhaus gewesen, um mir Geschäftsgeheimnisse auszuplaudern! Oder wenn ich ihn sonst irgend eine kleine andere Andeutung machte, — glauben Sie nicht, daß Sie diesem Hause den Rücken lehren müßten, diesem Hause, wo ein Schatz zu finden ist, der Ihnen teurer zu sein scheint als alles Gold, der Geld und Gut selbst in Fülle besitzt!“

Taumelnd war der junge Mann zurückgefahren, als ihm diese Worte hohnlachend ans Ohr schlugen. Aber, bald sich fassend, rief er aus:

„Es scheint, daß Sie mein Verderben wollen, um jeden Preis! Ich mag nicht Ihre Handlungsweise charakterisieren — aber eines haben Sie in dem schönen Plan vergessen, mein Herr: ich werde Ihnen zuvor gekommen und meinem Herrn kein Wort Ihrer Mitteilungen verschweigen! Sehen Sie sich vor daß Sie dann etwas ersinnen, was ich Ihnen verraten haben soll!“

Mit diesen Worten wollte er ins Freie hinausstürzen. Aber in lähmenden Entsetzen prallte er nahezu gegen eine Gestalt, die plötzlich aus der Dunkelheit herauszuwachsen schien und mit ernster, ungewöhnlich feierlicher Stimme anhub:

„Bleiben Sie, lieber Klingler — so bleiben Sie doch. Ich bin's ja — Siegfeld! Auch Sie Herr Baron, der Sie meinen Dichter-Privatsekretär Ihre kostbare Zeit so gerne opfert, werden ja noch eine Minute erübrigen. Es handelt sich um das Geschäft, das Sie mir vorschlugen —“

„Ich gehe!“ stieß der andere wütend hervor. „Wer so unfair handelt, zu lauschen —“

— der handelt gewiß nicht so unehrenhaft wie der, der sich um Gold Verräter laufen möchte!“ fiel der Kommerzienrat eifrig ein. „Im übrigen Herr von Kustenberg — die Feuerprobe ist zu Klinglers Gunsten ausgefallen. Und er hat mir — im Vertrauen will ich es Ihnen sagen — von dem Geschäftsverkehr mit Ihren Freunden abgeraten.“

Ein scharfer Luftzug verriet, daß der Baron das Ende

der Unterredung durch eilige Flucht selbst herbeigeführt hatte. —

Der Kommerzienrat aber und sein junger Freund standen noch lange in flüsterndem Gespräch. Nur die Palmen, die sich im leisen Abendwinde wie lauschend neigten, haben diese Unterredung belauscht. Vom Park da draußen herein drang das Plätschern der Brunnen; und aus dem Musiksaal klangen noch immer schwellende Weisen heiterer Lebenslust. Siegfeld aber schloß:

„Und nun gehen Sie hinunter, lieber Klingler, und suchen Sie Maria auf, wenn Sie sie finden. Ich weiß es, — diesmal wird es eine Feuerprobe sein, die Sie nicht bestehen.“



### Für die Kinderwelt



#### Des Kindes Geburtstagsgruß.

(Mit einem Blumenstrauß.)  
Wie siehst du lieb und freundlich aus,  
Mein gutes, treues Mütterlein!  
Ich bring' dir einen Blumenstrauß,  
Er möge dir willkommen sein.

Zieh, viele Worte mach' ich nicht,  
Doch gehen sie von Herzen mir,  
Das frisch und fröhlich heute spricht:  
Mama, ich gratuliere dir.

Der liebe Gott behüte dich,  
Er sende Glück und Sonnenschein,  
Beschütze unsern Papa, mich  
Und unser süßes Gretelein.

Mein kleines Herz dir danken muß,  
Berzeih, wenn's böse dann und wann,  
Und nimm nun den Geburtstagskuß  
Von deinem Kinde freundlich an.

Wilhelm Kuntze.

#### Der geizige Fritz.

Was gestern ich erleben muß!  
Jetzt hört mich an, ich bitte.  
Drei Knaben saßen auf einem Block,  
Hans, Paul und der Fritz in der Mitte.  
Sie hatten zusammen gespielt und gelacht,  
Sie waren gerannt und gelaufen.  
Sie dachten: „Nun wird es ratjam sein,  
Ein wenig zu verschnaufen.“

Da sprach der Fritz aus seinem Sack,  
Was er von der Mutter erhalten:  
Apfel und Brot, ein mächtiges Stück,  
Und fing an, Mahlzeit zu halten.

Glaubt ihr, er hätte daran gedacht,  
Den andern davon zu geben?  
Bewahre! Solch einen Geizhals sah  
Ich niemals in meinem Leben.

Die beiden schauten ihn bittend an,  
Damit er sich mög' erweichen.  
Das hätt' ich ihm nicht zulieb' getan,  
Dem Geizhals sondergleichen.

J. Stautien.

#### Homonym.

Ein Knöchelchen bin ich fein und klein;  
ein jedes Menschenkind nennt es fein.  
's bißt hören, was die Mutter sagt,  
erzittert wenn heulend der Sturmwind jagt,  
wenn traulich herüber das Glöcklein klingt,  
wenn im Busche lieblich das Böcklein singt.  
Doch kannst du mich auch in Eisen seh'n:  
urkräftige Männer mich dann umstehn.  
Sie schwingen den Hammer: wie trifft er mich schwer!  
Ich zähle der Schläge oft hundert und mehr.  
Doch ob über mir auch das Eisen zerbricht:  
Ich selbst stehe fest, ich wankte nicht!



## Nächtliches fürs Haus.



— Selbstbereitung von Marzipantartoffeln. 500 Gramm süße Mandeln werden gebrüht, enthäutet, vollständig getrocknet und in einer Reibmaschine zweimal durch das feinste Sieb gemahlen. Man vermischt sodann die getriebenen Mandeln mit 500 Gramm Puderzucker, tut 6—8 Tropfen bitteres Mandelöl dazu und gießt ein wenig Rosenwasser hinein. Dies alles knetet man in einer Schüssel tüchtig, indem man von dem Rosenwasser so viel hinzugießt, daß der Teig vollständig gebunden ist. Doch darf er nicht zu naß sein. Aus diesem Teig dreht man Kugeln, ungefähr in der Größe von ausgestochenen Kartoffeln oder Suppentlöschchen, schneidet an einem Streichholz, dessen Kuppe man entfernt hat, eine breite Spitze und macht hiermit einen gebogenen Riß in die Marzipankugel. Darauf biegt man mit dem Hölzchen und dem Daumen der linken Hand vorsichtig die beiden Mänder des Risses hinten über, so wie man es an geplatzen Kartoffeln sieht. Die Augen ahmt man dadurch nach, daß man mit der breiten Seite des Hölzchens einige Male in die Kartoffeln flach hineinsticht. Sodann löst man etwas Kalao in ein wenig Rosenwasser auf, so daß es einen ziemlich dicken Brei gibt und streicht hiermit mit einem Zuspinsel die Kartoffeln leise an, daß sie die Farbe von neuen Kartoffeln erhalten. Darauf stellt man die Kartoffeln eine Weile ans offene Fenster und bewahrt sie kühl auf.



## Unsere Bilder.



— Kaiser Wilhelm II. in Wien. (Siehe Bild Seite 345.) Der freundliche Plauderton, den Kaiser Wilhelm seiner Rede im Wiener Rathhause zugrunde legte und der bei aller Leichtigkeit doch auch den Ernst vergangener Zeiten erkennen ließ, hat auf die Wiener stark gewirkt. Sie sahen in Wilhelm II. nicht den fremden Monarchen, sondern den lieben Gast, auf dessen Hilfe Oesterreich unter allen Umständen rechnen kann.

— Chavez' Flug über die Hochalpen. (Siehe Bild Seite 348.) Das kühne Unternehmen, die Alpen im Aeroplan zu überfliegen, ist dem französischen Luftschiffer Chavez gelungen. Am 13. Uhr nachmittags stieg Chavez in dem schweizerischen Partifleden Brig, am Fuße des Simplonpasse, auf, passierte eine Viertelstunde später den 2010 Mtr. hohen Simplonpaß und landete nach weiteren 26 Minuten in Domodossola in der norditalienischen Provinz Novara. Bei der Landung erlitt Chavez lebensgefährliche Verletzungen, denen er leider erlag.

— Das Münchner Oktoberfest (Siehe Bild Seite 348), zweifellos das populärste Volks- und Nationalfest der Welt, ist eine ureigentliche Schöpfung des Alt-Münchner Bürgertums, die in der lebensfrohen Markstadt die günstigsten Lebensbedingungen fand. Als am 10. Oktober 1810 die jugendliche Prinzessin Therese von Sachsen-Gildburghausen unter dem Jubel der Bevölkerung in München einzog, um sich mit dem Kronprinzen und nachmaligen König Ludwig I. von Bayern zu vermählen, beschloßen Münchens Bürger, auf einer weit vor den damaligen Toren der Stadt gelegenen Wiese, der nunmehr weit über Bayerns Grenzen hinaus bekannten Theresienwiese, zur Feier der Vermählung ein Pferderennen zu veranstalten. Dieses ursprünglich nur als einmalige Veranstaltung gedachte Pferderennen wurde zum Ursprung der Oktoberfeste.

— Vom eucharistischen Kongreß in Montreal. (Siehe die Bilder Seite 349.) Der in diesem Jahre auf amerikanischem Boden abgehaltene Weltkongreß nahm einen herrlichen, erhebenden Verlauf. Zu ihm waren unter anderen hohen geistlichen Würdenträgern erschienen: Kardinal Monsignore Bannutelli als besonderer Abgesandter des Papstes, der zelebrierende amerikanische Kardinal Gibbons und Erzbischof Logue von Armagh, der Kardinalprimas von Irland. Nach der großen Prozession wurde auf freiem Felde unter einem wunderbar sich vom Waldhintergrunde abhebenden Altar eine Festmesse abgehalten. Die Kirchenfürsten und Geistlichen ließen es sich nicht nehmen, ihr beizuwohnen, wie denn auch mehr als 500 000 Menschen an der Prozession und an der Messe teilnahmen.



## Rätsellecke.



## Arithmogriph.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	Schauspieler
2	11	2	10	Art des Sauerstoffs.							
3	8	5	5	6	2	Dichterin des Altertums.					
4	2	3	griechische Göttin.								
5	6	2	7	9	2	10	Feldherr Athens.				
6	8	6	10	7	4	preussischer General.					
7	2	3	8	7	4	10	slawisches Kriegsvoll.				
8	7	8	11	9	4	Zierpflanze.					
9	3	5	8	6	8	10	Stadt in Persien.				
10	9	11	11	8	klimatischer Kurort.						
11	9	10	7	ein Metall.							

## Kapsel-Rätsel.

1. Such' zum Umgang innerlich und äußerlich saub're Menschen.
2. Der Fabrikbrand war schaurig anzuseh'n.
3. Ich komme mit der Fiedel, bin gern, wo Frohsinn herrscht.
4. Sag' andern niemals alles, was du denkst.
5. Wir rüsten uns bald zum Landausenthalt.
6. Sie war im Festsaal tonangebend.
7. Der Schulmeister gewinnt mehr Schlachten als der General.

In jedem der vorstehenden Sätze ist der Name einer Stadt versteckt. Sind die richtigen Namen gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben wieder einen Städtenamen.

## Charade.

Ein kleines Wörtlein ist die Erste nur,  
Doch führt ins Weite oftmals ihre Spur,  
Sie weist aufs Ziel, an dem die Palme winkt,  
Das Vorgefühl die Strebekraft beschwingt.  
Doch wie sie spornet, so engt und grenzt sie ein  
Und bindet irdisches Gescheh'n und Sein.  
Dasselbe Wort in alten Römerns Mund  
Tut eine andre Wunderkraft dir kund:  
Die Zahl, die es zum Bunde sich erkor,  
Wächst zwiefach über sich an Größ' empor. —  
Die Zweite zart verhüllend sich verbirgt.  
Sieh, wie's geheimnisvoll dort webt und wirkt,  
Und wie die Werbekraft verrinnt und stirbt,  
Wo diese zweite krank und wund verdirbt!  
Das Ganze ist von zaubervollem Klang.  
Tönt uns im Herzen noch wie Sturmgesang  
Und grüßt uns wie aus ferner alter Zeit  
Ein Held im Helmeschmuck und Eisenkleid.  
Wie es uns Deutsche aufwärts hat gelenkt,  
Daran noch fern' und fernste Zukunft denkt:  
Des geht uns über dankend Herz und Mund.  
Nun tut des Ganzen stolzen Klang mir kund!

## Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Rätsel: der Buchstabe a.

Wechsel-Rätsel: At — Ot.

Rebus: Gelehrsamkeit.

Redaktion: Erwin Thissen;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. H.; beide in Düsseldorf.



## „Bubi“.

Von Neuwenhuyzen — Indien.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Kleiner Herr! Schnell! Kleiner Herr!“  
 Kario, Tjit, Kemis, Warsjo, Urip und wie sie alle heißen,  
 rufen Bubi lebhaft und winken ihm.

Auf dem Strande sind alle versammelt. Sie reden durcheinander und stehen im Kreise herum.

„Macht Platz für den kleinen Herrn!“ sagt Kario laut.  
 Nun kann Bubi gut sehen.

Kein — eine so große Schildkröte gab es noch nie.

Lahu, ein armer Fischer im Dorfe, hat sie gefangen. Sie ist gar nicht verwundet, nur aufgereggt und hungrig. Sie wühlt und sucht im Sande nach Nahrung.

Bubi möchte dem Tiere gern etwas geben — aber die Schildkröte ist ja riesig groß. . . . Er hält sich fest an Urips Kleid und zittert ein wenig, nur ganz wenig.

Tjong, ein brauner Bengel, merkt es und lacht spöttisch.

„Beihen tut es nicht!“ ruft er frech. — „Warte bis man dich fragt!“ bestraft ihn Urip streng. Nun verschwindet Tjong in den hintersten Reihen.

„Ob die Schildkröte Bananen mag?“ flüstert Bubi schüchtern.

— Das Tier trabbelt jetzt auf ihn zu, und ob seine Angst auch wächst, zeigen will er um keinen Preis, daß ihm bange wird.

Lalu, der Fischermann, hat seine Frage gehört. Der fängt nun an, weitläufig und mit vielen erklärenden Gesten zu erzählen, was Schildkröten für Nahrung bedürfen und warum und wieviel und um welche Zeit. Da erschallt ein

Trompetenstoß; der grelle Ton pflanzt sich bis ins Unendliche in den Bergen fort.

Wieder das Signal, und dann zum dritten Male!

Alle stehen regungslos, erwartungsvoll, und Lahu schweigt.

Der selbe braune Bengel öffnet den breiten Mund. „Was habt ihr alle? Schaut doch hin! Der Herr Kommandant kehrt zurück!“ schreit er und rennt dann, wie von einem plötzlichen Windstoß fortgejagt, zum steilen, grasbewachsenen Hügel hin, wo eine Fahne lustig weht.

Stramm daneben steht ein eingeborener Soldat Schildwache und macht das Zeichen des „Willkommens“ dreimal mit der Trikolore der weißen Männer, die ja auch er verteidigen muß.

Um die Ecke der Felsen gleitet jetzt das hellgraue, schlanke Schiff zierlich in die Bai. Schon kann man viele Gestalten an Bord unterscheiden. Ob Vater seinen kleinen „Bubi“ unter der Menge sucht?

Das Knäblein hat auch sein Fähnchen geholt und schwingt

es, schwingt es freudig, bis sein Arm durch die heftigen Bewegungen müde und steif ist.

Eine halbe Stunde später fühlt er Vaters Küsse auf seinen vor Freude geröteten Wangen und bewundert den scharfen Säbel, der nun abgelegt wird und ausruhen darf. Wie Vater sein neuer Helm ausieht! Und die vergoldeten Knöpfe an seiner Uniform alle schwarz!

Ja, Vater hat Schiffbruch gelitten und wohl ein paar Stunden im Wasser gelegen! Beinahe hätte er Mutter und den Bubi nie wiedergegesehen! Die Glückstaube ist weggeflogen, vielleicht ertrun-



Der bayerische Thronfolger, Prinz Ludwig (1), und Graf Zeppelin (2) in München in der Gondel eines Pariseval-Luftschiffes.

len. Ein schlechtes Omen! Und das ist alles die Schuld der braunen Männer, der lauernden Feinde, die dem guten Vater immer ein Leid antun wollen. Warum? Das kann der Kleine nicht verstehen. Er denkt ernsthaft nach und zieht eine tiefe Falte in seiner glatten, rosigen Stirn. — Er soll lieber mitkommen und das schwarze Bärchen bewundern, das man hat retten können sagt Vater. O, wie niedlich ist das Tierchen! Die Glückstaube ist völlig vergessen. Die runden, schwarzen Neuglein so neugierig und freundlich! Und gar nicht scheu! Ob es eigentlich heißen kann? Wahrscheinlich nicht, denn die Zähnen sind so klein, ach! Sie sehen aus wie weiße Reiskörnchen, wenn das Tierchen gähnt. Zucker liebt es. Aus Bubi's Hand nimmt es gern ein Stückchen und — ein zweites! Klettern und springen kann es schon ein wenig. So drollig sind die Bewegungen des runden Körperchens, daß man wohl lachen muß! Und Vater sagt, es soll „Clown“ heißen, weil es alle so köstlich amüsiert. Aber nun ist das Bärchen müde und will ruhen. An Vaters Hand geht Bubi weiter. —

So groß und braun ist die Hand! Hält Vater damit den Revolver, wenn er schießen muß? Gewiß! Neulich noch! Dann war dieselbe Hand mit Blut und Staub bedeckt. . .

Aber jetzt freut Vater sich, daß er Bubi's Fingerring zwischen den feinen fühlt. Krieg, Mißgeschick, Gefahr, das schlechte Omen — für eine Weile ist alles vergessen! Jetzt werden sie glücklich zusammen sein! Mehrere Tage, so lange die Feinde ihm die Ruhe nicht stören. . . Vater denkt an die Zukunft. Das schöne, gesunde, begabte Kind an seiner Seite wird bald nicht mehr das einzige sein. Was wünscht er für Bubi? Ein kleines Schwesterchen? Oder einen kleinen Knaben, der sein Kamerad sein wird? Vater weiß es nicht. Er fühlt nur, daß ein mächtiges, fast überwältigendes Gefühl der Dankbarkeit ihn bewegt. Und am tiefsten fühlt er, wie sehr er Bubi's Mutter und sein blondes Kind liebt. —

Mutter ist krank. Wie schade! Sie muß in ihrem Bette bleiben und darf gar nicht aufstehen. Bubi darf auch nicht zu ihr gehen; er ist sehr unglücklich darüber. Wenn nun das kleine Schwesterchen ankommt, und Mutter ruhen muß, wer kann dann mit ihm spielen und alles im Hause zeigen und von allen Dingen erzählen?

Die ganz kleinen Kinderchen muß man bei ihrer Mutter allein lassen, hat Urip gesagt. Und sie hat hinzugesagt: „Je ruhiger und stiller es im Hause ist, desto schneller wird Mutter wieder gesund sein.“ —

Bubi darf heute den ganzen Tag spielen. Aufgaben braucht er nicht zu schreiben. Aber er langweilt sich. Seine Spielsachen liegen zerstreut am Boden.

Im Stall hinter dem Wohnhause, lacht und jubelt man. Kalkal, dem Affen, haben sie ein rotes Ködchen angezogen und einen alten Strohhut gegeben. Den setzt er sich in seiner Eitelkeit auf den Kopf. Doch, weil er viel zu groß ist, verschwindet Kalkal bis zu den Schultern darin und wird wütend, weil er bemerkt, daß man ihn auslacht und verspottet.

Tsit, der chinesische Koch, bietet Kalkal zum Trost einen Kuchen. Das Tier greißt zu und — brennt sich! Der Kuchen war glühend heiß. Alle brüllen vor Lachen. Und Kalkal ist außer sich vor Wut! Er zischt und zerri und schreit und dreht sich, um sich von dem Hute zu befreien und sein wehes Händchen zu besehen.

„Quält ihn doch nicht so!“ ruft Bubi, der auf den Lärm zugelaufen ist. „Sudda! Es ist jetzt genug!“ gebietet Kario sofort; nicht, weil er Mitleid mit dem geplagten Tiere fühlt, aber er sieht Tränen stehen in den Augen des kleinen Herrn. Und das darf nicht sein!

Bubi wartet, bis man Kalkal freigegeben hat. Noch im roten Ködchen verschwindet er hoch im dichten Laub eines Zitronenbaumes. Von Menschen will er heute nichts mehr wissen. Auch für Bubi bleibt er unsichtbar und antwortet nicht auf des Kindes bittendes Rufen. Was soll der Kleine jetzt ansagen? Wie lang ist heute der Tag! Er möchte seine Bilderbücher besehen, oder, noch lieber sein Jagdhorn nehmen und „Wilber Jäger“ spielen! Aber — Mutter hat den Schlüssel des Schrankes. Er darf sie nicht belästigen und will es auch nicht. Wo ist doch Umar, der weiße Hund, sein treuer Gefährte? Bubi geht spazieren und will ihn mitnehmen!

„Umar! Wo bleibst du? Dein junger Herr ruft!“ Doch Umar hat einen Knochen bekommen, und die angenehme Arbeit, daran zu lecken und zu nagen, unterbricht er nicht gern. Bubi muß entweder allein gehen oder zu Hause bleiben. Aber es ist überall so ungemütlich! Alle Blumen sind welk! Mutter war nicht da, ihnen frisches Wasser zu geben. Und

die Vase von Vaters großem Bild ist sogar leer! — Auf einmal weiß Bubi, womit er sich beschäftigen soll.

Warjo, der die Hühner hütet, hat eine alte Mutter. Sie ist Gärtnerin und sehr arm. Sie verkauft Gemüse und Blumen, wenn sie welche hat. Zu ihr will er gehen. Er weiß den Weg. Es ist nicht weit.

So heiß wie heute war es aber noch nie. Bubi seufzt. Das tut er sonst nicht. Seinen Hut will er nehmen. Der hängt leider zu hoch. Er versucht, versucht wieder — es gelingt ihm nicht, ihn herunter zu kriegen. Er ist ganz erschöpft und schwindlig. . .

Dann nur ohne Hut! — Das ist gefährlich, hat doch Urip gewarnt. Uff! Wie die Sonne brennt! Bubi wird laufen bis an den großen Baum, wo kühler Schatten ist. Dort knien viele Männer und Frauen. Etwas Weißes liegt am Boden, regungslos und heiß. Die Frauen klagen laut — Bubi staunt. — Ach, wie müde ist er! Seine Beinchen zittern.

— Was haben die Leute denn? Sie jammern: „Kleiner Herr! Ach, kleiner Herr! Mium ist gestorben! Mium hat kleiner Herr doch gut gekannt!“ — Ja, Mium, der Vaters Säbel schleifen muß, und die goldenen Knöpfe putzen und Vaters Stiefel und das Lederwerk wiederherstellen.

Gestern schon hat Bubi ihn vermisst. Kario hat Mutter um Schwarzbier gebeten und Ricinusöl. Er hat gesagt, es wäre die beste Arznei für seinen Freund. Der litt seit kurzer Zeit an hohem Fieber und sprach kein Wort.

Unruhig wälzte er sich fortwährend auf seinem Lager; stöhnend, ganz herzerreißend! Und seine arme Frau war aus dem Hause gerannt zu ihren Freundinnen und hatte ganz verzweifelt geschrien!

So stand es gestern mit Mium. Nun lag er da am Boden, im kühlen Schatten kalt und starr. Die Männer wickelten ihn in weiße, leinene Tücher und schwiegen dumpf. Die Frauen schlugen sich auf die Brust, rauchten ihre langen, schwarzen Haare und schrien, schrien ohne zu weinen; sie sangen ihre Klagelieder. —

Es wurde dem kleinen Knaben ganz unheimlich zu Mute; aber sitzen bleiben mußte er und schauen. . . Der arme, gute Mium! Mit geschlossenen Augen lag er da; und mit erstarrten Zügen, er mit seinen immer freundlich lachenden Augen und seinem lebhaft bewegten Gesicht!

Und man fuhr fort, ihn einzuwickeln in die weiße Leinwand, und endlich waren die Männer mit der traurigen Arbeit fertig.

Gegen Sonnenuntergang wollte man ihn begraben. Viele Gäste waren eingeladen, aber die Verwandten hoch aus dem Gebirge waren noch nicht angekommen. Die Klagenfrauen entfernten sich jetzt, das Begräbnismahl zu bereiten. Der kleine Herr war natürlich eingeladen! Daß er das nur wüßte: „Es wäre eine große Ehre für Mium's Seele, wenn der kleine Herr käme!“

Vier Männer blieben bei dem Leichnam und hielt'n Wache. — Nun wollte Bubi doch weiter gehen und seine Blumen kaufen. — Warum liegen denn überall Steine? Er stolpert fortwährend. Der Weg ist auch viel länger als neulich, da er mit Mutter ging. Glühend heiß ist der Sand. Es tut weh an seinen Füßchen. Soll er sich setzen und ein wenig ruhen? Ach, diese Sonne! Wie sie sticht und brennt! Bäume stehen auch nicht mehr am Wege. Beinahe fängt das Kind zu weinen an.

Kraft oder den Gedanken zurückzulehren hat er nicht. Und langsam schiebt sich der kleine, müde Wanderer weiter, gegen Warjo's Elternhaus hin.

„Was sehe ich? Der kleine Herr ist zu mir gekommen? Was wünscht er?“ — Die alte Gärtnerin ist sehr freundlich. Sie hat fast alle Zähne verloren und spricht undeutlich; sonst kann Bubi sie aber ganz gut verstehen. Doch heute — ein Murmeln scheint's — ihm ist, als käme ihre Stimme sehr, sehr weit her.

„Blumen? Gewiß, schöne Blumen hat sie. Sie wird sie pflücken und für den kleinen Herrn zusammenbinden. Inzwischen soll er sich setzen und ruhen. Da steht ihre „balee — balee.“ Und Bubi sinkt nieder auf die harte Bambus-Bank und stöhnt. — Die taube Alte hört es nicht. Ach, wie hämmert es in seinem Köpchen! Es tut so weh! Trinken möchte er, kühles, klares Wasser, und viel, nur recht viel! Er bittet um einen Trunk. — Das tut gut! — Im Häuschen der Alten ist es dunkel und immerhin kühl. Aber die Glühbitter in des Kindes Haupt will nicht weichen. Bubi seufzt und streicht die wirren Locken aus seinem Gesichtchen. Wie schwer drückt ihn jetzt das leichte Goldhaar! Er stöhnt laut und schließt die Augen.

Die alte Frau findet ihn — wie sie meint — schlafend, als sie mit ihrem Blumenstrauß wieder ihre Wohnung betritt. Sie will das Kind nicht wecken. Schlafen und ruhen darf der kleine Herr, so lange es ihm beliebt. Ihr ist es recht. Sie fängt an, ihr ärmliches Mahl zu bereiten. Und nachher rupft sie die fetten Ente, die Lie Kim Sioei, der reiche Chinese, ihr bestellt hat. Ihre Arbeit muß sie sehr gut machen, sonst zahlt der reiche Mann nicht. Und ihre Augen sind schlecht, ganz rot umrandert vom scharfen Rauch, worin sie gewöhnlich lebt.

Da nahen Schritte. Wohl die ihres Sohnes Warjo. Um diese Zeit geht er hin und macht das Hühnerhaus auf bei seiner Herrin. Die Alte rupft weiter...

Und dann kommt Warjo, der eine langsame Natur hat und sich nie beeilt, atemlos zurückgelaufen und schreit, in größter Angst und Aufregung: „Der kleine Herr ist weg! Verloren! Im großen Hause kann man ihn nicht finden! Unter dem Baume stand er vor ein Paar Stunden, unterm Baume, wo die Leiche Minn's lag!“

Die Gärtnerin beruhigt Warjo und erklärt alles. Zusammen gehen sie zu Wubi, den sie schlafend wädhnen. Doch sobald Warjo das Kind sieht, ruft er in heller Angst: „Sackit, sackit! Der arme, kleine Herr ist krank! Durnum! Das gefüchtete Fieber! Allah! Allah! Wer hilft dem kleinen Herrn?“

Wubi weiß nicht, was mit ihm geschieht. Er fühlt nur das schreckliche Hämmern und fortwährende Dröhnen in seinem Köpfe. Schwer hängt sein kleiner Körper gegen Kario's Brust, der hingegangen ist, seinen geliebten kleinen Herrn zu holen.

Urip ist verzweifelt. „Der Herrin darf man nicht sagen, wie krank der junge Erbe ist! Das wäre in ihrem Zustande gefährlich, weil die kleine Schwester eben erst angekommen ist! Die weißen Frauen sind schwach!“ Eine zweite Kinderfrau ist im Hause und Urip darf ihren Liebling pflegen.

Viel kann sie nicht tun. Kein Arzt ist da. Der ist mit Vater weit in die Berge gezogen, wo auch Kranke seiner harren und warten auf Hilfe und Erleichterung ihrer Schmerzen.

Das schwache Stimmchen der Neugeborenen dringt klagend bis in Wubi's Zimmer. Ob er es vernimmt? Der arme Kleine wühlt unruhig in den weichen Kissen und jöhnt, jöhnt, daß es Urip weh tut.

„Laß ab von ihm!“ redet sie das Fieber an, und voll Mitleid ruht ihre braune, tühle, treue Hand auf der heißen Stirn des kleinen Leidenden. Dann ruft sie: „Allah! Allah! so hilf doch! Laß das böse Fieber weichen!“ Und Urip betet, daß die Krankheit dem Kinde abgenommen werde und er bald wieder mit allen lebe.

Doch vor Allah's unergründlichen Weisheit muß Urip sich beugen.

Nur wenige Tage hat Wubi gerungen um sein junges Leben. Dann war seine Kraft zu Ende. Zum Bewußtsein kam er nicht wieder. Nur einmal rief er aus, mit einem Lächeln und einem Seufzer: „Wie schön!“ Schaute er da die Herrlichkeit der Seligen, die ihm winkten, zu kommen vor Gottes Thron? Oder war es die grüne junge Erde mit all seinen geliebten Wesen, die er vor sich sah und von denen der Abschied ihm schwer wurde. „Wie schön!“ hauchte seine schwache Stimme, dann fiel das goldgelockte Köpfehen zur Seite — das Fieber war gewichen, aber Wubi hatte die Erde verlassen.

Seine zarte Kindeskraft unterlag der zähen Beharrlichkeit des Tropenfiebers, dieses unsichtbaren, doppelt gefährlichen Feindes der weißen Völker, die es wagen, unter der brennend heißen Sonne leben zu wollen. — Urip konnte nicht weinen.

Sie betrachtete den kleinen Leichnam eine Weile und flüsterte: „Glücklich ist der kleine Herr und befreit von aller Qual. Unser Schmerz darf seine Seligkeit nicht stören.“ — Sie dachte wohl an ihre eigenen, längst verstorbenen Kleinen, und wie auch die hinausgegangen waren zu Allah, ins Paradies der Unschuldigen.

„Glücklich ist der kleine Herr!“ wiederholte sie, und Kario, der alte Diener, der neben ihr stand, sagte leise, ernst und mit tiefer Ueberszeugung: Allah's Liebling war er, Allah's, des Herrn!

Nach am selben Tage mußte man Wubi's kleinen Leichnam begraben. Das fordert das tropische Klima. Und willige Hände betteten den geliebten Knaben und bereiteten ihm eine Ruhesätte auf dem einfachen Friedhof am Bergstrand. Vor ihm der unendliche Ocean, über ihm der weite Himmel, am Fuße der hohen Berge, im Schatten des

Urwaldes ruht Wubi, der Stolz seiner Eltern und schläft den Schlaf, aus welchem auf Erden kein Erwachen ist.

Wochen später führte ein junger, aber gebrochener Mann seine schwache Frau zum ersten Male dorthin. Wankenden Schrittes ging sie. Auf dem kleinen Grabhügel sank sie nieder. Keiner sprach. Stummer, unendlicher Schmerz verband die beiden.

Und den Vater rief bald wieder seine Arbeit, seine Pflicht gegen das Vaterland und der feierliche Eid gegen den Landesfürsten. Die Wildnis und die Soldaten verlangten seine Gegenwart.

Unheimlich still liegt das Wohnhaus da. Dann und wann vernimmt man eine schwache Kinderstimme; Wubi's Schwesterchen kränkelt und weint oft leise und wehmütig.

Und die Mutter? Vorbei! Vorbei der Bonnetraum! Sie kann es, will es nicht glauben.

Blas und händeringend irt sie umher. Wird sie auf Erden je Trost finden?

Erinnerung schweigt. Diese Stille überall. Die regen-schwere Luft ist dumpf. Betäubend stark duftet der Melastambaum. Immer noch bewegen sich die Zweige. Es flüstert im Geäst. Ich lausche... „Friede! Friede!“ — Wubi, du mein lieber, kleiner Wubi! Wo weilst du? Wo bist du? Offenbare dich mir. Sage mir, daß du glücklich bist! Ich will es glauben und geduldig sein. Flüstere mir zu: „Weine nicht mehr!“ und ich will lachen und weitergehen im Leben mit hochauferichtetem Haupt! Sage es nur einmal: „Ich bin bei meinem himmlischen Vater und weile unter den Seligen in der höchsten, ewigen Herrlichkeit! Gib mir den Glauben! Schenke mir die Ergebung!“ Doch draußen rauscht es nur leise in den Lüften: „Friede! Friede!“

## Die Novelle.

Novellette von Gustav Endrich.

(Nachdruck verboten.)

„Wer war es denn?“ fragte meine Tante, als wir über die Straße schritten, um in unser Heim zurückzukehren.

Verwundert blicke ich auf. Ich wußte anfangs nicht, worauf sie abzielte. Sie mußte meine Gedanken wohl erraten haben, denn plötzlich blieb sie an der Ecke stehen und sagte bedeutungsvoll: „Ihr jungen Herren seid ja manchmal sehr sonderbar; ich kenne das aus meinen früheren Tagen.“

Sie machte mich stutzig. Sollte sie am Ende gar in ihrer Jugend ein zartes Verhältnis unterhalten haben?

Ich sprach nur: „So!“ Da fiel sie mir sofort ins Wort und bemerkte im Tone des Vesperwissens: „Ja, ich kenne euch. Aber jetzt heraus mit der Sprache! Wer war es?“

„Ach, Tante, du meinst den Brief?“ erwiderte ich rasch.

„Ja, der Brief! was für eine Verwandnis hat es damit?“

„Es war die harmloseste Sache von der Welt. Einige meiner Freunde waren in meinem Zimmer. Durch Zufall fiel ihnen eine Photographie in die Hände, welche die Schwester eines Studiengenossen darstellte. Sie kannten deine Adresse und wußten, daß ich dir manchmal einige Scherzworte mitteilte. Sie beschloßen, sich einen kleinen Spas zu machen und schrieben hinten auf das Bild mit meiner verstellten Schrift: Meine Freundin Carola. Erich.“ Die Tante schaute mich groß an. Diese einfache Lösung des Rätsels hatte sie offenbar nicht erwartet.

Aber noch gab sie sich nicht zufrieden.

„Wah! Sie heißt Carola. Was sind die Eltern?“

Ich stotterte etwas, wie Guisbesitzer. Es war mir unangenehm, Rede stehen zu müssen in einer Sache, die vorerst mein Geheimnis bleiben sollte, und welche durch den Mutwillen meiner Freunde schon halb an die Öffentlichkeit geraten war. Denn daß die Tante ihre Wissenschaft meinem Vater mitteilen würde, war mir klar. Und eben dies wollte ich vorläufig verhindern.

„Nun, wie ist ihr Familienname?“

Diese Art Inquisition war mir peinlich. Um der Sache ein Ende zu machen, sagte ich: „Müller.“

Die Tante schwieg. Aber ich sah an ihren Mienen, daß sie diesen Roman weiterspinnen würde. Sobald hatte ich denn auch keine Ruhe.

„Mir scheint, daß die junge Dame eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Guisbesitzer Rodau auf Wiesenhof hat.“



Aus dem Fürstenpalast ins Kloster.  
Die russische Großfürstin Elisabeth Feodorowna.

Sie schaute mich mit durchdringenden Blicken an, um die Bestätigung ihrer Vermutung in meinen Augen zu lesen.  
„Laß das, Tante!“ sagte ich beschwichtigend, „es war doch nur ein Scherz.“

Als wir an unserem Hause angelangt waren, ging ich sofort auf mein Zimmer, durchstöberte einige Schubfächer und zog mehrere Briefe und ein Bild heraus und brachte sie in einer Nottasche unter. Vorläufig glaubte ich vor den weiteren Nachforschungen der Tante gesichert zu sein.

Mit dem unschuldigsten Gesichte von der Welt begab ich mich ins Wohnzimmer, wo meine Angehörigen bereits am Mittagstisch versammelt waren. Ich ließ mir die Suppe trefflich schmecken, aber ich war noch nicht am Braten angelangt als ich bemerkte, wie die Augen Papas und der Tante mit Neugierde auf mich gerichtet waren. Sollte sie bereits mein Geheimnis weiter verbreitet haben? Ich hielt es für das klügste, diesen Fall als nicht gegeben zu betrachten und tat dem Dessert alle Ehre an, indem ich eine gewaltige Weintraube auf meinen Teller legte und langsam verzehrte.

„Er geht wohl bald wieder zur Universität?“ fragte die Tante plötzlich.

Ich hielt es nicht für nötig zu antworten. Papa sagte kurz: „Ja, in acht Tagen; es wird wohl sein letztes Semester sein.“

Nach einigen Minuten erhob ich mich und machte meinen gewohnten Nachmittagsspaziergang.

Am anderen Tage verabschiedete sich die Tante. Sie war äußerst lebenswürdig, doch als sie mich unter vier Augen sprach, nahmen ihre Züge eine ernste Haltung an und schnell, wie durch eine plötzliche Eingebung veranlaßt, sagte sie beim Weggehen zu mir: „Nimm dich vor den Rodan in acht!“

Noch lange, als sie schon wieder auf ihrem Gute angelangt war, gaben mir diese Worte zu denken. Was wollte

sie damit sagen? Wie kam sie überhaupt an die Bekanntschaft mit dieser Familie? Ich konnte mich nicht entsinnen, jemals den Namen Rodan aus ihrem Munde vernommen zu haben, und doch war sie häufig Gast bei uns, und manche angenehme Woche hatte ich schon auf ihrem Landstübli zugebracht, wo ich immer wie ein Sohn des Hauses behandelt wurde.

Acht Tage später befand ich mich wieder in der Universitätsstadt. Jetzt galt es mit Ehren den Doktor zu bestehen, dann wollte ich mich der Journalistik widmen und dann... Nun, wenn alles klappen würde, hoffte ich in Jahresfrist Verlobung zu feiern.

Die Doktorarbeit lag gedruckt vor mir. Das Rigorosum war bestanden und der Promotionsakt ging in herkömmlicher Weise vorstatten, nachdem ich drei oder vier Thesen mit Wucht und Feuerreifer verteidigt.

Au den nächsten Tagen lagen Karten vor mir, die in zierlicher Schrift den Ausdruck trugen:

Dr. phil. Erich Werner.

Dann packte ich die Koffer nahm Abschied von den Kommilitonen, und befand mich alsbald wieder im Vaterhause, wo ein herzlicher Empfang meiner wartete.

Nach einigen Wochen süßen Nichtstuns trat ich bei der Redaktion eines Provinzblattes ein. Da gab es nun Aufgaben und mannigfache Anregungen, die meine ganze Kraft in Anspruch nahmen. Bisweilen fand ich aber doch einige Minuten Zeit, um Carola von meinem Tun und Treiben zu berichten. Das waren dann frohe Momente, wenn ich einen Brief von dem lieben Mädchen in Händen hatte, in dem sie teilnahmsvoll sich nach meinem Befinden erkundigte und in köstlicher Weise von ihren kleinen Erlebnissen plauderte.

Nach vier Monaten angespannter Tätigkeit nahm ich einen kleinen Urlaub, der mich auf das Gut meines Onkels führte. Die Tante war verreist, und so hatte ich überall freien Zutritt. Auch ihr Allerheiligstes durfte ich betreten, wo ein großer Schrank meine besondere Aufmerksamkeit fesselte. War es mir doch, als ob in diesem altermütlichen Eichengehäuse ein Geheimnis enthalten sei, das mir persönlich nahe ging.

Eines Morgens kam der Onkel in Aufregung zu mir und sprach von einem wichtigen Dokument, das er verlegt haben müsse und nicht mehr auffinden könne.

„Vielleicht ist es in dem Schrank der Tante,“ fragte ich in dem Tone einer bestimmten Ahnung.

Der Onkel sah mich ungläubig an. Aber schließlich konnte er die Möglichkeit meiner Vermutung nicht bestreiten.

„Hier sind die Schlüssel,“ sprach er nach einer Weile und holte einen großen Bund aus der Tasche. Dann entfernte er sich. Ich probierte und fand endlich den Zugang zu diesem merkwürdigen Schrein. Meine Vermutung bestätigte sich aber nicht. Schon wollte ich den schweren Eichenschrank wieder schließen, als ich wie zufällig auf einen Knopf drückte und ein Schiebsfach öffnete, in welchem zwar nicht



Ein dem Untergange geweihtes Volk in Ostasien: Eine Ainu-Familie.



Ein Flugmantel zur Verhütung von Abstürzen aus Luftballon und Flugmaschine.

das gesuchte Schriftstück, aber ein anderer seltsamer Hund meinen Blicken sich zeigte.

Sorgfältig nahm ich das große Kuvert heraus; es trug keine Inschrift. Die Neugierde packte mich, ich zog die Papiere hervor und begann zu lesen. Ein ganzer Roman entwickelte sich in diesen Briefen, welcher meinem Gedächtnis fest eingeprägt blieb.

„Aha, Stoff für eine Novelle!“ dachte ich und las weiter. Jetzt wußte ich, in welche Beziehungen die Tante zu den Rodau getreten war.

Man muß man kein Journalist sein, um nicht bisweilen eine Indiskretion — namentlich eine harmlose, die keinem Menschen schadet — zu begehen. Was lag näher, als diese spannenden Briefe zu einer Novelle zu verarbeiten?

In der nächsten Woche erschien dann auch in dem Blatte, dessen Redaktionsstab ich die Ehre hatte anzugehören, selbstredend mit fingiertem Namen, der Herzensroman der Tante, dessen Inhalt ich kurz wiedergeben will.

Else Berner — dies der Mädchenname der Tante — war die Tochter eines Gutsbesizers, dessen reizendes Anwesen in einer landschaftlich bevorzugten Gegend lag. Die Familie lebte zurückgezogen, da die Mutter kränzlich war. Mit 14 Jahren kam Else in die Pension, wo sie sich anfangs herzlich langweilte, aber im Laufe der Zeit eine intime Freundschaft mit einem Mädchen aus ihrer Nachbarschaft schloß, die auch über die Pensionszeit hinaus dauerte. Kein Wunder, daß Else sich häufig auf Wiesenhof bei ihrer Freundin aufhielt, wo sie später umso lieber weilte, als der junge Karl Rodau inzwischen ins Vaterhaus zurückgekehrt war, nachdem er auf der landwirtschaftlichen Hochschule seinen Studien obgelegen. Es entwickelte sich ein zartes Verhältnis zwischen beiden, dessen Herzlichkeit seinen deutlichen Ausdruck in den Briefen fand, welche sie miteinander wechselten.

Von Seiten der Rodau herrschte die größte Zuneigung zu Else alles war ihr gewogen selbst der etwas schrullige Alte liebte ihr herzerfrischendes Wesen. Von hier war also kein Widerstand gegen eine etwaige Verbindung zu erwarten. Anders bei der Familie Berner. Es klingt seltsam, daß die Mutter, sobald sie von den Beziehungen der jungen Leute erfuhr, erhielt eine entschiedene Stellung gegen eine Ausgestaltung derselben einnahm, wobei sie lediglich der Wunsch leitete, Else nicht aus dem Hause zu verlieren. Gerade die große Liebe zu der Tochter war das Leitmotiv ihrer Handlungsweise. Aber das verliebte Mädchen leistete einen hartnäckigen Widerstand, der in ihren Briefen einen lebhaften Widerhall fand. Bange Wochen des Hoffens und Verzweifels vergingen da trat ein Ereignis ein, welches einen vollständigen Stimmungswechsel bei ihr erzeugte.

Karl Rodau machte eine längere Reise zu seinen Studiengenossen. Die Korrespondenz mit Else erlitt dadurch eine zeitweise Unterbrechung, die an sich schon eine gewisse

Laubeit erzeugte. Als aber die Briefe ganz ausblieben, forschte die Geliebte bei ihrer Freundin und erfuhr nun, daß der Bruder sich demnächst mit der Tochter einer befreundeten Familie, wo er gegenwärtig auf Besuch weilte, verloben werde. Völlig gebrochen und in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, zog sie sich auf Monate von der Welt zurück, und erst, als sie ihren jetzigen Mann heiratete, war die Erinnerung an die schmerzlichen Tage verwischt.

Jetzt begriff ich die Worte der Tante: „Nimm dich vor den Rodau in acht!“ Vorläufig hatte ich keinen Anlaß, ihre Ermahnung zu beherzigen. Ich war meiner Sache sicher. Carola liebte mich innig und von meinen Eltern befürchtete ich keinen Widerstand.

Es überraschte mich, daß die Tante selbst bei ihrem nächsten Besuche auf meine Beziehungen zu den Rodaus zu sprechen kam und einige Bemerkungen dazwischen warf, die ich nicht anders denn als eine

Opposition gegen meine beabsichtigte Verlobung auffassen konnte. Statt aller Antwort zog ich die Novelle aus meiner Tasche und überreichte sie meinem Vater.

Dieser stutzte. „Was soll ich damit?“

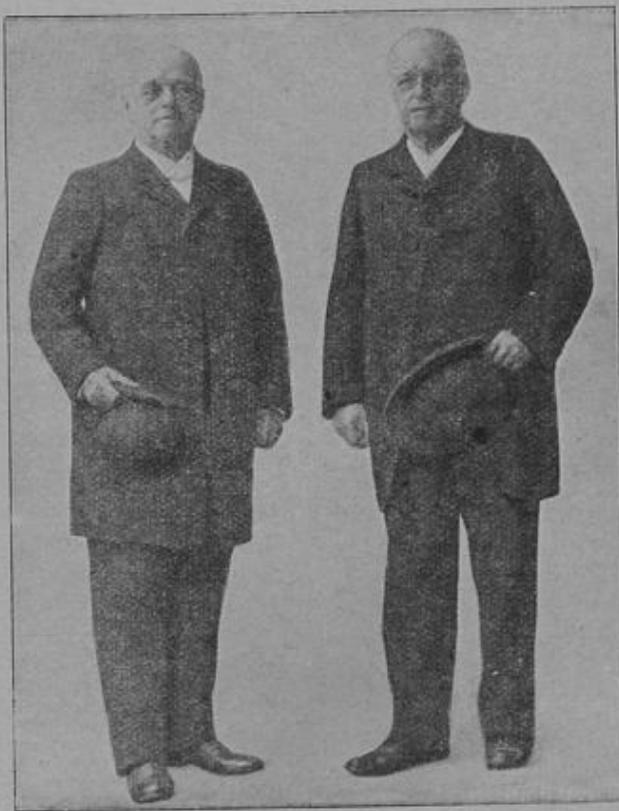
„Lies! Es wird dich interessieren.“

Papa entfaltete das Papier und las: „Ihr Roman“, Novelle von Erich Berner.

„Was! Das hast du geschrieben?“

Dann wurde die Lektüre fortgesetzt, wobei die Tante unruhig auf dem Stuhle herumrührte.

Papa hatte noch nicht begriffen, was die Sache bedeuten sollte. Er sagte nur: Ganz gut geschrieben, interessanter Stoff.



Ein achtzigjähriges Zwillingsspaar.

Nun aber brach die alte Dame los, indem sie meinem Vater die Novelle aus den Händen riß und während auf den Tisch warf.

„Griß, wie kommst du an diese Geschichte?“ fragte sie, mich durchdringend anblickend. Was sollte ich antworten? Ich konnte ihr doch nicht die Wahrheit eingestehen!

Ich gab eine ausweichende Antwort: „Ein Literat muß über eine läppige Phantasie verfügen und den Pulsschlag des Lebens kennen. Warum soll denn diese Erzählung nicht möglich sein?“

„Möglich?“ schrie die Tante in komischem Pathos. „Sie ist wahr. Ich selbst habe sie erlebt!“

„Was Tante, du?“ bemerkte ich mit heuchlerischer Miene. „Na, ich denke, daß dir dies nicht unbekannt sein kann. Und nun bekenne, wer hat dir den Stoff geliefert?“

„Niemand!“ sprach ich ruhig und hatte diesmal nicht die Unwahrheit gesagt.

„Ich meine, hast du etwa Briefe in die Hände bekommen?“

Sie sah mich verzweifelt an. Diesmal konnte ich nicht „Nein“ sagen.

„Ja, Tante, ich beichte alles.“

Dann erzählte ich ihr den Vorgang.

Ich muß gestehen, sie nahm die Sache gelassener auf, als ich erwartete. Aber ein kleiner Stachel blieb doch zurück.

Meinem Vater machte die Geschichte großen Spaß. Er brach in ein lautes Gelächter aus und sagte, zu der Tante gewandt:

„Du siehst, Else, er versteht sein Handwerk; er nimmt die Stoffe, wo er sie findet. Im übrigen sind dies ja alte Dinge.“

Das sah schließlich die Tante auch ein, und beim Abschied war eine versöhnliche Stimmung über sie gekommen.

„Vorher du dich mit Carola verlobst, will ich sie kennen lernen. Versprich mir, daß du sie mir vorstellst!“

„Gerne, Tante,“ sagte ich begeistert, „und ich bin überzeugt, daß du sie lieb gewinnen wirst!“

Dies traj denn auch zu. Von nun an hatte die Tante nichts mehr gegen unsere Verbindung einzuwenden, und als so in der ganzen Familie Friede herrschte, durften wir es getrost wagen, diesen bedeutungsvollen Schritt zu unternehmen.

„Siehst du, Tante, die Rodau sind doch nicht so schlimm!“ sagte ich nach dem Hochzeitdiner verstoßen zu der alten Dame.

„Na, Carola nicht,“ sprach sie ruhig, „aber mit ihrem Papa,“ sezte sie etwas erregter hinzu, „will ich doch lieber keinen Verkehr unterhalten.“

## Ferdinand von Hompesch,

der letzte Großmeister der Johanniter auf Malta.\*)

(Gebürtig zu Bollheim, bei Jülpich.)

Von W. Matthiesen, Düsseldorf.

Nachdruck verboten.

Im Jahre 1530 wurde der aus Rhodos vertriebene Johanniter-Orden von Karl V. mit der Insel Malta befehrt und leistete, wie ehemals, auch von hier aus der Christenheit gegen den mächtvoll vordringenden Islam die größten Dienste. Doch als zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Türkengefahr beseitigt und somit der Orden seiner ursprünglichen Aufgabe enthoben war, ging es mit der alten Größe unaufhaltbar nieder. Zugleich rißen auch im Innern des Ritterstaates die größten Mißstände ein, so daß er, als im Jahre 1775 Emanuel de Rohan-Polduc zum Großmeister erhoben wurde, schon bis ins innerste Mark angefault war. Zwar hat Rohan, und nicht ohne Erfolg, manches in dem Orden zu bessern versucht; aber der Untergang der Maltejer war besiegelt und des Großmeisters gute väterliche Regierung konnte ihn nur noch hinauschieben.

\*) Man kann Hompesch ruhig den letzten Großmeister der Johanniter nennen, denn was sich nach dem Verluste Malts noch mit dem Namen Johanniter oder Maltejer bezeichnet, kann nicht mit dem alten Ritterorden, der durchaus mittelalterliches Gepräge trug, verglichen werden.

Rohan starb 1797. Sein Nachfolger war Ferdinand von Hompesch. Er wurde geboren am 9. November 1744 zu Bollheim, dem alten Sitze der Hompesch, die, am Niederrhein vielfach begütert, schon im Mittelalter dort ansässig waren. Haus Bollheim, von dem heute nur noch die ziemlich umfangreichen Wirtschaftsgebäude erhalten sind — 1882 wurde es abgerissen —, liegt in der Bürgermeisterei Kemmenich, östlich von Jülpich.

Ferdinand von Hompeschs Bruder, Karl Franz, Freiherr von Hompesch, war Kanzler des Herzogtums Jülich-Berg. Im Alter von 16 Jahren kam Ferdinand, als Page des Großmeisters Manuel Pinto de Fonseca, nach Malta, und nachdem er ziemlich bald zu der Würde des Großkreuzes gestiegen war, wurde er Gesandter seines Ordens am kaiserlichen Hof zu Wien. Fünfundzwanzig Jahre lang hat er diese Stellung bekleidet, denn er war ein Mann, der die Verhältnisse der fremden Höfe, die Geschäfte, die Verkehrs- und Umgangsformen wohl kannte; waren nur nicht — und das mußte ihn zu der Würde des Großmeisters wenig tauglich machen — unter diesem äußerlichen Schiffs Energie und Unfähigkeit verborgen gewesen! Trotzdem wurde er schon drei Tage nach Rohans Tode zu dessen Nachfolger erwählt.

Wie Panzavecchia berichtet, gab es eine alte Sage unter den Inselbewohnern, nach welcher der Orden unter einem deutschen Großmeister Malta, sein unabhängiges Fürstentum, verlieren sollte: Nun Hompesch ist der erste Deutsche gewesen, der den Großmeisterstuhl des Johanniter-Ordens bestiegen hat, und zugleich der letzte souveräne Herr von Malta. Es war auch wohl vorauszu sehen, daß in jener Zeit der höchsten politischen Gärung, wie sie der französischen Revolution folgte, in der Zeit, die alles, was noch aus den alten Tagen übrig war und nur noch von dem matten Abglanz der ehemaligen Größe sein kümmerliches moisches Dasein kräftete, rücksichtslos niederwarf, daß da ein Mann wie Hompesch von so unbedeutenden Selbstegeben, von so wenig Festigkeit den Untergang des Ordens nur beschleunigen konnte. Darauf hatten auch nicht wenige der Ritter, die ihm bei der Wahl ihre Stimmen gaben, gerechnet; „sie waren gegen die Existenz des eigenen Ordens verschworen“. Ueberhaupt sind es zum größten Teil selbstsüchtige Erwägungen gewesen, welche die Ritter zu der Wahl Hompeschs führten, der auch unter den Inselbewohnern einen großen Anhang hatte. Er war eben bei aller Unfähigkeit doch ein rechtlicher, gütiger, wohlgesinnter Mann, und so bei den Maltesern allgemein beliebt, deren Sprache er auch vorzüglich beherrschte; nach einer, allerdings höchst unverbürgten Nachricht sollen diese sogar, um dem Großmeister ihre Liebe zu beweisen, zwei neuangelegte Ortschaften nach dessen Namen Hompesch und Bollheim genannt haben. Jedenfalls ist Hompeschs Wahl mit Freuden auf der ganzen Insel entgegengekommen worden. Auch die französischen Ritter hatten für ihn gearbeitet, denn bei den augenblicklichen revolutionären Zuständen in Frankreich wagten sie es nicht, einen aus ihrer Mitte auf den durch ihr eigenes Vaterland so gefährdeten Großmeisterstuhl zu setzen; und zugleich hofften sie von dem altkonservativen Hompesch, der doch Oesterreich hinter sich stehen habe, kräftige Unterstützung ihrer Interessen. Hompesch hatte sich nämlich von jeher durchaus ablehnend verhalten gegen alle Neuerungen und umstürzlerischen Ideen, welche die französische Revolution mit sich brachte. Daß den Rittern der deutschen Zunge die Wahl erwünscht war, läßt sich leicht denken. Die anderen Nationen mußten sich der Majorität fügen. So kam Hompesch auf den Thron des Isäle Adam und La Valetta. Seine kurze Regierung (Juli 1797 bis Juni 1798) sollte ein Leidenweg werden. Schluß folgt.

## Kanzleirat Hurtigs rote Mappe.

Humoreske von Georg Heinrich Daub.

(Nachdruck verboten.)

Kanzleirat Wichmann, der mich gebeten hatte, ihm nach Einnahme unseres gemeinsamen Junggefellens-Mittagsbrotes zu einer duffigen Zigarre und einem feinen Lächchen wohlriechenden Mokkas in seinem Hause ein wenig Gesellschaft zu leisten, wußte immer recht wichtige Geschichten aus seiner Beamtenlaufbahn zu berichten. Um so lieber folgte ich seiner freundlichen Einladung. Bald saßen wir denn auch in seiner gemüthlichen Klause. Und während ich das

Aroma des kostbaren Rauchkrautes behaglich einzog, wurde er bald gesprächig. Unter anderen Geschichten, die wert sind, der Nachwelt überliefert zu werden, vertraute er mir das nachfolgende an:

„Ich war in der ersten Zeit meiner Laufbahn Aktuar bei einer unteren staatlichen Behörde,“ hub der freundlich alte Herr an, „und ich kann wohl sagen, daß mein direkter Vorgesetzter, der Kanzleirat Sebastian Hurlig, an mir eine wirkliche Hilfskraft hatte. Denn damals hing für mich der Himmel des Verwaltungswezens noch voller Dämonen, und ich hätte jeden Spötter über den „grünen Tisch“ als Sozialdemokraten brandmarken mögen. Später — doch, lassen Sie mich beim Thema bleiben. Das Geschichtchen, was ich Ihnen erzählen will, spricht für sich selbst und hat sich buchstäblich zugetragen:

„Sie haben gewiß schon einmal gehört, daß es bei den Regierungsbehörden verschiedenartig gefärbte Mappen gibt — je nach dem Inhalt, den Instanzen und der Schnelligkeit, mit der dieselben zu erledigen sind?“ fragte mich humorvoll der lächelnde Erzähler. Und als ich meine völlige Unwissenheit auf diesem Gebiete bekennen mußte, — wie soll ein freier Schriftsteller auch in solche Sphären kommen? — fuhr er fort: „In der Tat existiert die weise Einrichtung dieser bunten Mappen; es gibt weiße, blaue, gelbe, grüne und rote Mappen; und die wichtigsten derselben sind allemal die letzteren, die roten, denn ihr Inhalt ist stets das Nonplusultra eiliger Wichtigkeit, oder wichtigster Eiligkeit, wenn Sie es so lieber wollen. Solche Mappen also müßten, um mit jenem alten Feldwebel zu reden, wie gedölte Blise die verschiedenen Instanzen durchfahren, wenn nicht — doch ich sehe, daß ich wieder im Begriff bin, vom Thema abzuschweifen.“

Das ich darauf bedacht war, die mir zur Erledigung übertragenen Mappen pflichtschuldig dem Grade ihrer Wichtigkeit und Eile nach schnellstens zu erledigen, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Ebenso hatte ich keine Ruhe, wenn ich eine der wichtigen Mappen meinem Chef überbringen mußte, bis ich ihn geziemend darauf aufmerksam gemacht hatte.

„Danke sehr, lieber Wichmann,“ pflegte dann der Kanzleirat zu sagen. „Ich sehe, Sie sind interessiert an den Dienstgeschäften und kann Ihren Eifer nur loben.“ Dabei klopfte er mir wohl mal jovial auf die Schultern. Ich aber glaubte stets ein feines sarkastisches Lächeln zu sehen, trotzdem sein Lob mich nicht wenig aufmunterte.

Eines Tages — ich war von einem achttägigen Urlaub zurückgekehrt — meldete ich mich morgens pünktlich um zehn Uhr im Büro des Kanzleirats Hurlig und hatte das Glück, noch vor meinem Chef an der Bürotüre einzutreffen. Da bei wurde ich Zeuge folgender Szene:

Kanzleirat Hurlig (eintretend): „Ah, zurückgekehrt, Herr Wichmann, wie geht's? Sagen Sie mal, — riechen Sie nichts in meinem Zimmer?“

Ich schnüffelte in der Luft umher und empfand, daß dieselbe nicht gerade nach Ozon roche.

„Nicht wahr, eine schreckliche Luft? Ich habe es schon gestern gesagt — etwas Undefinierbares, Fauls, Penetrantes, — in solcher Luft kann man doch unmöglich arbeiten!“

„Tun Sie mir doch den Gefallen und sagen Sie dem Bureaudiener, er möge doch mal gründlich lüften lassen. Guten Morgen.“

Der Kanzleirat ging mit emporgezogenen Achseln ganz ungehalten nach Hause. Getreu seinem Wunsche, gab ich dem Bureaudiener den Auftrag, gründlich zu lüften.

Am Nachmittag wiederholte sich ziemlich dieselbe Szene, — nur das Endergebnis war ein anderes: der würdige Herr Kanzleirat befahl dem Bureaudiener, die Scheuerfrau rufen zu lassen, damit alle Ecken gründlich gesäubert würden. Dann verließ er wiederum das Bureau, noch unmutiger als am Morgen.

Am anderen Tage war ich selbst neugierig, ob der penetrante, stiche Geruch nun aus dem „Allerheiligsten“, wie das Bureau des Abteilungschefs genannt wurde, verschwunden sei. Jedoch — das war keineswegs der Fall! Im Gegenteil, die Luft war unerträglicher als je. Ich überzeugte mich selbst davon, als ich mit meinem Chef eintrat. Es roch direkt widerlich nach etwas Faulendem....

Der würdige Kanzleirat Sebastian Hurlig, Inhaber des Hausordens der Hohenzollern, war sonst kein Mann, der leicht aus der Fassung zu bringen gewesen wäre. Diese Tatsache schlug ihm selbst auf seine kanzleirätlichen Nerven

und es ließ ihm — um im gewöhnlichen Sprachgebrauch zu bleiben — die Galle über. Er legte Hut, Ueberzieher und Ueberschuhe gar nicht einmal ab, sondern schritt sofort auf die Klingel zu, die den Diener herbeirief.

„Kastner!“ herrschte er den Alten an, der zwei Feldzüge mitgemacht hatte und ein wahres Prachteremplar eines verschwiegenen, pünktlichen und arbeitswilligen Bureaudieners war. „Kastner — habe ich Ihnen nicht befohlen, hier einmal gründlich säubern zu lassen?“

„Jawohl, — es ist gestern nachmittag geschehen, Herr Kanzleirat!“

„Sooo? Dann riechen Sie gefälligst mal in das Zimmer hinein. Spüren Sie nichts?“

„Doch, Herr Kanzleirat — es riecht gerade nicht schön,“ bestätigte der Veteran.

„Was — gerade nicht schön — erbärmlich riecht es hier — zum Erbrechen — psui! Aber es soll anders werden. Rufen Sie die Arbeitsfrau augenblicklich her!“

Kastner machte stramm kehrt und verschwand eiligst. Bald kam die Aufwartefrau Euphrosina Schnell herbei mit Wasser-eimern, Schrubber und Putzlöchern....

„Allons!“ rief ihr der Kanzleirat entgegen, der immer noch in Gummischuhen und Ueberzieher einherstolzte. „Jetzt werden Sie in meiner Gegenwart das Zimmer gründlich reinigen. Jedes Regal wird von seinem Platz genommen, — alle Ecken werden geegelt — und sparen Sie nicht mit dem Wasser!“

Wer eine richtige, thüringische Arbeitsfrau kennt — die Geschichte spielt nämlich zwischen Bayern und der Provinz Sachsen — der weiß, wie sehr ihr Stolz sich empört, wenn sie eine Arbeit noch einmal machen muß. Unsere Aufwartefrau Witwe Euphrosina Schnell machte keine Ausnahme von dieser Regel. Und so kann ich nicht gerade sagen, daß sie unsere Stiefel und Hosen sonderlich geschont hätte, als sie mit vollen Kübeln umherpöchte, was das Zeug halten konnte. Der Kanzleirat zog denn ein paar Mal bedentlich die Augenbraunen hoch, — allein er sagte nichts; er konnte sich doch nicht mit solch einer Person zanken....

Und so wurde gereinigt, gründlich, von einer Ecke zur anderen. Kein Regal, kein Schrank, ja selbst der Diplomaten-schreibtisch des Herrn Kanzleirats mußte unter tatkräftigem Beistand des alten Kastners, meiner Benigheit und des Herrn Kanzleirats würdiger und eigener Person vom Fleck gerückt werden. Und das Resultat all dieser schweißtreibenden Arbeit? — Ich schnüffelte im Zimmer umher, als Frau Schnell und Bureaudiener Kastner abgezogen waren, und auch der Herr Kanzleirat zog mit verdächtigem Mienepiel die Zimmerluft ein; — der abscheuliche Duft war geblieben.

Da sank mein Chef wie gebrochen in seinen Schreibstisch und fragte mit kläglicher Stimme: „Wissen Sie jetzt noch einen Rat, lieber Wichmann?“

Ich zuckte schweigend die Achseln. Da griff der Herr Kanzleirat resigniert zur Feder, um seinen Namen unter einige Schriftstücke zu setzen, die auf dem Schreibtisch lagen. Ich stand neben ihm, um nach seiner Aufforderung Vortrag über irgend eine Sache zu halten. Plötzlich kam mir der Gedanke, gerade in der Nähe des Schreibtisches sei der böse Geruch am stärksten — und infolge einer plötzlichen Ideen-Verbindung, griff ich zu einem Bündel Alten, um sie von ihrem Plage zu nehmen....

„Sie meinen!“ — fragte plötzlich mein Chef. Und — in momentaner Erkenntnis — ohne meine Antwort abzuwarten, griff auch er nach einer Altenmappe, um sie von ihrem Plage zu nehmen. Und richtig da lag die Erregerin der pestilenzartigen Dünste, — ein totes Mäuschen....

„Und es war eine rote Mappe, unter der es seinen jähen Tod gefunden hatte,“ schloß Kanzleirat Wichmann schmunzelnd seine Erzählung....

# Liebling

Seife aller Damen ist die allein echte  
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

Bergmann & Co., Radebeul, denn diese erzeugt ein sozies, reines  
Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetartige  
Haut u. zarten blendend schönen Teint. à St. 50 Pfg. Aber, zu haben



### Nützliches fürs Haus.



— Süddeutsche Lebkuchen. Eineinhalb Liter Honig, 375 Gramm Zucker kocht man, gibt dann zwei Eßlöffel Kirschgeist, Saft und abgeriebene Schale einer Zitrone, 60 Gr. Pomeranzenschale, 60 Gramm Zitronat, 250 Gramm grobgeschnittene Mandeln, 15 Gramm Zimmt, Nelken, Muskatnuß, Rosinen und Kardamom, von jedem eine Messerspitze in den kochenden Honig und 1 Kilo Mehl. Man verarbeitet den Teig tüchtig, so lange er noch warm ist, rollt ihn ziemlich dick aus und schneidet viereckige Stücke, die man im heißen Ofen backt.

— Reh Ragout. Die Vorderläufe und sonstigen genießbaren Abfälle eines Rehens, als Herz, Leber, fleischige Kopfteile usw., werden mit Essig, Wasser, einem Lorbeerblatt, einer Zwiebel einer Zitronenscheibe und etwas Pfeffer und Salz weich gekocht. Dann röstet man zwei Löffel Mehl in Butter braun, schüttet dies dazu und läßt es mit aufkochen. Beim Anrichten verfährt man mit der Sauce auf gewöhnliche Weise.

— Hagebutten zu trocknen. Hierzu wählt man die größten länglichrunden Sorten, die im Herbst reif werden, und pflückt sie, ehe sie überreif werden. Man schneidet unten die Stiele und oben die Bögen ab, die Hagebutten der Länge nach auseinander und trägt die Kerne sauber heraus. Dann trocknet man sie auf Horsten in der Sonne oder in einem nicht zu warmen Backofen und hängt sie in leinenen Säcken auf.



### Unsere Bilder.



— Die Fahrt des Grafen Zeppelin (Siehe Bild S. 353) in dem unsicheren Lenkbalkon seines technischen Gegners kann als Beweis dafür dienen, daß die vielfach behauptete persönliche Spannung zwischen den beiden genialen Erfindern jedenfalls auf Seiten des Grafen Zeppelin nicht vorhanden ist.

— Großfürstin Elisabeth Feodorowna (Siehe Bild Seite 356), oder, wie man sie häufiger nennen hört, Sergius, eine hessische Prinzessin und Schwester der Zarin Alexandra, hat sich seit dem Tode ihres Gemahls, der im Jahre 1905 in Moskau einem nihilistischen Attentat zum Opfer fiel, gänzlich vom Hofleben zurückgezogen. Jetzt waltet sie als Abtissin der großen, klosterähnlichen Anstalt, die sie in Moskau zur Aufnahme Kranker und Leidender aus eigenen Mitteln gegründet hat.

— Die Ainu (Siehe Bild Seite 356), die sich schon durch ihr Äußeres von den Völkern Asiens unterscheiden, bewohnen hauptsächlich die japanische Insel Jesso. Hier leben etwa 15 000 Ainu, doch zeigen sie seit einem Jahrzehnt eine so bedeutende Abnahme, daß man mit ihrem Aussterben rechnet.

— Einen Flugmantel (Siehe Bild Seite 357) hat ein Berliner Chauffeur erfunden und zum Patent angemeldet. Die häufigen Todesstürze der Führer von Flugmaschinen veranlassen schon eine Reihe von erfindsamen Köpfen auf Abhilfe und Rettungsmittel gegen die schlimmen Unfälle zu suchen. Bis hierher hat sich keiner der Apparate bewährt. Es wäre zu wünschen, daß der Flugmantel, der leicht von jedem Flieger mitgeführt werden kann, und der in den Lüften zugleich eine angenehme wärmende Hülle darstellt, nun endgültig die große Gefahr auf ein ganz geringes Maß herabmindern hilft. Durch solch ein Schutzmittel gegen Sturz würde zugleich die Aviatik sehr gefördert.

— Ein achtzigjähriges Zwillingpaar. (Siehe Bild Seite 357.) Daß es Zwillingen vergönnt ist, ihren achtzigsten Geburtstag gemeinsam zu begehen, steht wohl einzig in der Geschichte der Menschheit da. Die im Jahre 1830 im Weikersheim in Württemberg geborenen Brüder Rudolf und Gustav Pfeiffer haben in diesem Jahre in Interlaken ihren achtzigsten Geburtstag festlich begangen. Rudolf Pfeiffer war jahrzehntelang im Vorstände der Württembergischen Vereinsbank in Stuttgart tätig, sein Bruder Gustav lebt als praktischer Arzt in Paris. Beide erfreuen sich der besten Gesundheit.



### Rätselreife.



Begierbild.



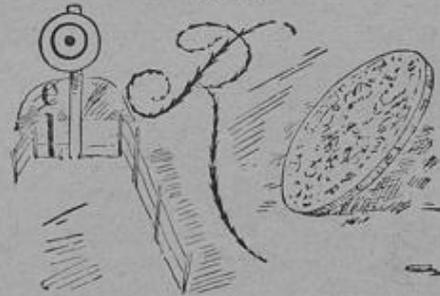
Ha, dort kommt der Wächter.

Umstell-Rätsel.

1. Karde, Zug; 2. Rhein, Spree; 3. Weife, Sund; 4. Lachs, Hera; 5. Chile, Draht; 6. Kern, vette; 7. Wau, Hel; 8. Gattin, Sold; 9. Tag, Räte.

Aus jedem dieser Wortpaare läßt sich durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort bilden. Wenn man die senkrecht untereinander stehenden Buchstaben an der ersten und fünften Stelle der Wörter ein deutsches Sprichwort. Die Wörter bezeichnen: 1. eine Stadt in Westpreußen; 2. eine wildwachsende hübsche Pflanze; 3. eine Stadt am Rhetelgebirge; 4. eine Stadt in Kleinasien; 5. einen einsig in Australien verschollenen Reisenden; 6. einen germanischen Volksstamm zu Cäsars Zeit; 7. eine Stadt in Ostpreußen; 8. eine Stadt in Bayern; 9. eine Wettfahrt.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Arithmogriph: Joseph Rainz, Ozon, Sappho, Coö, Photion, Gabule, Rosaten, Alazie, Jspahan, Nizza, Jint.

Rätsel-Rätsel: Bremen, Riga, Elbing, Sagan, Landau, Altona, Ulm — Breslau.

Charade: Bismarck — Mark —.

Rebus: Heiratskandidat.

Redaktion: Erwin Thissen;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. H.; beide in Düsseldorf.



## Sein letztes Werk.

Skizze von Gustav Endriß.

(Nachdruck verboten.)

Am Fenster des kleinen Landhauses, das inmitten eines blühenden Gartens lag, saß ein bleicher Mann, dessen geistreiche Züge von einem schwarzen Barte umrahmt waren, den die dünnen, fast durchsichtigen Finger festhielten. Lange betrachtete er die schöne Umgebung, und gerne weilte sein funfstrunkenes Auge auf den herrlichen Rosen, die in vollem Glanze ihre Schönheit und ihren Duft ihm darboten.

Dann schloß er das Fenster und wandte sich seiner Gattin zu, die neben einem sechsjährigen Knaben auf einem

Schemel Platz genommen hatte und ihm leise allerlei Geschichten erzählte, welche mit leuchtenden Augen und teilnahmevollen Mienen entgegengenommen wurden.

„Komm Henry!“ sagte der Vater, „ich will dir etwas mitteilen.“

Der hübsche, blondgelockte Junge, dessen blaue Augen auf der hohen Gestalt des Vaters ruhten, eilte herbei und lauschte gespannt seinen Worten.

Er erzählte von einem müden Manne, der dem Sterben nahe, noch ein großes Werk vollenden wollte und bei dessen Ausführung, zu dem er nicht mehr Kraft genug besaß, zusammenbrach.

Der Knabe hatte den Sinn nur halb verstanden, und wandte sich an die Mutter, um Aufklärung zu erlangen.

Diese aber schlug den Blick zu Boden, Tränen traten in



Selbstverteidigung. Von Fr. Eismund.

ihre Augen, und ohne ein Wort zu sagen, verließ sie das Zimmer.

Hatte er nicht dem Kinde seine eigene Geschichte erzählt? Auch er wollte ein großes Werk vollenden, wozu ihm die Kraft gebrach, auch er mühte sich noch immer, einen letzten Triumph zu feiern und der Welt ein Meisterstück zu schenken, das sie bewundernd erstauen sollte. Und würde er nicht auch, wie jener Mann in der Erzählung, vor der Vollaendung zusammenbrechen und ein Leben beschließen, das auch ihr Leben war?

Schmerzlich war ihr der Gedanke, daß Artur, der so sehr an seiner Kunst hing, nicht mehr den Pinsel zur Hand nehmen könnte und das Werk, welches seinen Ruhm noch steigern sollte, unvollendet zurücklassen müßte.

Und wie sehr hing er an dem Kinde! Es war sein hehnlichster Wunsch, dem Sohn die höchsten Ideen von Kunst und ihrer Einwirkung aufs Leben beizubringen. Schon regte sich in dem aufgeweckten Jungen die Lust zum Zeichnen und Modellieren, und gerne gab er ihm Anweisungen und überwachte seine unbeholfenen Versuche. Dann hielt sie die Mutter hinter die beiden und lächelte, wenn Henry einen Vogel oder eine Blume aufs Papier warf und triumphierend seiner „Mutti“ zeigte.

Jetzt war der Knabe seiner Mama nachgeeilt, aber als sie in der Küche hantierte und einige Stücke Kuchen aus einer Schublade zog und dem Kinde reichte, war sein Interesse in andere Richtung gelenkt, und eifrig verzehrte er die süßen Federbissen.

Am Nachmittag fühlte sich der Maler besser. Das sonige, warme Juniwetter hatte seine Wangen mit einem rothen Schein überzogen und seine Stimmung gehoben.

„Ich will etwas arbeiten,“ sagte er zu seiner Frau, die keine Einwendungen erhob. Er schritt zu dem Atelier, öffnete das Fenster und ließ die wohlige Luft, welche ihm die Gerüche der Blumen zuführte, einströmen. Dann nahm er Pinsel und Palette zur Hand und strich die Farben auf.

Vor ihm erhob sich eine große Leinwand, die eine Frauengestalt mit einem Kinde zeigte. Wer näher zusah und die Familie kannte, fand in der Gruppe die Darstellung von Frau und Kind des Malers. Es reizte ihn, seine Lieben in allegorischer Form auf die Leinwand zu bannen, und er versprach sich eine große Wirkung von diesem Werke, in das er seine ganze Seele legte.

Jetzt suchte er die Züge seines Weibes mit dem Pinsel festzuhalten, die ovale Form ihres Gesichtes, den rosigen, schwellenden Mund, die feingekrümmte Nase, und die großen, ausdrucksvollen Augen. Nur die Haare wollte er ändern, er brauchte ein zartes Rothblond.

Lange stand der blasse Mann vor der Staffelei, als aber die Sonnenstrahlen ihre Wärme verloren, und die Dämmerung ihre Schatten auf die Umgebung warf, schloß er das Fenster, setzte sich vor sein Werk und überließ sich seinen Träumereien. Ob er es wohl erreiche, ob er dies letzte Produkt seiner Phantasie vollenden würde?

Dies fragte er sich jetzt, und bange Zweifel stiegen in seiner Seele auf.

Am Abend kam ein Freund und erkundigte sich teilnehmend nach seinem Bestinden.

„D' es geht ganz gut, Robert! Du wirst dich wundern, welche Fortschritte meine Allegorie macht.“

Lange sprachen die beiden über Kunst und die Schwierigkeit, der Natur ihren Zauber abzulauschen. Dann kamen sie auf ihr Familienleben zu reden.

„Weißt du noch, Robert, als ich Eliza zum ersten Male sah?“

Die junge Frau, welche mit Henry in einem Bilderbuche blätterte, schaute lebhaft auf und erröthete.

„Laß das doch, Erich!“ bat sie.

Aber der andere gab nicht nach. Mit lachendem Munde erzählte er dem Freunde, wie er bei einer Studienfahrt am Abhang eines Berges eine Mädchengestalt stehen sah, vor ihr ein Knabe, und wie diese Gruppe ihn schon damals fesselte und lange seine Gedanken beschäftigte, bis er schließlich nachdem jenes Mädchen seine Gattin geworden, das im Gedächtnis festgehaltene Bild zu einer Skizze verwertete, die er jetzt in großer Form zur Ausführung bringen wollte.

Nun war das Interesse des Freundes rege geworden, er wünschte selbst zu prüfen und versprach am nächsten Tage wiederzukommen.

Seine Erwartung war aufs höchste gespannt, als er in das Atelier geführt wurde. Und nun schaute er das herrliche Bild, das die Meisterhand vertiet, und lobt fast alles. Einige Einzelheiten schienen ihm verbesserungsfähig, und

gern ging der Künstler auf seinen Wunsch ein und ließ Mutter und Sohn Modell stehen, um mit einigen Strichen den Anweisungen des Freundes zu folgen.

Das Lob Roberts hatte seinen Ehrgeiz aufs neue wachgerufen, und noch mehr freute es ihn, als auf dessen Veranlassung die Tageszeitungen der Hauptstadt lange Berichte über sein letztes Werk brachten und den Maler zu seinem Erfolge beglückwünschten.

Es hieß sogar, daß auf der nächsten großen Ausstellung das Bild zu sehen sei und jedenfalls Sensation erregen würde.

Jetzt sah man den Künstler täglich an der Staffelei arbeiten und die verbessernde Hand an dies und jenes legen. Allmählich reifte das Werk, aber die aufreibende Tätigkeit hatte auch seine Kräfte erschöpft, und nur mit größter Anstrengung schleppte sich Erich ins Atelier und begann immer von neuem wieder.

Sein Gesicht war eingefallen; der volle, schwarze Bart verlor die Farbe, die Hände hielten mühsam Pinsel und Palette fest. Aber noch war kein Ton von Mißbehagen über seine Lippen gekommen.

Es schmerzte Eliza, wenn sie den geliebten Mann sich so aufzählen sah, und sie ermahnte ihn zur Schonung.

„Ich kann nicht, ich muß es fertig bringen, meine Gönner erwarten seine Vollaendung.“

„Ja, aber deine Gesundheit steht höher.“

„Oh, ich fühle mich ganz wohl.“

Sie wußte genau, daß er seine Kraft überschätzte.

„Du es wenigstens mir zu lieb und schöne dich! Du kannst ja das Bild später ausstellen.“

Dies mußte er zugeben. Dann aber packte ihn wieder der Ehrgeiz. Warum sollte er warten? Und wer verbürgte ihn, daß er es später vollenden würde? Sollte dieses Werk, das seit Jahren seine Phantasie beschäftigt, ewig ein Torso bleiben?

Nein, und abermals nein! Er mußte es vollenden, jetzt, und wenn es ihn sein Leben kosten würde. In den Siebten wollte er sterben. Hatten nicht Größere als er bis zum letzten Atemzug gearbeitet und gerungen, um den Lorbeer zu erreichen?

Schon war es Herbst, und nur noch wenige Monate blieben bis zur Eröffnung der Ausstellung.

Jetzt galt es, alle Kräfte anzuspannen. Aber mit jedem Tage fühlte er sich matter und elender, er war nur noch ein Schemen seiner einstigen Blüte, und auch der Wille erlahmte. Nun sah er manchmal weinend vor dem Gemälde und murmelte: „Es soll doch nicht gelingen, ewig wird es unvollendet bleiben!“

Eines Tages im Oktober, als schon die Natur ihr herbliches Kleid anzog und das frische Grün der Blätter einem bräunlichen Ton gewichen war, sah Henry im Atelier des Vaters und ergötzte sich an den schönen Bildern seines Kinderbuchs.

„Nicht wahr, Papa, der Weihnachtsmann bringt ein neues, mit noch schöneren Sachen?“

„Ja, mein Liebling, und einen Farbkasten. Dann sollst du mit mir malen.“

Der Junge jauchzte. Das hatte er sich immer gewünscht; er wollte ein berühmter Maler wie Papa werden.

„Papa, dann werde ich dich zeichnen und schön bemalen.“ Der Vater sagte nichts. Sein Mund war für immer geschlossen. Schlaf hingen die Arme herunter, der Körper war auf dem Stuhl zusammengesunken, und Palette und Pinsel lagen zu seinen Füßen.

Immer wieder plauderte der Junge und rief seinem Papa zu. Als er aber keine Antwort erhielt, lief er weinend hinaus und holte die Mutter.

„Komm, Mutti, Papa schläft!“

Ja, er schlief, um nie wieder zu erwachen. — — —

## Jägerlatein — Seemannsgarn.

Von J. B. Müller.

(Nachdruck verboten.)

Es ist nun einmal ein Brauch der Jägerleute, daß sie sich von der Natur, die sie umgibt, zu allerlei Phantasereien verleiten lassen. Und manche Tafelrunde ist schon durch einen guten Jägerlateiner bis in die späteste Nachtstunde hinein an den Bierisch gefesselt worden. Aber der Wald lehrt nicht allein bunte Geschichten. Auch die hohe See mit ihren Stunden und Tagen der Einsamkeit macht

dem Seemann manches tolle Stückchen vor, das er dann erzählt, als sei es die schönste, klarste Wahrheit.

Wenn nun gar Seemann und Jäger zusammentreffen, dann entsteht ein Turnier in Erfindungen der unmöglichsten Art, bis einer sich mit Grollen überwunden geben muß.

Das behäbige Gasthaus „Zu den drei Hasen“ im Landstädtchen X. sollte der Schauplatz eines Wettstreites im Grünfärben zwischen Wald und Meer werden.

Förster Claasen, ein stets gerne gesehenes Mitglied des Stammtisches, hatte in seinem langen Leben schon eine reiche Sammlung seiner Jagd- und Walderlebnisse zur Kenntnis seiner Zuhörer gebracht, er nahm es auch wohlwollend für baare Münze an, wenn er als der eigentliche Bahnbrecher der Tadelgeschichten fremden Besuchern gegenüber dargestellt wurde.

Die Frauen seiner Tischgenossen waren auf Claasen nicht sehr gut zu sprechen, weil in der Regel, wenn er Biertrinkens halber und unter dem Druck des Neu-Erdrachten aus seinen vier Pfählen ging und in den „drei Hasen“ einfiel, ganz absonderlich viel getrunken und erst sehr spät nach Hause gegangen wurde. Die schärftsten Ausdrücke der Garbinnen-Prediaten fielen dann auf den „Lüge“-Claasen, der das wohl wußte, sich aber eben wenig daraus machte.

An jenem Abend stellte ein Stammgast der Runde seinen Bruder, einen alten Kapitän von echtem Schrot und Korn vor. Sein braunes, behäbiges Gesicht mit dem Zug des Mannes, der viel gesehen und erfahren hat, in den Mundwinkeln glänzte knusperich unter dem hohen, weißen Saarbüschel. Der Schnurrbart war wegrasiert, was das Ninsenpiel unter dem kurzen Badenbarte sehr eindrucklich machte. Die breite, untersehte Gestalt steckte ganz in Blau und wenn er am Tische saß, überragte er, wenngleich nur von Mittelgröße, sogar den langen Jonen.

Die Jäger wissen aus vieler Beobachtung, daß Raubvögel derselben Sorte auf einem Gebiete sich nie lange dulden; erst werden die Schliche abgelauscht und dann geht es bei der ersten Gelegenheit hart aneinander; ähnliche Spürbindungen, wie in der Raubvogelnatur, mochten wohl in Claasen vorgehen, denn sein Blick weifte oft verstohlen und gar unruhig flackernd, auf den Eindringling.

Er überlegte: Auf den Ruhm verzichten, weit und breit der beste Erzähler zu sein? Niemals. Aber Gefahr drohte. So ein Seemann, der alle Erdteile angelaufen, hat eine eigentümliche Romantik für die Binnenländischen. Also zuvorkommen, ohne sich ersichtlich vorzudrängen.

Claasen erhob seine knorrigte Gestalt und sich dem Kapitän nähernd, lud er ihn ein, ihn in seinem Heim zu besuchen und bei der Gelegenheit den Wald um X. kennen zu lernen; ein Wald der außer seinen herrlichen Hölzern und seinem Wildreichtum des Schenkwerten viel biete. Das wurde dankend angenommen. Niederträchtiger Hintergedanke des Claasen dabei: Den werde ich durch dick und dünn krabbeln lassen, daß er einen Vorgeschmack davon bekommt, was es heißt mir ins Geheue zu kommen. Schon konnte er den Fremdling nicht leiden.

Förster Claasen will uns gewiß eine seiner besten Waldgeschichten erzählen, bemerkte der Apotheker, um die Beiden aneinander zu bringen; er kannte Freund Claasen genau. Der Alte überlegte und sagte dann ironisch: Die Erlebnisse in unserem Walde sind so einfacher Natur, daß ich gegen unsern neuen Gast, den welterfahrenen Mann, nicht ankommen kann.

Lassen Sie sich nicht abhalten, Herr Förster, bemerkte der Kapitän. Ich bin im Walde aufgewachsen und habe ihn nie vergessen wenn auch ein Menschenalter dazwischen liegt. Nach Ihnen werde ich dann auch das Vergnügen haben, der Tafelrunde etwas von der hohen See zu erzählen.

Ja, sing Claasen an die Herren wissen daß ich eine Tadeltraße aufziehe die weit und breit von Kennern gesucht wird; ich habe zu Hause auf einem Karton den Stammbaum gezeichnet, der soviel Verästelungen hat, wie eine uralte, nie geschnittene Weide. Aber „Waldmann Nr. 7“ — hier fuhr sich der Alte mit der Lukenhand über die Augenbrauen, — ist noch nicht erreicht worden. Und wird auch nie erreicht, fügte der Apotheker bei.

Solche Unterbrechung ließ sich Claasen wohl hin und wieder ohne anzumuten, gefallen.

Das Tier, kann ich wohl ruhig sagen, fuhr Claasen fort, brauchte seinen Verstand mehr, wie mancher Holzhauer den seinen. Die Herren kennen seine Taten meist schon aber einen Charakterzug von ihm muß ich doch noch erwähnen. Er verlegte sich am Schlusse seines wechselvollen Lebens

darauf, zu einem bestimmten Zweck, täuschend Vogelstimmen nachzuahmen. Der Kapitän legte seinen Kautabal mit der Zunge in einen anderen Mundwinkel und dachte: „Der alte Bursche ist echt.“ Ich hatte Waldmann Nr. 7 einmal längere Zeit nicht mit hinausgenommen; er war schon etwas alt geworden, auch konnte ich ihm nicht zumuten, die Dummheiten der jüngeren Hundewelt, darunter auch eine Anzahl nicht im Walde aufgewachsener, mir in Pension gegebener Tiere, anzusehen. Damals schrieb mir ein alter Freund, ich möchte ihm bei Gelegenheit einen nur wenig verletzten Pirol zum Ausstopfen schicken, der fehle ihm noch in seiner Sammlung. Nun hörte ich seit einiger Zeit den gelben Pirschen fast jeden Morgen in der Nähe des Försterhauses schreien konnte ihn aber nie zu Gesichte kriegen. Einmal fiel mir auf daß meine alte Susanne merkwürdig lachte, als ich davon sprach. Sie ließ sich aber nicht näher aus, weil wir wie das öfters in meinem Jumaafellen-Haus halt vorkommt gerade nicht gut miteinander standen. Sie sagte nur: „Waldmann kommt aus den Dummheiten nicht heraus seit er Hausarrest hat. Das arme Tier grämt sich um seinen Gang in den Wald.“

Das wurmte mich doch. Ich hatte in einem Revier, welches von dem intelligenteren Wilde gemieden wurde, seit Gälte daselbst geknallt und nicht gejagt hatten, das Holz zu beisehen und nahm Waldmann mit, der mich mit einem mir unvergeßlichen, treuherzig dankbaren Blick ansah.

Nach langer Wanderung ließ ich mich auf einem Baumstumpf nieder, frühstückte mit Waldmann gründlich und ließ ihn dann etwas herumstreifen. Ich saß in Gedanken da, hörte ich den oellenden Schrei des Pirol fast in meiner Nähe. Ich gehe vorsichtig nach der Richtung sehe und höre aber nichts mehr. Also zurück auf meinen Sitz. Da wieder der gleiche Ton aus derselben Richtung. Ich gehe im Boacen nochmals hin, aber trotzdem ziemlich liches Holz um mich war, nichts zu sehen. Ich will nur bemerken daß ich nie einen Pirol laugen oder schießen lasse den Wunsch des alten Freundes aber wollte ich persönlich erfüllen. Dr jent wieder — aber weit und breit kein Vogel. Doch was seh' ich? Meinen Waldmann, den Kovi schräg in die Höhe, wie es im Theater die Primadonnen bei den schwierigen Stellen machen ich habe das vor dreißig Jahren gesehen und aus der langen Schwärze kommt ganz täuschend der Ruf des Pirol. Sent eine Pause wobei er mit schlaudem Gesichte windete und wieder derselbe Ruf.

Nachdem ich mein Erstaunen über diese unerhörte Kunstfertigkeit überwunden, wurde meine Neugier rege, und ich wollte feststellen, worauf das Manöver des alten Burschen hinauslief. Es dauerte nicht lange da sehe ich eine Nebelbrühe mit einem Klitschen und so zählte ich bis zum Abend in diesem verlassenem Revier 13 Stück. Daß der Waldmann eine Ahnung davon hatte, daß die Tiere keinen Menschen oder Hund vermuten, wo sich der scheue Vogel aufhält, ist mir heute sonnenklar.

So klar wie dein Bier, Hasenwirt, meinte der Apotheker, nun aber möchte ich den Herrn Kapitän der uns schon mehrere Abende an welchen viele der Herren und auch Claasen nicht hier waren, recht interessante, mehr wissen-



Schleier und Doktorhut:  
Schwester Cecilia Lubienka in Lemberg.



Fürst Wilhelm von Hohenzollern.

schonliche Berichte über seine Fahrten gemacht hat, bitten, uns auch etwas von der See in der Art, wie Förster Glaasen, zu erzählen.

Der Biedere schnitt sich zum Entsetzen der an solche Laster nicht gewohnten Per eine mächtige Ladung Kautabak ab, verstaute sie zwischen Backzähnen und Bude und hub an: Vor langen Jahren fuhr ich als erster Steuermann auf einem firen Walfischfänger in der Sübsee umher. So gut auch unser Fang gewesen war — wir hatten bald das ganze Schiff voll — so schlecht unsere Fahrt in den letzten Monaten. Ein in den indischen Gewässern losgewordener Teifun hatte uns in seinem Auswehen erfasst und weit nach Süden verschlagen, wo weit und breit keine Insel anzulassen war. Das braktige Trinkwasser an Bord, die eintönige Nahrung und der Mangel an Beschäftigung, der sich einstellte, nachdem die ausgesucht unnützigsten Arbeiten schon hinter uns waren, erzeugten eine so schlechte Stimmung unter den Leuten, daß für den Gesundheitszustand das Schlimmste zu befürchten war. Und bei dem flauen Winde auch keine Aussicht auf ein Vorankommen.

Donnerwetter, sagte eines Tages der Alte zu mir, wenn wir nicht bald frisches Wasser, Gemüse, Salat, am liebsten noch frische Milch bekommen, kriegt die Bande uns den Storbüt.

Pit, der Hochbootmann, ein alter Harpunierer, der dem Gespräche zugehört hatte, meinte nachher zu mir: Mr. Steuermann, Milch kriegen wir, wenn alles gut geht, in einem Jahre zu trinken.

Es sollte anders kommen. Lugte da Pit eines Tages über die weite See und schien mir über etwas nicht klar zu sein. Nun Pit, was ist denn da vorne zu sehen?

Hol mich der Teufel Mr. Steuermann wenn da in Lee nicht ein mächtiger Pottwal liegt, aber ich weiß nicht, was der alte Kerl hat.

Ich nahm mein Glas und sah allerdings eine unformliche Masse ab und zu erscheinen und verschwinden. Tief tauchte der Fisch nicht und warf auch kein Wasser hoch.

Warum treibt sich der alte Bursche so allein umher? meinte Pit. Wir müssen es dem Kapitän melden und uns einstweilen näher an das Tier herandrücken.

Gesagt, getan. Auf einmal sagte Pit, das ist eine Kuh, und das Beest muß sein Junges verloren haben!

Ich schüttelte den Kopf und dachte, der Alte hat den Verstand verloren.

Erlauben Mr. Steuermann, daß ich dem Kapitän selbst rapportiere?

Wenigstens, sagte ich.

Nach kurzer Zeit kam Pit zurück und sagte: Mr. Steuermann, vielleicht kriegen wir Milch, soviel wir wollen und so gute, wie noch wenige von uns getrunken haben. Sind Sie mit von der Partie?

Jetzt war es mir klar, daß der Alte nicht mehr richtig war, wahrscheinlich das erste Opfer der unerträglichen Langweile.

Da kam auch schon der Kapitän und rief: Bootsmann los.

Zwei stämmige Rudergassen verstaute eine Anzahl leerer Kässer ins Langboot, und Fips, der flotte Schiffsjunge, sprang vor Aufregung wie ein Kobold umher. Ich erwischte den Alten und fragte: Was habt ihr denn eigentlich vor?

Mr. Steuermann die Milch driekt das Tier, wir wollen heran und es melken. Sie fahren doch mit?

Natürlich, Pit.

Also wir herein ins Boot und herangepöft. Fips dem wir eine Korkweste angezoogen und den wir außerdem an eine lange Peine nahmen schwamm an den Wal heran, tauchte geschickt unter und fing an, das Melken zu besorgen.

Das Erste ging uns natürlich verloren und schwamm als große graue Flecken im Wasser. Da merkte der Wal daß er von seinem stehenden Schmerz befreit werden sollte, und das sonst so bössartige Tier legte sich friedlich etwas auf die Seite. Wir warfen Fips eine Tonne nach der anderen zu, und da hätten die Herren mal sehen sollen, wie der Bengel — er stammte von den Marschen und wurde später ein prächtiaer Seemann — das Melken sein besorgte. Auf einmal rief Pit den ich das Ganze leiten ließ, denn ich selbst hatte mich in meinem Ersinnen noch nicht recht wiederaefunden: Hollob Fips zurück! Der mächtige Wal legte sich behutsam fast zärtlich auf die andere Seite das fluge Tier wollte auch dort gemolken sein. In weitem Bogen subren wir drum herum und wieder machte der wadere Fips seine Sache auszeichnet.

Nachdem unsere Kässer voll waren und wir den Fips wieder bei uns hatten, sagte er, Mr. Steuermann, ich kann's nicht über mich bringen, das Tier hat uns das Leben gerettet.



Das Adam Ries-Haus in Annaberg.



Der portugiesische Königspalast in Lissabon.

Und so war es auch. Die Milch war gehaltvoll und vorzüglich, sie schmeckte ähnlich wie Eselmilch, die ich auf den Inseln des Mittelmeeres aus Neugier getrunken hatte, beskam ausgezeichnet. Die Anzeichen von Skorbut verschwanden und einige Wochen darauf wühlten wir in einer Herde Wale derartig herum, daß wir lange Zeit mit Auslöchen und Unterbringen zu tun und unser Schiff bis auf den letzten Kubitfuß voll hatten.

Wir landeten denn auch ohne einen Todesfall in Valparaiso.

Walfischmilch mögen wohl wenige getrunken haben, meinte der Apotheker.

Wird auch, seit die tolle Raubfischerei mit Kanonen sich eingebürgert hat, nicht mehr vorkommen; einem alten Fährer, wie mir der noch nie einen Schloßkasten betreten hat, ist überhaupt die See nicht mehr das, was sie früher war. Der Wind, die uns frei geschenkte Naturkraft wird mißachtet und das große Geld und die Kohle beherrschen die See. Als der Seemann schwieg, sah man den alten, sonst so gemüthlichen Förster einen Augenblick ungeduldig auf seinen Stuhl hin- und herrücken. Krebsrot im Gesicht, sprang er plötzlich auf: „N' Abend, meine Herren!“ war das einzige Wort, das er herauszubringen vermochte, nur zwischen Tür und Angel entrang sich mit einem schweren Seufzer seiner gequälten Brust der Ausruf: „Nein, so eine Seefahrt!“

## Ferdinand von Hompesch,

der letzte Großmeister der Johanniter auf Malta.  
Von W. Matthiesen, Düsseldorf.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Schon längere Zeit waren aller Augen ängstlich auf Frankreich gerichtet, von dem man immerfort einen Angriff auf Malta befürchtete. In seiner Not wandte sich Hompesch an Kaiser Paul I. von Rußland, dem er nebst dem Ordenskreuz des Großmeisters La Valetta noch den Titel eines „Protectors des Malteserordens“ verlieh. Doch eben die Bemühungen des Zaren für die Ritter machten das französische Direktorium argwöhnisch, und bald war der feste Entschluß gefaßt, Malta zu besetzen, welches, als eine der stärksten Festungen der Welt, das ganze Mittelmeer beherrschen würde.

Von Tag zu Tag wurde die Lage für den Orden drohender, doch der Großmeister blieb unentschlossen und untätig. Zwar wurde er von verschiedenen Seiten aus rechtzeitig gewarnt. Schon von dem Nasteratter Kongreß aus schrieb ihm der Bailli von Schönau unter anderem: „Ich jette Sie in Kenntnis davon Monsignore, daß die Expedition, die man zu Toulon vorbereitet, es auf Malta und Aegypten abgesehen hat. Sie werden ganz sicher angegriffen werden. Treffen Sie alle Verteidigungsmaßregeln.“



Ueberblick über Lissabon. Im Vordergrund der „Rocio“, der Platz Dom Pedro IV.

Wenn Sie sich ergeben, ohne sich verteidigt zu haben, stehen Sie vor den Augen von ganz Europa entehrt da." Hompesch rührte sich nicht. In seiner Sorglosigkeit bestärkten ihn Böswillige und Verräter, die aus seiner schwankenden Haltung, aus seiner Unfähigkeit Vorteile zu ziehen hofften. Die in Toulon vorbereitete französische Expedition habe es nur auf die im Mittelmeer zu erwartende englische Flotte Nelsons abgesehen; Malta habe nicht das geringste zu befürchten, sagte man, und Hompesch hörte solche Reden natürlich gerne an und schenkte ihnen, allen Warnungen zum Trost, Glauben. Noch kurz vor dem Falle Malτας schrieb er an den Groß-Prior von Deutschland nach Heisterbeim: „Die deutschen Ritter mögen über das Schicksal der Insel ganz beruhigt sein. Es sind alle Vorkehrungen zur Verteidigung getroffen, die jedoch nicht stattfinden wird, weil Frankreich durchaus keine feindlichen Absichten gegen den Orden hegt.“ Aber die wenigen, unvollständigen und zögernden Verteidigungsmaßnahmen, die Hompesch, von einigen, weiter als er blidenden Großkreuzen, beraten, treffen ließ, verdienen kaum diesen Namen. Bailli de Novan, der von Schönaus Depesche, welche der ängstliche Hompesch vor den anderen Rittern verheimlichte, Kenntnis bekommen hatte, riet zu den umfassendsten Anstalten. Doch der Großmeister schlug, da obendrein auch das nötige Geld fehlte, alle Mahnungen des wohlmeinenden Mannes in den Wind.

Hompesch war so lange unbesorgt, bis am 27. Februar 1798 der französische Admiral Bruens mit 18 Schiffen auf Malta zusteuerte. Doch es kam noch zu keinem Kampfe. Der Großmeister feuerte zwar jetzt seine Truppen zum tapfersten Widerstande an; aber Bruens ließ sich nicht irre machen; er hielt den rechten Zeitpunkt zur Eroberung Malτας noch nicht für gekommen und segelte so nach acht Tagen wieder ab.

Wenige Monate später, am 5. Juni, erschienen die Franzosen wieder vor Malta; diesmal stand der junge Bonaparte, der erste Konsul, an ihrer Spitze. Hompesch war bestürzt, — aber noch immer unentschlossen, denn Bonaparte hatte ihm sagen lassen, er möge der ganzen Flotte freie Einfahrt in den Hafen gestatten, da man frisches Wasser einnehmen und sich neu verproviantieren müsse. Nach einer lebhaften, erregten Beratung mit seinen Rittern ließ Hompesch dem ersten Konsul sagen: „er könne zwar das Einlaufen der Flotte in den Hafen nicht gestatten, werde jedoch für allen möglichen Beistand in bezug auf Proviantierung Sorge tragen.“ Als die Antwort Bonapartes kam, waren endlich alle Zweifel beseitigt. Dieser ließ nämlich dem Großmeister folgendes schreiben: „Der General Bonaparte ist entschlossen, mit Gewalt zu nehmen, was man ihm nach den Prinzipien der Gastfreundschaft welche die Grundlage des Ordens bilden, aus freien Stücken hätte gewähren müssen. . . ich sehe voraus, daß der Orden außerstande sein wird, Widerstand zu leisten.“ Hompesch wußte nicht aus und ein. Sein letzter Mut wurde gebrochen, als ihm nun der Schatzmeister des Ordens, Vosredon de Kansijal, im Einverständnis mit vielen anderen der französischen Ritter mitteilte, er kämpfe nicht gegen seine Landsleute; Hompesch hielt sich nunmehr ganz von Verrätern umgeben.

Eine furchtbare Aufregung herrschte allenthalben auf der Insel und in La Valette, der Hauptstadt, während die Franzosen die Landung, und, sobald diese bewerkstelligt war, sogleich den Angriff begannen. Nun brach das Unheil Schlag auf Schlag herein. Zwar hatten sich die Bewohner der Insel noch einmal zur äußersten Entschlossenheit aufge- rauft. Aber alles scheiterte an Hompeschs und seiner Ritter Mutlosigkeit und Verwirrung. Die ganze Insel befindet sich bald in den Händen der Franzosen. Viele der Bewohner fliehen in die Stadt und verlangen Waffen. Hompesch ist unentschlossen, er weiß sich keinen Rat, die Städter beginnen gegen die französischen Ritter zu argwöhnen. Man werde von ihnen verraten, heißt es allenthalben. — Die Forts von La Valette sind inzwischen von den Verteidigern besetzt worden. Schon sind die Franzosen bis zu den Außenwerken vorge- drungen, deren manche von den entschlossenen Baillis tapfer verteidigt werden. — Der Tumult, die Verwirrung erreicht ihren Höhepunkt; Hompesch ist unfähig zu jedem Entschlusse. Schon beginnt das Volk gegen die französische Ritter zu wüten; viele von ihnen werden ermordet; das von Hompesch berufene Konseil ist untätig, unklug, Hompesch selber völlig kopflos. Da begibt sich der Magistrat der Stadt zum Großmeister, um über die Verteidigung oder

Uebergabe zu beraten: Hompesch und seine Ritter sind wie gelähmt. Und nun kommt die Nachricht, das Volk habe zwei junge Ritter getötet; Hompesch hält sich für verloren, auch das Volk meint er, sei jetzt gegen ihn. Längst haben die wenigen tüchtigen Ritter dem herabwürdigenden Konseil dem Rücken gekehrt, und Hompesch steht mit den Unentschlossenen und Verrätern allein; er ist nur noch ein willenloses Werkzeug. Und noch am Abend weht die weiße Flagge über La Valette.

Am folgenden Abend, — am Morgen war ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, — begaben sich die Abgesandten des Großmeisters an Bord des „Orient“, um mit Bonaparte über die Kapitulationsbedingungen zu verhandeln. Wohl war man noch von verschiedenen Seiten in Hompesch gedrungen, den Mut doch nicht ganz zu verlieren, und sich nicht auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. „Er hatte alles Vertrauen auf sich, den Orden und das Volk verloren.“ Nicht einmal genaue Anweisungen hatte er seinen Bevollmächtigten, die mit Bonaparte verhandeln sollten, gegeben: Großmeister und Konseil hatten nicht daran gedacht. Und so wurden die Kapitulationsbedingungen von Bonaparte kurzerhand entworfen, und keiner der Gesandten des Großmeisters widersetzte sich. Ja, Kansijal, der Verräter, der auch unter ihnen war, und den Hompesch nur gezwungen gewählt hatte, verbarg schlecht seine Freude über die schmachliche Niederlage des ihm so verhassten deutschen Großmeisters.

Der zweite Artikel der „Konvention“, der sich auf Hompesch persönlich bezog, lautete: „Die Republik wird ihren Einfluß beim Nastadter Kongresse benutzen, dem Großmeister für die Dauer seines Lebens eine unabhängige Herrschaft (in Deutschland) zu verschaffen, die derjenigen gleichkommt, welche er aufgibt. Sie verpflichtet sich, ihm eine jährliche Pension von dreimal hunderttausend Francs zu zahlen; überdies wird ihm, als Entschädigung für sein Mobilar, der zweijährige Betrag dieser Pension ausbezahlt werden. Während seines Verbleibens in Malta wird er ferner die ihm bisher gebührenden militärischen Ehrenbezeugungen genießen.“

Bei Tagesanbruch waren die Bevollmächtigten wieder in La Valette und legten Hompesch die Kapitulation vor. Diesen Geheimsekretär, Doublet, der mit bei Bonaparte gewesen war, erzählt darüber folgendes: „Um den aus einer so schmuckvollen Konvention entspringenden Uebeln zuvorzukommen, begab ich mich sogleich zum Großmeister und suchte ihn zu bewegen, die Konvention durch das Konseil zu verwerfen und dem republikanischen General sagen zu lassen, der Orden und die Novizen wollten lieber unter den Trümmern sich begraben, als eine so entehrende Uebereinkunft annehmen. Aber der Auditeur Bruno begegnete mir mit dem Einwande, daß, da die Konvention vom Konseil weder sanktioniert noch ratifiziert sei, der Orden zu geeigneter Zeit leicht seine Ansprüche auf die Insel geltend machen könne.“ Hompesch hat also zu der Kapitulation nicht Stellung genommen, hat sie wenigstens nicht förmlich aufgegeben. Trotzdem wurde sie sogleich dem Volke vorgelesen und die Insel Malta der französischen Republik übergeben.

Der Bailli La Guéribière, der Fort Rohan noch bis zum letzten Augenblicke gehalten hatte, war unterdessen bei dem Großmeister anaelanat. Er fand ihn auf ein Sofa gesenkt und bittere Tränen vergießend. „Monseigneur,“ redete er Hompesch an, „ich habe Eure Eminenz den schmerzlichen Bericht zu erstatten, daß ich Fort Rohan nicht länger zu halten vermochte. . .“ Der Großmeister antwortete gerührt: „Ich weiß mein lieber Ritter, daß Ihr getan habt, was Ihr konntet. Aber der Himmel hat uns mit Unheil überhäuft.“ Tränen erklickten bei diesen Worten seine Stimme: „Saben Eure Eminenz noch etwas zu befehlen?“ fragte endlich La Guéribière, Abschied nehmend.

„Nein! leider habe ich nicht mehr das Recht, Ihnen Befehle zu geben.“ sagte Hompesch, den Ritter umarmend; „leben Sie wohl und seien Sie glücklicher als ich.“

„In der Nacht vom 17. zum 18. Juni“ berichtet Neumont, „stieg der Großmeister zum letzten Male von seinen Wachen und den äußeren Zeichen seiner Würde umgeben, die Treppe des Palastes hinab und ging durch die stillen Straßen nach dem Hafen hinunter, wo eine Handelsbrigg ihn aufnahm, welche ihn unter Eskorte einer französischen Freygatte nach Triest bringen sollte. Sechzehn Ritter folgten ihrem entthronten Oberhaupt.“

Ein Teil der Pension war Hompesch vor der Abreise ausbezahlt worden. Doch wurde dies Geld zum größten Teil zur Deckung von Privatschulden verwendet. Als Großmeister hatte er ein Einkommen von 536 794 Francs gehabt, jedoch in den elf Monaten seiner Regierung 250 000 Francs Schulden gemacht.

Nach neununddreißigtägiger stürmischer Seefahrt langte Hompesch endlich in Triest an. Inzwischen war die Kunde von Malta's Fall schon durch ganz Europa gedrungen, und die ganze Entrüstung traf einzig und allein das greise Haupt Hompesch's. Man schleuderte die unerhörtesten Anklagen gegen ihn, man beschuldigte ihn des Verrats, er habe den Orden und Malta, so sagte man, verkauft, und den Kaufschilling für sich behalten. Die armseligen Francs der Pension waren damit gemeint!

Hompesch war fast gebrochen. Keine „Protestation“, keine Verteidigung suchte er. „Er fand nur Richter, nur Ankläger, keine Verteidiger.“ Nur die deutschen Ritter verdammten ihn nicht ganz. Die russischen wählten dagegen den Jaren zum Großmeister, der die Wahl auch gnädig annahm. Hompesch sah sich gezwungen, abzutreten. Er tat dies in einem Schreiben an Kaiser Franz, und die Würde und stille Größe, die sich in diesem Brief offenbart, läßt uns vieles, was Hompesch gefehlt hat, vergeßen. „Gebugt unter der Last des Unglücks, das mich niederdrückt,“ schreibt er, „kam mir die innerliche Ueberzeugung, die Pflichten meiner Stellung gewissenhaft erfüllt zu haben, soweit die Natur und der rasche Gang der Begebenheiten mir die Macht gelassen, mir davor zu bewahren, meinem traurigen Geschick zu erliegen, und mir zu einigem Troste gereichen. Dasselbe Bewußtsein meiner Pflichten gegen den Orden, den unter meiner Leitung so schwere Katastrophen betroffen haben, verpflichtet mich auch, seiner Wohlfahrt, seiner Wiederherstellung und Erhaltung . . . meine Person zu opfern, indem ich die Würde, die ich bekleide, freiwillig niederlege und durch diesen Akt die Ritter dieses hohen Ordens der Pflichten gegen ihr unglückliches Oberhaupt entbinde. Ich bitte folglich Sv. I. I. Majestät, gegenwärtige Erklärung zu genehmigen, in ihr die Anhänglichkeit an meine Pflichten und an das Wohl der allgemeinen Sache, die sie mir eingegeben hat, zu erkennen und ihr bei dem Kaiser aller Neuzugung zu verschaffen, unter dessen mächtigen Aufsicht der Orden von St. Johann von Jerusalem wieder aufleben wird, und dessen großmütige Bemühungen für das Wohl dieses Ordens zu segnen ich selber der Erste gewesen bin.“

Nach dem Tode des Jaren (1801) hat Hompesch zwar noch einmal versucht, wieder auf den großmeisterlichen Stuhl zu gelangen, jedoch ohne Erfolg. Schon seit 1799 hatte er in stiller Zurückgezogenheit in der Umgebung von Triest gelebt. Denn nach Deutschland mochte er nicht zurückkehren, da ihm seine Familie den Fall Malta's nie vergeben konnte. Und er geriet nun in das größte Elend. Seine Pension wurde ihm vorenthalten, und wo er auch war, überall bedrängten ihn seine Gläubiger. So verließ er Triest und begab sich nach Frankreich, um dort persönlich sein Geld zu beanspruchen. Doch alle seine Bemühungen waren erfolglos. Gegen Ende des Jahres 1804 kam er in Montpellier an. Seine Gesundheit war gebrochen, und so lebte er in größter Not ganz zurückgezogen in Montpellier. „In der Gesellschaft eines Arztes und zweier Ritter, die ihm in allem Unglück treu geblieben waren.“ Und als Kaiser Napoleon sich eben damit beschäftigte, ihm durch Verbesserung seiner Geldverhältnisse etwas Erleichterung zu verschaffen, erkrankte Hompesch an einem Asthma dem er am 12. Mai 1805 erlag. Er hatte sich am Weihnachtstage 1804 in die Bruderschaft der blauen Mäher aufnehmen lassen, und er wurde nun in deren Kapelle zu Montpellier unter dem Hochaltar begraben. \*)

Es war am 23. Moréal (13. Mai) 1805, als er beigelegt wurde, in aller Stille, ohne besondere Feierlichkeiten, mit der größten Einfachheit. Zwar ließen ihm die Mäher einige Trauerfeierlichkeiten veranstalten. Viel nicht; denn er war in der bittersten Armut gestorben. Nicht einmal seine letzte Kosten bezahlt und ebensowenig die Begräbniskosten bestritten werden. In einem nur für ihn be-

\*) Kolaendes zum großen Teil nach einem von Winterfeld mitgeteilten Auszug des Registers der Filial-Kirche der hl. Eulalia zu Montpellier.

stimmten Grabe wurde er beigelegt. Sein Sarg war aus ganz weißem Holz. Schwarz geteilt lag der hohe Großmeister darin. Einen französischen Hut hatte er auf dem Kopfe, Schuhe von bronziertem Leder mit roten Quasten an den Füßen, um die Schulter die Ordensschärpe, auf der die Leidenswerkzeuge des Heilandes in Gold aufgestickt waren. Der Sarg wurde umwunden mit einer weißen Schnur und fünfzigmal verriegelt, mit dem Wappensiegel des Toten. Dann schloß man das Grab mit einem schwarzen, viereckigen Stein, auf dem keine Inschrift, kein Wappenschild, nicht einmal der Name des Verstorbenen, den man einst den „Fürsten von Malta“ nannte, eingemeißelt ist.

Ein Stück, oder besser ein letzter Schatten von alter Herrlichkeit wurde mit dem letzten Johannitermeister zu Grabe getragen. Der liegt zu Montpellier, verschollen und vergessen. Nur drei Ritter gaben dem toten Meister die letzte Ehre.



### Nützliches fürs Haus.



— Tee zu bereiten. Um einen guten Tee zu bekommen, nimmt man für jede Person einen Teelöffel voll schwarzen Tee — die grünen Teesorten sind mehr oder minder der Gesundheit nachteilig und brüht ihn mit soviel kochendem Wasser an, als nötig ist, um alle Teeblätter völlig zu bedecken. Nach Verlauf von 7 Minuten rührt man ihn mit sehr kochendem Wasser auf und tann ihn dann alsbald einzeln. Empfehlenswert ist es, den ersten Auszug Wasser sofort wieder abzugießen und den Tee erst nach diesem leichten Abwischen zu bereiten, er verliert dadurch nicht an Stärke und Wohlgeschmack, wohl aber seine aufregende Eigenschaft.

— Wildpret lange gut zu erhalten. Man stopfe ins Innere sowie in die Nuten und Ründen usw. Petersilie, Pfeffer, Kagelein, Mustard, Mustardblüte und Salz, dann lege man es über Nacht oder auch nur eine Stunde lang in Weineisig und hernach in einen glasierten, irdenen Topf, in den man Salz eingestreut hat. Solcher Braten kommt mit vieler Butter in den Ofen und stülpt man eine irdene Schüssel umgekehrt darüber. Am besten, wenn man luftdicht beide Töpfe, wo sie sich berühren, verschließt. So läßt man die drei Teile 3–6 Stunden braten in recht heißem Ofen. Dann nimmt man die Schüssel weg und legt einen Zeller darauf mit einem sauberen Steine beschwert und gießt den Bratopf voll heißer Butter. An kühlen, luftreinen Ort gestellt, hält sich der Braten 9–10 Monate, wenn man jedesmal die Butter warm darübergießt, sobald man Fleisch herausgenommen hat. Dieser Braten schmeckt vorzüglich kalt.

— Bereitung von Mollen aus Kuh- und Ziegenmilch. Um 2 Gläser Mollen zu erhalten, setzt man morgens von frisch gemolkener Milch beinahe dreiviertel Eitel in einem, irdenem Topf zum Feuer und erhitzt sie allmählich bis zum Sieden. Dann setzt man 3–4 Eßlöffel voll dicke, saure Milch zu, wonach die süße Milch in wenigen Minuten gerinnt und ein dicker Käseluchen sich bildet. Nach vollständiger Gerinnung wird der Topf vom Feuer weggestellt, die Mollen werden zugedeckt und einige Minuten stehen gelassen. Dann seigt man sie durch feine Leinwand und läßt sie warm trüben. Die so erhaltenen Mollen bilden eine klare, gelblich-grüne Flüssigkeit und haben einen angenehmen milden Geschmack. Statt dicker Milch kann man in die siedende Milch auch einen Teelöffel voll präparierten Weinstein geben, welcher die Gerinnung ebenfalls bewerkstelligt.

— Aufbewahren von Eiern. Für den Haushalt ist es sonst wünschenswert Eier längere Zeit aufzubewahren. Das Brauchbarhalten der Eier beruht auf dem Gesez nicht Luft durch die poröse Eierschale dringen zu lassen. Nach Erfahrung ist die beste Art Eier in Kaltwasser zu bewahren: Man nehme 2 Eßlöffel ungelöschten Kalk auf ein Liter kaltes Wasser, rühre es gut durch, dahinein lege man die Eier 2–3 Wochen, wo die Poren der Schalen geschlossen sind. Dann stellt man die Eier so auf Bretter, daß die Spitzen nach unten kommen.



**Selbstverteidigung.** (Bild Seite 361). Klein Lieschen war von jeher ein strammes, wildes Mädchen, wegen seiner lustigen Art und seines schelmischen Wesens das Herzblatt bei Vater, Mutter und den Geschwistern. Heute hatte sie wieder den ganzen Morgen durch geträllert wie ein Zieglitz im Baum, war durch Haus und Hof und Garten gesprungen. So sonnig war die Welt und Klein Lieschen wußte ihr so viel zu erzählen, daß das Plappermäulchen gar nicht stille stand. Da rief auf einmal die Mutter vom Fenster: „Es ist halbeins durch! Vater ist heimgekommen! Essen! Schnell! schnell!“ Schwester Gretchen stellt gerade die Kartoffeln auf den Tisch. — Huih! wie das wilde und doch so folgsame Lieschen da aus dem Garten über den Hof rannte, so schnell es seine Beine tragen wollten; huffah ging die Treppentritten hinauf durch den Flur zur Küchenschube. Die Tür aufstoßen und hinein war eins; denn Lieschen wollte doch die erste sein, die ihrem Vater ein fröhlich-kindliches Willkommen! bot. Aber die aufstiegender Tür richtete ein ungeahntes Unheil an. Schwester Gretchen hatte vergessen, zur Kartoffelschüssel den Löffel zu legen. Sie ging mit ihr an den Küchenschrank, nahm den schönsten Holzlöffel heraus, putzte ihn noch einmal gut ab, und tat ihn auf das gute Gericht. Dann wollte sie quer durch die Stube zum Tisch hinüber gehen, da — ein Krach, die von Lieschen aufgestoßene Tür pufft wider die Schüssel, gerade mit der Klinke. Gretchen sucht sie noch zu halten und zu schnappen, aber es ist zu spät. Im Fallen zerbricht sie, und das irdene Zeug deckt die guten Kartoffeln auf dem Boden halb zu. Gretchen kommen im ersten Augenblick die Tränen. Aber Vater und Mutter haben ja gesehen, daß sie an dem Unglück nicht schuld ist. Vater nimmt den kleinen Kader, das Lieschen, mit beiden Händen, hebt ihn vor sich auf den Tisch, aber eh' er noch ein Wort sagen kann, fängt das Plappermäulchen wieder an zu laufen wie ein Mühlrad. Es erzählt zuerst mit einigem Schluchzen, dann aber — als die ganze Familie so stille zuhört — mit immer sichererem Ton den ganzen Hergang der Geschichte und nimmt mit seiner Selbstverteidigung den Eltern ein tadelndes Wort von der Zunge weg. So löst sich denn das Unglück in Frieden auf. Nur Mutter und Schwester Gretchen haben Arbeit davon, denn sie werden sich jetzt hinstellen und schleunigst ein neues Gericht Kartoffeln zubereiten müssen. Aber Mutter weiß sich schnell zu helfen, so daß der hungrige Vater nicht gar so lange auf sein Essen zu warten braucht. Sie kocht Pellkartoffeln und gibt ein Stück leedere Butter dazu; und das wird allen sein schmecken!

**Schwester Cecilia Lubienka in Lemberg** (Bild Seite 363), die das Gelübde als Nonne abgelegt hat, war seit längerer Zeit in einer höheren Lehranstalt für Mädchen tätig. Jetzt hat sie in der philosophischen Fakultät der Lemberger Universität den Dokortitel erworben. Schwester Cecilia gedenkt auch nach Erlangung des akademischen Grades Lehrerin zu bleiben.

**Fürst Wilhelm von Hohenzollern** (Bild Seite 364). In Hohenzollern-Sigmaringen haben ihren Sitz die Fürsten aus der katholischen Linie des Hauses Hohenzollern. Der Kaiser ließ es sich nicht nehmen, der Enthüllung des Denkmals des verstorbenen Vaters des jetzigen Chefs der fürstlichen Linie bei-zuwohnen. Er verlieh bei dieser Gelegenheit dem Fürsten Wilhelm von Hohenzollern das Prädikat königliche Hoheit.

**Das Adam Ries-Haus in Annaberg** (Bild Seite 364). Die Rechenkunst ist fast so alt wie die Menschheit, und Rechenbücher mit den tiefstinnigsten Problemen haben schon die Gelehrten der Araber geschrieben. In Deutschland aber ist kein Mathematiker und kein Rechenkünstler bei Groß und Klein so bekannt wie Adam Ries (fälschlich genannt Niese), der als Bergbeamter und Rechenmeister zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge wohnte. Er verfaßte, als erster in Deutschland, praktische Anweisungen zur Rechenkunst auf methodischer Grundlage. In Staffelstein in Franken, das später durch Scheffels Lied berühmt geworden ist, ward Adam Ries im Jahre der Entdeckung Amerikas, 1492, geboren. Nach Annaberg übergesiedelt, schrieb er zunächst ein kleineres Werk: die „Rechnung auff der linihen“ vielleicht schon 1518; als sein Hauptwerk kam wohl das 1536 zu Leipzig erschienene „gerechent Büchlein, auff dem Schöffel,

Eimer und Pfundgewicht“ gelten, in dem er die Rechnung mit dem Scheffel und Eimermaß und mit dem Gewicht allen Anfängern hübsch klar und deutlich zu zeigen sich bestrebt. Bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hinein wurden Adam Ries' Bücher häufig neu gedruckt, und sein Name wird als Vereinerung für die Nichtigkeit einer Rechnung wohl noch heute verandt. Dem berühmten Manne hat man in Annaberg im Jahre 1893 ein Denkmal errichtet. Unser Bild zeigt sein ehemaliges Wohnhaus in seinem jetzigen Zustand. Eine Inschrifttafel ruft allen, die vorübergehen, den Namen des „Rechenmeisters Deutschlands“ ins Gedächtnis.

**Lissabon.** Der Ausbruch der Revolution in Portugal hat alle Augen auf den Ausgangspunkt dieser Bewegung, die wunderbar schön am Meer gelegene Hauptstadt mit ihrem berühmten Hafen gezogen. Die im Jahre 1755 durch ein gewaltiges Erdbeben, bei dem unzählige Menschenleben zu Grunde gingen, größtenteils in Trümmer gelegte Stadt erstand seitdem durch ihre großartigen Neubauten, breiten Plätze und Promenaden von höchst eigenartiger, fesselnder Schönheit. Die Kämpfe am Tage der Vertreibung des Königtums haben allerdings manchen Palast ein Teil von seiner Pracht gekostet; denn die aus dem Hafen das Stadinnere bombardierenden Schiffe richteten ihre Geschosse vorzüglich auf die bedeutendsten Gebäude, besonders aber auf den von uns im Bilde (Siehe Seite 365) wiedergegebenen Königspalast. Nach der Erklärung der Republik haben sich die Revolutionäre bemüht, die Spuren des Kampfes möglichst schnell zu vertilgen. Und die Sonne überhaucht das alte schöne Lissabon mit ihrem goldenen Glanz, als hätte sie nicht vor wenigen Wochen das Bombardement der Stadt den wilden Tumult des Kampfes und das Blutvergießen in den Straßen mit anschauen müssen.



Rätsellecke.



Charade.

Die erste — lustig klingt's darin,  
Ein frohes Wort für viele,  
Ein Wort recht nach der Jugend Sinn  
Und oft gebraucht beim Spiele,  
Wenn Blut' und Frucht auf ihr sich wiegt,  
Ist uns die zweite lieber,  
Als wenn sie uns zu Füßen liegt:  
Dann fällt man meist darüber,  
Das ganze ist stets von Gewicht,  
Bin Bild des Last'gen, Schweren,  
Und doch — es gibt das Lustschiff nicht,  
Das seiner könnt' entbehren.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

U m s t e l l - R ä t s e l: 1. Graudenz; 2. Ehrenpreis; 3. Wun-  
siedel; 4. Maschehr; 5. Leichhardt; 6. Lenkterer; 7. Wehlau;  
8. Jugoskiadt; 9. Negatta. Gewalt wird nicht alt.  
R e b u s: Zillertaler.

Redaktion: Erwin Thossen;  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. H.; beide in Düsseldorf.



## Der Vater.

Von F. Velten - Heermann.

(Nachdruck verboten.)

Im Anklageraum des Schwurgerichts zu B. steht eine feine, schmale, schwarzgekleidete Männergestalt mit blassem, leidendem Gesicht, das in grenzenloser Furcht zu Boden gebeugt ist — der Hilfslehrer der Sexta des städtischen Gymnasiums, Doktor Stark.

Das Verbrechen, was ihn vor die Geschworenen gebracht hat, ist so ungeheuerlich, daß halb B. herbeigeeilt war, Zeuge der Verhandlung zu sein, in der das Urteil gefällt werden soll über diesen Menschen, dieses Nichts, dieses jetzt in Todesangst vergehende Geschöpf, das ein blendend schönes, lebensprühendes Weib gemordet, welches schon als Mädchen der Liebling der Gesellschaft gewesen war und als Gattin dem schlachten, schüchternen Unterlehrer zu einer Bedeutung verholfen hatte, die er gar nicht verdiente, die er nie zu würdigen verstand.

Gemordet, elend gemordet, erstochen mit einem gewöhnlichen Brotmesser, das zufällig auf dem Tische lag — hingepfercht in einem lächerlichen Affekt von Eifersucht. Ach, es gab keinen Ausdruck der Verachtung, der fähig gewesen wäre, die Stimmung zu kennzeichnen, in der sich Richter und Publikum vor diesem feigen, erbärmlichen Mörder zusammensanden. — Ein Lehrer — ein Mörder!

Von Gewissensbissen und von Schreden gesoltet, steht er da und weiß sich nicht zu verteidigen! Was er stammelnd vorbringt, sind unglückliche, unzusammenhängende Worte, die die Stimmung der Geschworenen gegen ihn lehren, ohne daß sein Verteidiger, ein junger, ungeübter Anwalt, es zu verhindern vermochte. Sie nehmen ihn für einen heimtückischen Duckmäuser, der nicht einmal in diesem Augenblick, wo er doch den Spruch über seine ruchlose Tat in aller Augen saß, auch nur Scham darüber empfand, daß er nichts gegen die Tote vorzubringen vermochte.

Wie er immer still und schüchtern gewesen war, ganz im Einklang mit seinem Äußeren, wie er selbst auf dem Plage, den sein Fleiß ihm erobert hatte, bemerkt war, unbemerkt zu bleiben, wie zärtlich er das schöne Weib geliebt hatte, das sein eigen geworden war — wie obenhin sie ihm geantwortet hatte auf seine quälenden Klagen, wie sie seinen philiströsen Kleinglauben verhöhnt hatte, bis zur Empörung, bis zum Wahnsinn trotz so viel flehentlichster Bitten, bis zu jener furchterlichen Sekunde, in der er ihr mit einer Handbewegung den Tod gab, ohne jede Absicht, sie zu töten, das alles rang mit dem Schrecken, den er nachträglich darüber empfand, selbst in seinem Stammeln, unter der Leidensgewohnheit, unter der lebenslangen Duldung, unbeachtet zu bleiben. Erst das Urteil löste ihm die Zunge, das harte furchtbare Urteil: fünfzehn Jahre Zuchthaus... und auch zu dem einzigen Schrei, der nun doch einige Bewegung unter den Zuhörern hervorrief:

„Mein Kind! Was wird aus meinem Kinde werden!“

Und dieser einzige furchtbare Ausschrei einer namenlosen Angst ist nicht ohne Erfolg geblieben. Eine Dame aus der vornehmen Welt hat sich des kleinen verlassenen Mädchens angenommen und ist mit ihm in die entfernte weltstädtische Residenz gezogen.

In einer kurzen Unterredung, die ihr mit dem Verurteilten gewährt wurde, hat Dr. Stark sich verpflichtet, niemals wieder sein Vaterrecht geltend zu machen, völlig auf sein Kind zu verzichten, und keinen Augenblick nach seiner Entlassung jemals zu versuchen, sich seiner Tochter, der eine sorgfältige Erziehung und eine glückliche Zukunft zuteil werden sollte, zu erkennen zu geben. Er sollte zweimal in jedem Jahre eine Nachricht erhalten, im übrigen aber für tot gelten auf daß das Kind niemals auch nur eine Ahnung erhalte von dem, was an seiner Wiege Entsetzliches geschehen sei.

Im Büro der Theateragentur E. der Reichshauptstadt sitzt über sein Kull gebückt ein kleiner, ältlicher, ja schon stark ergrauter Mann mit seinem blassem Gesicht, emsig mit einer



Die Kinder des italienischen Königspaares: Prinzessin Yolanda Margherita (1), Giovanna (2), Masalba (3) und der Thronfolger, Prinz Humbert (4).

Abstrich von Schauspielerrollen beschäftigt. Er achtet nicht der wichtigen Bemerkungen seiner jüngeren Kollegen um ihn her — er sieht nur zuweilen ängstlich auf die große Wanduhr, die ihm gegenüber hängt und deren Zeiger langsam gegen 11 Uhr vorrücken. Um 11 Uhr ist seine Mittagspause. Da zieht er mit merkwürdiger Hast die großen Schreibarmel von seinem jaden-scheinigen, schwarzen Gehrock und mit feinem Hut, ohne auf die scherzhaften Anspielungen seiner Mitarbeiter zu achten und verläßt, sanft, träumerisch vor sich hinstachelnd, das Büro. Es ist das einzige Vorrecht, das er sich von seinem Chef erbeten hat; um dieser wenigen Viertelstunden der Freiheit vor den andern willen, kam er morgens eine Stunde früher und hätte bei dringenden Arbeiten lieber die Nacht verbracht, als jene frühere Mittagspause geopfert, er hätte keine Minute länger gewartet; dafür war er die Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit selbst und saß lange vor den andern an seiner Arbeit. Möchten sie ihre Scherze über ihn machen, einen Roman oder ein Geheimnis, in seinem Leben wittern — was galt es ihm!

Einmal die Tür hinter sich, gewann er das Freie und ging zitternd aufatmend mit seinen kurzen, schnellen Schritten die Straße hinab, bis er zur Vorstadt hinaus und in die glänzenden Anlagen des vornehmen Stadtviertels einbog. Es gab keinen Moment des Zauderns für ihn, er wandte sich zu einem kleinen Baumbestand, ganz zu Anfang auf der rechten Seite, wo er alles sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Dort erst fühlte er sich nach einigen ängstlichen Blicken um sich her sicher vor unberühener Neugier, die ihm sein Geheimnis hätte entreißen können. Er brauchte ja nur wenige Minuten zu warten, oft einen Augenblick nur; aber das Herz schlug ihm bis zum Hals und die Aufregung trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. So wartete er in seinem sicheren Versteck, einzig bemüht, sich nur noch mehr zu verbergen, wie wenn er sich schämte, hier zu sein. Und doch hätte er um keinen Preis der Welt verabsäumt, ihn täglich um diese Minute aufzusuchen. Noch eine kurze Sekunde, dann geht ein Beben, ein Zittern durch die kleine Gestalt, und über das leere, alte Gesicht gießt sich ein leuchtender Schein. Vom Eingang der Anlagen her kam ein junges, hochblondes, elegant gekleidetes Mädchen von etwa siebzehn Jahren, in Begleitung ihrer Erzieherin, eine kleine Ledermappe am Arme. Sie lehrte von einem wissenschaftlichen Kursus, wo sie ihren regelmäßigen Unterricht empfing, nach Hause zurück.

Lächelnd, im vollen Liebreiz von Jugend und Anmut, ging sie vorüber, im lebhaften Geplauder mit ihrer Begleiterin, die zarten Wangen von innerem Leben rötlich überhaucht. Mit einem sehnsüchtigen, langen Blick sah sie der kleinen Schreiberin vorübergehen, sog gierig das Parfüm ein, das von ihr ausging, und bog den Kopf weit vor, um ihr mit den Augen zu folgen.

Wie schön sein Kind geworden ist!

Wie hatte Regine's Adoptivmutter ihr Versprechen gehalten! Ja, sie war glücklich — sie ahnte nichts von dem Vergangenen; war voll Lebenswürdigkeit und Frohsinn, war sicher die Freude derer, die sie umgaben, und welche sie ihrerseits mit der ganzen Allmacht ihrer Anmut beherrschte. Dr. Stark segnete den Gehorsam, mit dem auch er seinerseits der damals im äußersten Elend und Jammer eingegangenen Verpflichtung nachgetommen war, als er geschworen hatte, für immer auf seine Vaterrechte zu verzichten. Nein! Nie sollte ihm der Gedanke kommen, ihr zu entdecken, wer er war. Was sollte ihr auch das Gesicht eines solchen Vaters nützen, wie er war. Aber sehen, sehen wollte er sie zuweilen, sehen, ohne selbst gesehen zu werden! Ohne auch nur im entferntesten ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Diese stumme Zärtlichkeit des Vaterherzens hatte man ihm nicht verbieten können — sie blieb sein Recht.

Und trotz aller Schrecknisse, sich entdeckt zu sehen, hatte er sich allmählich mit allen Gewohnheiten Regine's heimlich vertraut gemacht, mit den Stunden, wo sie in Begleitung ihrer Erzieherin kam und ging. Und diese Minute ängstlicher Erwartung und flüchtigen Sehens füllte seine ganze elende Existenz aus, einzig unterbrochen von seinem niedrigen Broterwerb — in diesen wenigen Augenblicken lebte er sozusagen ein Stückchen des Lebens seiner Tochter. Nur ein Ehrgeiz brannte noch in ihm, sie einmal sprechen zu hören, einmal ihre Worte an ihn gerichtet zu sehen, ein einziges armseliges Mal, und mit dem ganzen, reichen Wohlklang ihrer Stimme. Und wäre es selbst als die alltägliche Folge eines banalen Ergebnisses, ein einziges „ich

danke schön, mein Herr“ gewesen, wie man es so oft, so tausendfältig am Tage im Vorübergehen hört für den unbedeutendsten Dienst aus Höflichkeit. Und eines Tages ist für Dr. Stark auch dieser Augenblick gekommen. Zu ihren gewöhnlichen Stunden sah er sie kommen, lachend und plaudernd mit ihrer Begleiterin; sie hielt ein Buch in ihrer Hand, und just in dem Moment, da sie an ihm vorüberging, entglitt es ihr! Bevor sie noch Zeit gehabt hatte, sich danach zu bücken, war Stark in einem Ueberschwang der Freude hervorgestürzt, hatte es aufgenommen und ihr dargereicht.

## Meeresfluten.

Von Wilhelm Söhngen

(Nachdr. verb.)

I.

Hui . . . Hui . . . In langgezogenen Tönen heulte die Windsbraut ihr schauerliches Lied durch die Lüfte. Weit atemloser Hast jagte sie daher, überall die Spuren ihres vernichtenden Zuges hinterlassend. Wild stürmte sie über das Meer, dessen blaugrüne Massen bis in die tiefsten Abgründe aufwühlend und durcheinanderpeitschend, um sich dann auf das kleine Fischerboot zu stürzen, das da hilflos auf den Wellen tanzte. Im Kreis gewirbelt, geschüttelt, bald hochgeworfen wie ein Fanglein, im nächsten Augenblick wieder in die Tiefe geschleudert, ertrachtete die Kuschale bald in allen Zugen. Sayon war der Mastbaum zerbrochen weggespült worden, und nur das Steuer, mit äußerster Anstrengung regiert, bewahrte den jungen Fischer, der sich ganz allein in dem Schiffchen befand, noch vor dem drohenden Untergang. Doch gegen diese wilde Naturgewalt war Menschenkraft ohnmächtig. Krach! legte eine riesige Sturzwelle auch dieses letzte Rettungsmittel hinweg, das Fahrzeug fast ganz mit Wasser füllend. Da erschlaffte der eiserne Arm des vergeblich kämpfenden, nun war er verloren. Einen sehnsüchtigen Blick noch sandte er in die Ferne, wo er ein Herz bang für sich schlagen wußte, dann schloß sich sein Auge. „Gertrud, mein Lieb“ . . . wehte ein Seufzer über die Wellen ein kurzer, schäumender Wirbel: es war vorbei. Hui . . . Hui . . . heulte in den Lüften die Windsbraut . . .

II.

Früh war der Abend über das kleine Fischerdörfchen auf der Hallig hereingebrochen. Pfeisend umsauste der Wind die Häuser und warf die kreischende Wetterfahne auf dem Turme des salzigen Dorfturmeins hin und her. Hier schmetterte er klatschend Dachziegel auf die Straße, zerraupte und kniete im Garten Baum und Strauch, sprang dann plötzlich um und pufete am anderen Ende des Dorfes mit vollen Backen in den Schornstein eines hübschen, neuen Häuschens, so daß sich ein wahrer Funkenregen in die Stube ergoß, der den blinzelnden Kater hinter dem Herd jah aus seiner Ruhe aufscheuchte und die blasse, schwarze Frau am Fenster, die in die Finsternis hinausstarrte, erschreckt zusammensahren ließ. Ein paar nach frommem Fischerbrauch angezündete Kerzen verbreiteten ein flackerndes unheimliches Licht und ließen das angstvolle Gesicht der Einsamen noch bleicher erscheinen. Trüb streifte ihr Blick durch die einfache Stube mit dem alttümlichen Hausrat. Wie öde und traurig erschien ihr jetzt die Wohnung, die sie vor einem Jahr frohbewegten Herzens an der Seite ihres Klaus betreten hatte! — Wie freudig hatte sie ja gesagt als er, von seiner weiten Fahrt ins ferne Asien in die Heimat zurückgelehrt, ihr in treuherzigen, einfachen Worten seine Liebe gestanden und sie gebeten hatte, sein Weib zu werden. Hatte sie ihn doch mit schmerzlichen Gefühlen scheiden sehen und sehnsüchtig seiner Wiedertehr geharrt.

Wieder stieg ihr das Bild des Abends vor Augen, da sie allein am Meeresstrande standen und hinausfahen auf die unendliche, im Mondenlicht silbern schimmernde Wasserfläche. Dicht hatte sie sich an seine hohe Gestalt geschmiegt. Halb scherzend fragte er: „Wirst du mir auch immer treu bleiben, selbst wenn ich einmal von der Fahrt nicht wieder käme?“ Da hatte sie ihr Haupt an seiner Brust verborgen und seltsam geflüstert: „Zimmer, — bis in den Tod.“ — Wie? Sollte er damals richtig sein Geschick erraten haben?

Jäh fuhr sie auf. Schauernd, unter qualvollem Stöhnen umklammerte sie die Stirn mit beiden Händen, als ob sie

dadurch die gräßlichen Gedanken verschrecken könnte. Aber es gelang ihr nicht.

Seit Mittag war Klaus schon fort; bei freundlichem Sonnenwetter, mit frohem Gruß, war er von ihr gegangen, um auf Fang auszugehen, ohne auf das kleine, weiße Wölkchen zu achten, das eben am Horizont aufstieg. Nun kämpft er wohl weit draußen mit Wind und Wellen; würgend griff vielleicht gerade jetzt die kalte Hand des Todes an seine Kehle. Und sie saß hier ohnmächtig und konnte ihm nicht helfen. . . . „Himmlicher Vater,“ flehte sie, „laß es nicht zu, nein, du darfst nicht, ich könnte es nicht ertragen!“ Ruhelos streifte sie durch das Zimmer, immer marternder wurden die schaurigen Vorstellungen und Gedanken, immer fieberhafter ihr Hirn. Da, — horch — hörte sie nicht Tritte? Schnell riß sie das Fenster auf und lauschte hinaus. Täuschung! . . .

Das Brausen des Unwetters übertönte alles. Ein kalter Luftzug traf ihre heiße Stirn und ließ im Zimmer plötzlich die Lichter erlöschen. Erschauert schloß sie das Fenster. Im dunkeln Winkel setzte sie sich nieder und versuchte zu beten. Ha — mit einem Schreckensschrei starrte sie plötzlich in die Finsternis vor sich. Sah sie da nicht deutlich das kleine Boot mit den Wellen kämpfen? Der darin saß — sie erkannte ihn genau — das war ihr Mann. Angstvoll spähte sein Auge nach Rettung umher, mit übermenschlichen Kräften suchte er dem Tode zu entriunen. Doch sieh! — ihr Herz erstarrte — tauchte da nicht aus den grauen Nebeln, von sahlblauem Lichte gespenstlich umzittert das Bild eines zweiten Schiffes auf, blutrot die Segel am schwarzen Mast? . . . an Bord der blasse, finstere Mann, wie er drohend die Faust schüttelt gegen den Kahn. . . . sein Mund öffnet sich zum Fluche. . . . „Der fliegende Holländer!“ — brach ein gurgelnder Schrei von ihren Lippen. Ein dumpfer Fall und eine tiefe Bewußtlosigkeit umfing ihre Sinne.

## III.

Längst hatten Meer und Windsbraut ihren tolleren Reigen beendet. Glühend rot begrüßte die Sonne den jungen Tag und ließ die Wasseroberfläche aufgleiten wie einen goldenen Spiegel. Ueberall im Dorfe wurde bald wieder Leben laut, nur in dem kleinen Häuschen nahe am Strande nicht. Das erregt sofort die Aufmerksamkeit eines alten Weibchens, das neugierig spähernden Auges dahergetrippelt kommt. Die alte Duffingen, überall betannt unter dem Namen „Matzschule“, ist mit einer außerordentlichen Neugier behaftet, die sie nirgends ruhen läßt; und einen Schwag halten, das tut sie für ihr Leben gern. Drum fezt sie von früh bis spät im Dorfe umher, horcht hier, tuschelt da, und wenn zwei die Köpfe zusammenstecken, taucht sicher auch bald ihr spitzes, knochiges Gesicht auf, dem die riesigen, blauen Brillenläser ein beinahe gefährliches Aussehen verleihen. Sogleich wittert sie hier etwas Ungewöhnliches, und das muß sie um jeden Preis erfahren. Auch weiß sie schon seit dem frühesten Morgen eine Neugier, die ihr auf der Zunge brennt.

Sie geht also geradewegs auf das Häuschen zu. „Guten Morgen auch, junge Frau,“ trillerte ihr dünnes Stimmchen beim Eintreten. „Schon munter? Herrje, war das wieder mal eine Nacht! Hat das aber gestürmt! Kein Aug' hab' ich zugetan vor Angst. All meine schönen Geraniums sind zerfetzt. Und wie sieht es erst im Garten aus! Wer da auf dem Wasser war, der wird's gemerkt haben. Gerade so war's wie mein Seliger vor dreißig Jahren. Ach, und eh' ich's vergeß' — unterbricht sie den sprudelnden Wasserfall ihrer Rede; — „ein leeres Boot ist angetrieben worden heute in aller Herrgottsfrüh! Ja ein leeres Boot! Gott, was ist Euch denn? Ihr seid ja blaß wie der Tod! Ihr seid doch nicht krank? Wo ist Euer Klaus? Er wird doch nicht? . . .“

Zwischen den Zähnen ein paar ängstliche Beteuerungen murrend, zieht die alte Schwägerin sich schon zurück, besorgte Blicke auf die wie erstarrt Dastehende werfend. „Man könnt's fast denken, sie wär' nicht mehr recht. . . .“ Das übrige verliert sich im Morgenwind, und eilig läuft sie fort. Als sie um die nächste Ecke biegt, wird ihr Blick von einer Gruppe Menschen gefesselt, die langsamen Schrittes die Straße herankommen. Die in der Mitte scheinen eine schwere Last zu tragen; was es ist, können die schwachen Augen der Alten noch nicht erkennen. Nahe gelangt, sieht sie, daß aus der dunklen Hülle tropfend das Wasser hervorfließt. Das sagt ihr alles.

Nun, da das Meer sein Opfer hatte, gab es den toten Körper wieder her. Ganz gegen ihre Gewohnheit schweigend, schließt sie sich dem düsteren Zuge an und schreitet mit ihm genau den Weg zurück, den sie eben gegangen. Ein letzter Schreckensruf entflieht ihrem Munde, als sie in der Ferne eine ihr wohlbelannte Frauengestalt auftauchen und heraneilen sieht.

Einen kurzen Ruck an dem Tuche und ein markerschütternder, herzerreißender Schrei durchzittert plötzlich die Luft, der jäh in ein aräthliches Lachen umschlägt. . . .

Droben am Himmel strahlte freundlich die goldene Sonne, die wußte nichts von all dem Menschenleib.

## Der Hausbesitzer.

Humoreske von \* \* \*

Nachdruck verboten.

Die Dampels, Mann und Frau, waren musterhafte Portiersleute, welche in der Ausübung ihres Amtes keinen Spaß verstanden. Daß ihrer unermüdbaren Wachsamkeit waren die Mieter ausgezeichnet bedient — und es waren so viele in dem Hause, daß es einer Kaserne glich. Zahlreiche schwarz gedruckte Gebote und Verbote auf weißen Papptafeln, die neben und über der Tür zur Portierswohnung verteilt hingen, enthielten alle diejenigen Bestimmungen, über deren pünktliche Einhaltung die Dampels auf das strengste zu wachen hatten.

Man las in großen Buchstaben: den Lieferanten ist das Betreten des Hauses nach 10 Uhr morgens untersagt. — Es ist ausdrücklich verboten, auf die Treppe zu spucken. — Die Räder sind draußen und auf der Strohmatten zu reinigen. — Das Teppichklopfen, wie das Halten von Hunden, sowie das Klavierspielen nach 6 Uhr abends ist verboten. — Der Aufenthalt auf dem Hof ist untersagt. —

Und die Dampels verstanden sich auf Disziplin. — Jeder Lieferant, welcher sich nach 10 Uhr morgens zeigte, wurde unbarmherzig hinausgewiesen. — Der Auckuck sollte den Mieter holen, der die Treppe bespuckte oder vergaß, sein Schuhwerk vor dem Eintritt ins Haus zu säubern. Der Portier ließ ihm nach und zwang ihn, wieder umzukehren, und sich der gedruckten Vorschrift anzubequemen. Gab jemand ein Neujahrsgeld, das den Dampels ungenügend schien, so bekam er seine Postfächer die stets unten abgegeben werden mußten nur noch mit größter Verspätung. — Hunde und fliegende Artisten, welche die Kühnheit hatten sich in den Hof zu schleichen, wurden mit dem Besen hinausgejaagt; wobei die Dampels nicht den geringsten Unterschied zwischen Mensch und Tier machten. — Das Haus war soeben verkauft worden. Dampels erwarteten den neuen Besitzer nicht ohne eine gewisse Unruhe. — Unter dem alten waren sie die Alleinherrscher gewesen — würde der neue auch so gut sein?

Das war die Frage. — Die Dampels warteten also — bis eines Nachmittags ein Wagen vor dem Hause hielt, ein elegant gekleideter Herr ausstieg. —

„Fußen Sie Ihre Stiefel ab! Wohin wollen Sie?“ knurrte der Portier, den Eintretenden an.

„Ich bin der neue Besitzer!“



Der frühere Reichsbankpräsident Dr. Koch †

Herr Dampel erhob sich, wie von einer Sprungfeder emporgeschleudert, und verneigte sich bis zur Erde. —

„Sie sind Herr Blaufuß?“

„Ja, mein Name ist Blaufuß.“

Frau Drampel kam eilig herbeigelaufen und knickte ihrerseits auf das untertänigste. —

„Und ich hielt den Herrn für einen simplen Mieter und forderte ihn auf, seine Füße abzuküßeln.“ stotterte Dampel. „Entschuldigen Sie mich nur Herr Blaufuß!“

„Aber weshalb denn? Sie haben ganz recht getan. Ich bin durchaus für eine gute Hausordnung.“

„O, der gnädige Herr können ganz ohne Sorge sein. Ich halte darauf. Sehen Sie nur diese Tafeln!“

„Wahrhaftig! Ausgezeichnet! Ich mache Ihnen mein Kompliment.“

„Der anädige Herr wünschen zweifellos was ganze Haus zu sehen?“

„Jawohl, vor allen Dingen möchte ich mich versichern, ob die Mieter zufrieden sind, ob dringende Reparaturen gewünscht werden.“

„Der Vorgänger des gnädigen Herrn wollte davon nichts wissen.“

„Das ist indessen nicht mein Geschma.“

Mit der Nüsse in der Hand begleitete der Portier den neuen Eigentümer hinauf. — Der Besitzer befragte jeden Mieter selbst: „Wünschen Sie irgend eine Reparatur?“

„Ob wir Reparaturen wünschen,“ riefen fast alle; „die Tapeten sind verblichen, schmutzig, verwöhnt, zerrissen! Der alte Hauswirt wollte nie etwas machen lassen.“

„Ich aber will davon unterrichtet sein und werde Ihnen die Handwerker schicken.“

Die Mieter erschöpften sich in Danksagungen. — Im zweiten Stockwerk befragte sich ein Mieter, daß die Ofen rauchten. Beim Regenwetter kann man überhaupt kein Feuer anfrachten. In solchen Zeiten ist die Wohnung einfach unbrauchbar.

Der neue Eigentümer wandte sich an den Portier: „Sie werden in meinem Auftrag den Ofenheber kommen lassen und darauf sehen, daß er alles tut, damit die Ofen wieder guten Zug haben.“

„Und das kann nicht früh genug geschehen,“ fügte der Mieter noch hinzu, „sonst würde man mich eines Tages erschießt vorfinden.“ Im dritten Stockwerk, erklärten die Be-



Ruhehaus und Strand von Bad Heiligendamm.

wohner, daß die Fenster nicht schlossen und daher beständig Zugluft herrsche.

„Gut, Herr Dampel, Sie werden dafür sorgen, daß das sich ändert. Ueberall nahm der neue Besitzer die Wünsche der Mieter wohlwollend auf; sagte jedem Bewilligung zu, und rief überall den besten Eindruck hervor. —

„Ich bin sehr zufrieden“ sprach er am Ende zu den Portiersleuten, „ich behalte Sie!“

Die Dampels dankten entzückt. — Nebenbei fragte er schließlich, schon zum Gehen gewandt: „Haben Sie schon alle Mieter erhoben?“

„Jawohl, gnädiger Herr,“ beeilte sich der Portier zu antworten: „8500 Mark. — Nur zwei Mieter sind noch im Rückstand, aber es ist nichts zu befürchten.“

„Geben Sie mir die 8500 Mark.“

Der Portier holte schleunigst das Geld herbei. — Der neue Herr schloß es nachlässig in seine Brieftasche und stieg wieder in die Droschke, die ihn gebracht hatte. — Da wandte er sich noch einmal um: „Ich habe in einem Bankhaus 9000 Mark zu hinterlegen; mir fehlen 500; könnten Sie sie mir vielleicht im Augenblick leihen? Sie können sie von den noch ausstehenden Mieten zurückerhalten!“

„Aber mit Vergnügen! Es ist mir eine Ehre!“

Dampel holte aus der Tiefe eines Schufaches fünf Hundertmarkscheine und übergab sie dem neuen Herrn, der im Davonsahren nochmals freundlich zurückdankte.

„Ich glaube, wir haben bei dem Wechsel nichts verloren,“ jagte Dampel zu seiner Frau, als sie beide wieder in das

Haus gingen. — „Er ist nicht so zugedöpft wie der andere. Wir werden ihn um eine Zulage angehen können!“

Drei Tage darauf trat ein Dider ohne Umstände in die Portierwohnung.

„Wohin wollen Sie denn? Sie denken wohl, Sie sind im Wirtshaus,“ schrie ihn Dampel an.

„Ich denke, ich bin zu Hause bei mir. Ich bin nämlich der neue Besitzer,“ versetzte der Eindringling.

„Ach was, nicht gar!“ Der Portier maß ihn von oben bis unten höhnisch; hatte der Mann doch durchaus nicht das Aussehen eines Rentiers. Er oskizelte seine Frau an und sagte:

„Also der Herr ist der neue Hausbesitzer?“

„Jawohl, ich habe nicht früher kommen können!“

„Der Herr hat also das Haus gekauft?“

„Ich habe es Ihnen ja schon gesagt.“

„Der Herr will es vielleicht sehen?“



Zur Jahrhundertfeier der Berliner Universität: Korpsstudenten in der Tracht von 1810 auf dem Gartenfest im Landesausstellungspark.

„Auf der Stelle.“

„Warten Sie, ich werde Sie begleiten!“

Der Portier nahm die Frau beiseite: „Das ist ein Spitzbube.“ flüsterte er, „schon an seinem ganzen Auftreten sieht man das. Ich habe in der Zeitung gelesen, daß ein Kerl sich in die Häuser, die den Besitzer wechseln, als der neue Besitzer vorsteht. Nimm deinen Besen, ich werde ihn in den Keller führen, dort einsperren und dann rennst du zur Polizei.“

Frau Dampel bewaffnete sich mit einem Besen, Herr Dampel versah sich mit einem Stode. —

„Ich werde damit anfangen, daß ich Ihnen den Keller zeige.“ wandte er sich an den Unbekannten.

„Stiehst du wohl, jetzt haben wir dich!“ triumphtierte Dampel, indem er zuguterletzt mit seinem Stode zuschlug.

„Mörder! Hilfe, Hilfe! Das ist eine Falle! Ich jage Sie zum Henker!“

Aber der Portier schloß lachend zu. Inzwischen war die Frau zur Polizeiwache gelaufen und hatte die Geschichte atemlos erzählt. Man gab ihr den Wachtmeister mit zwei Schutzleuten mit, die den Gefangenen in Empfang nehmen sollten!

„Schurken!“ brüllte der Fremde, als er aus dem Keller austauchte, übel zugerichtet und wutentbrannt auf die beiden Portierleute wies. — „Sie haben versucht, mich zu ermorden, verhaften Sie sie!“

„Nein, Sie sind es, den ich verhaften soll!“



Das Denkmal des Naturforschers Pater Johann Gregor Mendel, weiland Abt des Augustinerstifts in Brünn.

„Meinetwegen fangen wir mit dem Keller an.“

Dampel ließ ihn vor sich hinabsteigen. — „Der Herr will gewiß auch das Mietgeld erheben?“

„Natürlich sofort.“ —

„Da kannst du unten gleich nachzählen,“ murmelte der Portier höhnisch in sich hinein. Laut sagte er: „Zwei Parteien haben noch nicht bezahlt.“

„Das will ich nicht. Ich liebe keine Nachzähler.“

Beide waren auf der letzten Stufe des Kellers angekommen. Hier war der Eingang. Dampel öffnete die Tür und stieß dann plötzlich den Herrn hinein, wobei seine Frau mit kräftigen Besenhieben half.

„Hilfe, Hilfe!“ schrie der Unbekannte

„Ich!“

„Sie sind ein Gauner. Diese Leute kennen den neuen Besitzer bereits von Angesicht!“

„Ein Gauner, ich? Hier sind meine Papiere: Balthasar Vlausfuß, Bauunternehmer.“ — Der Wachtmeister stuzte: „Und was haben Sie mir erzählt?“ wandte er sich an den Portier. —

„Der neue Wirt war hier, vor drei Tagen,“ stammelte Dampel, „ein sehr feiner Herr. Er hat das ganze Haus besichtigt. Er hat sogar die Mieten mitgenommen!“

„Die Mieten mitgenommen,“ schrie der richtige Eigentümer, „Mieten mitgenommen und Sie sind dumm genug gewesen, sie ihm zu geben?“

„Und 500 Mark, die er von mir geborgt hat, dazu; meine ganzen Ersparnisse.“

Frau Dampel fiel in Ohnmacht; Herr Dampel raufte sich die Haare.

„Der Schuft der Glende! Er war so höflich! Jeder hat sich dadurch täuschen lassen. Er hat alle Wünsche den Mietern bewilligt!“

„Dann sind Sie selbst an Ihrem Mißgeschick schuld,“ unterbrach ihn der Wachtmeister lachend: „das hätte Sie doch stugig machen müssen, denn das kommt nicht alle Tage vor.“

## Wie alt das Münchner Kindl ist.

Humoreske von Georg Heinrich Daub.  
(Nachdruck verboten.)

Sonderbar, daß gelehrte Leute oft so ungelehrige Kinder haben! Sonderbarer, daß die ungelehrigen Kinder großer Gelehrter oft so respektlos von den mühsam erworbenen Kenntnissen ihrer Väter denken. Am sonderbarsten ist und bleibt es, daß die gelehrten Väter ungelehriger Kinder keine Mühe scheuen, Kindern fremder Menschen von ihrem Wissen mitzuteilen, während oft ihr eigen Fleisch und Blut in der Welt rumläuft, ohne von dem bedauernswerten Zustande ihres geistigen „Ich“ auch nur eine Ahnung zu haben.

Käthe Schwaninger, eine junge Schönheit von ca. zwanzig Jahren, sitzt im Arbeitszimmer ihres unheimlich gelehrten Vaters, des Wirklichen Geheimen Hofrates und ordentlichen Professors der Universität München und weint blutige Tränen. Natürlich nur bildlich gesprochen; denn erstens gibt es keine blutigen Tränen und zweitens wäre Käthe Schwaninger zu stolz gewesen, solche zu weinen. . . . Aber geistigerweise weinte sie doch blutige Tränen aus Ärger und Verdruß.

Wenn eine junge, wohlherzogene Dame von zwanzig Jahren in einem Studierzimmer mit so wohlgefüllten Regalen anzutreffen ist wie es Professor Schwaningers Arbeitszimmer ist, dann muß sie entweder eine Emanzipierte sein, die im geistigen Wettbewerb mit dem männlichen Gelehrten zu treten gedenkt, oder sie muß sonst einen wichtigen Grund haben. Zu den Emanzipierten nun ist Professor Schwaningers einziges Tochterlein nicht zu rechnen; im Gegenteil, ihr graut sonst vor dem „alten Gerümpel“, wie sie respektlos des Vaters schweinslederne Kodizes nennt und ist — wie eingangs angedeutet — eine ungelehrige Tochter eines hypergelehrten Mannes eine schändliche Kanorantin. Es muß also ein anderer gewichtiger Grund sein, der sie in Abwesenheit des alten Historikers in dessen Laboratorium trieb.

Vor der jungen Schönheit liegt ein Brief, auf den ihre Augen mit verzweifelteren Blicken gerichtet sind: das heißt, so weit sie dieselben nicht mit den feinen schmalen Händchen bedeckt — übrigens ein paar entzückende weiche Patschhändchen! Und die Blicke, die sie aus ihren blauen Augen auf den Brief richtet, haben etwas Sequältes an sich — etwas raslos Eubendes — übrigens ein paar entzückende Blauaugen, wie ich den verehrlichen Leserinnen zuliebe verraten will. Und nachdem sie nochmals die Patschhändchen von den Blauaugen weggenommen und einen letzten bohrenden Blick auf den Brief geworfen hat, scheint sie zu einem Entschluß gekommen zu sein. Sie nimmt die Feder aus dem vor ihr stehenden Tintensatz — man denke: dieselbe Feder, aus der der gelehrte Herr Papa hochweise Kommentare zu des Tacitus Annalen schrieb, — und warf mit echt weiblicher Sorglosigkeit, ohne Ahnung von Kritik und Methode folgende Zeilen auf ein Blatt Papier:

Lieber Herr Doktor!

Ich bin es müde, immer nur Liebeschwüre zu hören — ich möchte endlich Taten sehen. Und die einzige Tat, die in unserer Situation am Plage ist, wird meiner Ansicht nach eine Anfrage beim „Herrn Professor“ sein. Heute Abend —

Gerade hatte Käthe Schwaninger bis hierhin geschrieben, da knallte unten eine Türe laut ins Schloß. Das war der Vater. Wichtige Schritte kamen die Treppe herauf — das war der „Herr Professor“, und trippelnde, leise Schrittschritte kamen hinterdrein, das war Dr. Gerhard Wichmann, Privatdozent der königl. Universität und ihr — Käthe Schwanin-

gers — heimlicher Verlobter. Blitzschnell hatte die Schöne das halbfertige Blatt in einem alten, verstaubten Folianten geborgen, dem stillen Zeugen so manch verschwiegener Gefühlsauslässe zwischen dem ungelehrten Professorentöchterlein und dem strebsamen Jünger der hehren Geschichtswissenschaft.

„Treten Sie näher, lieber Doktor!“

„Bitte — nach Ihnen, Herr Geheimrat!“

„Na, guten Abend, liebes Kind!“

„Guten Abend, mein gnädiges Fräulein!“

„So ging's wie fast alle Abende.“

„Ich habe Herrn Dr. Wichmann eingeladen!“

„Sehr willkommen, Herr Doktor! Sie müssen natürlich vorlieb nehmen.“

Das Patschhändchen, das sie ihm heute abend reicht, ist etwas kühler, wie sonst; das holde Blauauge, mit dem sie ihn ansah wendet sich heute schneller zur Seite wie sonst, und auch bei Tische ist sie weniger gesprächig, oder sollte Gerhard Wichmann sich getäuscht haben? Wie alle Abende fragt der Professor nach Abendgütern des Mahles:

„Wünschst du an unserer Konferenz teilzunehmen?“

„Wenn du erlaubst heute nicht Vater!“

Etwas erstaunt sieht der Professor sein Tochterlein an — aber ganz erschreckt blickt der schüchterne Privatdozent drein. Sie aber schaut beharrlich zur Seite.

„Kann's dir nicht verdenken, liebes Kind,“ meint der Geheimrat in väterlicher Sorglosigkeit scherzend. „Kommen Sie also, lieber Herr Kollege.“

Wie alle Abende, zündet sich der grundgescheite Geheimrat seine Pfeife mit aroher Umständlichkeit an. — kostbare Minuten für den alshenden Liebhaber, aus dem bewußten Folianten seinen üblichen Liebesgruß hervorzuksamotieren. Schon hatte er geglaubt, er dürfe heute nicht darauf rechnen. Aber — o Jubel — ein Zettel war da. Der Geheimrat, der ihm den Rücken drehte, zündete eben ein Hölzchen an — rosch warf Gerhard Wichmann einen Blick auf die Zeilen — was, — es flimmert ihm vor den Augen — dieser Ton . . .

In diesem Augenblick aber ist der Geheimrat fertig mit seiner Pfeife.

„Sagen Sie mal, Herr Doktor“ meinte er halb laut, zwischen jedem Wort an seinem Weichselrohr saugend, „wie weit sind Sie denn? Wie alt schätzen Sie denn unser Münchner Kindl?“

„Zwanzig Jahre!“ entgegnete der junge Gelehrte, der schnell den Kettel in seiner Tasche verschwinden ließ, wie aus einem Traum erwachend.

„Waaaas — Sie machen auch Scherze, lieber Doktor? Wie meinen Sie das?“

„Nach Ihrem Aussehen, Herr Geheimrat!“

„Ihrem Aussehen? — seinem wollten Sie doch wohl sagen, Herr Doktor. Aber dann ist es doch wohl jünger, nicht wahr?“

„Kann sein, Herr Geheimrat! Ich hatte noch nicht Gelegenheit —“

„Doch — die neuesten Forschungen stellen — Scherz beiseite — fest, daß die kleine Gestalt aus dem 12. Jahrhundert ist. Sie wurde vielleicht in jener Villa munichen geboren — etwa um 1197 — also müßte das Kindl heute bereits 700 Jahre alt sein!“

„Siebenhundert Jahre?“

Wie entgeistert sprang der junge Privatdozent und Doktor der Philosophie, Gerhard Wichmann, von seinem Stuhl empor, auf dem er auch heute so süße Träume von seinem Lieb zu träumen geglaubt hatte, während sein Gönner ihm Vorträge hielt.

„Siebenhundert Jahre?“ wiederholte er im fassungslosem Erstaunen. „Ja, wovon sprechen Sie denn, hochverehrter Herr Geheimrat?“

Die Reihe des Erstaunens war nun bei dem alten Gelehrten. Auch er richtete sich vor seinem Stuhl empor, ließ seine Pfeife sinken und sagte langsam:

„Vom Münchner Kindl spreche ich, Herr Doktor. Woran in aller Welt dachten Sie denn?“

„Verzeihen Sie, hochverehrter Herr Geheimrat!“ rief da unser Held stotternd aus — „ich dachte — ich dachte an Ihr Fräulein Tochter!“

„An meine Tochter? Ja, was hat denn die mit dem Münchner Kindl zu tun?“

„Eigentlich ja wohl nichts!“ bekannte der junge Gelehrte, „aber sie hat mir geschrieben —“

Langsam kam dem Herrn ordentlichen Professor das Be-

wußte, in welcher Situation er sich befand. Er setzte sich wieder hin, faugte erwartungsvoll an seiner Peife und sagte: „Geschrieben hat sie — was hat Ihnen meine Tochter geschrieben, Herr Doktor?“

Da war der „Moment der Tat“ gekommen. Der Privatdozent Dr. Gerhard Wichmann warf sich in die Brust und — heraus war die Erklärung, ehe er es selbst wußte, wie es geschehen.

„Ei, ei, Herr Kollege — solche Studien treiben Sie hinter meinem Rücken? Ich dachte, Sie wollten mir helfen, das interessante Problem zu lösen, genau das Alter des „kleinen Wappens“ des alten Münchens festzustellen — und da schauen Sie derweilen nach einem anderen Münchner Kind!“

„Ja, was soll ich denn da machen...?“  
Aus dem Nebenzimmer aber trat mit lebendigem Schritt eine junge, durchaus ungelehrte Schönheit, die sehnsüchtig auf den Erfolg der Unterredung der beiden Gelehrten gelauscht hatte, weil sie durchaus keine Lust verspürte, so lange unvermählt zu bleiben, wie das „Münchner Kindl.“

## „Mara“.

Skizze von W. Kießler.

(Nachdruck verboten.)

Friedrich der Große hegte bekanntlich eine geringe Meinung von der deutschen Kunst; den deutschen Musikern vorzuziehen er französische, den deutschen Musikern italienische vor.

Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges unternahm er es, in Berlin eine Oper zu schaffen und besetzte dieselbe mit italienischen Sängern.

Im Jahre 1769 präsente alle Zeitungen eine junge Sängerin, Fräulein Schmelting vom Hoftheater in Leipzig. Der König, der für seine Oper nach besten Kräften war, hörte von der neuen Erscheinung und schickte den italienischen Sänger Morelli nach Leipzig, um zu prüfen, ob der Ruhm der Sängerin begründet sei. Morelli kehrte zurück und berichtete seinem Herrn: „Die Gerühmte singt ganz leidlich, nur bemerkt man aus jedem Ton aus jeder Bewegung, daß sie eine Deutsche ist.“ Wegwerfend, fast mißmutig entgegnete der König: „Nein, deutsche Sangerinnen können wir hier in Berlin nicht verwenden; da will ich mir lieber von meinen Pferden eine Arie vorwiehern lassen, sie mag bleiben, wo sie ist.“ Damit schien die Sache für allemal abgetan.

Durch die Italiener wurde geüffentlich das harte Urteil des Königs verbreitet, und es gelangte auch zur Kenntnis des Vaters der Sängerin, der selbst ein angesehenes Musiker war. Vater und Tochter fühlten ihre Kunstlehre schwer verletzt und sahen auf Mittel und Wege, ein gerechteres Urteil des großen Preußenkönigs zu erringen. Sie reisten eigens nach Berlin und suchten durch Vermittlung der Italiener eine Audienz zu erhalten. Die Italiener jedoch wünschten die Deutschen fern von der Bühne und boten keine hilfreiche Hand. Der Vater der Schmelting war mit dem Direktor für das Schauspiel, dem Grafen von Lüttgenau, bekannt und ließ dessen Vermittlung an, um ein Probefingen seiner Tochter vor dem Könige zu erwirken.

Dem Grafen gelang es auch nach längerem Bemühen, eine Audienz zu vermitteln, und Fräulein Schmelting durfte vor dem Könige singen. Welche Freude, welche gespannte Erwartung für Vater und Tochter!

Der heißersehnte Tag kam. Am Arme ihres Vaters betrat die Sängerin das Schloß und wurde bald darauf in den Audienzsaal geleitet. Sie gab sich alle erdenkliche Mühe, ihre Unruhe niederzukämpfen, prüfte ihre Stimme, sang leise einzelne schwierige Stellen aus Arien; alles schien sie zu guter Hoffnung zu berechnen.

Endlich öffnete sich die Türe des Kabinetts und Se. Majestät erschien. Demütig verneigte sich die Sängerin, der König erwiderte den Gruß kaum, betrachtete sie aber mit dem bekannten durchdringenden Blick. Dann setzte er sich ans Klavier und phantasierte wohl ½ Stunde lang, ohne der Sängerin weitere Bedeutung zu schenken. Diese wurde allmählich ungeduldig, fühlte sich in ihrem Künstlerstolz verletzt und begann, die Bilder von den Wänden zu betrachten.

Ob Se. Majestät es wohl bemerkt haben mochte? Er winkte ihr, näher zu kommen und sagte fast herb: „Also Sie will mir etwas vorsingen?“ Die Sängerin verneigte sich demütig. Er hieß sie dann Platz nehmen auf demselben

Stuhle, den er soeben verlassen hatte und gebot dann: „Nun sang Sie an.“

Frl. Schmelting nahm jetzt alle ihre Kraft zusammen; sie erkannte die Wichtigkeit des Augenblicks. Als erste Gabe hatte sie eine italienische Arie ansetzen; die Leistung glückte. Die Stimmung des Königs änderte sich sichtlich, er lauschte mit der größten Aufmerksamkeit. „Das hat Sie schön gemacht! Kann Sie auch vom Blatt singen?“ Schmelting bejahte. „So?“ sagte der König verwundert, „das ist sehr schwer. Kann Sie wohl absingen, was ich Ihr vorspiele?“ Die Sängerin bejahte abermals. Da holte er aus seinem Kabinett eine neuerschienene Oper und überreichte dieser der Künstlerin. Sie besah sich einige Partien; das schien dem Könige zu lange zu währen; er sagte: „Sieht Sie, daß es schwer ist, vom Blatt zu singen; Sie muß sich erst die Noten studieren!“ „Nein, Majestät, die Noten sind mir geläufig, aber ich studiere den Text, damit ich die Gefühle richtig zum Ausdruck bringen kann.“ „Ah, deshalb sieht Sie sich die Sache erst durch, das ist lobenswert.“ Sie sang, und der König klatschte aufrichtig Beifall. Ihre Kunstfertigkeit schien jetzt für den König ein Genuß zu werden, denn er stellte ihr noch eine Arie vor. Ihres Sieges gewiß, verfiel sie in schelmischen Ueberrmut. Sie sang so schlecht, daß der König stutzte, einmal über das andere Mal auf die Stuhllene klopfte und sich zuletzt unwillig abwandte. Ohne Verlegenheit erwiderte die Künstlerin: „Verzeihen Majestät; es scheint mir etwas in die Kehle gekommen zu sein; mein Gesang klang ja fast wie Pferdegewieher. Ew. Majestät gestatten wohl eine Wiederholung.“ Und frisch, ohne die Erlaubnis des Königs abzuwarten, setzte sie wieder ein und führte die Partie mit einer solchen Begeisterung und Meisterschaft durch, daß der Monarch am Schlusse einmal über das andere Mal laut sein „Bravo!“ rief. „Sie kann singen.“ sagte er erheitert, ihr auf die Schulter klopfend, „Sie kann an unserer Oper angestellt werden wenn Sie will.“ Sie hatte einen vollständigen Sieg errungen.

Zum Vergnügen der Italiener wurde sie mit einem Jahrgelohalt von 2000 Talern angestellt. Viele Jahre war sie unter dem Namen „Mara“ der Liebling der Berliner und eine der besten Sangerinnen ihrer Zeit.



### Nützliches fürs Haus.



— Rote Rüben — rote Beeten — einzumachen. Die Rüben werden mit kaltem Wasser auf das Feuer gesetzt und weich gekocht. Dann schält man sie, schneidet sie in feine Scheibchen, streut etwas ganzen Pfeffer, einige Nellen und etwas weißen Zucker daran, tut sie in einen feinem Topf und schüttet soviel vorher abgelochten Essig darauf, daß sie völlig davon bedeckt sind. Ein Stückchen rohen Meerrettig daran getan, verhindert das allzu leicht schimmelig werden.

— Das Tranchieren des Geflügels. Puter wird wie alles Geflügel mit der Brust nach oben zu Tisch gebracht. Man trennt Flügel und Schenkel zuerst vom Rumpf, zerlegt diese im Gelenk zu zwei Portionen. Nun löst man mit einem scharfen Schnitt das Fleisch von den Brustknochen los und schneidet es in schräge Scheiben, ordnet es hübsch auf der Schüssel mit Keulen, Flügel und der inwendigen Farce. Das Knochengeriist überläßt man der Dienerschaft, wenn sich nicht ein besonderer Liebhaber dazu meldet.

Gans, Ente, Kapau, Fasan und alle größeren Vögel werden in derselben Art wie der Puter zerlegt. Junge Hühner, Tauben, Rebhühner, Schnepfen usw. werden ganz gelassen oder je nach der Größe in 2 oder 4 Teile zerlegt.

# Vornehm

wirkt ein zartes, reines Gesicht, vorzüg. jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und ein blendend schöner Teint. Alles dies erzeugt die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife  
von Bergmann & Co., Radebeul a. St. 50 Bfg. Überall zu haben.



## Unsere Bilder.



— Das italienische Königspaar führt bekanntlich eine sehr glückliche Ehe. Die schöne Tochter des neuerdings zum König gekrönten Fürsten der „Schwarzen Berge“, des kleinen Bergstaates Montenegro, hat besonders durch ihre Mildbütigkeit und die aufopfernde Pflege, die sie den unglücklichen Bewohnern des zerstörten Messina angedeihen ließ, sich die begeisterte Liebe ihres Volkes erworben. Auch in der Familie bewährt die hohe Frau ihre auf das Innerliche gerichtete Denkart. Als Mutter und Erzieherin ist sie mit großem Eifer tätig. Ihren vier Kindern (Siehe Bild Seite 369) ist ihre Hauptfürsorge geweiht, und es ist ihre größte Freude, wenn sie sich ihnen tagelang ganz allein widmen kann. Kein Wunder, daß diese Kinder als frische, gesunde Menschen aufwachsen; besonders der kleine Kronprinz, der nach dem Großvater Humbert heißt, soll ein kräftiger Knabe sein, und Prinzessin Jolanda Margherita nennt das Volk sogar eine kleine südländische Schönheit.

— Der frühere Präsident der Reichsbank, Dr. Koch (Siehe Bild Seite 371), einer der bedeutendsten praktischen Finanzpolitiker Deutschlands, ist vor kurzem in Charlottenburg gestorben. Dr. Koch war vom Jahre 1890 bis zum Jahre 1908 Leiter der Deutschen Reichsbank. Die heutige Organisation des großen Instituts ist in der Hauptsache Kochs Werk. Besondere Verdienste erwarb sich der Verstorbene um die Entwicklung des Giroverkehrs und im Kampfe um die Einführung und Erhaltung der Goldwährung.

— Bad Heiligenhamm. (Siehe Bild Seite 372.) An dem schönen Strand der Ostsee mit seinen lauschigen Buchenwäldern und dem leicht bewegten Meere liegt eines der ältesten, wenn nicht das älteste deutsche Seebad, Heiligenhamm, mit seinem großen Kurhaus, seinen Anlagen und Villen ein schmücker Platz; allerdings mehr ein Luxusbad als eine Erholungsstätte für kranke Menschen. Neuerdings wurde der Name Heiligenhamms viel genannt, weil sein Besitzer, ein Sohn der bekannten Romanschriftstellerin John-Marxitt, in Konkurs geriet. Der Badebetrieb stockte natürlich sofort und wird wohl nicht eher in großem Stil wieder aufgenommen werden können, als bis die finanzielle Seite der für das Bad peinlichen Angelegenheit erledigt ist.

— Die Berliner Universität (Siehe Bild Seite 372) feiert in diesem Jahre mit ersten wissenschaftlichen und prunkvollen öffentlichen Festen die Hundertjahrfeier ihres Bestehens. Begründet in einer schweren Zeit der Not und der Bedrängnis durch Napoleon als ein dem Geiste nach großes, den äußeren Mitteln und dem Auftreten nach kleines Institut, hat sie sich in ungeahnter Weise entwickelt und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß sie als eine der ersten, wenn nicht als die erste Universität der Welt gilt. Das kam auch in den Glückwünschen zum Ausdruck, welche die Vertreter der Universitäten aller Weltteile darbrachten. In einem Gartenfest ließen die Studenten das Leben und Treiben der Besucher der Universität im Laufe der verfloßenen hundert Jahre neu erstehen. So zeigt denn unser Bild ein paar Corpsstudenten in der Tracht von 1810.

— Dem berühmten Naturforscher, Vater Johann Gregor Mendel, ist in Brünn, der Hauptstätte seiner Wirksamkeit, ein künstlerisch imponierendes Denkmal gesetzt worden. Mendel ward 1822 geboren, trat früh in den Augustinerorden ein und beschäftigte sich vorzüglich mit Studien über Biologie und Meteorologie. Besonders bekannt wurde der spätere Abt durch die Auffindung der sogenannten Mendelschen Regeln, welche die Zahlenverhältnisse der bei den Kreuzungen von Pflanzen miteinander auftretenden Merkmale bestimmen. Mendels Tätigkeit als Naturforscher richtete die Aufmerksamkeit der gesamten Gelehrtenwelt auf ihn und Freunde der Naturwissenschaften errichteten ihm das auf unserem Bilde (Seite 373) dargestellte Denkmal.



## Rätsellecke.



Begrüßungsbild.



Kapsel-Rätsel.

Knoten, Lotterie, Revierförster, Geige, Baumast, Abreibung, Gerichtshof, Freimarte.

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein anderes bekanntes Wort versteckt, wie „Eis“ in „Meister“. Die Anfangsbuchstaben der zu suchenden Wörter müssen im Zusammenhang einen Zeitabschnitt bezeichnen.

Charade.

Gast du jetzt 1, ein 2 mit mir zu machen?  
Fragt Ella den Cousin, doch der erklärt:  
Ich schlaf an meinem 1—2, andere Sachen,  
Die haben jetzt für mich nicht Reiz noch Wert.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Charade: Ball, Ast, Ballast.

Rebus: Bierglas.

Redaktion: Erwin Tobben.

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. H.: beide in Düsseldorf.



Nr. 48.

Sonntag, 27. November.

Jahrgang 1910.

## Carlotta.

Skizze von \* \* \*

(Nachdruck verboten.)

„Adieu, Carlotta!“ sagte Luigi und reichte seiner Freundin die Hand, „im Spätherbst lehre ich zurück, dann trennen wir uns nicht mehr.“

Ihre Augen leuchteten und mit Wärme umarmte sie den Geliebten und vergoß einige Tränen.

„Tröste dich, es ist nicht lange! Und noch eins, halte dich von Ricardo fern!“

Sie wehrte ab. „Der wird meinen Frieden nicht stören.“ Dann trennten sie sich. — Lange blickte sie ihm nach, den schmucken Mann, mit dem elastischen Gange. Er würde Triumphe feiern und bei seiner Heimkehr als Held gepriesen werden. Und dann würde auch auf sie ein Schimmer seines Glanzes fallen. — Beruhigt ging sie nach Hause.

Droben, am Bergabhang lag das idyllische Heim, wo sie ihre Kindheit zugebracht. Je höher sie stieg, desto herrlicher breitete sich das Meer vor ihr aus. Dort, zur Linken,



Schwieriges Unternehmen. Nach dem Gemälde v. L. Mohrl.

die kleine Insel Clima, wo sie manchmal mit dem Vater hinüberruderte. Unmittelbar zu ihren Füßen die Kirche mit der hochragenden Platanen, die so angenehmen Schatten gewährten.

Sie liebte diese Umgebung. Jedes Plätzchen war ihr bekannt, und gerne suchte sie in den Ruhestunden anheimelnden Stellen auf, wo sie schon als Kind gespielt.

Schon damals war Luigi ihr liebster Kamerad. Er erschien ihr anders als die übrigen: Still, sinnend; er liebte wie sie das Meer und die Berge. Stundenlang kletterten sie herum auf den Felsen, wo die Ziegen grasen, und lehnten sich dann auf einen Vorsprung, um dem ewigen Gleichklang der leise heranziehenden Wogen zu lauschen.

„Ich will ein Künstler werden,“ sagte er oft, „berühmt wie so viele, und dann wirst du meine Frau.“

Sie lachte in ihrer Kinderart.

„Ja, Luigi, und dann wollen wir wieder auf die Berge steigen und das Meer bewundern. Oder auf das Wasser hinausfahren zur Isola Clima und uns von der Liebe erzählen.“

Und er wurde ein Künstler, ein wirklicher, echter, dem das Publikum Beifall klatschte und die Kritik Lob spendete. Ab und zu drang etwas zu ihren Ohren von seinem Triumph. Wie freute sie sich dann! Sie wollte immer mehr hören. Aber die einfaches Leute ihrer Umgebung lassen nicht viel Zeitungen.

Schon seit acht Jahren zeigte er sein Können dem Volke. Überall war er willkommen. Sein Name elektrifizierte die Massen. Er fühlte wie sie, und sein Schmerz und seine Freude fanden Widerhall in ihren Herzen.

Und wie gerne sangen sie seine kleinen Lieder, welche von der Liebe und ihren Reizen plauderten! Oder Balladen, die kriegerischen Ruhm verkündeten.

Dann leuchteten seine Augen, und sein Körper bewegte sich in schönen Linien, seine Arme suchten verlangend nach der Geliebten, wovon sein Liedchen in dem Neirain ausklang: „Ich liebe dich, Carlotta!“ Mit unnachahmlicher Grazie brachte er diese Worte heraus und verzückte seine Zuhörer, die begeistert Da-Capo riefen.

So flossen für ihn die Tage dahin. Getragen von der Volksgunst, befriedigt in seinem Berufe, hatte er nur einen Wunsch, die Geliebte an seiner Seite zu sehen, um mit ihr zu plaudern und zu scherzen.

Jetzt weilte er wieder in fremden Städten und bezauberte die Menschen mit seinem Gesange. Manchmal erhielt er einen Brief von Carlotta, in welchem sie ihn ihrer Liebe versicherte. Das war für ihn ein Freudentag, und mit besonderer Wärme sang er sein Liedchen: „Ich liebe dich, Carlotta!“

Im Herbst lehrte er heimwärts zu seinen schönen Bergen und dem blauen Meere, heim zu der Geliebten. Wie fest hielt er sie umschlungen, als er das blühende Mädchen begrüßte! Arm in Arm zogen sie zu dem Bergabhang, wo das traute Häuschen lag. Hier wollte er Raft machen, eine Raft für immer, wie er dachte. Ausruhen wollte er von den Anstrengungen und den Aufregungen seines Berufes in den Armen Carlottas. Wie lauschte sie jetzt seinen Worten, wenn er von seinen Triumpfen erzählte!

Und wie vergnügt folgte sie ihm auf die Berge, wo sie aufs neue den Blick auf das glänzende, unendliche Meer schweifen ließen!

Dann kam der Tag, der sie vereinte. Wie eine Königin stand sie vor ihm im Schleier und Myrtenkranz. Ihr Auge strahlte das Feuer der unvergänglichen Liebe. Und wie ein Held schritt er mit ihr hinab zu der schlichten Dorfkirche, vorbei an den mächtigen Platanen, die ihre Wipfel leise im Winde bewegten, angestaunt von der ganzen Gemeinde. — Nur Einer hielt sich abseits. —

Dann begannen die ruhigen Tage ihrer jungen Ehe. Nichts trübte ihr Glück. Der Tag war der Arbeit gewidmet in Haus und Garten. Am Abend, wenn die milden Seewinde heraufzogen, saßen sie auf der einfachen Holzbank draußen umgeben von blühenden Dronagen und plauderten von den Freuden. Dann sang er wohl ein Lied, wie einst in den Tagen seiner Wanderzeit, zufrieden, wenn ihm Carlotta Beifall spendete.

Eines Abends waren sie hinüber gerudert zur Insel Clima. Bezaubernd strahlte das Meer die Farben der untergehenden Sonne aus. Es war ein Leuchten und Flammen, wie man es in dieser Gegend selten sah. Wie traumverloren saß Carlotta im Rahne und betrachtete das herrliche Schauspiel. Leise plätschernd tauchten die Ruder in die Flut. Dann bestiegen sie das idyllische Plätzchen

und ließen sich am Rande unter die Wipfel eines uralten Baumes nieder.

Schon oft hatte sie hier geweilt und an ihren Geliebten in der Ferne gedacht. Nun war er neben ihr, ihr Kopf lag auf seiner Brust, in selbigem Entzücken. Ihr Sehnen war gestillt, wunschlos sah sie auf das unendliche Meer hinaus und bewunderte die Farbenpracht.

Dann tauchte die Sonne unter, sie ging zur Ruhe, wie ein müder Mensch. Ein neues Aufleuchten von roten und gelben Streifen, ein Verdunkeln des Horizontes. Dann wagten sich die Sterne hervor, und hinter einem lichten Wolkenrand erstrahlte der träumerische Mond, der stille Begleiter der Liebenden.

Schweigend saßen die beiden am Ufer und lauschten dem leisen Geräusch der Wogen und schauten in die schöne Nacht hinaus.

Da hörte man Ruderschläge. Immer deutlicher schlugen die Laute an ihr Ohr. — Jetzt nahte ein Kahn und legte in einiger Entfernung an; Carlotta bebte bei dieser Wahrnehmung.

„Wer mag das sein?“ sagte sie leise.

Er beruhigte sie. Aber nur noch ängstlicher verkroch sie sich an seiner Brust.

Plötzlich schlich sich etwas heran, wie ein wildes Tier und ergriff ihren Arm. Ein Aufschrei entrang sich ihrer Brust. Der Angitschweiß lag auf der Stirn.

Sie wollte sich erheben. Da trat die Gestalt hart an sie heran und umschlang sie.

Nun sprang Luigi auf die Beine und stieß den unheimlichen Menschen zurück. Er fiel und mit ihm Carlotta.

Nach sagte sie Luigi und trug die Ohnmächtige auf den Armen ins Boot. Dann trat er wieder ans Ufer, um das Tau loszumachen. In diesem Augenblick schrie der Angreifer mit einem teuflischen Lachen: „Das soll dir nicht gelingen!“

Es war Ricardo, sein Feind.

Nun entspann sich ein Ringen, ein Kampf auf Leben und Tod. Beide faßten sich mit sehnigen Armen, und jeder suchte den anderen die Böschung hinabzuwerfen, ins tödliche Meer. Aber nicht ließen sie los. Wie ein Anäuel umschlangen sie sich. Da stolperte Luigi und riß seinen Gegner mit sich. Sie rutschten den steilen Hang hinab; bald hörte man ein Plätschern. Und dann war alles still. . . .

Die Fluten gaben ihr Opfer nicht mehr heraus. — — —

Am anderen Morgen wurde Carlotta bewußtlos im Nachen aufgefunden und nach Hause gebracht. Ihr Geist war unnachtet auf lange Zeit.

Als sie wieder zum wirklichen Leben erwachte, war die Erinnerung an frühere Tage wie ausgelöscht. Sie sprach von ihrer Mädchenzeit, und niemand wagte ihr den Namen Luigi zu nennen.

Doch allmählich lehrte die Klarheit des Geistes zurück. Und jetzt rief sie nach ihm und verlangte, sein Gesicht zu sehen.

„Er kommt bald,“ war die Antwort.

Sie tröstete sich. Als aber Tage verrannen und der geliebte Mann nicht erschien, versiel sie in dumpfes Brüten.

Ihr Geist triübte sich, und nur selten noch sprach sie ein Wort. Manchmal ging sie mit ihrem Bruder auf die Berge. Dann setzte sie sich wie in früheren Tagen auf einen Vorsprung und schaute hinaus auf das weite Meer, das ihr den Geliebten geraubt.

Da öffneten sich wohl ihre Lippen, während die Augen fest nach einem Punkte starrten. Und mit den Fingern weisend, sagte sie dann leise: „Dort ist er.“

Der Bruder ließ sie gewähren, und auf seinen Arm gestützt, wartete sie wieder nach Hause.

## Fern der Heimat.

Von Ina D. Lewald.

(Nachdruck verboten.)

Der stille Mond beschien die schlanke Gestalt am Fenster, er ließ das hübsche, blasser Gesicht klar erkennen, dessen rotgeweinete Augen traurig in die Ferne blickten. Aufschluchzend barg sie jetzt das Gesicht in den Händen. Dann öffnete sie das Fenster, um ihre brennende Stirne an der frischen Abendluft zu kühlen. Nein, so elend, so verlassen hatte sich Gerta noch nie gefühlt. Gerade jetzt, in der stillen Nacht, da kam es ihr so recht zum Bewußtsein, wie einsam, wie verlassen sie war. Gerta war die Älteste von 10 Ge-

schwiftern. Als fleißige Helferin hatte sie der Mutter zur Seite gestanden; ihr Vater war Förster, und ihre einzige Erholung war es, den Vater auf seinen Gängen durch den Forst zu begleiten. Ihr Vaterhaus stand, von mächtigen Eichen umschattet, im schönen Schwarzwalde. Schon sehr früh mußte sie das Elternhaus verlassen. Freilich: sie selbst hatte den Entschluß gefaßt. Die edelsten Beweggründe hatten sie zu dem Schritt verleitet. Sie konnte die Sorgen des Vaters, die Mühen der Mutter, allen Kindern das Nötige zu verschaffen, nicht mehr länger mit ansehen. Sie wollte sich ihr Brot selbst verdienen und nebenbei durch ihre Ersparnisse die Eltern unterstützen. So war es gekommen, daß sie, vom Segen der Eltern begleitet, die Stelle als Erzieherin beim Prof. Dr. Selmer angenommen hatte. Allein die Phantasie hatte die Zukunft weit lieblicher gemalt, als die Wirklichkeit war. Sie hatte mit lebhaften Farben die Anerkennung, die Dankbarkeit von Seiten der Vorgesetzten, die Liebe, die Anhänglichkeit und die Erfolge bei den anvertrauten Kindern gemalt, und nun? Ja, ja, schwarz-wäldisches Herz, auf dich hatte man vergessen! Mit dir muß auch gerechnet werden. Nicht umsonst sieht man den langen, um den Kopf geschlungenen Zöpfen, den dunklen Augen die Heimat an.

Gerta war also Erzieherin! Die gnädige Frau sah befriedigt ihre Art und Weise, mit den Kindern umzugehen; nun, als Mütterchens erstes Kindermädel hatte sie es ja daheim gelernt. Im allgemeinen kümmerte sich Frau Selmer wenig um ihre Kinder. Hans, den achtjährigen, Walter, den fünfjährigen, und Hilda, die zweijährige; sie war eben sehr nervös, sehr leidend und von gesellschaftlichen Pflichten sehr in Anspruch genommen. Der Herr Professor war selten zu Haus. War es der Fall, so durften die Kinder auf seinen Knien reiten und ihre Streiche erzählen. Damit war nach seiner Ansicht der Vaterpflicht Genüge geleistet.

In der ersten Zeit, als alles neu und ungewohnt war, hing für Gerta der Himmel voll Geigen. Aber jetzt. — Es geschah ihr nichts Böses, niemand beleidigte sie, doch die Voraussetzungen, die Widersprüche, das Unvermögen, es allen recht zu machen, und dabei so allein, ohne Freunde, ohne Bekannte!

„Fräulein Gerta! ich dachte, Sie könnten dafür sorgen, daß die Kinder sauber zum Frühstück kämen,“ war z. B. ein Moränenruf von der gnädigen Frau. Tags darauf eilte Gerta in die Kinderstube, doch weh! die alte Kinderfrau, die den Herrn Professor schon auf den Armen getragen hatte, empfand das als eine Einschränkung ihrer Machtbefugnisse.

„Was man nicht erleben muß,“ eiferte Trine, als Fräulein Gerta die Tür schloß, „steht das junge Ding schon die Nase in die Kinderstube, und man könnte selbst ihre Großmutter sein!“

Wie weit dieser Unmut seine Wellen geworfen, konnte Gerta ermessen, als Herr Dr. Selmer ihr beim Abendessen sagte: „Liebes Fräulein, lassen Sie die Trine nur machen, sie kann es einmal gar nicht vertragen, wenn Sie sich um das Anziehen der Kinder kümmern.“

Große Leiden wären ihr leichter zu ertragen gewesen wie diese Nadelstiche des täglichen Lebens, die so ungelesen und unbeachtet das Herz verwunden.

Als der Frühling ins Land zog, war der Zustand der gnädigen Frau eruster geworden. So reisten denn die Herrschaften in den Süden, und Gerta war allein, ganz allein mit der Sorge für Kinder und Haus.

Gerade heute war so ein schlimmer Tag gewesen: Ackerfrau und Köchin hatten sich gegen die Neue verbündet, und sie, die Lüge und Verstellung kaum dem Namen nach kannte, sah verständnislos die spöttischen Mienen der Dienerschaft auf sich ruhen.

Ach, wäre sie doch zu Haus, dort wo derselbe Mond sich in den klaren Nedarwellen spiegelte, wo dieselben Sterne in die Fenster des Vaterhauses schauten. Ob der Vater wohl die lange Pfeife rauchte, während die Mutter die kleineren Geschwister zur Ruhe brachte? Ach, gewiß schliefen sie schön, so sanft und so ruhig wie ihre drei Pflegebefohlenen. Wilde, kleine Rangen waren die beiden Knaben, verzogene Mutteröhnchen, die dem Fräulein gar zu gern einen Streich spielten. Hilda dagegen war ein allerliebste artiges Mädchen. Gerta hatte sie ganz besonders lieb, gleich sie doch mit ihrem dunklen lockigen Haar, ihren braunen Augen ihrem Schwesterchen, der kleinen Fimela, gar zu sehr. Die Erinnerung an Hildchen zauberte nun ein Lächeln auf ihre Züge.

Was war denn das? Hatte die Tür nicht geklinkt? Rasch wendete sich Gerta um. Da stand im Rahmen der Tür, zitternd wie Espenlaub, im langen, weißen Nachtskleidchen Hilda, und ihre dunklen Augen schauten ängstlich umher.

„Fräulein, Fräulein, Hilda so bang!“

„Warum denn, mein kleiner Engel?“

Und schon sah sie auf ihren Arm schmiegte ihr Lockenköpfchen an ihre Schulter und brach in heiße Tränen aus. Ueber des Kindes Schmerz war der eigene Kummer beigeflossen.

„Nicht weinen, Hilda, nicht weinen. Sieh, du hast schon ganz kalte Füßchen, ich stecke dich ins Bettchen hinein und Schutzengelchen deckt Hildchen zu!“ Sorgsam wie eine Mutter trägt Gerta das Kind ins Nebenzimmer, wo Hans und Walter in weißen Kissen ruhig schlafen.

„Still, Hildchen, sonst werden die Brüderlein wach,“ mahnt sie, „und dann erzähl' mal warum du so bange bist.“

„Ja, Hilda so bange. Mama weg und böser Bauwau da, hör' Fräulein, böser Bauwau, immer Brumbrum machen, Fräulein bei Hilda bleiben, nicht fortgehen bitte.“

Erneutes Schluchzen erkundete ihre Stimme. Sie krampfte die Händchen noch fester um ihren Hals und wiederholte: „nicht fortgeh'n.“

„Nein nein, mein Liebling, Fräulein geht nicht fort, aber das ist kein Bauwau. Trines Schnarchen klingt sehr verdächtig. Trine schläft nur so gut. Jetzt mach' die Augenlein zu, mußt nicht bange sein. Ich seh' mich her und Schutzengelchen ist ganz nah' beim Kind.“ Ein festes Lächeln übersog bei diesen Worten des Kindes Gesicht.

Gerta setzte sich noch eine Weile neben das Bettchen des Kindes. Erst als die regelmäßigen Züge der Kleinen bewiesen, daß der Schlaf sie umfangen hielt, suchte sie ihr eigenes Lager auf.

Lange noch dachte sie an Hildchen. Ach, wie lieb sie doch dieses Kind hatte. Sie war nicht mehr allein, nicht mehr fremd in diesem Hause. Sie hatte zu sorgen und zu lieben; es war ihr zur Erkenntnis geworden, aufopfernde Liebe und Selbstvergessenheit finden überall wo sie sich entfalten, eine Heimat.

## Großpapa.

Novellette von G. Berg.

Nachdruck verboten.

„Der Herr Baron zu sprechen?“

Der alte Kammerdiener zuckte die Schultern und antwortete: „Ich fürchte, der Herr Baron wird sich nicht stören lassen wollen, in dessen Will ich es doch versuchen. Wenn darf ich melden?“

„Sagen Sie nur, es sei ein alter Kamerad da,“ entgegnete der alte Herr.

Schweigend entfernte sich der Diener, kam aber schon im nächsten Augenblick zurück, öffnete die andere Tür und sagte: „Der Herr Baron lassen bitten.“

Lächelnd, siegesicher trat der Gast ein.

„Guten Tag, Brentendorff!“ rief er dem Baron zu und streckte ihm beide Hände hin.

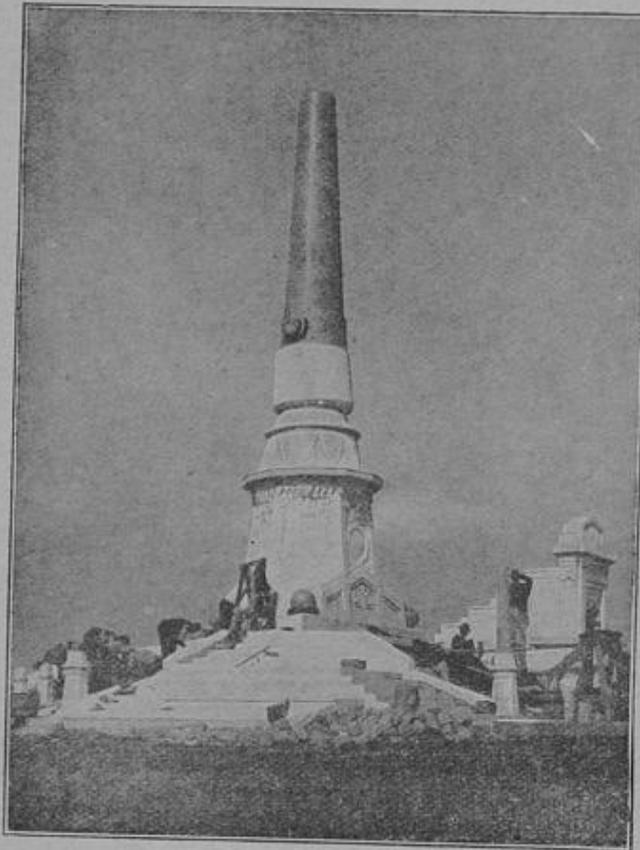
„Ah! ah! mein lieber, alter Salten! Na, das ist aber eine wirkliche Ueberraschung. Komm näher, mein Kerlchen! Na, wie geht's denn? Du siehst ja förmlich strahlend aus!“

„Und du nicht minder! Donnerwetter, du bist ja in großer Toilette! Da störe ich wohl, was?“

Baron Brentendorff lächelte befriedigt. „Du störst nicht, lieber Freund, du kamst ja zur rechten Zeit, denn wie du siehst, bin ich eben mit meiner Toilette fertig geworden.“



Eine viereckige Münze.



Ein türkisches Kriegerdenkmal.

allerdings kann ich dir nur eine halbe Stunde schenken, die aber soll dir auch ganz allein gehören."

Er schellte dann nach dem Diener und ließ Wein bringen. "So, und jetzt sey' dich hierher und erzähl wie es dir ergangen ist in den fünf Jahren, denn erlebt hast du doch sicher wieder viel Interessantes!"

Baron Salten setzte sich und sagte mit einem Anflug leichter Wehmut:

"In unseren Jahren erlebt man nichts mehr, wenigstens nichts Interessantes."

"Oho! darüber denke ich denn doch ein wenig anders, mein lieber Kamerad."

"Tauschen wir uns nicht, Brentendorff, wenn man, wie wir demnächst in die Sechzig einrückt dann hört die Zeit der Ueberraschungen auf. Jung sein, heißt Einfluß ausüben; wir werden zu den guten alten Freunden gezählt, denen die Frauen ihre kleinen Geheimnisse anvertrauen; und das ist immer verdächtig, denn es besagt, daß man uns als Liebhaber nicht mehr für voll ansieht."

Brentendorff zog die Stirn in leichte Falten, ihm wurde es ein wenig unbehaglich, und mit leise erzitternder Stimme entgegnete er: "Du hast ja im großen und ganzen nicht so unrecht, aber es gibt doch wohl auch Ausnahmen."

Erstaunt und heiter sah ihn der andere an. "Bist du eine solche Ausnahme?" fragte er belustigt.

"Wenigstens bilde ich es mir ein," rief der Hausherr, und im Ton seiner Stimme klang es leicht gereizt, als ob er sich verletzt fühle.

"Ja, jetzt sage mir um Gottes willen, was ich von dir denken soll!" lachte Salten laut auf. "Hast du denn deine Jugend nicht ebenso ausgekostet, wie ich es getan habe?"

"Gewiß habe ich das!"  
"Nun also! Wer sein Leben in der Jugend genossen hat, der kann auch getrost anfangen, alt zu werden, wenn die Zeit dazu ist."

"Aber meine Zeit ist eben noch nicht da! Ich fühle mich durchaus nicht alt! Und hast du nicht eben selber gesagt, ich sähe vortrefflich aus?"

"Gewiß habe ich das gesagt! Und für dein Alter siehst du auch sehr gut aus. Das alles aber macht dich nicht jünger, als du in Wirklichkeit bist."

"Ach was! Man ist nur so alt, als man sich fühlt, und ich fühle, daß ich noch zu schade bin, zum alten Eisen geworfen zu werden."

Schweigen!

Beide sahen sich einen Augenblick prüfend an, dann meinte Salten, ernst und wohlmeinend: "Lieber Brentendorff, wenn mich nicht alles täuscht, bin ich gerade zur rechten Zeit gekommen, denn ich fürchte, du bist auf dem Wege, eine unüberlegte —"

Hier unterbrach ihn der andere: "Lieber Karl, bitte keine Moralpauke! Das war von jeher deine Schwäche. Ich habe alles wohl überlegt und mein Entschluß steht fest."

"Du willst dich noch einmal verheiraten?"

"Das will ich."

"Und darfst du erfahren, wer die Auserwählte deines Herzens ist?"

"Tutta von Wildenfels ist es."

"Die Tochter des alten Generalmajors?"

"Ganz recht."

"Aber das Fräulein kann doch höchstens zwanzig oder einundzwanzig sein."

"Und du wirst sechzig."

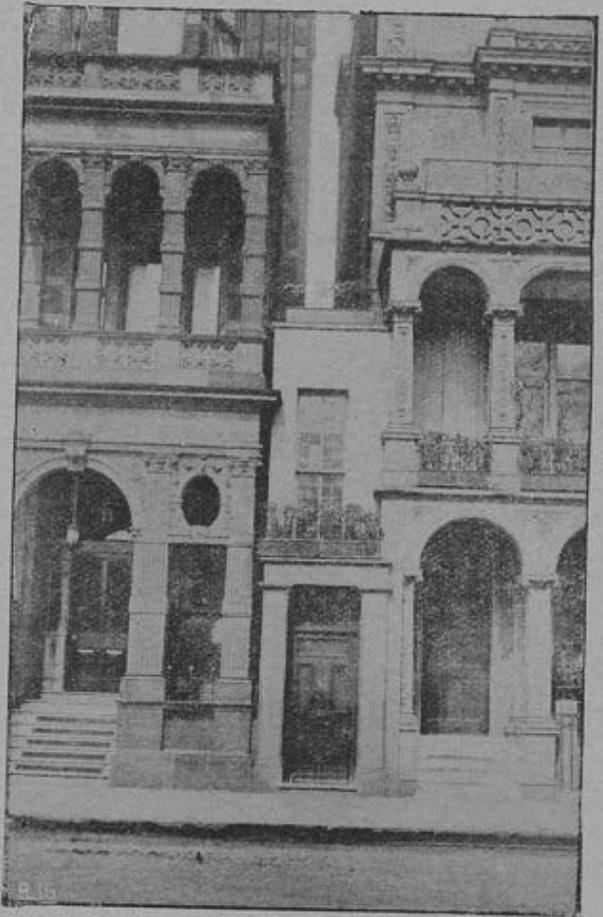
"Sehr taktvoll bist du nicht, lieber Karl."

"Aber offen und ehrlich, weil ich es gut meine mit dir! In zehn Jahren bist du ein Greis und deine Frau in ihrem besten Alter. Hast du daran auch gedacht?"

Brentendorff wollte eine kurze Antwort geben, denn er war gereizt, aber er besann sich, daß er sich nicht ärgern dürfe, damit ihm seine gute Laune für die Brautwerbung, die er jetzt vorhatte, nicht verdorben würde, und deshalb spielte er den heiteren Weltmann und Lebenskünstler, indem er lächelnd entgegnete:

"Was du da sagtest, liebster Freund, ist alles ganz gut und schön, aber es paßt für den Durchschnittsmenschen; so einer bin ich nicht. Ich modelle mir das Leben ganz nach meinem Geschmack, und ich habe gefunden, daß ich bisher nicht allzu schlecht dabei gefahren bin."

Saltens zuckte die Schultern und sagte leichtthin: "Wenn du auf den wohlgemeinten Rat eines Freundes nichts gibst,



Das kleinste Haus Londons.

— gut, dann tu', was du willst. Jedenfalls wünsche ich dir alles Gute."

"Und das kannst du auch, lieber Freund!" rief Brentendorff nun voll Enthusiasmus, "denn du ahnst ja nicht, wie ich bis über beide Ohren verliebt bin!"

"Nun sag' mir eines noch, — wird denn deine Liebe auch wirklich erwidert?"

"Aber gewiß, mein Bester! Zutta ist so lieb und herzlich zu mir, daß ich ein Herz von Stein haben müßte, um nicht weich zu werden! Sie verwöhnt mich geradezu durch all ihre kleinen Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten."

Salten schüttelte bedächtig den Kopf. "Und was sagt dein Sohn Egon dazu?"

"Er wird sich mit der Tatsache abfinden müssen."

"Er bekommt eine Mutter, die jünger ist als er."

"Aber ich hänge doch nicht von meinem Sohn ab."

Wiederum zuckte Salten die Schultern: "Dann kann ich nur meinen Glückwunsch wiederholen."

"Herzlichen Dank!"

Sie füllten die Gläser, stießen an und tranken auf eine hoffnungsfrohe Zukunft.

Da wurde geklopft. Dann trat der alte Diener ein und präsentierte eine Depesche, die eben angekommen war. Brentendorff bekam wieder ein leichtes Unbehagen.

"Was ist denn das nun wieder?"

Und mit zitternder Hand griff er nach dem Telegramm, riß es auf und durchslog den Inhalt.

Im nächsten Augenblick ließ er das Papier sinken — preßte die Zähne zusammen — und brütete starr vor sich hin, denn mit einem Schlage war alles vernichtet!

Dann knüllte er das Papier zusammen warf es in den Papierkorb, stand auf und ging erregt auf und ab.

Minutenlanges, dumpfes Schweigen.

Endlich fiel Brentendorff in einen Sessel und preßte die Hände ans Gesicht.

Da nahm Salten das Papier auf, glättete es und las: "Triumph, Großpapa! Der Stammhalter ist angekommen! Alles wohl, Egon."

Und dann wieder minutenlanges Schweigen.

Endlich steht Salten auf und geht zu dem Freund. Er berührt ganz leise dessen Schulter und sagte mit lieber, weicher Stimme: "Glaub' nur, lieber Freund, es ist besser so. Dies Telegramm kommt wie durch eine Fügung des Himmels; es bewahrt dich und euch alle vor so manchen herben Enttäuschungen."

Und Brentendorff schwieg. Aber er fühlte es, daß der

Freund recht hatte. Jetzt eben erst war er aufgeweckt durch diese Depesche, — so lange war er blind im glücklichen Taumel untergegangen — nun aber war mit einem Male der Schleier von allem heruntergerissen; jetzt fühlte er es, daß er ein alter Mann war. Und nun versank mit einem Schlage das ganze stolze Gebäude seiner Hoffnungen.

Jetzt hatte er keinen Mut mehr zu seinem Vorhaben. Ein zwanzigjähriges Mädchen und ein Großpapa, welch' ein lächerliches Unterfangen. — Nein, nein! Jetzt war alles aus! Das fühlte er nun klar und deutlich, — grau und trostlos lag die Zukunft vor ihm, und nur ganz in der Ferne dämmerte ein Sonnenscheinchen auf, und das war die Freude, das nun ein Stammhalter da war!



In Erwartung. Von A. Rozakiewicz.

Später, viel später erst, hat er sich dann auch in sein unabänderliches Schicksal gefunden. Das aber sah er eines Tages ein, daß sein alter guter Freund damals nur zu Recht gehabt hatte, als er ihn warnte, denn jetzt erst machte er die Erfahrung, daß das Fräulein Zutta nicht ihn, sondern seinen Neffen Herbert liebte. Dieser Herbert, ein junger schmucker Offizier, aber war sein Mündel. Und das war dann also der Grund gewesen weshalb das kleine Fräulein den alten Herrn so hoffiert hatte, sie wollte ihm dadurch die Einwilligung zu der Verbindung mit Herbert abschmeicheln, und er, dummer und alter Greis hatte sich einbilden können, daß dies junge Kind ihm seine Liebe eingestehen und verraten wollte! Oh, oh einen regelrechten Narren schalt er sich nun.

Er ärgerte sich eine Weile, daß er sich seinem alten Freund so in seiner ganzen Blöße gezeigt hatte. Aber dieser Aerger verslog gar bald, — denn schließlich siegte doch der Humor und nun lacht er selber am mei-

sten über seine verspäteten Anwendungen. Von dem Tage an aber wollte er niemals jünger erscheinen, als er in Wirklichkeit war, im Gegenteil, er fing jetzt sogar an, mit seiner neuen Würde als Großpapa zu kokettieren.

### Sinnspruch

Gott mögt ihr suchen zwar allfort mit dem Verstand,  
Doch ist's das Herz allein, das je ihn wirklich fand.

## Geopfert.

Märchenfizzi von Gustav Endriß.

(Nachdruck verboten.)

Der kleine Erich war gestorben. Untröstlich sah die Mutter an seinem Bettchen und preßte die kalten Händchen mit ihren warmen Fingern. Aber das Leben wollte nicht zurückkehren.

Da sah sie eine hohe Gestalt in weißen Gewändern herab-schweben. Ehrfurchtsvoll trat sie bei Seite. Das herrliche Weib hob behutsam die Decke auf, sah den Kleinen mit beiden Armen, drückte ihn an ihre Brust und entschwand in den Höhen.

Mit einem Schmerzensschrei sank die arme Mutter zusammen und schluchzte lange, lange.

Plötzlich sah sie die Gestalt wieder vor sich stehen.

„Wer bist du, und warum hast du mir mein Kind geraubt?“

Mit süßer Stimme erscholl es aus dem Munde des in königlicher Haltung dastehenden Weibes:

„Ich bin die Himmelsfreude, bestimmt für die armen Erdenbewohner, die der Tod mordet.“

„Und wo ist mein Erich?“

„In meiner treuen Obhut, zu neuem Leben reisend.“

Angläubig schüttelte die Mutter ihr Haupt. Der Schmerz um den verlorenen Liebling packte sie wieder, und mit schriller Stimme verlangte sie ihr Kind zurück.

„Unglückliche, weißt du auch, was du begehrst? Sieh hier!“ Sie zog einen Vorhang weg und vor den Augen der neugierig dreinschauenden Mutter entwickelte sich eine bewegte Szene, die ihr ganzes Interesse fesselte.

An dem Wiesenbache spielten die Kinder. Sie lagen im Grafe und pflückten Blumen. Andere saßen am Rande des rasch dahinrauschenden Wassers und blickten in die Flut. Auch ihr Erich stand am Bache und plätscherte in den Fluten. Da verlor er das Gleichgewicht und stürzte kopf-über in den tiefen Lauf. Angstlich liefen die Kleinen auseinander. Als man am anderen Tage den Körper heraus-suchte, verfiel die Mutter in Krämpfe und rief unaufhörlich nach ihrem Kinde.

„Nun, wie gefällt dir das Bild?“ forschte die hohe Gestalt. Mit schmerzgefüllten Zügen wandte sich die Mutter von dieser graufigen Szene ab und wußte keine Antwort zu geben.

Wochen waren vergangen. Die Sehnsucht nach dem Verlorenen steigerte sich just zur Qual.

Sie warf sich auf die Erde und rief den Namen ihres Liebblings. „Nur einen Tag will ich dich wieder haben,“ schrieb sie in herzbewegenden Tönen. „Gönne mir ihn nur einen Tag!“

Wieder trat die Himmelsfreude vor sie hin, diesmal noch schöner und hehrer. Ihr leuchtendes Gewand umrahmte die herrlichen Körperformen, und Augen von unendlichem Reize ruhten auf der Mutter.

„Gut, es sei, wie du wünschst. Sieh hier!“

Wieder hob sich der Vorhang und ein neues Bild entrollte sich vor den Blicken der erwartungsvollen Frau.

Sie ging mit Erich spazieren, hoch auf den Bergen. Er jauchzte und freute sich über die seltenen Genüsse, Hand in Hand mit der Mutter die herrliche Landschaft zu durchwandern und sich von ihr von den Wundern des Waldes erzählen zu lassen. An einem Abgrund machten sie halt. Gähnend lag die Tiefe vor ihnen. Der mutwillige Knabe riß sich von der Mutter los und trat an die Felswand. Da wandte er sich nach ihr um, stolperte und stürzte in den fürchterlichen Schlund, der sein Leben vernichtete. Vor Schreck gelähmt, blieb die trostlose Mutter stehen und wagte keinen Schritt weiter. Erst mitleidige Nachbarn, die sie vernimmt, geleiteten sie nach Hause, wo sie wochenlang krank lag.

„Gefällt dir das Bild?“ fragte die Göttin.

Entsetzt sprang die arme Mutter aus dem Bereich dieses Schreckensdramas und verbarg sich in ihrer Kammer.

Wieder verrannen Monate. Abermals erwachte ihr Sehnen nach dem früh Dahingerafften, und verlangend rief sie nach der hohen Gestalt.

„Nur einen Tag gestatte mir seinen Besitz! Dann will ich nimmer klagen.“

Das herrliche Weib erschien und zeigte ihr ein neues Bild voll Wechsel und Leben.

Auf einer weiten Ebene waren die Heerscharen versammelt. Immer näher rückten die feindlichen Massen, und man

hörte das Stampfen der Pferde und die Kommandorufe der Offiziere. Jetzt erfolgte ein fürchterlicher Anprall. Die schweren Kürasse der Reiter funkelten im Sonnenlicht, und wie Blitze zuckten die Säbel durch die Luft. Hieb auf Hieb fiel: schon mancher lag in seinem Blute getränkt auf der Erde und hauchte den letzten Seufzer aus.

Mitten unter den kämpfenden befand sich ein schlanker Jüngling, der das Schwert wie ein Nachegott schwang. An seinen Zügen erkannte sie Erich. Mutig drang er vor und brach sich Bahn durch die Massen. Die Standarte des Feindes war sein Ziel. Schon hatte er den Fahnenträger zu Boden geschleudert und schon wollte er nach der Siegesbeute greifen, als ein Säbelhieb seinen Kopf spaltete und eine flaffende Wunde die Hirnmasse offen legte. Wie ein Stein fiel er vom Pferde und bedeckte mit seinem Blut die Standarte, welche seinen Siegerhänden entging. Er selbst war jetzt das Opfer seines Ehrgeizes und konnte nicht mehr seinen Lieben von seinen Taten erzählen.

Aber noch erwartete die trostlose Mutter Schrecklicheres.

Als sie wieder die Augen aufschlug und das graufige Schauspiel weiter an sich vorüberziehen ließ, sah sie, wie die feindliche Truppe zur Attade vorrückt, und die schnaubenden Rosse den toten Erich bis zur Unkenntlichkeit zerstampfen. Nur eine schmutzige Masse von Blut und Fleisch bedeckte das Erdreich.

„Genua!“ schrieb die entsetzte Mutter zu der göttlichen Gestalt. „Läß mich kein solches Bild mehr schauen!“

Befriedigt stieg die hohe Frau zu den Wolken.

Nun verdingen Jahre, und noch nie hatte die Mutter neues Verlangen nach ihrem toten Erich gezeigt.

Aber allmählich schien die Erinnerung an das früher Geschaute aus ihrer Phantasie auszuweichen, und sie begann wieder zu klagen und nach dem Verschwundenen zu rufen.

Ihre Schmerzensklänge lockten die holde Gestalt herbei, welche sich aus den Lüften niederstürzte und sie streng anblickte.

„Wehe, Unglücksweib! Ist Dein Sehnen noch nicht gestillt?“

„Nur noch einmal laß mich mein Kind sehen!“ seufzte die Mutter.

„Es sei! Aber wisse, daß man die Götter nicht ungestraft herbeiruft.“

Dann entrollte sich vor ihren Augen eine Szene, die im Wechsel von höchstem Genuß und tiefstem Elend ihre Seele aufs machtvollste ergriff.

Auf einem seltsamen Apparat sah sie Erich und sich selbst in den Lüften schweben. Unter ihr in klarer Schönheit lag die blühende Landschaft von der Mittagssonne beschienen, ein Bild, wie sie es in ihrem Leben noch nie geschaut. Ein erhebendes Gefühl erfüllte sie, ihre Gedanken wurden freier und sie hofft, von allen Erdenqualen für immer befreit zu werden. Immer höher stieg die wunderbare Maschine. Sie durchführte die lichten Wollen und kamen näher der Sonne.

„Genua, Erich!“ sagte sie. „mein Glück ist erreicht, ich habe das Schönste gesehen. Laß mich wieder auf die Erde steigen, wo ich an dieser Erinnerung bis zu meinem Ende zehren werde.“

Das Märchenschiff senkte sich, und Erich fuhr allein wieder zu den Sphären, wo die Sterne ihren majestätischen Lauf beschreiben.

Lange sah die Erdenbewohnerin nichts mehr. Da kam das seltsame Fahrzeug wieder in ihren Gesichtskreis und schwebte nur noch turmhoch über ihrem Haupte.

„Laß es genug sein Erich! Du hast das Höchste vollbracht. Niemand wird dir die Siegesgaben entreißen!“

Sie hörte keine Antwort.

Sausend durchheulte der Mutige den Luftraum, immer höher steigend. Ich will den Weg zum Himmel bahnen, sagte der Verwegene zu sich, um den Menschen neue Freuden zu schaffen.

Unbeweglich startete die Mutter nach oben. Sie sah, wie der Horizont sich verdüsterte und schwarze Wollen sich über den Erdkreis legten. Sie hörte das unruhige Flattern der Vögel und sah grelle Blitze herniederzucken, denen ein polterndes Donnergetöse folgte.

„Er ist verloren, der Unselbige!“ schrieb sie und bedeckte sich die Augen mit den zitternden Händen. Sein törichter Ehrgeiz vernichtet sein Leben.“

Da, mit einmal kam es sausend herunter. Die Unglücksmaschine stand in hellen Flammen und fiel prasselnd zu Boden. Zerschmettert und halb verkohlt lag Erich zu ihren Füßen. Nicht eine Menschengestalt, nur ein Totengerippe

grinste im fahlen Lichte der zuckenden Blitze der Mutter entgegen.

Mit einem gellenden Aufschrei stürzte sie zu Boden und öffnete nie wieder die Augen.

Sie hatte das Verlangen nach dem toten Kinde mit ihrem eigenen Leben bezahlt.

## Klein-Hennchen im Theater.

Humoreske von F. Belten-Heermann.

(Nachdruck verboten.)

Auf den Fußspitzen steht Jung-Hennchen an der Bogenbrüstung und klammert sich mit den Händchen an den plüschbeschlagenen Rand, das weiche Kinn auf die rosigen Fingergchen gestützt. Die großen Augen in dem unschuldigen hübschen Kinderantlitz schauen und bewundern immerfort. Noch niemals hat sie einen so weiten Raum gesehen, soviel Lichter und eine so große Menge Menschen beisammen; in ihren vier Jahren hat sie noch nicht die Zeit gehabt, viele Dinge kennen zu lernen. Zum erstenmal ist Klein-Hennchen im Theater.

„Wenn sie einschläft, legen wir sie in einen Sessel im Hintergrund der Loge,“ hat die Mama gesagt, als sie sich entschloß, wegen einiger Schwierigkeiten mit den Dienstboten Hennchen mit in das Schauspiel zu nehmen. Aber Klein-Hennchen denkt nicht daran, einzuschlafen, ganz im Gegenteil! Ihre Augen bleiben weit geöffnet, als wollten sie dem Sandmann trosten. Sie wartet wie jedermann im Saale, in der dunklen Ahnung, daß bald etwas Großartiges vor sich gehen würde.

Da — der große Vorhang bewegt sich und schwebt in die Höhe. — Ein Zimmer wird sichtbar und Leute darin, die in aller Ruhe weiter plaudern, als befänden sie sich immer noch zwischen ihren vier Wänden, ohne scheinbar alle die Menschen zu bemerken, welche aufmerksam zuschauen und auf jedes ihrer Worte lauschen.

Wie lustig alles ist! Man hört, was sie reden. Zwar ist es wohl nicht ganz artig, sie so zu behorchen; aber jedermann macht es so, sogar Mama! Um so schlimmer für die anderen! Warum sprechen sie so laut, ohne sich zu genieren! Und Klein-Hennchen lauscht aufmerksam; nicht eine Bewegung, nicht eine Silbe entgeht ihr. — Man sieht in das Bureau eines Notars, wo die Schreiber in Abwesenheit ihres Brotherrn allerlei Alotria treiben.

„Leichtsinniges Volk, das es überall so macht!“ belehrt der Onkel mit halblauter Stimme die etwas schwerhörige Tante. Sie sind in der Tat sehr ausgelassen diese Notarschreiber. Sie schwätzen und lachen in einem fort, kripeln mitunter auf lose Papierblätter, die sie geräuschvoll hin- und herwenden, treiben, was ganz besonders häßlich von jungen Leuten ist, ihren Spott mit einem alten, schlichtgekleideten Manne, der soeben ausgefragt hat und im Begriffe ist, im Ofen Feuer anzumachen. Hennchens kleines Herz ist in hellster Empörung und ihre ganze Zuneigung fliehet dem alten Manne zu...

Tamtam! Bumbum! Eine Jahrmarktsumfil drauhen vor dem Notarbureau. Es scheint gerade ganz in der Nähe ein Fest zu sein und die Schreiber bellagen sich, daß sie nicht auch dahin gehen können. Das versteht Klein-Hennchen vollkommen, und es teilt ihre Empfindungen.

Die Musik wird immer verlockender — die jungen Schreiber fangen an, einer nach dem anderen ihre Beschäftigung im Stiche zu lassen, unter den verschiedensten Vorwänden, die Klein-Hennchen aber alle durchschaut. Sie weiß sehr gut, wohin sie wollen und spricht sie im Grunde ihrer Seele frei von Schuld. Der alte Mann ist schließlich ganz allein geblieben, mit dem Auftrage, die Abwesenheit der anderen irgendwie zu entschuldigen, wenn der Herr Notar vor ihrer Rückkehr ins Bureau kommen sollte. Bei jedem Bumbum senkt er laut auf, denn auch er empfindet Sehnsucht nach dem Jahrmarktstreiben. Und abermals fühlt Klein-Hennchen lebhaft seinen Stummer mit, da ja auch sie die hereinklingende Musik gewaltig lockt.

Das bunte Treiben des Festes wird immer lauter und mannigfaltiger vernehmbar, so daß der gute Alte endlich nicht länger standhält, sondern plötzlich aufspringt und ruft: „Hol's der Kuckud! Ich bleibe auch nicht hier! Wenn der Herr Notar früher kommt, als ich zurück bin, werde ich sagen, daß ich Holz holen gegangen, um Feuer zu machen. — Und er verschwindet ebenfalls, von den besten Wünschen

Klein-Hennchens begleitet, welche vor Vergnügen laut auflacht und in die Hände klatscht. Soeben ist sie dabei, ihre Mama zu bitten, mit ihr auch auf das schöne Fest zu gehen, als eine Seitenthüre der Schreibstube sich öffnet und der Notar eintritt. Mit einem Schlage ist Hennchen aufs neue gefesselt und rührt sich nicht mehr.

Der Prinzipal bleibt zuerst eine Weile sprachlos auf der Schwelle stehen. Dann bricht er los: „Was? Nicht einer hier? Nicht einmal der alte Martin? — Er weiterrt durch das ganze Haus: „Martin! Martin!“

Klein-Hennchen zittert für ihren Schützling.

„Wo kann er nur stecken?“ wiederholt der Notar immer zorniger.

Man sieht deutlich, daß er sich die Sache nicht erklären kann. Vielleicht würde es artig sein, den Herrn Notar, welcher in großer Unruhe zu sein scheint, aufzuklären. Er würde sich zweifellos beruhigen und dann die Entschuldigungen des alten Mannes freundlicher aufnehmen. Ja, wirklich! Es ist besser, ihn aufzuklären. Und wie der alte Herr mit den Füßen stampft und von neuem überall sucht und ruft: „Vater Martin! Vater Martin! Aber zum Kuckud, sagt mir doch wenigstens, wo Ihr seid!“ — Da beugt Klein-Hennchen das niedliche Köpfschen entschlossen über die Bogen-Brüstung und ruft plötzlich, wobei der helle Silberklang ihres Kinderstimmchens klar über den weiten Raum hinschallt:

„Herr Notar, bitte! Er ist nur etwas Holz holen gegangen, um Feuer zu machen!“



### Nützliches fürs Haus.



— **Bereitung von Marzipanherzen.** 500 Gramm süße Mandeln werden gebrüht, enthäutet, vollständig getrocknet und in einer Reibmaschine zweimal durch das feinste Sieb gemahlen. Man vermischt sodann die geriebenen Mandeln mit 500 Gramm Puderzucker, tut 6—8 Tropfen bitteres Mandelöl dazu und gießt ein wenig Rosenwasser hinein. Dies alles knetet man in einer Schüssel tüchtig, indem man von dem Rosenwasser nach und nach so viel hinzugiebt, daß der Teig vollständig gebunden ist und zusammenhält. Doch darf er nicht zu naß sein, da er sich sonst schlecht verarbeitet. Diesen Teig muß man auf einem mit Puderzucker bestreuten Brett etwa drei Millimeter dick ausrollen und mit einer kleinen Herzform, die man beim Klempner erhält, Herzen aus dem Teig ausstechen. Sodann rollt man mit der Handfläche dünne Rollen von dem Teig, befeuchtet den Rand der Herzen mit Rosenwasser und legt die Rolle um das Herz herum, wobei man an der Spitze anfängt. Da, wo beide Enden zusammentreffen, müssen sie schräg geschnitten werden, damit sie eine Spitze bilden. Hierauf verzirt man den aufgelegten Rand, indem man mit einem Messer, wie man es zum Schneiden des Gemüses für Gemüsejuppen benutzt, in kleinen Zwischenräumen schräge, zackige Vertiefungen in die Rolle drückt. Hierauf rührt man von 125 Gramm Puderzucker und etwas Rosenwasser, — eine halbe Stunde rühren — einen flüssigen, aber nicht zu dünnen Guß, den man nach Belieben auch Zitronensaft beifügen kann, und füllt damit die Herzen zur Hälfte. Sie werden auch nur am offenen Fenster getrocknet, nicht gebacken.

— **Das Einpökeln von Gänsen.** Zum Einpökeln nimmt man die zerstückelten Rücken, Köpfe und Hälse; das Pökeln geschieht mit Salz und ein wenig Salpeter. Die Spidbrüste werden für sich eingepökelt. Man rechnet zu einer Spidbrust vier Gramm Salpeter, vier Gramm Zucker, 80 Gramm Salz. Vier Tage lasse man sie auf dem Rücken liegen, begießt sie aber täglich mit der sich bildenden Lale. Dann werden sie geräuchert.

— **Apfelgenuß vor dem Schlafengehen** ist, wenn es mit Maß geschieht, ein bewährtes Mittel zur Förderung der Gesundheit. Der Apfel liefert eine vorzügliche Nahrung und ist zugleich eines der hervorragendsten Mittel zur Diät. Er enthält mehr Phosphorsäure in leicht verdaulicher Verbindung, als irgend ein anderes pflanzliches Erzeugnis der Erde. Sein Genuß, besonders unmittelbar vor dem Schlafengehen, bewirkt einen ruhigen Schlaf, desinfiziert die Gerüche der Mundhöhle, bindet die überschüssigen Säuren des Magens, paralytisiert hämorrhoidale Störungen, befördert die Tätigkeit der Nieren, hindert somit die Steinbildung und schützt vor Verdauungsbeschwerden und Halskrankheiten.



### Unsere Bilder.



— Schwieriges Unternehmen. Was der Großpapa so galant ist; er will seinen Schirm selbst flicken und ist gerade dabei, die Nadel einzufädeln. (Siehe Bild Seite 377.) Aber die Augen sind von der angestrengten Arbeit während eines langen Lebens angegriffen. Sie wollen nicht mehr recht an so feine Arbeit sich gewöhnen, und da kommt es schon mal vor, daß der Großvater trotz vieler Erfahrung versucht, was unmöglich ist: nämlich den Faden durch die Spitze der Nadel zu ziehen. Und dieses vergebliche Bemühen scheint die Großmutter sehr zu belustigen.

— Vieredrige Münzen. Der Mensch liebt die Abwechslung; so nimmt es nicht wunder, daß die Engländer, die auf ein auffallendes Aeußere von jeder Gewicht legten, nun auch eine auffallende Münzform einführen. (Siehe Bilder Seite 379.) In unseren Abbildungen ist Vorder- und Rückseite der Münzen zu sehen. Wie wäre es, wenn man für unser 25-Pfennigstück, diese „Zierde“ unserer Münzen, so einen ähnlichen Ausweg suchte? Vielleicht würde die Sparfamkeit gehoben, wenn man den Münzen die Möglichkeit zu tollen nähme.

— Ein türkisches Kriegerdenkmal. Die Verfassungskämpfe in der Türkei sind noch in Erinnerung. Gar mancher hat sein Leben für die Freiheit geopfert. Nun hat man auf dem „Hügel der Freiheit“ (siehe Seite 380) den Gefallenen ein Denkmal errichtet.

— Das kleinste Haus Londons. Wie ein Dreikönigshoch nimmt sich das kleinste Haus Londons (siehe Bild S. 380) zwischen zwei großen Palästen der Riesenstadt aus. Es handelt sich um ein altes Familienerbstück, das der Besitzer trotz hoher Angebote nicht veräußern will.

— In Erwartung. Aber wessen? Vielleicht kommen Vater und Mutter von der schweren Feldarbeit nach Hause. Die kleinen Weinschen sind aber noch zu langsam und zu schwach, um den Lieben weit und schnell entgegenzueilen zu können. Da hat denn das alte größere Schwesterchen die Kleine auf den Rücken genommen (siehe Bild Seite 381) und sie eilen freudig der Mutter entgegen.



### Zur Unterhaltung.



— Friedrich II. wollte einem Offizier einen Orden verleihen, aber der Offizier weigerte sich, ihn anzunehmen und erklärte pathetisch, nur auf dem Schlachtfelde wolle er einen Orden verdienen. „Sei Er kein Narr,“ sagte Friedrich, „und häng' er sich das Ding um; ich kann doch seinetwegen keinen Krieg anfangen.“

— Auf einer Reise in Rütland trat König Friedrich VI. von Dänemark in eine Dorfschule. Die Knaben zeigten sich munter und frisch, und der König fragte: „Jungens, wer sind die größten Könige von Dänemark?“ In einem Atem riefen die Jungen: „Kanut der Große, Waldemar Christian IV.“ Ein Junge, dem der Schulmeister etwas zugeflüstert hatte, hob den Finger in die Höhe. „Weißt du noch einen?“ fragte der König. „Ja, Friedrich VI.“ „Was hat denn der Großen getan?“ Der Knabe schwieg verlegen und stotterte endlich: „Ich weiß es nicht.“ „Tröste dich mein Junge,“ sagte lächelnd der König, „ich weiß es auch nicht.“

— Der Kaiser Leopold II. hatte ein besonderes Talent zum Klötenspielen. „Ewig schade,“ sagte einst sein Kapellmeister, „daß Ew. Majestät kein Musikus geworden sind.“ „Laß Er's gut sein,“ antwortete Leopold, „wir stehen uns halter so besser.“

— Herzog Karl von Württemberg pflegte in der Ernte Soldaten zum Einheimen der Früchte auf seinem Gute Hohenheim zu verwenden. Er liebte es, den Aufseher zu machen, und wenn ein Arbeiter nicht flink angriff, so ließ er denselben auf die erste beste Garbe legen und ihm eine Anzahl Stodhiebe geben. Bei einer Exekution, bei der alle Anwesenden zitterten, fing einmal ein Soldat laut an zu lachen. Der Herzog eilte voll Zorn mit aufgehobenem Stode auf den Soldaten zu und fragte: „Aerl, was lachst du?“ „Herr,“ entgegnete der Soldat, „ich muß lachen, denn ich habe noch nie auf das Schneiden so rasch drehen sehen.“ Diese Antwort bewahrte den Lacher vor dem nämlichen Schicksal.



### Rätsel.



#### Bexierbild.



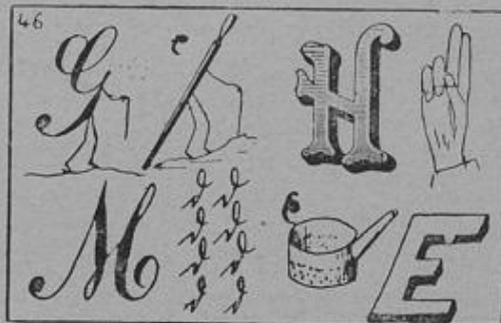
Wo ist der Leuchtturmwächter?

#### Silben-Rätsel.

Die Sage meldet, daß in grauer Zeit  
Ein Schatz von Edelsteinen und Geschmeid'  
Versenkt ward auf den ersten tiefsten Grund,  
Und keinem wurde diese Stelle kund.

Dort ruhte nun viel tausend Jahr' die zwei,  
Behütet von der Nixe nur und Fei,  
Bis daß ein Meister hob das ganze Wort,  
Das nun gewaltig tönt im Volke fort.

#### Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kapsel-Rätsel: Rote, Otter, Bier, Ei, Maß, Drei, Erich, Reim, November.

Charade: Lustspiel.

Rebus: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.

Redaktion: Erwin Thynnen;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. H.; beide in Düsseldorf.



## Die Hochzeitskosten.

Humoristische Skizze von Gustav Endriß.

(Nachdruck verboten.)

In dem einfachen Wohnzimmer des Gemeindevorstehers Mehnen saß Hilde, die 18jährige Tochter des Dorfgewaltigen, und schrieb eifrig an einer Liste. Bisweilen schaute sie nach der Wanduhr, und als diese die vierte Stunde ver kündete, langte Hildchen das Löschblatt aus der Schublade heraus, bedeckte das Schriftstück damit und strich mehrmals mit der kleinen Hand über das Papier. Dann faltete sie das Dokument und legte es in ein offenes Kувert.

„Hier, Vater,“ sagte sie lebhaft, „die Liste ist fertig.“

„Schön, Hildchen,“ sprach das würdige Dorfsoberrhaupt und steckte das Papier in seine Rocktasche. Dann nahm er Hut und Stoch, stellte sich noch einmal vor den einfachen Wandspiegel, strich sich den kräftigen Schnurrbart und verließ gravitätisch das Haus.

Lange schaute ihm Hilde nach. Dann brach sie in lautes Lachen aus.

„Er wird schön überrascht sein, wenn er Nr. 7 liest. Schade, daß ich nicht dabei sein kann.“

„Plötzlich kam ihr ein Gedanke, der sie lebhaft beschäftigte. „Ich hab's gefunden,“ rief sie und tanzte im Zimmer umher. „Das wird ein Hauptspaß werden!“

„Was ist denn los?“ sagte die Mutter, als sie beim Hereintreten Hilde in dieser lustigen Stimmung fand.

„Hast du das große Los gewonnen?“

„Noch nicht. Aber es kommt bald.“

„Mädel, bist du toll geworden? Geh in die Küche, der Rudeksteig ist noch nicht fertig. An die Arbeit!“

Wenige Minuten später schlich Hildchen zum Hause hinaus. Inzwischen war der Landwirt und Dorfvorsteher Mahner in dem Schullokale, wo die Gemeindevorsteherungen abgehalten wurden, angekommen

und hatte sich auf dem Ehrensitz niedergelassen. Nach zehn Minuten war die Versammlung vollzählig und die Sitzung begann. Er öffnete die Liste und las:

Nr. 1: Instandsetzung der Straßenrinnen.  
„Wir wollen es lieber beim alten Zustand belassen,“ sagte der alte Kirschaum. „Es kostet uns nur viel Geld.“

Das Dorfsoberrhaupt schüttelte den Kopf und sprach langsam: „Wir sind es der Schönheit unseres Dorfes schuldig, daß Abhilfe geschaffen wird. Ich stimme für die Instandsetzung.“

Damit war der Antrag zu Gunsten des Bürgermeisters entschieden.

Dann folgte Nr. 2: Anlegung einer Wasserleitung. Wieder erhob sich der Kirschaum und sprach gegen diese Neuerung.

„Unsere kleine Gemeinde kann die Kosten nicht tragen.“ Der Bürgermeister aber trat lebhaft für die Wasserleitung ein und nach hartem Kampfe siegte seine Partei.

Dann kamen die folgenden vier Anträge; sie wurden ohne Debatte genehmigt.

Jetzt trat aber etwas Unerwartetes ein. Mechanisch griff der Dorfgewaltige wieder zu der Liste und verkündete den Antrag Nr. 7: Beitrag zur Bestreitung der Hochzeitskosten für Hilde Mahner.

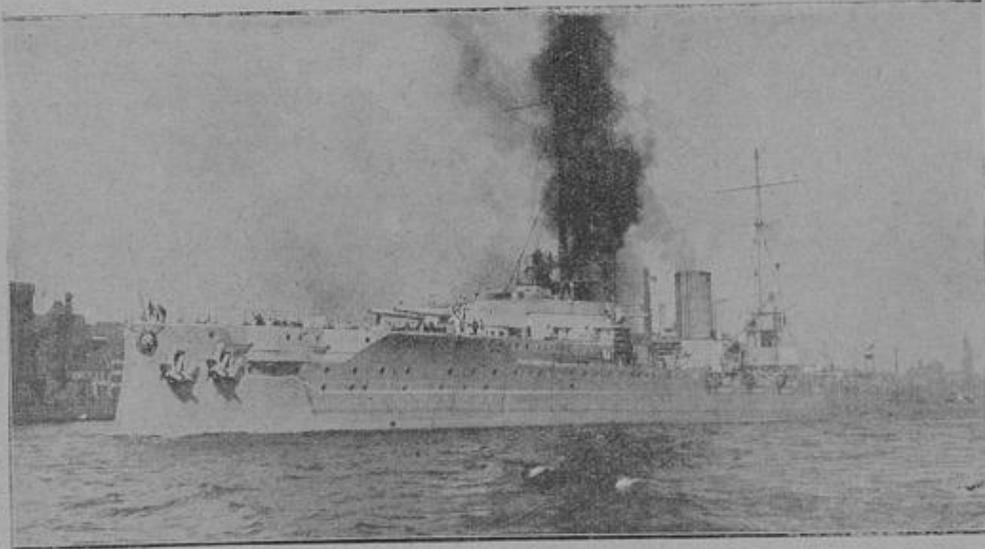
Zweimal las er diesen merkwürdigen Satz, dann griff er sich mit der Rechten an die Stirn und sank lautlos auf den Stuhl nieder.

„Der Bürgermeister ist verrückt geworden!“ schrie der Kirschaum und erhob sich von seinem Sitz. „Holt die Zwangsjacke!“

Aber die anderen brachen in helles Lachen aus, und der junge Kohlenbauer schrie mit Stentorsstimme in die aufgeregte Versammlung hinein:

„Ich stimme für den Antrag und bewillige 200 Mark.“

„Brav!“ rief sein Freund, der Birkenazi und schüttelte den Gemeindevorsteher, der immer noch wie geistesabwesend auf dem Stuhle saß. „Bürgermeister, wache endlich auf!“



Der neue deutsche Panzertreuzer „Von der Tann“.

Dies wirkte. Wie ein von Furien Befessener erhob sich das würdige Dorfoberrhaupt, strich nochmals über die Stirn, um den eben erlebten Zwischenfall aus der Erinnerung auszulöschen und schrie in die tobende Versammlung hinein: „Ich erkläre die Sitzung für geschlossen!“

„Oho!“ rief der Birkenmazi und sagte abermals den Bürgermeister am Arme. „Der Antrag Nr. 7 muß erledigt werden.“

„Der gehört nicht zur Liste.“

„Er steht aber doch darauf. Du hast ja die Liste selbst aufgestellt, und bist für die Richtigkeit verantwortlich.“

„So ist es!“ erscholl es von allen Seiten. „Es muß über den Antrag debattiert werden.“

Sofort erhob sich der Kohlenbauer und sprach mit lebhafter Gebärde: „Ich bitte über meinen Antrag abzustimmen.“

Alle waren dafür, mit Ausnahme des Kirschbauers.

„Ich verweigere die Protokollierung dieses Antrages. Sie ist ungeschicklich,“ bemerkte der Bürgermeister und erhob sich von seinem Sitze.

Es entstand eine große Lärmzene, aus der man die rauhe Stimme des Kirschbauers und die schrillen Laute des Birkenmazi am deutlichsten heraushörte, die als erbitterte Gegner einander gegenüber standen.

Schon wollten die beiden Gegner handgemein werden, indem der Nazi dem Alten am Kragen zu packen versuchte, als eine helle Mädchenstimme sich am offenen Partierfenster vernehmen ließ, und die Ruhe der tobenden Gemeindeverordneten wieder herstellte:

„Vater, die Kuh hat gekalbt, du sollst sofort nach Hause kommen!“ Also erscholl es aus dem Munde des Bürgermeisterstüchters in die kampflustige Menge hinein.

Allgemeines Gelächter folgte diesen bedeutungsvollen Worten Hildes, und unter lebhaftem Geplauder verließen die Mitglieder des Gemeinderates den Schauplatz ihrer ruhmreichen Taten.

Die Freude über den Zuwachs im Viehbestande des Hauses Mahner konnte den Ärger, den der Bürgermeister über seine großartige Niederlage erlitten, nicht gut machen. Tagelang ließ er wie geistesverwirrt umher, während ihm Hilde ängstlich aus dem Wege ging.

Die Mutter sah wohl das seltsame Benehmen der beiden, wagte es aber nicht, um Aufklärung zu fragen, denn wenn der Vater verstimmt war, so war es am Besten, ihn gewähren zu lassen. Aber bei Hildchen klopfte sie endlich doch an, ihre Neugierde siegte, und mit diplomatischer Schlaubeit begann sie die Einleitung.

„Vater hat wohl Ärger im Gemeinderat gehabt?“

„Ja, Mutter, sie wollten eine Summe bewilligen, und da war er dagegen.“

Diesen Fall hatte sie noch nie erlebt. Sonst hatte er immer gellagt, daß die geizigen Bauern die Entwicklung des Dorfes hemmten, und nun wurde die Sache auf den Kopf gestellt.

„Um was handelte es sich denn?“ frug sie, indem ihre Mienen ein lebhaftes Staunen verrieten.

„Um eine Beihilfe zur Bestreitung der Hochzeitskosten für eine hiesige Bürgerstochter.“

„Wie!“ rief die Bürgermeisterin entsetzt aus, „habe ich recht verstanden? Beitrag für Hochzeitskosten? Aber das ist doch gar nicht möglich!“

„Doch, doch! ich habe es selbst auf der Liste gelesen.“

Dies bekümmert ging die Mutter in die Küche und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Es war ihr jetzt zur Gewißheit geworden, daß ihr Mann krank, schwerkrank sei, und es schmerzte sie umso mehr, weil dieses Leiden seinen Geisteszustand beeinträchtigte.

„Wenn er schließlich seine Sinne verliert, was dann?“ Sie sah schon, wie er seines Amtes als Ortsvorsteher, an dem er mit so großem Stolze hing, entsetzt wurde, und malte sich mit Schrecken aus, daß die ganze Wirtschaft zurückgehen würde.

„Nur rasch zum Arzte!“ rief sie Hilde zu, als diese in der Küche erschien.

„Warum denn? Ich bin doch nicht krank!“

„Aber der Vater! Siehst du nicht, wie sein Geist sich verwirrt?“ Hildchen lachte und wollte sich wieder entfernen.

Dies brachte die Mutter erst recht in Harnisch.

„Wie kannst du nur lachen bei einer so ernstlichen Angelegenheit?“ sagte sie in strengem Tone. „Ich sage dir, hole den Arzt!“

Hilde hatte noch nicht das Haus verlassen, als der Kirschbauer in dem Flur, erschien und einen Sack Kartoffeln brachte.

Freundlich begrüßte ihn Frau Mahner und führte ihn in die Küche.

„Was macht der Bürgermeister?“ war seine erste Frage. „Oh, der ist merkwürdig.“

„Ja, ja, er ist nicht mehr ganz richtig hier.“ Dabei zeigte er auf die Stirn und erzählte dann den Fall mit den Heiratskosten.

„Also doch!“ bemerkte die Frau betroffen. „Ich wollte es nicht glauben.“

„Geben Sie nur acht auf ihn, daß er nicht tobsüchtig wird! Im Gemeindelokal hängt die Zwangsjacke.“ Er schickte sich zum Weggehen an, als Hilde auf dem Schauplatz erschien und mit heiterem Gesichte die baldige Ankunft des Arztes verkündete.

Nun konnte sich der Alte nicht zum Fortgehen entschließen. Einen solchen Fall hatte er noch nie erlebt, und mit Spannung wartete er auf das Erscheinen des Doktors.

Da gingen die Türe auf und herein traten der Kahlenbauer und der Birkenmazi in jovialster Stimmung.

„Wo ist der Bürgermeister?“ rief letzterer, „er muß uns den Hochzeitsbeitrag bezahlen. Der Gemeinderat hat ihn bewilligt. Nicht wahr, Kirschbauer?“

Dieser machte eine abwehrende Handbewegung. Dann fuhr der Sprecher fort: „Der Kahlenbauer ehelicht demnächst die hochehrenwerte Jungfrau Hilde Mahner und hat Anspruch auf Beihilfe zur Deckung der Hochzeitskosten.“

„Davon ist mir nichts bekannt!“ warf jetzt die Frau Bürgermeisterin dazwischen.

„Dann soll die eigene Tochter als Zeugin auftreten. Nicht wahr, Hilde, es ist so?“

„Alles stimmt, Mutter! Der Vater kann nicht zurücktreten, es liegt ein Gemeindecbeschuß vor.“

„Oho!“ versetzte der Kirschbauer erregt, „die Gemeinde bezahlt keinen Pfennig.“

„Dann bewilligt es der Vater aus eigenen Mitteln,“ sagte das lustige Bürgermeisterstüchterslein mit salamoniischer Weisheit.

Nun wurde der Ortsvorsteher herbeigeholt und in die Mitte des Kreises gestellt.

„Wie ist es mit dem Gelde?“ fragte Nazi.

„Ich kann es nicht der Gemeindecasse entnehmen, ich würde abgesetzt werden. Die Behörde läßt nicht mit sich spassen. Und eine Gemeindecstung ist keine Karnevalsversammlung.“

„Ganz richtig!“ bemerkte der Birkenmazi, „aber es gibt einen Ausweg. „Um dich in deiner hohen Würde zu belassen, stimme ich dafür, daß du die zweihundert Mark für Hildes Hochzeit aus der eigenen Tasche bestreitest.“

„Unterstützt!“ sagte der Kahlenbauer in lebhaftem Tone und zog Hilde an sich.

„Ich bin ebenfalls dafür,“ sagte das liebevollende Mädchen, „und hoffe auf Bewilligung. Eine Bürgermeisters-tochter muß eine würdige Hochzeit feiern.“

„Jawohl!“ bestätigte der alte Kirschbauer, dem die Sache jetzt Spaß machte. „Bürgermeister, du mußt bezahlen!“

„Nun denn in Gottesnamen,“ sprach das Dorfoberrhaupt, und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Dann löste sich die Versammlung auf.



## Ein Besuch bei P. Hartmann von an der Lan-Hochbrunn.

Von C. Schmitz-Schönstein.

Den Künstler Pater Hartmann hatte ich schon lange kennen und schätzen gelernt; aus der stattlichen, seinen eisernen Fleiß bezeugenden Zahl seiner 72 Werke, unter denen die sieben großen Oratorien seinen Welt Ruf schufen, hatte mich schon manches Stück ergriffen und mit Bewunderung für den genialen Tonschöpfer erfüllt. Aber gar zu gerne wäre ich auch einmal dem Menschen näher getreten. Mir ging's, wie seinem Freund Attilio Boni, dessen Schilderung über den ersten Besuch beim Künstler ich unlängst in einer italienischen Zeitschrift gelesen hatte: Wir arme Sterbliche verspüren eine ganz eigentümliche Genugtuung in der Bekanntschaft mit Männern, die mit ihrer genialen Veranlagung durch eigene Kraft sich über uns und ihre ganze Umgebung hinausgehoben haben.

Als ich im Münchener Franziskanerkloster, wo der Künstler seit 1906 nach seiner Uebersiedelung von Rom ein neues und viele Anregung bietendes Heim gefunden hat, zum ersten Male mich zu einem Besuch einfaud, hörte ich schon von weitem die klangvollen Töne seines Klaviers, und andächtig lauschend blieb ich bis zum Ende des Spieles vor seiner Zellentür. Es waren, wie ich bald erfuhr, einige Stellen aus seinem neuesten Oratorium „Te Deum“, das seiner Vollendung entgegengeht.

Als ich auf ein freundlich klingendes „Ave“ die Tür öffnete, wurde ich mit einer so seltenen, fröhlichen Liebenswürdigkeit empfangen, daß meine Erwartung auf die jersaphische Geduld und Nachsicht des Franziskaners noch weit übertraffen wurde.

P. Hartmann ist eine imponierende, dabei außerordentlich sympathische Erscheinung; seine charakteristischen, scharf geschnittenen Züge erzählen wohl von rastloser, unermüdlicher Arbeit, verraten aber wegen des ewigen Lächelns nichts von dem Künstlerlos und Künstlerleid, an denen auch er lange tragen mußte, bis er sich in der musikalischen Welt durchgesetzt hatte.

Was ich von andern besonders hatte rühmen hören, fand ich in unserer langen Unterredung vollaus bestätigt: Die Gefahr, der wir Deutsche im Ausland so schnell und leicht erliegen, ist an P. Hartmann spurlos vorübergegangen; er ist trotz seines lange Jahre währenden Aufenthalts im Auslande ein Kerndeutscher geblieben, und dieselbe ehrliche Begeisterung, die er als junger Tiroler für seinen Kaiser Franz Josef fühlte, trägt er heute noch stolz in seinem Herzen. Der kaiserliche Dant für den Glückwunsch traf gerade während meines Besuches ein.)

Und noch eins: trotz der rauschenden Anerkennungen, trotz der zahlreichen glänzenden Triumphe, die er in Rom, in Petersburg, Wien, Newyork, Würzburg, Bamberg und vielen anderen Städten des In- und Auslandes feiern konnte, ist er der einfache, selbstlose Franziskaner geblieben, der am liebsten in seiner 4 Meter langen und nicht ganz so breiten Zelle weilt und der mit seiner großen Kunst als echter Sohn des heiligen Franz an erster Stelle zu predigen wünscht. Ich habe einmal irgendwo seine Musik treffend als Franziskanermusik charakterisiert gefunden; als ich jetzt ihm gegenüber saß — er hatte in Ermangelung eines zweiten Stuhles auf dem Beirande Platz genommen — dachte ich unwillkürlich und lebhaft an den Wunsch seines Ordensstifters, des lebenswürdigen hl. Franz von Assisi, der seine Söhne als ioculatores Dei, als fröhliche Spielleute Gottes in die Welt schickte. —

Als ich nun, wie ich mir wenigstens einbildete, in sehr geschickter Weise meiner Reporterstätigkeit genügen wollte, hatte der durch lange und vielfach auch wohl üble Erfahrung gewitzigte Pater meine Absicht bald gemerkt, und viel mehr als einige trockene Daten war nicht aus ihm herauszubringen. P. Hartmann ist am 21. Dezember 1863 als Sproß des um Tirol und das Kaiserreich hochverdienten Adelsgeschlechtes berer von an der Lan-Hochbrunn geboren. Schon im Alter von sechs Jahren besuchte er die Schule des städtischen Musikvereins für Gesang in Bozen, wo er auch später in dem von Franziskanern geleiteten Gymnasium den humanistischen Studien oblag.

1879 trat er in Salzburg in den Franziskanerorden und hatte das Glück, den damals weit über die Grenzen Tirols berühmten Pater Petrus Singer als Lehrer im Orgelspiel und in der Kompositionslehre zu erhalten. (Pater Hart-

mann hat jüngst seinem verehrten Lehrer, dem Erfinder des Harmoniums und dem genialen Erbauer des einzigartigen Pansymphoniums in einer prächtigen Biographie ein den Meister und Schüler gleich ehrendes Denkmal gesetzt.)

Nach seiner Priesterweihe im Jahre 1886 wirkte er mit großem Erfolg verschiedene Jahre als Organist, Chordirektor und Musiklehrer in Wien, bis er im Alter von 30 Jahren seine Versetzung nach Jerusalem erhielt, wo er in der Erlöserkirche und später auch in der Grabeskirche das ehrenvolle Amt eines Organisten versah. Schon nach zwei Jahren rief ihn der Ordensgeneral Luigi da Parma nach Rom ins Mutterkloster Ara Coeli auf dem Kapitol, das heute zum größten Teil dem Viktor Emanuel-Denkmal Platz machen mußte. Durch die großen Eindrücke an den heiligsten Stätten der Christenheit stark beeinflusst und durch ernste, systematische Studien der alten und modernen Meister der Musik befruchtet, begann Pater Hartmann als ausgereifter Mann in der ewigen Stadt seine Laufbahn als Oratorienkomponist, die ihn für alle Zeiten zu einem Berufenen in der musikalischen Welt gemacht hat.

Kaum war er in seiner kleinen Klausel auf dem Kapitol mit dem wunderbaren Blick auf die ewige Stadt heimisch geworden, begann er, wie von seiner Umgebung inspiriert, sein erstes Oratorium „St. Petrus“, das gerade dann seinen Namen weiteren Kreisen bekannt machte, als am musikalischen Himmel der Stern Lorenzo Perosi's leuchtend aufgegangen war.

Es war für den echtdeutschen P. Hartmann ein Wagnis, gegenüber der von ausgeprägt nationalen und nationalistischen Gründen getragenen Perosi-Begeisterung als Oratorienkomponist in Rom und in Italien überhaupt zu debütieren. Und doch war sein Erfolg über die kühnsten Erwartungen hinaus überraschend groß. Es mußten verschiedene Wiederholungen gegeben werden, die der Künstler selbst dirigierte, und als zu einer derselben die beliebte Königin-Mutter Margherita erschien und dem Meister in der Franziskanerkloster vor all den Tausenden die Hand küßte, kannte die Begeisterung der heißblütigen Italiener für den schnell populär gewordenen „Padre Artemano“ keine Grenzen mehr. In rascher Reihe folgten in den nächsten Jahren

große Oratorien „St. Francisus“, das dem Kaiser Franz Josef von Oesterreich, „Das letzte Abendmahl“, das Sr. Majestät dem deutschen Kaiser gewidmet ist; ferner im Jahre 1906 „Der Tod des Herrn“, gewidmet der theologischen Fakultät der Universität Würzburg, die dem Künstler den Ehrendoktor verliehen hatte, und schließlich im Jahre 1908 „Die sieben letzten Worte“, deren Widmung König Alfons von Spanien huldvoll angenommen hat.

In Deutschland wurde P. Hartmann recht eigentlich bekannt, als man ihn ganz gegen seinen Willen als Vertreter einer deutschen Kirchenmusik aufstellte, zur Zeit, als Perosi von der deutschen Kritik recht kühl und vielfach ablehnend aufgenommen wurde. Für P. Hartmann war es eine große Genugung, daß dagegen die gefürchtetsten Musikkritiker bei seinem ersten Auftreten in Wien sein dort aufgeführtes Oratorium „St. Francisus“ sehr sympathisch beurteilten. Der wegen seiner scharfen, rücksichtslosen Feder bekannte Rezensent der „Neuen freien Presse“, Eduard Hanslik, gab im Eingang einer langen Besprechung der ersten Aufführung folgendes Stimmungsbild von der Sensation, die die alte Kaiserstadt mit dem Auftreten des Franziskaners erlebte:

„Es mag 4 Wochen her sein, daß verschiedene recht weltkundige Musiker Rose's Musikalienhandlung mit der neu-



H. P. Hartmann



Das Wohn- und Arbeitszimmer des Kronprinzen auf dem Lloyd-Dampfer „Prinz Ludwig“.

äterigen Frage fürchten, wer denn der fremde Mönch sei, welcher da in allen möglichen Formaten und unzähligen Exemplaren im Schaufenster mitten unter den bekanntesten Sängern und Schauspielern prangte. Einige Belehrung mit neuem Erstaunen brachten die hiesigen Anschlagzettel mit der Ankündigung von drei aufeinander folgenden Aufführungen eines Oratoriums „Sanct Franciscus“ von P. Hartmann im großen Musikvereinsaal. Gleich drei Aufführungen eines Oratoriums, das, wie der Komponist selbst, hier kaum dem Namen nach bekannt war. Welches Wunder! Man denke nur ein wenig zurück und male sich das ungläubige Erstaunen aus, wenn etwa Felix Mendelssohn im Jahre 1837 drei Aufführungen seines bereits in der ganzen Welt gefeierten, nur in Wien noch unbekanntem Meisterwerkes „Paulus“ angekündigt hätte! Immerhin, — die Billette zur ersten Aufführung des „Sanct Franciscus“ waren 8 Tage vorher ausverkauft.“

Mit seinem Auftreten in Wien, bei welcher Gelegenheit selbst Kaiser Franz Josef zum ersten Mal nach 30 Jahren wieder einer musikalischen Veranstaltung außerhalb der Hofburg beizuhöhen, war P. Hartmanns Ruf in Deutschland fast begründet. Seitdem vergeht kein Jahr, ohne daß er während des Winters in verschiedenen Städten Deutschlands Aufführungen seiner Oratorien leitet. Als ich bei ihm war, rüstete er schon zur Fahrt nach Breslau, und als ich ihm zum Abschied die Hand drückte und sagte: „Auf Wiedersehen am Rhein“, gab er mit seinem Lächeln die Antwort: „Chi lo sa?“ Und ich dachte an den elegischen Zeuxter, den einmal sein Freund Attilio Boni tat, als einer Aufführung in Rom Schwierigkeiten erwachsen: „Nel campo della musica sacra non brillano che due splendissime, uniche gemme, eppure . . . eppure . . . oh, miseria umana!“

Und doch ist wahr, was Bruder Willram, sein Freund und Landsmann, von seinen Werken gesungen hat:

Das sprühte stolz in märchenhafter Schöne  
Und brach zum Herzen sich gewaltsam Bahn;  
Im Perlenregen dieser Wundertöne  
Ring in der Brust ein heit'res Blüten an.  
Du hast des Himmels dunklen Purpurrosen  
Die Glut entlockt zu deinen Melodien;  
Der Meeresbrandung sturmgeb'ornes Tosen  
Hat ihren Donner deinem Ohr verlieh'n.  
So tönen mächtig deine Hauberweisen,  
Ein klarer Strom, voll Majestät dahin;  
Das ist kein Tändeln und kein schillernd Gleichen:  
Es atmet zitternd deutsche Kraft darin.

Ja, deutsche Kraft, wie nur das Land der Birne,  
Wie sie Tirol im Schoß der Berge hegt.  
Nicht welscher Lorbeer schmücke deine Stirne:  
Ein Eichenkranz sei dir ums Haupt gelegt!

## Der Strassenjunge.

Erzählung von Walther Kabel.

(Nachdruck verboten.)

Als Percy Gifford am Vormittag des 30. April sein Arbeitszimmer im Kriegsministerium betrat, fand er folgenden Brief seiner Tante, der Lady Warrington, vor:

„Lieber Nefle! Bei den vielen Vorbereitungen, die unser für heute nachmittag geplantes erstes Gartenfest zur Feier des Einzuges des 1. Mai erforderte, haben wir ganz vergessen, Dich einzuladen. Soeben erst erinnerte mich Felicia, die mit Lord Cowper vom Tennisplatz zurückkehrte, an diese Unterlassungssünde. Selbstverständlich erwarten wir Dich. Du gehörst ja zur Familie. Ich schicke diesen Brief ins Ministerium, damit Du ihn ganz bestimmt noch rechtzeitig erhältst. Nebenbei — hättest Du Dich in den letzten Tagen bei uns blicken lassen, so wäre es in mehrfacher Beziehung für Dich besser gewesen, — ganz abgesehen davon, daß Deine Person dann nicht bei der Aufstellung der Liste der Einzuladenden übersehen worden wäre. — In alter Liebe . . . Deine Tante Helene Warrington.“

Hauptmann Gifford war über den letzten Teil dieses Schreibens recht wenig entzückt. Nochmals überflog er die letzten Sätze . . . „In mehrfacher Beziehung für Dich besser gewesen . . .“ stand da. Und das war doch sicherlich nichts anderes als eine Warnung von Tante Warrington, die Lord Cowper, seinen hartnäckigsten Nebenbuhler um die Gunst seiner ebenso schönen wie reichen Cousine Felicia, auch nicht sonderlich schätzte und dem von ihr bevorzugten Nefen leise andeuten wollte, daß es für seine Werbung um Felicia eben besser gewesen wäre, wenn er dem andern nicht so oft Gelegenheit gelassen hätte, mit seiner Angebeteten allein zu sein. Ja, fraglos war dies die richtige Lösung, sagte er sich Ingrimmig und machte sich dann ziemlich unlustig an seine Arbeit.

Nach einer Stunde wurde er zu dem Vorstand der fünften Abteilung des Kriegsministeriums, zu Lord William Gifford, seinem Onkel, gerufen.



Das Schlafzimmer der Kronprinzessin auf dem Lloyd-Dampfer „Prinz Ludwig“.



Die Garcia-Brücke und das Uferhotel in Blumenau.

„Ich bin mit deinen bisherigen Leistungen sehr zufrieden, Percy,“ begann dieser mit einem fragenden Blick auf die Aktentasche, die der Hauptmann ängstlich unter dem Arm festklemmte. — „Ich sehe auch, du hältst dich genau an die Instruktion. In der Tasche befindet sich doch deine jetzige Arbeit, nicht wahr? . . . Gut so! Nie etwas von geheimen Papieren in deinem Zimmer zurücklassen, nie . . . auch wenn du es nur auf wenige Augenblicke verläßt! Wir sind selbst hier nicht vor Spionen sicher, — vergiß das nicht! Entweder zurück mit den Sachen in den Archivraum oder bei Gängen hier im Ministerium alles mitnehmen! —

Doch nun zu dem eigentlichen Zweck dieser Unterredung. Ich habe hier eine Zusammenstellung der amerikanischen Kriegshäfen nebst genauen Zeichnungen der sie schützenden Festungsanlagen. Du siehst hier in den Zeichnungen mit feinen roten Strichen die Punkte markiert, die wir bei einem Rencontre mit Amerika auf Grund unserer bisherigen Informationen als die günstigsten bei einem Angriff von der Landseite festgelegt haben. Der erste Lord der Admiralität fordert nun von uns bis morgen mittag eine Ergänzung dieser Pläne an der Hand von Aufzeichnungen und Skizzen, die in diesem Umichlage eingeschlossen sind und uns von unserem Militärattaché als äußerst wichtig lesthin zugestellt wurden. — Hier, packe die Papiere mit in deine Ledertasche ein, damit nichts verloren geht! — Ich freue mich wirklich, Percy, dir diese Arbeit anvertrauen zu können. Erledigst du sie zur Zufriedenheit des ersten Lords, so dürfte dir eine Vorpatentierung sicher sein. — Morgen mittag lieferst du die Arbeit an Oberst Palmer ab! Ich muß nach Dover zur Besichtigung der neuen Unterseeboote reisen, kann daher auch nicht nachmittags zum Gartensfest zu Warringtons. — Wichtig — daran denke ich erst jetzt: Du wirst unter diesen Umständen gleichfalls auf das Matsfest verzichten müssen! Schadet nichts! Die Pflicht geht vor, nicht wahr, Percy? So haben es noch alle Giffords stets gehalten . . .!“

Es war beinahe zwölf Uhr, als der Hauptmann in sein Zimmer zurückkehrte und sich mit verzweifelter Gifer zunächst an die Sichtung des Materials für seine neue Aufgabe machte fest entschlossen, heute das Feld dem jetzt ehrlich verhassten Nebenbuhler allein zu überlassen. Aber je weiter der Zeiger der Uhr vorrückte, je mehr Percy übersehen konnte, wieviel Zeit er für seine Ausarbeitung brauchen würde, desto häufiger irrten seine Gedanken ab und formten sich endlich zu einem bestimmten Entschluß.

Percy wollte am Nachmittag zu Warringtons hinausfahren und dafür

lieber nach seiner Heimkehr in seiner Wohnung die Nacht durcharbeiten, ohne sich schlafen zu legen, trotzdem es aufs strengste verboten war, irgendwelche Papiere, und sei es nur für Stunden, aus den Räumen des Ministeriums zu entfernen. Und diese letztere Vorschrift zu übertreten, wurde ihm am schwersten. Aber die Sehnsucht, Felicia Warrington wiederzusehen, und der Wunsch, endlich Gewißheit über die Aussichten dieser bisher so still verborgenen Liebe zu erhalten waren stärker als alle Bedenken.

Der dem Hauptmann Gifford zugeleitete Bürodiener, ein Irländer, namens James Morris, vertauschte nach dem Fortgange seines Herrn in feberhafter Eile seine Dienstausrüstung mit einem unscheinbaren Zivilanzug. Und wenige Minuten nachher befand er sich bereits auf dem Wege zu Lord Edward Cowper, der vor einiger Zeit ein vornehmes Junggesellenheim in einer der Nebenstraßen in der Nähe des Kriegsministeriums bezogen hatte.

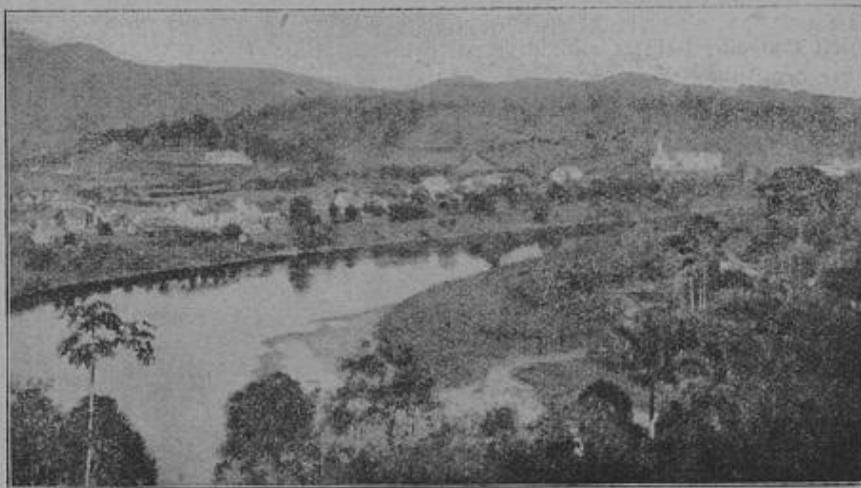
— Edward Cowper, der letzte Sproß eines altadligen Geschlechts, gehörte zu jenen fragwürdigen Existenzen, wie sie das Londoner Klubleben mit seinen Spielzirkeln, in denen oft fabelhafte Summen umgefickt werden, hervorzubringen und über Wasser zu halten vermag.

James Morris hatte nun schon mehrere Male vergeblich an der Flurtür zu Lord Cowpers Wohnung geklopft. Endlich hörte er einen leisen Schritt und sah auch hinter dem in die Tür eingelassenen Fensterrahmen ein spähenes Auge erscheinen. Dann stand der Lord in elegantem, hellem Gehrodanzug, eine Rosenknospe im Knopfloch, vor ihm.

„Was gibts, Morris? . . . Und diese Unvorsichtigkeit — wie können Sie nur!“ sagte Cowper hastig, mit gedämpfter Stimme, ohne den Besucher einzulassen. „Ich habe auch wenig Zeit, muß sofort zu den Warringtons zu dem Gartensfest.“

Der Irländer flüsterte ihm jedoch schnell einige Worte zu, die ihre Wirkung nicht verfehlten. — Dann saßen sie sich in Lord Edwards Wohnzimmer gegenüber.

„Hauptmann Gifford,“ begann Morris hastig, „hat heute verschiedene Dokumente und Pläne mit sich genommen, die er vormittags von Oberst Gifford ausgehändigat erhielt. Ich habe, als ich ihm neue Tinte in das Schreibzeug füllte, genau hingesehen. Es waren Zeichnungen von Festungen mit daran angeklebten langen Beschreibungen. Als er vor einer Viertelstunde etwa das Ministerium verließ, hatte er sich das Paket mit den Papieren unter den Rock geknödet. Es zeichnete sich ganz deutlich ab. Für mich besteht kein Zweifel: augenblicklich befinden sich in Hauptmann Giffords Wohnung Urkunden, die in unseren Händen . . . zu



Die deutsche Kolonie Blumenau in Brasilien.

Geld werden könnten. Euer Gnaden verstehen mich, nicht wahr?"

Lord Cowper nickte eifrig. „Ja, Sie haben recht, Morris, wir müssen versuchen, die Urkunden in unsere Finger zu bekommen. Die Frage ist nur, wie man's anfangen soll!“ . . .

Der Irländer wiegte den Kopf bedenklich hin und her. „Ja, das „wie“. Euer Gnaden, — das wird uns schwer fallen . . .! Mit Gewalt ist da nichts zu machen. Der Hauptmann hat einen alten Diener, der die Wohnung kaum verläßt, und nachts wacht der große Windhund mit seinem gefährlichen Gebiß über seinem Herrn! Nur List kann zum Ziele führen . . . Ja — Euer Gnaden, nur . . . List . . .“ Und dabei blinzelte Morris sein Gegenüber bedeutungsvoll an.

\*

Percy Gifford erreichte den letzten Zug nach London noch mit knapper Not. Er war der einzige der Gäste, der die Einladung der Familie Warrington, die Nacht in einem der zahlreichen Fremdenzimmer ihres Landsitzes zuzubringen, ausgeschlagen hatte, wobei er jedoch seiner Tante, Lady Helene, gegenüber einige aufklärende Andeutungen über eine noch zu erledigende Arbeit machte.

Den wahren, so schwerwiegenden Grund seiner bestimmten Weigerung erfuhr nur eine, — Felicia, vor der Gifford fernerhin keine Geheimnisse mehr zu haben brauchte. — Aufatmend lehnte der glückliche Percy sich jetzt in die Polster des leeren Abteils erster Klasse zurück, nachdem er seinen regenfeuchten Paletot über den gegenüberliegenden Sitz zum Trocknen ausgebreitet hatte. Eine Stunde Eisenbahnfahrt lag vor ihm, eine köstliche Stunde des Alleinseins, wo er die beste Gelegenheit hatte, nochmals die Ereignisse dieses Tages zu überdenken . . . Und immer wieder quoll der Herzensjubel in ihm empor, ersüßte ihn fast. Wie hatte er geahnt, daß joviell Seligkeit in einer Menschenbrust Platz haben könnte . . .

Felicia Warrington war sein, war seine Braut geworden, heute, an diesem letzten Tage des April . . . So überraschend schnell war das alles gekommen, so ganz anders, als er sich früher stets den weihelichen Augenblick des zägenden Liebesgeständnisses ausgemalt hatte . . . —

Die Räder kreischten kurz unter den sie pressenden Bremsen auf. Der Zug hielt, und Hauptmann Gifford kletterte verträumt aus seinem Abteile heraus. — Auch hier in London strömte der Regen wie eine Sintflut vom Himmel herab. Nur durch Zufall fand der glückliche Bräutigam noch einen gerade frei gewordenen Taxameier und ratterte darin seiner in einer vornehmen, stillen Straße gelegenen Wohnung zu. Endlich hielt das Gefährt. Er bezahlte schnell, nahm seinen Paletot um die Schultern und schritt die Stufen zu seiner Haustür empor. Schon hatte er den Schlüssel umgedreht, gerade die Hand auf den Drücker gelegt, als der wimmernde Laut einer Kinderstimme ihn erschreckt zur Seite blicken ließ. In der dunklen Ecke der großen, zweiflügeligen Tür lauerte, in einen zerfetzten, triefenden Umhang gehüllt ein vielleicht zehnjähriger Knabe, der jetzt bei des Hauptmanns leisem Anruf schein den Kopf hob, sich aufzurichten versuchte, aber mit einem Wschlaut wieder zurück sank.

„Was tust du hier, Kleiner?“ fragte er mit Mitleid. „Geh' nach Hause, du wirst dich erkälten! Da, nimm das!“ Und er hielt ihm eine kleine Goldmünze unter die Augen.

Aber der Junge rührte sich nicht, schenkte auch dem Goldstück keinerlei Beachtung. Nur das wimmernde Stöhnen wurde stärker und der kleine Körper zitterte jetzt wie Espenlaub.

„So sprich doch, Kind! Ich meine es nur gut mit dir,“ ermunterte er nochmals den Kleinen.

„Herr ich habe Hunger — solchen Hunger!“ erklang ein feines Stimmchen. „Ich kann nicht gehen, bin schon umgefallen, und alle meine Streichhölzer liegen dort — dort hinten im Schmutz. Ach, Herr, nicht zur Polizei, nicht zur Polizei!“ flehte er mit gerungenen Händen, wieder in Tränen ausbrechend. „Sie sperren mich ein! Ich soll nicht betteln. . . Und die Mutter schlägt mich doch, wenn ich ohne Geld nach Hause komme!“

Percy Gifford kannte das Londoner Straßenleben, das Elend und die Armut in den niederen Volksschichten nur zu gut. Er begriff alles. Dieser Junge war eines jener bedauernswerten Geschöpfe, die von den Eltern auf die Gasse hinausgeschickt wurden — am Arm ein Körbchen mit Bündelholzschachteln, nur notdürftig bekleidet, um das Mit-

gefühl der Passanten zu erregen, — einer jener kleinen Straßenhändler, die nichts weiter als abgerichtete Bettler sind. Dieser arme Junge sollte einmal fühlen, daß es wirklich noch barmherzige Menschen gab, sollte sich einmal ordentlich satt essen und im warmen behaglichen Zimmer schlafen!

Percy Gifford war's, als ob er jetzt Felicias liebes Gesicht vor sich sah, das ihn zustimmend anlächelte. Da überwand er sich, nahm das Kind in seine Arme und trug's die wenigen Stufen zu seiner im Hochparterre gelegenen Wohnung empor. Zehn Minuten später sah Will Sanders, wie er sich nannte, in trocken, ihm allerdings viel, viel zu große Wäsche und eine Reisedecke gehüllt, in einem Sessel vor dem Mischeltisch in des Hauptmanns Arbeitszimmer und schlang gierig die kalten Speisen hinunter, die ihm vorgesetzt wurden. Percy Gifford hatte davon Abstand genommen, seinen alten Diener, der in einem kleinen Gemache hinter der Küche schlief, zu wecken, und alles selbst aus dem Eischrantke hervorgefischt, auch dem Kinde beim Ausziehen der völlig durchnässten Lumpen geholfen. Jetzt stand er dabei und freute sich, wie es dem Kleinen schmeckte. Auch Kofian, der große Windhund, hatte mit dem seltsamen Gaste nach anfänglichem Anknurren schnell Freundschaft geschlossen.

Vorsichtig begann der Hauptmann den Jungen nach seinen näheren Verhältnissen auszuforschen. Was der Kleine ihm stotternd erzählte, hatte er vorausgeahnt. Will Sanders war das jüngste von sechs Geschwistern, die Mutter Witwe, arm, so blutarm! Sie wohnte da draußen in dem verurteilten Vorstadtviertel, das Percy nur dem Namen nach bekannt war.

Nach allen möglichen Einzelheiten fragte der Hauptmann. Und immer schauten ihn diese so merkwürdig altflugen, fast lauernden Kinderaugen erst eine Weile nachdenklich an, ehe er eine Antwort erhielt. „Arme, verschüchterte Seele, armer, kleiner Kerl!“ dachte der mitleidige, weichherzige Percy immer wieder, — der ahnungslose blinde Percy, dem es vollkommen entging, wie dieselben Augen aufmerksam jeden Gegenstand im Zimmer musterten, und wie es öfters in höhnischem Triumph in ihnen aufblitzte.

Dann, als das Kind gesättigt war, bereitete er ihm auf dem Diban in der Ecke ein weiches Lager, führte auch Kofian hinaus ins Schlafzimmer, damit der Hund den Kleinen nicht stören sollte. Nur das Licht aus seinem Schreibtische brannte, so daß der Hintergrund des weiten Raumes in graue Dämmerung gehüllt war. Bald hörte er auch, wenn er aufhorchend in seiner Arbeit eine Pause machte, die tiefen regelmäßigen Atemzüge des armen Jungen, dem die Erschöpfung sicherlich einen tiefen, traumlosen Schlaf brachte. So entschwanden die Stunden. Aber mit Hauptmann Giffords Arbeit wollte es nicht recht vorwärts gehen. Vergebens suchte er sich durch eine Zigarre und öfteren Genuß selbst übergebrühten Tees frisch zu erhalten. Seine Gedanken irrten immer wieder ab, umschwärmten Felicia Warrington und zauberten ihm so eine große Sehnsucht ins Herz. Und in solcher Stimmung schaffte es sich schlecht. Mit verzweifelter Anstrengung konzentrierte er nach solchen Abwegen sein Denken aufs neue auf seine Aufgabe. Derters schon waren ihm die Augen vor Müdigkeit zugefallen. Gewaltig riß er sie wieder auf. . . . Er mußte ja fertig werden. . . . Ruhte . . . —

Eine weitere halbe Stunde verging. Percy Gifford war jetzt fest in seinem Schreibtischsessel eingeschlafen, den Kopf in die Hände gestützt, die auf der Tischplatte ruhten. Er schnarchte, und die lauten, rasselnden, sägenden Töne, die bald anschwellen, bald zu einem dumpfen Schnauben sich milderten, brachten in die kleine Gestalt dort hinten auf dem Diban plötzlich Leben. Vorsichtig richtete sich der Junge erst zu sitzender Stellung auf, glitt dann von seiner Lagerstatt herab und schlich lautlos zu seinen zerlumpten Kleidern, die in einer Ecke zu einem Haufen geschichtet, unordentlich dalagen. In wenigen Sekunden hatte er sie übergestreift, ohne das geringste Geräusch zu verursachen. Das vorhin so leidenschaftlich aussehende Kinder Gesicht war jetzt vollkommen verändert. In diesen spitzen, scharfen Zügen, um diese fest aufeinandergekniffenen Lippen und in den forschenden, unruhigen Augen, die unermüdet den Schläfer umspielten, wohnte die ganze frühreife Energie und Verderbtheit des Londoner Gassenbuben.

Langsam schob sich der Junge über den weichen Teppich näher an den Schreibtisch heran, immer näher, bis er dicht neben seinem schlafenden, ahnungslosen Wohltäter stand.

Eine schmutzige Kinderhand griff dann behutsam nach den Zeichnungen, nach den mit Worten und Zahlen dicht bedruckten Zetteln und zusammengefalteten Bogen, nahm sie Stück für Stück an sich, legte sie zusammen und schob sie trotz des leichten Knitterns gleichmäßig sacht in die lederne Aktentasche. Nur an drei Blätter wagte sich die diebische Hand nicht heran. . . Denn auf diesen ruhten fest Percy Giffords Arme.

Bill Sanders — der arme, kleine Kerl! — hatte sein Werk fast vollendet — fast! Noch hieß es, sich mit der Beute auch glücklich und ungesehen aus dem Staube machen. Und das war wohl das Schwerste. . . Ruhig eilten jetzt seine Blicke über die Fenstervorhänge hin, prüfend und überlegend. Aber — wozu sollte er wohl die schöne goldene Uhr, die da neben dem dicken Portemonnaie auf dem Mittelische lag, nicht mitgehen heißen? Und Uhr und Geldbörse verschwanden gleichfalls lautlos in der Ledertasche. — Darauf schlich der Junge zum Fenster und schlug die Stores zurück. Draußen graute bereits der Morgen. Eile tat nun wirklich not. Gewandt wie eine Katze kletterte er auf den Fensterrahmen. Mit knirschendem Geräusche drehte sich der Fensterverriegel, der eine Flügel öffnet sich. . .

In das stille Zimmer dringt von der Straße her ein dumpfes Aufschlagen, wie von dem Fall eines Körpers auf die Steinplatten des Trottoirs, — darauf ein halb unterdrückter Schmerzensschrei hinein, der bald in wimmerndes Weinen verflingt. . . Klappend stößt die Zugluft den Fensterriegel wieder zu. . . — Aber Percy Gifford erwacht nicht träumt weiter von zwei roten, weichen Lippen, von Felicia Warrington, von seinem Glück. . .

Zwei Stunden später findet der alte Diener seinen Herrn noch in derselben Stellung schlafend vor. Und nach weiteren zehn Minuten jagt der völlig verweisselte Hauptmann in einem schnell herbeigeholten Wagen dem Hauptquartier der Londoner Polizei in Scotland Yard zu, läßt sich bei dem diensthabenden Inspektor melden und trägt ihm den Fall vor, bittet um schleunige Hilfe, beruft sich auf die Wichtigkeit der gestohlenen Papiere und erreicht, daß ungefümt alle verfügbaren Detektiven dem Jungen auf die Spur gesetzt werden. Mehr kann Percy Gifford für den Augenblick nicht tun. Völlig gebrochen kehrt er in seine Wohnung zurück. . . Wenn die Dokumente nicht wiedergefunden werden, wenn sie ins Ausland, in die Hände einer fremden Macht gelangen, ist er entehrt für alle Zeiten, dann muß er Felicia aufgeben, muß. . .

\*

Auf der nach dem Parle zu gelegenen großen Terrasse des Landhauses der Lady Warrington sitzt an demselben Vormittag um die lange Frühstückstafel eine vergnügte Gesellschaft beisammen. — all die Damen und Herren, die der wolkenbruchartige Regen nach dem gestrigen Gartenfest in dem gastfreundlichen Hause zurückgehalten hat.

Lady Helene Warrington, die vor wenigen Minuten von einem Diener in das Haus gerufen worden war, erschien jetzt wieder auf der Terrasse und näherte sich unauffällig ihrer Tochter, der sie leise einige Worte zuflüsterte, worauf die beiden Damen anscheinend in heiterem Gespräch Arm in Arm in den Garten hinabschritten. Doch das erste Gebüsch, das sie vor den Augen der Gäste verberg, gestattete ihnen, diese Komödie aufzugeben. Felicia stützte sich jetzt schwer auf den Arm ihrer Mutter und blickte sie flehend an:

„Sag mir alles, Mama. . . was ist mit Percy geschehen! Deine vorsichtigen Andeutungen lassen mich das Schlimmste befürchten. . .“

„Ja, wenn ich das nur selbst recht wüßte, Kind!“ meinte Lady Warrington, die von ihrer einzigen Tochter bereits gestern abend in das neueste Herzensgeheimnis eingeweiht worden war, erregt und in schlecht verhehlter Sorge. „Soeben ließ sich ein Herr bei mir melden, der sich dann als Kriminalinspektor Wilson vorstellte. Er dat mich um Entschuldigung, daß er gezwungen sei, hier in meinem Hause eine Verhaftung vorzunehmen. Und denk dir, Kind, auf wen er es abgesehen hat! Auf Lord Cowper, den ich ihm jetzt durch einen Diener in den Salon bitten lassen mußte.“

„Aber, Percy, Mama, — wie hängt denn das alles mit Percy zusammen. . .?“ jammerte Felicia mit verängstigten Augen.

Lady Warrington zuckte ratlos die Achseln. „Hierüber vermag ich dir nur des Polizeibeamten eigene, knappe Worte zur Aufklärung zu wiederholen. . . „Mylady,“ sagte er höflich auf meine Frage, „was man Lord Edward Cowper eigentlich zur Last lege, — der Herr hat Ihrem Herrn Neffen, dem Hauptmann Gifford, wichtige Dokumente ent-

wendet. Ich ersuche Mylady jedoch, hiervon zu niemandem etwas verlauten zu lassen. . . — Das ist alles, was ich weiß!“ —

Inzwischen hatte Lord Cowper sorglos den Salon betreten, in dem der Kriminalinspektor ihn erwartete.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht,“ begann er hochfahrenden Tones.

„Nennen Sie einen Irländer James Morris, Lord Cowper?“ fragte der Beamte ernst und schlug dabei seinen Rock etwas zurück, so daß die kleine Legitimationsmarke auf seiner Weste sichtbar wurde.

Cowper erblaßte und griff taumelnd nach der Lehne des nächsten Sessels. . . Der Beamte wußte genug und sprach jetzt schnell weiter:

„Das einzige Kind dieses James Morris, eines Witwers, ist ein uns seit längerer Zeit schon bekannter und trotz seiner Jugend sehr geschickter Taschendieb. Heute in den Morgenstunden hat dieser Junge mit größtem Raffinement dem Hauptmann Gifford aus dessen Arbeitszimmer gewisse Papiere gestohlen, ist aber, als er aus dem Fenster des Hochparterre hinaussprang, verunglückt, und konnte sich mit dem über dem Antje gebrochenen rechten Beine nur bis zur nächsten Straßenecke schleppen, wo er aufgefunden und in die nächste Sanitätsstation eingeliefert wurde. Dort fand man bei dem Knaben dann verschiedene, in einer Ledertasche eingeschlossene Dokumente, über deren Herkunft Bill Morris zunächst jede Angabe verweigerte, bis man in einem in derselben Aktentasche befindlichen Portemonnaie eine auf den Namen des Hauptmannes Percy Gifford ausgestellte Mitgliedskarte des Union-Klubs entdeckte. Hierauf gab der Junge alles weitere Leugnen auf. Die Papiere sind dem Hauptmann Gifford bereits wieder zugestellt. — Der Urheber dieses hochverräterischen Streiches aber sind Sie, Lord Cowper. Und daher — im Namen des Gesetzes, erkläre ich Sie für verhaftet!“

Lord Edward ergab sich ohne Widerstand in sein Schicksal. Und die eingehende Untersuchung, die in kurzer Zeit sein gefährliches Treiben als Spion völlig aufdeckte, endete mit seiner und des Irländers Morris Verurteilung zur Verbannung nach Neukaledonien. — Von den noch im letzten Augenblicke vereitelten Diebstahl der Dokumente des Kriegsministeriums drang nichts in die Öffentlichkeit, da der Spionageprozeß gegen Lord Cowper und Genossen hinter verschlossenen Türen verhandelt wurde. Trogdem wurde aber dem Hauptmann Gifford nahegelegt, seinen Abschied baldigst einzureichen. — Für Bill Morris, den „armen, kleinen Kerl“, hatten die Ereignisse jener Mainacht jedoch die besten Folgen. Durch Fürsprache von Lady Warrington wurde er vor der Einlieferung in eine der überaus strengen Fürsorge-Erziehungsanstalten bewahrt und zu einem Gärtner einer der Warringtonschen Güter in die Lehre gegeben, wo er bald die letzten verderblichen Einflüsse seines früheren Lebens überwand und dann später als ein brauchbarer Mensch in die Dienste Percy Giffords zu treten, der sich in Wales größere Besitzungen gekauft hatte und dort, fern von dem Treiben der Großstadt, in Gesellschaft seiner Gattin und seiner blühenden Kinder ein glückliches Dasein führte.

### Sinnspruch.

So mancher meint, wenn die Sonne scheint,  
Dann käme gleich mächtig der Segen,  
Und er hofft und harret und das Schicksal narret  
Ihn schließlich mit strömendem Regen.

W ö h m e r.

# Bildschön

macht ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weiße sammetweiche Haut und blendend schöner Teint.

Alles dies erzeugt die allein echte

## Steckenpferd - Lilienmilch - Seife

von Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.



Unsere Bilder.



— Der neue deutsche Panzerkreuzer „Von der Tann“ (Siehe Bild Seite 386) hat bei seinen Probefahrten als absolute Höchstgeschwindigkeit mehr als 28 Seemeilen pro Stunde erreicht. Da nach Angaben der englischen Marine die bisher schnellsten Schiffe, zwei englische Panzerkreuzer, nur etwas mehr als 25 Seemeilen fahren, kann man mit Recht sagen, daß das neueste deutsche Panzerschiff zur Zeit das schnellste unter allen Kriegsschiffen der Erde ist.

— Die Ostasienreise des deutschen Kronprinzen. Der deutsche Kronprinz hat mit seiner Gemahlin am 3. November eine Informationsreise angetreten, die bis Ende Mai oder Anfang Juni 1911 dauern und über die Hälfte des Erdballs führen wird. Die Reise ging von Berlin mit der Bahn nach Genua, von da auf dem Dampfer „Prinz Ludwig“ durch das Mitteländische Meer und den Suezkanal nach Ceylon. Die Kronprinzessin tritt nach dem Besuch dieser Insel die Heimreise an, während der Kronprinz an Bord der „Gneisenau“ nach Bombay weiterfährt und eine zweimonatige Reise durch Innerindien unternimmt. Von Kalkutta aus geht die Seereise über Singapur nach Bangkok und das Innere von Siam; dann wird Batavia und Niederländisch-Indien besucht. Mitte März erfolgt die Weiterreise nach den Städten Hongkong, Kanton und Schanghai. Dann wird der Kronprinz das deutsche Schutzgebiet Kiautschou besuchen und schließlich in Chinas Hauptstadt Peking zehn Tage verweilen. Die Weiterreise führt über Japan, und die Rückreise soll mit der sibirischen Bahn durch den asiatischen Kontinent erfolgen, falls der Kronprinz nicht einer Einladung zum Besuch Nordamerikas nachträglich noch Folge leistet. Auch der Besuch der deutschen Kolonien in Ostafrika, der sich von Aden aus un schwer bewerkstelligen ließe, wurde mehrfach erörtert. Für den Kronprinzen als künftigen Beherrscher einer europäischen Groß- und Kolonialmacht wird der Besuch und die Kenntnis Inner- und Ostasiens von hohem Wert sein. Bergen doch gerade diese Länder die ernstesten Reibungsgebiete und Konfliktsstoffe für die fernere Zukunft in sich. — Unsere beiden Bilder auf Seite 388 zeigen die mit einfacher Eleganz ausgestatteten, außerordentlich wohllichen Kabinen auf dem Dampfer „Prinz Ludwig“, die für das Kronprinzenpaar besonders hergerichtet sind.

— Blumenau in Brasilien. (Siehe die Bilder Seite 389.) Im südlichen Brasilien nahe an der Küste des Atlantischen Ozeans und nicht zu weit von den deutschen Ansiedlungen in Argentinien, liegt ein blühendes Gemeinwesen, die Kolonie Blumenau. Von deutschen Ansiedlern vor sechs Jahrzehnten gegründet, hat diese deutsch-brasilianische Kolonie lange Zeit als die Zentralstätte der Kulturbestrebungen und als die feste Stütze der brasilianischen Regierung gegolten. Obwohl nun in dem neuen Präsidenten ein Freund Deutschlands an die Spitze Brasiliens getreten ist, kam es neuerdings in dem hübschen Ort zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen den Regierungsbehörden und den Angehörigen der Garnison einerseits und den deutschen Kolonisten andererseits, weil die ersteren sich verschiedene Uebergriffe und Provokationen zuschulden kommen ließen. Von deutscher Seite hat man nun eine diplomatische Aktion eingeleitet, welche die deutschen Kolonisten gegen jede Willkür schützen soll. Damit ist hoffentlich der für die Weiterentwicklung des in einer reizvollen Landschaft am schiffbaren Fluß Garcia gelegenen hübschen Ortes nötige Frieden zu Ruh und Frommen des Deutschthums im Auslande und nicht minder des stark aufstrebenden Brasiliens gesichert.



Zur Unterhaltung.



— Einst wurde der in Berlin anwesende türkische Gesandte, Achmet Effendi, aus Neugier von vielen Damen besucht. Bei einem solchen Besuche teilte er Bonbons aus. Einer der Damen gab er doppelt und dreifach.

Sie, im Triumphe ihrer Eitelkeit, ließ ihn durch den Dolmetscher um den Grund befragen: „Weil Ihr Mund noch einmal so groß ist,“ war seine Antwort.



Rätsel.



Regierbild.



Wo ist der Händler?

Rätsel.

Nicht niederdrückend bin ich oft im Leben  
Und kann dich doch begeistern und erheben.  
Magst leidend du in Edles fühlen, denken,  
Dich mit verständnisvollem Sinn versenken,  
Mag in Reden dir zu Herzen dringen,  
Die tief empfunden, hohem Geist entspringen.  
Tilgst du das zweite Zeichen, so entsteht,  
Vom Hauch des Dichtergenies umweht,  
Ein heherrschaftlicher Träger kühner Wahrheit,  
Der Freiheitsliebe und Gedankenklarheit.  
Doch was vermag ein Stern in dunkler Nacht  
Die Ideale stürzt Tyrannenmacht.

Rebus.



Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Abeingold.

Rebus: Gelegenheit macht Diebe.

Redaktion: Erwin Thossen;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. H.; beide in Düsseldorf.



Nr. 50.

Sonntag, 11. Dezember.

Jahrgang 1910.

## Wanderfahrten in Ostspanien.

Von Franz von Ligena.

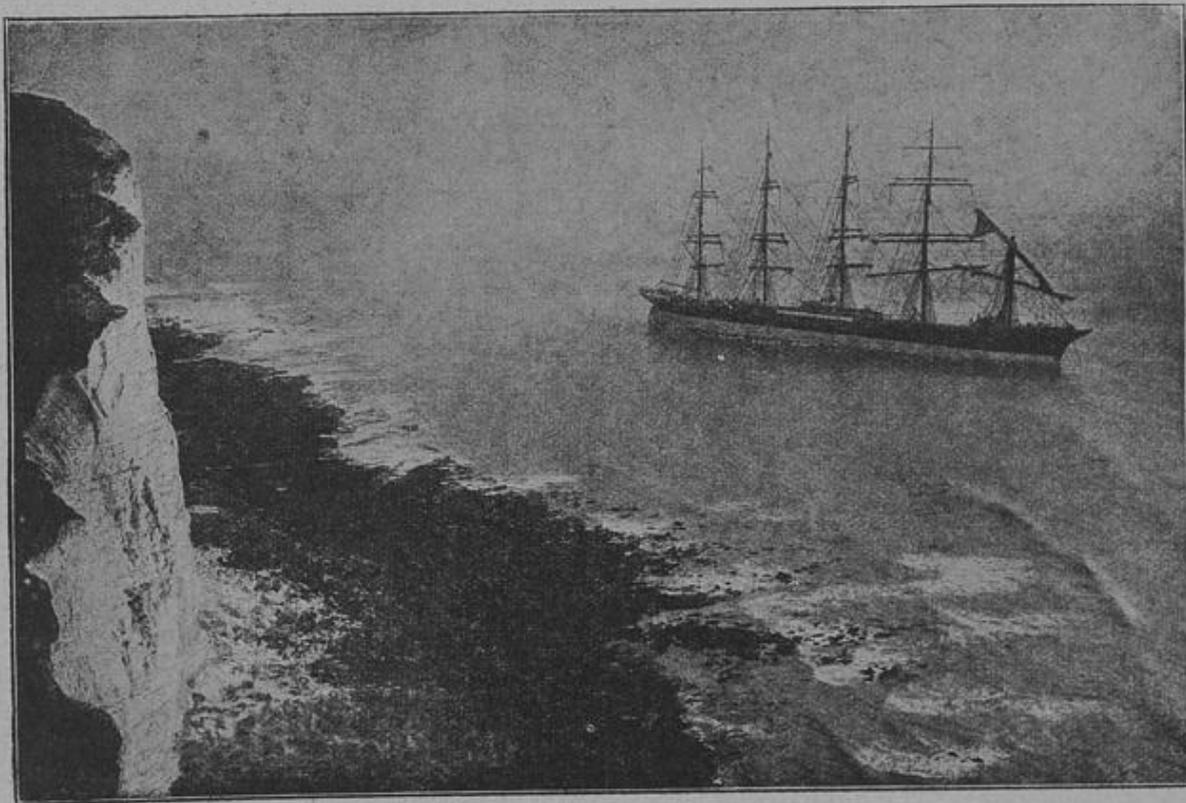
(Nachdruck verboten.)

Wer Spanien bereist, um Studien zu machen muß auch heute noch auf vieles, was der Mitteleuropäer Komfort nennt, verzichten lernen. Der Dinge, die anders sind als bei uns, gibt es im Lande der toreros und mantillas so unendlich viele.

Wer ohne jede vorhergehende Kenntnis spanischer Sitten und Gebräuche die Halbinsel besucht oder wenigstens nicht im allgemeinen das Spanische beherrscht, wird meistens so klug zurückkehren, wie er hingegangen ist. Für solche Menschen ist Spanien weiter nichts als ein infernalischer Blutosfen, ein Land voller Staub und Ungeziefer, voller Lebensgewohnheiten, die an die Kirgisen der asiatischen Steppen oder die Beduinen des zentralen Nordafrika erinnern. Sie

wissen weiter nichts als zu schimpfen über die Unsicherheit auf öffentlichen Straßen, und wobei man die Absicht merkt und verstimmt wird, über die Rückständigkeit und Vagotterie der Bewohner. Eine Isabella von Castilien, Gestalten eines Velasquez und Columbus, Kaiserreiche wie die der Almoraviden und Omajaden besagen bei diesen Seelen wenig oder gar nichts. Sie fahren im Expresszug ihre Kilometer ab und — haben Spanien gesehen.

Eisenbahnen in Spanien! Man muß zugeben, daß in den letzten Jahren manches auf dem Verkehrsgebiet besser geworden ist. Bis es jedoch dazu kommt, daß man in Spanien wenigstens annähernd so reist, wie in anderen Kulturländern, wird noch viel Wasser den Ebro hinabfließen. Die spanischen Bahnen werden zum Teil von oben herab unterstützt, befinden sich aber fast alle in der Hand ausländischer Privatgesellschaften, die wohl ihre Prozedere einzustreichen verstehen, für die Bequemlichkeit des reisenden Publikums aber so gut wie nichts tun.



Der auf einem Riff gestrandete Fünfmaster „Preußen“, von den Klippen von Dover aus gesehen.

Die spanische Schriftstellerin Emilia Pardo Bazán sagt: „Spanien wird trotz seiner zahlreichen Sehenswürdigkeiten deshalb nicht soviel besucht wie Deutschland, Italien und die Schweiz, weil das Reisen in Spanien seinen carácter penal, seinen Charakter als „Strafe“ noch nicht verloren hat.“

Paciencia, Geduld, und täglich von neuem Geduld, muß der Spanienfahrer lernen, er muß sich wappnen mit einem unbeschreiblichen Gleichmut, mit einer Art stoischer Ruhe, die aber doch bei allem Widrigen und Aergernissen gelehrt hat, heiter zu lächeln wie spanische Kinder und Senoritas. Das time is money des Engländer ist dem Spanier so unverständlich wie uns eine spanische Küche. Mañana, morgen, ist auch noch Zeit! Warum auch alles heute tun. Sieh doch, wie die roten Mandelblüten leuchten, wie der spanische Himmel lacht, für dessen sattes Blau der Spanier heute noch das arabische Wort azul braucht, dem wir unser Azur entlehnten. Atmest du nicht den betäubenden Duft des spanischen Lieders? Wer wandelt ungestraft unter den Palmen Barcelonas und Valencias? Mañana jagt der Stationschef auf den einsamen Haltestellen in den katalonischen Bergen, wenn du nach dem letzten Zug fragst, mañana der Buchhändler, wenn du beim Dunkelwerden eine Zeitung kaufen willst, mañana die samthäutige Valencianerin mit den Mandeläugen, wenn sie aus ihrer hamaca, der Hängematte, die sie zwischen den Palmenstämmen ihrer huerta ausgespannt hat, sich erheben soll.

Achtzig Kilometer legen bei uns die Schnellzüge in der Stunde zurück, in Spanien genau die Hälfte, das heißt, wenn es gut geht, meistens jagren sie aber viel langsamer. Der gewöhnliche Personenzug, der tren correo, bringt es noch nicht einmal auf 25 Kilometer in der Stunde.

Es kann auf Strecken wie etwa von Tarragona nach Süden oder in der trägen Provinz Murcia vorkommen, daß du mit ein paar Gendarmen der einzige Passagier im Zuge bist, und du auf irgend einer Station ausgeladen wirst mit der Begründung, der Zug fahre wieder zurück, es lohne sich nicht weiterzufahren. Die nicht abgefahrene Strecke wird dir gewissenhaft vergütet, und du kannst mit einer tartana, der zweiräderigen Kutsche, oder mit dem Maulesel wie Don Quijote de la Mancha in eine undurchdringliche Wolke gelbrotten Staubes eingehüllt den glutheligen Wegen nachschwanken, bis du am Abend zu einer posada kommst, und hier ein echtes Stück spanisch-romantischen Nachtlebens genießen kannst.

Du himmlische spanische posada! O du Gasthaus, das in seiner Inneneinrichtung an das Steinzeitalter erinnert. Zur 2½ Pejetas = 2 Mark wirst du hier 24 Stunden, von deiner Ankunft ab gerechnet, mit allem, was dein müder Wanderleib nötig hat, versorgt.

Was wir eigentliche Europäer — denn der Spanier, wenigstens der Mittel- und Südspanier, rechnet sich nicht mehr zu Europa — unter Hotel verstehen, gibt es in Spanien, abgesehen von den Badehotels in San Sebastian, nur in Madrid, Barcelona und Sevilla. Selbst Valencia, das nach der letzten Volkszählung von 1908 220 000 Einwohner zählt, besitzt kein einziges Gasthaus, wie sie jede deutsche Kleinstadt aufzuweisen hat. Die posada oder hoesperia tritt an ihre Stelle.

Du hast stundenlang in deiner tartana geschaukelt und dich nicht satt gesehen an den bizarren Bergsagen, die die Südostküste Spaniens begleiten, bis sie in den Schneefämmen der Sierra Nevada in schwindelnd wolklose Höhen aufragen. Rückwärts siehst du nur eine Staubwolke, die vom Karren und seinem Tier aufgewirbelt wird, und der Führer spricht kein Wort. Wie von einer Stahlplatte in Weißglut strömt von oben die Hitze herab, und über den Felsbalden zittert die Luft wie über einem Herd. Nun sinkt der Sonnenball langsam in die Dünste der Bergzacken im Westen, aber die Glut bleibt. In den Sommermonaten weht hier häufig wochenlang der Solano, der spanische Scirocco, der heiße Sturmwind, der von den afrikanischen Wüsten herüberweht. Wenn er sein ganzes afrikanisches Feuer mitbringt, so kann er mit ein paar Stößen die ganze Oliven- und Weinernte mit einem Schläge vernichten.

Wenn der Himmel im Südosten in braunrotem Dunst schwelt, der langsam das dunkle Stahlblau auffaugt, wenn die Luft wie ängstlich in ganz sonderbare Bewegungen hineingerät, und in weiter Ferne ein dumpfes Brausen sich bemerkbar macht, dann weiß man von Valencia bis Sevilla, daß der glühende Todesengel heransfährt. Das Meer

wird unruhig, und die Windstöße mit jeder Minute heißer. Immer wütender fährt der Sturm über die Küstenländer, und das Laub der Bäume jagt pulvertrocken über die verbrannte Erde. Die Menschen flüchten in panischem Schrecken in die Wohnungen, und was an Menschen und Vieh draußen ist, wirft sich instinktiv mit dem Sturm abgewandtem Gesicht zu Boden und bleibt ruhig liegen. Am Boden weht der Solano nicht so stark, und so ist man gegen die Erstickungsgefahr geschützt.

Die heftigsten Stöße dauern in der Regel nur wenige Minuten, aber sind sie vorüber, so steigt die Hitze erst recht. Der Schweiß rinnt bei der geringsten Bewegung oder Anstrengung aus allen Poren und die Folge dieser Ausdünstung des Körpers ist ein Trockenwerden von Gaumen und Hals, das häufig Schlingbeschwerden, immer aber Mattigkeit und große Uebelkeit hervorruft.

Doch wir wollten ja in eine posada!

Achtzig Kilometer sind wir von Valencia entfernt, etwas weit für eine Fuztour. Die nächste Station an der Valencienabahn ist Utiel, wohin es noch acht anstrengende Begegnungen sind, die sich bei den schwer zu passierenden Bergstraßen auch auf 10–12 verlängern dürften. Also in der posada übernachten.

Den federlosen Wagen stolpert durch die niedrige Hofmauer, die einen vieredigen Platz umfaßt. Ringsum auf der Mauer sitzen allerlei Gestalten: Mauleseltreiber von den Straßen im Norden, gitanos, mit Pferden handelnde Zigeuner, Zigeunermädchen, in grellbunten Kostümen tanzen entzückende valencianische Tänze und rasseln mit der pandeleta, dem Tamburin. Feurige Sehnsucht klingt aus den Akkorden der Lieder.

Tanz und Gesang sind dem Spanier Bedürfnis. Wie unbeschreiblich dumm und geistlos, klobig und plump nehmen sich unsere Walzer, und wie all diese Salonhüpferer heißen mag, neben einem landanga, einer sardana oder den typischen sevillanas aus.

Immer sind Tanz und Gesang in Spanien zu einem Ganzen verbunden, und jeder nimmt daran teil, mag er nun mitwirken oder bloß Zuschauer sein.

Du trittst dem Kreis näher, der vor der Mauer sitzt, und an sie lehnt. Echte Valencianertypen schaust du hier. Bauschige, orientalische Aniehsen, gelbeidene Strümpfe und blendend weiße Hantschuhe, die mit kreuzweise gebundenen Rtyen am Ärmel feststehen. Wo Hoje und blauweiß gestreiftes Leinenhemd zusammenstoßen, umschlingt die purpurrote Laja, die Leibbinde, den schnigen Körper. Auch die Stoffsbedeckung ist wie alles hier orientalisch, ein turbanartig um Stirn und Nacken geschlungener buntfarbiger Sateier.

Man macht dir im Kreis mit herzlicher Freundlichkeit Platz und läßt dich zum Sitz auf die niedere Umfassungsmauer ein. Die Gesichter der Männer sind edel und tragen einen eigentümlich braunglänzenden Hauch, fast wie reife Narananen. Splitternachte, drei bis achtjährige Ruben tollten über den weiten Platz hinter einigen wolfsähnlichen Hunden her. Hier und da liegen Hausen von Frachtstücken, Körbe aus den schmalen Blättern des esparto kunstvoll geflochten mit süßen brebas, den Frühseigen, die der September reifen läßt, während die zweite Ernte Anfang Januar stattfindet. Hausen von hochgeschwungenen Raultiersätteln, die man hier ausbessert und ausleibt. Ungereinigte Wolle und Tierfelle, Süßholz und kleine Fäßchen mit rohem Weinslein, spanischer Pfeffer und trockene Oliven, Mandeln, Zwiebeln, und als Pferdesutter dienende Hausen von Johannsbrot, und dazwischen Lagerfeuer mit zitronengelben Weibern, die in seltsam geformten Geschirren noch seltsamere Gerichte schmoren.

Aus dem Türeingang der Tag und Nacht offenstehenden posada dringt Kreischen von Frauenstimmen. Das schimpfende Volkern eines Mannes tönt dazwischen. Die nackten Knirpse waren hinter einem Kötter ins Haus eingestürzt, und nun fliegen sie der Reihe nach heraus, und zuletzt schießt der Hund mit eingezogenem Wedel hinterher.

Und in die hohe Türöffnung tritt wie aus einem dunklen Tunnelschacht auftauchend, der Gebieter dieser Gasthausfestung. Die Zigarette klebt ihm an der untern dicken Lippe, und wippt bei dem fortgesetzten Schimpfen ständig auf und nieder. Der ganze Mann scheint wie in Del getaucht, fettig glänzen die kugelfigen Wangen, ölig Hemd und Hose, um die Stirn ist ein gelbes Tuch gebunden, das in Knoten im Nacken herabhängt.

Wieder dich steht, glätten sich Stirn und Antlitz, und mit unnachahmlicher grandezza läßt er dich ein, seine posada hermosissima einzusehen, denn daß du nicht gesonnen bist, beim Mondlicht in die schweigenden Berge hinein weiter zu wandern, kann er sich denken.

Du trittst durch einen gewölbten Gang in die cocina, die Allerweltküche, wo am flackernden Herd senhora Eloisa hantiert, die trotz der vorgerückten Jahre südlich schöne Gattin des senyor Matias, des Herbergsvaters. Mit der Linken fächelt sie mit dem abanico ein glimmendes Holzofenfeuer, und mit der Rechten reibt sie tostas, in Olivenöl getauchte Maibrottschnitten über die darüber stehende heiße Eisenplatte hin und her. Im weiten Umkreis stehen und hängen Körbchen in allen möglichen Formen und Größen mit der Unzahl von Gemüsearten, wie sie in dieser Mannigfaltigkeit nur Spanien hervorbringt.

Du wirst schnell handelsseitig und für eine peseta extra erhältst du ein Zimmer im ersten Stock, durch dessen Maueröffnung, an der eine aufziehbare Matte das Fensterglas vertritt, du weit hinaussehen kannst in das nun vom goldbraunen Mondlicht zuberhaft bestrahlte Bergland, wo im Westen die höchsten Rämme noch leis purpurn leuchten, und weiter nach Osten, durch Opal- und Amethystfarben hindurch, der Himmel in ein tiefes Schwarzblau übergeht.

Baumzifaden zirpen arell in den Pinien und Feigenbäumen, und aus den tieferen Tälern grühen wie in Blech geschnittene Palmenwedel hoch in die duff- und hieselatte Luft.

Drunten im Hof ertönt Händellachen. Anda hya, vorwärts Mädchen viva la gracia hoch die Anmut, und ähnliche Aufmunterungen schallen wild durcheinander. Du mußt hinunter, denn das ist der landango, den du nur hier unverfälscht schauen kannst, der allübende, landango, der in Miene und Körperhaltung zusammengeschrumpft, ist aus Spanierkraft und Mauren Schönheitsart der nirgendwo seine Schönheit tiefer offenbart als wenn er unter Dattelpalmen getanzt werden kann, wenn die Mandeln ihre schamroten Blüten verstreuen und die großen spanischen Klebermäuse aepfensterhaft um weißschattige, süßduftende Platanen im bronzenen Mondlicht flattern.

Der Dreiviertelakt landango wird in Spanien noch in allen Schichten der Gesellschaft getanzt. Will man jedoch sein ganzes Feuer sehen, so muß man im Süden ländliche Feste besuchen, einer Placaverhochzeit beiwohnen oder in einer Rigeunerposada übernachten.

Der landango, der in einer großen Zahl von Arten getanzt wird, ist bei dem einzelnen Tänzer und der einzelnen Tänzerinnen eine Frucht sonderbar schwieriger Übungen. Die kunstvollen Schritte und blühartig wechselnden Tanzfiguren haben schon oft Beinbrüche verursacht, ja sogar, da häufig der Dofsch als Ausstattungsstück dient, den Tanzenden das Leben gekostet.

Am landango spielt die weltalte Weise des mimischen Werbens um den Ersehnten und die Erkorene, das spröde Verzichten des Helden und das girrende Locken, Sirenen- gesang und Annäherung das Klischen und der letzte Sieg der Schönheit. Wie zwei Falter in heißer Sonnenluft, so flattern die Beiden umeinander. Die Bewegungen werden schneller Gesang und Musik wilder und wilder, bis alles in einem schrillen Aufschreien ausstößt und alle Tänzer und Zuschauer, wie nach einer starken, seelischen Spannung aufatmen.

Die contorsiones, die wilden, bisweilen geradezu dämonisch wirkenden Verdrehungen deuten auf die Heimat des Tanzes, den Orient. —

Drunten im patio, im Hof, leuchten Fackeln auf, bunte Leuchtschaulen an den Zweigen der niedrigen Orangenbäume, und das dunkle Laub der Oliven glitzert metallisch. Die Raaben am Mauerrand starren wie scharfgeschliffene Säbel in das Zwielicht, das ein letzter Sonnenaufgang mit dem Mondlicht ankämpft.

Er ist ein schön gewachsener, blaßbrauner Valencianer, sie ein bleiches, fehniges Mädchen in der Frühreise der Südländerinnen. Das Haar liegt pechschwarz auf dem Scheitel und wölbt sich in breiten Ballen über die weißen Schläfen auf. Gesicht und Nacken zeigen das blasse Gelbweiß mit einem leichten Rosablauch, das bei spanischen Kindern und Frauen charakteristisch ist.

In leichtem tänzelschritt umgehen sich die beiden eine zeitlang, als ob sie sich kennen lernen möchten. Sie zieht sich vor seinen Annäherungen stolz zurück, doch er läßt nicht nach. Mit unnachahmlich graziosen Bewegungen wirbt er weiter, bis sie, von seinem Nacken erwärmt, mittut.

Der Tanz wird lebhafter; ein Verstecken und Suchen spielt in Hunderten von blitzschnell wechselnden Figuren hindurch. Die pandereta rasselt schneller und schneller, die Hände der Zuschauer geraten in tonvulsivische Bewegungen. Wild flattern Haar und Seidenrock der schönen Zigeunerin, und wie Flammen schlagen Töne und Glieder im tollen Wirbel durcheinander.

Die Augen der Zuschauer glühen wie dämonisch, es ist ein Rasen und zuckendes Hin und Her, was du jetzt siehst. Das tanzende Weib da vor dir ist zur Zauberin geworden, die alle bezwingt, zum Dämon, der an Paradieseszeiten erinnert. Ein brausender Beifallschrei ein fanatischer Jubel ertönt ringsum. Es dauert lange, bis die beiden sich von der Aufregung, die der landango mit sich bringt, erholt haben.

Lange sitzest du noch sinnend da. Die Fackeln sind längst ausgebrannt, und im weiten patio liegen die müden schlafenden Frauen, mit nackten Kleinen im Arm, schöne Männer mit Gesichtern wie Wüstensöhne. Von halb verglimmenden Holzfeuern steigen zarte Rauchfäden kerzengerade in die kristallklare Luft. Alles ist totenstill, nur die Baumzifaden singen ihr Nachtlied, und die großen Klebermäuse huschen wie märchenhafte Falter um die alten Oliven. Zitronenbäume glänzen zauberhaft in den Talmulden, und Palmen schaukeln hin und wieder ihre Wedel in der dufftatten, feuchtheißen Luft. Du gehst ins Haus. Im Flur brennt eine Oellampe vor der Sennora de los Desamparados, der Schutzpatronin von Valencia, deren Bild hochberehrt in der strahlend schönen capilla neben der Kathedrale steht, die Mutter der Schutz- und Hilfslosen. Der Wirt zeigt dir nebenan die Opferbüchse und nachdem du einen perro grande — 8 Psa. hinein geworfen und der Alte dir einen Segensspruch gemurmelt, steigst du die Steintreppe hinan, und lange noch stehst du an der Maueröffnung deines Zimmers und schaust nach Osten, wo in weiter Ferne das Mittelmeer silbergrau schimmert, und nach Westen und Süden, wo die schweigenden Felsen schlummern und die Schneemäntel der Sierra Nevada aus halbtropischem Klima wie weiße Kiefenkrystalle aufragen.



Paul Heyse im Garten seiner Münchener Villa.

## Lundja-Mana.

Nach einem Tagebuche von Walter Kabel.

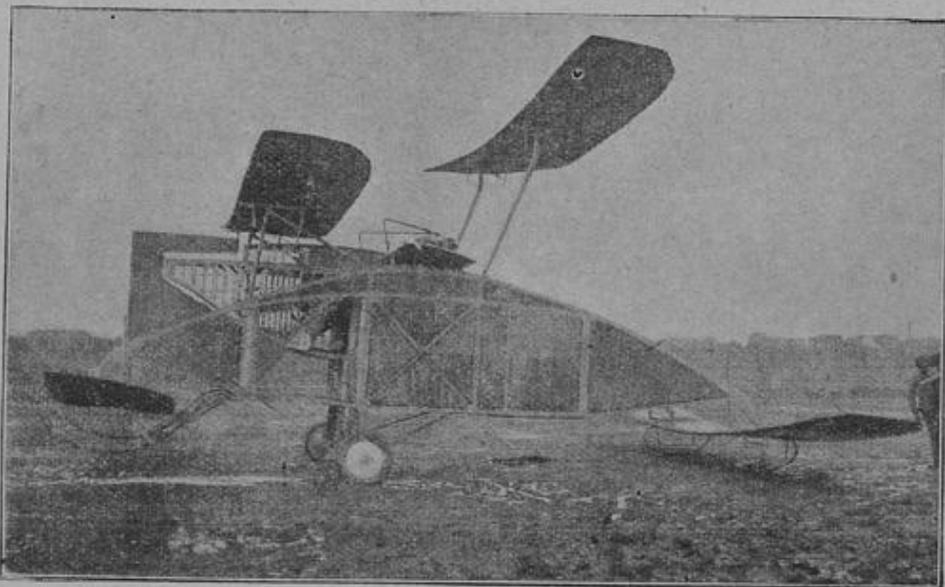
(Nachdruck verboten.)

Uns beiden Ingenieuren, die wir den Bau der Eisenbahn leiteten, durch welche die Residenz Prolovana des indischen Rajahs Sabani mit der großen Staatsbahn verbunden werden sollte, war zu unserer Bequemlichkeit von unserer Hamburger Firma, der der überaus deutschfreundliche Herr die Ausführung der seit langem geplanten Strecke übertragen hatte, ein kleines auseinandernehmbares Holzgebäude geliefert worden, das außer der mit allem Luxus eingerichteten Küche nur noch einen großen uns gleichzeitig als Wohn-, Arbeits- und Schlafzimmer dienenden Raum enthielt. Dieses praktische Häuschen das im Innern mit mehreren, durch Akkumulatoren in Bewegung zu setzenden Ventilatoren versehen war, ließen wir immer mit dem Vorwärtstrücken des Schienenstranges an einer uns geeignet erscheinenden Stelle aufrichten. So hatten wir stets ein gemütliches Heim, in dem wir bei unseren Zeichnungen, guter Lektüre und gelegentlichen anregenden Gesprächen gar nicht so recht merkten daß wir uns mitten in der Wildnis der indischen Dschungel mit ihrer Fieberluft und ihren gefährlichen vierbeinigen und kriechenden Bewohnern befanden. Abends, wenn die Arbeit auf der Strecke ruhte und unsere farbigen Untergebenen in ihren Laubhütten mit dem Kochen ihrer einfachen Mahlzeit beschäftigt waren, ließen wir uns regelmäßig unsere Pferde satteln und machten kurze Ausflüge nach den nächsten Dörfern hin.

Nach einem dieser Spazierritte fiel es mir schon bei der Rückkehr auf daß mein Freund und Nachkollege Erich Kieselowsky merkwürdig wortfarg war und meist versonnen vor sich starrte. Auch den Rest des Abends blieb er stumm, trotzdem ich mir alle Mühe gab, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen. Am nächsten Tage mußte ich dann leider feststellen daß aus dem sonst so lebendigen humorvollen Erich ein mürrischer, beinahe unliebenswürdiger Gesellschafter geworden war. Ich fürchtete schon, die ersten Anzeichen von Malaria könnten sich bei ihm in dieser Weise bemerkbar machen. Aber bald wurde ich eines Besseren belehrt. Denn als ich ihm gegen Abend vorschlug heute einmal zur Abwechslung einen kleinen Pirschgang nach dem nahegelegenen Klüfchen zu unternehmen wo man sicherlich bei der Tränke jauchbares Wild antreffen würde, meinte er mit schlecht verhehlter Verlegenheit:

„Laß dich nicht stören, Frig . . . Ich für meine Person möchte doch lieber ein Stück reiten. Bei der dröhnenden Schwüle zu Fuß zu gehen, ist ein recht mäßiges Vergnügen.“

Es war dies das erste Mal, daß wir uns über die Verwendung unserer freien Stunden nicht einig waren. Bisher hatte stets einer dem andern sofort nachgegeben. Mein Freund brach also wirklich allein auf während ich mit meinen eingeborenen Diener Sabah Lenli als Büchsen-



Ein neuer wunderbar aussehender Aeroplan.

träger mitnahm. Als ich dann gegen zehn Uhr totmüde heimkehrte — ich hatte nur zwei armselige Perlhühner geschossen —, war Erich noch nicht zu Hause. Ich legte mich sofort in meine Hänematte nachdem ich die Ventilatoren eingestellt und die große, in der Mitte des Daches befindliche Luke geöffnet hatte, so daß das Mosquitoneß über mir zusammen und versuchte einzuschlafen. Aber Stunden vergingen, und noch immer war ich wach und lauschte angespannt auf jedes Geräusch, das von draußen in unser Häuschen hineindrang. Und noch niemals hatte mich das Kreischen vorüberstreichender Vögel, das Prüllen eines heultüfternen Leoparden und das gleichmäßige Surren der Ventilatoren so sehr gestört wie gerade heute. Auch Erichs Wolfshuß Hasso, den er sich von Europa mit herübergebracht hatte zeigte seine Unhänglichkeit an seinem Herrn in einer Weise die mir immer lästiger wurde. Das treue Tier kam nicht zur Ruhe, legte sich bald hier bald dort zum Schlafen nieder, um nach kurzer Zeit wieder aufzustehen und langsam über den Pinokkiofußboden mit tapenden Schritten auf- und abzuwandern. Ja weßwegen hatte mein Freund eigentlich seinen Hund, den er wie ein menschliches Wesen liebte zu Hause gelassen wo Hasso doch sonst sein unzertrennlicher Begleiter war? Und diese Frage, die ich mir nicht beantworten konnte lenkte meine Gedanken unwillkürlich auf das ganze, so eigenartige Verhalten Erichs über das ich seit gestern abend fast schmerzlich empfunden hatte. Ich grübelte und grübelte fand aber keine Erklärung dafür — außer der daß diese Veränderung in seinem Wesen ihren Grund einzig und allein in seinem Gesundheitszustande haben könnte.

Als unsere kleine Weckeruhr mit ihren klingenden Schlägen die zwölfte Stunde verkündete, begann ich mich ernstlich um den Abwesenden zu sorgen. Auch Hasso war immer unruhiger geworden und lag jetzt leise winselnd an der Tür. Kurz entschlossen erhob ich mich, machte Licht und trat ins Freie hinaus. Der Zufall wollte es, daß ich in demselben Augenblick dumpfe Hufschläge vernahm und bald darauf auch ein Reiter vor mir auftauchte, dem der Hund freudig bellend entgegen sprang.

„Du bist wohl unter die Nachtschwärmer gegangen, Erich?“ begrüßte ich ihn scherzend.

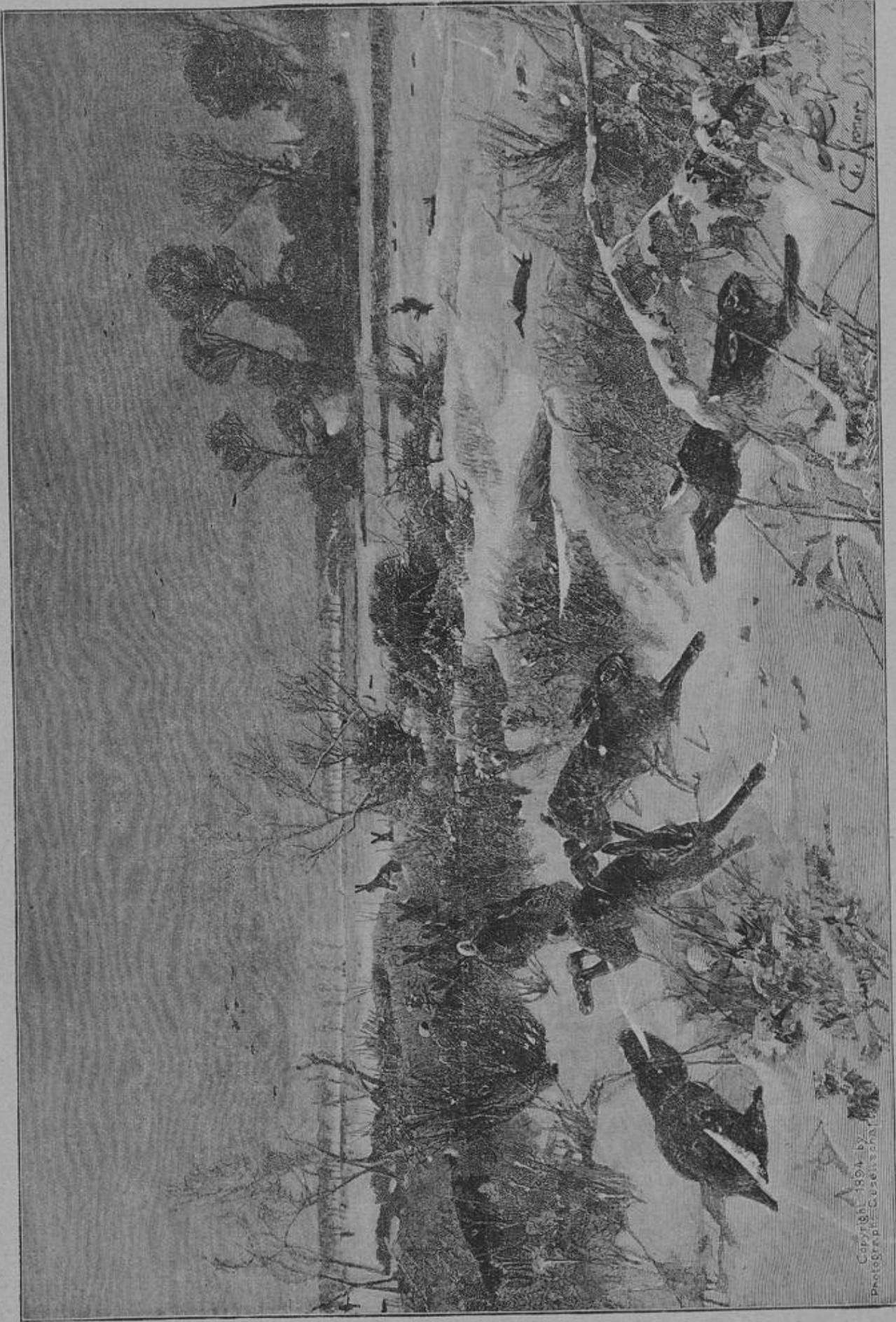
Er antwortete nur mit einem unverständlichen Murren und warf dann seinem inzwischen herbeigeeilten Diener die Bügel zu.

Etwas verlezt über seine Unfreundlichkeit ging ich ihm voraus ins Zimmer und kroch wieder unter mein Mosquitoneß. Erich war mir auf den Fuß gefolgt und hatte sich schwer in einen der um den Mittelstück stehenden Stühle fallen lassen. Jetzt lag er unbeweglich da und starrte verträumt in das Licht der Lampe. Da erst bemerkte ich, wie hohl seine Wangen waren und welch' dunkle Ringe seine Augen umgaben. Schon wollte ich ihn mit einer besorgten Frage anreden, als er plötzlich aufsprang und heiser und hastig hervorstieß:

„Frig, du mußt mir helfen, mich retten . . . vor mir selbst! Wie ein wahnsinniger Raub ich ist plötzlich über mich gekommen . . . Mein Blut siedet, ich fiebere am ganzen Körper. So, so hat mich dieses Mädchen beherzt . . . mich, denselben Erich, der bisher der treueste Verlobte gewesen ist, der aller-



Das älteste Wirtshaus Deutschlands.



Copyright 1894 by  
Photo Engraving Co. Boston, Mass.

Reinbojagb

Und er blieb tiefatmend vor einem Bilde stehen, das neben seiner Hängematte an der Wand hing. Das Bild stellte seine Braut dar im weißen Tenniskostüm — jene Leni Berger, der auch ich eine Zeitlang vergebens nachgeschmachtet hatte. Lange blickte er auf die Cabinettphotographie hin. Dann fuhr er sich wie erwachend mit der Hand über die Stirn.

Jetzt konnte ich doch nicht länger an mich halten. „Du fäselst, Erich. . . . Offenbar hast du Fieber. Da in dem Medizinischränkchen liegt die Schachtel mit den Chininpillen. Nimm schleunigst eine und versuche dann einzuschlafen. Morgen aber bleibst du ruhig zu Hause und schonst dich. Mit einer beginnenden Malaria ist nicht zu spaßen.“

Da lachte er bitter auf. „Ich wünschte, ich hätte Malaria. . . . Aber leider. . . ! Das Fieber steckt bei mir im Herzen, Fritz — hier. . . !“ Und er schlug sich mit der Faust wie im Krampf dröhnend gegen die Brust.

„Ich begann jetzt wirklich für ihn zu fürchten. „Du phantasierst, Erich. . . . Sofort legst du dich nieder. Ich werde dir Chinin und dann noch ein Schlaspulver geben, damit du zur Ruhe kommst.“ Ich wollte meine Hängematte verlassen, aber er wehrte energisch ab. Und während er nun mit schnellen Schritten den kleinen Raum durchquerte, beichtete er mir alles, was ihn bedrückte, was ihn so völlig verwandelt hatte.

„Gestern abend waren wir dort drüben in dem Dorfe — Goldari heißt's richtig! Du besinnst dich, daß wir da etwa eine Viertelstunde einer Sacktruppe zuschauten, die den armen Hindus ihre Gaullerkunststücke vorsführte. Truppe ist zuviel gesagt. Es waren nur drei Personen, zwei zersumpte, halb verhungerte, braune Kerle und . . . sie . . .“

Erstaunt richtete ich mich auf. „Wie, diese braune Schöne hat's dir angetan — die Enkelin des alten Fakirs, den du mit deinen spöttischen Bemerkungen über seine angeblich übernatürlichen Fähigkeiten so schwer beleidigtest?“

Erich war stehen geblieben. „Laß den alten Karren und ebenso seinen Gehilfen aus dem Spiel“ sagte er geringschäßig. „Hier handelt es sich nur um das Mädchen. Und die ist eine Zauberin, Fritz — muß es sein, muß! Denn — mich, den kaltsblütigen, zielbewußten Menschen mit einem Schläge so vollkommen aus dem seelischen Gleichgewicht zu bringen — das geht nicht mit rechten Dingen zu.“

Die letzte Bemerkung hatte mein Freund offenbar etwas sehr voreilig hingeworfen. Im Gegenteil — meiner Ansicht nach war es sogar sehr leicht zu verstehen, daß ein Mann sich in die schlante, phantastisch aber peinlich sauber gekleidete, altäugige Indierin vergaffen konnte. Hatte das Mädchen mit ihren dunklen, unergründlichen Augen deren Ausdruck beständig von ungezügelter Wildheit bis zur weichsten Träumerei wechselte, doch auch auf mich einen eigenartigen Reiz ausgeübt der allerdings meinen Herzschlag auch nicht für eine Sekunde beschleunigte. Dazu bin ich Frauen — selbst den schönsten — gegenüber stets zu gleichgültig und zu kritisch gewesen.

Ohne Zehen gestand Erich mir nun ein — und fraglos erleichterte ihn diese Beichte bei seiner durch die widerstreitendsten Empfindungen hervorgerufenen Gemüthsverfassung sehr — daß ihn am vergangenen Abend sofort beim ersten Anblick des braunen Mädchens ein seltsames Gefühl von seelischer Unruhe überkommen hatte, über dessen eigentliche Bedeutung er sich zunächst selbst nicht klar zu werden vermochte. Daher war er auch so schweiasam neben mir nachhause geritten. Und in einer schlaflos verbrachten Nacht hatte er dann erkannt, daß ihn eine unbezwingliche Sehnsucht zu der Indierin hinzog, eine Sehnsucht die sich selbst durch die anstrengendste Tätigkeit am nächsten Tage nicht betäuben ließ und der er dann abends fast willenlos nachgab indem er wieder nach dem Dorfe Goldari hinausste nur um Lumbia Mana, die Enkelin des alten Fakirs, zu sehen und womöglich zu sprechen. Und das Unalück hatte es wirklich gewollt, daß er ihr bei den ersten Hütten begegnete.

Als mein armer Freund mir nichts mehr zu gestehen hatte da überleate ich mir erst bevor ich ihm antwortete wie ihm wohl am besten geholfen werden könnte. Das eine war sicher: Hier mußte sofort mit einer Radikalkur eingegriffen werden, wenn man den unheilvollen Einfluß der wie ihm wohl am besten geholfen werden könnte. Das eine ihm den Vorschlag, am kommenden Morgen in aller Frühe

mit der Lokomotive des Zuges, der das fertiggestellte Stück der Bahnstrecke zum Herbeischaffen des notwendigen Arbeitsmaterials des öfteren besuhr, nach der Provinzialhauptstadt Luknor hinüberzudampfen und dort einige Tage zu bleiben. Inzwischen würde dann hoffentlich die Sacktruppe aus unserer Gegend verschwunden sein.

Erich war mit allem einverstanden. Und mit einem wehmütigen Blick auf das Bild seiner Braut setzte er noch hinzu: „Um Lenis willen. . . !“

Einigermäßen beruhigt, versuchte ich nun endlich einzuschlafen. Aber noch lange hielten mich die Gedanken und meines Freundes fortwährende Bewegungen wach, die die leichten Decken seiner Hängematte ständig knittern und rauschen ließen. Offenbar konnte er auch keinen Schlaf finden.

Der nächste Morgen brachte mir eine herbe Enttäuschung. Erich schien sein Versprechen, nach Luknor fahren zu wollen, völlig vergessen zu haben. Und als ich ihn vorsichtig daran erinnerte, brauchte er allerhand Ausflüchte, die mir bewiesen, daß sein Liebesabenteuer mit Lumbia Mana sicherlich eine Fortsetzung erfahren würde. Ich muß hier einfügen: Wir kannten uns von der Schule her, hatten zusammen studiert und waren dann auch gleichzeitig bei der Aktiengesellschaft Germania als Ingenieure eingetreten bei derselben Firma die uns jetzt mit der Leitung des Bahnbauwes nach der Residenz des Rajahs Sabani betraut hatte. Und auf Grund dieser langjährigen Freundschaft glaubte ich mir jetzt wohl das Recht herausnehmen zu dürfen, ihm ernstliche Vorhaltungen über sein energieloses Benehmen und seine grobe Pflichtverletzung seiner fernern Braut gegenüber zu machen. Doch zu meinem großen Schmerze erfuhr dieser autgemeinte Freundesdienst von ihm eine Zurückweisung, die mich bei ihrer beinahe beleidigenden Form zu dem festen Entschlusse kommen ließ, mir fortan jede Einmischung in Erichs Privatangelegenheiten zu sparen.

Während der nächsten drei Tage geschah nichts Besonderes. Erich und ich, die wir bisher ein Herz und eine Seele gewesen waren gingen uns schon aus dem Wege und sprachen nur das Notwendigste miteinander. Abends blieb ich stets allein. Mein Freund ritt immer sofort nach Arbeitsschlus davon. Mohin, wußte ich nicht. Es war mir auch gleichgültig. Meist kehrte er erst in später Nachtstunde zurück. Seinen Volksspiß Gasso vernachlässigte er jetzt vollkommen. Der arme Hund fühlte das sehr gut und schlich beständig mit rüffelnaem Gesicht und hängendem Schwanz umher. Da das treue Tier mir leid tat nahm ich es reaelmäßig bei meinen abendlichen Raubausflügen mit wofür es mir stets auf seine Hundemanier durch freudiges Wollen und Umherspringen seine tiefe Dankbarkeit ausdrückte. (Schluß folgt.)

## Leo Grafen Tolstoi zum Gedächtnis.

Vor wenigen Wochen verbreitete der Telegraph mit Sturmeseile die Nachricht vom Tode Tolstois. Antraufchte es im Mätterwald; und nun bot sich ein merkwürdiges Schauspiel, das recht eindringlich lehren mag, wie wahr der Spruch ist, daß man keinen Menschen glücklich preisen solle vor seinem Tode. Denn die ihn einst auf den Schild erhoben als einen freien Geist, die jeden kritisch seine Werke verrachtenden aufs heftigste beschudeten, sie wurden plötzlich ihrer, etis kritisch. Die wenigsten brachten es zu einer ruhigen, sachlichen Würdigung dessen, was man Tolstois Persönlichkeit und sein Werk nennen kann. Vielmehr besteten sie sich an die sensationellen Kleinigkeiten, die der Telegraph allzu eifrig übermittelte. Die Nebenumstände gewannen den weitesten Spielraum. Und als wäre von Tolstois Werken nicht eine tiefe Wirkung durch die slavische Welt gegangen und die aufbrandende Geisteswelle auch in die alte Kulturwelt hinübergewulst, nannten manche sein ganzes Sein und Wesen eine Komödie und Verstellung.

Wenn Tolstoi, der als Schriftsteller eine psychologisch durchaus solacrichtige Entwicklung genommen hat und dessen in seinen Werken niedergelegte Weltanschauung durchaus immer geschlossener geworden ist, vielen als ein Gauller oder Verrüger erscheint so zeiat das nur, daß diese vielen diese seine Weltanschauung nicht kennen, daß sie ihn nur nach dem äußerlichen beurteilen, was sie von ihm hörten. Tolstoi ist als Mensch, Dichter und Philosoph durchaus eine Ein-



Eine eigene Weltanschauung zu haben, war Tolstoi im Laufe der Jahre zum dringendsten Bedürfnis geworden. Er hatte sie auf Reisen nach dem europäischen Westen sich zu holen versucht und war heimgekommen mit dem Abscheu vor dieser Kultur, die ihm im wesentlichen nichts anderes schien, als eine Kunst von Mitteln, nach der Lösung der wichtigsten aller Fragen, eben der nach der Weltanschauung, zu emziehen. Tolstoi suchte in seinem Innern, was er draußen nicht finden zu können glaubte, und er errichtete sich ein Menschenwert aus Funken vom Geiste Gottes: ein „Menschentum“, das aus dem Evangelium wertvoller Liebe bestehen sollte. Nur legte Tolstoi es nach der Meinung des gewis, guten, aber für eine Weltanschauung doch zu negativ gehaltenen Sprichworts aus: „Was du nicht willst, daß man dir tu, das jag' auch keinem andern zu.“ Der Dichter-Philosoph setzte dabei voraus, daß die Natur des Menschen von Grund aus gut sei und nach dem Guten strebe; daß nur das höhere, bessere, durch eine schlechte Kultur veräuferte „Ja“ aus den Händen der Unnatur befreit und in seinen natürlichen Zustand zurückgeführt werden müsse. Aus diesem Grundgedanken zog er eine Folgerung, die nur schwer zu begreifen ist. Er verlangte die Befolgung des Satzes: „Widerstrebe nicht dem Bösen“, verzichte auf Reichtum, Eigentum jeder Art, auf Ehre, auf das Bewußtsein deines Wertes, ja auf die Behauptung deiner Rechte. Alle Obrigkeit, alles Regierenwollen, sogar die Zahlung von Steuern ist gleich wertlos und unnützlich.

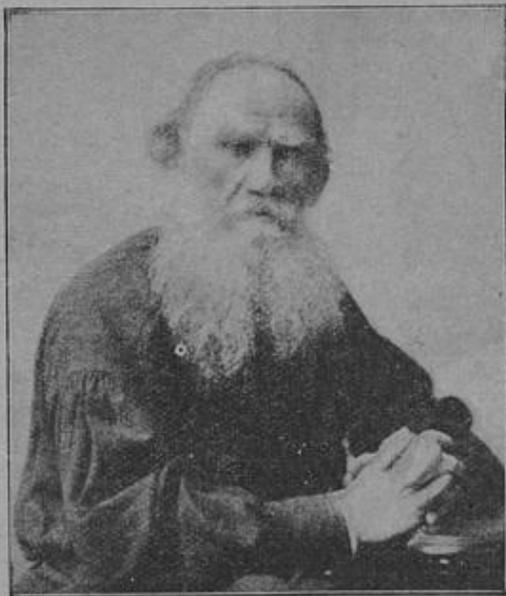
Wie weit sich der Dichter und Philosoph mit diesen Grundsätzen von dem Boden der realen Notwendigkeiten entfernte und in ein Land, in dem nur Engel und keine Menschen wohnen konnten, verirrt hat, braucht nicht erst dargelegt zu werden. Dafür hat er auf dem sozialen Gebiet gerade für sein russisches Vaterland schon allein durch den steten Hinweis auf die Selbstbesinnung viel geleistet. Er hat die Bauern gelehrt, was die frische Gottesnatur durch die regelmäßige Arbeit für einen befreienden Einfluß auf des Menschen Körper, Herz und Gemüt habe. Er hat den Wert des Familienlebens und einer tüchtigen Kindererziehung erst wieder zur Anerkennung gebracht, den Adel der Armut und die Pflichten des Reichums, der Darbenden sich zu erbarmen, gepredigt.

Mit diesen seinen Ideen ist Tolstoi ein halbes Jahrhundert lang ein Führer der Vorwärtstrebenden in Rußland gewesen. Zwar wandte er sich von den Greueln der Revolution, von den Untaten der anarchisch-nihilistischen Gruppe mit Recht ab, und blieb dem politischen Getriebe getreu seiner Ueberzeugung fern. Doch kann man behaupten, daß aus dem durch diese Revolution entstandenen modernen Rußland so stark der Geist Tolstois spricht, wie etwa aus dem Frankreich nach der großen Revolution der Geist Rousseaus. Und wenn uns auch die eine von Tolstoi als wichtigste anerkannte Frage, die der Weltanschauung, bis in ihre letzten Ausdeutungen hinein, von ihm trennt, so können auch wir ihm den Namen des „großen Russen“, des größten des neunzehnten Jahrhunderts, nicht verlagern.

heit; und niemand wird aus seinen Schwächen und der Unkraft seiner Versuche, die errungene Weltanschauung in die Tat umzusetzen, absichtlichen Betrug, wirkliche Gaukelei folgern wollen. Auch er war nur ein Mensch; und es wäre gerade für einen Kritiker, der aus innerem Bedürfnis sich für seinen Gegner hält, unbrennbar, ihm nicht alle das Wohlwollen angedeihen zu lassen, dessen ein Mensch nun einmal auf Erden und noch mehr nach seinem Tode bedarf.

Tolstois Persönlichkeit spricht sich ganz aus in seinem Bilde. Ein hoch gewachsener, knochenstarker Mann, ernst grüblerisch, und manchmal auffahrend, zornig. Teils ein Graf aus der alten russischen Schule — und das konnte der Dichter bis in seine letzten Jahre hinein in seinem Wesen nicht verleugnen — teils ein moderner Schriftsteller und als Mantel um alles, ein sich auf sozialem Gebiet betätigender Grundherr, ein Philosoph und Weiser. Zwei Bilder bringen wir von ihm: den gräßlichen Grundherrn, der als ein Zweierundsiebzahnjähriger (im Jahre 1902) sich neben dem dreißig Jahre jüngeren Maxim Gorki stattlich und kräftig genug ausnimmt, und eine Aufnahme aus der letzten Zeit. Sie zeigt den müden Grübler, den „Propheten“, den „Einsiedler von Jasnaja-Poljana“, der nicht mehr wie jener mit eigener Hand den Pflug führt, nicht mehr wie ein echter russischer Graf halbe Tage lang zu Pferde sitzend seine Güter in Augenschein nimmt, sondern fern von allen Interessen der Umwelt halb träumend die Welt noch einmal auf ihre Haltbarkeit prüft, die er sich selbst in seinem Geiste aufgebaut hat.

Nicht die Werte des alten Tolstoi sind es, welche ihn zu den großen Geistern des neunzehnten Jahrhunderts stempeln. Ueberhaupt liegt bei aller seiner schriftstellerischen Begabung, ohne die sein beispielloser Einfluß gar nicht möglich gewesen wäre, seine Bedeutung vorzüglich auf dem Gebiet der sozialen Anregungen, die er in Rußland gegeben hat. In den Werken seines besten Mannesalters finden sich diese. Und nur verwickelter, mit religiösen Fragen aufs engste zusammengeschweißt, in seinen späteren.





### Unsere Bilder.



— Der gestrandete Fünfmaster „Preußen“. (Siehe Bild Seite 393.) Jeder Deutsche, dem an der Entwicklung unserer Seeschifffahrt etwas gelegen ist, hat mit Bekümmernis die Kunde von der Strandung des größten Segelschiffes der Welt, des Hamburger Fünfmasters „Preußen“, der Hamburger Großrodderei F. Laeisz gehörig, vernommen. Die „Preußen“ passierte, von zwei Schlepfern geführt, den Kanal; durch einen Zusammenstoß mit einem englischen Postdampfer wurden die Schlepptaue zerrissen, Klüverbaum, Bugspriet und Vordersteden und der erste Mast der „Preußen“ wurde zerstört. Das Schiff verlor schließlich bei einem Ankerverluch noch beide Anker, und trieb hierauf hilflos bei rasendem Südweststurm auf die Klippen von Dover, wo es an einer besonders gefährlichen Stelle zwischen Dover und St. Margarets-Bay auf ein Riff aufuhr. Die angestregten Bemühungen zur Abschleppung des Schiffes blieben erfolglos, das Schiff legte sich bedenklich zur Seite und die Vergung von Schiff und Ladung mußte schließlich der deutschen Vergungsgesellschaft übertragen werden. Bei der gefährlichen Lage des Schiffes war es vorauszu sehen, daß es trotz des tapferen Verhaltens der Besatzung nicht möglich sein würde, etwas zu retten. Diese Vorahnung ist denn auch durch den Verlauf der Dinge bestätigt worden. Glücklicherweise sind weder bei der Strandung noch während der Vergungsarbeit Menschen zu Schaden gekommen. Wohl aber ist der Sachverlust bedeutend. Er wird auf mehrere Millionen angegeben, die jedoch durch Versicherung gedeckt sind.

— Paul Henke, (Siehe Bild Seite 395), hat als erster deutscher Dichter den Nobelpreis für Literatur zuerkannt erhalten. Der am 15. März 1830 zu Berlin geborene, aber ganz in München und Oberitalien heimische Poet, hat mit seinen Novellenbänden nicht nur unzählige Leser seit etwa sechzig Jahren erfreut, sondern auch das Gebiet der Novelle, der kleinen, fein durchgeführten poetischen Erzählung, erst wieder für das an große schwere Romane gewöhnte Deutschland erschlossen. Gewiß gehört er seinem ganzen Wesen nach nicht der modernsten Zeit an, aber viele seiner Werke werden unserer Literatur dauernd erhalten bleiben und wohl auch in der Weltliteratur lange eine Rolle spielen. So ist denn die Entscheidung der Kommission für den Nobelpreis, die den Preis Henke zuerkannte, überall mit Beifall aufgenommen worden.

— Das älteste Wirtshaus Deutschlands. (Siehe Bild Seite 396.) In der guten alten Stadt Miltenberg am Main, die friedlich in dem Winkel liegt, den dieser gelbe Fluß bei seinem Durchbruch zwischen Spessart und Odenwald macht, steht ein altes, hohes spitzebleiges und mit Schindeln bedecktes Haus das, wenn man dem Volksmund glauben schenken darf, schon Kaiser und Könige bei sich zu Gast gesehen hat. Miltenberg hat nämlich eine bedeutende Geschichte. Schon zur Zeit der Kaiser aus dem Hause der Karolinger wird es urkundlich erwähnt; liegt auch nur ein paar Wegstunden entfernt von Steinbach-Michelstadt und Seltsenstadt, den beiden Orten, an denen Einhard, Karls des Großen Biograph nach dem Tode des Kaisers das Ende seiner Tage in Ruhe erwartete. Im Mittelalter galt das an der Straße von Süddeutschland nach dem Rhein gelegene Städtchen als ein wegen seiner Burg fester und wegen seines Weinbaues angenehmer Ort. Auch die Nähe des Klosters und Ortes Amorbach mit seinem berühmten „Kirdele“-brunnen davon zu trinken selbst Kaiserin Maria Theresia gewallfahrtet kam, zog manchen Gast dorthin. Immer aber stiegen die Fürstlichkeiten, die weltlichen und geistlichen, in dem alten Hause ab, das am Markte so recht in der besten Lage die beste Lagerstatt und den Wein aus der besten Lage bot. In unserer Zeit die allmählich-weise auf die Erhaltung der Altentümer viel Aufmerksamkeit verwendet hat das Haus eine durchgreifende Erneuerung der dem Zerfall entgegengesetzten Teile erfahren. So ist zu hoffen, daß das älteste Wirtshaus Deutschlands zur Freude der Altentümersfreunde und der Jecher am Main weiter und weiter bestehen bleibt.

— Das neue französische Flugzeug Multiplan „Bodovelli“, dessen wunderliche Gestalt wir in unserem Bilde (Seite 396) vorführen, ist mit einem Motor von 80 Pferdestärken ausgestattet. Sein Bau, der einzige Rehrückheit mit

dem eines fliegenden Fisches hat, wird besonders von den französischen Militärbehörden unterstützt, weil dieser Aeroplan nicht nur im Stande sein soll, vier bis fünf Passagiere zu tragen, sondern auch sich mit ihnen leicht stundenlang in der Luft zu halten. Außerdem zeigt der Multiplan „Bodovelli“ eine Neuerung, die auch schon bei anderen modernen Flugzeugen zur Anwendung gekommen ist, er hat eine kleine Kabine für den Aufenthalt der Mitfahrer und des Führers.



### Rätsellecke.



#### Silben-Rätsel.

aa, bar, burg, chen, den, dorj, gen, mei, men, mün, naum, neu, nin, rach, rie, rig, sa, ster, u, wal.

Aus vorstehenden 21 Silben sind neun deutsche Städtenamen zu bilden, deren Anfangsbuchstaben im Zusammenhang einen bekannten deutschen Badeort bezeichnen. Die neun Städte sind: 1. schlesische Kreisstadt, bekannt durch ihren Steintohlenbergbau; 2. alte Krönungsstadt; 3. Stadt in der Nähe Berlins; 4. kleine Haupt- und Residenzstadt; 5. große Industriestadt im Rheinland; 6. sächsisches Städtchen an der Elbe; 7. Oberamtsstadt im Schwarzwald; 8. Garnisonsstadt in Schleswig-Holstein; 9. Stadt an der Saale.

#### Wechsel-Rätsel.

Großes in Großem bin ich; spricht aus du mich dortiger Regel,

Kling' ich germanischem Ohr als wie Verwunderung und Schmerz —

Wend're ein Zeichen in mir, so bin ich hellenischen Ursprungs;

Aber gewertet nun bin ich als vom Kleinen ein Kleinig's.

#### Buchstaben-Rätsel.

Als ich das Deutsche Reich regiert,  
 Brangt' es in Nacht und Herrlichkeit;  
 Der jeho meinen Namen führt,  
 Hat seinen alten Glanz erneut.  
 Seh' einen Laut mir vor und hütle dich,  
 Dein schwer Erworbenes verschlinge ich.  
 Füg' dann statt dieses Lauts mir einen andern an,  
 So seh' ich, starr an Geist, gewöhnlich obenan.

#### Rebus.



Aufsungen in nächster Nummer.

Aufsungen aus voriger Nummer.

Rätsel: Prosa — Posa.

Rebus: Kasteelan.

Redaktion: Erwin Thyssen.

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. H.; beide in Düsseldorf.



## Lundja-Mana.

Nach einem Tagebuche von Walter Kabel.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Am vierten Abend nach jener Nacht, in der Erich vor dem Bilde seiner Braut Besserung gelobte, hatte ich dann eine Begegnung, die wieder neue, noch schwerere Sorgen auf meine Seele lud. Ich war mit meiner Büchse am Ufer des nahen Flüsschens entlang gepircht, um womöglich einen Panther, der die Hütten unserer Arbeiter häufig umschlich und schon manches Zicklein geraubt hatte, zum Schuß zu bekommen. Haffo führte ich an der Leine mit mir, da ich fürchtete, der Hund könnte beim Umherstreifen in dem dichten Unterholz von einer der hier recht zahlreichen Giftschlangen gebissen werden. Plötzlich, ich spritt gerade auf einem schmalen Pfade in dem Köhricht dahin, den wahrscheinlich Elefanten ausgetreten hatten, blieb der Wolfspitb mit gestäubtem Rückenhaar stehen und starrte unverwandt in das undurchdringliche Gestrüpp, wobei er jene knurrenden Laute ausstieß, mit denen das gut dressierte Tier stets vor einer drohenden Gefahr zu warnen pflegte. Blitzschnell hatte ich den Augellauf meines Gewehrs entschert und durchsorgte nun aufmerksam mit den Augen jene

Stelle, hinter deren grünem Blättervorhang ohne Zweifel irgend ein verdächtiges Wesen lauerte. Aber vergebens suchten meine Blicke das Unterholz zu durchdringen. Schließlich hob ich die Büchse an die Schulter und zielte nach jener Richtung, als ob ich aufs Geratewohl eine Kugel dem unbekannten Feinde entgegenjenden wollte. Das half.

„Zahib (Herr), schießt nicht!“, ertönte es jetzt mit einem Mal hinter dem dichten Blätterdach in gebrochenem Englisch hervor. „Ich bin's, Sarka-Mana, der Fakir, den Ihr im Dorfe Goldari vor sechs Tagen gesehen habt.“

Und wenige Augenblicke später stand der alte Indier vor mir auf dem engen Elefantenpfade.

„Was treibst du hier?..“, fragte ich mißtrauisch und musterte die hagere, braune Gestalt nicht gerade freundlich. Auch Haffo knurrte den Indier höchst bedenklich an.

„Zahib, Ihr werdet einem alten Manne eine Frage erlauben“, bat er unterwürfig. „Wo hat Zahib Kieselowsky meine Entelin hingebracht...? Sie ist seit vorgestern Nacht verschwunden und nur er kann sie mir entführt haben, mit und ihrem Verlobten Dama-Schent, meinem Gehilfen.“

Bei dieser Nachricht fuhr ich erschreckt zusammen, jagte mich aber schnell und erwiderte möglichst ruhig:

„Ich kann nicht glauben, was du mir da eben von meinem



Blick auf Monaco.

Freunde erzählt, Sarka-Mana. Woher willst du auch wissen, daß gerade Sahib Nieselowsky das Mädchen fortgebracht hat und jetzt irgendwo verbirgt...?"

"Ich weiß es, Sahib. Wir Fakire wissen mehr als andere Sterbliche, viel mehr," antwortete er ohne Prahleret. "Und auch meine Enkelin werde ich finden, wenn nur erst der Vollmond über meinem Haupte leuchtet. Für den Sahib-Freund aber wäre es besser, wenn er Lundsja-Mana mir sofort wiedergibt — sofort...!" fügte er mit einem drohenden Ausblick seiner dunklen Fanatiker-Augen hinzu. Darauf schlüpfte er ohne jeden weiteren Gang in das Gestrüpp zurück.

Da mir diese Begegnung jede Freude an der Fortsetzung meines Rirschganges gründlich verdorben hatte, kehrte ich heim, allerdings mit der festen Absicht, Erich noch heute ernstlich ins Gewissen zu reden und zu warnen, mochte daraus auch vielleicht ein völliger Bruch zwischen uns beiden entstehen.

Ich habe meinem Freunde dann auch wirklich wiederholt, was der alte Fakir gesprochen hatte, habe ihm vorgestellt, wie gefährlich es gerade in Indien für ihn sei, die Rache eines beleidigten Verwandten und eines betrogenen Verlobten herauszufordern.

Stumm, den Kopf in die Hand gestützt, hörte Erich, der vor mir am Tische saß, meine Worte an. Jetzt, wo sein Gesicht von dem Schein der Lampe so scharf beleuchtet wurde, bemerkte ich erst den Zug wilder Verzweiflung um seine fest zusammengekniffenen Lippen. Und da überkam mich plötzlich ein tiefes Mitleid... Warm legte ich ihm die Hand auf die Schulter...

"Erich, folge meinem Rat: Mache dich frei von diesem Mädchen — so bald als möglich, und fliehe — irgendwohin, wo du Zerstreung, Ablenkung findest! Glaube mir: dein Leben schwebt in Gefahr! In den unheimlichen Augen des alten Fakirs war nichts Gutes zu lesen."

Da sagte er mit dumpfer Stimme: "Denke von mir, was du willst... Ich kann von Lundsja-Mana nicht lassen, werde sie später auch mit mir nach Europa nehmen... Möglich, daß ich an dieser Liebe zugrunde gehe. Aber auch das ist mir gleichgültig. Ich bin eben nicht mehr derselbe Mensch geblieben, lebe jetzt wie in einem fortwährenden Rausch, tenne mich selbst kaum noch." Und leise fügte er nach einer Pause hinzu: "Eigentlich bin ich ja mehr zu bedauern, wie zu verdammen..."

"So rasse dich doch auf, nimm einmal all deine Energie zusammen, um von diesem Weibe loszukommen!"

"Ich kann nicht... kann nicht!" Und ein verzweifeltes Stöhnen war der Nachhall dieser trostlosen Worte.

Was jetzt vor mir am Tische saß und mit halb irren Augen nach dem Bilde Leni Bergers hinstarrte, stellte mir noch eine klägliche Ruine des einst so schaffensfrohen, frischen Mannes dar. Unendliches Erbarmen machte mir da das Herz weich. Aber ich schwieg. Eins jedoch stand bei mir fest: Am nächsten Morgen würde ich meinen armen Freund, und wenn es gewaltsam geschehen müßte, mit mir nach Lufnor nehmen und ihn dort einem Nervenarzt übergeben. Denn daß Erichs Geist nicht mehr ganz normal sein konnte, hatte mir diese Aussprache nur zu deutlich gezeigt.

Es sollte nicht sein. Das Schicksal wollte es anders. Um fünf Uhr früh begann mit einem Male — auf unserem verlorenen Posten eine Seltenheit — der auf einem kleinen Wandbrett angebrachte Telegraph zu klappern. Ein langer Papierstreifen, mit Punkten und Strichen bedeckt, rollte sich ab. Er brachte die überraschende Nachricht, daß am nächsten Tage Rajah Sadani mit einem zahlreichen Gefolge auf unserer Station eintreffen würde, um zu Ehren seines Gastes, des Vizekönigs von Indien, Tigerjagden in dem wildreichen Revier abzuhalten. Zu gleicher Zeit wollte der Fürst dann auch den bisher fertiggestellten Teil der Bahnstrecke besichtigen.

Unter diesen Umständen war natürlich an eine Fahrt nach Lufnor gar nicht zu denken, zumal wir damit rechnen mußten, daß der Reisezugschef des Rajahs schon heute mit dem üblichen riesigen Troß anlangen würde, um das Zeltlager, besser die Zeltstadt für seinen Gebieter mit all dem märchenhaften, farbenprächtigen Prunk aufzuschlagen, den wir schon einmal zu bewundern Gelegenheit gehabt hatten. Und wirklich — mittags tauchte aus dem wälschen Dschungel eine endlose Reihe von hochbepackten Elefanten auf und einige Stunden später war bereits auf dem etwa fünfshundert Meter von unserem Häuschen entfernten, langgestreckten und mit schattigen Palmen bestandenen Hügel eine Anzahl Diener mit dem Errichten der aus schwerer Seide bestehen-

den Zelte beschäftigt. Für uns gab es natürlich gleichfalls alle Hände voll zu tun, so daß ich nicht viel Zeit hatte, trüben Gedanken nachzuhängen. Als ich dann — mein Freund wollte inzwischen unsere Garderobe für den Empfang des Fürsten einer wahrscheinlich sehr notwendigen Prüfung unterziehen — gegen Abend in unserem kleinen, gemütlichen Heim erschien, meldete mir mein Diener, daß Sahib Nieselowsky fortgeritten sei und mir sagen ließe, ich sollte mit der Abendmahlzeit nicht auf ihn warten.

Es fiel mir bei dieser Nachricht wirklich schwer, meine Enttäuschung zu verbergen. Denn wohin Erich seinen stinken Brauen gelenkt hatte, wußte ich genau — eben dorthin, wo er Lundsja-Mana verborgen hielt. Er hatte also der Versuchung trotz der gestrigen Aussprache nicht widerstehen können.

So aß ich denn allein und mit recht schlechtem Appetit. Die meisten Stücke des vorzüglichsten Brathuhnes bekam Hasso, der bei all seinen Seelenqualen um die verlorene Zuneigung seines Herrn wie immer einen recht anständigen Hunger entwickelte. — Ich hatte die Tür des Häuschens offen gelassen und konnte daher von meinem Plage aus einen großen Teil der Gegend, durch die sich der frisch aufgeschüttete Eisenbahndamm wie ein braungelber Streifen hindurchzog, bequem überblicken. Wie ich noch so in Gedanken versunken in das abwechselungsreiche Landschaftsbild hinauschaute, erschienen plötzlich in der Tür zwei lange, hagere Gestalten, die nach bescheidenem Gruß draußen stehen blieben. Es war Sarka-Mana, der Fakir, und sein Gehilfe Dama-Schenf.

"Sahib, verzeiht die Störung," begann der Alte. "Wir möchten Euerm Sahib-Freund sprechen."

"Mein Freund ist ausgeritten," entgegnete ich der Wahrheit gemäß und streichelte gleichzeitig beruhigend den wütenden Hasso, der sich schon zum Sprunge zusammengeduckt hatte. Fraglos waren die beiden Indier dem klugen Tiere äußerst unsympathisch.

Sarka-Manas Augen glitten inzwischen blitzschnell und seltsam prüfend über die Einrichtung unseres Häuschens hin.

"Sahib," hat er dann in demselben unterwürfigen Tone, "ich möchte Euch allein etwas sagen — Euch allein." Und dabei schaute er bezeichnend nach meinem Diener hin, der eben die Teller wegräumte. Nachdem dieser von mir hinausgeschickt war, fuhr der alte Fakir mit leiser, eindringlicher Stimme fort:

"Sahib Lundsja-Mana, meine Enkelin, ist noch immer nicht zu uns zurückgekehrt. Aber in der ersten Vollmondnacht gehört sie wieder uns, nur uns! — Mag Sahib Nieselowsky dem Mädchen das bestellen von mir, ihrem Großvater."

"Und weiter wünscht Ihr nichts?" fragte ich kurz, um die braunen, unbequemen Gesellen endlich loszuwerden.

"Nichts, Sahib... Nur vergeßt nicht: In der ersten Vollmondnacht kehrt Lundsja-Mana für immer zurück."

Als ich allein war, grübelte ich doch unwillkürlich über des Alten rätselhafte Worte nach. Schließlich zog ich meinen Taschenbuchkalender hervor, um nachzusehen, an welchem Tage wir die volle Mondscheibe zu erwarten hatten. Am Freitag, und heute war Mittwoch. Also noch zwei Tage... Sie vergingen infolge der Abwechslung, die der Besuch des Rajahs mit sich brachte, wie im Fluge. Mein Freund aber fand immer noch Zeit, mehrere Stunden der Nacht seinen geheimnisvollen Ausflügen zu opfern, deren Ziel mir auch jetzt noch unbekannt war. Gewiß — ich hatte Erich den Auftrag des alten Fakirs getreulich ausgerichtet, jedoch nicht das Geringste damit erreicht. Als einzige Antwort bekam ich von ihm zu hören:

"Mag Sarka-Mana seine Enkelin mir suchen! — Im übrigen, Friß — überlaß mich nur meinem Schicksal. Mir ist doch nicht mehr zu helfen..."

Für den Freitag hatten wir eine Einladung des Rajahs zur Mittagstafel erhalten. Diese fanden wir in dem großen Wohnzelle aus prunkvollster gedeckter und mit einer schier erdrückenden Menge silberner und goldener Tafelgeräte besetzt. Der Fürst, ein noch junger Mann mit fast europäischem Gesichtsschnitt und ganz heller Hautfarbe, behandelte uns mit großer Lieblichkeit und unterließ sich besonders eifrig mit meinem Freunde, dessen echt germanische Erscheinung — Erich war ein wahrer blonder Hüne — ihm offenbar sehr gefiel.

Nach Tisch wurden die elfenbeinverzierten Ebenholzstühle, auf denen der Rajah und sein vornehmer Gast, der Vizekönig von Indien, gesessen hatten, vor das Zelt unter den baldachinartigen Vorbau getragen, während für uns und

das fürstliche Gefolge elegante Feldstühle in einem Halbkreis schon bereit standen. Der Boden war weithin mit schweren Teppichen belegt und auf dieser Bühne begann recht eine Schar von phantastisch aufgetragenen Tänzerinnen unter den Klängen einer indischen Nationalkapelle, deren meist gitarrenähnliche Instrumente seltlich weiche, einschmeichelnde Töne hervorbrachten, ihre sinnverwirrenden, von Leidenschaften durchglühnten Reigen vorzuführen. Inzwischen reichten Diener Wodka, Zigarren, Zigaretten und die feinsten Liköre herum, und ebenso konnte man auf Wunsch auch weiter eisgekühlte Getränke aller Art erhalten.

Nachdem die Tänzerinnen, denen der Rajah als Zeichen seines Beifalls eine Handvoll Goldmünzen zugeworfen hatte, verschwunden waren, erschienen in dem von den Zuschauern gebildeten Kreise zu meinem nicht geringen Erstaunen plötzlich Sarla-Mana, der Fakir, und sein Gehilfe, Dama-Schenf, beide heute in ihrem Neuzerker so vollständig verwandelt, daß ich sie erst bei genauerem Hinsehen wieder erkannte. Ihre zerrissenen, beschmutzten Lumpen hatten sie mit hellen, mit Seidentropfen reich verzierten, hellen Mänteln vertauscht, die ihre schlanken Gestalten sehr vorteilhaft kleideten. Das Handwerkzeug zu ihren Kunststücken wurde ihnen von zwei Dienern in einem großen, viereckigen Weidenkorbe nachgetragen. In der Mitte des Kreises machten sie Halt und verbeugten sich mit über der Brust gekreuzten Armen tief vor dem Fürsten. Dieser wandte sich recht an meinen Freund, der einige Schritte von dem Rajah entfernt neben mir saß.

„Ich hoffe Ihnen heute etwas ganz Besonderes darbieten zu können. Gewöhnlich zeigt Sarla-Mana, der zu den berühmtesten Mitgliedern der Fakir-Sekte gehört, der großen Menge nur jene alltäglichen Gauklerstücke, wie Sie und Ihr Freund sie wohl schon in Ihrem Vaterlande gesehen haben werden — allerdings dort nur von Leuten, die sich zu Unrecht indische Fakire nennen. Denn ein richtiges Mitglied der Fakir-Sekte darf nach seinen Ordnungsregeln seine Heimat nie verlassen.“

„Wir sind Hoheit zu größtem Dank für die Einladung zu dieser Vorführung verpflichtet,“ erwiderte Erich mit höflicher Verbeugung. „Ganz besonders deswegen, weil ich noch nie — auch hier in Indien nicht — einen Fakir gefunden habe, dessen Leistungen nicht ein mittelmäßiger europäischer Taschenspieler übertroffen hätte. Jedenfalls vermochte ich bisher nicht zu begreifen, wie selbst aufgefärbte Männer der Wissenschaft daran glauben konnten, daß die Fakire über übernatürliche Fähigkeiten verfügen.“

Das Gesicht Rajahs war plötzlich merkwürdig ernst geworden.

„Sie werden anders denken lernen, noch heute! — Seien Sie überzeugt! Mein Leibarzt Dr. Schusterius gehörte auch zu den Zweiflern. Vielleicht sprechen Sie einmal mit ihm über das Thema, wenn Sie Sarla-Mana . . . angesprochen haben — denn das werden Sie sicher tun.“

Dann winkte der Fürst dem alten Fakir, der anscheinend völlig teilnahmslos dagestanden hatte, mit der Hand zu.

Bevor ich nun völlig wahrheitsgetreu schildere, was wir an jenem Freitag an unerklärlichen Rätseln zu sehen bekamen, möchte ich noch bemerken, daß sich alles dicht vor unseren Augen bei bestem Tageslichte abspielte, während Sarla-Mana und sein Gehilfe von einem dichten Ringe von Zuschauern eingeschlossen waren — also unter Bedingungen, wie sie zur Vorführung von bloßen Taschenspieler-Kunststücken gar nicht ungünstiger sein konnten.

Der alte Fakir begann sein Programm sofort mit einem Experiment, das meine Zweifelsucht sehr stark ins Wanken brachte. Er entnahm dem Weidenkorbe einen langen buntfarbigen Seidenschleier, schwenkte ihn einige Male in der Luft hin und her und wirbelte ihn dann um einen, vielleicht einen Meter langen dünnen Ast, an dem sich noch frische grüne Blätter befanden. Den so vollkommen eingehüllten Zweig legte er dicht vor den Füßen des Vizekönigs nieder und trat dann zurück — alles, ohne auch nur ein einziges Wort zu sprechen. Hierauf reichte ihm sein Gehilfe Dama-Schenf eine Flöte, auf der er eine für meine Ohren äußerst unmelodische Tanzweise zu spielen begann. Möglich fing er in dem Seidenschleier eingewickelte Zweig an, sich zu bewegen, erst wenig, dann immer heftiger, bis sich das Seidenbündel mit einem Male kerzengerade aufrichtete und aus den Falten des herabsinkenden Schleiers sich der glatte Kopf und der halbe Leib einer Kobra, einer der gefährlichsten Giftschlangen Indiens, herauschälte. Manchem der Anwesenden blieb sicher beim Anblick das

Herz vor Schrecken einen Moment stehen. Denn die Gefahr, für den Vizekönig und den Fürsten, vor denen das Reptil sich jetzt hoch aufgerichtet hin und herwand, war zweifellos keine geringe. Und ich sah es dem erstieren auch an, welche Ueberwindung es ihn kostete, weiter in dieser verderblich bringenden Nachbarschaft auszuharren.

Sarla-Manas Flötenspiel ging jetzt in ein immer schnelleres Tempo über. Und wie magnetisch von den Tönen angezogen, bewegte sich die Kobra nun langsam auf den alten Fakir zu, der sich inzwischen mit unterschlagenen Beinen auf dem kostbaren, dicken Perfereteppich niedergelassen hatte. Immer näher schlängelte sich das gefährliche Reptil, immer näher, bis es so dicht vor dem Flötenspieler lag, daß er es bequem mit der Hand erreichen konnte. Was nun folgte, geschah so blitzschnell, daß ich die Einzelheiten des Vorganges nicht klar zu übersehen vermochte. Jedenfalls griff Sarla-Mana plötzlich mit der Rechten nach der Kobra und schwenkte schon im nächsten Augenblick denselben belaubten Zweig in der Hand, den er vorhin in den seidenen Schleier eingehüllt hatte. Die Schlange aber war spurlos verschwunden . . .

Keine Beifallsäußerung wurde laut. Gegenüber dieser verblüffenden Darbietung blieb ein jeder stumm, schaute nur mit stannender Bewunderung auf Sarla-Mana, der mit kühler Gelassenheit bereits die Vorbereitungen zu der zweiten Nummer seines Programmes traf. Dama-Schenf mußte ihm jetzt den rechten, völlig entblößten Arm bis hinauf zur Achsel mit großen Stücken einer trockenen Moosart umwickeln, die wegen ihres starken Harzgehaltes sehr gut brennt und die wir beim Bahnbau ebenfalls regelmäßig zum Anheizen unserer eisernen Riesen benutzten, in denen die Schienenholzten ausgeglüht wurden. Nachdem der Arm dicht mit diesem Brennmaterial umgeben worden war, ließ Sarla-Mana sich abermals auf den Teppich nieder und streckte den eingehüllten Arm über ein eisernes Becken aus, in dem ein kleines Häufchen Holzkohlen schwelte. Mit einem Mal brannte die Moosbandage lichterloh und es verging ein gut drei Minuten, bis die letzten Stücken des verkohlten Mooses in das Becken hinabfielen. Dann erhob sich der alte Indier, kam geradewegs auf uns zu und blieb vor Erich stehen, dem er nun seinen völlig unverletzten Arm entgegenstreckte . . .

„Mag einer der Zauberer Eure Heimat, Sahib, mir das nachmachen,“ meinte er stolz und lehrte dann wieder in die Mitte des Kreises zurück.

Erich sagte nichts, schaute mit gefurchter Stirn vor sich hin, als ob er darüber nachgrübelte, auf welche Weise der Fakir wohl seinen Arm zu solcher Unverwundbarkeit hatte präparieren können. Und doch fühlte ich, daß seine nachdenkliche Ruhe nichts als eine Maske war, hinter der er sein hier durchaus gerechtfertigtes Staunen zu verbergen suchte. Schon wollte ich leise eine Frage an ihn richten als Sarla-Manas Stimme mich davon abbrachte.

„Erhabener Fürst“, ließ sich der Alte vernehmen, „in längst entschwundenen Zeiten, als noch die Götter auf Erden wandelten, gaben sie einem meiner Ahnen die Macht, Böse zu strafen und Gute zu belohnen. Und diese Macht ist auch auf mich übergegangen, auf Sarla-Mana, den letzten meines Geschlechtes. Hier diesen Pfeil werde ich nachher in die Luft versenden und derselbe Pfeil wird, aus den Wolken herabfallend, den treffen, der sich nicht scheut, im reinen Lichte des Vollmondes mit schwer belastetem Gewissen einherzuwandeln. Wann dieser strafende Pfeil einen für das Strafgericht der Götter Gezeichneten erreichen wird — ich weiß es nicht. Sicherlich aber geschieht es nur, wenn das leuchtende Gestirn der Nacht uns sein volles Antlitz zeigt. Darum, wer sich schuldig fühlt, der mache gut, was er begangen. Noch ist es Zeit! Zum Monde hinauf steigt mein Geschloß und der Mond versendet es wieder. Eine reine Seele schützt allein vor ihm. Haltet Eure Seele rein!“

„Unsinntiges Gewäsch!“ meinte Erich ironisch die Achseln zuckend, als Sarla-Mana jetzt schwieg. Mir aber waren plötzlich die geheimnisvollen Worte eingefallen, die der alte Indier zweimal zu mir gesprochen hatte — auf dem engen Elefantenpfade im Dschungel und dann vor der Tür unseres Häuschens. Und beim letzten Male hatte er, wie ich mich nur zu gut besann, wörtlich gesagt: „In der ersten Vollmondnacht lehrt Lubja-Mana für immer zu uns zurück.“ — Und jetzt spielte der Vollmond in seiner rätselhaften Ansprache ebenfalls eine so wichtige Rolle!

Ein unbehagliches Gefühl beschlich mich da plötzlich, etwas wie aufsteigende Angst, die mein Herz unruhig klopfen ließ.

Und doch konnte ich mir keine Rechenschaft darüber geben, welchen Einflüssen diese Furchtempfindung war.

Indessen hatte der Fakir dem Rajah den Pfeil mit der Bitte überreicht, auf eins der weißen, an dem Schaft befestigten Bänder einige Zeichen zu machen. Als zweiter schrieb dann der Vizekönig mit einem Bleistift einige Worte auf einen der schmalen Zeugstreifen. Jetzt kam Sarka-Mana mit dem auf diese Weise gekennzeichneten Geschöß zu uns herüber und hielt es meinem Freunde hin. Dabei bückte er sich tief zu dessen Ohr hinab und flüsterte ganz leise, so daß nur ich, der neben Erich saß, ihn gleichzeitig verstehen konnte.

„Sahib, wenn Lunda-Mana nicht bis Mitternacht bei uns ist, dann habt Ihr die Strafe der Götter zu fürchten.“

Erich lachte dazu nur höhnisch auf und antwortete mit einem englischen Schimpfwort, das man am besten mit „Alter Galunte“ übersetzt. Dann zog er einen Bleistift hervor, breitete eines der Bänder des Pfeiles über das Knie und schrieb trotzig mit großen Buchstaben darauf „Lunda-Mana“.

Schweigend ging der Fakir in die Mitte des Kreises zurück, legte den Pfeil auf die Bogensehne und schoss ihn senkrecht in die klare, sonnendurchstrahlte Luft hinaus. Und der Pfeil stieg höher und höher, während seine weißen Bänder hin- und herflatterten, wurde immer kleiner, bis er schließlich im Aether verschwand. Aber vergebens warteten wir darauf, daß das Geschöß, dem Gesetze der Schwere folgend, wieder zur Erde herabsinken würde. So viele Augen auch nach ihm auspähten, niemand erblickte es — wenigstens vorläufig nicht!

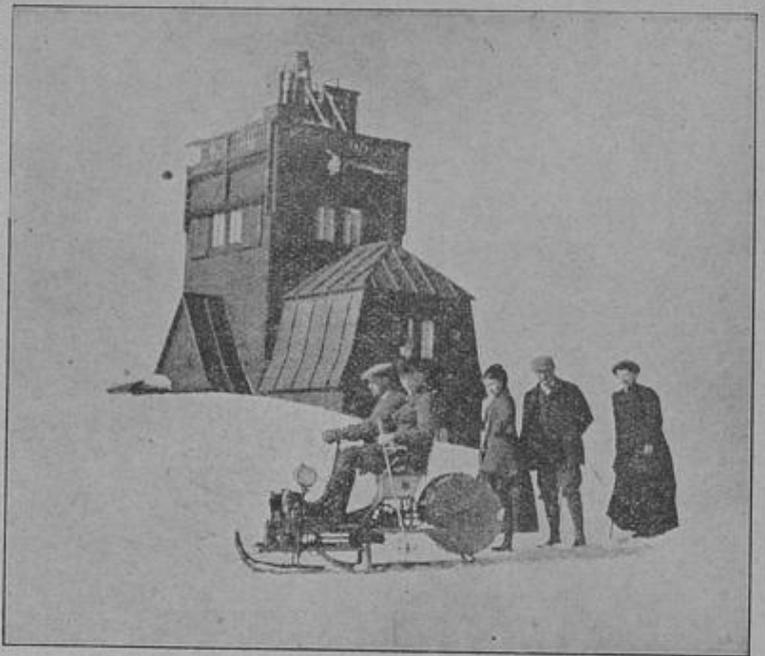
Unwillkürlich schaute ich in diesem Moment zu dem Rajah hinüber. Und da bemerkte ich deutlich in dem bronzefarbenen Gesicht des jungen Fürsten ein eigentümliches Lächeln, das fraglos meinem Freund allein galt, dessen Mienen jetzt nichts mehr von jener spöttischen Ueberlegenheit verrieten, mit der er vorher die indischen Fakire auf eine Stufe mit den europäischen Zauberkrünlern gestellt hatte. Im Gegenteil — Erichs Antlitz war mit einem Male aschfahl georden, und als ich die Richtung seiner Blicke verfolgte, merkte ich, daß sich die seinen mit denen Dama-Schenk's wie Degenklingen in tödlichem Hasse kreuzten.

Da rief auch schon der Rajah zu uns herüber . . .

„Nun, Master Kieselow'sky, was sagen Sie jetzt . . .?“  
Erich sah sich schnell. Zu meinem großen Verwundern antwortete er offenbar gegen seine bessere Ueberzeugung . . .



Mit dem Automobilschlitten auf die Schneefuppe.



Der erste Automobilschlitten auf der Schneefuppe.

„Ich bewundere ehrlich den hohen Grad von Vollkommenheit der Zaichenspielerkunststücke Sarka-Manas, Hobeit. Etwas Außergewöhnliches kann ich aber auch jetzt nicht dabei finden.“

Der Fürst schüttelte leicht, wie ungeduldig, den Kopf.

„Ich stelle Ihnen gern meine gesamte Dienerschaft zur Verfügung. Lassen Sie die Umgebung aufs sorgfältigste nach dem Pfeil absuchen — niemand wird ihn entdecken, niemand! — Ich sehe dieses Experiment nicht zum ersten Mal von dem Fakir, weiß auch, wie es gewöhnlich endet,“ fügte er plötzlich sehr ernst hinzu.

„Hobeit würden mich sehr zu Dank verpflichten, wenn ich über diesen Ausgang des angeblichen Strafgerichts Näheres erfahren könnte,“ meinte Erich jetzt mit wirklichem Interesse.

Doch Rajah Sadani ließ sich zu weiteren Erklärungen nicht herbei.

„Sie würden meinen Worten ja doch nicht glauben, wo

nicht einmal der Augenschein Sie von den unerklärlichen Fähigkeiten Sarka-Manas hat überzeugen können,“ meinte er bestimmt und gab dann dem Fakir ein Zeichen, mit seinen Vorführungen fortzufahren.

Dama-Schenk entleerte nun den großen, mit einem Deckel versehenen Weidentorb, in dem die verschiedenartigen Requisiten des Fakirs lagen, seines Inhalts, zeigte, daß der Korb tatsächlich auch nicht die geringste Kleinigkeit mehr enthielt und breitete dann wieder den flachen Deckel darüber.

So blieb der Korb eine ganze Weile auf dem diden Teppich unberührt stehen, während Sarka-Mana und Dama-Schenk einige Meter davon bewegungslos wie die Statuen in aufrechter Haltung verharrten. Dann flog plötzlich der Deckel zur Seite und in dem nunmehr offenen Korbe richtete sich langsam eine weibliche, mit bunten Seidengewändern bekleidete schlanke Gestalt auf — eine Gestalt, die vollkommen Lunda-Mana, der Enkelin des alten Fakirs, glich. Ich erkannte sie sofort wieder. Eine Täuschung war hier gänzlich ausgeschlossen. Und niemals werde ich das totesaurige Lächeln verges-

fen, mit dem die schöne Indierin jetzt meinen Freund anschaute . . .

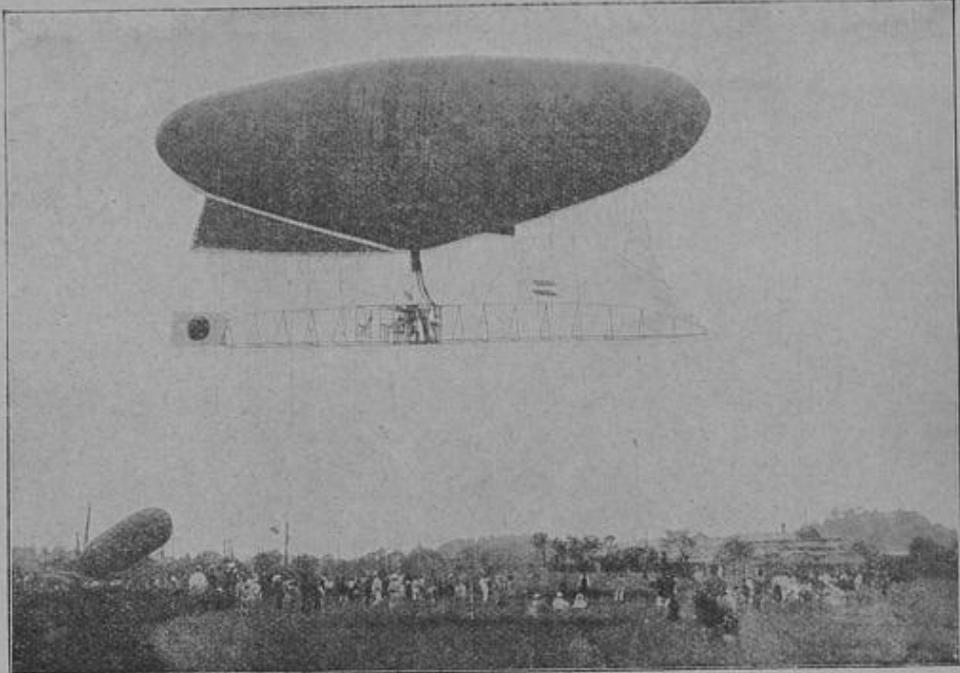
Erich saß schwer atmend, fast leuchtend, neben mir, den Oberkörper weit nach vorn gebeugt und seine stieren Blicke verfolgten jede Bewegung der — sagen wir — der Erscheinung, während sein Gesicht sich nun langsam mit einer grünlichen Blässe überzog . . .

Die Szene in der Mitte des Zuschauerkreises hatte sich inzwischen völlig verändert. Sarla-Mana stand in einer Entfernung von vielleicht sieben Schritten vor Dama-Schenl, der einen mittelgroßen Kürbis in der ausgestreckten Rechten hielt. In des Fakirs Hand aber blinkten zwei lange, spitze Messer von denen er das eine jetzt prüfend wog und es dann blitzschnell nach dem Kürbis hinschleuderte. Und bis zum Hest fuhr es in die gelbe Frucht hinein.

Hierauf kam das Entsetzliche, das meine gewiß nicht verweichtlichen Nerven bis zum Reißer spannte und meine Seele mit Schauern erfüllte.

Blitzschnell hatte der alte Indier das zweite Messer dem ersten folgen lassen, aber sich dabei ein anderes Ziel gewählt — Lunda-Manas Herz, in dem die blitzende Stahl Klinge vollständig verschwunden war. Und allmählich sank nun die Gestalt des braunen Mädchens zusammen, verschwand langsam wieder im Innern des aus Weiden geflochtenen Behälters. Die dunklen Augen aber ruhten, bis der Rand des Korbes sie verdeckte, noch immer auf dem gleichen, unendlich wehmütigen Ausdruck auf meinem Freunde, der, zitternd wie Espenlaub, einer Ohnmacht nahe, in seinem Stuhle lehnte. Minuten vergingen . . .

Die beiden Indier standen jetzt wieder wie die Bildsäulen mit über der Brust gekreuzten Armen da. Es war, als ob sie durch ihre völlige Bewegungslosigkeit den erschütternden Eindruck dieses furchtbaren Schauspiels noch erhöhen wollten. Und auch all die, die Zeugen dieses für das menschliche Begriffsvermögen gänzlich unerklärlichen Vorganges gewesen waren, befanden sich in einer Art schwerer Erstarrung,



Der erste japanische Lenkballon.

blieben regungslos, stumm, richteten ihre Blicke wie gebannt auf den Weidenkorb, als müßte aus dem hellen Geflecht jeden Moment das Blut der Indierin hervorsickern . . .

Plötzlich wurde jedoch die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf etwas anderes gelenkt. Mein Freund hatte sich, noch bevor ich ihn daran zu hindern vermochte, erhoben und war taumelnd wie ein Trunkener, vorwärtsgetritten. Vor dem Korbe machte er halt, stürzte einen markerschütternden Schrei aus und stürzte vornüber zu Boden, wobei er den Korb im Fallen mit umriß. Und jetzt sah man — woran ich niemals gezwweifelt hatte! — daß dieser wie vorher vollständig leer war . . .

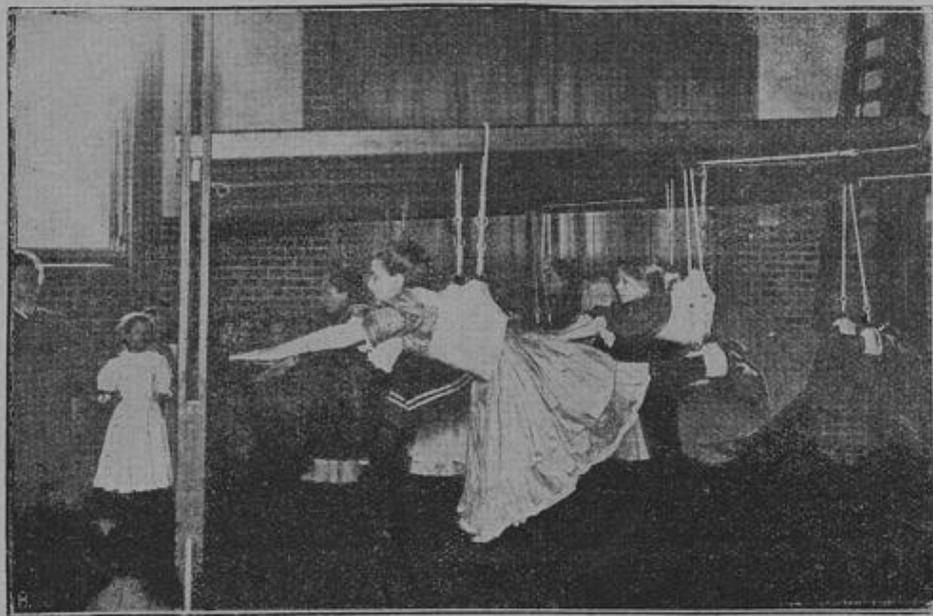
Soeben hatte die Wederuhr Eis geschlagen. In unserem kleinen Häuschen saß neben dem Lager Erichs, das wir aus Decken auf dem Fußboden zurecht gemacht hatten, Dr. Schusterius, der Leibarzt des Fürsten, und prüfte eben den Pulsschlag des Kranken, der jetzt in vollkommener Apathie

dalag, nachdem es uns erst nach stundenlangen Bemühungen gelungen war, ihn aus der tiefen Ohnmacht zu erwecken. Ich selbst hatte meinen Platz an dem Mittelstisch gewählt und schrieb beim Scheine der halbverhüllten Lampe einen ausführlichen Bericht an den Fiskalleiter in Kaskutta, der mir umgebend einen anderen Ingenieur für meinen sicherlich für längere Zeit arbeitsunfähigen Freund herauscheiden sollte.

Dr. Schusterius, ein geborener Rheinländer, der nach mannigfachen Schicksalen diese glänzende Stellung bei dem Rajah gefunden hatte, verlieh jetzt leise seinen Platz und winkte mir dabei verstohlen zu, ihn mit hinauszubegleiten.

„Mit ihrem Kollegen steht's schlecht,“ sagte er draußen zu mir. „Das Herz jetzt alle Augenblicke aus. Und diese plötzlich eingetretene Herzschwäche ist mehr als bedenklich.“

Ich hatte mich bisher gescheut, dem Landsmann etwas von dem Herzensroman Erichs



Trodenschwimmunterricht in der Schule.

mitzuteilen und ihn bei dem Glauben gelassen, daß mein Freund infolge der aufregenden Vorstellung des Fakirs von diesem schweren Nervenanfall heimgeführt worden sei. Jetzt hielt ich es aber doch für geraten, ihm die volle Wahrheit einzugestehen. — Aufmerksam hörte Dr. Schusterius mir zu.

„Also so liegt die Sache!“ meinte er dann sehr ernst. „Nun begreife ich ja erst, wie Ihren Kollegen dieses letzte Experiment so furchtbar angreifen konnte. Für mich unterliegt es hiernach auch keinem Zweifel mehr, daß Sarla-Mana mit voller Absicht gerade dieses Gauklerkunststück in sein Programm aufgenommen hat. Ihm war es fraglos darum zu tun, den weisen Sahib, der ihm seine Entlein entführt hat, einzuschüchtern. Schade nur, daß wir nicht wissen, wo Ihr Freund Lundsja-Mana verborgen hält. Sonst würde ich doch dafür sein, das Mädchen schleunigst herbeiholen zu lassen, um eben allen weiteren unangenehmen Folgen vorzubeugen.“

„Sie meinen also, meinem Kollegen droht Gefahr . . .?“ fragte ich schnell.

Dr. Schusterius umging eine direkte Antwort.

„Auch ich will jetzt ganz offen zu Ihnen sein. Als ich vor fünf Jahren — ich war bis dahin Schiffsarzt der Hamburg-Amerika-Linie gewesen — meine Stellung bei dem Rajah antrat, da habe ich in der ersten Zeit ebenfalls immer spöttisch gelächelt, wenn Fakire im fürstlichen Palast in der Residenz Brolawana ihre Vorstellungen gaben. Als gebildeter Mensch war es mir unmöglich, an übernatürliche Dinge bei diesen Vorstellungen zu glauben. Ja, ich habe sogar mit kühler Ruhe versucht, Erklärungen für all diese geheimnisvollen Vorgänge zu finden, habe damit auch verschiedentlich Erfolg gehabt. Und doch blieb trotz alledem immer noch ein Rest von ungelösten Rätseln zurück. Ich will Ihnen nur einen dieser Fälle kurz schildern. Es ist derselbe, auf den der Fürst vorhin anspielte. Eines Tages im vorigen Frühjahr war Sarla-Mana bei uns im Palast erschienen und hatte sich erbeten, eine Vorstellung zu geben. Da bei dem Rajah gerade mehrere Mitglieder der englischen Aristokratie als Gäste weilten, wurde der Faktir für den nächsten Nachmittag bestellt. Unter anderen Kunststücken zeigte er damals nun auch dasselbe Experiment, welches wir heute sahen. Er schoß einen vorher gekennzeichneten Pfeil in die Luft, nachdem er fast genau dieselben Worte von der jedem Uebelthäter drohenden Strafe der Götter gesprochen hatte. Ich muß noch bemerken, daß kurz vorher einer der Diener des Fürsten im Schlossgarten von einem unbekanntem Täter erstochen und beraubt worden war. — Am nächsten Morgen fand man nun in einem Hause eines der verrufensten Stadtteile der Residenz einen übel beleumundeten Menschen auf, dem der Pfeil des Fakirs mitten im Herzen saß. Und das Merkwürdige: das Geschloß hatte tatsächlich den Richtigen getroffen. Denn bei dem Toten entdeckte man später die Uhr und die Börse des ermordeten fürstlichen Dieners. — Hätte man mir diese mysteriöse Geschichte nur erzählt — ich würde ihr nie irgend welche Wichtigkeit beigemessen haben. Aber ich habe eben alles miterlebt, alles sorgfältig nachgeprüft. Tatsache ist, daß damals Vollmond war und daß Sarla-Mana, sein Gehilfe Dama-Schenl und seine Entlein schon am Abend Brolawana verlassen und die Nacht in einem entfernten Dorfe zugebracht hatten. — Nach diesem Erlebnis gab ich es auf, mich mit den geheimnisvollen Eigenschaften der indischen Fakire kritisch zu beschäftigen, womit ich allerdings nicht sagen will, daß ich ihnen übernatürliche Fähigkeiten zutraue. Für mich steht nur fest, daß es Leute sind, die mit überaus großer Schlaueit und bester Ausnutzung der gegebenen Umstände arbeiten und außerdem noch über ein ganzes Heer von unbekanntem Helfershelfern verfügen, mit deren Unterstützung es ihnen allein gelingt, ihre Künste mit einem so undurchdringlichen Schleier zu umhüllen. — Doch jetzt kommen Sie — ich möchte Ihrem Freunde noch ein anderes Medikament geben.“

Gern hätte ich den Landsmann noch mehr gefragt. Aber mir schien es, als ob er ein längeres Gespräch über die Fakir-Sekte vermeiden wollte. So folgte ich ihm denn langsam in das Haus. —

Nachdem unser Patient willig die Arznei genommen hatte, verabschiedete sich Dr. Schusterius.

„Falls Sie mich brauchen, lassen Sie mich nur sofort holen. Ihr Diener weiß ja, wo mein Wohnzelt steht,“ sagte er noch, drückte mir die Hand und schritt dann durch die fast taghelle Nacht dem Jagdlager des Rajahs oben

auf dem Palmenhügel zu. — Ich war mit Erich allein, der regungslos auf seinem Lager ruhte. Der Mond, der leuchtend über unserem Häuschen stand, schien durch die offene, nur mit einem feinen Gazenetz überspannte Dachlute in das Zimmer und zeichnete auf dem Fußboden ein helles Viereck. Leise furrten die Ventilatoren und ein erfrischender Luftzug durchwehte ununterbrochen den kleinen Raum. Hasso, der Wolfspitz, lag zu meinen Füßen, den Kopf nach seinem Herrn hin gerichtet, und schlief. Und im Traum winzelte der Hund bisweilen leise auf, als ob ihn irgend etwas ängstigte. Ich hatte mir ein Buch vorgenommen und las. Denn schlafen konnte ich nach dem Tage mit all seinen Aufregungen doch nicht.

Die Weckeruhr schlug dreiviertel Zwölf. Mit einem Male bewegte der Kranke sich. Als ich hinsah, hatte er den Kopf in die Hand gestützt und starrte nach oben, wo der Mond durch das Gazenetz der Dachlute wie ein gelblicher, verschwommener Kreis sichtbar war.

„Kann ich dir etwas reichen, Erich?“ fragte ich fürsorglich.

Er antwortete nicht, trotzdem er die Augen weit geöffnet hatte. Nochmals fragte ich — Er blieb stumm.

Auch Hasso war wach geworden. Langsam ging er jetzt auf das Lager seines Herrn zu und wedelte bittend mit dem Schwanz. . . Er wurde ebensowenig beachtet. . . Da kam das treue Tier zurückgeschlichen und streckte sich wieder unter meinem Stuhle hin. . .

Von fern her schallte das Kreischen einer aufgeschreckten Affenherde herüber, gleich darauf das langgezogene, schauerliche Geheul eines Panthers.

Ich fühlte, wie mein Herz schneller und schneller schlug, wie mich plötzlich eine unerklärliche Angst überfiel. Das Alleinsein mit dem Kranken, der noch immer, als ob sein Geist völlig unmachtet war, zum Himmel emporstarrte, wirkte auf meine überreizten Nerven immer peiniger. . . Vergebens zwang ich mich zum Weiterlesen. Meine Gedanken schweiften fortwährend ab. Ich übersog die Seiten und wußte nichts von ihrem Inhalt. Große Schweißperlen standen mir auf der Stirn und meine Hände waren kalt und feucht.

Da begann die Uhr zwölf zu schlagen. . .

Der letzte Schlag war eben verhallt, als mein Freund plötzlich laut aufschrie. . . Der Schrei hatte nichts Menschliches an sich. . . Hasso und ich sahen gleichzeitig entsetzt empor. Mit zwei Schritten befand ich mich an der Lagerstatt des Kranken, der jetzt mit weit aufgerissenen Augen auf dem Rücken lag. . .

Ich taumelte fast zurück, schaute nochmals hin, beugte mich vor, um genauer sehen zu können — kein Zweifel — was dort aus Erichs Brust, genau an der Stelle, wo sich das Herz befinden mußte, herausragte, war ein Pfeil — derselbe Pfeil mit den hellen Bändern am Schaft, den Sarla-Manas Bogen heute in den unermesslichen Aether hinausgeschickt hatte. . . Und langsam färbte sich jetzt auch meines Freundes weißes Nachtwand auf der Brust dunkelrot. . .

Noch stand ich halbgelähmt, unfähig, das Schreckliche zu fassen, da, als Erich leuchtend und kaum verständlich hervorstieg:

„Fris . . . Fris . . . rette . . . Lundsja-Mana — Insel im Flusse, wo Arbeitsmaterial. . .“

Dann stöhnte er noch einmal tief auf, seine Arme zuckten wie im Krampf, und alles war vorüber —

Eine Viertelstunde später kam Dr. Schusterius, den ich durch meinen Diener hatte rufen lassen, notdürftig bekleidet, ganz atemlos angerannt. Er konnte nur noch den bereits eingetretenen Tod feststellen. Nachdem ich ihm erzählt hatte, was seit seinem Fortgange geschehen war, wies er mit der Hand nach oben, wo in dem straff gespannten Gazenetz der Dachlute ein zackiger Miß klappte.

„Dort ist der Pfeil hindurchgefahren,“ sagte er leise, damit ihn die draußen die Tür undrängende Menge der Diener und Arbeiter nicht versehen sollte. „Woher das Geschloß aber gekommen — die Frage wird Ihnen niemand beantworten können — niemand!“

Am nächsten Vormittag machte ich mich in Begleitung des Doktors nach der kleinen Insel auf, die mitten in dem nur zwei Meilen entfernten Flusse lag und auf der wir in einer Wellblechbude das Material für den Brückenbau vorläufig untergebracht hatten. Wir fanden das langgestreckte, niedrige Wellblechgebäude unverfehrt vor. Die Tür war mit einem Vorhängeschloß fest verschlossen. Schon wollte ich es

mit dem Schlüssel öffnen, als Hasso, an der anderen Seite der Insel, plötzlich in ein klägliches, ganz eigentümlich klingendes Geheul ausbrach, das gar nicht verstummen wollte.

„Kommen Sie“, sagte da mein Gefährte kurz. „Ich kenne diese Art von Hundegeheul. Hasso hat fraglos eine menschliche Leiche gefunden . . .“

Durch dichtes Gestrüpp mußten wir uns den Weg bis zu jener Stelle bahnen, zu der uns des Tieres langgezogene, jämmerliche Töne hinführten. Und Dr. Schusterius hatte das Richtige vermutet: Die Arme unterm Kopfe verschränkt, mit friedlichem Lächeln, als wenn sie schlief, lag dort Lundsja-Mana, die Entsetztin des alten Fakirs. In ihrem Herzen aber steckte, bis zum Hest hineingetrieben, ein langes Messer . . .

Erschüttert standen wir eine Weile wortlos vor diesem rührenden Bilde. Dann sagte mein Landsmann, trübe vor sich hinnickend:

„Also auch sie hat so bitter büßen müssen . . . ! Armes, braunes Kind . . . ! Deine Liebe zu dem weißen Sahib ist dir wirklich teuer zu stehen gekommen . . . — Und Sie, lieber Freund — verstehen Sie jetzt die volle Bedeutung all der rätselhaften Warnungen Sarla-Manas? Bis zur ersten Vollmondnacht sollte Lundsja-Mana zu ihrem Großvater zurückkehren — sonst . . . ! Und dieses „sonst“ ist pünktlich eingetreten.“

Rajah Sadani hat damals all seine Macht aufgeboten, um des Fakirs und dessen Gehilfen Dama-Schen habhaft zu werden. Die beiden waren wie vom Erdboden verschwunden und ich habe auch nie wieder etwas von ihnen gehört, trotzdem ich noch beinahe zwei Jahre in Indien blieb. In meinem Arbeitszimmer aber hängt unter ausländischen Waffen ein langer Pfeil, an dessen Schaft verschiedene helle Bänder befestigt sind. Eines von diesen trägt mit großen Buchstaben die Aufschrift von der Hand meines toten Freundes „Lundsja-Mana“.

## Hans der Fünfte.

Erzählung von F. Heringer.

(Nachdruck verboten.)

Sie waren eben aus dem Ei gekrochen.

„Wie viel sind's?“ fragte Hans Vater.

„Fünf“, antwortete die glückliche Mutter.

Die ersten Tage konnten die Kleinen nichts sehen. Das lag nicht allein daran, daß Mutter die Flügel sorgsam über sie gebreitet hielt, auch die Augen waren geschlossen.

Desto eifriger wurden die Schnäbel geöffnet und fünf hungrige Mäuler zu stopfen, das ist keine Kleinigkeit.

Nur einen Augenblick hob Frau Hansi die Flügel, sie war ein wenig besorgt, denn ihr Mann hatte zuweilen tyrannische Gelüste.

Als Hans Vater den jüngsten seiner Nachkommen erblickte, wurde dieser mit einem wütenden Hieb durch seinen Schnabel gezüchtigt, der ihm beinahe das Lebenslicht ausgeblasen hatte.

Und warum? —

Hans der Fünfte hatte auf seinem Rücken, der mit zartem Flaum schwach bedeckt war, einen schwarzen Fleck.

„Nabenvater!“

Mit diesem entrüsteten Ruf deckte die gekränkte Mutter ihre Kinder schleunigst zu. —

Die Fünf wuchsen lustig und vergnügt auf.

Sie hatten ihre vollkommene Freiheit bei Fama, der der ehrsamem Junst Hans Sachsens angehörte.

Bis zum Fensterbrett wurden ihre Terrainkenntnisse ausgedehnt. Da hatten sie die schönste Aussicht auf's Grüne, denn Fama, der gleichzeitig Portier war, wohnte in einer feinen Gegend, und in einer Wohnung, die vorn und hinten einen gut gepflegten Garten hatte.

Später wurde Hans der Fünfte gar der Liebling seines Vaters. Er bekam die beste Stimme und bildete sich auch nicht wenig darauf ein.

Aber wie Hoffahrt immer zu schanden wird, so auch hier. Hans der Fünfte wurde gleich seinen Geschwistern eines schönen Tages in Holzlästige gesteckt, die nur durch einige Milchglascheiben erhellt waren.

So von der Außenwelt abgeschlossen zu sein, das war allerdings recht langweilig.

Hans Vater sang seinen Sprößlingen zwar die schönsten Lieder vor, aber sie piepften kläglich, bis er ihnen erzählte,

daß ihre unangenehme Haft bald zu Ende wäre, wenn sie tüchtig lernten. Da gab sich denn Hans mit seinen Geschwistern die größte Mühe, den richtigen Ton zu finden, um schleunigst aus dem engen Käfig herauszukommen.

Aber wie man sich an Gutes und Schlechtes gewöhnt, so geschah es auch hier. Die Kleinen vergaßen schließlich, daß sie nicht frei waren und wurden lustig und munter. Sie waren eben noch jung. —

Eines Tages kam ein Herr zu Fama und bestellte sich ein paar Stiefel. Um ihn herum saugen die Vögel um die Wette, und der Herr hob laufend den Kopf.

„Ihr habt ja prächtige Sänger, Meister“, sprach er anerkennend, „und ich sehe, es sind nicht wenige. Da könnte ich mir am Ende aus der Verlegenheit helfen. Meine kleine Tochter wünscht sich zu Weihnachten sehrlichst einen Manarienvogel. Da bin ich ja bei Ihnen an die richtige Adresse geraten.“

Geschmeichelt erklärte Fama: „Ich überlasse dem Herrn Rittmeister sehr gern einen Vogel. Für reelle Bedienung bürgte ich auch.“

Hans der Fünfte wünschte sehr, daß auf ihn die Wahl des Herrn fiel. Wie freute er sich, als der Rittmeister auch schon auf ihn deutete und sagte: „Das ist der beste Sänger.“

„Wenn sich der Herr Rittmeister nicht daran stößt, daß der Vogel einen kleinen schwarzen Fleck auf den Rücken hat, könnte ich ihn sehr empfehlen“, erwiderte Fama.

„Der schwarze Fleck stört mich gar nicht, den finde ich gerade apart.“

Hans fühlte sich sehr gehoben und machte sich ganz dick vor Eitelkeit.

„O weh“, rief da der Rittmeister besorgt, „sehen Sie nur wie sich der Vogel aufpustet, er ist gewiß nicht gesund.“

Wie sich da Hans der Fünfte schleunigst dünne machte.

Als der Herr das sah, lachte er laut und rief: „Nerkwürdig, als wenn das Tier verstanden hätte, was ich sagte.“

„Der Vogel ist ganz gesund“, versicherte Fama. „Selbstverständlich verkaufe ich Ihnen das Tier unter Garantie.“

„Ich nehme ihn auf Ihre Empfehlung“, versetzte der Herr beruhigt. „Schicken Sie mir den Vogel nur nach der Hohenzollernstraße, aber erst am Weihnachtstage, das ist früh genug.“ —

Die kurze Zeit verging Hans in großer Aufregung. Bald nahte die Stunde, wo Hans von seinen Eltern und Geschwistern getrennt wurde. Man packte ihn in seinem hölzernen Käfig in ein wollenes Tuch ein, so daß es ganz dunkel wurde, dann fühlte sich Hans fortgetragen. Es war ihm recht unbehaglich zu Mute. Zuguterletzt wurde er müde und schlief ein.

Erschrocken zog er seinen Kopf aus den Flügeln, als ihn plötzlich große Helle umgab. Er riß seine Augen weit auf. Etwas Schöneres meinte er noch nie gesehen zu haben, wie den strahlenden Christbaum, der so herrlichen Schmuck aufwies.

Unter dem Baum stand ein wundervolles Haus mit bunten Glascheiben. Eine schöne blonde Dame in einem schleppenden Sammtkleid öffnete jetzt Hänschens Holzlästige und ließ ihn in seine neue Behausung schlüpfen. Ehe er noch Zeit fand, diese eingehend zu betrachten, tönte ein helles Glockengeläute, dann wurde eine feierliche Melodie gespielt. Dann ging die Tür des Nebenzimmers auf und ein kleines, blondlockiges Mädchen stürzte gerade auf die Stelle zu, wo Hans sich befand.

„O du lieber, goldener Hans, wie sollst du es gut bei mir haben“, rief seine neue Besitzerin entzückt.

Margot hieß das einzige Töchterchen des Rittmeisters. Sie blieb den ganzen Abend wie gebannt vor Hansens Käfig stehen und hörte seinem Gesang zu; denn angeregt durch die fröhlichen Stimmen des Personals, das sich auch um den Tisch versammelt hatte, zeigte er, was er konnte.

Unbeachtet blieb die Puppenstube, die Küche und die Kochmaschine, nichts lockte Margots Aufmerksamkeit, feins von den vielen Spielsachen wurde angerührt, aber die Frau Rittmeister meinte lächelnd: „Ein paar Tage und die Liebe hat sich abgekühlt.“

Sie sollte recht behalten.

Bald stand Hänschen vergessen in seinem prächtigen Käfig. Wenn die Kammerzofe, die mit seiner Bedienung betraut wurde, nicht so gewissenhaft gewesen wäre, so hätte es schlecht um Hänschens Wohlfahrt ausgesehen. —

Der Frühling kam heran und Hänschen erhielt seinen Platz am Tage auf dem schönen Balkon.

Der Flieder duftete, die frechen Spatzen aber hüpfen vor

Hansens Käfig vorbei und lärmten: „O du dummer Selbstrod, du bist nichts anderes als ein Stubenhocker. Wir werden nicht so pünktlich bedient wie du, aber dafür sünden wir selber unser Brot und haben unsere Freiheit.“

Hans hielt es nicht der Mühe wert, sich mit den Plebejern abzugeben. Ein niedliches Finkenweibchen flog jetzt auf seinen Bauer und guckte vergnügt herein.

„Kannst du nicht herauskommen?“ bat sie. „Ich weiß ein herrliches Nest hier ganz in der Nähe. Die Schwalben haben es im vorigen Jahre bewohnt und sind nicht wieder gekommen. Die Spazier haben schon ein Auge darauf geworfen, also bestimme dich nicht lange.“

Hans gefiel das nette Weibchen. „Ich folgte dir schon gern,“ erwiderte er betrübt, „aber meine Tür ist leider fest verschlossen. Kannst du sie nicht von außen öffnen?“

Wie er noch so sprach, da kam die Kammerzofe auf den Ballon und hinstieg flog Madame Fink davon.

Lisette deckte den Tisch. Die Frau Rittmeister gab ihrem kleinen Töchterchen eine Kindergesellschaft. Das war bald ein Geschrei und Lachen. Hans sah zu, wie sich die kleinen Freundinnen Margots die Schokolade und den Kuchen schmecken liehen. Für ihm fiel auch manch Krümchen ab.

Margot wurde gar nicht müde, Hanschen zuzurufen: „Hänschen, sing uns was vor.“ Sie schlug mit dem kleinen Finger Takt und pfiß wie ein kleiner Straßenjunge und Hans schmetterte dann mit ihr um die Wette, daß die Kinder laut jubelten.

Hans hatte auch schon einige Unarten gelernt. Er biß in Margots Finger hinein, wenn sie ihn neckte, aber es tat nicht weh, wie sie versicherte, doch wenn sie es zu arg trieb, konnte er auch tüchtig schimpfen.

Zuletzt ließen die Kinder in die Wohnung. Die Tür aber zu Hansens Bauer war durch Margots Unachtsamkeit offen geblieben. Hans stieß noch ein wenig mit dem Schnabel daran und äugte dann nach seiner neuen Gefährtin aus.

Die ließ schon am nächsten Baum ihre lockende Stimme vernehmen. Hans warf nicht mal einen Blick zum Abschied bald das Nest verlassen, wie es Frau Fink geschildert, und nahmen frohlockend davon Besitz. —

Hans der Fünfte war glücklicher Vater geworden.

„Wie viel sind's?“ fragte er neugierig.

„Fünf,“ antwortete das Finkenweibchen.

Einige Zeit später war er sehr betrübt, daß seine Sprößlinge so gar nichts von ihr, der Mutter, hatten. Hans aber war von höchstem Stolze erfüllt, als sich bei näherer Beschäftigung herausstellte, daß Hans der Fünfte junior genau den schwarzen Fleck auf dem Rücken hatte, wie sein Vater.

Die Fünf wuchsen lustig und vergnügt aus.

Es war ein kühler Herbsttag, da sagte der Rittmeister nachdenklich: „Wertwüdig, ich meine immer hier in der Nähe unseren Ausreißer Hans zu hören. Ich möchte wetten, er ist nicht weit von uns entfernt. Hast du damals auch in der Nachbarschaft fragen lassen, ob sich Hans dort vielleicht eingefunden hat, Geraldine?“

„Schon um Margots willen habe ich jeden möglichen Versuch gemacht, des Vogels wieder habhaft zu werden,“ erwiderte seine Frau lächelnd. „das Kind gebärdete sich ja damals rein närrisch und klagte, daß die bösen Sperlinge gewiß ihr Hänschen tot gemacht hätten. Aber, daß du Hans zu hören meinst, das ist die pure Einbildung.“

„Hans“ hatte einen bestimmten Ton“ beharrte der Rittmeister, „jetzt höre ich ihn ganz deutlich wieder.“

Auf einmal stießen die beiden einen überraschten Ruf aus. Da entdeckten sie Hans mit seiner ganzen Familie auf einen

Baum, sie sahen eng aneinander gekauert, sie froren wohl.

Frau Rittmeister holte schleunigst den verlassenen Bauer und öffnete das Türchen. Hans wußte zuerst nicht, was er dabei tun sollte, weil er sich doch ein wenig schämte, seinem früheren Brotherrn so mit nichts dir nichts ausgerissen zu sein. Als er aber sah, wie seine liebe Finkenfrau und die kleine Gesellschaft vor Kälte zitterte, da nahm er sich ein Herz — und flog voran in den Bauer und die ganze Familie hinter ihm drein. Da war denn der Jubel groß im Hause des Rittmeisters, als der tapfere Hans mit seiner ganzen Familie es sich recht heimisch machte, und aus Dankbarkeit die braven Hausleute durch hellen Gesang und das lustige Auf und Ab ihres Wesens erfreute.



### Unsere Bilder.



— Die Stadt Monaco (Siehe Bild Seite 401), bekannt und berühmt als Sitz der größten Spielhölle der Welt, ist auf einem weit ins Meer hinausragenden Felsen äußerst reizvoll gelegen. Schloß und Park ragen von einer festen Bastion umgeben, hoch über die ewig bewegte See hinaus, die im Glanze der südlichen Sonne und unendlicher Farbenpracht spielt. In dem kleinen Fürstentum ist seit einigen Wochen die „glorreiche Revolution“ beendet, die übrigens nicht einen Augenblick den Fortbestand der Dynastie in Frage stellte, weil diese den Wünschen des aufgeregten Volkes schnell entgegenzukommen wußte. Der durch seine wissenschaftlichen Meerfahrten bekannte Fürst Albert verzichtete auf den größten Teil seiner Einnahmen aus der Spielbank. Sie werden von nun an das Staatsäckel füllen und die Bewohner des schönen Fleckchens Erde werden in Zukunft ohne Steuerzahlung herrlich und in Frieden leben. — Wenigstens hoffen sie das; wenn nur Hoffnungen nicht so trügerisch wären!

— Der erste Automobilsklitten auf der Schneekoppe. (Siehe die Bilder Seite 404.) Wer die 1605 Meter hohe Schneekoppe im Riesengebirge einmal zu Fuß bestiegen hat, weiß, mit welchen Schwierigkeiten dieser Aufstieg verbunden ist, zumal im Winter. Dem Konstrukteur Reinhold Steinbrecher in Trautenau ist es nunmehr gelungen, mit seinem selbstkonstruierten Gebirgsmotorschlitten ohne besondere Umstände auf die Koppe zu gelangen. Die Aufstiege erfolgten sowohl auf dem alten steilen, wie auf dem neuen „Jubiläumsweg“. Es ist das erste Fahrzeug, das derartige Höhen erklimmen hat. In der Ebene erreicht der Schlitten eine Geschwindigkeit von 30 bis 40 Kilometer, und der Antrieb ist derart durchdacht, daß er alle Schneeverhältnisse überwindet.

— Der erste japanische Lenkballon. (Siehe Bild Seite 405.) Die gelehrigen Japaner begannen, wie auf allen Gebieten, so auch in der Flugschiffahrt von den europäischen Erfindungen zu profitieren. Ein Japaner Yameda hat den ersten japanischen Lenkballon gebaut. Auf einem großen Felde bei Tokio fanden die ersten Versuche statt, und der Erbauer hat bereits einige größere Flüge ausgeführt. Unsere Abbildung zeigt neben dem Flugschiff auch einen japanischen Kesselballon.

— Trockenschwimmunterricht in der Schule. (Siehe Bild Seite 405.) In einigen Schulen der Stadt Rirdorf wird in der Turnstunde Trockenschwimmunterricht erteilt. Hierbei üben die Kinder am Schwebelattergerüst die zum Schwimmen erforderlichen Bewegungen, so daß es zur Erlernung des Schwimmens im Wasser nur noch kurzer Zeit bedarf.

#### Auflösungen aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Waldenburg, Aachen, Rirdorf, Meiningen, Barmen, Nieja, Urach, Neumünster, Naumburg, Warmbrunn.

Rechen-Rätsel: Soma — Jota.

Buchstaben-Rätsel: Otto, Lotto, Motto.

Rebus: Mondlandschaft.

Redaktion: Erwin Thussen;

Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. H.; beide in Düsseldorf.

# Brillanten

blenend schönen Teint, weiße, samtweiche Haut, ein zartes zartes Gesicht und rosiges jugendliches Aussehen erhält man bei richtigem Gebrauch der allein ersten

## Steckpferd-Lihenmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, à St. 50 Pfg. überall erhältlich.



Nr. 52.

Sonntag, 25. Dezember.

Jahrgang 1910.



## Christnacht.

Durch den Wald, den tiefen, dunkeln  
 Beht ein wundersames Licht,  
 Das sich in krystall'nen Bäumen  
 Regenbogenfarbig bricht.

Und sie neigen sich und flüster'n  
 Märchen sich einander zu,  
 Das Getier in den Gehägen  
 Weckt es auf aus seiner Ruh'.

Näher kommt es nun gezogen,  
 Heller wird es rings umher,  
 Welch' ein Fluten und ein Wogen,  
 Wie die Abendsonn' im Meer!

Nun ein Schwirren wie von Flügeln,  
 Silber singt es, zart und fein,  
 Süße Melodien klingen . . .  
 Wie von tausend Engeln!

Und das Echo tönt es wieder,  
 Trägt es hin von Ort zu Ort, —  
 Und die frohen Weihnachtsglocken  
 Tragen's immer weiter fort.

Laute jubelnd sie ertönen, —  
 Droben flimmert Stern an Stern,  
 Erd' und Himmel zu verjöhnen —  
 „Stieg herab der Sohn des Herrn!“

Wieder naht die hehre Stunde,  
 Wo er in der Krippe lag,  
 Wieder blutet neu die Wunde, —  
 „Wie an seinem Todestag!“

Wieder breitet er die Arme:  
 „Kommt, die ihr beladen seid,  
 Euer Herz durch mein's erwarme, —  
 Friede sei nun allezeit!“

Liebe war sein köstlich Walten,  
 Liebe war sein heilig' Tun, —  
 Und sein Wort wird nie veralten,  
 Und sein Segen nimmer ruh'n!

„Friedenskönig — der in Händen  
 Sanft die Friedenspalme hält,  
 Dir ertönt heut' das gewalt'ge  
 Halleluja aller Welt!“

Düsseldorf, Weihnachten 1910.

Marie von Wildenradt-Schuglen.



## Das fest der Liebe.

Eine Weihnachtsgeschichte von John D. Barnlen.  
(Nachdruck verboten.)

„Und mein Entelchen, Franz? Wirst du es mir bringen?“  
— Die alte Dame richtete sich in dem Lehnstuhl, an den sie nach einem erst kurzlich überstandenen Schlaganfall gelehnt war, höher auf und sah ihren Sohn mit erwartungsvollen, bittenden Augen an.

Dr. Geride ergriff tiefes Mitleid mit dem Schmerz seiner Mutter, der aus den wenigen Worten klang, und er blickte zu Boden. Sie hatte ihre Hände auf seine Schultern gelegt, als er sich zu ihr hinabneigte, um ihr den Abschiedskuß zu geben, und er fühlte, daß diese lieben Hände, die ihn nach des Vaters Tode, so sicher und so stark durch die Kindheit geleitet hatten, vor Erregung zitterten.

Er küßte sie und sah ihr mit einem Blick ehrfurchtsvoller Kindesliebe ins Gesicht, als ob er sie um Verzeihung bitten wolle.

„Nach' es mir nicht so schwer, Mama; mein Wille ist es ja nicht, das weißt du. Aber ich darf nicht ungerecht gegen Marie sein und muß mein Versprechen halten.“

„Und deine alte Mutter?“ flüsterte Frau Geride vorwurfsvoll.

„Keiner lieben alten Mutter werde ich nie vergessen, was sie für mich getan hat. Aber ich weiß, daß du mir nicht zürnst und mich verstehst, weil du eine so kluge und gerechte Frau bist. Hättest du mir zu raten, du selbst würdest mir sagen, daß dem Manne das Höchste seine Frau sein muß, und daß er selbst seiner Mutter nicht nachgeben darf, wenn es sich um das Glück seines Hauses handelt.“

Die alte Dame ließ ihre Hände müde von seinen Schultern in den Schoß sinken und seufzte.

Dr. Geride fuhr stöhnend fort:

„Aber wenn du dich . . . entschließen könntest . . . ?“

Er sah seine Mutter in hoffnungsvoller Erwartung bittend an. Aber sie antwortete nicht und sah starr zu Boden, als ob sie nicht gehört hätte. Die feste Willenskraft hatte sie trotz ihres schweren Leidens nicht verlassen. Sie beherrschte mit aller Energie den Sturm der Erregung in ihrem Innern, und ihr Stolz siegte, wie schon so oft.

Dr. Geride lächelte schmerzlich und gab ihr die Hand zum Abschied. Sie sah auf. Ihre Augen waren feucht.

„Fröhliches Fest, mein Junge,“ rief sie ihm mit unsicherer Stimme nach, als er schon in der Tür war.

Er nickte ihr nur zu. Diesen Wunsch durfte er nicht erwidern. Er kannte ja die traurigen Feste seiner Mutter. Möchte sie glauben, daß er dann glücklich war. . . .

Als er an dem Fenster, vor dem sie saß, vorbeisam, lächelten sie sich noch einmal zu. Aber er ging so schnell, als ob ihn etwas gewaltig vorwärts triebe. Einige dicke Schneeflocken logen schon auf seinem Zylinder und dem dunklen Pelztragen seines Mantels.

Dann saß die alte Dame lange weinend in ihrem Stuhl. Früher als sonst schlich sich die Dämmerung ins Zimmer. Den ganzen Tag war der Himmel grau gewesen, und es hatte fast ohne Unterbrechung geschneit. Ganz langsam und gleichmäßig fielen noch jetzt die dicken Schneeflocken herab, und kein Wind machte sie zum Spielball seiner übermütigen Launen. Und dieselbe verklärende Ruhe lag wie ein seltsames, erwartungsvolles Glück heute auf den Gesichtern aller, die an dem Fenster vorübergingen. Seit Jahren war nicht ein so herrliches Weihnachtswetter gewesen. Es war allen Leuten eine Freude, sich durch den hohen stöckigen Schnee zu arbeiten wenn dabei auch die Füße tief einsanken; und je mehr Schnee sie auf Hut und Mantel hatten, um so übermütiger und fröhlicher waren ihre Gesichter.

Die alte Dame merkte nicht, daß es dunkel geworden war. Sie sah noch immer durchs Fenster auf die immer stiller werdende Straße, auf der der Schnee stärker leuchtete, als die spärlichen trüben Laternen. Alle Leute gingen schnell und trugen Palette. Ab und zu drangen abgerissene Worte eines lauten, erregten Kindergesprächs bis an ihr Ohr, dann lächelte sie unter Tränen, obgleich die Einsamkeit ihr Herz noch fester umkrallte. Sie sehnte sich nach ihrem Entelchen.

Die Haushälterin trat ins Zimmer und fragte, ob sie Licht machen solle. Als sie keine Antwort erhielt, ging sie ruhig wieder hinaus. Sie kannte diese Weihnachtsabende. Das war stets der schlimmste Tag im Jahre.

Mit bescheidener Rücksichtnahme schloß sie leise die Tür und die alte Dame war wieder mit ihren Gedanken allein.

Stolz? Ach, wenn die Leute ihr ins Herz sehen könnten. Mit ihrem Stolz war es schon lange aus. Sie bewunderten sie wegen ihrer Kraft und Willensstärke und glaubten, ihr eine Freude zu machen, wenn sie es ihr sagten. Aber was sie Kraft und Willensstärke nannten, war schon lange nichts weiter als Feigheit und Schwäche. Sie wußte ja längst, daß sie streng und unnachsichtlich mit ihrem Sohne gewesen war; und gerade dadurch, daß er ihr trotz alledem die alte Liebe und Verehrung bewahrte, war es ihr erst klar geworden, wie falsch sie gehandelt hatte. Und gerade sie hätte nachsichtig sein sollen. Glück er doch so sehr seinem Vater. Von ihm hatte er die hohe, kräftige Gestalt und die offenen, so ungeheuer guten Augen; Augen so recht geschaffen für einen Arzt; der da, wo Medicamente nichts mehr nützen, für die letzten Stunden doch noch Hoffnung spenden muß. Von ihm hatte er auch den nie zu befriedigenden Wissensdurst als Student, ohne daß darum Lebenslust und Uebermut seiner Jugend zu kurz kamen. Und was hatte er anderes getan, als sein Vater? Auch dieser hatte das Mädchen u seiner Frau gemacht, daß er liebte; und war vor seinem Kampfe zurückgeschreckt. Trotz aller Familienvorurteile verband er sich mit ihr, obgleich sie in einfachen, bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen war. Allen Prophezeiungen seiner Verwandten, die ausschließlich der hohen Beamtenwelt angehörten, sprach die überaus glückliche Ehe bald Hohn.

Nachdem sie die erste Scheu überwunden hatte, verstand sie es, ihre Stellung auszufüllen, und man begegnete ihr bald mit großer Hochachtung. Auch die Befürchtungen ihrer Schwiegereltern, daß sie ihrem Sohn in der Laufbahn hinderlich sein würde, erfüllten sich nicht. Schon in sehr jungen Jahren wurde er Regierungsrat, und hätte sich der Tod nicht so früh auf seinen Weg gestellt, so würde es ihm am weiteren Fortkommen jedenfalls nicht gefehlt haben. Von dem einfachen Herkommen der Frau sprach man schon lange nicht mehr. Wie bitter hatte sie in der ersten Zeit ihrer Ehe die offene und versteckte Geringschätzung ihrer Verwandten getränkt. Wie oft hatte sie an der Brust ihres Gatten geweint und Trost bei ihm gesucht. Trotz allen Glücks lag doch eine beständige Traurigkeit über ihrem Leben, die zwar die Liebe, die sie einander gaben, leicht ertragen ließ, die aber auch reine Freude und harmlose Fröhlichkeit nicht aufkommen ließ.

Und trotz dieser bitteren Erfahrungen war sie doch hart genug gewesen, denselben Schatten über das ganze junge Glück ihres einzigen geliebten Kindes zu legen. Wie schwach war sie doch! Wie konnte sie ihre Energie nur in diesem einen Punkte so ganz im Stich lassen? Nur wenige Tage lang hatte sie geglaubt, richtig gehandelt zu haben; dann waren fünf Jahre gekommen, in denen sie den Fehler wieder gut machen wollte. Aber wenn sie einen Entschluß zu fassen hatte, dann schien ihr ganzes Denkvormögen und ihre ganze Willenskraft gelähmt zu sein. Sie fand nicht

die Kraft dazu, den ersten Schritt zu tun, obgleich man ihr die Wege so weit ebnete, wie nur möglich. Und von ihrer Schwiegertochter durfte sie ein Entgegenkommen nicht mehr erwarten, dafür waren ihre Worte zu beleidigend und ihre Zurückweisungen zu schroff gewesen.

Das Glück, das sie unter heißen Gebeten so oft vom Himmel für ihren Sohn ersleht hatte, während er heranwuchs, er hatte es gefunden; und nun stand sie abseits, und der Gedanke an dieses Glück war der Schmerz ihres Lebens. Die Tochter einer Theatergarderobiere und eines Kunstausstellungsdieners, die möblierte Zimmer an Studenten vermieteten, als Schwiegertochter begrüßen zu sollen, das hatte sie, deren Wünsche und Hoffnungen für ihr einziges Kind keine Grenzen kannten, doch zu sehr empört. Wie sehr ihr Sohn auch hervorhob, daß gerade der Arzt eine Frau nötig habe, die ihr ganzes Glück zu Hause und in der Familie suche und kein Verlangen nach gesellschaftlichen Zerstreungen habe, und was er auch von seiner aufrichtigen Liebe, dem ausgezeichneten Charakter und der Unbescholtenheit des Mädchens sagte, es war umsonst. Sie war auch ihres Sohnes zu gewiß und glaubte seine Gefühle durch rücksichtsloses Urteil und harte Worte beherrschen zu können. Aber seine Liebe zu dem einfachen Mädchen war größer, und er ging von seiner Mutter. Er lehrte auch nicht um, als sie ihm nachrief, daß sie ihm den Schritt nie verzeihen würde. Sie dachte nur an sich und ihren kleinlichen, blinden Egoismus, der einfache, natürliche Regungen des Herzens, die oft so unerklärlich sind, nicht verstehen wollte. Während sie ihm zürnte, verzieh er ihr den bitteren Schmerz, den ihre übergroße Liebe ihm bereite.

Und dann brachte er seine junge Frau in die Stadt und ließ sich hier als Arzt nieder. Er lebte ganz seinem Berufe und seinem häuslichen Glück, und weil beides auf einer festen, sicheren Basis gegründet war, fehlte beiden der Segen des Himmels nicht. Wie glücklich hätte ihr Mutterherz schlagen können, wie dankbar hätte sie sein können für die Erfüllung fast vergessener Gebete. Aber sie durfte ja nicht daran teilnehmen. Wenn sie sich auch mit ihrem Sohne ausgeöhnt hätte, so hatte sie doch seine Frage, ob er ihr seine Frau bringen dürfe, nicht beantwortet. Auch den Brief, den diese selbst ihr schrieb, als das Kind, ein Junge, geboren wurde, beantwortete sie nicht. Sie war zu schwach, um das zu bekämpfen, was die Leute ihre Willenskraft nannten. Alle Tränen, die sie weinte, waren umsonst; sie konnte sich nicht überwinden, der Schwiegertochter die Arme zu öffnen. Aber auf das Kind freute sie sich, und sieberhäft wartete sie darauf, daß ihr Sohn komme, um es ihr zu zeigen. Sie wartete vergebens. Er hatte seiner Frau versprechen müssen, es ihr nicht eher zu bringen, als bis sie sich mit ihrer Ehe ausgeöhnt haben würde.

Die alte Dame seufzte schwer. Dieselben Gedanken an jedem Heiligen Abend. Daß dann doch alle Erinnerungen so lebendig werden und alle halbvernarbten Wunden wie Feuer brennen.

Sie fürchtete sich in der Dunkelheit und rief nach der Haushälterin, damit sie Licht machte. Als die alte treue Person bei dem weichen Schein der Lampe Tränen in den Augen ihrer Herrin sah, weinte sie auch. Das war in jedem Jahre so am Heiligen Abend.

Die alte Dame gab ihr den Schlüssel zu dem schweren Mahagonisekretär, der zwischen den beiden Türen stand und sagte leise:

Diesmal müssen Sie selbst nachsehen, was Ihnen das Christkind gebracht hat, Sophie. Es liegt im obersten Auszug in gelbem Papier. Das kleine Kuvert daneben gehört auch dazu, für den Fall, daß ich etwas vergessen habe."

Die Haushälterin nahm die Sachen heraus und küßte ihrer Herrin weinend die Hand.

"Wenn Sie zu Ihrer Schwester gehen wollen heute abend, Sophie? Da wird es nicht so traurig sein wie hier. Da sind Kinder."

"Nein, gnädige Frau, ich bleibe bei Ihnen."

"Aber das kann ich nicht verantworten. Warum sollen Sie unter meinem Unglück leiden? Sie können doch glücklich sein."

Da sah Sophie sie bittend an.

"Könnten Sie es nicht auch, gnädige Frau?"

Die alte Dame fuhr zusammen. Diese einfachen Worte ihrer Dienerin stellten sie wieder vor ein Ja oder Nein. Sollte wieder der alte Stolz, die alte Härte siegen? Nein — rief etwas in ihr — es ist genug!"

"Sie haben recht, Sophie. Es wäre Sünde und Hochmut, die Hand auszuschiagen, die das Glück einem bietet."

"O gnädige Frau!" rief Sophie in freudiger Ueberraschung aus. Jeden Heiligen Abend hab' ich's Ihnen sagen wollen. Aber ich hatte Furcht vor Ihrer Antwort und glaubte, dann würde der Abend noch trauriger und trüber werden."

"Es ist noch nicht zu spät. Sagen Sie Luise, daß sie meinen Fahrstuhl hinauschiebt und Decken bringt. Auch meinen Muff und einen Schal für den Kopf. Wir fahren zu meinen Kindern und meinem Entlehen, Sophie."

Die alte Dame streckte die Arme aus und zog weinend vor Glück ihre alte Vertraute zu sich herab.

## Prinzeß Turandot.

Eine Weihnachtsgeschichte von Robert Heymann.

1.

Es war nur ein sechsjähriger Junge, aber die Veränderungen, die plötzlich um ihn vorgegangen waren, hatte er doch begriffen. Eines Morgens hatte er vergeblich die Aermchen nach seiner Mama ausgestreckt.

"Sie ist im Himmel und kommt wohl nicht wieder," hatte ihm sein Papa gesagt. Wie traurig der Papa dabei dreinsah. Hans fühlte sich berufen, ihn aufzuklären.

"Sie wird schon wiederkommen! Sieh' mal, Papa, der liebe Gott hat doch alle kleinen Kinder gern. Er muß auch wissen, wie lieb mich meine Mama hat, und da wäre es doch gar nicht nett von ihm, wenn er sie nicht wieder zu mir gehen ließe. Was kann er denn von ihr wollen? Sie hätte es mir sicher vorher gesagt, wenn sie hätte in den Himmel gewollt."

Der knapp dreißigjährige Mann senfte.

"Wer weiß!"

Hänschen setzte sich in seinem Bettchen auf und meinte resolut: "Dann hätte sie mich doch mitgenommen."

Ein Ruck ging durch den Körper des Mannes. Seine Hände zitterten.

"Und ich? Was hätte denn dann der Papa gemacht, Hänschen?"

"Du? Aber Papa, du wärest doch mitgegangen! Du, Mama und Hänschen — wir gehören doch zusammen, nicht?"

Aber Hänschen machte große Augen, als er seinen Papa plötzlich weinen sah. Alles war verkehrt. Wenn er früher unartig gewesen war, dann hatte Mama gesagt:

"Schäme dich, Hänschen! Männer weinen nicht!"

Hans betrachtete so Papa eine Weile mit forschenden Augen. Dann: "Papa!"

"Was denn, mein Junge?"

"Bist du ein Mann?"

Der schlankte Künstler wirft stolz den Kopf in den Nacken. Sein Körper reckt sich. Er hat den tiefen Sinn der Frage begriffen. Seine Züge werden hart.

"Ja, ich bin ein Mann, Hänschen. Und darum..." seine Stimme wird ganz leise... "darum darf ich nicht trauern um sie... nein... ich will nicht..."

Draußen wirbelt der Schnee. Millionen von Flocken tanzen den ewigen Kreislauf der Natur — Werden, Vergehen. Aber das Auge folgt nicht dem Einen aus Myrthen; der Blick des kleinen Anaben faßt alle zusammen, eine gleitende Decke aus weißem Damast, und jubelnd ruft er:

"Papa, heute ist ja Weihnachten!"

Schwer sinkt das Haupt des Mannes auf die Brust...

Die ersten Weihnachten — seit Jahren — allein —

2.

In dem Atelier kommen und gehen die Lieferanten Fritz Reinhardt hat alle Wünsche seines Kleinen erfüllt; das Schaukeelpferd wiegt sich in einer Ecke. Ein Theater hat seine Pforten geöffnet und läßt das staunende Auge in die leuchtenden Geheimnisse der Kulissen blicken. Da ist noch ein Kaufladen — eine Rüstung... Aber — der Christbaum!

Der steht mitten im wohligh geheizten Atelier und streckt seine dicken Aeste verlangend aus, als warte er nur darauf, geschmückt zu werden wie eine Braut vor dem Feste. Silber und Gold, leuchtender Schnee und all die glitzernden Herrlichkeiten, Glocken und Glasfugeln, Lanzenspitzen und gar ein goldblondes Christkind für die Spitze der Tanne — alles liegt wirr in einer großen Schachtel vor dem Künstler, der vergeblich versucht, Ordnung in das Chaos zu bringen.

Wie war das mit der Schmückung des Baumes im verflohenen Jahre so flott vor sich gegangen! Ehe zwei Stunden um, da hatte sich die lahle, düstere Tanne in eine Märchenprinzessin verwandelt, die Glück und Glanz und Feierlichkeiten von sich strahlte.

Damals hatte Helene noch den Baum besorgt. Diese schmalen, weißen, schlanken Frauenhände waren geschickt und grazios zwischen dem dunklen Geäst hin- und hergeschliffen und hatten den Zauber vollbracht, der dem kleinen Hänschen einen Jubelruf des Entzückens aus innerster Brust entlockte. —

Fritz Reinhart ließ entmutigt den Kopf hängen. Nein, das konnte er nicht! Er war ein großer Künstler und in seinem Berufe einer der ersten . . . aber was waren Geschmack und Farbentzücknis, Fleiß und Kunst zu dieser Stunde gegen die kleinen Hände einer Mutter, die die Liebe leitet . . .!

Es wurde dunkler und dunkler. Von Haus zu Haus, von Fenster zu Fenster gingen schon leuchtende Sterne. Hänschen rief ungeduldig durch die geschlossene Türe:

„Papa! Kommt nun das Christkind endlich?“

„Gleich, mein Kind!“

Und wieder mühte sich die Hand des Vaters um den Baum der Liebe. —

3.

Jrgend ein geistreicher Kopf war auf die Idee gekommen, Schillers Prinzessin Turandot für die Jugend zu bearbeiten. Im künftlichen Theater zu K. war gerade der Vorhang zum letzten Male vor der jauchzenden Kinderschar niedergegangen, die immer und immer wieder die launenhafte und

Und darum war sie von Fritz Reinhart gegangen! Er hatte sie geheiratet, als sie ihre ersten Triumphe auf der Bühne gefeiert. Ihm zuliebe hatte sie dieser Welt Valet gesagt . . . bis sie wieder gekommen war, erst heimlich, dann immer gebieterischer . . . die Sehnsucht nach den Brettern.

In ihre stille Häuslichkeit hatte sie sich eingedrängt, hatte gelodt und mit leuchtendem Zauber ihre ehrgeizige, kleine Seele entführt . . . bis die Entfremdung zwischen ihr und dem Gatten so weit gediehen war, daß sie sich — freiwillig — trennten. Er müde und stumm — sie voll Hoffnung auf die neue, alte Welt des Flitters . . .

Nur das Mutterherz hatte gezuckt —

Kling-klang — Bim-Bam —

Die Weihnachtsglocken! Und da rang sich all die Sehnsucht nach dem leichtfertig aufgegebenen Glück in Frau Helens Herzen heraus in einem lauten, herzerreißenden Schluchzen . . .

„Mama,“ jagte die Stimme der Naiven nebenan . . . „Prinzess Turandot hat nen Moralischen gekriegt.“

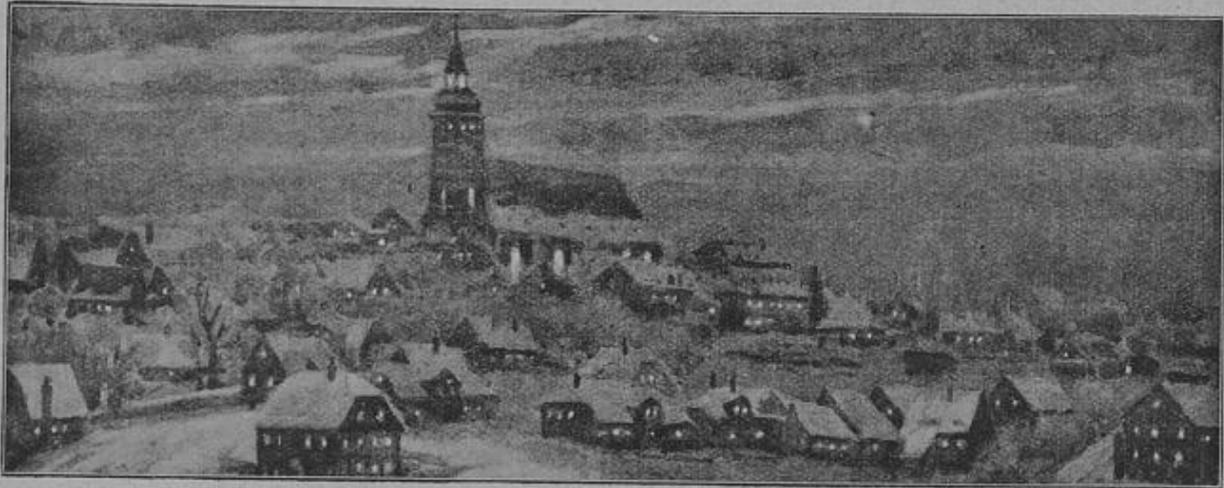
Und plötzlich war die Garderobe Frau Helens leer. Fiebernd, als könnte sie zu spät kommen, riß sie einen Mantel von der Wand, warf ihn über den Flitter und Brumf, und stürzte durch die Straßen und Gäßchen der kleinen Stadt. —

4.

In dem Atelier Fritz Reinharts ging die Klingel. Das neue Mädchen öffnete und prallte erschrocken zurück.

„Herrsch . . . eene Prinzess!“

Sie eilt lautlos über den schweren Teppich. Da steht Hänschen in einer Ecke mit weit aufgerissenen Augen . . .



Am heiligen Abend.

doch so siegreich schöne Prinzessin Turandot bewundern wollte.

Prinzess ging in ihre Garderobe. Sie sah in dem gestickten Kleide wie eine Fee aus: das goldene Haar zierte ein winziges Krönlein und ihre kleinen Füße steckten in echten, goldenen Pantoffeln.

„Kinder!“ rief eine etwas zu hohe Stimme, „heute ist Weihnachten. Darauf wollen wir ne Flasche Pommernknallen lassen!“

Ein Paar Garderobetüren schlugen zu . . . Lachen . . .

Prinzess Turandot setzte sich vor den Schminklasten und stützte das Köpfchen gegen die ringgeschmückte Rechte. Es wurde ganz still. Tid-tad machte die kleine Pendüle. In vier Stunden begann die Abendvorstellung.

Inzwischen . . .

Die großen Märchenaugen der Prinzess Turandot hingen an dem Zifferblatt — und die Gedanken eilten durch Gassen und Gäßchen in ein Atelier, wo vor zwölf Monden um dieselbe Stunde das Christkind gekommen war.

Und die Zärtlichkeit einer jungen Mutter slog durch geschlossene Türen zu dem kleinen Hänschen des Vaters Fritz Reinhart. — Nun schmückte er wohl selbst den Baum. Sie sah, wie er sich abmühte. Wie Hänschen draußen auf dem Korridor umherspazierte und nach dem Christkind ausguckte . . .

Und da kam es über sie — ein unennbares Weh . . . das Bewußtsein ihrer grenzenlosen Einsamkeit in dieser Welt des Flitters, des Glanzes und der . . . Lüge.

„Das Christkind!“

Schon ist Prinzess Turandot im Atelier. Und da legt sich ein weicher Glanz von Güte und Glück über den großen, eben noch so trostlosen Raum. Und der Baum streckt sehnsüchtig seine Arme nach ihr aus . . . Fritz Reinhart ist bis zu dem Schiebefenster zurückgetreten. Er sagt kein Wort.

„Ich wollte nur — dir helfen — wegen Hänschen,“ jagt sie entschuldigend. „Nachher — gehe ich wieder —“

Er hat sich in eine ganz dunkle Ecke gesetzt. Und nun wird es so still. Selbst Hänschen drängt nicht mehr mit seiner fröhlichen, hellen Stimme.

„Der ist noch voll heiligen, übernatürlichen Staumens. Ihm ist ein Wunder widerfahren . . .“

Er hat das Christkind gesehen in dieser Nacht.

Da läutet die Glode ihren silbernen Klang. Den kennt Hänschen. Und stürzt hinein und auf dem Baum zu:

„Ah!“

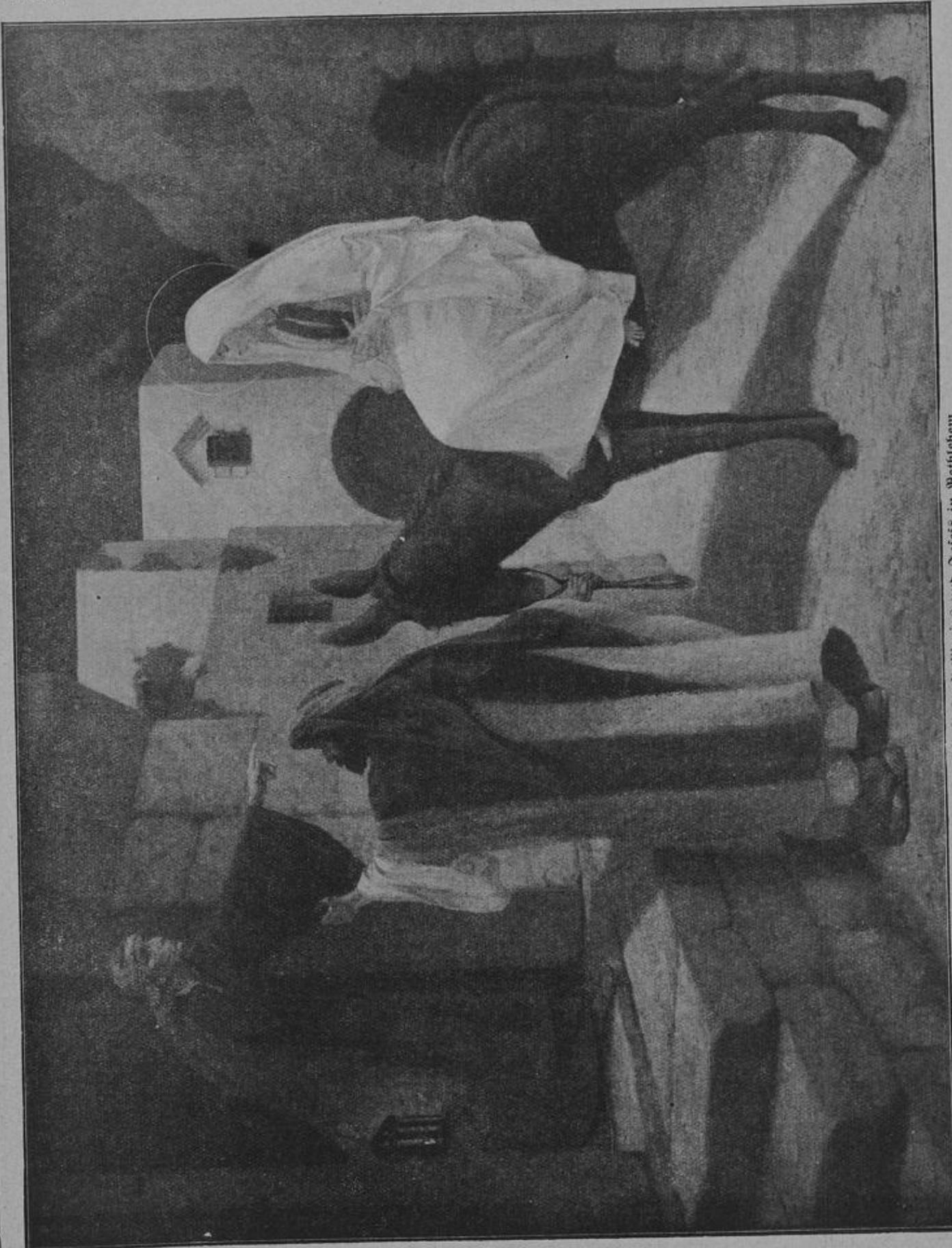
Nun steht er mitten in dem Glanz der Herzen . . . und der Baum streckt stolz seine Äste von sich und redt sich höher in seinem Schmutz. Der kleine Hans achtet seiner Spielachen nicht. Er geht sehen auf Prinzess Turandot zu:

„Bist du — das Christkind?“ Aber dann geht ein Leuchten und Jauchzen über sein kleines, pausbäckiges Gesicht . . .

„Das ist ja Mama! Das ist Mama! Habe ich's nicht gesagt, Papa, daß der liebe Gott sie wieder hergeben muß?“

Schluchzend neigt sich Prinzess Turandot zu dem Kleinen.

Händchen sitzt schon auf dem Schaufelpferd. In der dunkeln Ecke aber finden sich zwei Herzen für alle Zeiten.



Die Ankunft Marius und Jolefs in Betschem.

Und bei dieser Bewegung rollt das winzige Goldtroniem zu Boden.

Das parisiſche Theater mſte in letzter Stunde sein Repertoire ändern.

## Vagabunden-Weihnacht.

Von Franz Rutt.

(Nachdruck verb.)

Ueber die verschneite Landstraße stapft müde und unsicher ein Vagabund. Sein Aussehen verrät ohne weiteres den Trinker, den Herumtreiber, einen von denen, die die Arbeit scheuen, ihr weit aus dem Wege gehen, die den Mühsiggang zu ihrer Herzallerliebsten machen und für ein Glas Schnaps dem Teufel ihre Seele verschreiben.

Tiefe Furchen durchgraben die niedrige Stirn, die Augenlider sind krankhaft gerötet, wie von vielem Weinen. Ein ungepflegter Schnurrbart hängt über die ewig zitternden Lippen. Die Backen hängen in schlaffen Falten. Wüste Stoppeln umstarrten das Kinn. Den dünnen, fettigen Hals versucht er vergebens in dem aufgeschlagenen Kragen seines überall geflickten Rockes zu erwärmen. Die eine Hand steckt in der Hosentasche, krampfhaft zur Faust geballt, während die andere sich an der Brust zu wärmen sucht. Durchlöcherter Schutze treten den weichen, weißen Schnee.

Ab und zu blinzelt der Mann in die Ferne. Kam das Nest denn noch immer nicht? Ihr fröstelt. Fester zieht er den sadenscheinigen Rock um sich. Fester und härter sucht er aufzutreten. Diese Kälte. Dieser Winter überhaupt. „Det soll nu Weihnacht sinn! Aee, det is nich Weihnachten — — Det is der Tag des Herrn,“ gröhlt er in die abendliche Stille.

Von einem Aste über ihm hat sich ein weicher Ballen Schnee gelöst und fällt mit dumpfem Aufschlag in den weichen Teppich. Auf einem abgestorbenen Arm eines alten, hohen Baumes hockt wie ein schwarzer Aler gegen den weißgrauen Himmel ein Rabe und äugt mißtrauisch auf den späten Wanderer. Der hat aufgeschaut, als die Schneeflast zu Boden fiel und hat den Raben erblickt, der einmal mit den schwarzen Fittichen durch die stehende Luft schlägt.

„Rabenvieh! Wart, Kerlchen, liebes Kerlchen, gleich schmeiß' ich dir was ins Kreuz.“

Wie schwarze Perlen blitzen die kleinen, böshaftern Augen des schwarzen Gefellen.

„Wat, willstest noch wat von mir? Gleich kriegstest wat, du Mas — —“

Stieren Augen starrt er auf den Totenvogel, der ungewöhnlich oben hockt.

„Wart'ste auf mich? — Wart, du Vieh, — gleich — gleich hab' ich et — —“

Im Schnee hat er einen dünnen, abgehackten Ast bemerkt und bückt sich, um damit nach dem Vogel zu werfen, der in starrer Ruhe dort auf dem Zweige sitzt. Dabei fällt aus seiner Brusttasche eine breite, flache Flasche in den Schnee. Sofort greift er danach. Zitternd führt die rechte Hand die Flasche zum Munde. Er versucht umsonst, noch einen Tropfen herauszubringen. Jäher Zorn flackert in seinen Augen. Der Rabe fällt ihm wieder ein.

„Du Vieh, nicht einen Tropfen Schnaps mehr, warte, du kannst aus der leeren Pulle sausen — da!“ Er wirft nach dem Vogel, aber zu kurz; Mirrend zerschellt die Schnapsflasche am Stamm des Baumes.

Der Rabe schlägt einige Male, langsam, streichend, geisterhaft, mit den samt-schwarzen Flügeln und krächzt dreimal ganz kurz. „Ja, nu singstest Vögeln, ja, slau ich auch. Nachher sing' ich auch, aber — erst —“ er macht eine hastende Bewegung nach dem Vogel hin, „erst ein Zug Schnaps —“. Und dann starrt er auf die Scherben am Fuße des Baumes.

„Verd..... Vogel,“ flüstert er, „laß mich vorbei.“

Der Vogel krächzt.

„Laß mich vorbei —.“

Scheu und verstört zu dem Raben aufblickend, hastet der Mann weiter, so schnell seine müden, zitterigen Beine es zulassen.

Durch einen Riß in den schweren Wolken geistert der Mond. Am Boden zeigt sich ein verschlungenes Gebild blaßschattender Stämme und Aeste. Das Hermelinkleid der Bäume schimmert silbern.

In der Ferne bellt ein Fuchs, klagend klingt es herüber. Ein schlankes, braunes Reh, dem die Lichter erschreckt in dem schmalen Kops stehen, schaut dem unsicher hastenden Mann nach. Der eilt wie gejagt weiter. Sieht nicht rechts noch links. Er starrt vor sich hin auf den glühenden Schnee. Ab und zu fährt er mit einer Hand über die Augen. Sie schmerzen. Ein kalter Wind kommt ihm entgegen und treibt ihm die Tränen in die Augen.

Wieder tönt das heiße Gebell des fernen Fuchses durch die kalte, klare Luft.

„Hast du auch Hunger,“ flüstert der Mann vor sich hin. „Ach, nur einen Tropfen Schnaps —! Weihnachten, ja woll, mit'n Christbaum un viele Lämpfens. Und dann wird gesungen: Heilige Nacht —, ich weiß et nicht weiter. Heilige Nacht — un meine Mutter sitzt zuhaus un wartet uf mir — und dann jiebt et Keppel un —. Aber ich will Schnaps haben — Alliche, hörstest, Schnaps will ich haben! — Un det Rabenaas trinkt aus die leere Pulle —.“

Einige hundert Meter vor ihm flackert ein Licht auf. Und jetzt fallen Flocken. Mit einem wüsten Fluch begrüßt sie der Landstreicher. Und immer dichter fallen sie, die kleinen, weißen Federchen.

Der Mann hat das erste Haus erreicht. Ruhig liegt es da, inmitten eines verschneiten Gärtchens. Die Stäbe des Gitters tragen ein weißes Käppchen. Aus zwei Fenstern fallen breite Streifen rotgelben Lichts.

Der Mann schlürft weiter durch den Schnee. Sein Schritt hat sich schon merklich verlangsamt. Die Beine wollen nicht mehr. Er ist so müde, so müde — —

Und dann hat er das Haus seiner Mutter erreicht. Mit zitterndem Knöchel klopft er. Niemand hört ihn, niemand kommt. „Eine Pulle Schnaps“, murmelt er.

Er klopft zum zweitenmale. Niemand öffnet. Und zum drittenmal tritt er mit dem Fuß gegen die Tür. Nun nähern sich eilige Schritte. Ein Riegel wird zurückgeschoben. Und in der Tür steht ein starker Mann, in der rechten Hand eine hellbrennende Lampe. — — „Wat is —?“ fragt er.

„Mutterken, man een Glas Schnaps — —“

Arach, fliegt die Türe zu. Dicke Finsternis umfängt den Vagabunden. „Nicht mal een Glas Schnaps — —?“

Fast unhörbar kommt es von des Mannes Lippen. Er wendet sich zum Gehen. Da gewahrt er die erhellten Fenster. Mit einem Schritt steht er im Licht und kann nun ungehindert in das Zimmer sehen. Da bietet sich ihm ein süßes Bild. Auf einem niedrigen Tisch steht eine schlankte Tanne in ihrem frischen jungen Grün, besteckt mit zahlreichen Lichtern. Und neben dem Tische sitzt ein junges Weib, einen blenden, lockigen Bengel auf dem Schoße. Und der starrt mit ganz entzückten Augen hinein in all den Glanz und das Licht.

Leise, daß man ihn nicht höre, ganz leise tritt der Mann von dem Fenster weg. Seine Züge haben sich seltsam verändert. Die vorher stieren ausdruckslosen Augen haben einen ganz sehnsüchtigen Glanz bekommen. Verfürzt streicht er sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er etwas austreichen, wegwischen.

— — Mutterken, bistest tot — —? Wart, Mutterken, ich laß dich nicht mehr allein, ich komm zu dir — aber erst — erst noch ein Glas — —!“

Hestig schüttelt er den Kopf. Ne, nicht an Schnaps denken. Die Mutter, sein altes Mutterken will er ja besuchen, auf'n Kirchhof gehn — — Und müde, sterbensmüde schleppt er sich durchs Dorf. Und dann liegt der Friedhof vor ihm.

Die Steinsäulen zu beiden Seiten des Tores, stehen wie sturme, treue Wächter. Und das Gitterwerk ist wie mit silbernem Pinsel nachgezogen. Ein Torflügel steht offen. Nur noch ein paar Schritte, dann ist er da.

— — Mutterken, jetzt komm ich zu dir — — Wart, erst muß der Vogel aus die leere Pulle — — ne, nicht wieder an Schnaps — —, Mutterken, ich komme. — — Ueber einige Gräber stolpert er hinweg. Hält sich an den Kreuzen und stolpert weiter.

Und dann fällt er hin, quer über ein Grab. Ein armseliges, schmutzloses Grab. Ein armseliges Holzkreuz steht schief im Boden. Ein Papierkranz raschelt im Winde. Mit-leidig hat der Winter eine weiße Decke über die Erbarmlichkeit dieser letzten Ruhestatt gelegt.

Und die Flocken fallen immer noch, ganz dicht, und hüllen den reglos Daliegenden in einen weichen warmen Mantel.

Und aus all dem Schnee und all den Flocken tritt eine kleine, gebückte alte Frau mit schlohweißem Haar und kommt langsam schwebend auf den Mann im Schnee zu — — nimmt ihn in ihre knöchernen, alten Arme, bettet seinen Kopf an ihre Brust und flüstert ihm zärtlich ins Ohr: „Bist mien joden, grodten Jung, mien lieben Jung — —“

Und leise, ganz leise, bewegen sich die Lippen des Schlafenden, unhörbar, nur die Flocken, die ganz nahe an seinem Munde vorbeifliegen, und der Wind, der heimlich über die kahlen Gräber streicht, haben es gehört, was die blaffen, zitternden Lippen flüstern: — — Mutter, Mutterken, — — nu kein Schnaps mehr, — — nein, — — kein Schnaps.“

Am andern Tage ging einer über den Friedhof und fand die Leiche. Quer über dem Grabe der Mutter, den Arm um das Holzkreuzchen geschlungen, lag der Bagabund, ein seliges zufriedenes Lächeln um die nicht mehr zitternden

Lippen. Die Falten auf der Stirn hatten sich geglättet, und die Augentwimpern bedeckten mitleidig die rotgeränderten Lider.



### Bei den Schnitzern im Berner Oberland

(Nachdruck verboten.)

Wer nach Luzern oder Interlaken kommt und die eleganten Bazare auf dem Schweizerhofquai oder Höheweg mustert, wo mit tausenderlei Köder nach dem Gelde der Touristen geangelt wird, dem fallen ganz bestimmt die vielen geschnitzten Holzwaren auf. Es sind ihrer eine solche Menge in allen Abstufungen vom Handwerksmäßigen bis zum künstlerisch Vollendeten, von 0.50 Frs. Stück bis zum gletscherhaft kostspieligen, daß niemand in Verlegenheit kommt, der den Lieben daheim ein originelles Andenken von seiner Schweizerreise mitbringen muß. Und doch wieder in die größte Verlegenheit: soll er dort die zierliche Ziege auswählen, oder jene bunte Kuh, oder einen von den zottigen, drolligen Bären — ja die Bären in allen Größen und Stellungen bis zum lebensgroßen, der als Kleiderablage im Flur steht, sind unfehlbar die bête de résistance der Schnitzer — vielleicht das niedliche Schwälbchen da ist gleich ein ganzes Nest voll, die von den Alten gefüttert werden; oder einen von den vielen toten Gegenständen: Schweizerhäuschen als Sparbüchse oder Tintenfaß, Gießbecken, Leuchter, Federhalter, Wandteller oder sogar einen Tisch mit eingelegter Arbeit und passenden Stühlen dazu!

Wenn ich soviel anlegen wollte, würde ich allerdings den majestätischen Bernhardiner wählen, den sie dort in kluger Berechnung vor die Türe gelegt haben. Wie mancher harmlose Spaziergänger ist schon jäh erschrocken, wenn er nichts ahnend, plötzlich vor der Bestie stand, die man auch gar nicht von einer Lebenden unterscheiden kann. Vorn im Lade das Hundeidyll ist vielleicht noch reizender. Wie die Zungen so allerliebste auf der würdigen Alten herumklettern!

Es ist jedoch nicht meine Absicht, auch nur die besten Stücke hier aufzuzählen; ich wollte den Leser, wenn er mit will, heute, in der schönen Weihnachtszeit, wo manchen Gabentisch auch Schnitzwerke zieren mögen, dahin führen, wo all die schönen Sachen von fleißiger und kunstgeübter Hand geschnitten werden. Nebenbei — wer rechnet, kann da mitunter recht hübsche Stücke viel billiger wie im Magazin erstehen.

Nabe bei der Landebrücke der Dampfschiffe am Brienzsee zu Interlaken überschreiten wir die schnelle, im Morgenfonnenschein grünsetzende schimmernde Aare und folgen der Landstraße nach Brienz. Links sind schöne Anlagen am Bergabhang, worin man sich gut für Kletterpartien vorbereiten kann. Weiter wandern wir unter schattigen Bäumen und erreichen nach 20 Minuten das Dorf Goldswyl. Hier erblickt du schon Schnitzwerkstätten, kenntlich an den ausgestellten Arbeiten oder an den Aufschriften. Einige Schnitzer nennen sich „Schnitzler“ — jedenfalls kein Schnitzer für schweizerisches Sprachgefühl. Doch wir wollen noch eine Viertelstunde weiter gehen bis nach Ringgenberg mit seinem eigenartigen, an unsere alten Stadttore erinnernden Kirchturme, der über die Bäume ringsherum malerisch hervorragt. Nabe bei der Kirche ist das Seeufer und die Dampfschiffhaltestelle. Ringgenberg ist ein echtes Schnitzerdorf; fast jedermann ist in der Schnitzindustrie tätig, in der — das sei hier vorweg bemerkt — eine weitreichende Arbeitsteilung eingeführt ist. Wir gehen langsam durch den kleinen Ort. Rechts schaukelt an einem Hause das blyblanke Wahrzeichen jener Kunst, welche gegen unsern Haarwuchs den Krieg bis aufs Messer mit Schere und Schermesser führt; das leuchtende Becken, welches der untadelige und unerschrockene Don Quijote einst für den Helm eines berühmten Helden hielt. Da wir auch Schnitzarbeiten am Fenster des Barbiers sehen, so treten wir ein, um zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Der Mann trieb die edle Bartkräzerei nur im Nebenamte, und so erfuhren wir von ihm manches über die Schnitzerei.

Lassen wir die Augen in der Werkstätte etwas rundgehen, die weil der Kopf stillhalten muß.

Am Fenster steht eine Hobelbank, wie beim Schreiner; an der Wand hängt eine Säge, aber das Hauptwerkzeug sind die vielen, vielen Meißel mit runder, gerader schräger schmal, breiter, aber immer sehr scharfer Schneide. Holzschnitte und Handzeichnungen sind vor dem Werkisch an die Wand gespießt; ein großer und ein kleiner Schrank bergen fertige Sachen, aber nur Kühe und Ziegen, auch die Wilder zeigen nichts anderes. Bald hören wir von dem Manne. — er hat ein scharfes Messer — daß jeder Schnitzer nur ein eng begrenztes Gebiet beherrscht. Er selbst schnitzt lebenslänglich nur Ziegen und Kühe, ein anderer nur Bären, ein dritter nur Schwalben, ein vierter nur geometrische Ornamente, wieder ein anderer pflanzliche. Wir sahen eine Stuhllehne in der Werkstatt, gekrönt von einem Ziegenbock, der gerade noch als Letztes hier fertig werden sollte. Die Lehne war schon in drei Händen gewesen. Wieviel Arbeit mag da eine große Weihnachtsstippe machen! Die Beschränkung auf wenige Modelle erleichtert natürlich die Ausbildung der Schnitzer wesentlich und ermöglicht ein immer schnelleres und vollkommeneres Arbeiten. Die Schnitzerei ist noch Hausindustrie und Kleinbetrieb. Wem sollte das nicht freuen! Die Leute verdienen zwar nicht viel, aber sie leben frei und sorgenlos; denn alle treiben gleichzeitig Landwirtschaft. Möchten sie nie in die elende Fabrikllaverei geraten! —

Vom Vater lernt der Sohn frühzeitig die ersten Handgriffe; dann muß er drei Jahre lang die Zeichenschule zu Interlaken besuchen, hierauf die Schnitzerschule zu Brienz, und für höher Strebende gibt es noch Lerngelegenheit zu Bern. Leicht ist die Sache nicht, schon das bloße Zeichnen nicht. Man versuche nur, eine Tierfigur zu zeichnen. Von da bis zum plastischen Gestalten in Holz ist noch ein weiter Schritt.

Inzwischen hat der Schnitzer-Bartpußer seine verschönernde Tätigkeit an uns beendet, und zwar, ohne daß Späne geflogen sind, was ja immerhin durch Rückfall in die gewöhnliche Beschäftigung möglich war.

Jetzt können wir seine fertigen Sachen mit Muße mustern. Ja, die Ziege da, das sieht man mit einem halben Auge, das ist sein bestes Stück, als ob sie lebte und lebte. Wie konnte er nur die dünnen, gebogenen Hörner schnitzen, daß sie nicht brachen! „Wieviel dafür?“ Leider ist das sein Modell, das er von der Schule mitgebracht hat und nicht abgibt. Doch wir finden eine Kuh, Simmenthaler Rasse, auch meisterhaft geschnitten, und eine Gemse, und erstehen sie billig.

Beim Hinausgehen entdecken wir noch ein Tenorhorn und ein Militärgewehr in der Werkstätte; unser Schnitzer gehört also nebenamtlich nicht bloß in die edle Bartkräzerei, sondern auch in die Gilde der Musiker und treibt endlich noch Tell's Handwerk, das ja allerorten in der Schweiz blüht. Fast jedes Dorf weist einen Scheibenstand auf.

Am offenen Fenster im Hause nebenan sitzen gleich drei Schnitzer; unermüdblich tätig sind Hand und Mund: sie pfeifen wie die Lerchen. „Grüß Gott, darf man zusehen?“

Sie haben es gerne; denn sie wollen uns einen der winzig kleinen Bären verkaufen, woran einer der drei arbeitet. Kaum so groß wie ein Fingerhut ist das täppische Stelchen; man meint, der Schnitzer müsse blind werden bei solcher Arbeit.

Uebrigens wurde im selben Hause auch ein Bär von ein Meter Höhe bearbeitet, der auf einer Stange einen Keller für einen großen Blumentopf trug. Vom Zwerg zum Riesen ist nur ein Schritt. Beim Niesen mußten natürlich große Meißel herhalten, ein Hammer mithelfen; es flogen grobe Späne, aber warte nur: allmählich, ganz allmählich werden

sie immer kleiner und feiner, wie die benutzten Meißel. Erst war's ein stolziger Klob, eine unförmliche Bärensilhouette mit kaum kenntlichen Umrissen; so ungefähr wie Kinder Tiere malen, so kam er in die Werkstätte. Ehe er als richtiger Pottel und Brunnbar abziehen kann, muß er noch unzählige Meißelstrieche erleiden. Der zweite Schnitzer am Fenster beginnt eben an zwei handgroßen Stücken. Sie haben nachts im Wasser gelegen.

Kitsch, ratsch, fliegen die Späne. Er will gewiß eine Probe seines Könnens ablegen. Der Hals wird sichtbar . . . die Beine . . . aber, o weh! Blinder Eifer schadet nur: Da fliegt der ganze Kopf weg! Aergerlich sieht der Nachbar den tühnen Schnitzer an. Das Stück ist hin; sofort wird das zweite gleichzeitig vorbereitete zur Hand genommen.

Wir haben uns lange genug aufgehalten, also weiter das Dorf hinab. Bald hören wir eine Säge knirschen. Aha! Das kann man sich schon denken, dort werden all die Klöße und Klößchen zugeschnitten — Arbeitsteilung — und zwar, wie modern! mit elektrischer Energie, was die sichtbare Starkstromleitung verrät. Holzstämme liegen ums Haus herum, meist Kufsbäume. Ueberall an allen Wegen, in allen Gärten, an den Abhängen des Grat sieht man sie in Menge heranwachsen.

Wer noch ein Weichen in Ringgenberg verbleiben will, der laun im Wirtshaus „Zum Edelweiß“ noch mehrere interessante Dinge erfahren.

S. Oberbach, Witburg (Eifel).



## Für unsere Kleinen.

### Weihnachtsvorbereitungen im Himmel.

Für die kleine Welt erzählt von B. S.

Lauscht nun einmal, liebe Kinder! Im Himmel geht es vor Weihnachten ganz besonders geschäftig zu. Stellt euch nun einmal eine große, große, schöne Küche vor, ungefähr wie die größte Stadt, die euch bekannt ist, mit den vielen Straßen und Häusern. Die Küchenwände sind aus Marmor, und Tausende von Englein hantieren darin mit wunderbar glänzendem Geschirr. Ihr müßt nämlich wissen, des Himmelvaters Kochtöpfe sind alle mit Diamanten besetzt. Seht ihr, zerbricht nun in der Himmelküche so ein glühendes Töpfchen, sehen wir leuchtende Scherben durch die Luft fliegen; das sind die Sternschnuppen. Eine ähnliche Bewandnis hat es mit den Kometen, denn diese gehören auch in unseres Herrgotts Küche. Manchmal ist ein pausbädiges Englein recht übermütig, so hängt es schon im Sommer eine Weihnachtsstudenform in den Wolken aus, und wir sehen dann eine seltsame Gestalt am Himmel und wundern uns. Es kann auch der übergroße Eifer eines Küchenengels schuld sein, und die ganz Kleinen wissen mit den Jahreszeiten noch nicht Bescheid. Lange, ehe der Nikolaus kommt und die bösen Kinder mitnimmt, ich hoffe ihr seid nicht dabei, kommt Gott Vater zu den Englein in die Küche und erlaubt ihnen, mit den Weihnachtsbäckereien anzufangen. Da tollen sie nun freudig einher und springen und lachen, denn das Backen bereitet ihnen große Lust. Die knusperigen Kringlechen sind fertig, nur müssen sie noch mit Zuckerstaub bestreut werden. Die kleinen Geister schleppen einen großen Sack herbei, so groß, daß hundert Mädeln und Buben darin Play hätten, und jedes möchte seine Kringlechen zuerst bestreuen. Sie balgen sich und verschütten den halben Sack. Da machen sie nun große Gesichtser und schauen angstvoll auf die Erde. Aber seht, unten patzen Kinder in die Hände, und groß und klein freut sich und rufen: „Der erste Schnee.“ Nun lachen die Englein auch und zerren den lieben Herrgott an des Schlafrocks Enden herbei. Er droht wohl mit dem Finger, doch als er die Menschen sich freuen sieht, sagt er gerührt: „Ihr dürft noch mehr Sacke mit Zuckerstaub ausschütten, ihr könnt sie alle ausschütten, alle, die ich vorrätig habe.“ Das gab ein Gallo! Und sie schütteten und schütteten, daß die weißen Flocken lustig und dicht durch die Wolken wirbelten. Nun wollt ihr wißbegierigen Kleinen gleich hören, woher sie im Himmel den Zuckerstaub beziehen. Nun, vom hohen Norden, wo die Eskimos wohnen, die sich von Fischtran und Seehunden nähren und auf Eisfeldern in kleinen, schmutzigen Hütten hausen. Näheres erzähle ich euch ein andermal. Beim Kochen und Backen muß nun ein Englein Wasser hihen, damit sie die Kuchenform fein säubern können. Es

saß mit einem Spirituslöcher in einer Wolke, die sehr nieder hing und beinahe einen hohen Berg streifte. Ihr habt nun alle schon oft von feuerpeienden Bergen gehört! Diese Berge haben oben eine große Vertiefung, die ganz mit Flüssigkeit angefüllt ist. Erinnert euch gleich an die vielen ungehorsamen Kinder, die sich mit Zündhölzer, Petroleum und Wasser schon schrecklich verbrannt haben. Gebt ja acht und folgt euerem Mütterchen. Also die Flammen von des Engeleins Spirituslöcher lekten gierig zu dem Berg hinunter, huich, da sprangen sie auch schon in die Flüssigkeit. Ein Flammenmeer züngelte bis in die Wolken, wo das Englein saß. Das fuhr entsetzt und fürchterlich erschrocken auf und stieß mit seinen Flügeln die Schüssel mit dem Pfefferkuchenteig um, daß der Teig gerade in den Berg rann. Das sprühte und zischte und der Berg warf den Teig sofort wieder heraus. Das nennen nun die Leute „Lava“, die Masse nämlich, die auf diese Weise auf die Erde fällt. Sie sieht wie Asche aus und riecht nach Schwefel. Das Englein lief weinend zu Gott Vater; es hätte ja den ganzen Himmel in Feuer setzen können. Zur Strafe erhielt es auch nicht eine Süßigkeit von den vielen lederen Sachen. Ihr wollt nicht mittun? Nun weiter. Wenn die Kinder ganz besonders artig waren, bestimmt der liebe Gott, die Englein sollten auch Schaumrollen backen. Die schmecken gut, aber liebe Kinder, seid keine Schleckermäulchen und Naschtägchen. Ein großes Faß mit Zuckerschaum wurde im Himmel bereit gestellt. Wie er glänzte und wie appetitlich er aussah. Ein ganz kleiner Engel, er war erst kurze Zeit vom Spielplatz in die Küche kommandiert worden, bejaß sich die Sache, und sie gefiel ihm außerordentlich. Da ließ sich ja Schneeballen werfen, und lustig ging's los. Wie das Englein lachte, wenn ein solcher Ball auf den Erdenbergen hängen blieb! Und auf ihrem Wege durch die Luft wurden sie größer, und o weh, sie sängen plötzlich von den Bergen zu rollen an, stürzten krachend auf ein Dörfchen und verschütteten es. Das nennen nun die Menschen einen „Lawinensturz“. Händeringend eilte das Englein zum Herrgott. „Nette sie,“ bat es kniefällig unter einem Strom von Tränen. Und der barmherzige Gott tat es. Das Englein durfte aber nicht mehr in die Küche, es wurde im großen Himmelsgarten verwendet. Dort mußte es Unkraut jäten und Samen säen. Und noch eines. Wenn es nun Weihnachten regnet, fangt mit eurem Plappermäulchen ein paar Regentropfen auf.

Redaktion: Erwin Thissen.  
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag  
Düsseldorf m. b. H.; beide in Düsseldorf.